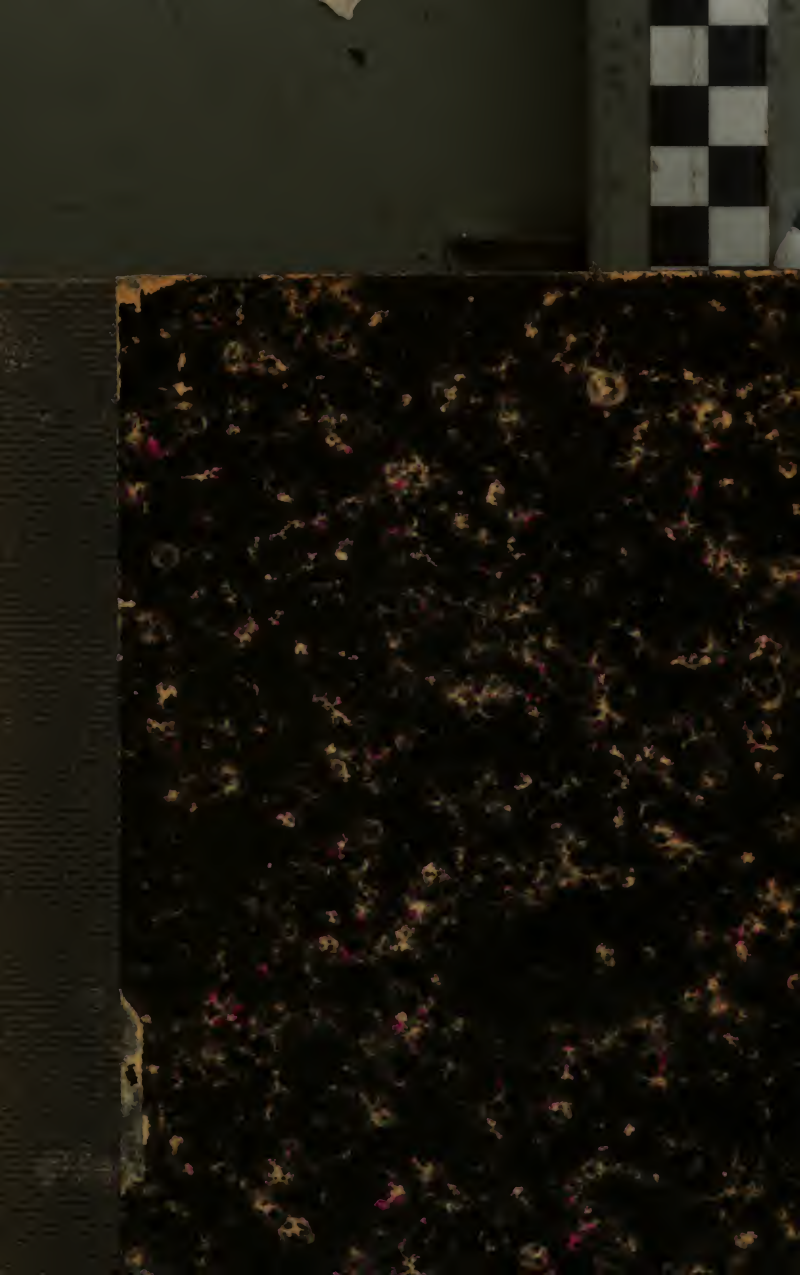


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Der
Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern
aus den
Kreisen der Literatur, Gesellschaft und Wissenschaft.

Herausgegeben
von
Theodor Mundt.

Sechster Jahrgang.
1843.

Erstes Vierteljahrsheft.

In drei Lieferungen.

Aus der Schulzeschen Buchhandlung in Oldenburg

Altona,
Joh. Friedr. Hammerich.
1843.

AP30
F7
v.6

Inhaltsverzeichniss

der

fünf ersten Jahrgänge des Freihafens.

(Diese fünf Jahrgänge sind in allen Buchhandlungen zu haben.)

Der Freihafen 1838. Erstes Heft.

Scheidewege; von **K. A. Varnhagen von Ense.** — Excommunication, Blicke aus dem Leben in die Zeit; von **H. König.** — Christliche Antiphonien; von **K. Rosenkranz.** — Briefe über das Erdenleben; von **C. G. Carus.** — Gedichte aus den Bergen; von **Dr. Mises.** — Literatur- und Correspondenzblätter u. s. w

Der Freihafen 1838. Zweites Heft.

Von Pillnitz bis Sonnenstein; von **H. König.** — Louise Herzogin von Bourbon; von **K. A. Varnhagen von Ense.** — Die eigenthümliche Weltstellung des Islams; von **K. Rosenkranz.** — Der alte Zigeuner. Eine Skizze. — Die Zerstörung von Jerusalem; von **M. Veit.** — Literatur- und Correspondenzblätter u. s. w.

Der Freihafen 1838. Drittes Heft.

Vergängliches und Bleibendes im Christenthum. Selbstgespräche; von **Dr. Strauß.** — Streifzüge durch Belgien; von **Dr. Mügge.** — Zur Jugendgeschichte der Königin Sophie Charlotte von Preußen. Nach französischen Berichten; von **Dr. Guhrauer.** — Vernunft und Leidenschaft. Eine Novelle von der **Fr. v. W.** — Liebes-Duett. Elegieen von **F. Gustav Kühne.** — Die Höhle von Antiparos; von **Semilasso** in Griechenland. — Literatur- und Correspondenzblätter u. s. w.

Der Freihafen 1838. Viertes Heft.

Zum Gedächtniß Adelbert's von Chamisso; von **K. A. Varnhagen von Ense.** — Der neue Hyazinth. Novelle von **Friedrich von Heyden.** — Shakespeare als verlorener Sohn. Ein Fragment von **H. Koenig.** — Goethe's Verhältniß zur Tonkunst; von **Dr. A. Kahlert.** — Literatur- und Correspondenzblätter u. s. w.

Der Freihafen 1839. Erstes Heft.

Adelbert von Chamisso und Rosa Maria. Ein Briefwechsel. (Mitgetheilt von **Rosa Maria**). — Bericht über das Unterrichtswesen der Jesuiten in Freiburg,

827999

von **Th. Mundt.** — Die Sylphide. Nach dem Russischen; von **K. A. Varnhagen von Ense.** — Der Seher des Todes. Ein Sittenbild von **E. Willkomm.** — Vorgänge und Zustände der Schweiz. Zweiter und dritter Artikel. — Physiognomik der Erdfläche; von **C. G. Carus.** — Literatur- und Correspondenzblätter u. s. w.

Der Freihafen 1839. Zweites Heft.

Volksfeste und Volksgesang in Schwaben. — Die Prinzessin. Ein Lebensbild von d. **F. v. W.** — Puschkin's letzte Stunden; von **Basil Shukowski.** — Vorschläge zu einem Wissenschafts-Verein; von **M. Veit.** — Vorgänge und Zustände der Schweiz. Vierter Artikel; (von **Dr. Troxler.**)— Rotteck und Welcker. Eine Skizze von **Th. Mundt.** — Blüthe und Verfall der christlichen Malerei in Italien; von **Julius Mosen.** — Oesterreichisches Culturleben. 1. Die Geistlichkeit. 2. Schulwesen. 3. Aristokratie; von **F. E. P.** — Feierabende. Betrachtungen von **H. Koenig.** — Literatur- und Correspondenzblätter u. s. w.

Der Freihafen 1839. Drittes Heft.

Armuth und Volksvermehrung. Eine Erinnerung an Malthus; von **Franz Baltisch.** — Der Winterabend. Aus dem Russischen des Nikolai Melgunoff; von **Varnhagen von Ense.** — Deutsche Lebensbilder. Aus den Jahren 1778—1782. Nach Familienpapieren von **Dr. B. F. Guttenstein.** 1. Sachsen. 2. Berlin. 3. Hannover. — E. T. A. Hoffmann als Musiker. Mit Beziehung auf die bevorstehende Herausgabe seines musikalischen Nachlasses; von **Hieronymus Truhn.** — Ludwig Tieck und die deutsche Romantik. Historische Skizze von **Rudolph Kausler.** Erster Artikel. — Krieger und Priester. Erinnerungen und Betrachtung von **H. Koenig.** — Charakteristiken heutiger Universitäten. 1. Die Universität Bern; von **** von R.** — Das Frömmlerwesen im Lutherthum. — Literatur- und Correspondenzblätter u. s. w.

Der Freihafen 1839. Viertes Heft.

Briefe Wilhelm Waiblingers aus Italien in die Heimath. — Die schwäbische Brüdergemeinde; von **H. M. z.** — Englische und deutsche Zuchthauseinrichtung; von **Dr. Kruse.** — Ludwig Tieck und die deutsche Romantik; von **Rudolph Kausler.** Zweiter Artikel. — Leben, Liebe und Leiden Torquato Tasso's. Mit Bezug auf die handschriftlichen Mittheilungen des Grafen Alberti; von **Fr. Förster.** — Julius der Dritte. Vorgeschichtliche Novelle. Aus dem ersten Theil bis 1850. Aus dem zweiten Theil nach 1850; von **M. Eternicht.** — Weihnachtssegen; Novelle von **A. Kahlert.** — Hegel und die christliche Freiheit; von **F. A. Märcker.** — Literatur- und Correspondenzblätter u. s. w.

Der Freihafen 1840. Erstes Heft.

Briefe aus Grafenort; von **Karl von Holtei.** — Das Element des Wassers; von **C. G. Carus.** — Ueber den Conflict der geistigen und der materiellen Interessen; von **Dr. H. Schmidt.** — Der Naturforscher; Novelle von **Amalie Winter.** — Oesterreichische Gesellschaft und Aristokratie. — Zeitbewegungen in der Medicin; von Professor **Werber** in Freiburg. Erster Artikel. — Das Volksprincip im Wallis; von **W. von R.** — Der Kosciuszko-Hügel bei Krakau; von **Theodor**

Mundt. — Die Kiehl'ſche Töchterſtiftung; von **L. Mühlbach.** — Städteleben und Königthum im alten und neuen Frankreich; von **Eduard Arnd.** — Literaturblätter und literariſche Notizen u. ſ. w.

Der Freihafen 1840. Zweites Heft.

Der Grundriß der chriſtlichen Weltanſchauung; von **Friedr. Wilh. Carové.** — Das Lied. Aus zerſtreuten Familienpapieren; von **Friedrich von Heyden.** — Rahel Varnhagen, Bettina von Arnim und Julie Bondeli; von **Johann Chriſtoph Freieiſen.** — Der Fluch. Nach einer Volksſage aus dem Ungariſchen des Barons Jóſika: von **Guſtav Steinacker.** — Zeitbewegungen in der Medicin; von **Dr. Werber,** Profeſſor in Freiburg. Zweiter Artikel. — Paulus und Fichte. Ueber einen berichtigenden Zuſatz zu J. G. Fichte's Lebensbeſchreibung; als Anfrage, oder Gegenberichtigung; von **J. H. Fichte.** — Dr. Niederer's Weibliche Bildungsanſtalt in Genf; von Profeſſor **Troxler.** — Die freie Univerſität Brüſſel. — Allgemeine publiciſtiſche Ueberſicht der neueſten Zeitereigniſſe und ſocialen Zuſtände.

Der Freihafen 1840. Drittes Heft.

Die neuen Entwürfe zu einer Regeneration der Geſellſchaft; von **Dr. F. Schmidt.** — Die Geſchiedene; Novelle von **Leopold Schweitzer.** — Der Grundriß der chriſtlichen Weltanſchauung; von **Friedr. Wilh. Carové.** (Zweiter Artikel.) — Ueberlieferungen und Umriſſe aus Napoleons Tagen; von **Helmine von Chezy.** 1. Frau von Genlis und Napoleon. 2. Friedrich und Dorothea von Schlegel. — Deutſcher Volksgeſang am Niederrheine; von **W. von Waldbrühl.** — Oeſterreichs Stellung zu dem allgemeinen europäiſchen Staaten-Syſteme, dem deutſchen Zollverein und den eigenen Völkerſchaften. — Die Univerſität Zürich; von **F. E. P.** — Die politiſche Journaliſtik und Publiziſtik der Schweiz im Jahr 1840; vom Prof. **Dr. Troxler.** — Ruſſiſche Literaturwirren in Deutſchland; von **Walkoff.**

Der Freihafen 1840. Viertes Heft.

Anton Friedrich Juſtus Thibaut und ſein Verhältniß zur Muſik; von **J. C. Freieiſen.** — Eine Volksſage in Niederſachſen; von der **F. v. W.** — Ueberlieferungen und Umriſſe aus den Tagen Napoleons; von **Helmine von Chezy.** — 3. Friedrich und Dorothea von Schlegel in Paris. — Das Ewig-Weibliche. Eine theologiſche Erörterung der Schlußſcene des Goethe'ſchen Fauſt; von **G. L. W. Funke.** — Johannisfeier in Mainz; von **H. Koenig.** — Deutſche Dampfſchiffahrt und Marine; von **J. G. v. Schomberg-Gervaſi.** — Heine, Börne, und das ſogenannte junge Deutſchland. Bruchſtücke; von **Theodor Mundt.**

Der Freihafen 1841. Erſtes Heft.

Die feindlichen Elemente in der Geſellſchaft; von **Dr. F. Schmidt.** Erſter und zweiter Artikel. — Geiſterpfand. Erzählt von **H. Koenig.** — Beranger in Tours; von **Heinrich Laube.** — Bela. Aus den Papieren eines ruſſiſchen Offiziers über den Kaukaſus. Nach Michael Lermontoff; von **K. A. Varnhagen von Enſe.** — Gegenſätze und Widerſprüche in der deutſchen Nationalbildung; von **Theodor Mundt.**

— Die Sage von Don Juan; von **Dr. August Kahlert.** — Reiseseenen aus dem schlesisch-mährischen Gebirge. — Ueberlieferungen und Umrisse aus Napoleon's Tagen. Von **Helmine von Chezy.** — Ueber Tieck's Vittoria Accorombona; von **Theodor Mundt.** — Die deutsche Philosophie in ihrer Stellung zum öffentlichen Leben und zur modernen Gesellschaft; von **C. Biedermann.** — Zwieliebe. Novelle von **Lorenz Diefenbach.** — Der politische Character Napoleon's, während der ersten beiden italiänischen Feldzüge. — Ueber die Erziehung unserer Zeit; von Professor **Werber.** — Oesterreich im Jahre 1840.

Der Freihafen 1841. Zweites Heft.

Was ist im Christenthume christlich? von **H. Koenig.** — Ein Sonntag im alten Lutetia zur Zeit der Merowinger. Novelle von **Eduard Arnd.** — Dr. Karl Follen. Mit Benutzung von noch ungedruckten Briefen desselben aus Amerika in die Heimath; von **Karl Buchner.** Erster und zweiter Artikel. — Der Selbstmord unter den in fremdem Kriegsdienste stehenden Schweizern, mit erweiterter Ansicht der Selbsttödtung. — Das Fourier'sche Socialsystem, seine Anhänger und Erklärer. — Fahreddin Emir der Druse; von **C. M. Ed.** — Das neue philosophische System des Lamennais. — Ueber Gervinus als Literarhistoriker; von **Hermann Andreas Müller.** — Ueberlieferungen und Umrisse aus den Tagen Napoleons. 5. Fr. von Schlegel's letzte Lebensjahre; von **Helmine von Chezy.** — Die Javanen; von **Dr. Eduard Selberg.** — Goethe's Controverse mit Lavater oder der schöne Geist und die fromme Seele; von Professor **Troxler.** — Andreas Gryphius und das deutsche Drama; von **Dr. E. Gervais.** Erster Artikel. — Bettina und der Cultus des Genius; von **Theodor Mundt.**

Der Freihafen 1841. Drittes Heft.

Trajine; von **L. Mühlbach.** — Politische Charaktere aus dem achtzehnten Jahrhundert. I. Die Prinzessin Orsini. — Die Heilwahrheit des kalten Wassers. Ein Vortrag in der Versammlung der Wasserfreunde zu Dresden. — Zur Geographie der Politik; von **F. von Schönholz.** — Die Epochen der Civilisation mit besonderer Beziehung auf Frankreich; von **Eduard Arnd.** Erster Artikel. — Lessing und der Begriff der Toleranz; von **Dr. Wilhelm Meyer.** — In Böhmen. Aus dem Reisetagebuch eines politischen Tölpels. — Das System der speculativen Philosophie; von **Nees von Esenbeck.** — Thomas Münzer; von **Theodor Mundt.** — Die Epochen der Civilisation mit besonderer Beziehung auf Frankreich; von **Eduard Arnd.** Zweiter Artikel. — Eine bürgerliche Pension. Aus dem Tagebuche eines unmoralischen Menschen. Mitgetheilt von **F. E. Pipitz.** — Physiologische Betrachtungen über die Geburt der Erdenmenschheit; von **Dr. Herm. Klencke.** — Ueber Hoffmann von Fallersleben's unpolitische Lieder; von **Theodor Mundt.**

Der Freihafen 1841. Viertes Heft.

Philosophie, Christenthum und Kirche. — Auf der Ostsee. Reisebild und Zeitbetrachtung; von **Friedrich Saß.** Erster und zweiter Artikel. — Die Epochen der Civilisation mit besonderer Beziehung auf Frankreich; von **Eduard Arnd.** Dritter und letzter Artikel. — Rechts- und Staatsphilosophie des Professor Ahrens in Brüssel; von **J. Frauenstädt.** — Grundriß zu einer Geschichte der Tragödie; von **Julius**

Mosen. — Geld und Kohle. Novelle von **L. Mühlbach.** — Ueber den constitutionellen Geist der nordischen Völker. — Die Aufgabe und Bedeutung der Diätetik; von Professor **Dr. K. W. Ideler.** — Die Reise nach Java. Mittheilungen aus meinem Tagebuche; von **Dr. Eduard Selberg.** — Walhalla. Deutscher Ruhm in Baiern. — Der Ring. Novellette. — Die Standesunterschiede und der Adel; von **Ehrenreich Eichholz.**

Der Freihafen 1842. Erstes Heft.

Pfingstfeier; von **H. König.** — Der Montmartre; von **Eduard Arnd.** — Der Virtuose. Novelle von **L. Mühlbach.** — Die Aehnlichkeit der Heilungsgesetze in der physischen und moralischen Welt; von Professor **Dr. Werber.** — Andeutungen über den Zusammenhang der Schelling'schen Philosophie mit der romantischen Schule; von **Theodor Mundt.** — Der Bürger-Consul Bonaparte und der hamburgische Senat. Historische Skizze von **C. M. Ed.** — Die menschenfressenden Battaker. Etwas aus Junghuhn's Reise durch Java und Sumatra. Mitgetheilt vom Präsidenten **Nees von Esenbeck.** — Politische Charaktere aus dem achtzehnten Jahrhundert. 2. Der Cardinal Alberoni. — Der Spiegel. Novellette von **Philippine M. g. S.** — Ueber die Gefahren der Mäßigkeitsvereine; von **Dr. Loewe** in Berlin. — Die transatlantische Literatur. — Selbstbetrug. Novelle von **Dr. Adolf Stahr.** — Die Universität Gießen; von **Karl Buchner.** Erster Artikel. — Der Bau des Doms zu Köln und die Familie Rothschild. — Claus Harms und die orthodoxe lutherische Kirche in Holstein. Eine Stimme aus Holstein. — Ueber ein Rechenbuch mit protestantischen Tendenzen; von **K. Heinzen.** — Britisch-Keltische Literatur; von **Lorenz Diefenbach.**

Der Freihafen 1842. Zweites Heft.

Die Universität Gießen; von **Karl Buchner.** Zweiter Artikel. — Der polnische Patriot. Novelle von **A. Mauritius.** — Die materiellen Interessen und die Bildung der Zeit, zunächst in Beziehung auf Deutschland; von **Chr. Feldmann.** — Bilder aus dem Böhmerwalde; von **Joseph Rank.** — Fashionable Literatur; von **H. Koenig.** — Liebe Menschen. Ein Idyll aus der gebildeten Welt; von **Berthold Auerbach.** — Ueber den Rechtszustand des deutschen und französischen Familienlebens. — Reise nach Java. Mittheilungen aus meinem Tagebuche; von **Dr. Eduard Selberg.** Zweiter Artikel. — Vermischte Nachrichten. (Napoleon in Glogau.) — Malcolm Sinclair. Ein Opfer der Diplomatie im achtzehnten Jahrhundert; von **August Kahlert.** — Die entscheidende Stimme. Novelle von **Isidorus Orientalis.** — Lessing und die Idee der Toleranz; von **Dr. St.** in Altona. — Helgolandica. Erstes Buch. Erster Artikel; von **Ad. St.** — Die Bedeutung auch blos berathender Stände in Deutschland und der Rückzug Holsteinischer Abgeordneter; von **Chr. Feldmann.** — Vermischte Nachrichten. (Zur Lehre von geheimen Umtrieben. — In Sachen des Kranke'schen Rechenbuchs.)

Der Freihafen 1842. Drittes Heft.

Zur Charakteristik von Joseph Görres; von **Dr. Heinrich Merz.** Erster Artikel. — Tonele mit der gebissenen Wange. Eine Schwarzwälder Dorfgeschichte; von **Berthold Auerbach.** — Helgolandica. Erstes Buch. Zweiter Artikel; von **Ad. St.** — Die Höfe und die Kunst; von **Ehrenreich Eichholz.** — Vermischte Nachrichten.

(Schiller als franzöſiſcher Bürger.) — Teſtament und Rache. Novelle von **Apollonius von Maltitz.** — Zur Charakteriſtik von Joſeph Görres; von **Dr. Heinrich Merz.** Zweiter Artikel. — Der Selbſtmord. Ernſte Blicke ins Leben und in die Zeit; von **Friedrich Saß.** Erſter Artikel. — Bücherſchau. (Schriften vom Verfaſſer des Vierey; von Sallet, Levitſchnigg, Bruno, Oldenburg, Mügge, Riedel, Bacherer, Henſe, H. Koenig. — Vermiſchte Nachrichten. (Preußiſche Journaliſtik und Anderes.) Louis Philipps Jugendſchickſale; von **A. Herrmann.** — Das Geheimniß. Novelle von **Amalie Winter.** — Der Selbſtmord. Ernſte Blicke ins Leben und in die Zeit; von **Friedrich Saß.** Zweiter Artikel. — Bücherſchau. (Schriften von Hallmann, Eder, Kohl, Brunnow, Ramshorn, Mühlbach, Trollope, Steffens.) — Vermiſchte Nachrichten. (Politik. Journaliſtik und Polemik.)

Der Freihafen 1842. Viertes Heft.

Zwei noch ungedruckte Briefe von Göthe, deſſen Farbenlehre und die Inſel Helgoland betreffend. Mitgetheilt vom Hofrath **C. D. von Buttel** in Oldenburg. — Der Schatten der Königin. Hiſtoriſche Erzählung; von **Anton Mauritius.** — Geſchichte der deutſchen Bühne. Erſter Artikel. — Neue Wiener Spiegelbilder 1. Ludovika von Oeſterreich-Eſte. — Bücherſchau. (Schriften von Dörow, Weerth, Scherr, Pipitz u. A.) — Vermiſchte Nachrichten. (Artiſtiſches. Polemik. Touriſtik.) — Geſchichte der deutſchen Bühne. Zweiter Artikel. — Lorentino. Novelle von **L. Mühlbach.** Erſte Abtheilung. — Aſterios, oder der Genius der alterthümlichen Menſchheit; von **Eduard Arnd.** — Wiener Eindrücke. — Bücherſchau. (Der falſche Woldemar; von **Wilibald Alexis.** —) Vermiſchte Nachrichten. (Das rheiniſche Gemeindeweſen.) u. ſ. w. u. ſ. w.

I.

Literatur, Philosophie und Völkerbildung.

(Aus einem akademischen Vortrag über Philosophie der Literatur.)

Von

Theodor Mundt.

Die Ankündigung einer „Philosophie der Literatur" kann in unserer Zeit, wo alles Wissen zu einer höheren Einheit an einander gerückt ist, nichts Befremdliches mehr haben, sondern dieser Name bezeichnet eben nur diejenige Einheit des Wissens, zu welcher durchzudringen, in welcher Alles zu verbinden und zu gestalten wir uns in unserer Zeit bei der Betrachtung aller Dinge aufgefordert finden. Denn wir bewegen uns in einer Zeit, welche, wie unglücklich zerstückelt und zerfallen sie auch sonst sich anschauen mag, mehr als irgend eine andere aus dem Vollen und Ganzen lebt und strebt, und zur Ueberwindung ihrer äußern und innern Gegensätze sich nicht mehr mit täuschenden Formeln, wie sie früher oft Jahrhunderte lang vorgehalten haben, abzufinden vermag. Dies ist die Epoche, in welcher der in sich selbst zu seinem Recht gekommene Gedanke sich mit der Freiheit der Persönlichkeit zusammenschließen will zu dem wahrhaft harmonisch ausgeglichenen Bildungszustand der Menschheit, zu jenem Zustand der freien Wirklichkeit, welche nicht allein das rein Vernünftige ist, sondern in und mit dem rein Vernünftigen zugleich das persönlich Lebendige, individuell Berechtigte, und somit die wahre Erlösung der Wirklichkeit durch die

Freiheit der Persönlichkeit darstellend. Die deutsche Wissenschaft ist es, welche dies große Werk der Völkerbildung in diesem Sinne in der letzten Zeit am Durchgreifendsten unternommen, und darin mit derjenigen hohen Leidenschaft gearbeitet hat, welche dem deutschen Geist zu allen Zeiten wundersam eigen gewesen, und die am Ende die Bedeutung der That erlangt. Arbeitet aber gegenwärtig der deutsche Geist in allen Wissenschaften zu dieser höheren Lebenseinheit, zu dieser wahrhaften Befreiung der Wirklichkeit hin, so soll auch kein einzelner Theil des Wissens von der allgemeinen Aufgabe der Zeit sich ausgeschlossen zeigen, am allerwenigsten aber kann es das Wissen von der Literatur, deren Betrachtung sich in diesem Sinne als eine philosophische besonders demjenigen literarhistorischen Pragmatismus gegenüber geltend machen muß, welcher jede Einzelnheit für sich allerdings recht gründlich betrachtet, und darin immer seinen Werth behaupten wird, in dem aber die Literatur, an das Interesse der bloßen endlichen Erscheinungswelt verloren, und in einer zum Theil willkürlichen Zersplitterung ihrer Gebiete, nicht als das, was sie ist, nämlich als der objective Organismus einer ganzen Weltanschauung hervortreten kann.

In der Literatur, wie sie leibt und lebt, diesen Organismus der gesammten Weltanschauung, diese objective Gestalt alles Wissens und Schaffens in den Völkern, zu erkennen und zu erklären, wird die Aufgabe einer Philosophie der Literatur sein, und sollen und können mit diesem Namen weiter keine Prätensionen gemacht werden, wie denn auch der Name der Philosophie überhaupt, nach der bekannten Erzählung vom Pythagoras, eigentlich schon eine Bescheidenheit und Demuth in sich schließt, woran in heutiger Zeit vielleicht mit einigem Nachdruck wieder erinnert werden kann. Denn nach Cicero, in seinen Tusculanischen Untersuchungen, und nach Diogenes Laertius nannte sich Pythagoras zuerst einen Philosophen, und seine Wissenschaft, die früher mit dem Namen der σοφια belegt war, bloß φιλοσοφια, weil die Weisheit selbst nur allein Gott zukomme, in der menschlichen Wissenschaft aber die Liebe zu dieser Weisheit Gottes es sei, welche das Trachten der Erkenntniß in ihr antreibe und durch diese Erkenntniß sie mit der göttlichen Weisheit verbinde. Nach dieser ersten Ansicht vom philosophischen Er-

kennen hat dasselbe ein allem Wissen Gemeinsames, welches nach Pythagoras die σοφια oder die Weisheit Gottes ist, zu seinem Gegenstand. Denn wie in Gott die Einheit alles Wissens ist, so kann auch alles Wissen nur dadurch, daß es sich in die wahre Einheit seiner selbst erhebt, sein höchstes Ziel erreichen, welches in der Gemeinschaft mit der göttlichen Weisheit oder dem göttlichen Wesen besteht. So ist es dies philosophische Erkennen, welches alle Wissenschaften in der Einheit des ewigen Wissens verbindet und sammelt, es ist, wenn Sie es in der Weise der neueren Philosophie bezeichnen wollen, der absolute Charakter aller Wissenschaften, um den es sich handeln muß, wo dieselben in ihrer höchsten Bestimmung dargestellt werden sollen.

Und so wird dann die philosophische Betrachtung der Literatur nichts Anderes heißen, als die wahre Wissenschaft der Literatur darstellen, eine Wissenschaft, in welcher die literarische Ueberlieferung — denn die Literatur hat zunächst das Wesen einer Ueberlieferung an sich — in ihrem nothwendigen Zusammenhange mit dem Geist des allgemeinen Wissens, welches die Nothwendigkeit alles Schaffens in sich enthält, aufgezeigt wird.

Und die Literatur ist nicht nur der concrete Ausdruck dieses Urwissens, zu welchem alle Wissenschaften in ihrer absoluten Wesenheit, — durch das Philosophische an ihnen — hinstreben, sondern sie ist zugleich die flüssige Bewegung dieses Urwissens durch die Welt, in allen bunten Formen der Erscheinung, in denen aber der Geist sich nur frei giebt, um sich ewig darin zu fesseln.

Thomas Campanella nannte die Welt „die Handschrift Gottes." In diesem Sinne könnte man die Literatur die wahre Handschrift des Geistes nennen. Dies ist in der That eine schöne, sehr leserliche Handschrift, an deren Bedeutung noch Niemand, wer Augen gehabt hat zu sehen, irre geworden. Diese handschriftliche Ueberlieferung des Geistes, welche die Literatur ist, erscheint darum als die ächteste und vollständigste Tradition, weil der Weltgeist eben so treu wie der individuelle Volksgeist sich in ihr abbildet und sie mithin den schaffenden subjectiven Geist in seiner wahren Identität mit dem objectiven Gedanken, das individuelle

Wollen in seiner organischen Einheit mit dem allgemeinen Sollen, in sich enthält.

So ist die Literatur am allermeisten dasjenige Reich des Geistes, in welchem Das, was ich vorhin als das besondere Bildungsbestreben unserer Zeit vorzugsweise hervorgehoben habe, nämlich die Darstellung der freien Wirklichkeit, sich vollbringt, sie ist das schöne Reich, in welchem uns die individuelle Freiheit, auf dem objectiven Grunde der allgemeinen Vernünftigkeit, siegreich entgegentritt.

Und in diesem Sinne, in welchem unsere Zeit ihre eigenste Richtung auf die Freiheit der Persönlichkeit hat, werden wir auch die Literatur, als den wahrhaft concreten Ausdruck dieser Freiheit des menschlichen Geistes, zu erkennen haben, und wir möchten hinzufügen, daß dies die einzig würdige Art ist, in der man sich überhaupt auf Universitäten mit Literatur beschäftigen könne.

Welche Stelle kann aber der Literatur auf der Universität gebühren, und wie tritt sie in das Zusammenleben der Wissenschaften, welches man Universität nennt, nothwendig und erfolgreich hinein? Wie komme ich selbst dazu, aus der freien Bewegung der Literatur hervorgegangen, dieselbe als eine Wissenschaft der Universität gewissermaßen zu fesseln und mir davon für die Aufgabe unserer Zeit, die Hervorbildung der freien Persönlichkeit, eine besondere Wirkung zu versprechen?

Die Literatur, in ihrem productiven Leben an sich, enthält die innersten Genugthuungen des Menschengeistes. Johannes von Müller, in seiner Rede über den Untergang der Freiheit der alten Völker, sagt sehr treffend: „Zwei Institute, wodurch eine öffentliche Meinung und Stimme begründet wird, Religionsvorträge und unser Literaturwesen, fehlten der alten Welt.“ In der That fehlte den Alten der Begriff der Literatur in dem Sinne, in welchem sie bei den neueren Völkern ein für sich unabhängiges und selbstständiges Lebensgebiet behauptet. Bei den Neueren ist die Literatur neben dem Staat eine zweite Oeffentlichkeit, in welcher der Nationalgeist sich seine Gestaltung schafft. Ja, durch die Oeffentlichkeit der Literatur hat sich in schlimmen Zeiten sehr oft die mangelhafte und kranke Oeffentlichkeit des Staatslebens ersetzt und ergänzt.

Bei den Alten gab es nur die eine und ungetheilte Oeffentlichkeit des Staatslebens, und alle andern Richtungen und Thätigkeiten des Nationalgeistes waren diesem Staatsleben so immanent und eingeordnet, daß sie, sei es in der Poesie, in der Geschichtschreibung, in der Philosophie, nur als bestimmte oder bedingte Theile der politischen Oeffentlichkeit erscheinen konnten. Mit dem Staat hob sich die Literatur und mußte mit ihm verfallen. Bei den Modernen dagegen haben Literatur und Staat sehr häufig in dem umgekehrten Verhältniß zu einander gestanden, und die politische Freiheit konnte unausgebildet erscheinen, während der in der Literatur arbeitende Volksgeist schon alle Fesseln abgeworfen hatte und geistig auf der Höhe seiner freien Bestimmung sich zeigte.

Der Staat konnte krank sein, und in der Literatur war Gesundheit die Hülle und Fülle, in die Wissenschaft, in die Poesie hatten sich diejenigen Elemente des Heils hineingeflüchtet, welche der Staat noch nicht vertragen, noch nicht in sich verarbeiten konnte, und die erst später, aus der Wissenschaft, aus der Poesie, in den Staat sich zurückbilden und in den Organismus desselben aufgenommen werden mußten.

Eine solche Wechselwirkung zwischen Literatur und Staat kannte das Alterthum nicht, in welchem alles Geistige naturgemäß aus dem Staat herauswachsen, aber auch, wie das Naturproduct, mit ihm vergehen mußte, sobald sein mütterlicher Boden erschüttert war.

Bei den neueren Völkern dagegen strebt und wühlt alles ungebändigte Verlangen des Menschengeistes in der Literatur, in der es sich gewissermaßen eine Freistätte ausgefunden. Die geheimsten Regungen der Individualität und des Volksgemüths brechen hier unaufhaltsam durch, und suchen und finden eine Form, sich zu gestalten, empfangen hier eine Kraft der Wirklichkeit und der Wahrheit, durch die sie gültig werden. Der Gedanke der Freiheit, wo er noch heimathlos umherirrt, hat doch seine Heimath in der Literatur gewiß. Die Literatur kann ihn aufnehmen, beherbergen und bewirthen, und wäre er auch in aller Herren Ländern sonst verschmäht, geächtet. In der Literatur feiert der Geist, welcher anderwärts noch seine endlichen Niederlagen erleiden muß, schon ewige Siege. Die Literatur führt entscheidende Kämpfe, auch wenn alle

Waffen der Völker rosten, nur die wahre Ehre gilt in ihr, wenn auch überall die Schande die Oberhand haben sollte. Doch auch das versöhnende, vermittelnde Wesen der Literatur müssen wir anführen. Da muß ihr vor allen Dingen nachgesagt werden, daß sie, in ihrer volksthümlichen Gemüthsinnigkeit, es mit Vornehm und Gering gleichermaßen hält, und, wie sie den Krieg hat, so auch den Frieden bringt und die Liebe in alle Stände. Es giebt keine andere Aristokratie in ihr, als das Wissen und das Schaffen, welches die höchste Aristokratie ist, aber das höchste Ziel aller ihrer Bestrebungen ist das Volk, aus dem sie herkommt und zu dem sie wieder zurück muß! Und einen stillen Winkel des Friedens hat die Literatur für jedes Herzensbedürfniß der Völker offen. Hier bilden sich ihre Lieblingsträume aus, und Alles, was das Individuum an schönen Hoffnungen für sich und für das Ganze hat, thut es in die Literatur. Diese pflegt es als ihr Kind, und macht das Nothwendige daraus, das ganze Epochen Bewegende. Die Literatur, als diese Herzenserleichterung der Völker, nimmt dem Geist die Lasten der endlichen Gegenwart ab und läßt ihn von den Höhen der Zukunft herab in's Land schauen.

Die Zukunft der modernen Völker, jedesmal wo sie auf großen Wendepunkten sich entschied, war immer zuerst in ihrer Literatur angebrochen. So geht auch durch die Literatur immer jene *βασιλεία θεοῦ*, jene beständige Erwartung einer seligen Gesellschaftsverfassung, welche den Grundgedanken des neuen Testaments bildet, und deren Herniedersteigen vom Himmel auf die Erde stets in der nächsten Zukunft erschaut und ersehnt wird. Diese Richtung der modernen Literatur auf die Zukunft giebt ihr das Drängende, Gährende, Athemlose und Maßlose, und von innern Keimen strotzend, kann sie sich deshalb nicht genug thun, die Sehnsucht treibt sie, das Unermeßlichste will sie ausdrücken und gestalten. Diese Macht der Zukunft in der Literatur ist die wahre Jugendkraft der Völker, das unaufhörlich erneuernde und fortgestaltende Leben der Jugend, die ihr Werk in der Literatur hat. Daher mußte Guttenberg die beweglichen Typen für die Beweglichkeit der Literatur erfinden. Er wurde dadurch gewissermaßen der erste Volkstribun der Literatur, indem er sie unter das Volk brachte, und dem Volke gegeben hat, was des

Volkes war. Die Presse wurde nun der Literatur heilige Bundeslade, welche durch die Nationen hingetragen wird. Und Guttenberg druckte zuerst die Bibel, diese wichtigste Lebensquelle aller modernen Literatur und Bildung, die als das erste Werk der Preßfreiheit hervorgehen mußte. Und es war damals eine große Freiheit, die Bibel zu drucken! Das mußte, sagten sie, eine Erfindung des Teufels sein, aber nein, es war die Preßfreiheit, welche zuerst das Wort Gottes frei gab, daß es wie ein segentriefendes Gewitter dahin rollte über Land und Leute!

Ich habe die Literatur in ihrem freien Walten und Wirken, wie sie an sich ist und wie sie unmittelbar aus sich selbst hervorgeht, Ihnen geschildert, und ich komme jetzt auf meine zuvor aufgeworfene Frage zurück, wie es sich, gegenüber dem natürlichen Zustande der Literatur, mit dem Wissen von der Literatur, und namentlich mit demjenigen, das auf einer Universität an seiner Stelle sein muß, verhalte? Diese in sich freie Bewegung des Geisterlebens, welche die Literatur darstellt, kann zwar, wie ich es zu Anfang genannt habe, ein unabhängiges und selbstständiges Lebensgebiet für sich behaupten, und eine zweite, oft die bessere Oeffentlichkeit neben der Oeffentlichkeit des Staatslebens sein. Aber ihre erste und letzte Bestimmung ist doch die, die objective Wirklichkeit des wissenden und schaffenden Geistes auf ihrem rein ideellen Gebiet darzustellen, und damit der wahre Ausdruck der bestehenden Wirklichkeit des Nationalgeistes überhaupt zu sein. Als diese ideelle Wirklichkeit, als welche die Literatur wie eine glückliche Identität des Idealen und Realen erscheint, hat sie ihre Wahrheit, und darum ihre größte Wirkung, in dem nothwendigen Zusammenhang, in welchem sie zu allen Erscheinungen des öffentlichen Lebens, und zu dem höchsten sittlichen Ausdruck desselben, dem Staat, sich befindet. Diesen Zusammenhang zum Bewußtsein zu bringen, und dadurch die Literatur in der wahren Einheit ihres Gedankens zu erkennen, wird die Aufgabe des ächten Wissens von der Literatur sein, wie es denn überhaupt nur die Aufgabe des Wissens sein kann, und vorzugsweise des Wissens auf den Universitäten, die Einheit des Gedankens, welche zugleich die wahre Lebenseinheit der Wirklichkeit ist, in allen Wissenschaften hervorzubilden.

In einer Schrift über die Universitäten, welche Schleiermacher unter dem Titel: „Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn" im Jahre 1808 herausgegeben, hat er das Wesen der Universitäten folgendermaßen bestimmt: „Die Idee der Wissenschaft in den edleren, mit Kenntnissen mancher Art schon ausgerüsteten Jünglingen zu erwecken, ihr zur Herrschaft über sie zu verhelfen auf demjenigen Gebiet der Erkenntniß, dem jeder sich besonders widmen will, so daß es ihnen zur Natur werde, alles aus dem Gesichtspunkt der Wissenschaft zu betrachten, alles Einzelne nicht für sich, sondern in seinen nächsten wissenschaftlichen Verbindungen anzuschauen, und in einen großen Zusammenhang einzutragen in beständiger Beziehung auf die Einheit und Allheit der Erkenntniß, daß sie lernen in jedem Denken sich der Grundgesetze der Wissenschaft bewußt zu werden, und eben dadurch das Vermögen selbst zu forschen, zu erfinden und darzustellen, allmählig in sich herausarbeiten, dies ist das Geschäft der Universität. Hierauf deutet auch dieser ihr eigentlicher Name, weil eben hier nicht nur mehrere, wären es auch andere und höhere, Kenntnisse sollen eingesammelt, sondern die Gesammtheit der Erkenntniß soll dargestellt werden, indem man die Prinzipien und gleichsam den Grundriß alles Wissens auf solche Art zur Anschauung bringt, daß daraus die Fähigkeit entsteht, sich in jedes Gebiet des Wissens hineinzuarbeiten."

Die diese Stelle enthaltende Schrift von Schleiermacher, welche er damals mit besonderer Rücksicht auf die hier in Berlin neu zu errichtende Universität herausgab, kann uns heutzutage ganz besonders, und mehr als je, für das auf Universitäten zu betreibende Wissen, und dessen nothwendige Form, als ein heller, kräftiger Leitstern erscheinen.

Seine Grundansicht, welche damals, in dem ersten hohen Jugendbrang seines gewaltig angelegten Geistes, auf die Behauptung des vorzugsweise speculativen Charakters der Universitäten hinausging, hat uns hier nur zunächst dazu dienen sollen, unser Unternehmen einer, dieser Erforderniß des akademischen Wissens gemäß herzustellenden Literaturwissenschaft einzuleiten. Denn in diese Gesammtheit der wissenschaftlichen Erkenntniß, in diese höhere wissenschaftliche Einheit und Form, müssen wir auch die Literatur aufnehmen, wenn wir das Wissen

von ihr in dem rechten Sinne auf der Universität betreiben wollen. Daß dadurch der Literatur ihre wahre Würde und ihre höchste Bedeutung gegeben wird, habe ich schon früher entwickelt, und so können wir uns getrost, und ohne um ihre natürliche Freiheit besorgt zu sein, mit ihr in das wissenschaftliche Zusammenleben der Universität hineinbegeben. Ja, wir dürfen hoffen, das Studium der Literatur, welches man auf Universitäten in der Regel nur als ein müßig nebenhergehendes und bloß geduldetes ansieht, von unserm Standpunkt aus zu einer besseren Anerkennung zu bringen, und der Literatur, als einem nicht bei Seite zu lassenden Theil des Wissens und der Selbsterkenntniß des Nationalgeistes, eine höhere Gültigkeit im öffentlichen Leben und im Organismus des Staats selbst, zu begründen. Mit diesem Vertrauen auf die innere Kraft der Aufgabe, welche ich mir gestellt habe, meinte ich es unter allen Umständen nicht für überflüssig halten zu dürfen, mein Wirken für die Literatur, das sich in jedenfalls ehrlich gemeinten und lediglich den nationalen Interessen dienstbaren Bestrebungen bisher offen dargelegt hat, auch jetzt noch an einer vaterländischen Universität fortzusetzen und hier in eine wissenschaftliche Form zu erheben. Ich setze dabei meine Hoffnung besonders auf das nähere wirksame Verhältniß, in das ich durch diese Vorträge zu Ihnen, meine Herren, zu der strebens- und schaffenslustigen Jugend unserer Nation, einzutreten mir wünsche, und dem ich mich von ganzem Herzen und mit aufrichtigem, unzweideutigem Gemüth hinzugeben verspreche. Meine Vorträge suchen ihre Gunst bloß in dem, was sie bei Ihnen, meine Herren, wirken werden. Aber ich werde meine Aufgabe nicht ausführen können, ohne das Vertrauen und die bereitwillige Hingebung auch bei Ihnen voraussetzen zu dürfen, womit ich mich selbst am liebsten vor Ihnen entwickeln möchte. Ich kenne dabei die Schwierigkeiten, welche, gerade in der gegenwärtigen Periode der deutschen Wissenschaft, jede wissenschaftliche Thätigkeit belasten, und namentlich auf Universitäten das Wesen der Lehrenden wie der Lernenden mit fremdartigen Elementen zu versetzen drohen. Die Conflicte des Wissens mit dem Staat, welche unserer heutigen Entwickelungsstufe nicht haben erspart werden sollen, und die doch auch nur das wahre Heil der Zeit bereiten, haben eine gewisse Ueberreizung des wissen-

schaftlichen Bewußtseins hervorgebracht, die nicht vortheilhaft auf die Unbefangenheit des Gebens und Nehmens der Wissenschaft zurückgewirkt, und gewissermaßen das Vertrauen in der Wissenschaft geschwächt hat. Diese Ueberreizung des wissenschaftlichen Bewußtseins unserer Zeit, welche eben sowohl aus den Uebergriffen des Wissens wie aus der Empfindlichkeit des Bestehenden hervorgehen konnte, hat Manche bereits auf ihrer geistigen Haut so wund gemacht, daß ihnen, wie Lord Byron einmal sagt, schon die Berührung eines Rosenblättchens weh thut. Manche wissenschaftliche Ausführungen kann man kaum mehr ohne die Gefahr unternehmen, dabei des Parteinehmens oder Nicht-Parteinehmens in einem vorwurfsvollen Sinne bezüchtigt zu werden, und doch ist heut eine Zeit, wo man sich weniger als je mit besonderen Parteigängereien aufhalten kann. Es giebt im Grunde nur noch Eine Partei, und wagt sich auch Niemand mehr zu einer andern offen und ausdrücklich zu bekennen, dies ist die Partei der freien individuellen Entwickelung auf der Basis des allgemein vernünftigen, seine eigene Sittlichkeit und Gesetzlichkeit sich bestimmenden Gedankens. Zu dieser Partei gehören aber keineswegs Diejenigen, welche daraus eine Partei in ihrem schlechten persönlichen Sinne gemacht, und ein Handwerk mit der Freiheit des Geistes, wie eine Freibeuterei mit dem Gedanken, zu treiben angefangen.

Die bedenkliche Spannung des heutigen wissenschaftlichen Zustandes wird aber noch gesteigert durch gewisse ungehörige Einwirkungen, die man früher in dem ehrlichen Deutschland auf diesem Gebiet gar nicht gekannt hat. Es ist gewiß im Allgemeinen ein erfreuliches Zeichen, daß das Zeitungslesen, den allgemeinen Instinct zur Oeffentlichkeit bekundend, so in Schwang gekommen, und unter allen Klassen der Gesellschaft eine solche Verbreitung gefunden. Aber diese Zeitungen, die bei uns den beliebten Namen von „Organen der Oeffentlichkeit" noch bei weitem nicht verdient haben, sind die Tretmühlen des Zeitgeistes, auf denen man in neuester Zeit auch die Wissenschaft zu zermahlen angefangen. Man hat die Wissenschaft in die Tagesdebatte der Zeitungen hineingezogen, und es liegt darin gewiß auch ein Beweis von der lebenskräftigen Schwingung der deutschen Wissenschaft, daß sie das Ta-

gesleben der Nation so zu erreichen und zu bewegen vermag. Aber die Wissenschaft darf nicht um den Preis ihrer selbst sich mit dem Leben vermitteln wollen, sie darf nicht ihr Haus und Hof veräußern, und an den Landstraßen ein freies Leben führen wollen, was man in diesem Sinne ein freies Leben nennen kann. Die Zerarbeitung unserer wissenschaftlichen Zustände in den politischen Zeitungen hat für das innere Leben der Wissenschaft selbst ganz neue Nachtheile erweckt, und ihr gewissermaßen von außen her eine Gewalt angethan, die sie freilich mit Leichtigkeit von sich abwerfen kann, wodurch aber doch häßliche Verstimmungen entstanden sind. Die Zeitungen, meine Herren, sind bei uns in Deutschland nicht immer ganz gesund, und man kann es ihnen wohl zum Theil nicht verdenken, wenn sie krank sind. Sie haben bis jetzt ein gar zu armseliges Leben führen müssen, und sind in dem Winkel des Nationallebens, in welchen sie verwiesen waren, leiblich und geistig ausgehungert worden. Aber sie beherbergten auch schlechte Geister in sich, und wer sie ansieht, sollte oft an der vielgerühmten Ehrlichkeit und Biederkeit des deutschen Charakters zweifeln, wenn er nicht das Werk, das untergeordnete und unsaubere Hände hier zusammenschmeißen, anders auffassen müßte. Die Lüge und die Verläumdung verdient sich hier ihr tägliches Brot, und es ist ihr gelungen, sich auch in das wissenschaftliche Leben der Zeit hineinzuwühlen.

Ich erwähne dies bloß, weil es, heutige Tagesverhältnisse charakterisirend, mit zu den äußern Bedingungen gehört, welche möglicherweise auf die wissenschaftlichen Bestrebungen einen, wenn auch nur verstimmenden Einfluß ausüben können, weil es hier und da die Aufrichtigkeit in der Wissenschaft verkümmern und mindestens bei den Schwachen Verlegenheiten entstehen lassen kann, wo es nur Ueberzeugungen geben darf.

Der Wissenschaft einzig und allein würdig ist jedoch diejenige Unbefangenheit, die von allen Bedingungen des Außenwesens, das nicht zur Sache gehört, gar nicht angefochten werden kann, und die nur innerhalb ihrer eigenen Ausführungen sich zu rechtfertigen hat und verstanden werden muß. Auf diese wahrhaft wissenschaftliche Unbefangenheit haben wir besonders, unangefochten von allen Mißstimmungen und

Mißbildungen der Parteien, unsere Betrachtung der Literatur zu stützen, ja wir dürfen gerade von der Philosophie der Literatur aus hoffen, zur Herstellung der allgemeinen wissenschaftlichen Unbefangenheit mitwirken zu können. Denn die Literatur, wie sie der Kampf ist, ist sie auch zugleich der Frieden selbst für alle Richtungen der Wissenschaft. Die Literatur besteht nur aus den Thatsachen des Geistes, die sich als solche eine gültige Stelle im Ganzen erworben haben, und sie ist die wahre Unsterblichkeit der Geistesthaten ihres Volkes, eine Unsterblichkeit, in der sich auch alle negativen Einzelnheiten und extremen Besonderheiten des Tages, wie überhaupt alle Gegensätze, über sich selbst hinaus verklären. Die Literatur ist, als dies Ausgeglichensein im Ganzen und Großen, die wahre Vermittlerin der Wissenschaft, und sie hat ein eigenes Recht dazu, diese Vermittelung zu übernehmen, und eine eigene Kraft, sie darzustellen. Indem die Wissenschaft der Literatur keinen höheren Zweck hat, als die Geistesbildung in ihrem ganzen Organismus zum Bewußtsein zu bringen, so hat sie, um dazu zu gelangen, auch Jedes auf seiner Stelle in seiner Bedeutung anzuerkennen, und in dieser Anerkennung aller Gegensätze, die sie aus dem Ganzen heraus vollbringt, wird sie den ewigen Frieden des wissenden und schaffenden Geistes darstellen.

In dem durchaus positiven Gebiet der Literatur, auf dem wir uns befinden, haben wir darum auch die Wissenschaft selbst in ihrer ganzen Unabhängigkeit und Selbstständigkeit aufzunehmen. Die Literatur ist ein Gebiet der Freiheit für die Nothwendigkeit der Idee, und was die neueste Philosophie noch zu lösen strebt, den allgemein vernünftigen Gedanken in seiner Identität mit der individuellen Freiheit zu begründen, das hat in der Literatur bereits sein Recht ausgeübt, und ist darin zu einer gestalteten Weltordnung geworden, zu einer Weltordnung der Freiheit. Die Freiheit der Wissenschaft, die vom Staat nicht immer anerkannt wird, und auch mit der Freiheit, welche der Staat als solcher für sich in Anspruch nehmen kann, nicht immer harmonisch zusammenstimmt, diese Freiheit der Wissenschaft erhält in der Literatur, auf dem objectiven Grunde des ganzen nationalen Geisteslebens, ihr volles und unbestreitbares Recht nachgewiesen. Die Literatur giebt dem Wissen, welches frei gehandelt hat, seine sichere Stelle im Nationalbewußtsein, sie ist selbst das freie

Handeln des Wissens in der unbedingtesten Form der Erscheinung. Die Wissenschaft, als Literatur angesehen, auf welcher Stufe der Betrachtung sie allen endlichen Hader und Conflict mit der Wirklichkeit und mit den momentanen Anforderungen des Staats überwunden, muß uns hier in ihrer wahrhaft göttlichen Harmonie entgegentreten, in der sie von sich zeugt, daß sie nicht die Dienerin der endlichen Wirklichkeit, sondern Bewegerin und Gestalterin der dem ewigen Geist angehörigen, wahren Wirklichkeit ist, und wenn sie auch mit dem endlichen Staat, wie er ist, zerfallen sein kann, doch darin nur für den ideellen Staat und dessen Vollendung gearbeitet hat. So werden wir auf unserm Standpunkt auch über diejenigen Verwickelungen sofort hinausgekommen sein, welche in neuester Zeit darüber ausgebrochen sind, was in dem Verhältniß von Wissenschaft und Staat vorangehen oder nachstehen müsse, welche Frage doch im Grunde nur auf die hinausläuft, ob der Staat sich nach der Wissenschaft, oder die Wissenschaft sich nach dem Staat zu gestalten habe? Vertritt in dieser Frage der Staat bloß das praktisch Bestehende der Zustände, die Wissenschaft aber das sich Bewegende des Geistes, so ist sie wohl leicht zu beantworten, und ich möchte Ihnen als Antwort eine Stelle aus der schon angeführten Schrift von Schleiermacher über die Universitäten anbieten, die mir in der Fassung dieses unendlich klaren und allen Parteien überlegenen Geistes von besonderm Werth scheint, wie wir uns denn in diesen Vorträgen noch häufig und ausführlich zu Schleiermacher, dem in der Mitte unserer Bildungsbewegungen so bedeutsam dastehenden, als einem Mittler der Gegenwart werden hinwenden müssen. In Schleiermacher hat sich der Kampf der modernen Bildung, welcher unser ganzes Zeitalter bezeichnet, am anregsamsten und umfassendsten zur Darstellung gebracht. In ihm liegt der Widerstreit wie das Vermittelungsstreben zwischen antiker und christlich moderner Weltanschauung, zwischen Natur und Ideal, Mythus und Wirklichkeit, persönlicher Freiheit und allgemeiner Nothwendigkeit, Tradition und Speculation, Glauben und Wissen, zwischen allen Gegensätzen, die für die innere und äußere Entwickelung wie für die Zukunft des menschlichen Geistes verhängnißvoll geworden sind, ausgesprochen. Er sagt aber in jener Schrift Folgendes: „Es ist dem gan-

zen Gang neueuropäischer Bildung angemessen, daß die Regierungen auch der Wissenschaften sich aufmunternd annehmen, und die Anstalten zu ihrer Verbreitung in Gang bringen mußten, wie es mit Künsten und Fertigkeiten aller Art der Fall zu sein pflegt. Allein hier wie überall kommt eine Zeit, wo diese Vormundschaft aufhören muß. Sollte diese nicht für Deutschland allmählig eintreten, und wenigstens in dem protestantischen Theile desselben bald rathsam sein, daß der Staat die Wissenschaften sich selbst überlasse, alle innern Einrichtungen gänzlich den Gelehrten als solchen anheimstelle, und sich nur die ökonomische Verwaltung, die polizeiliche Oberaufsicht, und die Beobachtung des unmittelbaren Einflusses dieser Anstalten auf den Staatsdienst vorbehalte? Die Akademieen, denen die Regierungen immer nur einen mittelbaren Einfluß auf ihre Zwecke zutrauten, sind von jeher freier gewesen, und haben sich wohl dabei befunden. Aber Schulen und Universitäten leiden je länger je mehr darunter, daß der Staat sie als Anstalten ansieht, in welchen die Wissenschaften nicht um ihret-, sondern um seinetwillen betrieben werden, daß er das natürliche Bestreben derselben, sich ganz nach den Gesetzen, welche die Wissenschaft fordert, zu gestalten, mißversteht und hindert, und sich fürchtet, wenn er sie sich selbst überließe, würde sich bald alles in dem Kreise eines unfruchtbaren vom Leben und von der Anwendung weit entfernten Lernens und Lehrens herumdrehen, vor lauter reiner Wißbegierde würde die Lust zum Handeln vergehn, und niemand würde in die bürgerlichen Geschäfte hineinwollen." —

In unserer Zeit, welche diejenige Epoche darstellt, wo der Geist der Wissenschaft sich unaufhaltsam in die Wirklichkeit des Staats- und Volkslebens hineinzubilden strebt, ist die Freiheit der Wissenschaft in ihrer Verkündigung, oder die Lehrfreiheit, eines der wesentlichsten Elemente der ganzen Nationalbildung geworden. In der Lehrfreiheit aber liegt zugleich die Anerkennung der Wissenschaft als einer selbstständigen Lebenskraft gegeben, und dieser ihrer, so zu sagen plastischen Lebenskraft haben sich auch die öffentlichen Zustände, namentlich in Deutschland, in ihren Entwickelungen und Umgestaltungen nicht mehr entziehen können. Es ist in dieser Hinsicht eine gute und bedeutende Zeit, in welcher wir leben, eine gute Zeit, und keine schlechte und verderbte, wofür die

falſche Frommthuerei ſie gern ausgeben möchte. Mit der ſchlechten Zeit, meine Herren, iſt es überhaupt wie mit der goldenen, ſie ſind beide nie dageweſen. Schon Heſiodus, alſo gegen 900 Jahre vor Chriſtus, kennt in ſeinen ἔργα καὶ ἡμέραι 5 Weltalter, und zählt ein goldenes, ſilbernes, ehernes, heroiſches und eiſernes auf, in welchem letztern er zu ſeinem größten Leidweſen ſelbſt ſich befinde, und klagt bitter über die gränzenloſe Verderbtheit deſſelben:

Vs. 174.

„O daß ich doch nicht wär' in des fünften Geſchlechtes Gemeinſchaft,
Sondern entweder geboren zuvor, oder nachher geſtorben!
Denn dies iſt ein eiſern Geſchlecht, ſo weder bei Tage
Ruhet von Mühſal aus und von Kümmerniß, noch in der Nacht auch,
Sündiges, da verleih'n ſchwerlaſtende Sorgen die Götter."

und dann:

„Nicht mehr ſtimmt mit dem Vater der Sohn, mit dem Sohne der Vater,
Nicht mit dem Wirthe der Gaſt, und nicht der Freund mit dem Freunde." u. ſ. w.

Mit Erſtaunen muß man wahrlich dieſe Klagen leſen, die der gute, vielleicht hypochondriſche Heſiodus hier ausſtößt. Denn wenn ſchon der Sänger der Theogonie, welcher gewiſſermaßen dem Volksleben der Götter noch ſo nahe ſtand, ſich gar nicht zu laſſen wüßte über die Verderbtheit ſeines Zeitalters, was ſollten wir da heutzutage wohl anfangen, wenn wir uns einer ähnlichen Hypochondrie in Pauſch und Bogen über unſere Verhältniſſe hingeben wollten. Noch viele tauſend Herameter mehr würden wir mit all den Dingen, die uns heut beſchweren, anzufüllen haben, und doch würden wir damit nicht beweiſen können, daß unſere Zeit eine ſchlechte, eine verlorene ſei. Für die wiſſenſchaftliche Erkenntniß der Geſchichte giebt es überhaupt keine verlorene und verworfene Zeit, und mag eine auch noch ſo ſehr ihrer Beſtimmung gefehlt zu haben ſcheinen, ſo muß ſie ihr doch darin nachgewieſen werden, daß ſie, ſo wie ſie war, den nicht zu erlaſſenden Uebergang zur Zukunft getragen. Jede Zeit hat überhaupt ihren Werth in der Bedeutung, welche ſie für die Entwickelung der Zukunft hat, und die Wiſſenſchaft hat es inſofern nur mit einer vollkommenen Welt zu thun, welche die vortrefflichſte iſt, die nur hat hervorgebracht werden können. Wenn Plato im Timäus geſagt hat, daß die Welt das Schönſte alles

Geſchaffenen ſei (*κάλλιστος τῶν γεγονότων*), weil der, welcher der Beſte, auch nichts Anderes habe ſchaffen können als das Schönſte (*Θέμις δὲ οὔτ' ἦν οὔτ' ἐστι τῷ ἀρίστῳ δρᾶν ἄλλο πλὴν τὸ κάλλιστον*), ſo iſt es vorzugsweiſe der Standpunkt der ſpeculativen Wiſſenſchaft, die Welt, ſo wie ſie iſt, als dies Schönſte und Beſte auf allen ihren Entwickelungsſtufen nachzuweiſen. Die Wiſſenſchaft iſt der wahre Optimismus, denn ſie hat aufzuzeigen, daß kein Ding anders und beſſer ſein kann als es iſt, welchen Gedanken zuerſt Leibnitz in ſeiner Theodicee tiefer begründet hat, und der im Grunde ſchon den Satz der abſoluten Begriffsphiloſophie von der Einheit des Wirklichen und Vernünftigen in ſich enthält, indem die Wirklichkeit, wie ſie aus dem Geiſt Gottes hervorgegangen, zugleich als die wahre und höchſte Vernünftigkeit dargeſtellt wird. Die Wiſſenſchaft, welche die Entwickelung des menſchlichen Geiſtes in der Geſchichte darzuthun hat, wird nun beſonders als dieſe Theodicee erſcheinen, die fortwährend zum Bewußtſein zu bringen hat, wie der menſchliche Geiſt in allen ſeinen Momenten ſich gerade ſo entwickelt hat, wie er ſich entwickeln mußte, und wie er es nicht anders hätte thun können. Dies muß ſich auch als der Grundgedanken unſerer Betrachtung der Literatur erweiſen, die, in dem wahren Zuſammenhang des Geiſtes dargeſtellt, ſich als dieſe präſtabilirte Harmonie ergeben muß, welche in der nothwendigen und idealen Uebereinſtimmung ihrer Erſcheinungen ſich aufbaut.

Die Philoſophie der Literatur hat es demnach mit dem in der Literatur ſich geſtaltenden Weltgeiſt zu thun, der ſich darin in der Einheit ſeiner idealen und realen Elemente überliefert hat. Jede Ueberlieferung hat zunächſt ein hiſtoriſches Element an ſich, wie denn alles Wiſſen überhaupt für uns nur einen hiſtoriſchen Ausgangspunkt haben kann. Das Wiſſen hat immer ſchon ſeine Vergangenheit gehabt, aus der heraus es ſich zu uns entwickelt, und unſer Wiſſen kann nicht beſtehen, ohne das Wiſſen von der Vergangenheit zu ſich hinein zu nehmen. Daher bei allen Völkern die Sage von einer hohen vorweltlichen Cultur, auf die Alles wie auf ein Urbild der Wiſſenſchaft und Kunſt zurückweiſt, und aus der uns eine Welt des Urwiſſens entgegen tritt, in welchem gar keine Trennung zwiſchen Leben und Wiſſen vorhanden, in welchem

das Leben schon Wissen, das Wissen Leben, und der Geist als solcher zugleich real war. Die spätere Welt, in welcher sich Wissen und Leben wieder entzweien mußten und der Geist sich in sich selbst trennte, hat daher immer ein historisches Verhältniß zu einem Urbild des Wissens in sich behalten, wie ihr auch das innere Streben daraus herfließt, jene verloren gegangene Einheit, in welcher es nur die eine wahre Realität des Geistes gab, durch das Wissen und durch das Schaffen wiederherzustellen. Es ist daher zunächst die historische Ueberlieferung, auf deren Wegen uns das urbildliche Wissen noch in zerstreuten Andeutungen entgegentritt, und die eigene, davon abgeschnittene Production des Geschlechts sucht sich ebenfalls auf historischem Wege wieder daran anzuknüpfen. So wird in der späteren Zeit der wissende Geist, welcher sich seiner ganzen Vergangenheit wieder zu bemächtigen strebt, auch zugleich der schaffende Geist, der sich daraus die neue Zukunft gestaltet.

Die Literatur, welche wir in dem Sinne, in dem wir sie betrachten wollen, schon als den objectiven Organismus der ganzen Weltanschauung bezeichnet haben, ist der in Sprache und Schrift festgehaltene Ausdruck dieser Productivität, in welcher der wissende Geist sich zugleich als den schaffenden bethätigt. Den wissenden und den schaffenden Geist können wir daher von unserm Standpunkte aus in der Literatur nicht als getrennt annehmen, sondern es wird eben unsere Beschäftigung sein, sie in derjenigen Einheit und Verbundenheit in der Literatur nachzuweisen, durch welche die letztere erst als die wahre Totalität des im Volksgeist sich individualisirenden Weltgeistes erscheinen kann. Und hier finden wir uns bei dem wesentlichsten Punkt, auf welchem sich die Philosophie der Literatur von demjenigen Vortrag der Literaturgeschichte zu unterscheiden hat, der darin nur ausschließlich die Erscheinungen des poetisch producirenden Geistes zusammenfassen will, und dessen Thaten an einanderzureihen, ästhetisch zu beurtheilen und historisch nachzuweisen, dort vorzugsweise als Literaturgeschichte ausgegeben und betrieben wird. Wie Treffliches auch in neuerer Zeit auf diesem Gebiet geleistet worden, so erscheint doch der Begriff der Literatur, wie er in diesen Darstellungen gefaßt wird, für die Anforderungen, welche unsere Zeit hier mit Recht zu machen hat, nicht mehr ausreichend. Die poetische Production wird

zwar immer den Nationalgeist wie den Weltgeist überhaupt in seiner schönsten und freiesten Entfaltung wiedergeben, und den schaffenden Geist in derjenigen göttlich sich selbst bestimmenden Freiheit zeigen, in der er das Höchste ist, das auf Erden durch menschliche Thatkraft verwirklicht werden kann. Aber an sich ist schon die Trennung unrichtig, welche den poetisch schaffenden Geist in diese Sonderung versetzen will, in welcher er zwar für sich selbst zu seinem Recht gebracht, aber doch zugleich abgelöst werden soll von derjenigen Totalität des Geistes, deren Theil er selber nur ist, und ohne die er auch im Grunde nicht wahrhaft begriffen werden kann. Auf der andern Seite kann das nicht vorzugsweise Literaturgeschichte heißen wollen, was die Wissenschaft gewissermaßen von dem Ganzen der Nationalliteratur ausgeschieden hat, in der sie als ein nothwendiges Glied der Entwickelung behauptet werden muß. Die Wissenschaft ist aber nicht minder ein Eigenthum und der Ausdruck des öffentlichen Nationalgeistes, und so weit sie die allgemeinen Bewegungen desselben in sich zu Gestalt und Bewußtsein gebracht, hat sie auch ihre tiefbegründete Stelle in der Einheit der Nationalliteratur eingenommen. Andere Nationen, obwohl sie sich nicht, wie die deutsche, ein vorzugsweise literarisches und wissenschaftliches Volk nennen, sind uns doch in der nationalen Anerkennung der Wissenschaft vorangegangen, wie z. B. die Franzosen, welche auch ihre wissenschaftlichen Schriftsteller, die bedeutend auf das Ganze eingewirkt haben, immer als nationale Autoren betrachten. Wer würde wohl bei ihnen eine Geschichte der französischen Nationalliteratur schreiben, ohne Montesquieu, Condorcet, Royer-Collard, La Mennais, darin abzuhandeln, aber Geschichten der deutschen Nationalliteratur haben wir genug, in denen man sich vergeblich nach Leibnitz, nach Schleiermacher, nach Schelling und Hegel umsieht, wo doch in demselben Augenblicke allgemeine Zustände der Bildung berührt werden, welche sich ohne jene gewaltigen Geister nicht so, wie sie geworden, hätten entwickeln können.

Die Literatur jedes Volkes ist aber die gestaltete Form der nationalen Geistesbildung überhaupt, und insofern sie die ganze Substanz des Nationalgeistes in sich aufgenommen, muß auch diese in der Betrachtung der Literatur nach allen Seiten hin erörtert werden.

Dem Nationalgeist gehört alle Wissenschaft und alle Kunst vorzugsweise zu eigen, und wie der Staat selbst nichts Höheres ist und sein kann, als eben der gestaltete Nationalgeist selbst, so ist auch die Literatur heutzutage nicht mehr, was sie wohl früher namentlich bei uns gewesen, nämlich ein Besitzthum bevorrechteter Klassen der Bildung. Wir hatten früher wohl ausschließlich eine Literatur für die sogenannten gebildeten Stände, welche letzteren einen besondern Platz in unserm Nationalleben zu beanspruchen schienen. Mit diesen κατ' ἐξοχήν gebildeten Ständen ist es aber heutzutage schon ein schlimmes Ding, und es ist eine sehr riskante, nicht einmal mehr besonders anständige Kategorie, nichts weiter als ein gebildeter Mensch zu sein. Was man so gebildete Stände bei uns genannt hat (und es gab eine Zeit in Deutschland, wo kaum ein Buch erschien, das nicht auf dem Titel noch die besondere Etiquette „für gebildete Stände" getragen), was man also so gebildete Stände bei uns nannte, das war nur diejenige, einer Krankheit des Nationalorganismus zuzuschreibende Sonderung und Zerstückelung des öffentlichen Lebens, welche die wahre und höchste Bildung des Nationalgeistes nicht aufkommen lassen konnte. Diese bloße Bildung, welche nur eine künstliche und auf sich selbst hochmüthige Zustutzung des menschlichen Geistes ist, und die in manchem Betracht mit der Aufklärerei eine gemeinschaftliche Sache gehabt hat, sie vermag sich jetzt nicht mehr mit ihren besonderen Prätensionen zu halten, und wird immer mehr darum kommen. Die Bildung muß heutzutage Natur, Wahrheit, Geist und Freiheit werden, und der wahrhaft Gebildete ist der, der sich in und mit der Entwickelung seiner ganzen Nation entwickelt. Die Bildung macht keinen Stand mehr aus, und wo sie noch mit besonderen Privilegien sich behängen möchte, müssen wir Alle daran arbeiten, sie ihr zu nehmen, und die wahre höhere Nationalbildung an ihre Stelle zu setzen. Wir leben hier in Berlin in einer Stadt, welche man vorzugsweise die Hauptstadt der Bildung genannt hat, und gerade bei aller patriotischen Anhänglichkeit für unsere Stadt, müssen wir uns gestehen, daß dieß nicht der Namen ist, welcher sie am meisten ziert und ehrt. Die bloße Bildung thut es heut nicht mehr, und unsere Mitbürger und Mitbürgerinnen haben darin auch schon ein Erkleckliches zu leisten ver-

ſtanden, da ſie, wie männiglich bekannt iſt, ſehr gebildet ſind. Berlin iſt auch noch weit mehr eine Stadt der Entwickelung des deutſchen Nationalgeiſtes zu ſein beſtimmt, und ſie arbeitet daran, ſich dieſen Ehrennamen in unſerm deutſchen Geſammtvaterlande, mehr als jeden andern, zu verdienen. Die Literatur, ihrer Beſtimmung für die gebildeten Stände überhoben, und für Alle vorhanden, von Allen getragen, ſo daß ſie auch die Ungebildeten zu ſich kommen läßt, wie Chriſtus die Kindlein (denn was ſollte aus den Ungebildeten werden, wenn ſich nicht gerade die Literatur ihrer annimmt!). Die Literatur kann nun erſt zur einen und lebendigen Nationalliteratur werden, in welcher es keine Ariſtokratie und keinen Pöbel, ſondern nur die Nation ſelbſt giebt. Es müßte denn etwa ſo ſein, wie Cervantes, in der kleinen Compoſition, die ſich unter dem Titel: „Zugabe zum Parnaß" unter ſeinen Werken findet, durch Apollo ſelbſt Allerhöchſteigen verordnen läßt: „Item wird verordnet, daß jeder Dichter, von welchem Stand und Eigenſchaft er ſei, für einen Edelmann gehalten werden ſoll, in Anbetracht des edlen Berufs, den er ausübt, gleich wie die ſogenannten Findelkinder für alte Chriſten gehalten werden." —

Es darf darum auch nicht nach dem eigentlichen Zwecke der Literatur gefragt werden, noch bedarf ſie es, als ein ſogenanntes Bildungsmittel empfohlen zu werden, was man ihr oft zu beſonderen Gunſten nachzurühmen pflegt. Von der Literatur kann eben ſo wenig, wie von der Nation ſelbſt, gefragt werden, wozu ſie eigentlich nütze ſei? Das Daſein iſt es, um das allein und lediglich es ſich dabei handeln muß, und das ſeine höchſte gottähnliche Beſtimmung darin hat, ſich zu genießen und ſich erkennen zu laſſen. Die alten oſtpreußiſchen Heiden hatten für Geiſt und Magen nur ein und daſſelbe Wort, was eigentlich eine ungeheuere Nützlichkeitstendenz bei dieſen alten Heiden verräth. Daß es auch heut bei uns noch viele ſolcher Heiden giebt, denen Geiſt und Magen gleichbedeutend ſind, wollen wir nicht läugnen, aber ebenſo ſicher ſind wir heutzutage auch darüber geworden, daß der Geiſt nur ſich ſelbſt zu bedeuten hat, und kein höherer Nutzen an ihm gefunden zu werden braucht.

II.

Tagebuch aus Weilbach.

Von

Berthold Auerbach.

Dpf. Bücherei f. d. Volk
D 46.

I.

Ich habe es schon so oft in meinem Leben erfahren, daß sich in jedem Dorfe, ja fast in jedem Hause, ein kleines Abbild des allgemeinen Zeitlebens findet; ich will nun einmal das, was ich in der geschlossenen Zeit der Kurtage hier sehe und beobachte, treu und offen berichten.

Da bin ich hergekommen, fremd und allein, ohne zurechtweisende Winke und blos mit dem Vorsatze, im Dorfe und nicht im Kurhause zu wohnen. Beim Aussteigen von der Eisenbahn traf ich einen Fremden, der sich aber nach dem Kurhause begab. Nach Besichtigung mancherlei Wohnungen miethete ich mich endlich hier bei einer ältlichen runden freundlichen Frau ein, die Fenster meines Zimmerchens gehen nach dem Garten zu, ein Apfelbaum mit rothwangigen Aepfeln reicht fast in eines meiner Fenster hinein, es ist hier still und friedlich.

Ich ging nach dem Kurbrunnen. Am Ende des Dorfes an dem Kreuzwege steht ein großes roth und weiß angestrichenes Cruzifix, ein schöner Kastanienbaum daneben, wenige Schritte davon steht eine kleine Kapelle, an deren Eingang zwei hohe Akazienbäume Wache halten. Eine Akazienallee bezeichnet den Weg, der eine Viertelstunde weit über den Bergrücken nach dem Kurbrunnen führt. Wir haben nicht nur Mode-

blumen, ſondern auch Modebäume, unſere haſtige Zeit kann nicht mehr lange zuwarten, bis eine Pappel-, Linden- oder Buchenallee groß und ſchattenbietend iſt, da ſind dann die raſch aufgeſchoſſenen Akazien zur Hand; wir haben nun in Deutſchland aller Orten Akazienpflanzungen, wie ſie keine frühere Zeit kannte. Das wird auch hier und dort den landſchaftlichen Charakter ändern und gewiß nicht zum Vortheil, denn das grasartige Laub und die unſcheinbaren Stämme ſtehen der Schönheit der alten deutſchen Bäume ſehr nach.

Man ſteigt einen kleinen Hügel hinab, wo von einem Zirkel von Pappeln umgeben in einer Vertiefung die Schwefelquelle iſt, ein roth-angeſtrichener enger hölzerner Ueberbau, einer Meßbude ähnlich, dient als Bedeckung der Quelle, eine grobgearbeitete unzierliche Urne bildet die Faſſung, vier kurze gleichmäßig fließende Röhren ſpenden das Waſſer, hölzerne Lehnſtühle in der Zahl der Muſen ſtehen im Hufeiſen und an den Wänden hängen die Gläſer. Ich traf einen jungen Mann mit bleichem Antlitze und einer Brille vor den Augen, er trank und las dazwiſchen in einem Buche in Schillerformat.

An dem Hügel ſteht eine große Mooshütte, mehre Damen ſaßen hier ſtrickend und leſend an einem Tiſche. Wieſenplätze, ſchattige Alleen und Baumgruppen bieten erquickliche Gänge und Niederlaſſungen. Rechts ſteht das weitläufige Kurgebäude von Ziegeln erbaut im modernen d. h. im nichtsſagenden viereckigen Style; links ſteht ein kleines Gebäude und durch die offene Thüre ſieht man eine Sammlung ausgeſtopfter Vögel, nebenan ſtehen Wagen, die die gefüllten und verſiegelten Krüge aufladen.

Das alſo iſt die Scene, auf der ich einige Wochen das Spiel des Lebens mit anſehen und ſelber mitſpielen ſoll.

Ins Dorf zurückgekehrt, traf ich bei Tiſche im Wirthshauſe eine kleine Geſellſchaft, eine kleine Frau mit norddeutſchem Accent, nebſt ihrer Tochter, einem bleichen Mädchen mit braunrothen Lippen, das unendlich viel Waſſer trank und huſtete; neben mir ſaß ein Mann von gutmüthigem vollem Ausſehen, er hatte eine Brille auf der Naſe und einen bürgerlich wohlgezogenen, bis an den Kiefer reichenden Backenbart; alle ſeine Bewegungen, ſowie ſeine wohlgeſetzten und ruhig vorgetragenen

Reden verriethen mir in ihm den Lehrer, der sich während der Sommerferien vom Schulstaube reinigt.

Ein dunkelfarbiger, breitschulteriger Mann mit einem harten und ernsten Gesichte kam später noch hinzu, er sah aus wie ein wohlhabender Gutsbesitzer; in seinem ganzen Aeußern glich er auffallend einem meiner Bekannten, der, obgleich Meister vom Stuhl in einer Freimaurerloge, doch inhuman und hart ist, und der gleichsam auf seine Tugend, seine Ehrlichkeit und Wohlthätigkeit pochend, alle Menschen, die sich ihm nahen, barsch und unfreundlich behandelt. Man sprach von der Naturforscherversammlung in Mainz und wie Mainz mit dem glücklichen heitern Humor seiner Bewohner eine zum Festgeben vorzugsweise geeignete Stadt sei; der Gestrenge fand den Carneval roh und gemein, ja sogar unsittlich; auf meine Bemerkung, daß man dieses Treiben nicht nüchtern lorgnettirend vom Fenster aus betrachten, sondern mit von der Weinlaune und dem tollen Jubel ergriffen ansehen müsse, ging er nicht ein; ich will sehen, wie sich der Gestrenge entwickelt.

Nach Tische begegnete mir ein Bauer, der mit der Hacke auf der Schulter und einer Cigarre im Munde ins Feld ging; so volksthümlich sind hier schon die Cigarren; wenn das in allen Gegenden so fortgeht, werden die Cigarren bald aufhören fashionable zu sein.

Zu Hause sah ich mit vieler Freude das emsige Arbeiten meiner Wirthin; sie ist Wittwe, hat drei große Kinder, zwei Töchter und einen Sohn, und noch einen kleinen Knaben von vier Jahren; alles ist hier in großer Thätigkeit, denn es ist Hochsommer. Zwei Kühe, ein vier Monate altes Kalb, ein Pferd, sind die Bewohner des Stalles. Das häusliche Leben des Bauers theilt sich zwischen Stube und Stall und wer sich dafür interessirt, muß auch dem letzteren seine Aufmerksamkeit widmen. Im Hofe ist große Reunion von jungen Enten, Hühnern und einem gravitätischen Hahn, er trägt seinen schwankenden rothen Kamm „auf Krakehl" nach der linken Seite zu, etwa wie ein junger Stutzer; mit vielen Complimenten kredenzt er einen gefundenen Bissen einer seiner Damen. Ich war auch schon Zeuge eines eifersüchtigen Zweikampfes, der Hahn des Nachbarn in schöne schillernd rothe Federn gekleidet, war herbeigekommen, und erst nach heftigem Kampfe verließ er

das fremde Gebiet. — Vielleicht prangen einſt die rothen und weißen Federn dieſer Streithähne auf dem Hute eines Schlachtenhelden.

In der Scheune draſchen drei Bauern aus dem Fuldaer Lande; dieſe kommen allſommerlich, dreſchen in der Gegend von Haus zu Haus, ſchlafen in den Scheunen und kehren mit ihrem Erwerbe wieder heim. Es iſt auffallend, daß das moderne Maſchinenweſen die Hand des Menſchen noch nicht vom Dreſchflegel entwaffnet hat; man hat wohl Dreſchmaſchinen, ſie liefern, ſo viel ich weiß, das Korn rein, aber ſie zermalmen das Stroh.

Da mein Gepäcke noch nicht angekommen war, las ich den Naſſauiſchen Kalender, ein elendes albernes Machwerk, zwar ohne Aberglauben, aber mit Geſchichten, die durchaus nicht ans Herz der Bauern greifen und für die Bauern vor Allem iſt doch ein ſolcher Kalender. Ich dächte, die Hospitalverwaltung in Wiesbaden, die das einſtweilige Kalendermonopol vom Herzog erhalten, ſollte leicht einen rechtſchaffenen und umſichtigen Mann oder auch mehrere finden, die einiges Gute für das Volk hier zuſammenſtellten.

Wir haben noch großen Mangel an echten Volksſchriften, wir erquicken uns immer mehr an den naiven Blüthen des Volksgeiſtes und ſammeln ſie in Herbarien; aber wir thun noch viel zu wenig, um andererſeits den gewonnenen Samen der Erkenntniß in den fruchtreichen Boden des Volkslebens auszuſtreuen. Die Herren vom ſchweren Geſchütz der Literatur, die ſogenannten Gelehrten, ſind meiſt hierzu nicht geeignet, beſonders weil es weit leichter iſt, ein gelehrtes Buch zu ſchreiben, als ein Volksbuch, zu dem es vor Allem der Geſinnung bedarf. Peſtalozzi, Hebel, Claudius und Zſchokke ſind bis jetzt faſt noch die einzigen wahren Volksſchriftſteller, die dem Volke nicht wie als Bauern verkleidete Profeſſoren gegenüber ſtehen, ſie ſind noch zu wenig verbreitet; aber auch der neuen jungen Kräfte bedarf es, um unſer Volk auf die ihm gebührende Stufe zu erheben.

Abends ging ich wieder nach dem Kurbrunnen, ich fand in der Kurliſte, mein Tiſchnachbar iſt wirklich ein Schullehrer aus einer nahen großen Stadt; auch mehre Geiſtliche, von Kopf bis Fuß ſchwarz gekleidet, tranken Brunnen. Unſer Kirchen- und Schulweſen iſt nicht nur

an sich vielfach krank, sondern auch ihre Diener sind es meist; die überschraubten Anforderungen der Zeitbildung müssen besonders bei den Schullehrern durch das Gegengewicht einer Körperthätigkeit oder durch freies Naturleben ausgeglichen werden. Man hat lange Zeit das Turnwesen niedergehalten, weil die liebende Fürsorge für das Volkswohl hierin kein Institut für die Vermehrung der Steuern und Staatsabgaben erkennen konnte; jetzt läßt man es doch wenigstens aus militärischer Rücksicht wieder aufkommen. — Die griechischen Priester und Lehrer waren nicht so krank wie die jetzigen.

Mehre alte Officiere, auch ein junger, sehr kranker Lieutenant, auch wie es schien einige Studenten, die sich viel mit einem Pudel beschäftigten, tranken den Brunnen.

„Haben Sie gestern gute Wohnung gefunden?" fragte mich mein Reisegefährte von heute früh; der Mann hatte Mittags geschlafen, und die Zeit war ihm schon so lang.

Ein einsamer Spaziergang auf der Landstraße ward mir peinlich; es ist so schwer, aus traulicher Umgebung, wo man stets eine freundliche Ansprache, bekannte Verhältnisse hatte, sich nun plötzlich rein auf sich gestellt und nicht nach eignem Willen an einen fremden Ort versetzt zu sehen. Doch — ich will nicht von mir reden. Ich traf an einen Feldrain gelagert zwei ermüdete Handwerksbursche, die von Frankfurt kamen; es waren zwei Brüder, Schustergesellen aus Stargard in Pommern; dem älteren hatten die Tragriemen den Rock ganz aufgerissen, und es war ihm unwillkürlich geschehen, was viele reisenden Engländer mit Absicht thun. Die armen Schuster müssen ihr schweres Handwerkszeug überall nachschleppen; es wäre ein schönes Werk der Humanität, wenn die Meister je nach ihrem Bedarf sich dasselbe in größerer Zahl anschafften: vielleicht auch könnten die Gewerbvereine dafür sorgen.

Die beiden Brüder hatten heute noch nichts als trocken Brod gegessen. Der jetzt überall so wache mildthätige Sinn sollte wenigstens in den größeren Städten eine Suppenanstalt für wandernde Gesellen gründen. Da das „Fechten" strenge verboten ist, da die Zünfte gesprengt sind, so muß die freie Wohlthätigkeit Aller hier eintreten. Edle Frauen könnten hiermit ein schönes Werk begründen, und bedenkt man, daß man

vordem den fechtenden Handwerksburschen manche Gabe zukommen ließ, die ihnen jetzt entzogen ist, so ist eine Pflicht der Wohlthätigkeit hier aufs Neue aus freier gemeinsamer Willensbestimmung ein Aequivalent zu bieten. Ich wünsche sehr, daß dieser Vorschlag beherzigt und in weiteren Kreisen erörtert werden möge. „Suchet die auf, die an den Hecken stehen und die auf den Straßen wandeln", das ist ein erhabener Spruch aus der Bibel oder aus dem Koran, ich weiß nicht genau.

Mehre „fremd gewordene", d. h. arbeitsledige Schuster waren den beiden Geldentblößten auf der Eisenbahn voraus nach Mainz, der hohen Schule der Schuster und Schreiner, vorausgeeilt. So bestimmt auch hier das Geld so vielfach das Schicksal des Menschen und durch Eisenbahnen und Dampfschiffe wird auch die Poesie des Wanderlebens unter den Gesellen beeinträchtigt. Mag sein, es wird eine andere kommen!

Die beiden Brüder erzählten mir, daß man in Pommern noch sehr auf dreijährige Wanderung der Gesellen achte; es war rührend, wie innig die Brüder zusammenhielten, sie hatten in Braunschweig und Kassel zusammen gearbeitet und wollten bei einander bleiben, bis sie — Soldaten würden. Es ist schön, daß jeder Preuße weiß und wissen muß, daß er wehrpflichtig ist; wenn freiere nationale Staatseinrichtungen dieser allgemeinen physischen Vertretung der Bürger eine geistige hinzugesellen, wird sich hieraus ein großes volkskräftiges Bewußtsein bilden. Möge Preußen, möge Deutschland nicht mehr zu lange darauf harren müssen!

Zweiter Tag.

Hahnengeschrei, der Takt der Drescher, das gellende Dengeln der Sensen weckte mich früh aus dem Schlafe.

Am Brunnen war es lebhaft, aber doch ohne rechtes Leben, ich vergesse, daß ich unter Kranken bin; ernst, ja fast andächtig trinken die Meisten den Brunnen; ich dachte an den Naturgottesdienst in der französischen Revolution, bei dem man auch mit Andacht und Dankgebet Wasser trank. Wenn der schwarze Geistliche gewußt hätte, daß mir das bei seinen andächtigen Mienen einfiel! Ein alter Major trinkt das

Waſſer mit ſo gläubig frommem Angeſicht, mit ſo demüthig dankenden Geberden, daß ihm die Göttin Natur gewiß wieder helfen muß.

Ἄριστον το ὕδωρ, dieſer alte Spruch kommt in unſern Tagen wieder zu Ehren und Geltung.

Vier Dörfer aus der Umgegend, deren Gemarkung an die Stelle des Brunnens reicht, haben das Recht, dort Waſſer zu holen, Kinder und Erwachſene kommen mit ſteinernen Krügen herbei und holen ſich einen Trunk; ſie dürfen das Waſſer nur in Krügen und zwar nur in ſchadhaften holen, damit kein Handel mit dem Waſſer getrieben werde. Der eigentliche Verkauf des Waſſers gehört der Regierung. Die naſſau'ſche Regierung beſitzt, da die frühere Einſprache der Landſtände beſeitigt wurde, die herrlichſten Domänen, die reichſten Mineralquellen, und doch ſoll der Miniſter von Waldersdorf wegen Finanzangelegenheiten kürzlich abgedankt haben.

Auf dem Heimwege ſah ich eine große Schaar ſchöner Kinder, die hinter einem Wagen dreinſprangen, auf dem ein Caruſſel nach der Kirchweih eines nahen Dorfes geführt wurde; ich habe aber noch keine ſchöne erwachſene Menſchen hier geſehen.

Der Geſtrenge iſt alſo auch ein Pfarrer, ich hörte ihn heute Mittag ſo tituliren, wir waren zu drei, man ſprach von Zſchokke und daß er ſich als Verfaſſer der Stunden der Andacht bekannt; der Geſtrenge ſprach mit beſonderem Nachdruck von den Leiden und Freuden der Kritik; iſt er wohl ſelbſt ein Autor? — Er war heute freundlicher, da er mich als ſtändigen Gaſt erkannte; die meiſten Menſchen ſind gegen flüchtige Erſcheinungen ſchroff, und doch iſt das eine ſo ſchöne wohlthuende Liebe, wenn man auch dem Vorübereilenden ſo oft man kann einen Sonnenblick des Lebens zuwendet. Es iſt eine ſchwere Lebenskunſt, theilnehmend und offen ohne zudringlich zu ſein und ohne Furcht als ſolcher zu erſcheinen. Auch war der Geſtrenge heute leidend, und oft werden die Menſchen in Schmerz und Krankheit religiös und mild, theils weil ſie dadurch erweichter ſind, theils auch weil ſie fremder Theilnahme bedürfen. Es giebt Früchte, die erſt aufs Stroh gelegt genießbar werden, ich aber liebe die friſche Frucht vom geſunden Lebensbaume.

Beim Nachhausegehen begegnete mir der Wagen mit dem monatlichen Solde für die Bundesgarnison in Mainz, in einer Chaise folgten zwei österreichische Officiere. Alles geht jetzt den raschen Weg der Eisenbahnen, nur diese Bundesgelder gehen noch den alten gewohnten langsamen Gang, und der Bund selber — — —

Mittags vermisse ich am meisten die Gesellschaft. Ich kann mir's jetzt leichter erklären, wie man an Badeorten vorzugsweise zum Hazardspiele greift und dieser unsittliche Unfug sogar von oben autorisirt wird. Da leben Menschen, die plötzlich aus ihren gewohnten Verhältnissen herausgerissen, rein auf sich gestellt sind; die körperliche Fürsorge wie die Kur ermüdet, man will sich vergessen, zerstreuen, sich selber los werden, ein conversationelles Leben ist nur in wenigen Kreisen ausgebildet, auch fehlen oft die Gesprächsstoffe, die Anekdote ist bald erschöpft und hat keinen festen Halt, sodann verlangt man hier von der Gesellschaft, daß sie die Beschäftigung ersetze und den Tag ausfülle, ein Gespräch, ein Gang, die sonst in Mußestunden genügten, füllen den leeren Raum eines ganzen Mittags nicht aus, am Lesen haben nur Wenige nachhaltige Freude — und so an äußeres Vergessen ihrer selbst gewöhnt, was ist natürlicher, als daß man zum Spiele greift?

Ich sah vor Jahren einen rüstigen Schenkwirth, er war gewohnt, Schoppen zu reichen und sich mit den Leuten zu unterhalten, nun da er wegen politischen Verbrechens zu mehrmonatlichem Festungsgefängniß verurtheilt war, saß er am Spinnrocken und spann Hanf. Was konnte der Mann anders thun?

Ein neuer Badegast ließ sich von seinem schon länger anwesenden Freunde in die neue Lebensordnung einführen. Es ging Alles gut, es wurde früh aufgestanden, getrunken, spaziert, gebadet, gefrühstückt, eine Pfeife geraucht, eine Partie Billard gespielt, zu Mittag gespeist und dann ein Schläfchen gemacht; jetzt aber stellte sich mit der Cigarre im Munde der Novize gespreizt und neugierig vor seinen Mentor mit der Frage: Was nun? Gehen, Liegen, Essen, Trinken, Alles war abgemacht, was nun? der Mentor wußte sich nicht zu helfen.

Dritter Tag.

Ich traf heute am Brunnen einen alten Bekannten. Dieſer Mann kann als eine ſtehende Figur im Badeleben gelten, er kam erſt geſtern an und kannte ſchon faſt jeden Kurgaſt. „Ich warte nicht lange," ſagte er, „wir ſind jetzt einmal da bei einander und müſſen uns die Zeit vertreiben, bis man da lang um einander herumgeht, ohne ſich anzuſprechen, geht man wieder fort und hat ſich gelangweilt; ach Gott, es iſt doch erſchrecklich langweilig, aber ſeit vielen Jahren thut mir die Quelle gut." Wenn der Mann Zeugs genug hat, kann er ſich zum Familiengeiſt dieſer ewig wechſelnden Colonie entwickeln, er macht aber heute ſchon einen Ausflug nach Wiesbaden, eigentlich ſollte er einen Titel haben, etwa Hofrath.

Ich komme mir hier oft wie ein Feſtungsgefangener vor; der Weg iſt nur da, damit man ſich darauf tummle, nicht damit er zu einem Ziele führe; ich darf wohl da und dorthin wandern, aber ich bin wieder an die Quelle zurückgebannt.

In meinem Wohnhauſe iſt auch eine Bäckerei, das Fichtenholz knattert und praſſelt gar ſchön; viele Bäuerinnen, die hier ihr Brod gebacken, buken ſich auch Käskuchen; ſo iſts recht, mögen die Nützlichkeitstheoretiker auch darüber ſchreien, es gehört dem Bauer auch etwas „Geſchnäbeltes," wie man es bei uns in Schwaben nennt. Der Menſch bedarf mehr als bloßes Brod. — Die Gemeindebacköfen ſind in der hieſigen Gegend noch nicht eingeführt, ſie ſind eine praktiſche theilweiſe Aneignung des Communismus; freilich iſt dabei auch die nackte Proſa, man kann ſich nichts „Geſchnäbeltes" backen, ohne daß es das ganze Dorf weiß und „Geſtohlene Waſſer ſchmecken ſüß und heimliche Speiſe iſt angenehm" ſagt ſchon König Salomo der Weiſe.

Ich ſprach mit vielen Bauern über die Zehntablöſung, auch hier iſt ſie nicht ſehr beliebt; das klingt theoretiſch immer ganz gut, „der Boden muß frei ſein", aber die Capitalſchuld drückt oft noch mehr als die Realſchuld, und wer weiß, ob nicht einmal über Nacht alle die Zehnten keinen Heller mehr werth ſind; das linke Rheinufer iſt nicht ſehr weit.

In Flörsheim hat der Gemeinderath die Zehnten für dieſes Jahr gepachtet, wie das auch anderwärts oft geſchieht, ſowohl zum Vortheil,

als auch um der Scherereien der Zehntknechte los zu sein; drei Tage nach der Genehmigung ihrer Bedingungen kommt ein Hagelwetter und zerschlägt fast die ganze Ernte, an vielen Stellen bleibt kaum so viel als die Saat war, und nun sollen die Bauern Frucht kaufen, um nach den eingegangenen Bedingungen den Zehnten an die Gemeinde abzuliefern. Manche sind auch rebellisch und sagen, sie hätten dem Gemeinderath keine Bevollmächtigung zur Zehntpacht gegeben; eine Bitte um Nachlaß ist bei den niederen Behörden abgeschlagen worden.

Die Hagelversicherungs-Gesellschaften sind hier zu Lande noch nicht organisirt, und doch liegt in den freien Vereinen, die sich über Alles ausbreiten, eine große Kraft und ein hervorstechender Charakter unserer Zeit. Der heutige Polizeistaat giebt sich das Ansehen, als ob er für Alles Vorsorge treffe, über Alles wache und es regulire; und doch muß er oft in den wesentlichsten Dingen den Bürger auf sich gestellt sein lassen. Die freien Vereine sind daher berufen, nicht nur eine Ergänzung zum Staatsleben zu bilden, sondern organischen Zusammenhalt in das zerfahrene und nur durch die Beamten äußerlich zusammengepackte Gemeinwesen zu bringen.

Vierter Tag. Samstag, 30. Juli.

Der Ueberbau an der Heilquelle ist viel zu eng und dürftig, es ist ein Uebelstand, daß der Präsident des nassauischen Medicinalwesens ein Badearzt ist; dadurch ergeben sich nothwendig Einseitigkeiten.

Es kann sich wohl ereignen, daß Weilbach binnen wenigen Jahren in anhaltende Aufnahme kommt, wie dieß bei Wildbad der Fall war; Engländer und durch sie ein Ruf von außen, oder eine Kur an einer „hohen Person" können dieß bei dem jetzigen Stande der Gewohnheiten in Deutschland leicht bewirken.

Ein Mann von ganz besonderm Aeußern und eigenthümlichem Benehmen fällt mir seit gestern auf; es ist ein schöner starker Mann, breitschulterig, mit gebräuntem Gesicht und einem funkelnden blauen Auge, dieses Auge aber und sein öfteres schnelles Drehen hat etwas Wirres, auch sein Gang ist derartig; er grüßt Jeden, so oft er auch einem be-

gegnet, indem er dabei still steht, die Mütze abzieht und die Augen niederschlägt; alle seine Bewegungen haben etwas Stilles, er setzt sich nicht wenn er trinkt, er hält das volle Glas (gegen die Gewohnheit Aller, die den Brodem schnell schlürfen) lange in der Hand, dann beugt er sich, die Augen sanft zulegend, nieder und trinkt bis auf den letzten Tropfen; ich hörte ihn noch nie sprechen, er geht stets allein.

Diesen Morgen ritt eine Ablösung der in Frankfurt stationirten preußischen Dragoner hier durch nach Mainz zurück; wann wird die freie Stadt Frankfurt einmal von dieser Wache abgelöst werden?

Der Gestrenge ist ein loyaler Preuße, wie es scheint, mit wissenschaftlicher Bildung, aber ohne allen politischen Muth. Der politische Muth ist leider überhaupt noch selten unter uns Deutschen. Wenn der Gestrenge alle Vertheidigungsposten räumen muß, übergiebt er sich auf Gnade und Ungnade an das Bestehende mit der Phrase: „Es ist Alles unvollkommen." Dieser scheinheilige, aber dabei gotteslästerliche Ausspruch empört mich so oft ich ihn höre; freilich ist insofern Alles unvollkommen, als es ein Endliches ist, und nur das Unendliche, das Zusammenfassen aller zeitlichen vereinzelten Vollkommenheiten in den einen reinen Gedanken, nur das ist absolut vollkommen. Wir aber müssen in unserer Zeit das, was wir als vollkommen erkannt, darstellen; mag eine spätere Zeit oder ein höheres Gedankenleben es nur als unvollkommen gelten lassen und einen neuen Ueberbau darauf setzen, so haben wir doch unserm Bewußtsein Genüge gethan, und zu mehr ist kein Individuum, keine Nation und keine Zeit verpflichtet. Jedes noch so kleine Werk in seiner Art zur Vollendung gebracht, ist ein Tragstein im Baue des heiligen Geistes, dessen Götter Freiheit und Liebe sind. Es giebt unzählige Menschen, die, weil sie das abstrakt Vollkommene nicht erreichen können, müßig die Hände in den Schooß legen und mit allerlei Selbstbeschönigungen die Schande ihrer Thatenlosigkeit zuzudecken suchen; die Macht der materiellen Wirklichkeit übt immer eine scharfe Censur gegen das Ideale, aber wir dürfen nicht ermüden, dieses doch ins Werk zu setzen.

Eine Elsässerin, eine schlichte Bürgersfrau, war heute bei Tische; sie verläßt morgen vollkommen geheilt das Bad, sie war überglücklich

und wendete sich mehrmals horchend nach dem Fenster; sie sagte, es wäre ihr immer, als ob sie Musik höre; mit Recht wurde bemerkt, daß ihr der Himmel voll Geigen hinge. Es war davon die Rede, daß das Elsaß wieder deutsch werden müsse; sie sagte: „Nein, nie", denn die „Dütschen" bekämen Prügel, und ihre Söhne sollten einmal, wenn sie Soldaten würden, keine Prügel bekommen; freilich irrte sich die gute Frau; die deutschen Soldaten (die Oesterreicher ausgenommen) werden, ausgenommen bei Diebstählen, nicht mehr geprügelt; aber wie viel Zuchtruthen und Corporalstöcke werden noch über das deutsche Volk geschwungen, in den geheimen Gerichtsstuben ꝛc. ꝛc.

Ein Invalid kam heute vor's Haus und betete ein Vater Unser, er erhielt eine Gabe; ich unterhielt mich eine Zeit lang mit ihm, er war in den Niederlanden und in der Schlacht bei Waterloo gewesen; aber alle seine Erinnerungen laufen wirr durcheinander. Man erzählte mir, der Mann war früher Gänsehirt hier im Dorfe, aber er wollte mit aller Gewalt die Gänse einexerciren und Manövers mit ihnen machen; während dieser Uebungen fraßen aber die Gänse den Bauern das Korn vom Felde weg; wenn ihn Jemand darüber zur Rede stellte, warf er sogleich die Peitsche weg und rief: „Da, hüte Du die Gänf'." Wirklich dressirte er auch die Gänse so, daß sie vier und vier hinter ihm dreinmarschirten; bei der Heimkehr am Abend stellte er sich dort an das Eckhaus mit dem rothangestrichenen Gebälk, hielt seine Peitsche in die Höhe und die Gänse defilirten vor ihm vorbei gerade in den Bach hinein; er wurde als geistesirr seines Amtes entsetzt. Um Brod zu erhalten, hatte er früher einmal bei meiner Hauswirthin seine Medaille verpfändet; ein Officier, der als Kurgast hier im Hause wohnte, löste ihm dieselbe aus. Sollte sich Jemand für dieses Curiosum interessiren, so sei hiermit zu wissen gethan, daß der Mann Philipp Käs heißt, aus Ettersheim gebürtig ist und jeden Samstag sich hier Gaben sammelt.

Sonntag, 31. Juli.

Ich war so eben in der Kirche, sie ist klein und eng, Viele saßen, standen und knieten draußen. Als ich den Geistlichen sah, wollte ich meinen Augen kaum trauen; wär's möglich? nein, aber wunderbar

ähnlich sieht der Mann dem Wolfgang Menzel, die ganze Gesichtsbildung, ja sogar die langen hinters Ohr gestrichenen schlichten Haare, kurz wie ein Tropfen Wasser dem andern, so ähnlich sehen sich die beiden; ich möchte sie einmal neben einander sehen; der hiesige Pfarrer ist zwar etwas kleiner, fetter und jünger, aber jeder der sie so sähe müßte sagen: das sind gewiß Brüder. — Nachdem der Pfarrer die Kanzel bestiegen und mit schöner milder Stimme ein kleines Gebet gesprochen hatte, verlas er das Evangelium; er wählte den Text Marc. 7, 37.: „Und er hat Alles gut gemacht." Er verlas die hierauf bezügliche Heilung des Taubstummen durch Christus. Mit wahrhaft rhetorischer Kraft stellte er all die verschiedenen Uebel und Mißgeschicke des Lebens auf und gleich dem Antonius in der Rede auf Cäsar machte er immer die ironische Antithese: „Und er hat Alles gut gemacht!" Zuerst schilderte er den Verlust der Kinder durch den Tod, er sagte, Gott nehme sie deshalb, weil die Eltern zu sehr auf die Unterstützung durch ihre Kinder gehofft und nicht auf Gott allein vertraut, oder auch weil sie von den Eltern schlecht erzogen worden wären, und wenn sie auch „wahre Engel geschienen hätten" sie wären doch schlecht geworden; er deutete auf den heute in Flörsheim stattfindenden Markt und die „unschuldigen Freuden" desselben hin und warnte die Eltern, keinem auch noch so tugendhaft scheinenden Burschen zu trauen und ihre Mädchen nicht aus ihren Augen zu lassen, denn „sie kehren von den Lustorten als Lustdirnen zurück." Sodann schilderte er das Unglück der verwaisten Kinder, dagegen zeigend daß dieß zu ihrem Heile sei, da die Eltern sie schlecht erzogen hätten und daß oft die größten Männer, Künstler, Gelehrte u. dgl., Waisenkinder gewesen seien. Das Unglück des Bettlers, der von Thüre zu Thüre gestoßen wird, schilderte er mit grellen Farben, dagegen das Loos des Reichen und er tröstete jenen, daß er weniger vor Gott zu verantworten habe, der Reiche aber „jeden Heller verrechnen muß" und für dessen Mißbrauch im Fegfeuer und je nach Befund ewig in der Hölle die fürchterlichsten Qualen zu erdulden hat." Die Heimsuchung durch Krankheit erklärte er auf gleiche justificirende Weise. Die Uebel aus den verschiedenen Ständeunterschieden erklärte er damit, daß nicht Alles Kopf oder Auge sein könne sondern die ganze Menschheit gegliedert sei

und das eine höhere, das andere niedere Verrichtungen habe, sodann sagte er, daß auch im Himmel „Engel und Selige" und verschiedene Stufen seien. Hierauf schilderte er das Unglück durch Naturereignisse; er sprach von dem Hagelwetter, das die Saat einer nahen Gemarkung vernichtet, und machte darauf aufmerksam, daß ein Spötter an dem mager stehenden Acker eines armen Mannes ein Brett mit der Inschrift: „drei Fuder*) Waizen" befestigt habe, daß Gott diesen Spötter züchtigen wollte, im Wetter dahergekommen sei und die Saat des Spötters vernichtet habe; nur leise berührte er hierbei, daß auch viele Unschuldige darunter leiden mußten. Auf die großen Brandunglücke in lebendiger Schilderung übergehend sagte er, daß „Gott Hamburg, die im H....leben versunkene Stadt züchtigen wollte." Ueberhaupt sprach er mit einem gewissen behaglichen Ausdrucke in Wort und Ton von der großen Macht Gottes, der unversehens mit Feuer und Wetter dreinfahre, er sprach ungefähr wie ein Officier eines großen Staates von der Militärmacht oder wie ein Polizeiagent von den großen Hebeln der Polizei. — Nun schilderte er den Untergang eines Schiffes auf hoher See, das mit Mann und Gut vom Blitze getroffen wird oder im Sturme versinkt; er citirte hiebei sogar Schillers: „es brauset und dampfet und zischt ꝛc." er sagte: „entweder sind es gute oder sind es schlechte Menschen die hier untergehen; sind es gute, so ist es ihnen gleich, wann der Herr sie zu sich ruft, sind es schlechte, so hat sie die Strafe des Herrn ereilt." Nur nebenbei und für die Meisten nicht deutlich und hervorstechend genug machte er die richtige Bemerkung, daß Stürme und Gewitter im Haushalte der Natur und zur Belebung und Reinigung des Meeres und der Luft nothwendig sind, daß Tausende dadurch gesund erhalten werden und wir über das Einzelne, das dabei untergeht, nicht klagen dürfen. Zuletzt, wohl erkennend wie gefährlich und widerspruchserregend fast alle obigen Erklärungen sind, machte er darauf aufmerksam, daß „der Tod nicht durch Gott in die Welt gekommen, der nur ewig leben lassen wollte wie die Engel, sondern daß unsere Sündenschuld den Tod in die Welt gebracht." Vielleicht erkennend, daß die Erklärung von einer Verpfu-

*) Man nennt nämlich hier zu Lande sechzig Garben ein Fuder.

ſchung der Welt gegen den Willen Gottes noch nicht Alles ebne, daß überhaupt alles Bisherige noch manche ungelöſte Frage zurücklaſſe, verſenkte er ſich in das ſelige Geiſterleben der erſchloſſenen Erkenntniß im Jenſeits, die er mit wahrhaft glühenden Farben ſchilderte „da wir den Sphärenklang und das Kreiſen der Welten vernehmen und einſtimmen in das ewige Halleluja und ausrufen: Er hat Alles gut gemacht. Amen.“

Die ganze Rede war in jenem hochgezwängten Tone der meiſten Geiſtlichen vorgetragen, der als erhaben gelten ſoll, weil er in einer höheren Tonlage als der gewöhnlichen Sprachſtimme gehalten wird; man hat hier bei einem Punktum keine Senkung der Stimme, ſondern vielmehr eine Hebung zu gewärtigen, und ſtatt dem Vortrage etwas Gehobenes und Feierliches zu verleihen hat er nichts als das Unnatürliche. — Ueber den Inhalt der Predigt will ich hier keine weitern Bemerkungen hinzuſetzen.

Hierauf ſprach der Prieſter wiederum mit wohlklingender natürlicher Stimme ein langes Gebet für den Pabſt, für das wiederherzuſtellende Heil der Kirche in Spanien, für den Herzog, die Beamten, für Freunde und Feinde, für die Kranken ꝛc. — Zuletzt ſetzte er klar und human die Einrichtung und die Zwecke des Vereins für entlaſſene Correctionsſträflinge auseinander; und knüpfte den Wunſch hieran, daß von ſeinen Gemeindeangehörigen Einzelne ſolche Perſonen bei ſich aufnehmen und, ohne ihnen je Vorwürfe zu machen, ſie auf den Weg eines rechtſchaffenen Lebens geleiten möchten. — Das Hochamt verrichtete er mit ſichtbarer Weihe und Andacht.

Wie viele Millionen Menſchen wallen in dieſen Stunden zu den Tempeln und ſchauen auf zur ewigen Liebe und wie ſelten verkündet ſie ihnen wahrhaft der Mund eines Prieſters; wie ſelten wird ihnen der wahre Erlöſer verkündet, der heilige Geiſt, der von Selbſtſucht, Hartherzigkeit und Unliebe erlöſt und die Erde zum Friedens- und Freudentempel macht!

Montags.

Ich höre von glaubwürdigen Badegästen, daß der hiesige Pfarrer besonders zur Kurzeit heftig gegen Luther eifre, ohne ihn gerade zu nennen, besonders aber auch gegen Göthe und die modernen Schriftsteller, die er mit Namen nennt. Bei der Gemeinde ist er seiner hochgeschraubten Strenge wegen nicht sehr beliebt, und aus Allem, was ich höre und erfahre, erscheint er mit einem Worte als ein talentvoller Zelot; eine Bauersfrau sagte mir, er schreibe in die Würzburger Zeitung (wahrscheinlich ist damit der unterdrückte Fränkische Courier gemeint).

Man muß mit Bauern einen Sonntag verleben, um sie kennen zu lernen, am Werktage sind sie von des Tages Müh und Arbeit meist stumpf und matt; hier nun besonders, wo keine Volkstracht ist, sind die Leute auch äußerlich ganz andere Menschen. Während der ganzen Woche gehen Bauern und Bäuerinnen in einer Art von unschönem Negligé einher, das blaue Ueberhemd (Blouse), das auch hier wie fast überall die verschwindende Volkstracht bei den Männern ersetzt, wird zur Feldarbeit nur selten angezogen, am Sonntag aber erkennt man oft einen Burschen oder ein Mädchen in der städtischen Kleidung gar nicht mehr. Hier zeigt sich schon ein aus dem Mangel an Volkstracht entspringender Uebelstand, das Leben ist auch äußerlich in zwei ganz verschiedene Theile gespalten; die langen Kleider der Frauen, die langen Beinkleider mit Steg bei den Männern können bei der Arbeit nicht angezogen werden und sie wählen eine willkürlich bequeme Kleidung, darum sehen die Leute in den Dörfern, wo keine Volkstrachten sind, an Werktagen viel unsauberer und häßlicher aus als da, wo noch stehende Trachten sind, sodann möchte ich auch sagen, daß der Arbeit nicht die ihr gebührende Ehre gewidmet wird, indem man ihr gegenüber ganz anders erscheint als an einem Fest- und Feiertage.

Ich erfahre nun immer mehr die Geschichte des Dorfes, alles ist mir von menschlicher Bedeutung und darum kann ich die Langeweil-Klagen der Anderen kaum verstehen. Hier, da liegt das Leben vor euch, enträthselt es, erklärt es euch und Anderen, nehmet jegliches Vorkommniß in euch auf, bildet euch aus eigner Anschauung eine Ansicht über den Gesammtzustand unseres Volkes und ihr habt vollauf zu thun, ihr

findet überall Boden zu Freude, Genuß und Thätigkeit; aber es ist noch immer keine Schande, ja sogar oft ein Lob für einen Mann, daß er sich nichts um Politik kümmere: wenn das Auge für die große Thätigkeit des National- und Staatslebens fehlt, wie können da die unscheinbaren Lebensäußerungen eines Dorfes Aufmerksamkeit erregen. — Liegt uns ein nassauisches Dorf nicht näher am Herzen als China? und da sprechen sie stundenlang über die chinesischen Operationen und über die Art, wie die Pariser Wasserträger die Eimer halten! Freilich gehört dazu keine Gesinnung und kein Muth und die Meisten begnügen sich mit der Schale des Wissens.

Die geschichtlichen Erinnerungen, die hier noch im Volke leben, sind Kurmainzisch; „zu Kurfürst Zeiten" mit diesen Worten fangen die meisten Erzählungen an; auch holen sich die Leute ihre Bedürfnisse nicht aus Wiesbaden, sondern aus Mainz, wenn auch beide fast gleich weit entfernt sind, dort ist eben blos die Regierung. Man ist bei der Ländervertheilung ins Herz des deutschen Volkes hineingefahren, ohne Rücksicht auf die Gemüthssaiten, die zerreißen mögen; die Landkarte in der Hand wurde abgemessen und abgezirkelt. — Wenn die moderne nationale Richtung an die geschichtliche Erinnerung des gesammten deutschen Volkes anknüpfen will, bleiben ihr kaum ein oder zwei Momente; unsere Geschichte ist noch theils zerrissen, theils partikularistisch zerfahren, Wort und Begriff Deutschland ist, man muß es gestehen, in dem eigentlichen Volke noch gar nicht da. Eine starke und einige Zukunft muß das Bewußtsein der Nationaleinheit wie ein Strahlenband durch alle Herzen ziehen.

Die hiesige Gemeinde hat noch eine große Gemeindeschuld von den Kriegszeiten her, die Entschädigungsgelder waren gering, das Dorf lag an der großen Heerstraße und litt unsäglich viel, jetzt ist die für den Frieden günstige Lage durch die Eisenbahn brach geworden.

Der gesunde Sinn unseres deutschen Volkes läßt sich nicht so leicht berücken. Die Köchin des hiesigen Pfarrers war früher Protestantin, sie ist aus Ems, der hiesige Pfarrer hat sie, wie ein alter Mann sich ausdrückte „katholisch gemacht" und, setzte er hinzu „hätte Gott gewollt,

daß ſie katholiſch ſein ſolle, hätte er ihre Eltern katholiſch geboren werden laſſen."

Es iſt jämmerlich, daß wir nun wieder mit den Pfaffen zu kämpfen haben ſollen, mit den Pfaffen in ihrer kraſſeſten Erſcheinung, mit pietiſtiſchen und ultramontanen. Die ganze große Zeit ſeit Leſſing, der ſittliche Aufſchwung unſerer Nation wird ſtets abermals von Betrogenen und Betrügern gehemmt. Ich war immer der abgeſagteſte Feind aller Pfaffenriecherei, es erſchien mir als eine veraltete Tendenz, als ein Kampf mit Geſpenſtern den anerkannten Widerſinn aufs Neue zu widerlegen; die Bahnen der neuen Nationalbeſtrebungen liegen auf anderen Gebieten als dem blos theologiſchen, und man glaubt ſo gerne, daß das geſchichtlich fortgeſchrittne Volksbewußtſein nicht mehr von Aberglauben und kirchlichem Hochmuth ergriffen werden könne. So oft man aber dem unmittelbaren Leben wieder näher tritt, erkennt man, wie der alte Stamm des Pfaffenthums überall wieder neue Wurzeln treibt, die ſich durch alle Lebensgebiete verzweigen; da wird eine Gottesfurcht ohne Heiligung des Herzens, ein Formelglaube ohne ſittliche Erhebung, ohne thätige rein menſchliche Liebe gepredigt und mit allerlei neuen Flittern aufgeputzt. Wir Deutſchen ſind die religiöſeſte Nation der Erde, die weltgeſchichtliche Entwicklung des religiöſen Bewußtſeins iſt der Kern des deutſchen Nationallebens, unſere politiſche Freiheit wird daher von dem religiös ſittlichen Elemente durchdrungen ſein müſſen, von dem religiös ſittlichen, das über allem einzelnen kirchlichen ſteht. So lange der Staat mit ſeinen Geſetzen und Einrichtungen kein ſittlicher, ich möchte ſagen, heiliger geworden, ſo lange der Staat nicht die höchſten Geſetze der Vernunft und Sittlichkeit in ſich verkörpert, ſo daß die reinſten Neigungen und Beſtrebungen ſich in ihm getragen und gehoben fühlen; ſo lange wird das Pfaffenthum ohne Unterſchied der Confeſſion den höheren Menſchen als ſolchen für ſich in Beſchlag nehmen, alle Heiligkeit für ſich uſurpiren und eine Geiſtermacht begründen, die wahrlich nicht zum Frommen des reinen Menſchengeiſtes führt. Es giebt nur eine Rettung vor dem Pfaffenthum und das iſt das ſittlich vernünftige freie Staatsleben, aber wo finden wir ein ſolches? Da wird die reine und höhere Natur des Menſchen in Widerſpruch mit dem

Staate geſetzt, die eifrigſten Patrioten werden dann häufig Pietiſten und Ultramontane, ſie ſuchen die Erlöſung aus dem Unfrieden und der Leerheit nur im Kirchenleben, der Friede mit dem Staatsleben iſt nur ein ſcheinbarer äußerlicher, ſie erkennen dem Staate nichts vom heiligen Geiſte und keine höhere dauernde Lebensberechtigung zu; ſo lange der Staat kein religiöſer d. h. ſittlich vernünftiger iſt, ſo lange wird er nur um den Preis ſeiner armen Seele Verträge mit der Kirchengewalt ſchließen, er ſchlägt nämlich ſein höheres Leben dafür in die Schanze und will ſich nur als rein materiell, als das ſchlechte Dieſſeits, als unheilig anerkannt wiſſen. Den Einzelnen wird der Staat freilich das höhere Leben nicht einathmen können, wie dieß die Kirche in unſeren Tagen aber auch nicht mehr kann, das höhere Leben iſt ein individuelles aus der ſelbſteignen Weltanſchauung und Geiſtesentfaltung gewonnenes; ſteht unabhängig von jeder Kirche. Wird aber das Staatsleben ein heiliges ſittlich vernünftiges, ſo wird ſich ihm das Beſte des Geiſtes und werden ſich ihm die beſten Geiſter zuwenden; allerlei Kirchen können unangefochten beſtehen, die ſittlich vernünftige Macht des Staates wird ſie Alle überragen.

Der ganze peinliche Streit der gemiſchten Ehen hat nicht zu ſeiner wahren Löſung geführt, nämlich dahin, daß der Staat der bürgerlichen Ehe die religiöſe ſittlich vernünftige Weihe verlieh; freilich genügt hier kein Geſetzeserlaß, denn die Sitte und das Herkommen müßten ſich erſt damit befreunden, aber wie die Sitten Geſetze, ſo rufen auch Geſetze die Sitten hervor; man hat aber die bürgerliche Trauung da, wo ſie ſtattfindet, ſo kahl und leer gelaſſen, daß beſonders das weibliche Gemüth in ihr kein Genüge finden kann.

Der hieſige Pfarrer ſoll auch in franzöſiſche Zeitungen über deutſche Kirchenangelegenheiten geſchrieben haben; ich bin weit entfernt ihn deshalb irgenwie anklagen oder denunciren zu wollen; ich gebe es nur als ein vielfach verbreitetes Gerücht, dem vielleicht gar keine Wahrheit zu Grunde liegt. Geſetzt aber, es ſei wahr, ſo werden eifrige Nationale ihn ſogleich deshalb verdammen, weil er vor dem „Erbfeinde" deutſche Angelegenheiten verhandelt habe. Ich kenne keinen Erbfeind als die Unvernunft und die bewußte Lüge. Die kirchliche Orthodoxie beehrte ehedem die Tür-

ken mit dem Titel Erbfeind, der sich mit dem Gebote der Liebe eben so gut verträgt wie Inquisition und Scheiterhaufen; die nationalen Orthodoxen wollen den Titel Erbfeind gerne auf die Franzosen übertragen. So wenig aber eine Kirche eine andere als Erbfeind ansehen darf, ebenso wenig darf eine Nation eine andere zu einem solchen stempeln, dort ist die Meinungs-, hier die Geburtsbeschränktheit; Uebergriffe jeglicher Art sollen und müssen stets mit aller Macht zurückgeschlagen werden, dann aber muß wieder die Einheit der Menschheit und des Menschengeistes, die durch alle Besonderheiten hindurchdringt, hervorgehoben werden. Wohl sollen die Angelegenheiten der einen Nation nie inmitten der andern erörtert werden. Es giebt viele Dinge und Personen in Deutschland, über die noch nie öffentlich die unverhohlene Meinung der Nation ausgesprochen wurde, die auf den Lippen Aller schwebt. — Die Verhandlung deutscher Kirchenangelegenheiten in französischen Zeitungen ist ein unverkennbares Uebel, aber das einzige Mittel des nationalen Zusammenhalts ist die freie Presse; man gebe die Presse frei, allen Meinungen, allen Parteien, und Niemand wird auf fremdem Boden in fremder Zunge die heimischen Interessen darlegen. Wenn die vaterländische Presse gehemmt ist, mag man sich wohl mit dem Gedanken vertheidigen, daß die Kirche eigentlich kein Nationalinstitut sei, daß sie vielmehr über die Schranken der Nation hinausgehe und Sache der Menschheit sei, und man mag zu der traurigen Nothwehr mit den Waffen einer fremden Sprache greifen; ist ja doch die Zeit noch nicht so ferne, wo man sich zum Ausspruche patriotisch politischer Wünsche in französische Zeitungen flüchtete, man vertheidigte sich ebenfalls mit dem Gedanken, daß die Freiheit ein allgemeines Menschengut sei, und man vergaß, daß sie nur aus dem nationalen Kerne heraus entwickelt Leben und Halt gewinne. So erzeugt die Hemmung der freien Bewegung eine Verwirrung der Begriffe. Darum freie Presse vor Allem und für Alle!

Mittwoch, 3. August.

Ich kann die Ordnung der Tage nicht mehr inne halten, ich schreibe nur je nach Lust und Laune Einzelnes auf.

Der Badegaſt par excellence, wie ich den jovialen ** nennen möchte, erzählte mir eine tragikomiſche Geſchichte, die ſich für den Pinſel eines humoriſtiſchen Malers eignen würde. „Ich fürchte mich immer," ſagte er, „ich helfe auch die hieſige Quelle austrinken, ja, glauben Sie mir, ich habe mit geholfen eine Quelle austrinken. Ich war acht Jahre im Sironabad in Oppenheim am Rhein; eines ſchönen Morgens kommen die Kurgäſte an die Quelle, da iſt es Matthäi am letzten, der Rhein liegt höher als die Quelle und wutſch war kein Waſſer mehr da; das war ein Jammer und ein Elend, da liefen die Kurgäſte mit ihren leeren Gläſern umher und wußten ſich keinen Rath, bei dieſem hatte die Wirkung begonnen, bei jenem war ſie im Anzuge, ein Dritter hatte Hoffnung, und einige Stunden darauf zerſtieb die ganze Colonie nach allen vier Winden."

Eine eigenthümliche Figur unter den Badegäſten iſt ein Frankfurter „Borjer." In ſeinem ganzen Weſen liegt etwas behäbig altbürgerliches, dabei aber auch grauſam philiſterhaftes; von politiſcher Anſicht iſt bei ihm keine Rede; er will es hier „commodchen" und „legèrchen" haben, er hat auch ſchon eine Leiterwagenpartie veranſtaltet; „auf einem Laterwage," ſagte er, „hat mer mehr Sympathie bei die Natur." „Ich wünſch' mir nichts weiter," ſagte er ein andermal, „als ſo viel Brawänner zu verzehren, als der Brunnenwärter ſchon Gläſer hingereicht hat, ich wär' ſo reich als der Rothſchild." Ueber das Appetiterregende des Waſſers ſagte er. „Ich möcht' beim Frühſtück immer die Kaffeekann' mit einbrocken, es iſt ein Plaiſirchen, wenn's einem ſchmeckt." Die Brücke hier in Weilbach, worauf ſich Abends die Burſche und Männer verſammeln, nennt er „das Weilbächer Caſino."

(Wird fortgeſetzt.)

III.

Jung und alt.

Novelle

von

Auguſt Kahlert.

I cannot leave to love, and yet I do.
Shakespeare (the two gentlemen of Verona).

Seitdem der General von Holm ſein altes Erbgut, die Herrſchaft Wildungen, zum immerwährenden Wohnſitze erkoren hatte, nahm dasſelbe eine freundlichere Geſtalt an, als jemals daran bemerkt worden war. Wenn es auch durch ſorgfältigen Betrieb des Ackerbaues längſt größeren Ertrag, als manche andere Gegend Norddeutſchlands von ähnlicher Beſchaffenheit des Bodens geliefert, ſo hatte man doch wenig, was den nur etwas verwöhnten Blick hätte feſſeln können, in dieſer größtentheils ſandigen, kaum von einigen Teichen und Fichtenwaldungen unterbrochenen Ebene zu ſehen. Jetzt aber zog ein beinahe zierliches, jedenfalls geräumiges Wohnhaus nebſt einem freundlichen Garten voll ausgeſuchter Gewächſe den Blick an. Die Fahrſtraße war von Reihen junger Obſtbäume eingefaßt; auf dem zwiſchen derſelben und dem Herrenhauſe befindlichen Waſſerſpiegel glitten Schwäne auf und nieder, und am Saume des Fichtengehölzes zeigte ſich auf einem kleinen Hügel ein weißer ſchlanker Thurm, den der Poſtillon den vorüberfliegenden Reiſen-

den als eine neue Sternwarte zu bezeichnen pflegte. Wer nun gar etwa dem alten lustigen Gärtner oder dem Kutscher mit dem narbenreichen Gesicht begegnete, und sich mit ihnen, oder auch nur mit einem auf dem Acker beschäftigten Bauer in ein Gespräch einließ, erfuhr über den trefflichen Herrn, der von seinen Unterthanen wie ein Vater geliebt werde, so viel Lob, daß er diesen, ohne ihn zu kennen, lieb gewinnen mochte. Es hieß dann: der General sei wohl streng und genau in der Forderung der Dienstleistungen, aber doch nicht unbillig, er sehe immer ernst, oft finster aus, und sei doch nachsichtsvoll gegen die Gutwilligen, wohlthätig gegen die Kranken und Armen, mit einem Worte, der Stifter eines besseren Zustandes in Wildungen, das früher seiner Verwilderung wegen seinen Namen in der That verdient habe.

Der erwähnte Kutscher, dessen Haltung den früheren Krieger schwer verkennen ließ, beantwortete, an einem heitern Herbstnachmittage besonders redselig, die Fragen nach des Generals Befinden, die ein freundlicher schwarzgekleideter Herr vor der Rampe des Wohnhauses an den treuen Diener richtete. „Er sieht," sagte er, „heute an seinem sechszigsten Geburtstage aus, als ob es sein dreißigster wäre; er reitet noch den wildesten Engländer, seine Hand zittert noch nicht im Mindesten, und solch' einen Mann läßt man im Ruhestande; ei, wenn es wieder einmal Krieg giebt, werden sie ihn schon wieder hervorholen; ich sehe mich alle Tage in der Zeitung um, aber überall ist's ruhig, höchstens weit von uns einige Plänkeleien; kurz, es ist eine schlechte Zeit; in den Völkern herrscht die faule Bequemlichkeit. — Nun, nun, Elias," wandte der Andere ein, „es hat denn Alles und Jedes in der Welt dem Plane des Höchsten gemäß sein Gutes. Aber, Ihr berichtet, Euer Herr sei heute ganz allein, das hätte ich nicht erwartet, ich meinte, er werde zu seinem Geburtsfeste sich einige Gäste aus der Nachbarschaft eingeladen haben." —

„Wir vermutheten es wohl hier auch, die Frau Selbig und ich; wir kamen auch mit einer entfernten Frage deshalb an ihn heran, doch, er fuhr heftig auf, als wir kaum den Mund aufgethan. Es ist ja doch Mittwoch," sagte er, „da kommt der Herr Pastor zu mir, an dem ich die liebste Gesellschaft habe. Als wir nun aber hier im Hause ihm heute

Morgen beſtens Glück wünſchten, — ſein Zimmer hatten wir ſchön mit Blumen ausgeſchmückt, — da drückte er uns Allen gar gnädig die Hand; nachher kam der Schullehrer mit den Schulkindern und ſang vor der Hausthüre: „Allein Gott in der Höh' ſei Ehr'", und des Gerichtsſchreibers kleine Eliſabeth mußte vortreten und einen Glückwunſch herſagen; dieſe wurden natürlich reichlich beſchenkt und zogen jubelnd ab. Als dies Alles aber vorbei war und ich den gnädigen Herrn zu fragen ging, ob er vor Tiſche ausreiten würde, fand ich ihn erſt lange Zeit in keinem Zimmer, auch nicht im Garten, endlich traf ich ihn in dem Saale, wo die vielen Bilder hängen; da ſtand er vor dem ſchönen Frauenbildniſſe, — nun, Sie wiſſen ſchon, welches ich meine, — ganz in Gedanken verſunken; drüber hing einer der Kränze, die er heut erhalten hatte, den mußt' er ſelbſt hingehangen haben. Als ich nun zu reden anfing, fuhr er mich heftig an, ward aber gleich wieder gut, ſtrich ſich zweimal über die Stirn und folgte mir raſch. Er iſt nicht glücklich, lieber Herr Paſtor, wenigſtens zuweilen kommt mir's ſo vor; das ganze hieſige ſtille Leben" —

Während dieſer Erzählung waren beide vorwärts gegangen. Die kräftige Stimme des Generals bewillkommte den langerwarteten Freund von der nach dem Garten gelegenen Terraſſe herab. Bald war der herzliche Glückwunſch angebracht und eben ſo erwiedert, auf der Terraſſe war Platz genommen, was einige Vorbereitungen erforderte, da die Stühle und Bänke von Landkarten, Plänen, Büchern und Papieren voll lagen; Elias erſchien mit Rheinwein und Tabacksſpeifen, und das Geſpräch gerieth in ſchnellen ununterbrochenen Wechſelgang. Die zur Seite geſchafften Schriften waren es zunächſt, woran es ſich knüpfte. Der kriegswiſſenſchaftliche Inhalt konnte freilich von dem Gottesgelehrten nicht gewürdigt werden, aber er hatte ja ſchon oft den aufmerkſamen Zuhörer abgegeben, wenn ſein alter Freund auf dieſes vertraute Gebiet des Gedankens gerieth, und ließ ſich die Eröffnung ſo fremder Verhältniſſe gern gefallen.

„Wenn mein Blick auf die Karte von Spanien fällt," ſagte der General, „ſo tritt das an Schreckniſſen ſo reiche Jahr 1809 mit den lebhafteſten Bildern mir vor die Seele. Uns Hannoveranern, die wir

unter dem vorsichtigen Wellington unsere Schule machten, hat es Erfahrungen verliehen, die wir anderswo niemals erreicht haben würden. Jetzt aber, da mich die Darstellung jener ewig denkwürdigen Tage beschäftigt, fällt mir recht auf, wie selten mir damals bei der Stellung, die unser Einer einnahm, den beiderseitigen Spielern in die Karten zu sehen vergönnt gewesen war. Die französischen Schriftsteller machen es sich freilich leicht, und erfinden da, wo sie selbst nichts wissen. Mir gewährt es nun jetzt, wo es mir nicht an Muße fehlt, gar willkommene Unterhaltung, die einzelnen Zeugnisse über manches jener Gefechte mit den Notizen meiner eigenen Tagebücher zu vergleichen und Zusammenhang in das scheinbar Zufällige zu bringen."

„Es bewährt sich hier wieder die deutsche Gründlichkeit," bemerkte der Zuhörer, „die schon dadurch gefördert wird, daß der Deutsche vorzugsweise um der Sache selbst willen arbeitet, während mancher andern gefeierten Nation diese gleichgültig und der Ruhm die Hauptsache ist."

„Der Ruhm freilich ist überall eine bunte Seifenblase, aber in Deutschland ist er kaum dies; er beschränkt sich hier meistens auf irgend einen engen Kreis; der Hessische Staatsmann ist dem Waldeckschen, dieser dem Lippe-Detmoldischen oder Braunschweigischen u. s. w. gleichgültig, Nationalruhm erwirbt in Deutschland allenfalls nur der Gelehrte oder der Künstler, woraus wieder hervorgeht, daß wir Deutschen einmal ein ideales Volk sind."

„Man braucht nun wohl den Ruhm nicht durchaus von seiner weiten Ausdehnung abhängig zu machen; der, den wir im Kreise von zwanzig Personen genießen, kann mächtiger, dauernder sein, als der uns bei einer Million zu Theil wird."

„Gewiß. Und doch ist der Trieb nach Ehre weit schwerer zu zügeln, als etwa der nach sinnlichem Vergnügen und Besitz. Wie wunderlich ist der Mensch! Meine Bauern bewundern mich nicht, sondern sie lieben mich. Dies ist denn doch mehr werth; ich kann hier in Verbesserung dieses Gutes meiner Väter, das durch funfzig Jahre hindurch Nachlässigkeit und Gewinnsucht verwahrlost hatten, meinen Namen mehr verewigen, als durch gewonnene Schlachten, die ein Fürst für den Augenblick mit Orden, ein Zeitungsschreiber mit seinen Lobsprüchen be-

lohnt, und die zwanzig Jahre ſpäter von einem neidiſchen oder verblendeten Geſchichtsforſcher als Werk des Zufalls, nicht meines Verdienſtes dargeſtellt werden. Dies Alles erkenne ich als vollkommen und tauſendfach bewährt. Dennoch werde ich eines ſonderbaren Gefühls, mehr des Aergers als der Wehmuth nicht Herr, ſobald mein Blick in den Zeitungen dem Namen des Staates begegnet, dem ich ſo lange gedient habe, mit Treue, Eifer, ja mit großen Aufopferungen, und doch mit demſelben oder vielmehr ſchlechterem Erfolge als Mancher, der —"

„Der viel eher bei Seite hätte geſchoben werden ſollen, als Du, braver Freund, und der bei jüngeren Jahren Dir an Kraft und Einſicht nachſteht, aber an Rang und Anſehen Dich übertrifft. Nun, Sirach lehrt: Fürſten, Herren und Regenten ſind in großen Ehren, aber ſo groß ſind ſie nicht, als der Gott fürchtet. Uebrigens biſt Du doch um Vieles beſſer daran, als Männer Deines Alters, die in den Vorzimmern der Fürſten bis zur Ermüdung warten, und an der Tafel des Herrſchers jedes ihrer Worte wie Gold abwägen müſſen. Wohl Dir, der an den Wiſſenſchaften Freude findet, der mit ſechszig Jahren wie ein Vierziger ausſieht, und auf ſeinen Wegen lauter freundlichen Geſichtern begegnet. Als wir uns auf der Stiftſchule noch mit Schneebällen warfen, ſahſt Du nicht darnach aus, als ob Du heute ſo rüſtig ſein würdeſt."

„Es iſt wahr, ich galt damals für ſchwächlich; Kriege und Anſtrengungen fördern die Kraft; mehr vielleicht noch eine gewiſſe faſt pedantiſche Mäßigkeit, wegen der ich oft ausgelacht worden bin."

„Höre, verehrter Freund," fuhr der Paſtor mit einem gewiſſen geheimnißvollen Tone fort, indem er ſeinen Stuhl näher heranrückte, ſeine Pfeife bedachtſam in Ordnung brachte, und ein Schlückchen nahm, „die Wolken, welche zuweilen bei Erinnerung an Deine Berufserfahrungen auf Deiner Stirn aufſteigen, zu zerſtreuen, giebt es doch wohl ein treffliches Mittel. Mir iſt Aufrichtigkeit gegen Dich, der mir immer offen und herzlich zugethan geweſen, Pflicht. Darum wage ich das Wort: ich dächte, Du verheiratheteſt Dich. — Laſſe mich ausreden, Du haſt mir ſelbſt das Recht der Aufrichtigkeit gegen Dich eingeräumt, und meine Liebe zu Dir macht dieſelbe mir zur Pflicht. Die Tiefe Deines Gemüths ſehnt ſich nach einer höheren Befriedigung, als Dir Deine ſtille Wirk-

ſamkeit nach einem langen thatenreichen Leben ſie gewähren kann. Ich ſelbſt wäre übrigens auf den Einfall nicht gekommen, hätte mich neulich nicht in vertraulichem Geſpräche meine Frau darauf gebracht."

Der General fing laut zu lachen an. „Dacht' ich mir's doch, daß dieſe Predigt weiblichen Urſprungs ſei, dergleichen nennen die Frauen ein gutes Werk ſtiften. Kinder, mit mir altem Hageſtolzen gebt Euch keine Mühe. Welches Weib fände an mir noch Gefallen!"

„Das läßt ſich doch nicht im Voraus entſcheiden," fuhr der Paſtor mit Beharrlichkeit fort. „Es giebt hier in der Nachbarſchaft ſehr beachtenswerthe Damen, z. B. die Majorin von Wirben, die Frau von Schöngut, beides liebenswürdige Wittwen von Kenntniſſen, feinem Welttone."

An der weitern Auseinanderſetzung ſeiner Anſichten wurde der Redner verhindert, denn mit finſterer Miene war ſein Zuhörer aufgeſtanden, und ſagte in einem Tone, der jede weitere Berührung des Themas verbot: „ich bitte, laſſen wir dieſe Angelegenheit ruhen, und nicht für jetzt, ſondern für immer. Du rufſt Erinnerungen in mir auf, die mir den heutigen Tag verderben, — nun, ſei ruhig, Alter, ich weiß, daß Du es mit mir bei Deinem Rathe gut meinſt, und freue mich herzlich Deines Familienglücks. Was mich betrifft, ſo hat es die Vorſehung anders gewollt, und Alles iſt auch ſo recht gut, wie es eben iſt."

Unterdeſſen hatte ſich der Himmel mit Wolken bedeckt; es fing zu regnen an, und der Herbſtwind rauſchte durch die Orangenbäume vor der Terraſſe. Die beiden Freunde wandelten nachdenklich durch die geräumigen Zimmer des Erdgeſchoſſes, und waren in den Saal gelangt, deſſen Wände eine Anzahl guter Gemälde zierte. Die Schatten der Dämmerung gaben dem ganzen Raume etwas Feierliches; von den Gemälden war nur wenig noch ſcharf zu erkennen, nur auf das ſchöne Bildniß eines jungen Mädchens in einer vor dreißig Jahren üblichen Tracht fiel noch ein heller Strahl der hinter gelben Wolken verſinkenden Sonne. Das Bild gehörte zu jener edleren Gattung, die das getreue Abbild einer Perſon zu einer allgemeineren Bedeutung erhebt, ſo daß auch demjenigen Beſchauer Antheil abgenöthiget wird, dem die Züge nicht etwa eine frühere Bekanntſchaft zurückrufen. Vor dieſem geiſtvol-

len Blicke, dieser edlen Stirn und dem anmuthigen Lächeln dieser feinen Lippen konnte kein Beschauer leicht gleichgiltig vorübergehen. Während der Freund sich dem mit einem Blumenkranze geschmückten Bilde aufmerksam näherte, betrachtete der General es aus einiger Ferne und sagte, da jener es mit der Versicherung, daß ihn dieses Bild, so oft er es sehe, immer von Neuem anziehe, laut lobte:

„Du hast mich schon oft gefragt, wen dieses Bild vorstelle. Nun wohl, Freund, ein Wesen, welches die Schuld davon trägt, daß ich Deine gutgemeinten Vorschläge vorhin so kurz abfertigte; ein Mädchen, das ich liebte, das mich leichtsinnig wider alles Erwarten einem Andern opferte, und das ich doch binnen zwei und dreißig Jahren zu vergessen nicht gelernt habe. Dergleichen findet man heute sehr lächerlich, Du zwar wirst es nicht, aber die Welt thut es; mir beweiset dieß nur, daß ich einer vergangenen Zeit, welche man als sentimental, idealistisch oder wie sonst noch, verspottet, angehöre. Aber ich wollte ja heute gar nichts von trüben Gedanken wissen; laß uns zu Tische gehen, Elias hat schon ein paar Mal gerufen. Und nun nichts Trauriges mehr! Ich habe heute am sechszigsten Geburtstage Appetit, wie nur damals als wir zusammen Ball schlugen und Schrittschuhe liefen."

Mit der ersten Schüssel brachte Elias zugleich einen Brief an den General, der sogleich als von dessen Neffen, dem Husarenlieutenant Fritz von Wolbrecht herrührend, erkannt wurde. Daß er seinem zweiten Vater und treuen Wohlthäter zu dem heutigen Festtage seinen Glückwunsch darbringen werde, ließ sich erwarten. Der Anfang des Briefes enthielt auch wirklich denselben in frischem, ungekünsteltem Ausdrucke, nebst der Versicherung, daß er gar so gern funfzehn Meilen durchflogen wäre, mündlich seine Freude zu bezeigen, wenn sich nur von fern die Möglichkeit, jetzt Urlaub auszuwirken, gezeigt hätte. Er hoffe jedoch binnen acht Tagen diesen Plan ausführen zu können, und warte um so sehnsuchtsvoller darauf, als er seinem lieben Onkel etwas Wichtiges mitzutheilen habe. So räthselhaft schloß der Brief.

„Was wird es wieder sein," sagte der General lachend, „als daß mein unbesonnener Fritz Schulden gemacht hat; er ist wie sein verstorbener Vater, mein ehrenwerther Schwager, der vor lauter Gutmüthigkeit

jeden Augenblick sich selbst in Gefahr brachte, und nach seinem Tode meine Schwester mit dem unerzogenen Knaben hülflos hinterließ. Von ihrem ansehnlichen Vermögen war nichts mehr übrig."

„Ich weiß, wie vieles Verdienst um die Deinigen Du Dir erworben hast, und daß Du den Spruch des Jakobus: „Seid Thäter des Worts, und nicht Hörer allein", zu allen Zeiten befolgt hast. Fritz übrigens ist noch jung, und wird schnell austoben. Als Du ihn damals mir zu Pflege und Unterricht überließest, sahe ich es gleich seinem offnen Auge an, daß ein ganzer Mensch in ihm stecke. Und als er aus meiner Zucht entlassen wurde, und mit den andern Kadetten den Postwagen besteigen sollte, warf er sich nochmals an meinen Hals und sagte: ich will brav werden, und Ihre Lehren befolgen."

„Der wird Dir auch keine Schande machen. Dein gutes Wort ist auf guten Boden gefallen. Nur das rasche Blut seines Vaters, das in ihm rinnt, muß die Schule des Lebens noch zügeln; eigentlich hätte ich ihn gern zu etwas Andrem als einem Soldaten gemacht; was hat er im Frieden als solcher für Aussichten?"

„Nein, nein, es war schon dies das Zweckmäßigste. Zu den Wissenschaften fehlte ihm einmal die Geduld, aber in Leibesübungen war er unermüdlich, und Muth hat er mehr als zuviel."

Elias unterbrach hier das Gespräch, indem er einen sehr einladend aussehenden Braten auftrug; man konnte nicht umhin denselben zu rühmen, und daran das Lob der Frau Selbig, der erfahrenen Haushälterin zu knüpfen. „Aber, wo bleibt sie denn heute," sagte der Gebieter, „sag' ihr, sie möge doch zu uns kommen, und ein Glas auf meine Gesundheit trinken."

„Der Herr General wollen gnädigst entschuldigen," sagte Elias, „die Magd aus dem Posthause hat sie plötzlich hinübergeholt; es ist dort ein Unglück geschehen. Der Postwagen hat umgeworfen, und ist ein junges Frauenzimmer dabei sehr beschädigt worden. Nun wissen sich die Leute drüben keinen Rath, und haben die Frau Selbig holen lassen, sie auch gleich gebeten, ihre Hausapotheke mitzubringen."

Diese Mittheilung leitete das Gespräch natürlich auf Beschwerden über die schlechten Landstraßen, für welche die Regierung zu wenig thue,

auf die mangelhafte Beaufsichtigung der niederen Postbeamten, und endlich des Pastors Betrachtungen auf die Nothwendigkeit aufzubrechen, weil ungeachtet der Zuverlässigkeit seines einspännigen Wägeleins doch bei der Dunkelheit die Meile Weges bis nach Hause unter anderthalb Stunden nicht zurückzulegen sei. Das letzte Glas des edlen Hochheimers wurde dem Wohle des altbewährten Freundes gewidmet, und gegenseitig aufs Wiedersehen am nächsten Sonntage vertröstet. Denn so hatte man es nun schon seit geraumer Zeit gehalten, daß der Mittwoch zum Besuche in Wildungen, der Sonntag Nachmittag dem in der Pfarrwohnung bestimmt blieb. Diese Regelmäßigkeit, nur in außerordentlichen Fällen unterbrochen, hatte die Macht der Gewohnheit zu der Macht alter Freundschaft gefügt, und bestätigte, daß das reifere Alter auch in den edelsten Genüssen gern einer gewissen Gesetzmäßigkeit huldigt.

Das Fuhrwerk des Geistlichen war aus dem Gesichtskreise des Schlößchens noch nicht entrollt, das letzte ihm nachgerufene Lebewohl kaum verhallt, als Frau Selbig von einem vorleuchtenden Knechte begleitet, die Rampe heraufkeuchte, und ihrem Herrn mit einem wortreichen Berichte von dem Gang ihres Erlebnisses genaue Kenntniß verschaffte. Das Ergebniß war Folgendes:

Die Pferde einer leichten Chaise, welche man der Schnellpost, die täglich des Weges nach der benachbarten Hauptstadt vorüberkam, zugegeben hatte, um dem Drange einer Ueberzahl von Passagieren zur Beförderung zu genügen, waren kurz vor dem Posthause scheu geworden, und die Zügel des Postillons verspottend, durchgegangen. Ein darin sitzendes junges Mädchen von dem Schreck bemeistert, war, um drohendem Untergange zu entgehen, herausgesprungen, und hatte bei dieser Gelegenheit sich den Fuß heftig verletzt. Ob derselbe verstaucht, oder gebrochen sei, blieb noch zweifelhaft; jedenfalls erschien die Weiterreise unmöglich. Die Beschädigte hatte daher zunächst im Posthause bleiben, und den Eilwagen abgehen lassen müssen. Dort aber war von zweckmäßigen Maßregeln zur Heilung und Pflege keine Rede, wie denn des rohen Postmeisters Familie nicht eben des Rufes der Menschenfreundlichkeit genoß. Der Chirurg des Dorfes, sonst kein unge-

schickter Mann, war nicht einmal sogleich zu erreichen, da er über Land geholt worden. Das arme Mädchen, deren Aeußeres und Betragen den vollkommensten Beifall der Frau Selbig erhalten, lag daher jammernd drüben auf einer schlecht gepolsterten Bank, welche mit dem Namen eines Sopha's beehrt wurde. Sie hatte bitterlich geweint über die hülflose Lage, worin sie sich befand, und erzählt, daß sie ohne alle Verwandte sei und im Begriffe stehe, das Amt einer Erzieherin in einem gräflichen Hause anzutreten. Auf der Reise nach ihrem neuen Bestimmungsorte nun treffe sie der Unfall um so härter, als sie Gefahr laufe, jene Stelle, wenn sie zu bestimmter Zeit nicht eintreffe, gar nicht zu erhalten. Alles dieses hatte Frau Selbigs Herz tief gerührt, so daß ihr endlich der Entschluß gekommen, den Herrn General um Erlaubniß zur Aufnahme und Pflege der Verunglückten bis zu deren Besserung zu bitten. Natürlich hatte sie derselben noch keine sichere Aussicht auf diese Gunst gemacht, aber man sah es der alten Frau an, daß sie von dem guten Herzen ihres Herrn die Gewährung ihres Wunsches mit einiger Zuversicht erwarte. Hierin hatte sie sich auch so wenig getäuscht, daß sie vielmehr sogleich die gemessensten Befehle zu möglichster Sorgfalt gegen die Fremde erhielt, und mit günstiger Botschaft wieder nach dem Posthause eilen konnte.

Nach einer Viertelstunde erschien ein kleiner Wagen im Schritt anfahrend, und emsig waren mehrere Personen um die Kranke bemüht, die aus dem Wagen in ein schon zur Aufnahme bereitetes Zimmer getragen wurde. Dem General, der sich in das seinige zurückgezogen hatte, meldete Elias bald nachher, daß es ein gar schmuckes, freundliches Mädchen sei, das man aufgenommen, ferner, daß der Wundarzt bereits den verletzten Fuß untersucht und ihn nur verrenkt gefunden, auch zur Herstellung binnen nicht gar langer Zeit Hoffnung gegeben, und Alles Nöthige verordnet habe. Die Kranke danke so innig für die ihr wiederfahrene gastliche Aufnahme, daß es recht rührend anzuhören sei; und dem Postmeister vergesse er es in seinem Leben nicht, daß er, als man das Mädchen abgeholt, ein Wort von „Landläuferinnen" gemurmelt.

Am folgenden Morgen geschah, was zu erwarten stand, daß nämlich der General seine, ihm als anmuthig und liebenswürdig geschilderte Gästin bitten ließ, seinen Besuch anzunehmen. Er fand sie der begeisterten Beschreibung, welche ihm gemacht worden war, durchaus würdig, ja, sie schien ihm dieselbe noch zu übertreffen. Das liebliche Köpfchen schaute aus dem Morgenhäubchen so schüchtern zu ihm auf, in dem dunkelblauen Auge lag der Ausdruck des wahrsten Dankgefühls, das die zarten Lippen in ungekünstelten Worten aussprachen. Dabei konnte man aus der etwas bleichen Gesichtsfarbe, aus einem eigenthümlichen Zuge der Stirn auf erlebten Kummer schließen, ein Ausdruck, der den Antheil, den das ganze holde Wesen erweckte, zu erhöhen nur geeignet war. In väterlichem Tone wurde sie über jede Besorgniß, als könne sie in einem ihr ganz fremden Hause irgend lästig werden, beruhigt, und die Aufforderung dabei ohne Zudringlichkeit angedeutet, ihre Lebensschicksale, als ob sie einen alten Freund vor sich habe, zu eröffnen. Bei manchen Begegnungen ist es als ob ein unsichtbarer guter Geist die Gemüther einander näher brächte als es in andern Verhältnissen jahrelanger Umgang vermöchte. Die Erzählerin begann also:

„Meine Kindheit war glücklich. Als einziges Kind meiner Eltern wurde ich mit Liebe und Sorgfalt überschüttet. Mein Vater, der Oberförster Weller, lebte in einer malerischen Gegend des Harzes unter den Vortheilen des Wohlstandes; ein heftiger, leidenschaftlicher Mann, dessen aufbrausender Zorn jedoch durch die Sanftmuth meiner Mutter schnell gezügelt wurde. Diese, in zweiter Ehe lebend, hatte in erster sehr vieles Ungemach erfahren, und war durch die Schule der Leiden zu einer wohlthätigen Fassung des Gemüthes gelangt, die ihr jetzt sehr zu Statten kam. Im Besitze ausgezeichneter Kenntnisse wandte sie den größten Fleiß auf meinen Unterricht, und entwickelte die kleinen Fähigkeiten, die sie etwa an mir wahrnahm, mit Geduld und Einsicht. Ach, wie sehr danke ich der Dahingeschiedenen jetzt für das, was sie mir Bleibendes fürs Leben mitgegeben! Ohne das, was sie mich gelehrt hat, stünde ich jetzt gänzlich hülflos und verlassen in der Welt. — Mein Vater starb, als ich funfzehn Jahre alt war eines unglücklichen Todes auf der Jagd. Man brachte ihn blutend, leblos nach Hause, und von diesem Augen-

blicke an brach Noth und Sorge über uns herein. Seine Verhältnisse, die glücklich geschienen hatten, erwiesen sich als der Richter und der Gerichtsdiener unser Haus besuchten, zerrüttet. Unser hübsches Haus, nebst Gärtchen, und Feldern wurde verkauft; es reichte nicht hin, um die Forderungen der Gläubiger zu befriedigen. Meine Mutter gab Alles her, was sie an Erspartem besaß, kaum dies sicherte den Namen meines verstorbenen Vaters vor Beleidigungen. Arm, ganz arm verließen wir meinen Geburtsort, und zogen nach einer benachbarten Stadt, nach S....., wo nun meine Mutter und ich durch Nähen und Sticken uns einen spärlichen Unterhalt verschafften. Wohl war er spärlich, aber ich blieb doch dabei vergnügten Sinnes. Wenn meine Augen von der ungewohnten langen Anstrengung ermatteten, ermunterte mich ein freundliches Wort meiner guten Mutter, oder erheiterte mich ein Blick aus dem Fenster auf die volksbelebte Straße, deren Treiben mir, dem im stillen Walde aufgewachsenen Kinde etwas Neues und sehr Anziehendes schien. So ungetrübt aber blieb mein Geschick nicht. Nach einem Jahre erkrankte meine Mutter bedenklich; der Arzt erklärte den Fall für den Anfang langwieriger Leiden, ach, und er hatte recht. Drei Jahre lang dauerte ein mehr oder minder heftiger Kampf der Natur mit der Krankheit. Meine Kräfte, zwischen Arbeit und Pflege der endlich ganz an das Bett Gefesselten getheilt, drohten zu erliegen. Endlich brachte ich es über mich, die Vorsteherin einer Krankenkasse, eine Dame von hohem Range, um Hülfe anzugehen; ohne alle Empfehlung, auf mein leidendes Aussehen, und meinen von dem Gefühle der Wahrheit eingegebenen Bericht hin, erreichte ich Glauben; die edle Frau erschien bei uns, schaffte Rath und Hülfe, die aber zu spät kam; meine Mutter starb unter heftigen Leiden. Als ich nun ganz allein an ihrem Sarge weinte, trat jene zu mir mit mildem, verständigen Troste, verschaffte mir Gelegenheit Unterricht in Sprachen und Musik zu ertheilen, und endlich auch, da sie, — (die Erzählerin stockte etwas bei diesen Worten,) — es für zweckmäßig hielt, daß ich an einem andern Orte, als dem, der mir so traurige Erinnerungen bot, eine Zeitlang lebe, eine Stelle als Erzieherin in der Residenz."

Der schlichte Vortrag dieser Lebensgeschichte konnte nicht aufmerk-

samer vernommen werden, als dies Seitens des Generals geschah, der am Schlusse mit einigen herzlichen Worten die Erzählerin zu fernerem festen Gottvertrauen ermunterte, und wiederholt bat, jeden Wunsch, den sie irgend hege, unbefangen zu äußern, da derselbe sogleich erfüllt werden solle. Der Wundarzt, ein aus Feldzügen bekannter und erprobter Mann, fand sich ein, und machte der Unterhaltung vorläufig ein Ende. Der General suchte nun selbst Frau Selbig auf, empfahl das fremde Mädchen dringend ihrer Pflege, vernahm auch noch den Bericht des scheidenden Wundarztes an der Hausthür, und ging dann davon befriedigt nach dem Garten, in dessen Gängen man ihn lange, die Hände auf dem Rücken, wie dies beim Nachdenken seine Gewohnheit war, hin und her spazieren sah. Das Nächste war, daß er aus seiner Bibliothek, was darin von englischer und französischer Damenlecture befindlich, hervorsuchte, da doch die Pflicht daran mahnte, für die Unterhaltung der schönen Pflegebefohlenen zu sorgen. Die vielen kostbaren Werke kriegswissenschaftlichen, geschichtlichen und geographischen Inhaltes wurden heute mit Geringschätzung oder wenigstens mit Gleichgiltigkeit bei Seite geschoben, und einige durch zwanzig Jahre unbeachtete Taschenbücher und Musenalmanache sorgfältig abgestäubt. Der Diener mußte dreimal erinnern, daß der Tisch bedient sei; dann mußte Frau Selbig erscheinen, und berichten, ob auch für das fremde Fräulein gehörig gesorgt worden, ob und was sie genossen habe, und endlich kam denn die Ansicht zum Vorscheine, daß es doch eigentlich schicklich sei, daß der Hausherr dem Gaste, wenn dieser das Zimmer zu hüten genöthiget wäre, bei Tisch Gesellschaft leiste. Sollte also das Fräulein morgen noch auf ihrem Zimmer zu speisen wünschen, so solle auch für ihn in demselben der Tisch gedeckt werden. Einige schüchterne Einwendungen, die diese Anordnung hervorrief, wurden mit Heftigkeit als „dummes Zeug" und „Mißbrauch der alten Gewohnheiten" bezeichnet, so daß die Dienerschaft sich erschrocken entfernte.

Gegen Abend wurde der Wundarzt, als derselbe von der Kranken kam, einem genauen Verhör unterworfen. Nach seiner Aussage war die Besserung augenscheinlich, selbst die Spur eines kleinen Fiebers, die gestern Abend zu bemerken gewesen, ganz verschwunden. Der Fall lie-

ferte, so hieß es, auf's neue Zeugniß für die Heilkraft des kalten Wassers, da die Umschläge davon binnen 24 Stunden so vortheilhaft gewirkt, daß die Kranke spätestens übermorgen den Versuch mit dem leidenden Fuße aufzutreten gewärtigte. Ohne Zweifel wäre, wenn man andre Salben angewandt hätte, eine Geschwulst entstanden, die nicht selten eine Schwäche in den betreffenden Muskeln und Sehnen zurückzulassen pflege. Alles dies wurde mit technischen Ausdrücken, Einschiebung von Beispielen, und Berufung auf medizinische Autoritäten ausgeschmückt, so daß das Verdienst des Arztes bei dieser Gelegenheit nicht in das schlechteste Licht trat. Dem General, der sonst wohl auf gut soldatische Kürze in Berichten zu halten pflegte, schien dies Alles sehr großen Antheil abzugewinnen. Ein vorläufiges Geldgeschenk bewies, daß er das Verdienst des Heilkünstlers zu schätzen wisse.

Das Gespräch, das diesen Abend der General mit seinem unerwarteten schönen Pflegekinde bei'm Thee, der vor dessen Ruhebette zubereitet werden mußte, führte, trug ein von dem gestern mit dem Pastor gepflogenen wesentlich verschiedenes Gepräge. So viel Herabstimmung seiner Ansichten zu denen eines jungen der Welt unkundigen Wesens hätte man bei dem, dem Treiben der Welt in die Einsamkeit entflohenen Manne nicht zutrauen sollen. Er erzählte vieles Heitere und Anziehende, das er selbst erlebt, oder wovon er Augenzeuge gewesen. Die Erwähnung eines spanischen Dichters brachte ihn auf Spanien, und den Feldzug von Wellington. Die List und Kühnheit der Guerilla's schilderte er lebhaft; die Beschreibung der Nationaltracht der Spanierinnen, deren Lebensweise im Hause und in Gesellschaft bewies den feinen Beobachter. Der Schlag der Uhr mahnte endlich zu früh, daß es angemessen sei, aufzubrechen, und die Kranke dem wohlthätigen Schlafe zu überlassen.

Aehnliche Zustände brachte der folgende Tag. Die Hausbewohner fanden ihren Herrn seinen sämmtlichen Gewohnheiten völlig ungetreu. Besonders auffallen aber mußte es, daß die treue Tabakspfeife mit dem Kopfe, der Wellingtons Brustbild zeigte, unangerührt im Winkel stehen blieb. Ein Blick in den Kleiderschrank zog dem Bedienten eine Strafrede deshalb zu, daß er dem Schneider nicht einen mehr modischen Schnitt der Kleider seines Herrn empfehle; „wie ich in dem alten Rocke aussehe,"

ſagte dieſer, „ich muß mich ſchämen, wenn mich Jemand beſucht. Man muß durchaus mit ſeiner Zeit fortgehen, und braucht deswegen nicht alle ihre Thorheiten mitzumachen. Ueberhaupt wird in meinem Hauſe auf äußern Anſtand zu wenig gehalten; ich kann doch nicht an Alles denken. Was das für eine ungeſchickte Theemaſchine iſt, mit der ich mich behelfen muß, und die Kaffeetaſſen ſehen gerade ſo aus, als ob ſie vor der Sündfluth gemalt worden wären."

Alle dieſe Aeußerungen ſtanden ſehr im Widerſpruche mit denen, die man ſeit langen Jahren aus des Generals Munde vernommen hatte. Die Landkarten und Kriegspläne lagen unberührt in den Mappen. Höchſt auffallen mußte es aber namentlich dem Schulmeiſter, der, wenn irgend ein Sternbild zu beobachten war, ſich zum Beiſtande auf dem Obſervatorium einzufinden hatte, als bei der für Freitag Abends angekündigten partiellen Mondfinſterniß der General ihm die Beobachtung allein vorzunehmen anheimſtellte, indem er unmöglich Zeit dazu habe, und dafür dem fremden Fräulein den ganzen Abend vorlas. Der Schulmeiſter ſchüttelte den Kopf, und ſah Elias beſorgt an. Dieſer ſenkte das Haupt betrübt, denn er wußte ihm nichts zu antworten.

Eine noch größere Abweichung von dem Herkömmlichen fand am Sonnabende Statt. Gegen Sonnenuntergang nämlich ſaß der Paſtor in ſeinem Stübchen und ſtudirte ſeine morgen zu haltende Predigt. Der ordnungliebende verſtändige Mann begegnete ſich mit ſeinem alten Freunde, dem General in der Vorliebe für ſtrenge Zeiteintheilung, wozu er auch noch durch drückende Laſt der Amtsgeſchäfte beſonders veranlaßt war. Am Sonnabende durfte ihn bei der Vorbereitung auf den gründlichen Vortrag, womit er am Tage des Herrn die Gemeinde erbaute, Niemand, ſelbſt Weib und Kind nicht ſtören. Wie groß war daher ſeine Verwunderung, als er heute von dem Hufſchlage eines Roſſes plötzlich aus ſeinen bibliſchen Forſchungen aufgeweckt und ans Fenſter gelockt, den erſt für morgen Nachmittag erwarteten Gaſt vor dem Zaune des Gärtchens anhalten, abſteigen, und das Pferd dem Knechte überliefern ſah. Irgend ein außerordentliches Ereigniß nur konnte eine ſo ungewöhnliche Maßregel erklären, und die Erwartung der Nachricht

beſiegte ſogleich die Unzufriedenheit, die jeden andern Störer begrüßt haben würde.

Die Wißbegier wurde aber nach dem herzlichen, wenn auch die Ueberraſchung andeutenden Empfange nicht nach Wunſche ſchnell befriedigt. Die Erzählung von dem unerwarteten Erſcheinen des fremden Fräuleins mit aller erforderlichen Ausführlichkeit und lebhafter Schilderung der Einzelheiten vorgetragen, lieferte gar ſo wenige Ausſicht, die beſondere Veranlaſſung zu erfahren die dem heutigen Beſuche zum Grunde liegen konnte! Der Gedanke an die Predigt machte den Paſtor zerſtreut, der beinahe zu dem Argwohn getrieben wurde, ſein alter Freund leide plötzlich an Gedächtnißfehlern und habe ſich im Tage irrend, den Sonnabend, Gott weiß wie, für einen Sonntag genommen. Die Erzählung rückte eigentlich auch nicht vorwärts, ſie ſtockte ohne Grund, und machte nur immer neuen Schilderungen der Liebenswürdigkeit, der Herzensgüte, der geiſtigen Bildung des fremden Mädchens Platz. Der Paſtor hielt ſich für einen Menſchenkenner; gleichwohl gelang es ihm nicht im Mindeſten eine durch den lebhaften Antheil, den ſein alter Freund an der unbekannten Schutzbefohlenen nahm, wohlbegründete Vermuthung zu faſſen. Dies freilich wurde ihm endlich durch folgende Schlußworte erſpart:

„Du machteſt mich neulich aufmerkſam, daß es für mich zweckmäßig und rathſam ſei, mich zu einer Heirath zu entſchließen, und ich habe Dich wegen der rauhen Weiſe, womit ich Deinen treuen Rath abwies, gar ſehr um Verzeihung zu bitten. Ich habe was ſich für und wider ſagen läßt, in dieſen Tagen genau überlegt, und bin gezwungen, Dir Recht zu geben. Nun kömmt es mir gerade wie ein Fingerzeig Gottes vor, daß ein ſo ausgezeichnetes weibliches Geſchöpf, als Henriette Weller iſt, durch einen ſeltſamen Zufall in mein Haus geführt wird. Ich bin in ihrer Nähe, ich fühle es, ein andrer Menſch, ich bin verjüngt, ich ſehe die Welt in friſcheren Farben glänzen.“ —

Der Paſtor machte ein langes Geſicht, das großes Erſtaunen, aber nichts weniger als Mitfreude an dem Ereigniſſe ausdrückte; er fuhr mit einem haſtigen: „aber, bedenke doch, eine ganze fremde Perſon,“ dazwiſchen.

„Sie ist mir nicht mehr fremd; binnen drei Tagen habe ich das gute Kind genauer erforscht, als viele Menschen binnen zwanzig Jahren. Kurz, ich gehe mit dem Gedanken um, sie zu fragen, ob sie mich zum Manne will."

„Ein steinfremdes Frauenzimmer, die mit der Post ankommt, der Himmel weiß, woher; ich begreife Dich nicht, ich weiß nicht, was ich Dir antworten soll, — wie alt ist sie denn?"

„Zwanzig Jahre."

„Und Du bist sechszig, welcher Abstand in den Jahren," —

„Sonderbar! Erst gestern hast Du mir Artigkeiten darüber gesagt, daß man mir mein Alter nicht ansehe."

„Dies ist auch nicht der Fall; aber doch" —

„Aber doch wolltest Du mir auf meine alten Tage irgend eine verdrüßliche Wittwe als Lebensgefährtin zudenken, die mich vielleicht durch Kränkeln und Keifen schnell um allen Lebensmuth brächte."

„Ei nun, so schlimm hätte es ja nicht ablaufen müssen; est modus in rebus, dasselbe Ding wird unter Umständen zweierlei, eine auf wahre Achtung gegründete Heirath, und so ein, — verzeihe mir, — jugendliches Abentheuer sind denn doch nicht zu verwechseln."

„Kurz, ich betrachte mein Erlebniß als einen Wink Gottes," —

„Zugegeben; es steht geschrieben „ich bin bei Euch alle Tage bis ans Ende der Welt," aber auch: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet."

„Und ich sage Dir, Du wirst anders urtheilen, wenn Du Henriette gesehen hast; darum bin ich heute zu Dir gekommen; denn ich konnte Dir die Sache nicht länger verschweigen, sehnte mich nach Mittheilung, und bitte Dich, morgen bei mir zu erscheinen, das Mädchen anzusehn, und mir dann erst Deinen Rath zu ertheilen."

„Wenn ich nur hier fortkommen kann; Sonntags, es ist gegen alle Ordnung, — nun wohl, weil es Dich betrifft, will ich gleich nach dem Nachmittagsgottesdienst aufbrechen."

Man nahm Abschied, der Pastor sah seinem forttrabenden Freunde kopfschüttelnd nach, und ging seufzend wieder an seine Predigt. Es wollte damit gar nicht recht vorwärts. Die Gedanken schweiften immer

wieder hinüber nach Wildungen; er mußte recht gewaltsam sich zu sammeln trachten. Es ward dunkel, die Arbeit nahte ihrem Ende, aber es war, als solle heute ein Tag der Störung sein. Ein Geräusch von Hufschlägen ließ sich abermals vernehmen, eine fremde und doch auch wieder etwas bekannt klingende Stimme nannte draußen des Pastors Namen. Die Kinder desselben vor der Thür brachen in ein Freudengeschrei aus, als gelte es einen alten Bekannten wieder zu begrüßen. Die Thür ging auf, und herein flog ein munterer Husarenoffizier, des Pastors ehemaliger Zögling, Fritz von Wolbrecht. Diese ganze Scene des Wiedersehens trug das unzweideutige Gepräge herzlicher Freude von beiden Seiten. Acht Jahre waren dahingeschwunden, seitdem der junge blühende Mann, als eben dem Knabenalter entwachsen, an der Schwelle dieses friedlichen Hauses mit Segenswünschen und weisen Lehren entlassen worden war. Schöner, viel kräftiger erschien er jetzt, aber immer schmückte ihn noch der alte offne lebensfrische Blick, die beste Bürgschaft dafür, daß der Lehrer den Zögling unverdorben wieder an seine Brust schließe. Des Pastors gesammte Hausbewohner versammelten sich freudig um den Ankömmling, dessen ehemalige Gespielen, die ältesten Kinder, zwar nicht mehr im Hause, sondern, verschiedenem Lebensberufe folgend, vom väterlichen Heerde weit entfernt lebten, der aber von den zwei jüngsten, seitdem auch schon einigermaßen herangewachsenen sogleich wieder erkannt worden war. Die sanfte stille Pastorin, die Dienstboten selbst, das Gärtchen, das Lehrzimmer, Alles ward noch im Wesentlichen unverändert angetroffen. Die Fragen und Antworten stürzten durcheinander, die Predigt wurde bei Seite gelegt, und ihre Vollendung einer morgen zu erwartenden Inspiration überlassen. Es währte lange, bis Fritz Zeit zu ununterbrochener Darstellung seiner Schicksale gewann, die ziemlich einfach waren.

„Sie müssen mir heute schon ein Nachtlager geben," schloß er, „in dem kleinen Dachstübchen, worin ich durch fünf Jahre gewohnt habe, und morgen wollen wir dann zusammen hinüber meinen lieben Oheim zu überraschen, der mich erst einige Tage später erwartet." — Als unterdessen das Zimmer für einen Augenblick von den übrigen Personen geräumt worden, fuhr er zu dem Pastor in etwas geheimnißvollem

Tone fort: „ich habe in ganz besondrer Absicht erst bei Ihnen, mein theurer Lehrer, eingesprochen, um Ihre Vermittelung in einer Angelegenheit, die mein wahres Lebensglück betrifft, in Anspruch zu nehmen. Wissen Sie denn, ich liebe, glaube mich wiedergeliebt, und bin daran, meinen Onkel um seine Einwilligung zu bitten. Er wird zuerst etwas schelten, ich weiß es, denn ich bin ohne Glücksgüter, und das Mädchen meiner Wahl gleichfalls, aber sie ist brav, bescheiden und wirthlich erzogen, wir werden wenig brauchen, — der Onkel hat an mir immer als ein Vater gehandelt, er wird, wenn es mein Höchstes gilt, mich nicht verlassen, — Ihr Fürwort wird," —

Die Einladung der Pastorin, zur Abendmahlzeit zu kommen, unterbrach diese Eröffnung. Fritz erhielt einen Wink zu schweigen, und fügte sich darein, denn er sah es den Augen seines alten Freundes an, daß dieser ihm seine getreue Hülfe nicht entziehen werde.

Während dies Alles im Pfarrhause vorging, trug sich in Wildungen etwas nicht Unwichtiges zu. — Als der General daselbst angelangt war, nicht wenig beunruhigt durch die Zweifel, die das geführte Gespräch in ihm angeregt hatte, schloß er sich zuerst in seinem Zimmer ein, und ging darin starken Schrittes auf und nieder. Den bewegten Gesichtszügen war das Ringen mit einem Entschlusse anzusehn, nachsinnend strich er sich den Knebelbart, ernsthaft stand er an dem Fenster und schaute dem einförmigen Treiben der Schwäne auf dem Wasserspiegel zu, als liege darin der Stoff zu den wichtigsten Beobachtungen. Es war endlich völlig dunkel geworden, er merkte es nicht. Die Akkorde einer Guitarre berührten plötzlich sein Ohr; ohne allen Zweifel drangen sie aus dem Fenster von Henriettens Zimmer; bald folgte der angeschlagenen Harmonie eine schöne weibliche Stimme und ließ den Lauschenden folgende Verse vernehmen:

Es winken mild die goldnen Sterne
Die Welt zur Ruh,
Ich blicke bang in graue Ferne,
Wo weilest Du?

Beim Kuß der Nacht schließt sich den Thränen
Manch' Auge zu.
Das meine brennt in heißem Sehnen,
Wo weilest Du?

Ein Vöglein singt im Laubgehege
Mir tröstend zu,
Nur schneller gehn des Herzens Schläge, —
Wo weilest Du?

O komm! Ich weiß, bedrückt von Sorgen
Kaum, was ich thu'.
Ich bin ja nur bei Dir geborgen,
Wo weilest Du?

Still! Still! es klingen leis der Pforte
Jetzt Schritte zu;
O Töne, süß, wie Liebesworte,
Ja, das bist Du!

Diese Worte, durch die Macht einer bewegten Melodie gehoben, gaben zu mancher Betrachtung Veranlassung. Ein Unbefangener hätte mit der Deutung des Sinnes derselben gewiß wenig Mühe gehabt; dafür aber ist nun wohl der General in diesem Augenblicke kaum mehr zu halten, und so mochten denn wohl die Gedanken, die in seiner Seele auf- und niederwogten, dadurch nur noch mehr verwirrt werden. Er bestellte endlich Licht, und fragte Frau Selbig, wie es dem Fräulein gehe. Die Antwort lautete völlig befriedigend; ein Versuch, am Stabe in der Stube auf und nieder zu gehen, war diesen Nachmittag vollkommen gelungen. Dies veranlaßte den Beschluß, den Thee heute im Saale einzunehmen, und der Hausherr eilte, selbst die Gästin dazu einzuladen. Er fand sie am offnen Fenster sitzend; die Guitarre war weggelegt, das schöne Auge war feucht, und mit mühsamer Fassung erhob sie sich dem Eintretenden zu danken. Sie fügte hinzu, daß sie ihre Genesung nun für fast vollendet ansehe, und um Erlaubniß bitte, mit der nächsten Schnellpost ihre Reise fortsetzen zu dürfen. Der General verlor etwas von seiner gewohnten Festigkeit, als er dies vernahm, bat, sich ja nicht zu übereilen, redete von den Gefahren zu frühzeitiger Anstrengung und schloß mit der Versicherung, daß ihm das Haus wieder

recht einſam vorkommen werde, wenn ſie ihn verlaſſen haben würde. Sie vernahm es mit leiſem Erröthen, unterſtützte ihren Wunſch durch Berufung auf die einmal eingegangene Verpflichtung, und folgte an ſeinem Arme nach dem Saale, worin Frau Selbig den Theetiſch nach den neulich geäußerten Wünſchen ihres Herrn bereits geſchmackvoller, den Launen der neueſten Zeit mehr als bisher gemäß eingerichtet hatte. Die große Lampe warf ihren hellen Schein auf die hinter der Ottomane hängenden Bilder, welche, wie es wohl jedem Fremden hier ging, ſogleich Henriettens Aufmerkſamkeit feſſelten. Mit einem plötzlichen Schrei aber fuhr ſie zurück und zeigte auf jenes weibliche Bildniß, deſſen Bedeutung wir ſchon kennen gelernt haben, ja, ſie würde ohne den ſtützenden Arm ihres Freundes zuſammengeſunken ſein.

„Was iſt Ihnen? woher dieſe Bewegung?"

„Meine Mutter! — ja, das iſt ſie, o meine gute Mutter! reden Sie, wie kommen Sie zu ihrem Bilde?"

„Sie irren ſich, dieſe Dame führte nicht Ihren Namen."

„Sie iſt es, kein Zweifel; ſie hieß Ulrike, war die Tochter des Marquis Brançon; ihr erſter Mann war der Hauptmann Solgers, nach deſſen Tode" —

„Bei Gott, Fräulein, mir iſt, als blicke aus Ihren Augen mich ein Bild vergangener Zeiten an, — aber, welche wunderbare Fügung iſt es doch, die Sie zu mir geführt hat, mich an einen längſt überwundenen Schmerz zu mahnen; ja, Fräulein, ich liebte einſt Ihre Mutter, und zweifle nicht, daß ſie über mich niemals Klage zu führen gehabt haben würde. Das Schickſal wollte es damals anders, als ich; eine kurze Abweſenheit, zu der ich genöthigt war, genügte, ihr Herz von mir ab und meinem Waffengefährten, dem Hauptmann Solgers zuzuwenden. Ich kannte dieſen Mann genauer, als ihr dies damals möglich war; wenigſtens warnte ich ſie durch gemeinſchaftliche Freunde; ich habe ſpäter, da ſie mit ihm nach England gegangen war, nichts mehr von ihr gehört, auch ihre Rückkehr nach Deutſchland nicht erfahren." —

„Viele dunkle Aeußerungen meiner Mutter werden mir durch Ihre Worte, Herr General, plötzlich verſtändlich. Noch ſpät ſprach ſie davon, ſie habe vieles erlebte Elend ſelbſt verſchuldet, indem ſie ein Herz, das

ihr treuer als irgend eines ergeben gewesen, von sich gestoßen. — Auch Ihren Namen nannte sie öfters, nur vermuthete ich nicht, —

„Daß ich noch lebe; ich glaub' es wohl; wie lange hielt man mich in Deutschland für todt, als ich mich in Spanien herumschlug." — Und nun entspann sich ein völliges Verhör über alle einzelnen Lebensumstände der Verstorbenen, deren Andenken Beiden theuer war, viele Nachrichten, die jedem Dritten unwichtig vorkommen mußten, erschienen als zur Vervollständigung bedeutend, und ließen Henrietten in dem verschönernden Lichte, das die wahre Liebe für seinen Stoff immer über den Erzähler ausbreitet, erscheinen. Sie hatte das bange Gefühl der Heimathlosigkeit verloren, und zeigte dem Freunde ihrer Mutter eine so kindliche Anhänglichkeit, ein so rührendes Vertrauen, als habe sie einen alten Verwandten wiedergefunden. Von den Erinnerungen an Vergangenheit kam man auf die Gegenwart, auf die nächste Zukunft. Hier hielt Henriette, wie es schien, allmählig ihre bisher zwanglose Rede mehr zurück, eine gewisse Schüchternheit trat wieder hervor, es lag wohl etwas, das sie beengte, das sie mitzutheilen nicht wagte, ihr auf dem Herzen. Dem Scharfblick des Zuhörers, von der lebhaften Zuneigung für das Mädchen erhöht, entging dies nicht, und seiner klugen Anordnung und Einrichtung der Fragen gelang es endlich, dieses Etwas ihren Lippen zu entlocken. Kaum hörbar, und zitternd klangen die Worte: „Ich liebe."

Hatte dies Wort den früheren Gedankengang des Generals plötzlich, und etwa gar auf unwillkommene Weise unterbrochen? oder war denn nach dem vor zwei Stunden vernommenen Gesange, und bei der Anmuth, womit die gütige Natur diese schlanke Gestalt geschmückt hatte, dies zu erfahren, so überraschend? Genug, es entstand in der Unterhaltung, die den ganzen Abend über so lebhaft fortgeführt worden war, eine große Pause. Was an jenes Bekenntniß, doch wenn es einmal abgelegt worden, für weitere Fragen sich am Natürlichsten anreihen, ist nicht schwer einzusehen. Dennoch fragte der General gleichsam als habe viel Bedenken dazu gehört, erst nach einem langen Stillschweigen: „und wen?"

„Als sich nach meiner Mutter Tode die Präsidentin meiner so gütig annahm, ließ sie mich an einigen ihrer Gesellschaften Theil nehmen, um mich aufzuheitern, dadurch wurde ich in mehren großen Häusern bekannt,

wo ich denn Unterricht zu ertheilen Gelegenheit fand. Zufällig lernte mich ein Herr von Wolbrecht kennen," —

„von Wolbrecht? der Name ist mir sehr bekannt; in S. — wohnten Sie, nicht wahr?" —

„Ganz recht; Fritz von Wolbrecht steht bei dem dasigen Husarenregimente; er wird gern in Gesellschaft gesehen, tanzt sehr gut; weil ich aber nicht am Tanze Theil nahm, so that er es öfters auch nicht und unterhielt sich dafür mit mir;"

Die Erzählerin schwieg hier einen Augenblick, denn der General war schnell aufgestanden, und schritt im Zimmer heftig auf und nieder. Sie erhob sich gleichfalls, und befürchtend, es habe ihn eines ihrer Worte unwillig gemacht, fehlte ihr der Muth fortzufahren; er nöthigte sie jedoch dringend dazu.

„Nun, sein ganzes Wesen hatte etwas so Treuherziges, daß ich ihm recht gut wurde; er kam auch in das Haus der Präsidentin, gab mir eines Abends, da er mich zufällig einen Augenblick allein traf, seine Liebe zu erkennen, und bestürmte mich ihm meine Hand zu reichen. Ich hielt jedoch meinen Bescheid zurück, und bat meine Wohlthäterin um Rath. Sie ward sehr ernst, fragte mich sorgfältig aus, und als ich endlich weinend bekannte, der junge Mann gefalle mir sehr wohl, sagte sie mir, Wolbrecht genieße zwar keines gerade schlechten Rufes, aber sie halte ihn doch für leichtsinnig, und unbedacht, er sei ganz mittellos, lebe von der Güte eines Onkels, und dürfe wenigstens nicht ohne strenge Prüfung seiner Treue und Beständigkeit mit der Aussicht auf Gewährung beschieden werden. Was konnte ich armes, hülfloses Mädchen Besseres thun, als ihrem Rathe Gehör geben. Sie schrieb sofort an eine ihrer Freundinnen in der Residenz, und erhielt für mich die Stelle als Erzieherin, die ich anzutreten im Begriffe stehe. Wenn Fritz es treu und ehrlich meine, so werde es ihm auf zwei oder drei Jahre Wartens nicht ankommen. Ach, er ist so gut und edel; er war tief gebeugt, als er meinen Entschluß erfuhr; als mich die Präsidentin selbst zur Post brachte, stand er bleich und betrübt am Wagen, ich konnte die Thränen kaum zurückhalten, und wußte ihm doch nichts Tröstliches zu sagen; meine Zukunft ist so dunkel, so unsicher!"

„Ihre Freundin hat Ihnen ſehr zweckmäßig gerathen," ſagte der General, der bereits wieder vollſtändige Faſſung errungen zu haben ſchien. „Sie ſind ihr vielen Dank dafür ſchuldig, und werden dies künftig erſt vollkommen einſehen. Für heute aber habe ich Ihnen für Ihr Vertrauen zu danken. Bleiben ſie mindeſtens morgen noch bei mir, übermorgen mögen Sie dann nach Ihrem Beſtimmungsort abgehen. An mir aber haben ſie einen Freund gewonnen, der ſich mit Ihrer Wohlthäterin zur Förderung Ihres ferneren Schickſals vereinigen wird." -

---

Am andern Tage hatten Elias und Frau Selbig wieder viel heimlich zu ſchwatzen. Der General war erſt gegen Morgen zur Ruhe gegangen. Der Nachtwächter hatte ſeine Lampe lange brennen, und ihn ſelbſt im Zimmer herumgehen ſehen. In dem Zimmer des Fräuleins hatte auch lange Licht gebrannt. Als das Frühſtück ihr gebracht worden, hatte ſie rothgeweinte Augen gehabt; und ſpäter war Elias zu ſeinem Herrn gerufen worden, der eine Menge alter vergelbter Briefe aus einem Käſtchen genommen, dieſelben eingeſiegelt und ihm befohlen hatte, dieſelben dem Fräulein hinüber zu tragen. Dann ſpäter hatte man bemerkt, daß daſſelbe über der Leſung der Briefe geweint hatte. Bei dem Mangel an neuen Begebenheiten in Wildungen war es nicht zu verwundern, daß jede Kleinigkeit, die nicht in die herkömmliche Regel paßte, ſtutzig bemerkt wurde. So blieb aber auch bei jeder neuen Befriedigung der Neubegier das Frühere ſogleich überſehen, und dies fand auch um Mittag Statt, als plötzlich Fritz von Wolbrecht auf ſeinem muthigen Apfelſchimmel in das Dorf hereingeſprengt kam. Der General hatte ihn vom Fenſter aus kommen ſehen, und ſofort Elias gerufen, demſelben auf das Strengſte befohlen, den Hausbewohnern zu verbieten, daß jemand von des Neffen Ankunft dem fremden Fräulein etwas melde. Er hatte kaum Zeit genug, dieſen Befehl eindringlich zu wiederholen, als Fritz herein und in ſeine Arme flog. Die Dienſtboten hatten nun abermals Gelegenheit, ſich in Muthmaßungen und Verwunderung zu erſchöpfen. Nach einer Weile mußte ein kaltes Frühſtück auf das Zimmer des Herrn kommen, und dabei wurde beſtellt, daß heute erſt um drei Uhr, mithin eine Stunde ſpäter als gewöhnlich geſpeiſt werden ſolle.

Es hatte noch nicht drei Uhr geschlagen, als abermals eine unerwartete Erscheinung bemerkbar wurde. Der Pastor nämlich, der regelmäßige Mittwochsgast, kam in seinem wohlbekannten Wägelchen an. Elias, der ihn empfing, konnte, so künstlich er seine Worte auch einzukleiden suchte, doch bei dem „Willkommen" einige Verwunderung nicht bergen; der Herr General habe übrigens einen Gast, den Herrn Lieutenant bei sich, mit welchem er sich eingeschlossen. Der Pastor lachte vergnügt: „Weiß schon, Alter, weiß schon Alles; komme ebenfalls in wichtiger Angelegenheit; gern wäre ich auch schon eher gekommen, aber die Nachmittagspredigt! und dann die brennende Sonne; mein alter Brauner hält auch nicht mehr viel aus, und der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes. Nun, ich werde warten, bis die Unterhaltung drinnen vorüber ist; die mag lange dauern, ei ja wohl, ich glaub's gern!"

Und damit wandelte der Pastor in den Garten, um in den schattigen Laubgängen seine verschiedenen Aufträge nochmals gehörig zu überlegen. Wie höchst verwickelt kam ihm die Sache vor. Erstlich sollte das fremde Mädchen geprüft werden, ob es wohl eine Partie für den alten Freund abgeben könnte. Dann sollte er diesem zureden, dem Neffen zu dessen Verheirathung Erlaubniß zu ertheilen. Wie schwer war jenes, da er das Mädchen zum Erstenmale sehen sollte und der Schein bekanntlich ungemein trügt; wie mißlich war dieses, da ihm die Braut gar nicht bekannt war, und er doch gar zu gern seinen lieben Fritz recht glücklich gesehen hätte. Sehr vorsichtigerweise war diesem, der heute früh die Zeit, den Onkel wiederzusehen, nicht erwarten konnte, von dem fremden Fräulein und dessen Siege über den Onkel nichts verrathen worden, dies hätte ihn leicht aus aller Fassung bringen können. Jetzt aber war das Bekenntniß Fritzens gewiß schon abgelegt; es bedurfte am Ende nur wenigen Zuredens, und der Onkel wurde willig gestimmt; dann war eine Sache erledigt; nachher kam aber die andere Liebesgeschichte dran, was wird dazu der Neffe für Augen machen! — In solchen Gedankenirrgängen bewegte sich der Geist des Pastors, zuletzt Allen das beste und wahrste Heil wünschend.

Jetzt rief man vernehmlich seinen Namen. Fritz kam, um ihn nach dem Speisesaale zu holen. Er war sehr bewegt: „Freuen Sie sich mit

mir," sagte er, „ich hoffe, daß Alles noch vortrefflich ablaufen wird. Der Onkel hat, nachdem ich ihm mein Herz offenbart, mit mir ein strenges Examen angestellt; anfänglich gab er sich den Schein, als ob er höchst unzufrieden mit mir sei, dann aber, als ich ihm meine Liebe zu Henrietten und deren Liebenswürdigkeit recht lebendig geschildert hatte, wurde er allmälig milder, und als er die Beharrlichkeit meines Entschlusses wahrnahm, hat er mir nicht alle Hoffnung abgeschnitten. Jetzt müssen Sie ihm zureden, Sie vermögen Alles über ihn. Es ist nur Schade, daß wir nicht allein sein werden, denn wie ich höre, ist eine fremde Dame im Hause aufgenommen worden, die mit uns speisen wird. Also erst nach Tische wollen wir zusammen die Sache wieder aufnehmen. Er liebt mich und will mein Glück; wenn er nur Henrietten selbst sehen könnte."

Im Speisesaale war der Tisch für vier Personen gedeckt. Der Herr General sei selbst gegangen, die fremde Dame zu Tische zu holen, hieß es. Der Pastor lief unruhig auf und nieder und rieb sich die Hände. Endlich ging die Thür auf, die Erwarteten traten ein, und der General begann mit angenommenem feierlichen Ernste seine Gäste einander vorzustellen, als ein doppelter Ruf der Ueberraschung gleichzeitig über Fritzens und Henriettens Lippen glitten. Letztere, bleich geworden, hielt sich zitternd an einer Stuhllehne fest, Fritz war nach ihr hingeflogen und drückte ihre Hand an sein Herz. Der General hielt ihn ab und begann, indem er des Mädchens Hand ergriff:

„Sie haben mich gestern Ihres Vertrauens gewürdigt, ich werde es rechtfertigen und Vaterstelle bei Ihnen vertreten, indem ich Sie um Erlaubniß bitte, für Ihre Zukunft sorgen zu dürfen. Daß Sie diesen jungen weltstürmenden Brausewind gerade nicht hassen, verriethen Sie mir, er hat mich heute ein Fürwort bei Ihnen einzulegen gebeten; was kann ich thun? Ich kann zu diesem Friedensabschlusse nur Vorschläge machen. Fritz nimmt seinen Abschied vom Heere und übernimmt etwa die Verwaltung meines an Wildungen gränzenden Gutes Grünthal, wo es gar viel zu thun giebt. Sollten Sie, Fräulein, es vorziehen, anstatt Ihre Stelle als Gouvernante in der Residenz anzutreten, in meinem Hause zu bleiben, bis Sie die Dauer von Fritzens Neigung

hinreichend auf die Probe gestellt haben, so würde ich es gern übernehmen, Ihre dort eingegangenen Verpflichtungen zu lösen. Die Präsidentin wird mir es gern verzeihen, wenn ich zu Gunsten meiner Tochter mich in die von ihr angeknüpften Verhandlungen mische."

Er ging nun lächelnd zu dem Pastor, und schien es gar nicht zu bemerken, daß Henriette thränenden Blickes an Fritzens Brust sank. Zu jenem aber, der mit langem Gesichte dem ganzen Auftritt zugesehen hatte, und stumm die Tabacksdose zwischen den Fingern hin und herrollen ließ, trat er jetzt und sagte, ihn bei Seite ziehend, leise: „Bei unserer alten Freundschaft fordere ich von Dir ewiges Stillschweigen über unser gestriges Gespräch. Dies gehört uns Beiden allein!" Und als dieser ihm die Hand drückte, fuhr er laut fort: „Nun bitte ich ernstlich an's Essen zu denken, denn ich bin heute aus aller alten Ordnung herausgekommen."

Und als nun Henriette unter Ulrikens Bilde saß, das mild auf sie niederblickte, nahm der General sein Glas und sagte, es erhebend: „Der Vergangenheit, welche dem Alter, der Zukunft, welche der Jugend gehört!"

IV.

Der Advokat und das Ei.

Eine Erzählung

von

Apollonius von Maltitz.

Das Herz iſt wie das Saatkorn, das unter Pompeji's Aſchenhaufen nach Jahrhunderten hervorgezogen, noch keimen kann.

I.

Frau von G. war in jener lieblichen Syrenenſtimmung, wo die Schönheit in jeder ſchuldloſen Huldigung ſich gefällt, wo ſie ohne Berückſichtigung der Liebe und des Verdienſtes, Alles ſonſt Gleichgültige, von ihrem eigenen Geſchlechte an bis zum Steine des Feldes, alſo: „von der Ceder bis zum Yſop hinab" erobern will und erobern möchte.

An einem ſchönen Sommermorgen frühſtückte ſie in ihrem Garten. Ihre holden Kinder umhüpften ſie, das Kleinſte lag noch in der Wiege, blühend und die blauen Augen auf ſie gerichtet, als fürchtete es recht ernſtlich, Mama könne ſich unvermerkt aus dem Staube machen. Ihr Gemahl war in ſeinem Sommerſtudirſtübchen mit dem Advokaten Stolter eingeſchloſſen, der ſein Sachwalter in einem halbgewonnenen Proceſſe war. Die Herren hatten geendigt; der Rechtsfreund trat aus dem Studirſtübchen in den Garten.

Sein graues, aber reichliches Haar hatte die Unordnung der freiern Studentenjahre mit einiger Jugendlichkeit beibehalten — in seinem Gesichte war nicht Alles gleich alt, sein schwarzer Rock verschwieg getreulich Spuren, wie die, so Luthers Tintenfaß einst an der Wand hinterließ. Sein Halstuch war augenscheinlich von der Hand einer nicht liebenden Haushälterin geknüpft. Der untere Theil seines Anzuges, die Schuhe, Strümpfe, Schnallen mit einbegriffen, war im Geschmack eines Küsters aus Sibaldus Nothankers Zeiten und kann in Chodowiecki's selten gewordenen Abbildungen zu diesem Romane nachgesehen werden.

Der Hut des Advokaten war im Vergleich mit der übrigen Ausstattung seines Aeußeren ein Jüngling, aber durch unachtsames Anfassen an vielen Stellen früh ein Greis geworden; im strengsten Sinne des Wortes ein Deckel.

Aus der hoch hinter dem Ohre aufragenden Weste, die auf dem Busen des Advokaten einen Schatz gelblicher Wäsche enthielt, blickte zum ungeschornen Kinn ein sehr kostbarer Amethyst empor und schrie „Geiz, Geiz, Geiz" über seinen Träger, in welches Geschrei vom kleinen Finger der linken Hand ein ungeheuerer Diamantring einstimmte, hinter dem der bewußte kleine Finger so versteckt war, wie die Teutonen und Cimbern hinter ihren mannshohen Schilden. — So dürfte sich eine Riesenschildkröte ausnehmen, wenn sie sich an ein zartes ihr unterliegendes Myrthenbäumchen ansaugte. Der Finger des Advokaten trug seinen Ring, sein glänzendes Elend, seit dreißig Jahren mit Würde und Festigkeit.

Die schöne Frau freute sich des abziehenden Besuches, der ihr den Gatten wiedergab, erwartete jedoch wie billig einen Gruß, einen Blick des scheidenden Pedanten. Wär' es möglich, so an ihr vorbeizueilen? Sie hätte es Karl dem Zwölften nicht verziehen.

Der Advokat zog seine plumpe Taschenuhr, ein wahres Nürnberger Ei, hervor und beeilte noch seine Eile. Ueber welcher Eitelkeit ist denn nicht eine Demüthigung verhängt? — Die schöne Frau muß um einen Gruß werben, und in Folge jener oben von uns bezeichneten Stimmung läßt sie sich wirklich dazu herab.

„So eilig, Herr Advokat," ruft sie über tausend Blumen ihm zu. „Haben Sie denn nur Zeit für meinen Mann? Gönnen Sie mir auch einige Minuten! Sie sind gewiß noch nüchtern, leeren Sie ein Täßchen Kaffee mit mir, und athmen ein wenig frische Luft." —

Der Advokat war kein Barbar. Er hatte in seiner Jugend mehreren hübschen Frauen einige für jene Zeit wahrhaft schöne Tassen geschenkt; selbst eine solche zum Geschenk erhalten. Sie stand mit dem Staub eines Vierteljahrhunderts zur Linken seines Schreibtisches. — Auch er war in Arkadien.

Ein etwas verlegenes möglichst leichtfertiges Lächeln verzog seinen gewöhnlich zugepreßten, einer Schublade, die wichtige Papiere einschließt, vergleichbaren Mund — er stotterte, er verneigte sich. Der Zauber war vollbracht; er saß der schönen Frau gegenüber.

„Um acht werde ich schon gehorsamst um meine Entlassung bitten müssen," waren die einzigen Worte seines Widerstandes. —

„Wir hören es hier schlagen," sagte die Syrene, „meine Uhr (sie zeigte auf ein Meisterstück in Form eines Ringes) ist die Uhr einer Müßiggängerin und verdient nicht den Glauben eines Mannes, wie Sie." —

Der Advokat hatte sein Lächeln bis auf die äußerste Spitze getrieben. Da es Zeit wurde, wieder Etwas zu sagen, war er im Begriff, eine Meinung über das schöne, ganz tadellose Wetter vorzubringen, allein die ungeduldige, vorsorgende Liebenswürdigkeit der Holden fiel seiner Beredtsamkeit in den keineswegs verhängten Zügel. Sie sah wohl ein, daß ihm erst recht gemächlich sein müsse, um ganz erobert zu werden.

„Sie müssen sich mit dem Gesicht gegen unser herrliches Thal setzen," rief sie aus, „sonst vergessen Sie gar nicht Ihre Acten."

Dabei sah sie in die Gegend hinaus. Der Advokat schaute ihr aber starr in's Gesicht, mithin schon in ein Paradies.

„Sehen Sie jene Wälder," rief die schöne Frau, „dort jagt man heute und hat mich ganz allein gelassen. — So bleibt man sitzen! Wenn Sie sich nicht meiner erbarmt hätten — denn auf meinen Herrn Gemahl zähle ich auch nicht seit einiger Zeit" — sie seufzte bei diesen Worten.

Der schönen Frau war gewissermaßen unheimlich zu Muthe. An ununterbrochene Huldigungen von Kindheit an gewöhnt, flößte ihr Einsamkeit und gänzliche Absonderung von Lobsprüchen eine Art von Geistergrauen ein. Ihr ältester fünfjähriger Sohn konnte sie freilich schon seine schöne Mama nennen, hatte auch unter Gemäldesammlungen und in Gesellschaften erklärt, „seine Mama sei doch die Schönste;“ aber ein reiferes Lob that doch Noth.

Schönheit ist zuweilen genügsam. Der Advokat hatte alle Vortheile der Nähe; sie nahm mit ihm vorlieb und ließ das wärmste Sonnenlicht der Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit auf den dunklen Erdensohn strömen — Wer bekömmt nicht einmal im Leben Nektar zu kosten?

Nachdem der Advokat der Gegend durch die Bemerkung, „das Ganze mache sich recht hübsch,“ ihr volles Recht erwiesen, fielen seine Augen auf die schönen Hände, die sein Frühstück besorgten. Nie hatte er gedacht, daß man so Kaffee einschenken könne! Die kleinen Zauberinnen waren so geschäftig; dennoch schien sich Alles von selbst zu machen, die einfachen seit Jahrhunderten vorhandenen Werkzeuge für Zucker, Rahm, geröstete Zwiebacke, Butter, sahen wie neue Erfindungen, wie Daguerrotypen, aus. Der Licentiat war der Eleganz so entfremdet, wie der Schönheit; er staunte und gaffte. Seine kindliche Freude über einige Vervollkommnungen des Kaffeegeräths brach durch seine Verlegenheit, und verhalf ihm, mittelst der gütigen Erklärungen seiner holden Wirthin, zu einem Stoff des Gespräches.

Wie mild sorgt das schöne Geschlecht hiefür, wenn Männer keinen Rath wissen und in rettungslosem Schweigen dasitzen! Wie schnell hatte Frau v. G. dem Advokaten nicht nur seine Geistesgegenwart wiedergegeben, sondern auch ihn zum Sprecher erhöht, sich zur Schülerin erniedrigt! Er mußte ihr die letzten Ereignisse ihres Processes erläutern. Ihr schönes Auge hing an seinen Lippen, sie legte ihr Nähzeug weg und verwieß ihren Kindern den bis dahin mütterlich-ermunterten Lärm. — Der Advokat betheuerte umsonst, „ein solcher Gegenstand sei zu trocken für Damen, ein eleganteres Gespräch, worauf er jetzt leider nicht vorbereitet sei, thue Noth,“ sie beschwor ihn fortzufahren, sie könne nichts Anziehenderes hören.

Nicht zum erſten Mal ſetzte ſie Männer vom Fach durch Aufmerkſamkeit und Geſchäftsſinn in Erſtaunen. Sie hatte früher, an dem Unterrichte ihrer Brüder Antheil nehmend, durch unbegreiflich ſchnelle Auffaſſung der verwickeltſten Fragen, wobei der liebenswürdigen Schülerin eine ſtrengere Prüfung freilich erlaſſen wurde, die unbegabten Jünglinge in den tiefſten Schatten geſtellt. Wie viel auch von einem enthuſiaſtiſchen Lobe der Galanterie zugeſchrieben werden mußte, die ſchöne Eliſe hatte unſtreitig ungemeinen Scharfſinn. Nicht aus bloßem Wunſch des Gefallens knüpfte ſie mitunter wiſſenſchaftliche Geſpräche an; obgleich es nicht zu läugnen war, daß ſie ihre wunderſchönen blauen Augen zu unverwandt, mit einer flehenden Wißbegier und Aufmerkſamkeit, wie Geſchoſſe, auf den belehrenden Redner richtete, mit tauſend kleinen Mienen ihren Nektarmund bald öffnete, bald ſchloß, oder läſtige, zudringliche Locken halbunwillig zurückſchob; dergeſtalt, daß ein Profeſſor der Aſtronomie einſt vor ihr keine Worte mehr fand und ſich ein halbes Stündchen lang faſſen mußte. Unſer Advokat betheuerte bis an ſein Lebensende, „er habe von dieſer Frau Dinge gehört, die er nur einem Gelehrten zugetraut.“ Er endete ſeinen dermaligen Vortrag damit, daß er die ſchöne Frau nichts zu lehren habe, daß ihr Gemahl ein Mann von Geiſt, aber gar nichts Ungewöhnliches, ſie hingegen ein Wunder ſei. Er ergriff ihre dargebotene Hand, er drückte ſie mit fünfundzwanzigjährigem Accent. Es war ein Triumph. Frau v. G. lächelte. — So lächelte Orpheus, als Eichen und andere unbewegliche, wohl gar komiſche Geſtalten ſeiner Leyer nachgewandelt und nachgewatſchelt kamen. „Welch' eine Frau — welch' eine Frau,“ rief Stolter, „wenn ſie Alle ſo wären!

Frau v. G. lächelte noch einmal. Sie hörte ja die Stunde ſchlagen, die den Advokaten wecken ſollte, er überhörte ſie — der Donner hätte rollen und fallen können, der Advokat Stolter hätte ihn überhört! —

Zu jener Zeit, wo der Licentiat noch nicht wußte, was er ſagen ſollte, hatte er den älteſten und muthwilligſten Knaben der ſchönen Mutter, ziemlich bewußtlos auf ſeinen Schooß genommen. Kinder ſind geborene Stoffe zum Geſpräch — in ſpätern Jahren können ſie ſich

einen Theil der Liebkosungen erklären, mit denen sie in ihrem Morgenrothe überschüttet werden.

Als der Kleine den Advokaten seiner schönen Mama Hände küssen sah, fiel er dem Licentiaten mit einem Freudengeschrei um den Hals. „Welch' eine Frau, welch' ein junger Baron," rief der Licentiat. Die Mutter meinte in diesem Rufe Wehmuth zu erkennen.

„Sie sind wohl nicht Gatte und Vater?" frage sie.

„Wenn alle Frauen — so" —

„Lieber Licentiat, Sie stellen mich zu hoch, ich mag nicht auf Kosten meiner Mitschwestern erhöht sein. Wurde Ihr armes, warmes Herz früher verkannt, getäuscht?" —

Sie irrte sich; der Licentiat hatte kein Herz, wenigstens zu jener Stunde noch nicht, und war nie getäuscht worden. Er hatte sich einige Mal selbst über sein Aeußeres und dessen Wirkungen betrogen. Amtsgeschäfte und jenseitige Vermögenslosigkeit hatten ihm nicht erlaubt, den Zauber zu vollenden, den er, seinem Ausdrucke nach, eingeleitet zu haben vermeinte. So war er ein Sechsundfunfziger geworden, ein merkwürdiger Hagestolz ohne Mops, ohne Katze, ohne Liebhabereien.

Nachdem die schöne Frau sich überzeugt, daß der Patient keineswegs ihr holdes Geschlecht mißachte, daß er keine Turandot oder Eulalia darin gefunden, nachdem sie ihm mit lebhaften Farben sein Alleinsein geschildert, den Fluch des Egoismus und die Seligkeit, die er noch in den Armen einer guten, unerfahrenen, einfachen Vierzigerin finden könnte — ließ sie ihn zu Worte kommen. Er seinerseits rechnete mit gewohnter Trockenheit und rückkehrender Kälte alle Leiden und Unkosten des Ehestandes her, die Klippen, denen er durch seine Einsamkeit entgangen — die Behaglichkeit seines Alleinlebens, den Verdruß, den man an Kindern erlebe, die Schulden, die zumal der männliche Theil derselben gewöhnlich mache. —

Die schöne Gegnerin erwiederte — der Advokat entgegnete, sie wurde immer eifriger, er stets kälter —

„Egoist," rief sie nach einer halben Stunde fruchtlosen Gespräches! — „Setzen Sie meinen Knaben gleich nieder, Selbstvergötterer! ich weiß nicht, welch' ein Geist über mich kommt" — Sie griff nach ihrer schö-

nen weißen Stirn, „Mir wird, wie einer Wahrſagerin, wie einer alten Hexe." — „Sie meinen kein Herz im Leibe zu haben," fuhr ſie halblachend fort, „Sie haben Eines — eine Mutterbruſt ſoll Ihnen anwachſen, oder ich will nicht Eliſe heißen — Heirathen Sie nicht, werden Sie nicht Gatte und Vater — Sie ſollen doch erfahren und ahnen, was es heißt — Sie ſollen an irgend einem Spielzeuge erleben, was Andere, was wir an einem Heiligthume erfahren!" —

So zürnte die ſchöne Löwin — Sie ſah ihn, wie eine reizende Norne an und brach in Gelächter aus, als er ſie mit gefalteten Händen ganz verduzt anblickte. —

Man hörte Pferdehufe erſchallen, die Jäger kehrten heim. Sie ſahen verwundert die ſeltſame Geſtalt an der Seite der holden Frau.

„Ohne Groll, lieber Licentiat," ſagte ſie zu ihrem Gaſte.

Er küßte ihre Hand. „Meine Herren," ſprach ſie zu dem einrückenden Häuflein oder Fähnlein ihrer Verehrer, unter denen die jungen Fürſten von Z. und M. waren, „Sie ſind nicht vermißt worden — ich habe mir ſchon einen Geſellſchafter zu finden gewußt, und eine köſtliche Stunde verlebt."

Sie entließ den Advokaten und äugelte ihm lange nach. —

Am Abend ſchalt ſie der alte Fürſt M. eine Kokette, ſie wurde ernſthaft böſe und ſchmollte drei Tage lang, was dann zu einer artigen Verſöhnungsſcene führte. Jahre lang wurde ſie mit dem Advokaten Stolter geneckt, dem man den Beinamen des „Candidaten Jobſes in reifern Jahren" ſchenkte, bis der Scherz, ermüdend und ermüdet, einſchlief.

II.

Wir dürften Unrecht gehabt haben, den Advokaten Stolter ohne ein längeres Vorwort unſern Leſern vor die Augen zu führen. Er iſt keine der Perſonen, die, ſobald der Vorhang aufgeht, gleich vor den Augen des Publikums daſitzen dürfen; er verlangt einen einleitenden Commentar.

Der Advokat war also ein Sechsundfunfziger, Hagestolz, ein tüchtiger Jurist, vortrefflicher Sachwalter und steinreicher Mann. Er war einer der Reichen, über deren Hab' und Gut die ganze Nachbarschaft auf den leisesten Wink der Behörden herfallen würde: „weil sie keine Kinder haben," deren Haus abbrennen könnte, ohne den Nebenwohnern einen andern Seufzer, als den frommen zu erpressen, „ach Gott, wenn das einen andern getroffen hätte; wie schrecklich."

Er wohnte im vierten Stockwerk eines Hauses, dessen beste Hypotheken ihm gehörten, dessen kleinste Fenster aber ihm des Tages Licht bescheerten. In seinem Schreibstübchen herrschte eine anscheinende Unordnung, durch die ein bewunderungswürdiger Instinkt ihn leitete. Ihm war eine ganz eigene Gabe geworden. Wie ein großer Schachspieler die Stellung seiner Partie innebehält, wenn er schleunig abberufen wird: so hätte der Advokat die Lage seiner Papiere, nach Jahren heimkehrend, selbst beim Schalle der Posaunen des letzten Gerichts, im Gedächtnisse gehabt.

Sein ungeheures Schreibzeug war aus sehr beschädigtem, an einigen Stellen zersprungenem Alabaster. Die kleinen Vasen, die es sonst verziert, waren abgefallen, doch noch anwesend. Nicht eine gesunde Feder war sichtbar, einige klingenlose Federmesser mischten sich unter zerfallene Oblaten. — Die Tinte war eine zähe Mischung von Staub und Pech, dennoch konnte der Advokat mit keiner andern schreiben. Für seine Clienten wurde aus dem Nebenzimmer eine meist zu dünne Tinte gebracht, weil die Haushälterin, wie alle nicht schreibkundigen Menschen, das rechte Maaß des Zusatzes so sehr verfehlte, daß die Stumpfe der ausgedienten, aber noch immer benutzten Federkiele in's Schwimmen geriethen.

Die meisten Scheiben der Fenster waren mit vollkommner Blindheit geschlagen, es war eine dumpfe Luft im Zimmer des Advokaten, niemals der Hauch des heutigen Tages. Man athmete, wie in einer ungeheuern, leer gewordenen Tabaksdose. Ein leises, bescheidenes Nagen von Mäusen, ein schnelles Hinwegstürmen der Ratten, bei bald panischem, bald gegründetem Schrecken vor dem Hauskater, über den bretternen Himmel des Gemaches, ließen keine wahre Stille, keinen ungetrüb-

ten Frieden aufkommen. Einige kecke Mäuse kamen, selbst bei des Advokaten Anwesenheit, auf seinen Schreibtisch, und es soll sogar ein sehr junges Mäuschen unter Stolters Augen in seinem ungeheuern Tintenfasse ertrunken sein.

An die Studirstube des Advokaten stieß eine andere Welt, das heißt, eine geräumige Bodenkammer, wo die Wäsche im Winter vom Luftzuge erwartete, was die allgütige, alltrocknende Sonne auf grünen Auen ihr im Sommer gewähret. Vom Dachstuhl herab hing ein großes Phantom; ein Luftballon, der, wie ein vom Winde gefülltes Segel, hin und herschwankte und den Advokaten zum alleinigen Urheber hatte.

Es ist nicht Alles Pedanterie und Stumpfsinn in den pedantischen und arbeitsamen Menschen. Sie haben ihre genialen Augenblicke, wie wir. Den Advokaten verdroß es mitunter auch, daß er hinter der Zeit zurückblieb, daß nichts von ihren Erfindungen und Entdeckungen an ihn kam. Hatte er einige Jahre von einem Hegel, einem Byron oder einem Scott sprechen hören, so erschien er plötzlich in einer Leihbibliothek und verlangte einen Band oder mehrere, brachte sie aber nach einigen Tagen ungenossen und wohl als ungenießbar zurück. Die Leihbibliotheken waren daran gewöhnt, daß er ihnen das Buch abforderte, „von dem man jetzt so viel Aufhebens mache," und mußten dann nach ihrer augenblicklichen Stimmung für dieses oder jenes Werk sich entscheiden. Auch Erfindungen, Calefactoren, Sturzbäder u. s. w. nahmen ihn mit großer Heftigkeit in Anspruch. Doch waren diese Aufregungen nur dann anhaltend, wenn er durch einen Zufall, nicht durch eine Person, darauf war geleitet worden, wenn er z. B. ein aufgeschlagenes Buch gefunden. So war er über eine Anweisung zum Schachspiel hergerathen. Mit Leidenschaft hatte er dieses Spiel studirt. Bald war er, ohne sich noch mit einem Gegner gemessen zu haben, dahin gekommen, sich durch ganz neuerfundene Züge für unüberwindlich zu halten. Er schmachtete nach einem Zweikampfe mit dem damals lebenden Philidor — besuchte ihn und — berührte ferner keinen Schachstein mehr. — Warum? —

Hier erzählen wir nur Erzähltes wieder; mehr als eine menschliche Eitelkeit dürfte durch das Nachfolgende gekränkt werden. Philidor hatte,

wie die Sage geht, seinen Lieblingsaffen in die Geheimnisse des Spieles eingeweiht; vielleicht aus Nichtachtung der Menschheit. Es gelang leider, trotz der thierischen Schädelbildung des Schülers, der Meister wurde nicht übertroffen, aber ersetzt.

Der Advokat kam in einem unglücklichen Augenblick, wo Philidor am Piano, damals „Klavier", meisterte und schwärmte. Er hob den vorgeworfenen Handschuh auf, bat aber, sich durch einen ihm fast gleichen Schüler ersetzen zu lassen. Der Advokat lächelte mit Ueberlegenheit über des Meisters Zagen. Sein kurzes Gesicht erlaubte ihm nicht, den Gegner zu messen.

Die Herren setzten sich. Nicht lang war der Kampf, der Advokat war matt. Das Wort „Matt", das die vernarbteste Eitelkeit zur Tigerin macht, empörte Stolter bis zu einem Faustschlage, nach dessen Ertheilung er sich zu einem Zweikampf rüstete, aber Philidor sprach lächelnd von seinem Sitze „Revanche" — Der Gegner, dessen Ruhe dem Advokaten Achtung gebot, stellte die Steine. — Nach einigen Zügen stößt der fremde, so besonnene Mann ein seltsames durchdringendes Geschrei aus, und verbirgt sich mit ungemeiner Behendigkeit unter den Tisch. Der Advokat stutzt und betrachtet die Partie, die ihm gänzlich gleich scheint. Philidor tritt zum Tisch hin. „Mein Herr," sagte er, „sehen Sie her. Sie sind im nächsten Zuge matt. Mein Affe hat Ihren Faustschlag nicht vergessen, fürchtet und meidet einen zweiten."

Wie wurde unserm Freunde? er saß wie verdonnert, fuhr dann empor und überhäufte Philidor mit einem Strom von Vorwürfen und Drohungen. „Er sei nicht der Mann, durch einen Affen matt zu werden, er werde ihm zeigen, was es heiße, einen Gelehrten, wie ihn, zu seiner Beschämung vor eine Bestie hinzustellen, er habe mehr im Kopfe, als einem miserablen Hazardspiel obzuliegen, wo ein aufmerksamer Dummkopf einen Newton schlagen könne. — Friedrich der Große sei auch ein schlechter Schachspieler gewesen, es sei lächerlich, sich mitten in einem Saal, wie zwei Wachspuppen, hinzusetzen, er könne den Mann nicht achten, der solche Lappalien treibe."

Bläße und Purpurröthe wechselten auf dem Gesicht des Advokaten; er ging so weit, eine schriftliche Ehrenerklärung zu verlangen.

Philidor ſtand zwiſchen Lachen und Beſorgniß hinter ſeinem Klavier, der Advokat mit geballten Fäuſten vor dem umgeſtürzten Tiſch; die Haltung des Orang-Outangs war voll Ruhe; ein leiſes Fletſchen der Zähne wies auf unverbrüchliche Treue für ſeinen Herrn. — Kein höhnender Triumph entſtellte ſein doch ſo menſchliches Antlitz. Der Advokat, jenſeits aller Worte wüthend, ſchlug mit einem Bambusrohr die Trümmer des ſchon geſtürzten Tiſches.

„Sie wagen mit dem Stock aufzutreten," rief Philidor, nunmehr auch entlodernd — (zum Affen) „Ruhe — Ruhe! (zum Advokaten) ich will Sie entwaffnen, mein Herr — (zum Affen) Mäßigung — (zum Advokaten) Sie kennen mich und meinen Affen noch nicht — Sie ſollen doch ſein Bild ſehen — (zum Affen) Gleichmuth (zum Advokaten) Hier ſehen Sie!" —

Er entrollte ein Knieſtück des Affen, der mit einem ungeheuren Prügel unter dem Arm deutlich zeigte, weſſen er im wirklichen Leben fähig war und wie er einſt die afrikaniſchen Wälder durchzog. Hier wich der Advokat zurück, ſein Zorn ergoß ſich in einen Strom wüthender Thränen.

Philidor ſandte den beſcheidenen Sieger in ein Nebenzimmer und legte ſeine Hand tröſtend unter das Kinn des Bezwungenen. „Mein Freund," ſagte er, „ſo iſt nun einmal dieſes Spiel, an das ich ſo viele Jahre meines Lebens verlor — das Sinnbild unſerer Eitelkeit, weiter nichts! Denken Sie ſich das Wörtchen „Matt" hinweg, und es iſt ein Fehlſchuß, ein verlornes Piquet. — Millionen ſind vor Ihnen matt geworden, Millionen werden es nach Ihnen werden, wann wir längſt unter dem Raſen ſchlummern."

„Aber nicht durch einen Affen," ſchluchzte der Advokat im höchſten Ingrimm, „nicht nach ſo gründlichem Studium, nicht nach ſo reiflichem Nachdenken."

Er ſtürzte hinaus. Es giebt Demüthigungen, die unſere Eitelkeit mit einem Schlage, wie Laokoon den Opferſtier, in den Staub ſtrecken.

Am andern Morgen fanden die Nachbarn auf der Straße unter dem Fenſter des Advokaten ein prächtiges Schachſpiel aus Elfenbein und

Ebenholz und konnten sich diesen Fund nicht erklären. Sie wären noch in derselben Unwissenheit, wenn nicht der Advokat, wie eine Furie, zum Dachfenster hinausgeschaut und den Trümmern mit den Fäusten nachgedroht hätte.

So verzeihlich nun der Zorn gegen ein lebloses Eigenthum sein mag, so empfehlungswerth er als erste Besserung Manchen ist, von deren Heftigkeit Familie, Freunde, Diener und Schooßhunde leiden, so machte diese Aufwallung den Advokaten den Nachbarn noch verhaßter.

Lange Zeit kam kein Reisender durch die Stadt, ohne von Lohnbedienten die Geschichte deutsch, französisch, ja englisch und italiänisch zu hören. Bald wurde dieses Herabstürzen der Schachsteine einer übermüthigen Prunksucht, noch öfter einem gepeinigten Gewissen zugeschrieben. —

Der Selbstmord eines jungen Franzosen, der um dieselbe Zeit sich aus dem fünften Stockwerk auf das Pflaster stürzte, verwebte sich mit dem Falle des Schachspiels dahin, daß der Advokat, einen Mordversuch an sich selbst unternehmend, auf den arglosen Jüngling, die Hoffnung ergrauter Eltern, der künftige Stolz seines Vaterlandes, gestürzt sei, und diesen um sein schönes Leben gebracht habe. Die Erzählung spann sich zu einem weiten Gewebe vermeinter Verbrechen aus, schon gerieth sie in Berührung mit dem Rastadter Gesandtenmord. Eine neunzigjährige Kammerfrau in Ungarn sollte bei Anhörung der Begebenheit in Ohnmacht gefallen sein. Aber die Wellen rannen und die Lüfte wehten fort! Die Zeit hatte von allem diesem Gerede nichts verschont, als die Ungunst gegen den Advokaten; auch dieser Ungunst war ein milderes Wort, als das, dessen sie sich vielleicht hätte bedienen mögen, im Munde geblieben, nämlich: „der Advokat sei eben ein ganz eigener Mann."

Es sollte unsern Helden eine abermalige Lesesucht anwandeln. Er wollte eine Dame seiner Bekanntschaft um die Memoiren Marmontels, die er für eine ganz neue Erscheinung hielt, bitten, als er an einer Straßenecke eine Abhandlung über Aërostaten nebst Abbildungen gewahrte. Er blieb stehen, blätterte, las, verschlang. Die Sonne senkte sich, der Advokat wurde an zwölf Stellen vermißt; er stand und las. Nach Verlauf von zwei Stunden erfragte er den Preis des Buches und

erstand es. Es begleitete ihn zu Bette, es erweckte ihn, er kaufte einen Bleistift, verlangte Zeichenpapier, mathematische Instrumente: seine Haushälterin kannte ihn nicht mehr. Er meinte, einen glücklichen Einfall gehabt zu haben.

Bald war in seinem Anzuge Buchbinderkleister und Buchbinderleim unverkenntlich. Ein Haufen von Abschnitzeln thürmte sich unter seinem Schreibtische. Der Besen der Haushälterin ermüdete im Auskehren. Er konnte es ihr nicht verhehlen, er arbeitete an einem Luftballon. Er wähnte, diesem eine willkührliche Richtung geben zu können. Worin sein angeblicher, glücklicher Gedanke bestand, ist von Sachkundigen ungefähr errathen und als ein unsinniges Hirngespinnst abgefertigt worden.

Außer diesen Sachkundigen hatte der gute Mann bald noch einen entsetzlichen Gegner: den Erfolg. Er versuchte im Antlitz seiner Vaterstadt und seiner Clienten von einem hohen Thurm über den Strom hinwegzufliegen, wo er sich als Knabe gebadet hatte und fiel mit Ballon und Vorsichtsflügeln in die wohlbekannten Wellen. Man rettete ihn mit Mühe.

Als er aus einer Ohnmacht erwachte, gestand er, daß seine Erfindung noch in der Kindheit und der Vervollkommnung empfänglich sei, und erklärte seine erste Muße dazu verwenden zu wollen. Für den Augenblick hing er seine Dädalusequipage auf besagtem Boden auf. „Seine eigentliche Idee werde er sich wohl hüten Preis zu geben, er werde doch zuletzt und am Besten lachen."

Indessen waren Jahre vergangen; weder Muße für den Advokaten, noch Vollendung für sein Werk war herangekommen. „Er werde doch alt," meinte er, „und sei nicht mehr ein Kerl von vierzig Jahren. Hätte ein Engländer oder Franzose die Idee gehabt, sie hätte goldene Berge getragen!"

Das Oeffnen der Tabaksdose ist bei vielen Sterblichen ein Zeichen, daß ihr Herz sich aufthut, das Oeffen der Bodenkammer bewährte, daß des Advokaten Brust sich entpanzerte. Gewöhnlich geschah es nach einem vortheilhaften Geschäfte. Dann öffnete er schmunzelnd besagte Thüre, labte sich an dem Staunen des Neulings, den er dem großen papiernen Un-

geheuer gegenüberstellte, ließ die Falten des Globus rauschen und sagte: „Es war eben ein toller Einfall, aber ein grundgescheidter," rechnete seine Unkosten her und schloß mit den Worten: „Muß mich doch einmal in den Feiertagen wieder darüber machen. Das hätten Sie mir wohl nicht zugetraut? Wenn man nur nicht immer für Andere leben müßte!"

III.

Der Halbschlummer, welcher unsere wärmsten Lieblingsideen auf einer gewissen Lebenshöhe befällt, gestattet ihnen immer seltnere Zwischenräume des Erwachens.

Der Advokat sah ein, daß er selbst seinen Ballon wohl nicht im blauen Aether werde schwimmen sehen, daß sein Werk höchstens einmal hoch über seinem Grabe flattern dürfte. Immer häufiger brummte er „Schade! Wollte nur ein etwas genialer Mensch, ein Ausländer, sich damit befassen!"

Berufsgeschäfte, Speculationen bemächtigten sich hinfür unseres Helden, um so mehr, als ein besonderes Glück seine Unternehmungen segnete. Er gewann jeden Proceß, den er unternahm, er gewann in Lotterien, er gewann in Kunstausstellungen die schönsten Gemälde. Albanis, Guido-Renis, Raphaele wanderten die vier Treppen zu seiner Höhle hinan, Diamanten, Perlen, nach denen die ersten Schönheiten der Stadt unerhört schmachteten, gingen, für ein Spottgeld erstanden, in sein düsteres Schreibpult ein. Enthusiasten verwünschten ihn, weil er ein Rasierzeug des Kaisers gewann, die Schönen fluchten ihm, weil er eine Locke des Lord Byron von einem sterbenden Kammerdiener des Barden, für einen kleinen Thaler gekauft. Dem greisen Göthe strömte aus allen Weltgegenden nicht so sehr alles Gute und Schöne zu, wie dem Advokaten Stolter.

Der Fürstin entflohene Lieblingstaube, der eine ganze treue Bevölkerung auf Dächern und Wiesen nachgestellt hatte, flog eines Tages auf den zweispitzigen Hut des Advokaten Stolter herab, ließ sich in seinen herzlosen Busen stecken und von ihm der holdseligsten der Fürstinnen überreichen. Und die Fürstin zog einen Ring von ihrem erhabenen nied-

lichen Finger und gab dies Kleinod dem Advokaten, der nicht der Mann war, die hohe Poesie dieses kleinen Ereignisses zu würdigen.

Seit der Selbstübergabe des Täubchens pflegte sein Antlitz jedoch etwas muthwillig sich zu erhellen, wenn ein solches Thierchen in seine Nähe kam. Er soll mehrere Male dem Vogel der Cythere die Reste seines Frühstücks zugeworfen haben.

Wenige Tage darauf gewann er ein prächtiges Alabasterbecken, in das zwei Täublein ihre Hälse eintauchten. Es war einleuchtend, unter wie günstigen Vögeln er, — einem lateinischen Ausdrucke zufolge, — geboren war.

„Man kann nicht mehr in der Lotterie spielen," sagten die Nachbarn, „der Advokat Stolter gewinnt, während die Unschuld weint und die Tugend in Lumpen herumgeht. Gäbe es nicht eine Vergeltung, ein anderes Leben, man müßte im Glauben irre werden; drei Häuser besitzt er bereits, ein Mensch, der nur für sich selbst zu sorgen hat!" —

Wie dem auch sei, diese Worte gelangten nicht zu des Advokaten Ohren, dagegen klangen in ihnen die Reden der schönen Elise nach.

Wie Alle, die weniger mit dem Menschen selbst, als mit seinen Angelegenheiten zu thun haben, wußte er Scherz und Ernst nicht zu unterscheiden. Beide verstand er nur mit einer Vorrede und Nachrede, nur mit großen Fracturbuchstaben und Unterschriften. Der Anblick der holden Mutter und der Liebkosungen des Knaben wirkte aber mit einem Zauber, den er ebenso wenig zurückweisen konnte, als der kahlste Fels in Griechenland die schmeichelnde Luft, die ihn umgiebt, ihn liebkost, zurückstoßen kann. — Er träumte minutenlang zwischen zwei Actenstößen. „Es ist ein eigenes Ding" — weiter gingen seine Worte nicht.

Wie Göthe mit einem Gedicht Stimmungen abfertigte und beschloß, so wir Alltagsmenschen mit den Gemeinplätzen: „So ist es nun einmal," — „Schlimm genug" — oder wie unser Advokat — „es ist ein ganz eigenes Ding." — Dann pflanzte er siegreich seine Brille auf die Nase und war nach einigem Schütteln des Kopfes ganz bei der Sache.

Im Vorzimmer eines Kranken, dessen Testament er aufsetzen sollte, harrte der Advokat seiner Berufung an ein Sterbebett. Sein müßiges Auge fand auf einem Tische einen jener rosenfarbenen Umschläge, die

eine französischen Roman ankünden. Es war „Alphonsine" oder „die mütterliche Zärtlichkeit" von Frau von Genlis. Der Advokat suchte bei den ersten Zeilen mühsam sein Französisch zusammen, wunderte sich über sein noch vorhandenes Wissen und — es sei der nun vergessenen Schriftstellerin in die Ewigkeit nachgesagt — das immer rege Interesse ihrer Erzählungen riß ihn mit sich fort.

O ihr, die ihr jeden Monat Neuigkeiten aus Paris und London empfangt und mit Uebersättigung von Euch legt, wißt ihr mit welchem Heißhunger ein Geschäftsmann über ein Buch, ein Unterhaltungsbuch herfällt, wie der arme Dienstbote in euerm Vorzimmer die Bücher verschlingt, die nach eurer Weisheit veraltet sind!

Man hat den Armen schon so viele Dinge beneidet, ihren Glauben an Gott, die Nähe der schönen Natur, ihren felsenfesten Schlummer, ihre Gesundheit, ihre Wonne an Kartoffeln — o beneidet ihnen auch ihr Ergehen an Kramers, Spießens Schriften — und du stolzer Mann, der für höhere Stände schreibt, beneide sie, die für Jedermann schrieben, um so aufmerksame, so andächtige Leser, in deren Leben man mit der Feder noch eine Spur zeichnen kann!

Mit zwanzig aufmerksamen Lesern wollte ich die Welt erobern!

Der Advokat hielt mit beiden Händen sein rosenfarbenes Buch. So etwas war ihm noch nicht vorgekommen! Man rief ihn zum Kranken. Der letzte, bei unterdrückten Ehemännern mitunter der erste Wille wurde niedergeschrieben. Arzt und Jurist griffen hernach zu den Hüten und eilten ihren im Vorhause feiernden Mänteln zu.

Hier sah sich der Advokat nach seinem Roman um, gewahrte ihn in der Hand des Bedienten und ersuchte diesen, verschämter Weise, um dieses ganz eigene Werk, welches, der Kammerzofe des Hauses gehörend, nicht ohne deren Ermächtigung ausgeliehen werden konnte.

Der Arzt trat hinzu. Nun hätte der Advokat einen kleinen Thaler gegeben, um die Sache zu vertuschen. Der Titel war aber schon Preis gegeben. „Ei," rief der literarisch gebildete, aller Neuigkeiten kundige Arzt, „ein Roman der Frau von Genlis." Hier stammelte der Advokat, man müsse zuweilen einen Fortschritt mit der Zeit machen, er sei nicht umsonst genöthigt, französisch zu sprechen und müsse seine Ausdrücke ein

wenig moderniſiren. — „Theuerer, wie können Sie ſo alte Scharteken leſen? — Wenn Sie leſen wollen, ſo kann ich Ihnen hundert beſſere und neuere Sachen leihen und Sie um hundert Procent in Ihrem Franzöſiſch weiter bringen.“ — Die Einwilligung der Kammerjungfer traf indeſſen ein. Der Advokat preßte die Frau von Genlis in eine mit Papieren übermäſtete Seitentaſche und verſprach baldige Rückgabe. Am ſelben Abend ſandte ihm der Arzt ſämmtliche Romane von „Georg Sand.“ —

Wir wiſſen, daß unſer Advokat ſie nach einigen Wochen ungeleſen, jedoch „mit Dank“ zurückſandte.

Für unſere ganz jungen Leſer ſei der Haupt-Inhalt des Romans der Frau von Genlis hier angegeben; ſchwerlich dürfte er ihnen bekannt ſein.

Die Heldin iſt eine junge Frau, die ein Ehemann oder Böſewicht in ein unterirdiſches Gefängniß einſchließt, wo ſie Mutter wird, und ihr Kind in einem lichtloſen Raum bis ins funfzehnte Jahr erzieht, wo denn endlich die Stunde der Freiheit ſchlägt und die junge Alphonſine die Welt mit einem Male, wie ein Geſchenk mütterlicher Liebe und Aufopferung, empfängt.

Der Roman iſt mit ſo reicher Empfindung, tiefem Gefühl ausgeſtattet, daß man den Unwahrſcheinlichkeiten nicht nachſpüren mag, um ſich nicht eine Freude und eine Menge von Rührungen zu verderben.

Unſer Advokat las mit dem wiederholten Ausruf „verrücktes Zeug“, aber er las und wie alle ſelten leſenden langſam.

Die Einrichtungen der armen Diana im Kerker, die Vorbereitungen zu den ſchweren Stunden der Entbindung, wo nur Gott ihr Beiſtand, ergötzten und rührten wenigſtens ſeine Nerven. Er lebte ſich ſo recht mit ihr im Kerker ein. „Eine prächtige, kreuzbrave Frau,“ meinte er. Es ſchien ihm ein recht behagliches Leben unter der Erde zu ſein.

So las er fort, bis die Haushälterin ihn in Thränen fand. Er hatte ein zu ſitzendes Leben geführt, um nicht nervenſchwach zu werden. Zudem war er ein Sechsundfunfziger. Mit Erröthen wiſchte er ſeine Thränen ab. Die Haushälterin aber ſchrieb ſie irgend einem rührenden Rechtsfalle bei, bekannte jedoch ſpäter, es ſeien für ſie die erſten Thrä-

nen ihres filzigen Herrn gewesen. War das der Mann, den sie mit trockenem Auge eine Rechnung von sechszig Gulden bei verloren gegangener Quittung zum zweiten Male bezahlen, zu einem unfreiwilligen Anlehen und zu einem unentbehrlichen Spaziergang für „Gebildete" hatte beitragen sehen? Nun Thränen! —

O wie wenig gelangt doch zu uns Schriftstellern der wahre Weihrauch, den unsere Werke uns eintragen, wie gehen wir dahin, ohne den zu genießen, der unsern Herzen am Wohlsten gethan hätte. Einst so glänzende, nun so vergessene Frau von Genlis, warum konnten nicht die Thränen des Advokaten Stolter in deines Alters kümmerliches Stübchen gelangen? Im Buchhandel konnten sie dich freilich nicht festhalten, aber wohl den Götzendiener der letzten Messe beschämen, der, was die Mode verwirft, aus der Menschheit und Wahrheit wegläugnen will.

Indem wir nun den Advokaten Stolter seinem Schicksal entgegenführen, bitten wir unsere Leser Folgendes fest im Gemüthe zu bewahren:

1) Die Morgenscene im Garten, die schöne Frau und den liebkosenden Knaben, den jungen Baron.
2) Den Roman der Frau von Genlis, (Alphonsine oder die Mutterliebe) und zuletzt
3) Die Nervenschwäche des Advokaten, wie auch die Einflüsse eines ungemein milden Frühlings.

Der Advokat verfiel immer häufiger in ein tiefes Sinnen, er sah öfters die Blüthenbäume seines Nachbars an, er streute den Tauben fäusteweis Gerste vor, er gab den nestgründenden Vögelein einen Theil des baumwollnen Unterfutters eines alten Schlafrocks zum Besten und drohte schäkernd mit dem Finger, wenn zwei Nebenbuhler sich um diese Grundlage des häuslichen Glückes stritten. Er fühlte sich sehr weich und war doch nicht an den zweiten Band der Alphonsine gekommen, Mutter und Tochter schmachteten noch immer im Kerker. Die erschütterndsten Scenen standen noch bevor. Von einem vor der Stadt wohnenden Clienten heimgehend, fand der Advokat auf dem Rasen ein Vogelnest, welches bei dem Angriffe einer mörderischen, in ihrem Frevel gestörten Katze vom Baume mochte gestürzt sein. Wie nun von den darin befindlichen Eiern eines erhalten worden, ist eines der kleinen

zahllosen Wunder, an deren Erklärung Niemand seine Zeit vergeuden mag. Vielleicht hatte ein Knabe beim Anblick seines strengen Lehrers das Nest auf das Gras niedergesetzt und aufgeben müssen.

Der Advokat prüfte zuerst mit einem Stocke die Sänger-Wohnung. Da er aus einem nahen Busche die Tigeraugen einer Katze funkeln sah, nahm er das Nest auf. Mit einer Anwandlung ehemaliger Kinderfreuden hielt er zwischen seinen Fingern das unverletzte Ei, sprach mit einem wahren Knabenaccent „o du böse, böse, garstige Katze"! und ließ das Ei in der Zerstreuung in seine Busentasche rollen.

Er kam nach Hause, legte seinen Arbeitsrock an und verlangte nach einiger Zeit sein im Staatskleide gebliebenes Schnupftuch. Lächelnd trat die Haushälterin mit dem Vermißten ein und legte ein Ei nebst dem Schlüssel des Pultes vor den Advokaten hin. „Dieses hat sich in des Herrn Advokaten Busentasche gefunden", sagte sie. Stolter erblickte das Ei — „Wie, Teufel, ist es nicht zerbrochen."

Er hielt es zwischen den dürren Fingern gegen die Sonne, die es durchschien, wie sie unsern geschlossenen Augendeckel durchscheint, wenn wir ihr gegenüber halb und süß träumen.

Stolter freute sich dieses durchsichtigen Lebens. „Ob die Sonne nicht Kraft genug hätte, das Ding auszubrüten," meinte er, und aus Funks Naturgeschichte stieg ihm die Notiz auf, das Krokodil überlasse seine Eier der Sonne zum Ausbrüten, man habe den Pfau mit Unrecht beschuldigt, ein Gleiches zu thun. Was kann man aber unserer nordischen Sonne zumuthen, die kaum die Knospen öffnen kann? Er faltete scharf nachdenkend die Stirn, sein Geist schwebte zwischen Funk und Raff, die Beide Naturgeschichten für Kinder schrieben.

„Wärme, thierische, menschliche Wärme ist wirksamer, als Sonnenlicht, hat nicht eine Katze junge Enten ausgebrütet, die sie hernach bis zum Rande des wilden Meeres dieses Lebens begleitete?" Der Advokat versank in Sinnen, der dritte herrschende Gedanke seines Lebens stieg auf, bald war er geboren. Eine Katze, dieses vernunftlose Thier, zerbrach nicht die Eier — Menschengeduld, Menschenvorsicht — eine starke, mit einem Luftloche versehene Nußschale würde das Ei vor aller äußern

Verletzung sichern und so könnte es, auf warmem Leben ruhend, zum Leben werden! —

Siehe da — es war eine Nußschale unter dem Gerumpel seines Schreibzeuges, er legte das schöne Ei hinein. Es paßte in die Wölbung, wenn ein wenig Baumwolle die Höhlung engte; der Aermel des zerrissenen Schlafrocks war an Baumwolle reich. Es bemächtigte sich des Advokatenherzens eine knabenhafte Neugier, die nur Pierrot in der italiänischen Komödie in ihrer ganzen Stärke fühlen und in ihrer ganzen Komik ausdrücken kann.

Am Abend ruhte das Ei, mit großer Kunst befestigt, am Herzen des Advokaten. „Es wäre doch zu närrisch," dachte er im Entschlummern.

Diese Nacht träumte er zum ersten Male in seinem Leben.

Ein blauer Himmel war über ihm, er lag auf Blumen. — Ein prächtiger Paradiesvogel zog durch das Firmament, dessen Azur durch seine ausgebreiteten Federn schimmerte. Der Göttervogel ließ sich nieder, setzte sich auf des Advokaten Stolter Schultern, legte den schimmernden Kopf an seine Wange, kühlte ihn mit dem Flügel, schmiegte sich dankbar an ihn, flog auf seine Hand und wiegte sich dort. Des Advokaten Augen gingen über — „o schönes Geflügel" lallte er — „hast du mich denn so lieb, kommst du, mein Alter zu erheitern?" Der Vogel sah ihn mit einer menschlichen Zärtlichkeit, fast wie der schöne junge Baron der Frau v. G. an, nickte und schlug mit Flügeln, die Cherubim hätten beneiden können. „Zu dir, zu dir," lispelte der Advokat, „sei mein Neffe," und fiel zum Bette heraus. Das Ei hatte von diesem Fall nicht im Geringsten gelitten; es war das Ei der Wunder.

Dieser Traum hatte unberechenbare Wirkung auf den Advokaten. Es war, wie gesagt, sein erster. Das Feenreich war ihm aufgegangen, eine eingealterte Phantasie ist keine erstorbene. Zum Beweise diene Don Quixote. — Der Advokat erwartete die Nacht mit Sehnsucht, um mehr von dem schönen Vogel zu träumen.

Ohne daß seine Geldinteressen im mindesten davon gelitten, wurde der Advokat immer träumischer, er säumte eine ganze Minute an einem

Waſſerfall, ſah mitunter in die Lüfte und Wolken. Aus jener Zeit muß das einzige Gedicht ſeines Lebens hergerührt haben, das man nach ſeinem Tode in ſeinen Papieren fand. Es lautet:

Ein ſtiller Drang zum Brüten
Treibt längſt mich hin und her,
Ein Küchlein möcht' ich hüten,
Ob ſchwarz, ob weiß es wär',
Ein Neſtlein unter Blüthen,
Das freute mich ſo ſehr;
Die Koſten zu vergüten,
Das wäre nicht ſo ſchwer,
Bei der Geſchäfte Wüthen
Wie bleibt das Herz ſo leer!
Ein ſtiller Drang zum Brüten
Treibt längſt mich hin und her. —

Er las die Alphonſine weiter und vergoß manchen Strom von Thränen über die mütterliche Zärtlichkeit. —

Wir könnten uns unſere Aufgabe ſehr leicht machen, wenn wir unſern Helden unter die Verrückten eintragen wollten. Ein Dichter ſoll aber mit einer ſolchen Erklärung ſo wenig eilen, wie ein Arzt. — Nein, unſer Held war nur krankhaft geſteigert, er hatte nie aufgehört, ein herrlicher Geſchäftsmann zu ſein.

Schon drei Tage führte er das Ei am Herzen und, ſo zu ſagen, im Schilde. Es fiel ihm ein, zu fragen, wie lange? Die Brutzeit des Vogels, dem das Ei gehörte, war auszumitteln. Sollte man dem Traume folgen, ſo war das Ei eines Paradiesvogels Keim.

Hätte der Advokat gewußt, daß ein naturhiſtoriſches Kabinet ſeiner Vaterſtadt eine Sammlung der Eier aller Vögelgattungen beſaß, wie bald hätte er ſich Gewißheit verſchafft! Aber ſeine Geſchäfte ließen einen Nebengang nicht zu. Schön oder nicht, es mußte ein lebendiges Weſen werden. Der Advokat entſann ſich nicht mehr aus Funk oder Raff, daß der Paradiesvogel nicht unter Europens Himmel erwacht und lebt. Er fühlte, daß er bald einen Gehülfen, einen Rathgeber brauchen werde.

Aus früherer Zeit, wo seine Haushälterin eine Lerche hielt, kannte er einen Vogelhändler, Papageno genannt, der mit Verschreiben und Pflegen lebendiger Kolibri in unserm Klima, große Summen verloren hatte. Der Mann war sicher, schweigsam und zu kurioſen Versuchen, wie unser Held, geschaffen und geeignet. Der Advokat hatte bei seinen verschämten Geständnissen daher nur ein einziges Lächeln zu bestehen, worauf die redlichsten Betheuerungen der Verschwiegenheit und der Ausruf der herzlichsten, aufrichtigsten Neugier folgte. Stolter beschrieb das Ei als ein unverkennbar ausländisches. Seine Phantasie tauchte es in Farben des Regenbogens, und der Vogelhändler setzte nach seiner Schilderung die Brutzeit, „wenn er sich, dem Advokaten gegenüber, so ausdrücken dürfe," auf zwanzig Tage, und empfahl dem Advokaten jede heftige Bewegung, jedes scharfe Nachdenken, jeden Wortwechsel zu vermeiden.

Wer weiß nicht, welch' eine Fröhlichkeit eine Erwartung in ein einförmiges Leben wirft? Der Advokat hatte bisher immer für sich selbst, ungefähr so dumpf, wie für Andere, wie für einen abwesenden unsichtbaren Herrn gearbeitet. Nun erwartete er Etwas ganz Kurioſes für sein eigentlichstes Ergötzen. „Ich bin denn doch sehr gespannt," sagte er zu unzähligen Malen zum Vogelhändler. Von dem, was vorging, durfte die Haushälterin nichts wissen, des Advokaten Angst vor ihr und am meisten vor ihrem Lächeln war gränzenlos. Nur sein Geiz gab ihm, ihr gegenüber, eine feste Stellung. Er hätte gern jene Thränen, bei denen sie ihn überraschte, als bleierne Tropfen auf seine Hand fallen lassen, um sie unbemerkt zu machen. Was würde sie von seinen Brutversuchen sagen?

Indessen mußten die häufigen Besuche des Vogelhändlers ihren wachsamen Geierblick anziehen. Sie blickte abwechselnd finster, abwechselnd höhnisch, brummte, als der Advokat sie wiederholt bedeutete, den Vogelhändler unangemeldet zu jeder Stunde des Tages und der Nacht einzulassen, griff dann zu den Waffen ihres Geschlechts: Liebkosungen und Thränen, um die Siegel des Schweigens an den Lippen des Vertrauten zu schmelzen, aber ihre Zauber waren kraftlos. Sie ergrimmte

wieder, sie glich dem Elephanten, der fruchtlos im Zelte des Pyrrhus seinen Rüssel über das Haupt des Fabricius ausstreckte.

Neid, Aerger und Neugier bilden einen ganz eigenen Seelenzustand, der keine Ruhe gestattet und auch das schöne Geschlecht nicht immer verschont. Des Advokaten Haushälterin wurde zu einem selbstquälerischen, quälenden Drachen. Sie vergaß über dem Lauern Trank und Speise, und verlor sämmtliche Klatschgeschichten des Stadtviertels aus dem Gesichte. Unter den Freundinnen ihres Herzens hatte sie sich als die erste Liebe ihres Herrn geltend gemacht, die nach langen Stürmen, so den Morgen ihrer Neigung verwüstet, spät ein heiterer Abend in einem ganz reinen, aber sehr süßen Verhältniß mit ihm vermählt habe. Sie hatte es zu oft erzählt, um es nicht redlich zu glauben. Nun war ein Nebenbuhler da, hinter dem eine Nebenbuhlerin stecken mochte. Diese Nebenbuhlerin! nicht nur auf dem Grase, auf dem bretternen Fußboden, auf holländischen Fließen hätte sie sich getraut, ihre Spur zu entdecken. Der Vogelhändler war keines Weibes Mann noch Vater — sollte er aus der Nähe einer Sirene kommen? Der Mörder ihrer Ruhe war er gewiß.

Papageno fühlte das Bedürfniß einer höheren äußeren Berechtigung seiner Besuche. Er schlug dem Advokaten vor, zum Schein eine Nachtigall von ihm zu kaufen, die er nach einer gewissen Zeit gegen Erlegung von sechs Kronthalern zurückzunehmen bereit und geneigt sei. Der Advokat willigte mit einem Seufzer ein.

Die Nachtigall kam, sang aber nur kurze Zeit Frühling und Frieden in die kranke Seele der Haushälterin. Die verhaßten Besuche verminderten sich keineswegs. Sie sah, daß es auf keine Nachtigall abgesehen war, erblickte ein prächtiges Vogelbauer im Zimmer ihres Herrn, fragte, ob die Nachtigall es beziehen solle und erhielt eine verlegene, verneinende Antwort. Sie ging hinaus in ihr Kämmerlein, weinte und befand sich besser, denn auch Thränen der Bosheit erleichtern gar sehr.

Auch jener Käfig stammte aus einem Traumgesichte des Advokaten. Es sollte die Wohnung des Paradiesvogels sein. O wie wenig fragt ein Traum nach dem, was die Dinge kosten! Einem Traum handelt

man so ungern zuwider, wie einer geliebten Gattin oder gefürchteten Schwiegermutter.

IV.

Der Vogelhändler hatte in Betreff der festzusetzenden Brutzeit des räthselhaften Eies, ein Mittel zwischen der Brutzeit des Zeisigs und des Kernbeißers, ungefähr zwanzig Tage angenommen, eine willkührliche Rechnung! Er hatte, wie wir wissen, dem Advokaten jede heftige Bewegung und beträchtliche Entfernung vom Hause untersagt, welcher Vorschrift unser Held um so mehr nachkam, als er sich wirklich in einer wehmüthigen, mit leichten Fieberanfällen begleiteten Stimmung befand. Er drückte öfters des Vogelhändlers Hand mit sanften Beugungen seiner Stimme und mit der Bitte, „ihn nicht zu verlassen; ihm wäre so noch nie im Leben zu Muthe gewesen, er könne dieses nur aus dem Zustand der Atmosphäre erklären," der der Mensch freilich zu oft zuschreibt, was in seiner Seele vorgeht.

Die Haushälterin ward in dieser Zeit, als sie mit dem kärglichen Frühstück des Advokaten in sein Zimmer trat, von einem so sanften Blick aus seinen grauen buschigen Augen getroffen, daß ein ungewohnter Zauber über sie kam. Sie stand und zögerte. Er fragte mit weicher Stimme, „was sie wolle" — sie faßte und küßte sprachlos seine Hand. — Der Advokat entließ sie mit einer sanften Bewegung seines Ellenbogens. Sie lauschte eine Zeit lang hinter der Thüre, um ihn noch länger zu beobachten. Er schien ihr wahrhaft anziehend, ja unwiderstehlich!

Der Licentiat mußte in eine Sitzung gehen. Mit seinem gewohnten Fleiße arbeitete er einige Stunden, auf einmal wurde eine Unruhe in seinen Zügen sichtbar; er fühlte ein Stechen auf der Brust. „Ich muß sehr um Entschuldigung bitten," lallte er, griff nach Hut und Stock, stürzte hinaus, erreichte sein Haus, — eilte an der Haushälterin vorüber, fand zu seiner Freude den Vogelhändler in seinem Schlafgemach, fiel in einen Sessel; sie schlossen sich ein. —

Das Ei war zum Leben geworden, zu dem armen, nackten, blinden Wurm, der Leben heißt, den wir mit Neugier, Rührung und Ehrfurcht ansehen, wir mögen ihm nun einen Segen zu ertheilen haben oder nicht.

Leben, sei willkommen, du kommst gerade vom Unerforschlichen, du mußt einen Gruß von Ihm an uns mitbringen; o laß dich küssen, Leben, wie rauh auch unser Kuß für dich sein mag. O laß dich auf weichen Daunen betten, Leben, so hart auch unsere Lagerstätten noch für dich sein müssen — o hätten wir Thau, um dich zu nähren — Liebe und Sorge werden dir Nektar und Ambrosia bereiten, so die Natur „Muttermilch" nannte.

Der Vogelhändler lachte und jauchzte in befriedigter Neugier. Der Advokat war sehr angegriffen, seine Gurgel bewegte sich, wie die des jungen, seinen Vatergesang erst ahnenden, erst versuchenden Vogels. — Er mußte recht herzlich weinen, immer wieder weinen. „Es sei gar zu kurios und gewiß nur dummes Zeug" — aber er weinte, lachte und nannte sich, mit einem leisen Backenstreich auf seine braune Wange, „einen alten Narren."

Er hatte sein ganzes Leben hindurch nur Lebloses berührt, nur Acten und Geld, nun regte sich in seiner Hand ein warmes Leben! — Papageno zog aus seiner Tasche ein vorbereitetes Nest. Schnell wurde es mit Wolle aus dem zerrissenen Schlafrock gepolstert und empfing den neuen Lebensgast, der so zitternd eingetreten war. Das zarte Schnäbelchen machte schon die ersten Forderungen an's Leben. — Es öffnete sich nach Futter.

„Das hätte ich wissen sollen," sagte der Vogelhändler, „ich hätte ein hartgekochtes Ei mitgebracht. Wenn wir wenigstens eine Semmel hätten! Sie muß aber nicht von heute sein."

„In dem Küchenschranke," rief der Advokat matt, „ist noch eine halbe Semmel von meinem Frühstück eingeschlossen; sie sollte für morgen dienen."

„Zu frisch, bester Herr Stolter," entgegnete der Vogelhändler.

„Nicht doch," rief der ungeduldig werdende Advokat, „ich esse nie Brod von heute" — So weit ging sein Geiz!

Der Vogelhändler flog hinaus, um der Haushälterin den Schlüssel des Küchenschranks abzufordern. Sie verweigerte aber diesen Schlüssel standhafter, als zu Napoleons Zeiten Magistratspersonen die Schlüssel deutscher Städte verweigerten. „Nur ihrem Herrn werde sie dieses Kleinod überreichen, das sie aus seiner Hand empfing."

Der Advokat, in Scham, Wuth und Angst getaucht, raffte sich aus seiner Ermattung auf, gebot die unmittelbare Oeffnung des Schreins, ergriff mit eigener Hand die Semmel und hörte nicht den Sturm des gekränkten Ehrgefühls der Haushälterin, die Papageno beschwor, ihren guten Herrn nur jetzt nicht zu ärgern.

Die Semmel ward eingeweicht, das Schnäbelchen, noch immer trostlos offen, jammerte indessen fort. Bald bedurfte es einer Feder. Der Advokat besaß seit Jahren keinen frischen Kiel, die alten Stumpfe, deren er sich bediente, fühlten sich nicht zum Aetzen von Vögeln oder Liebesgöttern berufen. Zwanzigjährige Tinte hatte sie überzogen und durchbeizt. Mühsam mußte man sie daher abschaben. Tinte ist ein bitterer Trank, der Alles, was er berührt, am meisten das Menschenherz, durchätzt. Es galt aber, das Vöglein nicht verschmachten zu lassen.

Nach der ersten Nahrung fiel es in Schlaf. Der Advokat wagte kaum aufzutreten, hatte auch kaum die Kraft dazu. Es war Zeit, an sich selbst zu denken. Der Abend war gekommen, der Advokat hatte sein Mittagsmahl vergessen. Stolter fühlte sich nicht wohl, ein leichter Frost kam über ihn. Er legte sich auf sein Lager, der Vogelhändler stellte das Nest auf seinen Nachttisch. Das Vögelein wurde mit dem zartesten Flaum zugedeckt. Papageno schlug vor, ein leichtes Feuer unter dem Nest anzubringen und so die mütterliche Wärme zu ersetzen. Der Advokat, wiederum erfindungsreich, wie ein Knabe, ergriff die Idee, durch ein leichtes Röhrchen von einer Gluthpfanne die Wärme in das Nest zu leiten. Die beiden Greise verwarfen und versuchten, bis die Zeichnung einer Vorrichtung zu Stande kam, über deren Zweck der Blechschläger, dem ihre schnellste Ausführung empfohlen wurde, sich den Kopf zerbrach. Die Berathungen wurden alle Minuten durch neue Forderungen und Bedürfnisse des Vögleins unterbrochen. Der Vogel-

händler wurde zuletzt müde. Er ließ den Advokaten ein leichte Fleischbrühe genießen, und empfahl sich, begegnete auf der Schwelle einem nach der Gesundheit des Advokaten forschenden Bedienten, und erwiederte in der Zerstreutheit: „Der Advokat lasse danken, er und der Vogel befänden sich nach den Umständen recht wohl."

(Beschluß folgt.)

V.

Bücherschau.

Diana. Ein Roman von A. v. Sternberg. Drei Theile. Berlin. Verlag des Berliner Lesekabinets.

Selten ist uns ein Buch vorgekommen, das mit so sichtbarem großen Talent und dennoch mit so mühsamer Zusammensucherei geschrieben ist, das zugleich so modern und so Rococo, so aristokratisch und die Aristokratie verspottend, so frei und dennoch so gebunden ist. Herr von Sternberg hat entschieden eine dichterische Begabung, eine gewisse Grazie der Gedanken und Ausdrucksweise ist ihm eigen, und wo er sich dem Mährchenhaften nähert und der Feenwelt, da ist er originell, anmuthig und ansprechend. Seine Schilderungen sind leicht und gefällig, dabei lebendig, oft sogar feurig. Auch der Leidenschaft weiß er ihre Affecte abzulauschen, und der reinen, zarten Liebe ihr geheimnißvollstes innerstes Wesen. Aber neben allen diesen schönen und herrlichen Eigenschaften besitzt er als Schriftsteller andere, welche die ersteren zunichte machen, und leider nur zu oft das Uebergewicht erhalten. Es fehlt ihm die Kraft, sich zu beschränken, er weiß nicht Maaß und Ziel zu halten, es fehlt ihm die Einigkeit mit sich selber, die Erkenntniß seiner Selbst, seiner Fehler und seiner Schwächen, die dann zur Vermeidung derselben führen würde, — mit einem Wort, es fehlt ihm die feste, unerschütterliche Gesinnung, die Basis und Grundlage, auf welchem dann der kühnste, weitverzweigte Bau sich sicher aufführen ließe. Diese nie wankende, nie zu verrückende Gesinnung, welche zur Darstellung und Anschauung zu bringen, der Zweck aller Poesie und aller Schriftstellerei ist, und welcher alle Poesie nur gewissermaßen eine Huldigung und ein Dankopfer ist, diese fehlt. Herr von Sternberg gehorcht, wenn wir so sagen dürfen, den Einflüsterungen einer launenhaften Muse, die nicht nach Grundsätzen, nach Gesinnungen fragt, sondern stets nur den Eingebungen ihrer augenblicklichen Launen genügt, und auf diese Weise heute das oft lobpreiset, was sie gestern tadelte, und was ihr morgen vielleicht wieder anbetungswürdig er-

scheint. So sind alle Werke Sternbergs immer ein Gemisch der allerverschiedensten, sich einander abstoßenden und negirenden Bestandtheile, und deshalb fehlt ihnen die Nothwendigkeit ihres Daseins, die Einheit ihrer Existenz, die jedem poetischen Werke innewohnen soll, und es nicht als ein Gemachtes, sondern als ein aus der Poesie und der Seele frei herausgewachsenes Untheilbares, Ganzes zur Darstellung bringen und gleichsam als eine Pflanze und Blüthe bezeichnen soll, die entsprossen ist ohne menschliches Zuthun, und von der Poesie gelabt und getränkt in sich selber Kraft und Stärke findend, zur Blüthe ward ohne unser Wissen und Wollen. Jedes poetische Werk soll die reife Frucht eines bestimmten, unumstößlichen Gedankens, einer nimmer schwankenden Gesinnung sein, und als solche wird sie sich dann allgemeine Anerkennung erwerben und Achtung ihres Werths, wenn wir auch immerhin den Gedanken und die Gesinnung nicht theilen und anerkennen wollen. Aber der Verfasser der Diana, des St. Sylvan ꝛc., scheint eben diese Reife seiner Gesinnungen, diese Unerschütterlichkeit seiner Principien noch nicht erlangt zu haben, und dennoch wiederum ganz einig und mit sich selber zufrieden zu sein, und das ist es, woran seine Werke kranken.

Wenden wir uns jetzt von diesen allgemeinen Betrachtungen zu dem vorliegenden Werke, so finden wir darin alle die oben angeführten Mängel und Vorzüge des Verfassers wieder, und darin eine Bestätigung unseres Urtheils über ihn. Dies Buch ist reich an interessanten Schilderungen, an feinen und treffenden Bemerkungen, an witzigen Einfällen, der Styl ist im Ganzen anmuthig und lobenswerth, wenn auch hie und da von einer großen Nachlässigkeit und Nonchalance. Zuweilen ist die Darstellung wirklich poetisch, dann aber erscheint der Stoff wieder mühsam aus allen Ecken und Enden zusammengesucht, und man erschrickt dann förmlich, welche verschiedene Bestandtheile hier zusammengerafft werden, um einen langen, dreibändigen Roman daraus zu formen. Das Buch würde, in zwei Bänden zusammengezogen, entschieden gewinnen, alle die ermattenden Längen, die unnöthigen Einschiebsel würden dann wegfallen und als schädliche Auswüchse gar nicht vermißt werden, sondern es würde nur dazu dienen, den eigentlichen Kern desto klarer hervorblicken zu lassen. Solch ein unnöthiger Auswuchs ist z. B. der frömmelnde Graf Bonifaz, und die Conventikelscene, der es außerdem auch an innerer Lebendigkeit gebricht. Dieser Bonifaz ist eine ganz vereinzelte, durchaus überflüssige Figur, ohne allen Einfluß, ohne alles Eingreifen in die Handlung und das Räderwerk des Romans, es ist Einer, den man ganz gelassen zur Thür des Buches hinauswerfen kann, ohne daß dies nur die kleinste Sensation, die kleinste Veränderung hervorbringen könnte. Höchstens hätte dann der Herr Minister sich seine Reise nach Königsberg sparen können, was auch sein Gutes gehabt, denn dieser Minister, als noch im Staatsdienst befindlicher preußischer Minister, ist eine etwas fabelhafte Person, und vergebens suchen wir unter den Ministern nach einem Repräsentanten dieser Figur. Und dennoch ist dies Suchen gerechtfertigt, da der Roman in der allerneuesten Zeit spielt, und man wohl annehmen darf,

daß, wenn man eine Person aus einem Stande anführt, der nur von einer bestimmten Anzahl von Männern repräsentirt wird, eben eine bestimmte Person gemeint sein muß, wenn nicht das Ganze sich in das Unwahrscheinliche und Unstatthafte verlieren soll. Ueberhaupt herrscht eine etwas zu weit getriebene Nachlässigkeit in einzelnen Daten und Schilderungen, und der letzte Theil des Romans spielt schon in einer Zeit, die wir noch nicht erreicht haben; das Buch beginnt nämlich, nach seiner eigenen Angabe, im Jahre 183., wollen wir annehmen, daß es das Jahr 1830 war, — dann wird ein Zeitraum von 8 Jahren übersprungen, also 1838, dann zieht sich die Erzählung ungefähr durch den Zeitraum eines Jahres hindurch, und dann werden abermals fünf Jahre übersprungen, so daß, bei der mäßigsten Berechnung, doch die letzten Begebenheiten in das Jahr 1844 fallen. Aus diesem Umstande können wir uns nun auch manche Angaben, die uns früher als unbegründet erschienen, erklären, so z. B. das furchtbare lebhafte Wogen und Treiben auf den Straßen Berlins, wovon zur Zeit noch keine Spur zu sehen ist, ferner blickt die Victoria des Brandenburger Thors auf das stolze Standbild Friedrichs des Großen, das am Schluß der Linden steht, hin, von welchem Standbilde jetzt, am Schlusse des Jahres 1842 noch nichts weiter als die Umzäunung fertig ist. So wird es also wohl im Jahre 44 in Berlin sein, und wir können dagegen nicht streiten. Ueberhaupt sei es uns erlaubt zu bezweifeln, daß in unserer nüchternen, gründlichen polizeiwachen Zeit noch solche romantische und abentheuerliche Begebenheiten vorfallen können. Um hundert Jahre zurück datirt, würde das Ganze an Wahrscheinlichkeit gewinnen, und Alles, was uns jetzt als übertrieben erscheint, würde dann an seiner Stelle sein. Es bedürfte zu dieser Umänderung nur, daß in der zweiten Zeile des ersten Bandes statt der Jahreszahl 183., die Zahl 173. gesetzt würde, und Alles wäre gethan, nichts brauchte umgeändert zu werden, denn es fehlt dem Roman der innere Zusammenhang mit der Gegenwart, die unauflösliche Verknüpfung mit unserer Zeit, die Begebenheiten, die Charaktere selbst schweben mehr in der Luft, als daß sie in der Gegenwart basirt wären, und es dünkt uns vollkommen unwahrscheinlich, daß in heutiger Zeit ein General seinen Sohn im Zorn erschießen könnte, ohne daß irgend Jemand eine Ahndung davon haben könnte, — guter Gott, wo bleibt denn die Polizei? Eben so unwahrscheinlich dünkt es uns, daß es in unsern Tagen möglich, ein hochgräfliches Kind zu verstoßen und verschwinden zu lassen, und dann ein anderes, eines Falschmünzers Tochter, statt dessen unterzuschieben, die dann sofort von einem Berliner Banquier als Gräfin aufgenommen und unterstützt wird. Unsere Berliner Banquiers sind nicht so vertrauensvoll, daß, wenn ein in Lumpen gehülltes Kind ihnen einen Brief bringt, selbst wenn darin steht, daß Ueberbringerin eine Gräfin sei, sie nicht argwöhnisch forschen sollten, ob die in Lumpen gehüllte Ueberbringerin wirklich eine Gräfin.

Nachdem wir also das Tadelnswerthe dieses Romans gerügt haben, wollen wir aber keineswegs dessen Vorzüge und Schönheiten übergehen, vielmehr mit Bereit-

willigkeit und Freude dieſelben anerkennen. So ſind die Charaktere der beiden Mädchen, Diana und Judith, vortrefflich gezeichnet, und namentlich die letztere ein geiſtvolles, lebensſprühendes Bild, voll Thatkraft und Energie, in ihrer Auffaſſung und Durchführung ungleich intereſſanter und origineller, als die mehr leidende, duldende Diana, die aber in ihrer ſanften Anmuth und Lieblichkeit auch unſere ganze Theilnahme in Anſpruch nimmt. Dieſe Judith, „die Tochter des Verbrechers", welche der ächten Diana den Brief ſtiehlt, der ſie bei dem Banquier als Gräfin legitimiren ſoll, iſt der eigentliche Mittelpunkt des Ganzen, und dadurch, daß es ihr gelingt, wirklich als Gräfin an- und aufgenommen zu werden, iſt ſie die Urſache aller derjenigen Intriguen und Verwickelungen, welche uns bei der lebendigen Darſtellungsgabe des Verfaſſers, die drei Bände hindurch wirklich feſſeln. Es iſt eine heroiſche, großartige Natur, die Energie genug hat, ſelbſt ein Verbrechen zu begehen, wo es gilt, ihren Zweck zu erreichen. Schön iſt ihr Seelenzuſtand geſchildert, dies Schweben zwiſchen Furcht vor Entdeckung und Behagen in der neuen glänzenden Lage, und Simeon, der Vertraute und Mitgenoſſe ihrer Kindheit, erſcheint gleichſam als ihr verkörpertes Gewiſſen, ſie immer, wenn ſie im Begriff, ſich „einzuwiegen in ſüße Sicherheit," aufſtörend aus ihrer Ruhe und ihrem Frieden. Meiſterhaft iſt die Schilderung des ariſtokratiſchen Hauſes der Fürſtin, zu welcher Judith als Gräfin Diana nach vollendeter Erziehung kommt, um unter deren Augen eine Zeit der Prüfung ihres Benehmens zu beſtehen. Und hier ſtellt ſich nun wieder das Schwankende, Unbeſtimmte, das wir oben an dem Verfaſſer gerügt, heraus. Er iſt vorzugsweiſe ein ariſtokratiſcher Schriftſteller, und gerade da am meiſten an ſeiner Stelle, wo es gilt, ariſtokratiſche Lebens- und Denkweiſe zu ſchildern, hier ſehen wir ihn im vollſten Behagen, in vollſter Selbſtbefriedigung, und doch, während er ſtets geneigt iſt, die Vorzüge der Ariſtokratie und des ariſtokratiſchen Blutes hervorzuheben, ironiſirt er zu gleicher Zeit dieſe vermeintlichen Vorzüge, und die Fürſtin Slamm-Sellwich Windenhorſt, welche Judith, die vermeintliche Gräfin Diana, prüfen will, bekennt endlich laut von dieſer „Tochter des Verbrechers", daß ſie die ächte Gräfin ſei. Denn: „Unmöglich konnte es einer Bürgerlichen gelingen, gewiſſe Ausdrucks- und Gebehrdenweiſen ſo täuſchend nachzuahmen, daß ſie die Coterie für ächt hielt. Der Schimmer der Ariſtokratie war, wie der grünliche Duft auf der antiken Bronze, ein ſo geheimnißvolles Etwas, das keine moderne Kunſt nachzumachen im Stande war." Und dieſe Ariſtokratin erkennt die Tochter eines gemeinen Verbrechers an dieſen untrüglichen Zeichen ariſtokratiſcher Abkunft als ihre Nichte, Gräfin Diana, während die eigentliche Gräfin Diana, von Niemand als ſolche erkannt, bei Frau Sempel in Berlin vor dem Halliſchen Thore als Schenkmädchen lebt, und freilich wegen ihrer Schönheit allerlei Anfechtungen und Verfolgungen zu beſtehen hat. Die Nachſtellungen einiger Offiziere und Beamten treiben ſie von ihrer braven Pflegemutter Frau Sempel fort, in die Welt, und ſie ſucht ein Unterkommen als Kammerjungfer. Als ſolche kommt ſie dann zuerſt

in die Dienſte einer Gräfin, die „unter den Linden" in Berlin wohnt. Wir heben dieſen Umſtand hervor, weil wir wohl getroſten Muthes in jedes Haus „unter den Linden", ja ganz Berlins überhaupt eintreten könnten, ohne ſolchen Verhältniſſen zu begegnen, wie dies der armen Diana geſchieht. Dieſe Gräfin nämlich, deren Dienerin Diana wird, hat eine ſehr zahlreiche Dienerſchaft, da giebt es Mohren, Lakeien, Haushofmeiſter, Ober- und Unterköche, Kammerfrauen, Kammerjungfern ꝛc., und dieſe Alle ſind aus dem Tollhauſe entlaſſene Verrückte, unſchädliche Wahnſinnige, die Alle thun, was ſie ſollen, nur bei beſtimmten Ideen und Gedankengängen ihre Verrücktheit offenbaren! Die gute Gräfin iſt nämlich ſo blaſirt, daß ſie Dianen ſagt: „was Andere erſchreckt und unbehaglich berührt, hat für mich einen eignen Reiz. Das Leben ennuyirt mich. Ich höre immer dieſelben Geſpräche, dieſelben vernünftigen Worte um mich her ertönen. Ich ſehe alle Welt ſo handeln, wie man es von aller Welt erwartet. Deſſen bin ich müde. Der Wahnſinn iſt etwas ſtets Neues, Friſches, noch nie Dageweſenes. Denn man kann nicht zwei Verrückte finden, die ſich vollkommen gleichen, da man doch Millionen Vernünftige findet, die zum Ekel einander ähnlich ſind."

Wir verdenken es der armen Diana nicht, wenn ſie dieſem Hauſe entflieht, und ſtatt deſſen Geſellſchaftsdame der Schauſpielerin Fräulein Herrmann wird. Hier begegnen wir an einem Abende einer Theegeſellſchaft, die gelungene Portraits der Berliner Geſellſchaft enthält. Unter andern treffen wir dort „eine kleine alte Dame mit einem confuſen, etwas ſaloppen Coſtüm, die ſich in der Ecke eines Sopha's zuſammenknäulte und von dort aus Jedermann Impertinenzen ſagte, die für Genialitäten gelten ſollten." Dieſe kleine Geniale erzählt denn, wie ſie einſt als Jokei „zum Küſſen ſchön geweſen" ꝛc., da aber Niemand an ihren Erzählungen Behagen findet, rannte das alte Kind wüthend von dannen. — Es würde zu weit führen, der armen Diana auf allen Schritten und Wegen zu folgen, genug, daß ſie endlich auf Anſtiften eines vom Miniſter in Sold genommenen Böſewichts, des Advokaten Lohmeyer, in die Stadtvogtei kommt, als frühere Falſchmünzerin angeklagt. Vergeſſen dürfen wir nicht, daß Diana auch auf kurze Zeit Kammermädchen des Fräuleins Zobel war, einer Dichterin, die mit liebenswürdigem Humor gezeichnet iſt, ein liebes, naives, zutrauensvolles und in höheren Regionen ſchwebendes Geſchöpf, die aber als Repräſentantin der in unſerer Zeit eine nicht unbedeutende Stelle in der Literatur einnehmenden Dichterinnen nicht gelten kann.

Alſo durch die Intriguen eines 1839 oder 40 am Staatsruder befindlichen Miniſters iſt die unſchuldige Diana eines Verbrechens angeklagt und verhaftet! Wahrlich kein Lob unſerer Miniſter, unter denen uns die Wahl bleibt, ihn zu ſuchen. Aber es ſcheint ein Unterrichtsminiſter zu ſein, denn er läßt Bücher ſchreiben zum Wohle der Menſchheit. „Ich will Ihnen (ſagt er zu ſeinem Arzt) ein Buch leihen, das ein franzöſiſcher Gelehrter auf meine Veranlaſſung geſchrieben hat, und zu welchem ich

ihm die Daten gegeben. Es betitelt sich: „Die Kreuzung der Raçen", die Bürgerlichen haben vor uns die bessern Leiber voraus, sie halten länger aus, sie können besser und anhaltender schreien, weil sie bessere Lungen haben, ihre ungeschwächten Nerven halten riesenmäßige Nachtarbeiten aus, ihre Galle ist compacter und wird nicht vom Schatten einer Fliege aufgeregt. Wir kommen mit unsern halben u. Viertelnerven gegen diese Schreier nicht auf, unser Geist opponirt, allein die Organe versagen ihren Dienst. Also vor allen Dingen gute Leiber gewonnen, gesundes Blut, und alle Constitutionen sind unnütz. Aber von wo bekommen wir diese gesunden Leiber? Offenbar von einem Volke, dessen Weiber noch keine Journale lesen und keine Romane schreiben, die es dagegen verstehen, Kinder zu säugen und ihnen jenes kostbare Blut in die Adern zu gießen, das der Vollbringer großer Entschlüsse und heldenkräftiger Ideen werden kann."

„Also ein Trupp Weiber aus Georgien!" bemerkte der Arzt.

„Nehme ich mit offenen Armen auf", ergänzte der Minister, „und erlasse ihnen willig die Adelprobe. Nach zwanzig Jahren sollten Sie sehen, wie wir dann auftreten würden."

Da haben wir das Glaubensbekenntniß eines preußischen Ministers des Unterrichts und der Medicinalangelegenheiten, wie er solches 1839 oder 40 in Berlin abgelegt hat. In jenen Jahren aber bekleidete Herr von Altenstein diese Stelle, und wir bezweifeln, daß er diese Ideen zur Wiederaufhülfe des Adels als die seinen anerkennen möchte. Einer der hervorragendsten Charaktere ist der alte General, eine wahrhaft großartige imposante Erscheinung, adelstolz bis zum Extrem, aber von jenem Stolz, der da meint, die Aristokratie müsse zugleich auch durch innern Adel sich als Adel bewähren, dabei ist er ein wahrhaft mittelalterlicher Zwingherr seiner Unterthanen und Bauern, und von einem Despotismus, der schwerlich in unserer Zeit bestehen könnte. Dieser General erschießt seinen Sohn, weil er ein bürgerliches Mädchen heirathen will, und es ist schön und sinnig, daß er gerade durch ein Mädchen aus der Hefe des Volkes hierfür gestraft wird. Judith ist eine Zeugin jenes Mordes gewesen, und in der Stunde, wo sie, im Begriff mit ihrem gräflichen Verlobten, dem Neffen des Generals, zum Altar treten will, hat ihr Jugendgenosse Simeon dem General ihre Herkunft offenbart, und sie wird zu diesem gerufen, sich zu rechtfertigen. Da heißt Judith entschlossen sich Alle entfernen, und mit dem General allein gelassen, bekennt sie ihm unerschrocken, daß sie die Tochter des Verbrechers sei, daß sie aber dennoch von dem General fordere und ihm befehle, sie als seine Enkelin anzuerkennen. Und als dieser zitternd vor Wuth seine Knechte rufen will, sie vom Schloßhof zu treiben, schließt sie entschlossen die Thüre ab und ruft: „Mörder! Du nennst mich Deine Tochter, oder zittere vor Deiner Angeberin!" — Dann berichtet sie ihm, wie sie Zeugin jenes Mordes gewesen, und der alte General sinkt wie zerbrochen zusammen, um den Preis ihres Schweigens sich entschließend, sie als seine Enkelin anzuerkennen, und Judith geht triumphirend hinauf zur Trauung. Aber an diesem furchtbaren Schlage zerbricht

die Kraft des alten Recken, und verzweifelnd geſteht er ſich, daß er, der ſo ſehr auf den unverfälſchten inneren und äußeren Adel gehalten, „nun ſelber die Unehre und Schande in ſein Haus genommen.“ Dies klagt er, vor jenem Gewehr ſtehend, mit dem er ſeinen Sohn erſchoſſen, und leider macht hier die Verwechſelung der Participien eine tragiſche Scene faſt zu einer komiſchen. Der alte General nämlich ſagt pathetiſch: Du biſt gerochen, dunkler Schatten! Mit dieſer Waffe trat ich Dir entgegen, und dieſelbe Waffe hat die Vergeltung heute gegen mich angelegt. Ach, ich bin tödtlich getroffen. Ich habe den Namen meiner Väter geſchändet. Du biſt gerochen, dunkler Schatten!“ Ein gerochener Schatten, wie unäſthetiſch und proſaiſch! Denn gerochen zu werden, iſt gewiß weniger poetiſch, als gerächt zu werden! —

Unter den vielen Nebenperſonen bemerken wir noch Blanche von Sanneterre, die ſchöne Franzöſin mit ihrem Liebling, die ätheriſche Poppäa. Freilich ſind es ein paar ganz überflüſſige, nur ſo hinein geſtreute Erſcheinungen, denen man es aber zugeſtehen muß, daß ſie mit Lebhaftigkeit und Geſchick geſchildert und auch nicht ohne Originalität ſind. Die zarte ätheriſche, ſtets lebende Bilder, Genien, Göttinnen, Schutzgeiſter, Muſen oder Grazien darſtellende Poppäa, ohne irgend ſonſt zu ſprechen oder zu handeln, mit ihrer blaſſen durchſichtigen Schönheit, iſt eine ganz neue, vielleicht noch nicht dageweſene Figur, aber ein unausſtehliches Geſchöpf. Frau Sempel, Dianens Pflegemutter, und Candidat Weinhold, ihr Lehrer, ſind liebe Geſtalten, wie der geizige Advokat Lohmeyer ein lebendig gezeichneter Taugenichts, der etwas zu ſehr an den Advokaten Ralph in Nicolaus Nickelbye von Voz erinnert, auch die kleine Dichterin Zobel hat große Portraitähnlichkeit mit der dort vorkommenden Malerin. — Den weitern Verlauf des Romans zu verfolgen, zu ſehen, wie endlich die Guten belohnt und die Böſen beſtraft werden, das überlaſſen wir den Leſern, ihnen verſprechend, daß ſie jedenfalls an der „Diana“ des Herrn von Sternberg eine ſpannende, intereſſante Lectüre finden werden, die allen Anforderungen augenblicklicher Leſeluſt entſpricht. — Die Ausſtattung iſt elegant und angemeſſen.

VI.

Vermiſchte Nachrichten.

*** Aus Wien.

(Dr. Schauffler und die Altlutheriſchen in Wien.)

Der Geiſt des amerikaniſchen Miſſionsweſens ſpukt jetzt auch in der Kaiſerſtadt, wo er mit dem Wiener blauen Montag rang, wie Jakob mit dem Engel gerungen. Der Erzvater verrenkte ſich bekanntlich bei dieſem Kampfe die Hüfte und empfing von ſeiner Widerpart den Segen. Jakob, zur Ehre jenes Ringens Iſrael geheißen, hinkte zwar von jetzt an durch die heilige Geſchichte, gewann aber dadurch an Bedeutung. War doch das Hinken hier ein Zeichen Gottes. Dem amerikaniſchen Miſſionsgeiſte, der ſich im Kampfe mit dem Wiener blauen Montage auch die Hüfte verrenkte, blühte kein Segen. Der Arme konnte ſich keinen neuen Namen erringen, er blieb was er war, ein harmloſer Philiſter, für den aber die Wiener Polizei, die noch zur Stunde kein goldnes Buch hat, in ihren Geſchlechtsregiſtern ein neues Folium anlegte. So hinkt er denn dem tauſendjährigen Reiche entgegen und läuft noch Gefahr, vom Rationalismus als diable boiteux aufgebracht, und dem Würtemberger Strauß zur Verwahrung anvertraut zu werden. Bei dem Wiener Strauß würde er ſich beſſer ſtehen, denn der berühmte Walzercomponiſt könnte ihn mittelſt ſeiner Geige in die Ekſtaſe des St. Veitstanzes verſetzen und ſo das Hinken von ihm nehmen. Der amerikaniſche Miſſionsgeiſt, der ganz zu vergeſſen ſcheint, daß David mit aller Macht vor der Bundeslade tanzte, der mit Cicero in der bekannten Rede für den König Dejotarus ſpricht: Nemo fere saltat sobrius, nisi forte insanit, iſt ein entſchiedener Antagoniſt des Tanzes. Er conſpirirte gegen den Straußiſchen Walzer, deſſen Legitimität jetzt allgemein anerkannt iſt; der in St. Petersburg die Stelle der verdächtigen Polonaiſe vertritt und am Hofe zu St. James die Anglaiſe verdrängte; der den Contretanze, der an die Oppoſition erinnert, aus den Tuilerien

fegte und in das Serail des Großherrn verpflanzt, der orientalischen Frage unter die Arme griff, und provocirte dadurch den Wiener blauen Montag, der den Bedrohten zum Gefährten wählte.

Dr. Schauffler, ein geborner Würtemberger, der als Tischlergeselle von Odessa aus, wohin sich sein Vater übersiedelte, nach Konstantinopel kam, sich hier mit der amerikanischen Mission in Berührung setzte und bald darauf nach den Vereinigten Staaten ging, um am Ohio theologische Studien zu machen, lebt seit drei Jahren in Wien. Er trinkt weder Wein noch Bier, stillt seinen Durst mit Wasser und Thee und führt mit seiner Familie das allernüchternste Leben. Die Bewohner der Kaiserstadt, die mit übernüchternen Leuten nicht gern verkehren, fingen bald das Treiben des evangelischen Sendboten zu verdächtigen an. Es stiegen Küch- und Kellerbesorgnisse in ihnen auf; sie fürchteten die Stiftung eines Mäßigkeitsvereins, argwöhnten in dem ehrlichen Schwaben einen verkappten Pater Mathew, der dem irländischen Kartoffelschmause das österreichische Indigenat zu verschaffen beabsichtige und brachen in Verwünschungen gegen den Theetotalismus aus, den sie hochverrätherischer Absichten gegen den Wiener Fasching beschuldigten. Die hiesigen Protestanten, die als geheime Carnevalsdiener katholische Magen haben, machten Partei gegen Schauffler, und der Superintendent Pauer, der Vorstand der lutherischen Gemeinde, dem man hinterbrachte, daß der amerikanische Missionair vor der Servirung des Thees zu beten pflege, sah darin eine Beeinträchtigung des Abendmahles. In der Befürchtung, daß die Theekanne dem Kelche den Rang ablaufen und eine nagelneue Art der Agape constituiren könne, schickte er sich zu einer Kanzelphilippica an, welche die bekannte Berliner Amazonenpredigt durch evangelische Kernflüche überbieten sollte. Pauer, der seiner Gemeinde nur kalte Küche auftischt, fühlte beim Niederschreiben seiner Predigt, der er durch das Kehricht der Prophetenschule zu Rama den haut goût der Controversreden zu geben suchte, daß er auch mit warmen Speisen andienen könne. Unter dem Segen des Wiener Faschings legte er sich, nach glücklich vollbrachter Arbeit, schlafen. In der Nacht kam ein Gesicht über den geistlichen Herrn, das ihm viel zu schaffen machte. Wie der Prophet Jona nach Gottes Willen drei Tage und drei Nächte in dem Leibe des Haifisches verbringen mußte, so verbrachte der Wiener Superintendent im Traume die gleiche Zeit im Bauche einer mächtigen Theekanne. Wie Jona im Leibe des Fisches zu dem Herrn betete, so schrie auch Pauer im Bauche der Theekanne gewaltig zu seinem Gotte. Der Prophet wurde auf Befehl Jehova's von dem Haien an's Land gespieen; den Wiener Superintendent goß Frau Judson*), die im Dienste der amerikanischen Mission im Birmanenreich

*) Die wichtigsten Lebensschicksale dieser merkwürdigen Frau, die in englischer Sprache erschienen und darauf in's Französische und Deutsche übertragen wurden, gehören zu den Lieblingsbüchern der Pietisten.

eine Rolle spielte, in das Taufbecken des lutherischen Bethauses der Kaiserstadt. Jona's Gebet ist uns erhalten worden; Pauer's Seufzer zu dem Herrn gingen für die christliche Welt verloren. Der Wiener Superintendent dachte, durch das Gesicht gewarnt, nicht weiter an seine Theepredigt, freute sich aber in aller Stille, als er hörte, daß die Polizei der Kaiserstadt, muthmaßlich auf Veranlassung des Erzbischofs Milde, in die fromme Versammlung, die sonntäglich in der Schauffler'schen Wohnung (Alservorstadt, Schlösselgasse Nr. 319) statt hatte, eingebrochen sey.

Seit der Ferdinand'schen Zwangsepoche bestand in Wien ein in das tiefste Geheimniß verhüllter Verein von Protestanten, der sich von Zeit zu Zeit versammelte und durch Gebet und Bibellesen gegen den äußern Druck innerlich zu erheben suchte. Diese kleine Congregation, für die es keiner Regel, keiner Statuten bedurfte, deren Geschichte rein traditionell ist, setzte auch unter der Regierung des herrlichen Josephs II., der es ihr wahrlich nicht verargt haben würde, wenn sie den Kryptenstyl abgelegt und sich in's Licht gestellt hätte, ihr bescheidenes Stillleben fort. Als Dr. Schauffler vor drei Jahren in Wien eintraf, gruppirten sich die lutherischen Altgläubigen, die jenen Verein bildeten, um ihn, und empfingen aus seinem Munde Belehrungen, die, mit einer tüchtigen Dosis ächt orientalischer Sprachstudien gewürzt, mit gründlichen, dem Fassungsvermögen der Zuhörerschaft anpassenden archäologischen Bemerkungen verbrämt, keine Pfingstlichkeiten erzeugten, die sich aber alle fein bescheiden in den vier Wänden des Hauses hielten, die sie dabei so sanft und leise beschrieen, daß durch diese christliche Lungenprobe kein Nachbar im Schlafe gestört wurde. Die Polizei der Kaiserstadt, von der man nicht sagen kann, daß sie sich plumperartig in Dinge mische, die nicht ihres Amtes sind, nahm darum von jenen Andachtsübungen keine Notiz. Erst als der Wiener Erzbischof, dem es bei seiner Ultraorthodoxie nicht gleichgültig sein konnte, daß der Wolf des Protestantismus in seine Heerde einfiel und ihm acht bis zehn Schafe davon trug, dem die Befürchtung vor weitern Conversionen das Blut in's Gesicht trieb, das Anathem gegen den amerikanischen Missionär schleuderte, schritt die Wiener Polizei ein, benahm sich aber dabei mit einer lobenswerthen Discretion. Schauffler hat durchaus keine Ursache, sich über sie zu beklagen. Daß man sich seiner Correspondenz versicherte, kann der Polizei eines rein monarchischen Staates nicht zum besondern Vorwurfe gereichen. Dinge dieser Art sind in Deutschland, wo leider das Briefsiegel noch nicht zu den Sacramenten gehört, nichts Neues. Wenn man neben einer Reihe von Traktätchen und protestantischen Erbauungsschriften, die man aus den Wohnungen der Schauffler'schen Zuhörer als Corpus delicti abführte, auch die Luther'sche Bibelübersetzung als verdächtig mit davon trug, so war dieß eine Einfältigkeit der Unterbeamten, die wir nicht auf Rechnung der Polizeioberdirection schreiben wollen.

Weder Schauffler noch seine frommen Freunde haben sich übrigens an den hier einschlagenden österreichischen Gesetzen verg[illegible]ndigt. Die Kriterien einer geheimen

und darum ſtrafwürdigen Geſellſchaft paſſen nicht auf die guten Leutchen. Ihre Statuten ſind das Evangelium, das man auch in Wien nicht für vogelfrei erklären wird. Kann und darf es die Polizei nicht verhindern, wenn zwanzig bis dreißig Perſonen in einem unverdächtigen Hauſe zuſammenkommen und einen mit dem transeat verſehenen Paul de Kock- oder Balzacſchen Romane vorleſen und mit Gloſſen begleiten zu hören, ſo kann und darf ſie es auch nicht wehren, wenn ſich drei bis vier Dutzend altgläubige Proteſtanten vereinigen, um ſich ein Kapitel aus der Lutherſchen Bibelverdeutſchung, der man das admittitur nicht wieder nehmen kann, vorleſen und erklären zu laſſen. Aus den Paul de Kock- und Balzacſchen Romanen läßt ſich, wenn man ſie durch die Retorte jagt, im Fall der Noth, ein Emeutchen gewinnen, das ſich freilich mit einer Schwadron ungariſcher Huſaren niederreiten läßt, das aber bei dem Allen nach dem Pariſer Barrikadenruhme die Hände ausſtreckt; die Lutherſche Bibelverdeutſchung, die bei dem Evangeliſchen: Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat, den Mund ſehr voll nimmt, ſchlägt alle Emeuten nieder. Von einer Beſtrafung kann darum hier nicht die Rede ſein; allein es fragt ſich: ob man den lutheriſchen Altgläubigen, die ſich keineswegs von ihrer Kirche trennten, die ſie vielmehr für ſich im Style Meiſter Martins neu ausbauen, wehren werde, ſich ferner ſtatutenlos, ohne eine eigentliche Geſellſchaft zu bilden, verſammeln und ſich mit Leſen der Bibel und altlutheriſcher Erbauungsſchriften unterhalten zu dürfen. Auf das Reſultat der deshalb direct Sr. apoſtoliſchen Majeſtät übergebenen Petition iſt man ſehr geſpannt. Man rechnet dabei auf die Verwendung der Erzherzogin Maria Dorothea, der Gemahlin des Erzherzogs Joſeph, Palatins von Ungarn, Tochter des Herzogs Ludwig von Würtemberg. Maria Dorothea ließ ſich bei ihrem letzten Hierſein durch den Dr. Schauffler, der viel bei ihr gilt, die Notabilitäten der Wiener Altlutheraner, ehrlichen Bürgersamen, Drechsler und Handſchuhmacher vorſtellen, und ſagte den guten Leuten viel Herzliches und Tröſtliches. Mehr konnte ſie aber nicht thun. Wenn ſich Colowrat, der liberalſte Miniſter, den Oeſterreich hat, eine Excellenz ohne Furcht und Tadel, die den Pfaffen dreist in's Geſicht ſchaut, der Sache nicht annimmt, ſo müſſen die Wiener Pietiſten, die harmloſeſten die ich kenne, mit ihrer beſcheidenen Andacht das Weite ſuchen.

Schauffler, der Jahre lang zu den Füßen de Sacy's geſeſſen, ein tüchtiger Orientaliſt, der von Konſtantinopel aus die Bekehrung der morgenländiſchen Iſraeliten betreibt, hat das ganze alte Teſtament, in das Jargon der orientaliſchen Juden überſetzt, in Wien drucken laſſen. Dieſem Rothwelſch, einem Gemiſch von ſpaniſchen, mauriſchen, italiäniſchen und türkiſchen Ausdrücken, iſt der Grundtext beigegeben. So kann ſich der Saame Abrahams überzeugen, daß es bei der Uebertragung der heiligen Bücher ehrlich zuging. Die aus Spanien vertriebenen Juden, welche ihr Idiom, das in der ſtolzen caſtilianiſchen Gewandung etwas Hohenprieſter-

liches an ſich haben mochte, nicht aufgeben wollten, um ſo weniger, als ſie ein tiefgelehrter Rabbi verſicherte, daß man im Himmel neben dem Hebräiſchen, als der Hofſprache des Herrgottes, nur ſpaniſch rede, begründeten jenes Kauderwelſch, das Jahrhunderte vorhaltend, Gemeingut aller orientaliſchen Juden wurde. Die Schaufflerſche Ueberſetzung iſt mit hebräiſchen Lettern gedruckt. Der Text des Originals iſt noch nie ſo correct erſchienen. Dieſes Zeugniß gab dem amerikaniſchen Miſſionär ein hieſiger gelehrter Iſraelit, auf deſſen Veranlaſſung von den fünf Büchern Moſis ein beſonderer Abdruck gemacht wurde. Die Koſten jener Uebertragung des alten Teſtaments in das erwähnte Rothwelſch belaufen ſich gegen 26,000 G. C.-M. Wäre dieſe namhafte Summe nicht beſſer anzulegen geweſen? Wie wenn man dafür Swift's tale of the tub als Polyglotte behandelt, in alle Welt verſandt, und ſo die Menſchheit Duldung gelehrt hätte. Das Tonnenmährchen des Dechanten von St. Patrick iſt wahrhaft apoſtoliſch. Es ſteht in meiner Bibliothek dicht neben dem Evangelium.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

VII.

Tagebuch aus Weilbach.

Von

Berthold Auerbach.

(Zweiter Artikel.)

Ich ſprach einen jungen proteſtantiſchen Theologen. David Strauß bildete bald den Mittelpunkt des Geſprächs. Der junge, wiſſenſchaftlich gebildete Mann bedauerte auch von Herzen, daß Strauß eine Sängerin geheirathet, ſein Einfluß auf die Geiſtlichkeit ſei dadurch aufgehoben. In unſern Tagen der Oeffentlichkeit darf ſich Niemand wundern, ſelbſt ſeine häuslichen und perſönlichen Angelegenheiten in die Oeffentlichkeit gezogen zu ſehen, und gerade weil uns die rückhaltloſe Beſprechung allgemeiner Zuſtände abgeſchnitten iſt, wird dieſe um ſo mehr auf Perſönlichkeiten angewendet. Die öffentlichen Blätter haben theils in referirender, theils in mißbilligender Weiſe die Heirath Straußens beſprochen, und man konnte hierbei einen Rückſchritt unſerer Zeit bemerken; die alten Ständeunterſchiede ſind meiſt gefallen, dennoch erſteht das Vorurtheil gegen dramatiſche Künſtler wieder von Neuem. Allerdings wird Strauß bei dem jetzigen Stande der Anſichten ſich fortan mit größerem Erfolge an das gebildete Publicum, als an die im Herkommen verrotteten Geiſtlichen wenden, dazu führte ihn aber ſchon der nothwendige Gang ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit und ſeines Schickſals; die neue Gemeinde, die ſich bilden wird, hat keine Laien mehr als

die Denkfaulen. Das gebildete und denkende Publicum muß aber auf den historischen Vorgang Lessing's hingewiesen werden, der auch in der angegebenen Beziehung eine Parallele zu Strauß liefert; Lessing hat die Schauspielerin König geheirathet; war sein Einfluß und seine Bedeutung in religiösen Dingen darum in irgend einer Weise geringer? Ich erinnere mich nicht, daß es je einer der heftigsten Zeloten des vorigen Jahrhunderts gewagt hat, ihm nur die leiseste Bemerkung darüber zu machen, und die sociale Stellung der dramatischen Künstler war doch im vorigen Jahrhunderte eine ganz andere als in unseren Tagen. Historische Parallelen belehren uns über den Vor- und Rückschritt unserer Zeit.

Der Gestrenge ist bisweilen mild und zutraulich; er ist oft durch eigenes Unwohlsein und Sorge um Andere verstimmt. Man sollte in der Beurtheilung Anderer sich stets die unsichtbaren Bedrückungen und Quetschungen des Seelenlebens vergegenwärtigen, bei denen es nicht möglich ist, freundlichen Antlitzes Anderen entgegen zu kommen, oder auch ihr Entgegenkommen freundlich aufzunehmen; man ist gar leicht ungerecht, weil man nicht weiß, welche verborgenen Zuckungen eine Seele durchzittern, zu denen nur die vertrauteste Mittheilung den Schlüssel geben kann. So viel aber sehe ich doch, jenes friedfertige aus der Selbstbestimmung hervorgehende Wohlwollen wohnt nicht in dem Gestrengen; mir ist es oft, als wäre er Examinator oder Schulregent, er sagt oft zu gemachten Bemerkungen: „richtig", „ganz richtig." Ueberhaupt fehlen uns im Deutschen bei unserer wenig ausgebildeten Unterhaltungssprache jene ausgeprägten freundlichen Zwischenphrasen, wie die Franzosen in ihrem c'est vrai ꝛc. haben; in der Behandlung des dramatischen Dialogs stellt sich dieser Mangel noch schärfer heraus, wir müssen, wenn wir nicht eine Neben- oder Mißdeutung gefährden wollen, uns mit einem bloßen Kopfnicken behelfen; unser „ja wohl, freilich, gewiß" paßt nur in wenigen Fällen.

Die hiesigen Bauern können mit dem Sie umgehen. Ich habe bei den Bauern in Süd- und Mitteldeutschland (die norddeutschen kenne ich noch nicht) immer bemerkt, daß wo die Bauern das Sie zu gebrauchen wissen, die Buch- und Schulbildung in mancherlei Weise schon über die

althergebrachte Art zu sein und zu reden gesiegt hat. Ich weiß nicht, wann das Sie zum ersten Male in die deutsche Redeweise kam, aber gewiß ist es die häßlichste, fremdstellendste von allen Redeweisen; man redet sich ja als abwesend gedacht an, das alte Ihr hat bei seinem Plural doch noch etwas Biderbes und Leutseligeres. Bemerkenswerth scheint es mir, daß die Franzosen und Engländer noch vous und you haben, nur wir haben die dritte Person; es ist aber nicht mehr zu ändern, der Sprachgebrauch wie die Sitte sind in Ausdruck und Sein die höchsten Gesetze.

Je mehr ich das hiesige Bauernleben kennen lerne, um so mehr finde ich hier und dort noch einzelnes Urthümliche; der Schwefelbrunnen heißt bei den älteren Leuten „der Faulborn", überhaupt ist hier das alte Born statt Brunnen gebräuchlich; für Taille haben sie hier das schöne Wort „Muster", das auch in der deutschen Schriftsprache angenommen werden könnte; ein Schieferstein heißt auch schon hier wie weiter hinab „Lai"; auch manche eigenthümliche figürliche Redensarten sind mir schon aufgefallen, wie z. B. „er riecht nach Tannenholz" so viel heißt, als er stirbt bald, da man die Särge aus Tannenholz macht; „er hat das Weggeld nicht mehr", das das gleiche bezeichnet, ist von den hiesigen Verhältnissen leicht abstrahirt, denn es ist auffallend, daß im Nassauischen noch so viel Chausseegeld in allen Orten bezahlt werden muß.

Als Proben des hierländischen Dialekts, der aber von Niemandem mehr ganz so gesprochen wird, mögen hier folgende zwei Lieder stehen, obgleich sie beide Parodien sind, das erste nach dem bekannten Gedichte, das zweite hat offenbar einen verschlungenen Reim und Wendungen, die dem Volksliede nicht eigen sind.

Der alte Bauer und sein Sohn.

Suhn do hoste meine Gaul
Eich[1] sein grob[2] ich all un faul
Nemm de Pflug un ach de Eh[3]
Zacker' dau eich kann net meh.

*) 1. ich. 2. glaub. 3. Egge.

Guck eich hun[4] ſchun groha Hor
Zacker ach ſchun fufzig Johr
Alle Johr is mer die Soot
Un de Aehre[5] gut geroth.

Us[6] Herr Scholles hot de Wah'n
Mir geſchenkt eich kann dert ſah'n
Dann eich ſun ach treu un recht
Fufzehn Johr gedient als Knecht.

Us Hannickel[7] dat war hart
Hot gehult de Bunepart
Doruf is bei Mutter bal
Ach vor lauter Lad verfall.

Vor dem Schöſſe graule[8] nit
Dann dau ſiehſt ſo alle Ritt
Wann de Faule nit beſteh'n
Dat ſie no Braſilie geh'n.

Nau hal eich mer noch im Haus
Meine Sitz und Wuhning aus
Un dat eich als aler Mann
Meich am Uwe[9] wärme kann.

Mach kah Hypethek uf's Haus
Hal der nor de Huiſſier draus
Un dann drück' als braver Bu
Mir am Enn die Age zu.

Der Auswanderer.

„Hannes, willſte no Braſilie zieh'n,
Wo deich de Schlange un de Affe krieh'n,
O do ſterbt gewiß dein Liſſebett.
Wer ſoll meich do bei de Spielleut' fehre,
Wann eich nau ſoll meine Kerl verlehre,
Geh, eich wollt dat deich de Teufel het."

---

*) 4. hab. 5. Ernte. 6. unſer. 7. Johann Nikolaus. 8. fürchte. 9. Ofen.

Tobich[1] Ding, wat brauchſte ſo ze brille,
s'is nau amol anners net mei Wille,
Un eich hun dert ſo ſchun lang geſa't.
Wenn et ſo viel anner Leut' browire,
Kann eich och, eich hun niſcht ze verliere,
Wie's de annern geht, ſo geht mer's grad.

Nau hör' eich dich morjens nit meh bloſe,
Ohne Hert un ohne Hort de Ohſe,
Die bei Uraltvater ſchun gehut.
Wo dau hinkimmſt, braucht mer nit ze ſchaffe,
Kann de Kaffee mit de Hann ufraffe,
Geh dau Wiſter biſt mer nit meh gut.

Liſſebett, wat willſte meich noch krenke,
Wie dau ſchwätzt, ſo möcht' mer grad ſich henke,
Kannſte meich dann nit meh beſſer ſah'.
Sei zefriere, wann eich viel Karline
In dem neue Land kann verdiene,
Kumm, eich werre, un do giehſt dau mei Frah.

Unter den ſingenden Bauernburſchen am frühen Abend fand ich wieder, wie ſchon oft, einen Schuhmacher als den liederreichſten. Schuſter und Nagelſchmiede ſind überhaupt die liederreichſten Gewerke, ihre Arbeit giebt ihnen noch ſo viel Gemeinſamkeit und eine ſolche Haltung des Körpers, daß ſie mit Leichtigkeit vielſtimmig ſingen; wenn man in der Stadt einen pechigen Schuſterjungen einem Kunden ein Paar Stiefeln bringen ſieht, wird er faſt immer fröhlich pfeifen oder ſingen. War ja auch Hans Sachs der Held unter allen Meiſterſängern.

Dieſer Tage iſt einer der Badegäſte geſtorben; man erfuhr ſeinen Tod erſt, nachdem er in Flörsheim begraben war; er war ein blutarmer engliſcher Sprachlehrer, von deſſen Nachlaſſe nicht einmal die Beerdigungskoſten zu decken waren. Eine Frankfurterin, oder vielmehr ihr Kammermädchen, pflegte den kranken fremden Mann, der ſchon halb todt ankam, mit einer edeln Aufopferung und Hingabe. Es bedarf keines Ordens der barmherzigen Schweſtern, damit den Hilfloſen Pflege und

*) 1. todend.

Wartung werde; ein edles Gemüth findet immer Gelegenheit genug zur Bethätigung ſeiner Menſchenliebe, und das iſt ja der auszeichnende Zug unſerer Zeit, daß das höhere menſchliche Leben, die Tugend, aus der individuellen Selbſtbeſtimmung und nicht aus geſchloſſenen Regeln und Verbindlichkeiten hervorgehe.

Zwei junge Franzoſen ſind angekommen, ſie haben getrennte Wohnung genommen, und wollen, da ſie in der Kehle leiden, während der Kurzeit nichts außer dem Nothdürftigen ſprechen. Es wird für Franzoſen ſchwer halten mit dieſem Trappiſtenthume.

Eine Figur für einen komiſchen Roman wäre der alte Hofrath von Makintoſh, er iſt ein Nomade, der abwechſelnd in irgend einer Reſidenz lebt, er hat in Deutſchland eine ſchöne Auswahl, er kennt alle Primadonnen und Schauſpielerinnen aller Reſidenzen, ſo wie ihre Lebensgeſchichte; der Makintoſh, dieſe moderne Kutte, iſt ſeine Ordenstracht.

In Badeorten bemerkt man's am augenſcheinlichſten, wie ſehr es uns an einer komiſchen Literatur fehlt; die Tendenzpoeſie, wie der Phantaſielurus der Romantik können hier wenig anſprechen, man iſt für jene zu ſorglos, für dieſe zu materiell; ein erheiterndes Menſchenſpiel iſt beſonders für die Kranken ein Bedürfniß. Ich erinnere mich, daß Jean Paul auf ſeinem langwierigen Krankenlager dieſen Mangel der deutſchen Komik ebenfalls ſchmerzlich empfand, er ließ ſich die engliſchen komiſchen Romane vorleſen. Viele Männer erluſtiren ſich an den Mémoires du Diable von Soulié, und die Frauen leſen mit Eifer die Friederike Bremer. Glückſeliges Loos der deutſchen Literatur.

Wie ſo häufig im gewöhnlichen ſocialen Leben, ſo bildet auch unter einer Badegeſellſchaft die Perſonenbeſprechung und die Mediſance den Hauptſtoff der Unterhaltung; kaum hat ſich da und dort etwas gruppirt, haben ſich dieſe und jene zuſammengefunden, ſo wird über die anderen geſprochen und meiſt auf unerquickliche Weiſe. Das iſt ein trüber Zug, der durch unſer ganzes ſociales Leben hindurchgeht; weil die meiſten Menſchen ſich nicht zur Kraft des allgemeinen Denkens erhoben, weil die Vaterlands-, National- und Zeitintereſſen den meiſten zu hoch liegen, greifen ſie nach dem Einzelnen, Perſönlichen.

Ich habe nun auch sogenannte gebildete Gesellschaft genug gefunden, Beamte, Militairs und dergl. Es ist betrübt, wenn man sieht, wie die tiefsten National- und Zeitbewegungen den Meisten so fern stehen; ich rede nicht von der Literatur als solcher, ihre jeweilige Entwickelung wurde stets nur von den geschärften Blicken Einzelner beachtet, die entweder durch das geschichtliche Bewußtsein oder durch Naturgabe ein helleres Auge besaßen; vieles, was innerhalb des sogenannten literarischen Lebens von Bedeutung sein kann, kömmt gar nicht zur Kunde der Nation, Größen erstehen und Größen fallen hier, von denen die Gesammtnation nichts wissen konnte. Eine in sich selbst geschlossene literarische Bewegung auf der einen, und die lasterhafte Sucht nach Ausländischem auf der andern Seite, beeinträchtigen die Theilnahme der Nation an der Entwickelung der zeitgenössischen Literatur. Aber auch die politischen, religiösen und wissenschaftlichen Interessen verfolgen die Wenigsten streng und ernst. Es fehlt uns in Deutschland ein Nationalorgan, eine Zeitung, ein Blatt, worin man weiß, daß man zur Gesammtnation spricht. Wohl ist unsere Nichtcentralisation ein Glück für die gleichmäßige Temperatur der Bildung in allen Theilen des Vaterlandes, aber ein Centralorgan ist doch nothwendiges Bedürfniß; die Allgemeine Zeitung erfüllt das nicht, sie ist bisher noch keine deutsche, sondern eben eine Allgemeine Zeitung, sie stellt Deutschland in ihrem Blatte noch nicht voran, wenn sie gleich jetzt eine entschiedener nationale Haltung angenommen hat. Die meisten Deutschen hören noch immer mehr von Odillon Barrot u. s. w., als von Glaubrecht, Stüve, P. Pfizer u. v. A. Die verschiedenen Regierungen machen es nothwendig, daß man die Residenzzeitung hält, und das Zweizeitungspublicum ist gar gering. Es ist entmuthigend, wenn man darüber nachdenkt, wie manches aus dem tiefsten Vaterlandsgefühle gesprochene Wort von Redactionsbüreau zu Redactionsbüreau wandern muß, wie dann oft das Ignoriren, diese schlechteste aller Bedientenmarimen, entweder das Wort ganz unterdrückt, oder das Klügerseinwollen es nur verstümmelt weiter gelangen läßt, ohne die Begründung und Anwendung gleichzeitig kund zu thun.

. . . . . Ich konnte vergangenen Sonntag nicht mehr in die Kirche gehen, ich halte es für Unrecht, sie blos als Kritiker zu besuchen; darf ich

nicht erwarten, eine rein menschliche Anregung oder Erhebung zu finden, so muß ich still an den Kirchenthüren vorbeiziehen.

Der hiesige Pfarrer hat auch einen Mäßigkeitsverein gestiftet, er trug den Zweck des Vereins und die Gelobungsformel in der Kirche vor, aber nur Ein Mann, ohnedies ein sehr Nüchterner, trat vor und sagte: Ich gelobe. Abgesehen davon, daß das Hereinziehen solcher Institute in den Bereich des Kirchenlebens so ungehörig ist, als, wie oft geschah, das Zuhilfenehmen der Polizei, ist es von Interesse zu bemerken, wie klug die katholische Kirche, als eine strenge Einheit, die den ganzen Menschen von seinem Erwachen bis zum Schlafengehen an ihre Zeichen hält, es auch nicht unberücksichtigt läßt, wenn sich außerkirchliche Institute mit sittlichen Zwecken bilden; dadurch würde ihre strenge Einheit und Allumfassenheit anbrüchig, sie thut daher am gescheidtesten, solche neue Thätigkeiten, wie früher die Werkstätten, sich an ihre Kirchen anbauen zu lassen, oder sie sonst an die Kirche anzuschließen. Mögen aber die Mäßigkeitsvereine kirchliche werden oder nicht, sie scheinen mir kein höheres Beförderungsmittel der Tugend; man muß es oft wiederholen, unsere Zeit ist zu der Erkenntniß gelangt, daß nur aus der freien individuellen Selbstbestimmung die wahre Tugend hervorgeht, jedes Dogma, und sei es auch das Statut eines freien Vereines, degradirt die sittliche Handlung zu einer bloßen Werkthätigkeit ohne Heiligung des Geistes.

Der Gestrenge hat Abschied genommen; er war weich, ja fast gemüthlich; auch noch andere sind abgezogen, die Welle schließt sich schnell im Strome.

In dem hiesigen Badeleben ist kein rechter Zusammenhalt, die Meisten sind wirklich Kranke und mit sich beschäftigt, sodann zerstört die Eisenbahn die Idylle des Badelebens, die Gäste sind nicht mehr so an die Quelle gehalten, wie das Kind an die Brust der Mutter, schnell ist ein jeder bald da bald dorthin entführt.

Ich hatte früher Unrecht, wenn ich den Badegästen oder den müßig Reisenden überhaupt ein sich selbst entäußerndes Eingehen in alle Vorkommnisse und Volkszustände zumuthete. Sich seiner selbst entäußern und ein fremdes Leben mitleben, kann man nur auf dem Boden der

Freiheit und Gesundheit, die gleich sind; das kann nur die Liebe oder die Religion, die eigentlich eins sind. Die Liebe, die Vaterlands-, die allgemeine Menschenliebe, wie die Liebe überhaupt, hebt uns aus unserm selbstsüchtigen Dasein heraus und giebt uns ein anderes, das außer und wiederum in uns, sie macht uns unserer selbst vergessen und uns gedoppelt wieder finden; die Religion erhebt uns aus unserm besondern Geiste zum Allgemeingeiste, der gleicherweise außer und wiederum in uns ist, sie erlöst unser individuell vereinzeltes endliches Dasein in das allgemeine ewige und unendliche, in Gott, der in der äußern Natur wie in dem Menschengeiste wohnt, wirkt und schafft. Die Selbstentäußerung, die Liebe ist die Religion der Gesundheit. Mit krankem Körper und in Mißgeschicken aber, stets an ein bedrücktes Dasein gefesselt, mit jedem Athemzuge an dasselbe gemahnt, da fehlen der Seele gar leicht die Schwingen sich über sich selbst zu erheben; da wandeln sie hin die Armen und Unglücklichen, durch die Felder und das wogende Treiben der Menschen, und die ganze äußere Welt ist für sie todt, nur ihr eigenes schwaches Dasein zittert noch in ihnen. Hier ist es, wo die historische Religion, die Kirche, der äußere Cultus, oft heilbringend in das Leben des Einzelnen eingegriffen hat; indem ein Gottesdienst, eine Gemeinsamkeit der religiösen Erhebung mit äußeren Handlungen angeordnet wurde, wird der in Selbstsucht gefangene Geist des Einzelnen oft gewaltsam über sich hinweggetragen in das höhere Dasein, und dem einsamen Krankenbette naht sich oft das kirchliche Bewußtsein und hebt den Stöhnenden gleich einem freundlichen Engel von den fieberheißen Kissen, ja die Kirche selber wandelt zu ihm hin mit ihren Instituten und Erhebungen, das äußerlich zum Gesetz gewordene Gottesbewußtsein nimmt ihn auf. — Kann dieß die aus dem individuellen Bewußtsein entsprungene Liebe und Religion auch? Steht sie noch fest in den Tagen der Unmacht und der Niedergedrücktheit? Gewiß, wenn sie zur intellectuellen Liebe, zur freien und reinen Erkenntniß geworden; die Erkenntniß erhebt sicherer und unwandelbarer als jedes äußerlich gewordene Gesetz, sie bietet den unverrückbarsten Halt, nur müssen wir uns daran gewöhnen, sie stets aufrufen zu können, sie unabhängig von unseren individuellen Zuständen zu machen; in jeglicher Lage leben wir dann in dem ewigen Leben

der erkennenden Liebe. — Ich kann alles dies hier nur andeuten und werde es wohl andern Orts noch näher ausführen. — —

Ich kann auch hier bemerken, welch eine große sociale Umwälzung das Ueberhandnehmen des Badebesuches in allen Ständen hervorbringen wird; sowohl für das Lustspiel als auch für den komischen Roman und überhaupt für alle freien Verwicklungen eröffnet sich hier ein Gebiet, auf dem alle Barrièren des gewohnten Stadtlebens verschwinden sind. Aus den Umgrenzungen der Familie herausgetreten, führt man für einige Zeit ein Wirthshausleben, der gesellschaftliche Ton wird hiedurch manche Umstimmung erfahren und die gesellschaftlichen Formen biegsamer und geschmeidiger werden; ja selbst eine gewisse Gleichheit der Stände stellt sich heraus, der Bürger und Beamte führt nun auch für einige Zeit ein nichtsthuerisches, vornehmes Leben, und für einige Zeit wenigstens tritt Titel und Rang zurück, und man ist, was man eben persönlich ist. Wie man hier dem freien Naturleben in der Außenwelt näher tritt, so werden auch mit der Zeit die Umgangsformen immer natürlicher und freier sich entfalten. Dampfschiffe, Eisenbahnen und Badeleben sind die drei großen Hebel einer socialen Umwälzung.

Drei Mädchen aus verschiedenen Gegenden und Lebenskreisen, die hier mit Bekannten und Verwandten verweilen, geben eine Schaustellung verschiedener Charaktere und geselliger Haltungen. Diese Mädchen waren gewohnt, sich stets nur unter Befreundeten und Bekannten zu bewegen, war man einmal in fremder Gesellschaft, so war dieß nur für kurze Zeit, für einen Abend; hier aber bewegen sie sich Wochen lang vor fremden Augen und zu den verschiedensten Tageszeiten, da tritt die Gesammtnatur mehr hervor. Ich möchte sagen, wie man sich hier meist ohne Hut zeigt, so daß nicht nur das Gesicht, sondern die ganze Schädelbildung sichtbar ist, so zeigt sich auch das seelische Haupt in seiner ganzen Umrundung. — Die eine aus einer nahen, reichen Stadt, und keck getragen von dem Bewußtsein des Besitzes, kömmt mir oft vor, wie eine reiche Müllerstochter, deren behäbiger Vater sie in ein Institut gethan, um sie französisch parliren lernen zu lassen; unter der aufgetragenen Bildungsvergoldung tritt das niedere Metall oft hervor; mit einer beispiellosen Ungenirtheit wendet und dreht sie den Kopf, verzieht spöttisch

den Mund und pispert mit ihren Angehörigen, sie geht stets vornehm gekleidet und sieht oft auf ihre goldene Uhr an ihrem Gürtel; sie spricht fast mit Niemandem, außer mit einem Elsäßer, der gut deutsch spricht, in einem schlechten Französisch. — Eine Andere hat viel gelernt und gilt in ihrem Kreise wahrscheinlich was Besonderes, sie spricht über Alles mit, ohne Zagen, aber auch ohne alle Grazie. — Eine dritte zeigt in allen ihren Bewegungen etwas Verhülltes, etwas schamhaft Jungfräuliches, in der Art, wie sie das Glas nimmt, wie sie trinkt und sich setzt, liegt eine stille Anmuth, der sich die Blicke Aller mit Wohlwollen zuwenden.

Ich will noch einige Männererscheinungen flüchtig skizziren. Da ist ein Kaufherr aus einer nahen Stadt, er benimmt sich mit einer besondern ausschließlichen Zuvorkommenheit gegen die Franzosen, die er stets in ihrer Sprache anredet; die deutschen Landsleute übersieht er gerne. Die gesellschaftliche Ausländerei gehört auch noch zu den vielverbreiteten Uebeln; Gastfreundlichkeit ist eine schöne Tugend, wir sollen den Fremden liebreich aufnehmen, aber die Nächstenliebe in der eigentlichen Bedeutung des Worts darf darüber nicht vergessen werden. Der Kaufherr erzählte mit vielem Behagen öffentlich, daß er vor Kurzem ein kleines Sümmchen von mehren hundert Gulden von einem Falliten gerettet; er ließ sich nämlich einen Wechsel von diesem ausstellen, ließ ihn acceptiren, obgleich er wußte, daß der Aussteller bereits Fallit war. Das ist eine Moral, die sich öffentlich breit machen darf! — Auch spricht der Kaufherr oft von seiner Equipage, daß er ein französisches Kupferwerk besitze, das 170 Franken koste, und daß das Schulgeld für seine Kinder groß sei. — Es ist leider für viele Menschen nicht überflüssig, zu bemerken, daß der Mann kein Jude ist.

Ein katholischer Pfarrer, ein bleiches, mageres Männchen, genießt im Dorfe viel Verehrung; er soll sich, wie man sagt, seine Krankheit durch Kasteiungen zugezogen haben, er soll auf dem Boden geschlafen und fast nichts als Wasser und Brod genossen haben.

Zwei Charakterelemente sind mir von einem schlichten Gewerbsmanne bemerkenswerth; er ist, was man einen Spaßvogel nennt, er weiß unzählige Anekdoten, dabei ist er aber sehr fromm und schreibt in

den Mittagsſtunden ein altes katholiſches Gebetbuch mit großer Andacht ab.

Pſychologiſch intereſſant ſind mir die Mittheilungen eines Mannes, dem vor vielen Monaten der rechte Arm abgenommen wurde, ſeine Ausſagen beſtätigen mir manches anderwärts Gehörte; er fühlt oft plötzlich einen Stich, einen Schmerz oder auch ein Zucken im rechten Ellbogen, im rechten Handgelenke, in dem Daumen, und er faßt unwillkürlich nach dem leeren Aermel.

Der Allgrüßende mit den rollenden Augen, der mir gleich in den erſten Tagen aufgefallen war, iſt ein gutmüthiger, aber durch Krankheit geiſtesſchwacher Mann.

Noch darf ich auch Jan Todtenvogel nicht vergeſſen, er iſt ein Menſch von eulenhaftem Aeußern, der trotz ſeiner eignen heftigen Krankheit einem Jeden, über deſſen Zuſtand er ſich äußert, das Leben abſpricht; in Bädern kommt faſt jeder in den ärztlichen Dilettantismus, Jan iſt ein Extrem davon; dabei führt er aber eine große Zahl Anekdotenbücher, die ganze Bibliothek des Frohſinns, mit ſich, die er freigebig verleiht.

Die Engländer gehen viel mit einander Arm in Arm, die vornehmen Ruſſen beſprechen und beſchäftigen ſich vornehmlich mit ihren Wachtelhunden; wie mancher Philiſter beneidet wohl dieſe Thiere um die genoſſenen Freundlichkeiten. Es giebt wenige Menſchen, die ſich daran gewöhnen können, nach einem vorübergehenden Fürſten nicht umzuſehen.

Begehe ich eine Indiscretion, indem ich dieſe Skizzen hier zeichne? Ich möchte um Alles in der Welt nicht zu den ambulanten Schriftſtellern gehören, welche harmlos in ihrem Hausfrieden ruhende Charaktere an die Oeffentlichkeit zerren, die das Vertrauen und die Gaſtfreundſchaft mißbrauchen; ich habe aber hier von Thatſächlichem nur das öffentlich Kundgegebene gezeichnet; irre ich in meiner Welt- und Menſchenanſicht, ſo fällt der Tadel nur mir anheim; ich glaube aber auch, daß wir berechtigt und verpflichtet ſind, ohne perſönliche Verletzung das Bild des Lebens feſtzuhalten, wo es uns begegnet. — — —

Ein Stammgaſt der hieſigen Quelle prophezeite aus dem Schweißen der Waſſerröhren, daß es regnen würde, und es traf ein. — Die

Weſpen richten bei der großen Dürre grauſame Verwüſtungen an; ein Bauer, der vor einigen Tagen beim Pflügen mehre Neſter aufwühlte, mußte ſchnell fliehen, ſein Pferd, das von dem Schwarme angefallen ward, fiel plötzlich nieder und wurde durch herbeieilende Hilfe mit Mühe gerettet.

Ich war nun auch Zeuge eines denkwürdigen ortsgeſchichtlichen Ereigniſſes; ich war nämlich bei der Faſſung einer neu entdeckten Heilquelle zugegen. An dem Wege von hier nach der Schwefelquelle, nach der Mainſeite zu, in einem kleinen Keſſel iſt ſchon ſeit langer Zeit ein Sumpf „die Silz" (Salz) genannt; ehedem war der Sumpf ſo moraſtig und unnahbar, daß man ſich hütete, Vieh in der Nähe frei laufen zu laſſen, denn einſt, ſo geht die Sage, war ein Farren im vollen Laufe hineingeſprungen und war plötzlich ſpurlos verſchwunden. Seit einiger Zeit war der Sumpf durch Ableitung etwas ausgetrocknet. Der Beſitzer des hieſigen Kurhauſes, ein wiſſenſchaftlich gebildeter, lebensfriſcher Mann, bemerkte ſchon oft auf der Jagd, daß ſich die wilden Tauben, die von dem Fichtenwalde jenſeits des Mains herüberkommen, beſonders gerne in der Silz aufhielten, er kaufte den Sumpf an, ließ das ſickernde Waſſer chemiſch unterſuchen und es zeigte ſich als beſonders ſalzhaltig. Nun wurden Nachgrabungen angeſtellt, man kam der Quelle näher und die Unterſuchung lieferte die günſtigſten Reſultate; vor einigen Tagen endlich machte man ſich an die förmliche Faſſung der Quelle, man grub tiefer und fand einen mit einer Handart ausgehöhlten Eichenſtamm, der vor Zeiten als Faſſung gedient hatte; mit Traß und Backſteinen wurde nun der Quellſprung ummauert und dann eine längliche Bütte eingeſetzt, ohne Unterbrechung mußte die Arbeit vollführt werden, man nahm die Nacht zu Hilfe, arbeitete bei Mondſchein und dann bei Fackellicht weiter; es hatte etwas myſtiſch Zauberhaftes, wenn man ſo ſah, wie die Menſchen in ſtiller geheimnißvoller Nacht eine ſtrömende Lebensader der im Stillen und Dunkeln wirkenden Göttin Natur feſtbannten. — Die chemiſche Analyſe ſtellt Gehalt und Wirkung dieſer Quelle über die zu Ems; ich habe den Vorſchlag gemacht, daß man ſie Waldtaubenquelle nenne, und bei der zu errichtenden Urne eine wilde Taube anbringe, aus deren Schnabel das

Waſſer hervorſprudle; eine proſaiſch definirende Benennung oder der undefinirbare Name einer hohen Perſon wird in unſeren Tagen gar zu oft zu Ortsbenennungen verbraucht. — Bei all unſerm Verſtande und unſerm Forſchergeiſte entdecken wir doch meiſt durch den Inſtinkt wilder Thiere einen ſolchen verborgenen Heilquell, ſo wurde die Wildbader, ſo die Teplitzer Quelle entdeckt; die Hoheit und Majeſtät der Menſchennatur beſteht dann darin, dieſe Naturwinke mit Bewußtſein feſtzuhalten, ſie mit freiem Geiſte zu beherrſchen und weiter zu lenken; in der aufmerkſamen Beobachtung und ſelbſtthätigen Schlußfolgerung liegt die Krone des erforſchenden und erfindenden Menſchengeiſtes.

Ich lebe hier meiſt im Dorfe, bei den ſingenden Burſchen und den erzählenden Alten. An Cuſtine haften hier noch viele Erinnerungen, mehre begeiſterte Männer riefen ihm bei ſeinem Durchzuge nach Hanau aus den Fenſtern Vivat zu, bald darauf wurde ihnen aber von den Reichstruppen Alles kurz und klein geſchlagen. Die barbariſche Beſtialität der Ruſſen lebt auch hier noch in gutem Angedenken. Die ganze Weltgeſchichte der letzten Jahrzehende zog hier durch. In einem Manne beſonders finde ich eine wahre Dorfchronik, er ſagte: „Wenn man ſo zurückdenkt, meint man gar nicht, daß es geweſen ſein kann, man hat ſich gar nichts gefallen laſſen, von keinem Teufel nicht, ob's wohl die jetzige Jugend mehr aushalten thät?“ — Gewiß, denn Gefahr giebt Selbſtſtändigkeit, Muth und Kraft.

Das Dorf beſitzt auch ſeine Reliquien aus der Vergangenheit; die eine iſt ein alter Kurmainziſcher Grenadier, der älteſte Mann des Dorfes, groß mit aus dem Groben gehauenen Zügen, ſeine Oberlippe hat ſich einwärts gelegt und ſcheint den Schnurrbart zu vermiſſen; in ſeinen Erinnerungen ſind Prügel und Zopf die Stichworte, auch ſpricht er verworren von der heimlichen Hinrichtung eines Italieners, der den Kurfürſt betrogen hatte. Zopf, Prügel, heimliche Hinrichtungen, dieſe Dinge wären wir doch los, es wird wohl auch mit andern ähnlichen ſo gehen. — Die zweite Reliquie iſt eine alte Nonne aus dem ehemaligen Kloſter der Bernhardinerinnen zu Eibingen bei Rüdesheim; ſie verzehrt hier ihre Penſion und bäckt ſich am Tage des heiligen Bernhard einen guten Kuchen.

Von der baldigen Kirchweih ist viel die Rede. Ehedem hatten die Burſche auch hier einen „Freitanz," den Hahnen- und Hammeltanz, bei dem nebſt dieſen auch noch eine zinnerne Schüſſel und Halstücher ausgeſpielt wurden; in einem muſikbeſetzten Wagen fuhren die Burſche umher und ſammelten die Looſe, einige alte Männer waren die Feſtordner, allerlei Schnurren wurden aufgeführt. Ergötzlich muß beſonders eine Teufelsaustreibung geweſen ſein; viele Heren, Teufel und Beſeſſene fuhren auf einem Wagen, vor dem Rathhauſe hielten ſie, der Teufelsbanner phantaſtiſch gekleidet, betete aus einem großen Gebetbuche und berührte alle Verzauberten; plötzlich erſcholl die Muſik, die hölliſchen Gewänder fielen ab, ſchön geputzte, mit Sträußern gezierte Burſche ſprangen hervor und tanzten und jubelten. Jetzt hat die „hohe Obrigkeit" das Hammelausſpielen als unerlaubte Lotterie und die Aufzüge als nicht autoriſirt unterſagt; die Geiſtlichkeit beſonders hat dazu geholfen, und nach und nach erſtirbt auch die Luſt und das Verlangen nach ſolchen Feſtlichkeiten.

Die Naſſauiſche Gemeindeverfaſſung iſt kläglich beſtellt. Der Schuldheiß vereinigt faſt alle Ortsmacht in ſich, er iſt, wie es in dem Verordnungsblatte vom 5. Juni 1816 §. 5 heißt: „verwaltende und vollziehende Behörde", und ſollte man es glauben, daß die Gemeinde ihren Schuldheiß nicht einmal ſelber wählt? Der „herzogliche Schuldheiß" (wie man ihn jetzt ſtatt Gemeindeſchuldheiß nennt) behält, wenn er der Regierung genehm bleibt, ſein Amt lebenslänglich; im Erledigungsfalle, d. h. wenn ihn die Regierung nicht mehr will oder wenn er ſtirbt, ernennt ſie eben einen neuen nach ihrem Belieben. In dem angeführten Verordnungsblatte heißt es dann, daß ſich der Beamte in der Gemeinde u. ſ. w. nach dem Tauglichſten zu erkundigen habe, hierin liegt auch nicht die entfernteſte Garantie für die Wünſche und Bedürfniſſe der Gemeinde, und während der Schuldheiß alſo weiter nichts iſt, als ein Unterbeamter, der von der Regierung in ſein Amt eingeſetzt und deſſen wieder entſetzt werden kann, ſoll er doch die Intereſſen der Gemeinde dem Staate gegenüber vertreten. Dieſe Vertretung iſt daher rein illuſoriſch. Meiſt bleibt das Schuldheißen-Amt in Einer Familie und wie wenig ſelbſtſtändig und unabhängig nach allem dieſem die Ortsbehörde iſt, er-

ſieht man leicht. „Ein Bürger, dem der Schuldheiß nicht wohl will,“ ſagte mir ein alter Mann, „der ſollte nur grade auswandern, er iſt doch verloren.“ — Man iſt neuerer Zeit zu der Ueberzeugung gelangt, daß die freie Individualität das höchſte Princip unſerer Periode iſt, nur aus ihr entwickelt ſich ein organiſches Geſammtleben, die Ausbildung der Municipalitäten, die Selbſtſtändigkeit der Gemeindeverwaltung, bietet allein eine ſichere und breite Grundlage für das Geſammtwohl und die Mündigkeit des Volkes. Der Liberalismus der dreißiger Jahre hat es allerdings mancher Orten verſäumt, die Gemeinde- und Gerichtsverfaſſung auf die Höhe des Zeitgeiſtes zu bringen, er glaubte die Verwirklichung allgemeiner Principien zu erlangen; um ſo nothwendiger iſt es nun, überall auf die Beſeitigung der Mißſtände in Gemeinde- und Gerichtsverfaſſungen hinzuwirken. — Wie das in Naſſau möglich iſt, muß die Geſchichte lehren.

Ich habe hier oft Veranlaſſung, über das Abſterben der Volksſitten und Volkstrachten nachzudenken; mehre Dinge ſcheinen dieß herbeizuführen und einige ſind unvermeidlich: Die Organiſation der Schulen, das Wandern der Handwerksgeſellen, die Wehrpflichtigkeit ohne nationale Militärtracht und das moderne Vielregieren erſcheinen uns als die weſentlichſten Urſachen. Im Schwarzwalde, in Franken und Baiern und am ganzen Rheine hatte ich den Verfall des Volksthümlichen zu bemerken Gelegenheit. In der Organiſation der Schulen iſt auf Geſchichte, Charakter und Dialekt gar keine Rückſicht genommen; freilich gilt es hier die rein menſchliche Ausbildung, aber gegründet auf das eigenthümliche Weſen und nicht nach allgemeinen Theorien ausgemeſſen, wäre ſie nachhaltiger und ſicherer. Wie die Erlernung der hochdeutſchen Sprache nothwendig iſt, ſich aber an eine Würdigung des Dialekts anlehnen ſollte, ſo könnte auch die allgemein menſchliche Ausbildung an die lokalgeſchichtliche anknüpfen; allerdings bedürfte es hiezu individuell und ſpeciell ausgebildeter Lehrer mit offenem Sinn für den geſchichtlichen Charakter und das eigenthümliche Weſen des Volkes; ich kann überhaupt nicht angeben, wie dieß zu bewerkſtelligen ſei, nur meine ich, ſollte hier eine Vermittelung gefunden werden können. — Das Wandern und die Wehrpflichtigkeit (die bis jetzt meiſt die ſogenannten unteren Klaſſen der

Gesellschaft treffen) üben eine mächtige Rückwirkung auf Volkssitten und Volkstrachten, fast nie kleidet sich ein gewanderter Geselle oder ein heimkehrender Soldat wieder ganz in seine heimische Tracht. Es ist bei der fortgeschrittenen Bildung und dem Gleichheitsstreben unserer Tage weder möglich noch nöthig, daß Bildung und Stand des Einzelnen an seiner Tracht zu erkennen seien; manche Industrielle werden es auch gerne sehen, daß sich die Bauernmädchen in „rationellen Cattun" kleiden und die Männer städtische Fabrikate tragen; Historiker werden nachweisen, daß fast alle Volkstrachten stehen gebliebene Moden der obern Stände seien. Hiegegen aber möchte ich den Einwand machen, daß gerade, weil wir zur rein menschlichen Anerkennung hindurchgedrungen sind, die äußere Erkennung des Standes das Gleichheitsstreben nicht beeinträchtigt; was das Verhältniß zu Fabriken und Industrie betrifft, so wird dieß durch stehende Trachten nicht aufgehoben, sondern nur verändert; der Wechsel der Moden in Stoff und Schnitt aber ist besonders für den Bauersmann ein großes Uebel. Es ist nicht blos poetische Rücksicht, die das allmälige Verschwinden der Volkstrachten herzlich bedauern läßt, wenngleich auch nicht zu verkennen ist, daß Mieder und Rock nicht nur praktischer, sondern auch kleidsamer sind, als das lange französische Gewand, der dreickige Hut bietet nicht nur mehr Schutz vor Sonne und Regen, sondern ist auch charaktervoller als der runde. — Aber es läßt sich hier durch Bewußtsein und Raisonnement nichts mehr in sein Recht einsetzen, und Dank der Zähigkeit der geschichtlichen Entwickelung, es läßt sich dem eigentlichen Volke nichts so leicht einimpfen, es wäre sonst schon längst zu Tode kurirt, denn es wird erbärmlich an ihm herumgequacksalbert. — Das Vielregieren, diese Erbsünde des Beamtenstaates, ist der Tod alles Urthümlichen und organisch sich aus dem Volke Entwickelnden. Nur eines ist, wohin keine sterbliche Macht reicht, das ist das unsterbliche deutsche Volkslied. Ich mußte einst darüber lächeln, als ich in dem mystisch gehaltenen Nachworte Achim von Arnims zum Knaben Wunderhorn, seinen Ingrimm gegen das deutsche Polizeiwesen fand, das keinen wandernden Sänger, keinen sogenannten lustigen Vagabunden mehr dulde und dadurch einen reichen Quell der Poesie stopfe. Und doch hatte Achim von Arnim in gewisser Weise recht, nur in der

allzu speciellen Bezeichnung eines Einzelnen fehlte er. Man hat Verordnungen erlassen, daß keine Singvögel mehr eingefangen werden dürfen, aber wüßte man es anzufangen, eben so wie man die Presse gefangen genommen, auch den freien Liedermund zu schließen und ihn nur nach Belieben der Staats- und Kirchenmoral zu öffnen, man wäre behend dabei.

Es wohnen auch Juden hier im Dorfe, wie sie sich merkwürdigerweise in allen ehemals bischöflichen Landen am häufigsten finden. Auffallend ist, daß in einigen nassauischen Orten die Juden nicht nur alle Steuern, Bürgerlasten und Frohnen gleich wie die christlichen Bürger leisten müssen, sondern auch noch eine jährliche besondere Beisatzsteuer zu bezahlen haben (das alte sogenannte Schutzgeld ist gesetzlich aufgehoben); entweder oder — gilt auch hier, entweder sollten sie nur das eine oder nur das andere zu bezahlen haben, oder soll man für mindere Rechte doppelte Steuern bezahlen? Diese Doppelsteuer wird nur in einzelnen Orten des nassauischen Landes erhoben, und ist daher um so auffallender. Von den Juden in Nassau darf eben so wie in Hohenzollern-Sigmaringen und Baiern stets nur der älteste Sohn heirathen, die übrigen sind zu unfreiwilligem Cölibat verdammt. Die Juden haben in diesen Staaten, abgesehen von der Befugniß, Grundeigenthum zu erwerben, wesentlich dieselben Rechte wie im Mittelalter, im Mittelalter aber waren sie autonomisch, und der Polizeistaat hatte keine Macht, sie durch ein solches Gesetz zu entsittlichen; die Autonomie und die corporative Stellung der Juden ist aufgehoben worden, sie sind als seit Jahrhunderten Eingeborene des Landes Staatsbürger geworden, sie haben alle Pflichten des Staatsbürgerthums übernommen, kein Gesetz kann sie mehr dieser Pflichten entheben, um den daraus resultirenden Rechten auszuweichen, so sehr man dieß auch in Preußen zu versuchen geneigt sein mochte. In den vorher genannten Ländern aber besteht nun ein Gesetz, wie es keine mittelalterliche oder heidnische Barbarei je versuchte; wurde es je in der Geschichte gewagt, eine andere Confession durch solche Maaßregeln niederzuhalten? Der moderne Polizeistaat, der doch überall nur die Hebel der äußeren Gewalt ansetzt, hat es hier und dort gewagt, sich einen christlichen zu nennen; im Namen der fortgeschrittenen Vernunft, im Namen des Chri-

ſtenthums ſelber muß dagegen proteſtirt werden, denn das wahre Chriſtenthum anerkennt nur die Macht der Ueberzeugung und keine äußere Polizeigewalt als heilig und göttlich.

Man beſchränke den Schacherhandel, wie man es im Intereſſe der Geſammtheit finden mag, nie und nimmer aber ſollte ein ſolches, Gott und die Natur beleidigendes Geſetz gehandhabt werden. — Es giebt leider noch ſehr wenige Männer, die das Weſen der Emancipation der Juden recht begreifen; da meinen ſie immer: jetzt, wenn man die Feſſeln des Geſetzes löſt, werden die Juden plötzlich in die Gerichtsſäle dringen, alle Stellen in Beſchlag nehmen u. dergl., und nur, wie man ſich ausdrückt, den „Beſſeren" möchte man gern die volle Gleichheit der Rechte einräumen. Das iſt es ja eben, nur die „Beſſeren" trifft die Beſchränkung des Geſetzes, der Schacherjude Schmul wird nicht zum Bürgermeiſter u. dergl. gewählt, und er trägt auch kein Verlangen darnach. Die kürzlich gepflogenen Verhandlungen der badiſchen Kammer ſind ein entmuthigendes Zeichen für die wahre Erkenntniß der ſogenannten Freigeſinnten. Baſſermann hat ſich, wie ehedem H. König und Jordan in der kurheſſiſchen, der katholiſche Pfarrer Pflanz und der evangeliſche Prälat Pahl in der würtembergiſchen Kammer, mit eben ſo viel klarer Einſicht, als warmer Liebe für die Juden ausgeſprochen, Itzſtein, der ſonſt ſo beredte und ſchlagfertige, hat geſchwiegen, und Sander hat den ihm von Beck eingeräumten Präſidentenſtuhl offenbar zu ſeiner Antipathie gegen die Juden mißbraucht. Unſere Menſchen- und Vaterlandsliebe, unſer Vertrauen auf Freiheit und Recht wird tagtäglich auf eine grauſame Probe geſtellt, wir dürfen nicht ermüden, ſie ſiegreich zu beſtehen.

Auf der einen Seite an der ſittlichen und politiſchen Bildung der Juden zu arbeiten, ihre Gebrechen ſchonungslos zu bekämpfen, und auf der andern mächtigen Seite dem Mißwollen entgegen zu treten, das iſt eine Wiederkehr jenes ſinnbildlichen Ausdruckes, daß die Juden mit dem Schwerte in der einen und der Kelle in der andern Hand am zweiten Tempel zu Jeruſalem bauten.

Ich habe ehedem oft den Wunſch gehegt, daß die Juden auf den Dörfern ſich auch die übliche Landestracht aneignen möchten, damit ſie

auch äußerlich mehr im Volke aufgingen; hier aber, wo keine Volkstracht ist, heben sie sich auch äußerlich nicht so als ein fremdes Element ab; es sind Handelsleute und Handwerker. Widrig und ekelerregend ist mir das Benehmen einiger, wie es scheint, begüterter jüdischer Mädchen, sie sind mit höchster Eleganz gekleidet und suchen in ihrem ganzen Benehmen Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und sich als Vornehme zu documentiren. Ich bemerkte das nicht allein, auch ein Badegast äußerte mir, daß das die entgegengesetzte Wirkung hervorbringe, und erst als er einige allgemeine Bemerkungen über Juden daran knüpfen wollte, sagte ich ihm, daß ich ein Jude sei; er war ganz verblüfft, entschuldigte sich, daß er mich gewiß nicht damit meinen konnte u. s. w. Ich bin das gewohnt, man macht in seinem anerzogenen Vorurtheile gegen die Juden gern jeden Einzelnen „Besseren" zur Ausnahme; Niemand aber darf sich bei diesem persönlichen Freibriefe befriedigen. Wenige geben sich die Mühe, ernst und unbefangen über die Juden nachzudenken und sie mit rein menschlichem Gefühle zu beobachten; in der Regel betrachtet man die gesammte „Judenschaft", wie man sich jetzt in Preußen ausdrückt, als einen Stand, dessen Mitglieder auch in socialer Hinsicht für einander zu haften hätten. Ist dieses letztere schon ungerecht gegen einen wirklichen Stand, so ist es noch unendlich mehr gegen die Juden, die in allerlei Stände versprengt sind, und wie alle andern Confessionen die verschiedensten Bildungsstufen in ihren Mitgliedern aufweisen. Doch — ich will hiervon abbrechen. Mich widerte an den hiesigen Erscheinungen besonders der Mangel an Einfachheit, an bescheidenem Selbstgenügen und innerer Ehre an; nicht nur bei ungebildeten Juden, sondern überall auf der Mittelstufe zwischen Naivetät und Bildung macht sich eine Schaustellung, eine Scheinsucht geltend, die sich folgerecht besonders an Aeußerlichkeiten heftet; so sind die Bauern, die als Städter erscheinen, so Schneider und Lithographen, die sich als Studenten oder Beamte benehmen wollen, so rohe Juden, die sich als gebildet zeigen möchten und sich dafür halten, weil sie sich Kleider und Bücher kaufen können.

Es ist nun auch im Dorfe bekannt, daß ich ein Jude, d. h. im Judenthum geboren bin; die Tochter meines Nachbars sagte mir ganz

ehrlich: „ei, ich hab' ja gehört, Sie sind ja kein Herr, Sie sind ja ein Judd." — Ist das nicht die naivste Offenbarung der vorhin bezeichneten Anschauungsweise?

Einige Bauern behandeln mich minder freundlich, andere minder ehrerbietig und mehr als ihresgleichen, seitdem sie wissen, daß ich ein Jude bin; dieses Benehmen der Gleichheit verdrießt mich keineswegs, es ist gut und recht, daß die Juden durch ihr Schicksal darauf hingewiesen sind, nie zu den „Herren", zu den „Vornehmen" zu gehören, sie sind die lebendigsten Vertreter der Gleichheit im Bürgerthume; traurig aber ist's, daß das Landvolk sich noch durch die Herablassung eines „Herrn", eines „Vornehmen" besonders geehrt und geschmeichelt fühlt; dies ist die Frucht des Beamtenthums.

Ich habe noch nicht von der hiesigen Gegend gesprochen, und doch ist sie wohl erwähnenswerth; ich gestehe aber, ich befreunde mich erst recht mit Berg und Thal, wenn ich das Leben und Treiben der Menschen drin und drauf kenne, ich möchte sagen überwunden habe. Auch hier traf ich wieder viele sogenannte „gebildete Menschen", die über die Schönheit und Größe der Natur in romantisches Entzücken ausbrechen können, gilt es aber einen warmen Blick für das Menschenleben, für das Leben dieser Bauern, da sehen sie in Allem nichts als Rohheit und Schmutz. Schillers:

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual,

wird von Vielen als eine sublime Wahrheit hingenommen und mit Enthusiasmus citirt; und doch kann dieser Ausspruch eines dem Menschengewühl entflohenen Herzens nur als momentane, durchaus subjective Stimmung gelten. Sind schon die Begriffe von Mensch und Natur willkürlich gemachte Gegensätze, so muß auch noch auf den allbekannten Satz hingewiesen werden, daß der Mensch das vollkommenste Geschöpf ist. Das schönste ist und bleibt die Menschennatur, man muß sie nur herausschieben aus ihren Verkleidungen, aus ihren staatlichen und kirchlichen Zwangsjacken. Dann aber hoch auf den Bergen mit ringsum

über unzählige Herrlichkeiten schweifendem Blicke hebt sich die Seele aus ihren Banden und schwebt frei in der Unendlichkeit. —

Schon auf der „Kanzel", einem Vorhügel des Taunus bei Diedenbergen, hat man eine unermeßlich reiche Fernsicht, links ganz nahe der Taunus mit seinen weichen Wellenformen, hier die weiße hellstrahlende Hofheimer Waldkapelle und weiter hinüber die zerfallenen Burgen von Königstein und Falkenstein, vor uns die weite Ebene des Mainthales mit seinen zahllosen Dörfern, dort ganz nahe Frankfurt und dort Darmstadt und hinter ihm die liebliche Kette der Bergstraße; plötzlich erschallt weithin ein Pfiff, da rollen die Wagen auf dem Eisenwege dahin, es scheint ein großes Ungeheuer, das sich, von unsichtbarer Kraft getrieben, dahinwälzt, in dem hellen Sonnenschein ist kein Dampf bemerkbar. Wenden wir unsern Blick rechts, so sehen wir hinauf bis gen Worms und dann von Mainz ab durch einen großen Theil des herrlichen Rheingaues. Hier oben verschwinden die nassauischen, die hessischen, die frankfurtischen Gränzpfähle, die an den Straßen bald da, bald dort ihre bunten Farben präsentiren. Ich konnte diese Fülle und Pracht nicht überschauen, ohne in Gedanken zu sprechen: sei einig und frei, du, mein gesegnetes deutsches Vaterland! — Und wenn dann allmälig die Sonne niedersinkt und Alles übergluthet, da erhebt sich die Seele zu Gedanken, für die es keine Worte giebt. Ich werde der auf diesen Anhöhen verlebten Stunden nie vergessen. Einer meiner liebsten Spaziergänge ist der nach Diedenbergen, das nur eine kleine halbe Stunde von hier entfernt ist; es heimelt mich dort an, als wäre ich zu Hause in Schwaben; der Menschenschlag hat auch ganz denselben Charakter, gedrungene, stämmige Gestalten mit hellblauen Augen. Diedenbergen liegt abseits der Landstraße und gehört zu dem sogenannten „blauen Ländchen", deshalb so benannt, weil die blaue Farbe fast ausschließlich in der Volkstracht herrscht. Unter den Frauen hat sich hier mit sehr geringen Ausnahmen eine Volkstracht erhalten, die sich im Schnitte ebenfalls der schwäbischen nähert; das Haar ist nicht wie im Mainthale gescheitelt, sondern schlicht zurückgekämmt und hinten in einer Lockenwelle aufgebunden, eine hellblaue helmartige Haube ist darauf gesetzt; ein schwarzsammetnes Mieder nach vorn in der Schniepform offen, mit schwarzen Bändern über dem weißen Vortuche, ein dunkel-

blauer faltenreicher bis an's Knie reichender Rock, Strümpfe mit blauen Zwickeln und weit ausgeschnittene Schuhe bilden die Tracht derer aus dem blauen Ländchen. Und wie in der Tracht, so unterscheiden sich auch in Gebräuchen die Diebenberger von den näheren Anwohnern des Mainthales. Das blaue Ländchen ist durchweg protestantisch, es gehörte ehemals zu Hessen, der hiesige Theil des Mainthales aber zu Kurmainz. Diese örtlichen und durch äußere geschichtliche Thatsachen herbeigeführten Confessionsunterschiede, die sich allenthalben vorfinden, sollten den Menschen stets in's Gedächtniß rufen: duldet diese Verschiedenheiten nicht nur, vergebt und vergeßt sie nicht nur, sondern erkennet: wie eure eigenen Ueberzeugungen, die ihr für selbstgewonnene erachtet, von historischen Zufälligkeiten abhängig waren; in einer bestimmten Confession geboren, bildet sich vielfach euer Geist darnach, und diese Confession habt ihr euch nicht selbst, haben sich oft eure Väter nicht einmal gegeben. Der Grundsatz: cujus regio ejus religio, hat oft das Schicksal ganzer Länder auf Generationen hinaus bestimmt. Mit Hartherzigkeit und Fanatismus, oder mit stolzem Ueberheben verficht nun der eine seine Dogmatik und verfolgt die andere, und es hätte nur einer kleinen geschichtlichen Wendung bedurft, so stammte er auf Generationen zurück von anders Glaubenden ab, und er würde vielleicht diesen andern Glauben mit gleicher Ausschließlichkeit als den allein richtigen geltend machen. — Die Religion, die Befreiung des Geistes aus seinen endlichen Banden steht über allen Kirchen und ist nicht in ihren Satzungen festgebannt.

„Es waren einmal drei Gesellen,
Die hielten einen Rath",

dieser Vers paßt auf ein Kleeblatt von Handwerksburschen, dem ich eines Abends begegnete, sie saßen an einem Raine, der eine blies auf seiner Stockflöte die Melodie zum Kosciuszkoliede, ein anderer hielt sein Wanderbuch mit den Wappen aus aller Herren Ländern auf den Knieen und blätterte darin, der dritte schrieb von einem Blatte etwas in eine Schreibtafel; dieser war ein besonders schöner Bursche, ein junges Blut mit frischrothen Wangen und einem hellen gescheidten Auge; ich setzte mich zu ihnen; der Schreiber war ein Bierbrauer, „bei Breslau zu Haus", der

Flötiſt mit ſeinem blauen, in eine Wurſt gebundenen Rocke ein Hannoveraner und Färber, der im Wanderbuch Studierende ein Schuſter aus Sachſen; dieſer letzte war ſchon ein alter Geſelle, tief in den Mannesjahren und hatte ſchon „vieler Menſchen Städte und Länder geſehen.“ Wir wurden ſchnell mit einander bekannt, und ich wurde nun in den Rath der Dreie gezogen; ſie beriethen ſich nämlich, wie ſie es anfangen wollten, durch das Frankfurtiſche und Heſſiſche nach Baiern zu kommen, während ſie doch das vorgeſchriebene Reiſegeld an der Grenze nicht vorzeigen konnten, denn ihre ganze Baarſchaft beſtand zuſammen aus 23 Kreuzern, in Offenbach aber ſollte ein Jeder acht, und in Aſchaffenburg zehn Gulden vorzeigen können; in's Naſſauiſche hatten ſie ſich durch die Eiſenbahn hereinſchnellen laſſen; der Schuſter entſchied endlich mit ſeiner praktiſchen Erfahrung, indem er ſie bedeutete, daß man in dem Orte vor der Grenze ſeinen Ranzen verpfände, das darauf erhaltene Geld vorzeige und ſich den Ranzen in's Land herein nachbringen laſſe; er lachte den jungen Bierbrauer gewaltig aus, der ſich gar nicht von ſeinem Ranzen trennen wollte. Es war nicht anders zu helfen, man mußte den Rath zum Beſchluß erheben. — Iſt es nicht jämmerlich, daß während für Waaren die Zollſchranken gefallen ſind, dieſe nur noch für die armen Handwerksburſchen beſtehen, kann das einem deutſchen Jüngling ein vaterländiſches Bewußtſein verleihen, wenn er ſtets wieder in jedem Lande als ein Fremdling betrachtet wird? Die Handwerksburſche allein ſind den grauſamſten Paßplackereien innerhalb des deutſchen Vaterlandes ausgeſetzt; wie illuſoriſch aber die Vorzeigung von nöthigem Reiſegelde iſt, erſieht man aus dem gefaßten Beſchluſſe, und leider wird dadurch das Gemüth an Betrügereien und Hintergehungen gewöhnt, die Eiſenbahnen endlich werden faſt alle jetzt beſtehenden Beſchränkungen aufheben, ſie rollen ſchnell an den Grenzpfählen vorbei; Alles dieſes macht es daher höchſt wünſchenswerth, daß aller herkömmliche unnütze Schlendrian aufgehoben würde. — Der Hannoveraner klagte mir, daß es mit ſeinem Handwerke gar ſchlimm ſtehe, und daß er oft die Dreſcher in den Dörfern beneide, daß er ſich gern zu dieſem Geſchäft hergeben würde, wenn er nur könnte oder dürfte. Vielleicht wird der zu erhöhende Zollſchutz auch dieſem Färber aus ſeiner Noth helfen. Der Sachſe war

ſchweigſam, der „Schleſinger" aber um ſo beredter, alle ſeine Reden hatten etwas Friſches, Erquickliches; er war erſt drei Vierteljahr auf der Wanderſchaft; das Wachstuch über ſeinem Hute hatte noch einen friſchen Glanz; er erzählte mir, daß der Pfarrer des Orts ihn habe zum Schulmeiſter ausbilden wollen, ſeine Mutter ſei damit einverſtanden geweſen, er aber habe keine Luſt dazu gehabt, er wollte Jäger werden, der Jäger aber forderte zu viel Lehrgeld, und nun ging ſeine Mutter mit ihm zu dem Bierbrauer, bei dem ſie früher gedient hatte, und er trat in die Lehre; als ich ihn fragte, ob er keinen Vater mehr habe, wurde er feuerroth bis hinter die Ohren und ſagte: Nein. Leicht möglich, daß der hübſche geſcheidte Burſch ein „Kind der Liebe" iſt, wie der kecke Weltprieſter Göthe die außerehelichen Sprößlinge getauft hat. Als ich mich nach dem Abgeſchriebenen erkundigte, erhielt ich, wenn man es ſo nennen will, eine Parodie des Kosciuszko-Liedes, die aber doch wohl zeigen mag, welche Wendung und Anlehnung die Lieder unter den Handwerksgeſellen jetzt haben; der Hannoveraner hatte es von einem Nürnberger abgeſchrieben, der es in Gemeinſchaft mit Andern verfaßt haben will. Es lautet:

Ford're Niemand mein Schickſal zu hören
Von euch Allen, die ihr in Arbeit ſteht.
Ja wohl, könnt' ich Meiſter beſchwören,
Es wäre doch bis morgen ſchon zu ſpät.
Auf der Wanderſchaft luſtigen Tagen
Setzt' ich Kleider und Reiſegeld zu;
So hab' ich denn nun weiter nichts zu tragen,
Als mein Rock und mein Stock und die Schuh.

Keine Hoffnung iſt Wahrheit geworden,
Selbſt in Schleſien war Alles beſetzt;
Als ich reiſte über Frankfurt nach Norden,
Ward ich ſtets von Gensd'armen gehetzt.
Von Stettin aus nach Hauſe geſchrieben,
Ging ich dennoch Berlin erſt noch zu;
So iſt mir denn nun weiter nichts geblieben,
Als mein Rock und mein Stock und die Schuh.

In der Heimath darf ich mich nicht zeigen,
Denn dahin iſt das Geld und der Rock;
Laſſet mich meinen Namen verſchweigen,
Denn ſonſt droht mir ein knotiger Stock.
Statt in Betten in Wäldern gebettet,
O! ich hatte nur wenige Ruh;
So hab' ich denn in der Fremde nichts gerettet,
Als die Hoſen und zerriſſene Schuh.

VIII.

Der Advokat und das Ei.

Eine Erzählung

von

Apollonius von Maltitz.

Zweite und letzte Abtheilung.

Stolter war nun zum ersten Male in seinem Leben ungern allein, zum ersten Male mit einer zarten Sorge allein. Seltsames Gefühl der Neuheit, am meisten, am öftesten gleichst du doch einem Wundfieber! —

Das Nest des Vögleins stand in einer sorgfältig abgemessenen Entfernung von einer erwärmenden Lampe seinem Kopfkissen nahe.

„So muß es," dachte er, „einer Mutter ungefähr sein, wenn eine Wiege nicht weit von ihrem Lager steht." — Er dachte bedenklich an Frau v. G. „Das Geschrei wenigstens ist mir erlassen," meinte er, „die Kosten sind unbedeutend, das Ganze nur ein Versuch der Neugier."

Er entschlummerte, aber nicht auf lange. Die ungewohnte Gegenwart einer Flamme beunruhigte seine Augen. Bald zitterte und flackerte, bald hüpfte und schmachtete das Flämmchen. Es erlosch, es barg, es dehnte sich, wie um das Nest zu ergreifen und zu verzehren. Einmal sprang der Advokat aus dem Bette, um seinem Unwesen zu steuern, ein ander Mal, um der Flamme letzten Hauch aufzuhalten. Er stöhnte und ächzte „über die dumme Geschichte, die am Ende noch was kosten würde."

Der Boden, wo der Luftballon hing, war von Ratten nicht nur bewohnt, sondern bis zum Auswandern bevölkert. Sie machten Einfälle in des Advokaten Kämmerlein, dessen Schwelle sie nie recht ernstlich für ihre natürliche Gränze gehalten hatten. So lange der Advokat allein schlief, hatten sie seinen Frieden nicht gestört, aber nun hörte er leiser. Es rauschte, es pfiff, der Advokat sah aufwärts, und sieh', ein redlicher Schatten verrieth ihm eine ungeheure Ratte, die den Nachttisch erklommen und das Nest wie ein Urgebirge überragte. Der Advokat sah, sprang auf und schlug mit der geballten Faust die Ratte, vor der eine Katze (selbst Hofmanns Kater) gebebt hätte, ohne jedoch sie zu tödten, allein mit dem Vortheil, den Kampf auf ein anderes entlegenes Gebiet, nämlich auf sein Bett zu spielen.

Hier entspann sich nun der leider noch nicht besungene Kampf des Advokaten mit der Ratte. Sie rang, wie ein Proteus, sie biß ihres Gegners Finger, Wange und Nasenspitze. Es war eine stille, feierliche Nacht. Der Kampf hatte die ganze Natur zur Lauscherin, das Pfeifen, Fluchen und Schnauben der Kämpfer nahm immer zu, bis ein Schlag mit dem Stiefelknecht den Sieg entschied. Aber welch' eine Verwüstung! Noch so ein Sieg und der Sieger war verloren! So groß war die Zerstörung nicht an jenem Morgen, wo Alkmene ihren Knaben mit den todten Schlangen an ihrer Seite fand.

Der Advokat war so zugerichtet, daß an kein Ausgehen zu denken war. Er erntete die ganze Bewunderung des Vogelhändlers und den heimlichen Spott der Haushälterin, deren Wuth zum Höchsten stieg, als ihr das Zimmer ihres Herrn untersagt und geboten wurde, dieses von nun an, selbst bei Nacht, heizen zu lassen. Und doch kostete die Klafter Holz fünfzehn Gulden.

Sie war im Begriff, der Polizei einen Wink über das geheimnißvolle Treiben ihres Herrn zu ertheilen, aber ihr Vortheil fiel fürs erste in die Zügel ihres schwarzen Gedankens. Sie trat in ihre maulende, ihrer Meinung nach würdevolle Stellung zurück.

Entscheidend für unsers Advokaten Gemüthszustand war das Abentheuer der vergangenen Nacht. Er hatte zum ersten Male ein Wesen nicht schriftlich, nein, thätig, unentgeldlich, mit Vergießen seines eigenen

Blutes vertheidigt. Es beſchlich ihn eine angenehme Empfindung des Sieges und des Heldenmuthes, ein Wunſch nach Ereigniſſen, den Jeder von uns, mindeſtens als Knabe, geſpürt hat. Sein Auftreten war ſicherer, ſeine Befehle an den Vogelhändler beſtimmter, ſeine Verachtung der Schwierigkeiten gewiſſer. „Mein Wort als Rechtsgelehrter," ſagte er zum Gehülfen, „wir bringen das Thierchen auf."

Mit der den Akten abſpenſtig gewordenen Feder ätzte er raſtlos den Pflegling. Nicht immer empfing dieſer bereitwillig die Speiſe — oft, ſei es Leiden oder Eigenſinn, blieb das Schnäbelchen geſchloſſen, oft auch wurde der günſtige Augenblick verfehlt, wo die Nahrung hätte eingeflößt werden können. Des Advokaten Geduld blieb unerſchöpflich, weil ſein Ergötzen es war; ſeine Hand ſank zuweilen müder, als ſie es je vom Schreiben wurde.

Der Vogelhändler fand den Vogel für ſein Alter ſehr ſtark und kräftig. Nur welcher Gattung er angehöre, vermaß er ſich nicht zu entſcheiden. Man kennt den Vogel an ſeinen Federn, und hier war wohl ein Vogel, aber noch keine Federn. — „Man muß abwarten, verlangen wir nicht zu viel auf ein Mal," ſagte der Advokat, „ich muß einige Tage das Zimmer hüten, denn meine Naſe dürfte Aufſehen erregen." Und nun ſaß er an ſeinem Schreibtiſch, immer von Zeit zu Zeit zum Neſte hinüberblickend. Die Arbeit ging trotz dieſer Unterbrechung raſch von ſtatten, er ergötzte ſich an dem Heißhunger des kleinen, ſo hülfsbedürftigen Weſens, das, wenn es ſeine Spenden verſchlungen, das Köpfchen ruhig zurecht legte, um weiter zu ſchlummern und ihn weiter ſorgen zu laſſen. Aber welch' ein Zwang, nicht Herr einer Stunde zu ſein! — Er ſah nicht recht ein, wie er ſeinem Geſchäfte werde nachgehen können. Eine gebiſſene Naſe kann uns nicht immer von der Welt, in der wir nützen müſſen, entfernen. Er wurde nachdenkend, und hätte vielleicht, wenn es ſeine eigene Idee geweſen, das gethan, was der Vogelhändler ihm vorſchlug, nämlich das Vögelein ruhig ſeinem fernern Schickſale zu überlaſſen.

„Das Beſte," ſagte der Gehülfe, „iſt nun gelungen. Das Vögelein iſt ausgebrütet; aber wie wird es mit dem Aufziehen werden? Der Herr Advokat können doch nicht in allen Stücken Mutter ſein! Euer

Gnaden ſollten mir das Vögelein mit nach Hauſe geben; kommt es auf und davon, ſo ſollen Sie es richtig erfahren. Es macht Ihnen zu viel zu ſchaffen."

Der Advokat wurde unwillig. Seine Wunderlampe war freilich kein Liebesfeuer. Das Thierchen ſchien ihm matt — aber ſich ſchon von ihm trennen, und auf fremden Rathſchlag? Hatte er deswegen mit der Ratte die Mordſchlacht gekämpft? nein!

Er warf ſeinen Blick auf „Alphonſine, oder die mütterliche Zärtlichkeit" und ſagte: „Niſten Eure Kanarienvögel, wie alt iſt die Brut?"

„Dieſen Morgen," ſagte der Vogelhändler, „ſind drei Junge ausgekrochen."

„Bringt mir die Alten und die Jungen."

„Um Alles in der Welt, um drei Kronenthaler nicht," rief der Papageno, „die Alten würden das Neſt für immer verlaſſen." —

„Ich zahle," ſprach der Advokat mit einem entſchloſſenen Seufzer, „was auch daraus entſtehe!"

Der Vogelhändler brachte die geflügelte Familie. Unſäglicher Geſchicklichkeit bedurfte es, um das Vögelein in das fremde Neſt zu legen. Wird nun die fremde Mutter ſich ſeiner annehmen? —

V.

Sie hüpft in ſichtbarem Seelenkampfe auf und ab. Jetzt iſt ſie dem Neſte nahe, wird ſie hineinſchlüpfen und die ungebotene Pflicht übernehmen? Nein, ſie wendet ſich ab, pickt an einem Stückchen Zucker, fliegt hinunter und badet ſich. Indeſſen friert das Kind der Wunder. Nun fliegt ſie hinauf, o Jubel, ſie ſetzt ſich auf die Jungen. Sie hegt, ſie wärmt, ſie pflegt auch Ihn. Stolter griff zu Hut und Stock, um ſeinem Amte nachzugehen. Hoch über dem Horizont und dem Wirkungskreis der Ratten ward zuvor der Käfig befeſtigt, das Zimmer ſorgfältig verſchloſſen, der Vogelhändler für's Erſte entlaſſen. Seien wir gegen des Advokaten Haushälterin nicht ungerecht! Was geſchah, mußte ihr den Kopf verwirren. Er hatte bis in ſein ſechsundfünfzigſtes Jahr keinem Menſchen Vertrauen bewieſen, nie eine Nachtigall gekauft, nie einen

Kanarienvogel angeschafft, nie sein Zimmer für seine Haushälterin verschlossen. Was er Kostbares besaß, war freilich in einem bombenfesten Schranke aufbewahrt, der sogar im Schwedenkriege nicht leicht gesprengt worden wäre. Sie erschöpfte sich in Wuth und Drohungen und schloß schäumend mittelst der Betheurung: „sie könne nur fortfahren, wie bisher für ihren unglücklichen Herrn zu beten, der in den gefährlichsten Händen sei.“

Der Advokat kam der Welt, in der er lebte, verändert vor, nicht bloß wegen seiner zerkratzten Nase, sondern wegen eines leisen Zugs von Schwärmerei um seinen Mund. Er war zerstreut, sein Auge schmelzend, sein Blick suchte immer die Uhr. Er verließ die Gerichtsstube, ehe es drei schlug. Er eilt in seine Wohnung, er öffnet sein Zimmer, die befiederte Pflegemutter hüpft munter, achtlos im Käfig umher. Der Advokat blieb beobachtend, den Hut auf dem Kopf, im Zimmer stehen. Die Mutter badet, putzt, sonnt sich, aber es giebt kein Nest mehr für sie. Eine Viertelstunde vergeht, eine halbe. Es ist klar, sie hat kein Herz für den Ankömmling, ja, sie verläßt ihn und mit ihm ihre Kinder. Schrecklich; sieh', sie hüpft an's Nest, sie taucht ihren Schnabel hinein. Was ordnet sie, was beginnt sie? Himmel, sie zieht den jungen Advokatenvogel, den Gimpel der Wunder, heraus; sie will ihn über Bord werfen, enterben, ermorden! Der Rechtsgelehrte springt hinzu, er verscheucht die befiederte Megäre, sie flieht in einen Winkel des Käfigs; reglos, doch mit hochklopfender Brust sieht sie zu, wie er die nackte Unschuld aus dem erbarmungslosen Nest hebt, und nimmt nach einigen Bedenken wieder ihren schützenden Sitz auf ihren Kindern ein.

Nun ruhte der Gegenstand zarter Sorgen, „das Kind der Wunder,“ vorläufig in der Hand des Advokaten. Warm, fast glühend schmiegte sich die federlose Brust in die verschwielte Höhlung seiner Rechten, über welche die Linke einen schirmenden Deckel bildete. Seit er als Knabe Pflaumen gestohlen, hatten sich seine Hände nicht so innig begegnet! Er saß mit ergebungsvoller Miene, bei jedem Geräusch seiner Haushälterin Eintritt erwartend; um die Thüre zu verriegeln, brauchte er Hände, und diese waren wehrlos, waren gefüllt. Man kommt, meist verloren, beschimpft. Es waren aber des Vogelhändlers, des Freundes

Fußtritte, die er vernahm. „Ich will eine andere Amme," rief der Advokat barſch, „wie haben Sie mir eine ſolche Perſon empfehlen können?" Der Vogelhändler begriff, nach einem Blick auf den Käfig. „Hab' ich's doch gedacht, daß das Vieh nicht bleiben würde, die Jungen gehen nun auch d'rauf." — In der That hatte die einmal getäuſchte Mutter ihrer eigenen Kinder Erziehung willkührlich für vollendet erklärt, und war nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt.

„Da muß ich Ihnen ein anderes Weibl bringen, aber ob es beſſer geht?" ſagte Papageno.

„Nur ſchnell," rief der Advokat, „meine Hände brennen."

Der Kürze befliſſen, melden wir nur, daß der Vogelhändler vor Abend vielleicht zehn glückliche Hecken in das Kämmerlein des Advokaten gebracht, neun Mütter ihre Jungen verlaſſen hatten, und der Advokat moraliſch und phyſiſch über die Gebühr angegriffen war. Das zehnte Kanarienweibchen, Mutter eines einzigen kränklichen Jungen, empfing mit Dank den frembartigen Zuwachs.

Der zerſtörte Friede von zehn Hecken verſchaffte dem Advokaten einen erquickenden Schlaf, den der Vogelhändler, von einem glücklichen Inſtinct geleitet, nicht für rathſam hielt, durch eine voreilige Rechnung zu verſpäten, ja ganz zu verſcheuchen.

„Euer Gnaden müſſen nicht alle Augenblicke in's Neſt gucken," ſagte er, der Bewahrer des ſüßen Geheimniſſes, warnend, am nächſten Morgen, als er den Advokaten Stolter mit Zubereitung des jugendlichen Futters ſeines Pfleglings beſchäftigt fand, „ſonſt haben wir wieder ein Unglück. Sie haben das Thierchen nun wohl ſchon oft genug geſehen. Der arme Wurm verdankt Euer Gnaden auch viel."

„Was wäre dieſer Vogel ohne mich geworden?" ſprach der Advokat leiſe.

„Und was koſtet er Euer Gnaden ſchon?" ſetzte der Vogelhändler hinzu.

Der Advokat ſtöhnte, einlenkend, abwehrend; „meine Naſe ſchmerzt mich noch immer," ſagte er.

„Der Vogel ſieht, Euer Gnaden," rief der Vogelhändler eines Tages. — „Er ſieht," ſchrie der Advokat, warf die Feder weg und

stürzte an's Nest. — Er sah, er sah, o welch' ein Augenblick — da kommen auch die ersten Federn, er gedeiht, wie zart, wie schuldlos, wie rar, wie hoffnungsvoll."

Bald fing ein schwarzer Fleck sich auf dem Köpfchen zu zeichnen an, die kleinen Flügel bekleideten sich mit schwärzlichen Kielen. Einzelne rothe Federn keimten an Brust, blaue am Rücken. Der Traum hatte einen Paradiesvogel verheißen. „Die goldenen Federn," meinte der Advokat, „gehören dem reiferen Alter. Wenn er nur erst eine warme Hülle hätte, welche Farbe sie auch habe, gehört er darum weniger mir, und ich ihm?".

Des Vogelhändlers Gesicht wurde immer länger, der Schnabel des Vogels immer dicker. Die Farben seines Gefieders blieben schwarz, roth und blau. Er nahm sich neben seinem kanarischen Mitbruder sehr plump aus, drückte diesen beständig und fing die mütterlichen Liebkosungen auf. Der Advokat aber versicherte, er könne nicht ansehen, wie die arme Waise, die Niemand, als ihn, auf der weiten Welt habe, unterdrückt würde. „Ich muß nächstens eine Aenderung machen, hier muß mit Nachdruck gehandelt werden," seufzte und dachte er oft.

Acht Tage vergingen; eines Morgens lag die parteiische Pflegemutter todt auf dem Boden des Käfigs. Wie sie nun ersetzen? Die Kindlein waren schon zu erwachsen, um eine neue Mutter zu finden. Der Advokat mußte seinem Vöglein wiederum Alles sein. Glücklicherweise umhüllten Federn schon seine empfindlichsten Stellen.

Der Advokat konnte sich's endlich nicht mehr verhehlen, daß das Kind seines Herzens, das Kind der Wunder, ein junger Gimpel sei.

Eine dunkle Röthe überlief sein Gesicht. Er schoß einen grimmigen Blick auf den unwissenden Vogelhändler. Aber es war geschehen, der Paradiesvogel war ein Kind seiner Träume; der Gimpel das Kind seiner Wirklichkeit.

Von den unangenehmen Empfindungen, mit denen der Advokat zu kämpfen hatte, blieb nach einigen Stunden eine verdoppelte Scheu vor der Haushälterin und der Welt. Der Advokat Stolter gehörte zu der nicht kleinen Menge unserer Mitbrüder, die von der Wiege bis zum Grabe fremden Witz und Laune unbewußt auf sich tragen und selig

meinen, das erste Epigramm auf sie sei noch zu machen. Wie oft war sein Profil in Kreide und Ruß auf die Mauer gezeichnet, wie oft seine Gestalt auf der Bühne, wie oft in den Skizzen reisender Maler erschienen! Nur er meinte, bis jetzt nicht auf's Glatteis des Lächerlichen gerathen zu sein. Der Advokat Stolter einen Gimpel ausbrüten und erziehen!!

„Euer Gnaden werden tausend Spaß an dem Gimpel erleben," versicherte der Vogelhändler. Der Gimpel ist ein zutraulicher, häuslicher, dankbarer Vogel. Ich hatte einen, der mir auf der Achsel saß und die schönsten Lieder pfiff. Schade, er spricht nicht. Wenn es ein Staar hätte sein können, — vielleicht ein ander Mal haben wir einen Staar."

„Ein Mal ist genug," sagte der Advokat, „diese Sorgen, diese Nachtwachen, diese Angst —"

„Diese Kosten," setzte der Vogelhändler hinzu.

Der Advokat mußte die Feder ergreifen, aber nicht die amtliche, nein, die der weichern Gefühle, die so des jungen Gimpels Leben aufzog. Es war ein mühsames Geschäft, denn der Vogel sah nunmehr, er konnte einen Advokaten von einer Mutter oder Pflegemutter schon unterscheiden. Er schrie aus Leibeskräften, schloß aber den Schnabel fest, wie ein Trappist den Mund, wenn die nährende Feder nahte. Geduld der Mutterliebe und des Fischfangs, standet ihr ihm zur Seite? Was erdachte, was versuchte er nicht! Hundertmal sah er nach seiner Uhr, nach seiner unerbittlichen Geschäftsmannsuhr. „Ich muß bei Gott weg, ich komme zu spät: der Teufelsvogel bringt mich um mein sauererworbenes Brod." Und wie der Regen plötzlich über ein dürstendes christliches Heer fällt, so kam der Friede über den Advokaten, der Gimpel öffnete seinen Schnabel weit, wie ein Pelikan, und nahm wenigstens für eine Stunde Nahrung ein. Der Advokat stürzte fort. Seine Unruhe führte ihn in weniger als fünfzig Minuten wieder nach Hause. So verflossen mehrere Tage, der Vogel wurde stärker, fraß zum Entzücken, aber befiederte sich langsam. Der Vogelhändler besorgte einen mühsamen Hervorbruch der Federn. „Ist es nicht," sagte der Advokat, „bei den Menschen eben so mit den Zähnen?"

„Allerdings," entgegnete der Vogelhändler.

„Wenn es nur gut abläuft," meinte der Advokat.

Die Witterung änderte sich, der getäuschte Lenz, seiner Natur nach etwas vorwitzig, wurde zurückgeschreckt und erstarrte. Man konnte das Zimmer nicht immer in gleicher Temperatur erhalten — das Vöglein fror. Es konnte kaum sein mattes Hälschen aufrichten, um Futter einzunehmen. Der Advokat wagte nicht, vor die Thüre zu gehen. Die sprossenden Federkiele wuchsen kaum merklich, obgleich sie Stolter durch das Vergrößerungsglas fast stündlich betrachtete; ach, er vergrößerte sie nicht. Er schlief wenig und ließ dem Vogelhändler eine Matratze auf den Fußboden legen, um nicht ganz allein zu sein.

Am dritten Morgen that der Vogelhändler den entsetzlichen Ausspruch: „wenn es halt so fortgeht, so geht das Thierchen morgen drauf." Der Advokat erblich ein wenig. Nie hatte er noch einen Menschen für härter als sich selbst gehalten, nun hätte er dem Vogelhändler Pferdefüße zugetraut. Als dieser noch obendrein die Achsel zuckte, gewiß die herzloseste Bewegung des menschlichen Körpers, brachen des Advokaten Vorwürfe los: „man habe durch unweise Behandlung dieses Unglück herbeigeführt. Er sei zu unerfahren in solchen Verhältnissen, der arme Wurm werde das Opfer strafbarer Unwissenheit, unverzeihlicher Vernachlässigung. Es müsse ein Mittel geben, die Federn hervorzutreiben; Milchbäder hätten die Poren öffnen und die Muskeln stärken müssen."

Hier lachte der Vogelhändler dem Advokaten in's Gesicht. — „Er solle das arme Thierchen nur im Trocknen sterben lassen. Uebrigens könne man ja nach dem Hofmedicus schicken."

Dieses gab dem Advokaten seine Besinnung wieder. Er war völlig hofunfähig; aber sich in seinen Jahren am Hofe lächerlich machen? Nein! —

Der Patient wurde nicht besser — der Vogelhändler wich nicht vom Neste — der Advokat genoß nicht mehr Nahrung, als der Vogel. „Wäre nur die nächste Nacht vorüber!" Der Licentiat konnte nicht im Bette bleiben. Mit großen Schritten ging er auf und ab, mehr den Schlaf des Vogelhändlers, als des Vogels störend. Gegen Mitternacht trat er zum Neste. „Er stirbt," rief er mit brechender Stimme, „und läßt mich

allein in der Welt." Dann fuhr er zu Hut und Stock, und weg war er!

An der Thüre des Nachbars wurde geklopft, der Hausknecht hörte zuerst nicht, überhörte dann. Man klopfte wieder. „Es könnte doch Feuerlärm sein!" Man öffnet, der Advokat Stolter stürzt herein, die Treppe hinauf. Alles muß weichen. Er rennt den Kammerdiener um, erscheint am Bette des Schlummernden, Majors v.... seines Clienten, hält ihm die Nachtlampe über die Schlafmütze, zerrt ihn am Schlafrock. Der Client erwacht. „Sie hier, Herr Advokat, um Gotteswillen, hab' ich meinen Proceß verloren?"

„Nein, aber wenn Sie ein Mensch sind, so leihen Sie mir „Bechsteins Geschichte der Stubenvögel", oder: „Unterricht, was mit dem lieblichen Geschöpf, den Vögeln, man sich vor Lust und Zeitvertreib machen kann. Coburg, bei Paul Günther Pfotenhauer. 1707." Sie haben das Werk, Sie haben es."

„Bei Nacht ein solches Buch suchen! Nie hat man es um diese Stunde gesucht — Ich bin schläfrig — Sie sind aber wohl toll."

„Es muß hier liegen," rief der Advokat, und er fand, faßte es mit zitternden Händen, und fort war er.

Beim Frühstück fiel dem noch immer staunenden Clienten nachträglich ein, es sei eine Wette hier mit im Spiele gewesen.

War's nun Bechsteins Rath oder eine plötzliche Sinnesänderung der Natur, die sich oft unerwartet vom Leben zum Tode wendet, der Vogel war um sieben Uhr des Morgens ohne Milchbad etwas besser.

Der Advokat war trunken vor Freude; er hielt das Thierchen in seinen Händen; „o," seufzte er, „warum seid ihr so rauh, Hände, wie Conceptpapier, warum nicht weich wie Briefpapier." Hier fiel ihm ein, er könne, um sie weicher zu machen, sie in Milch baden, mit Mandelseife waschen — und er that es von Stund an. Groß war das Erstaunen der Haushälterin. Diese kosmetische Sinnesänderung schlug jede Vermuthung vom Steine der Weisen, die sie mitunter gehegt, zu Boden. Sie schloß schaudernd auf Heirathsgedanken. Seit Wochen war sie in ihres Herrn Stube nicht gekommen. Der dortige Aufenthalt eines weiblichen Wesens leuchtete ihr ein. So schlagen Flammen zum

Fenster heraus, wie dieser Verdacht aus allen Falten ihrer Seele. Sie verfügte sich zum Polizeimeister; der unnatürlichste Schritt für eine Haushälterin, ihren eigenen Herrn anzugeben; dieses Weib vollbrachte ihn.

Die Krisis war gebrochen. Jeder Tag trieb neue Federn und verlängerte die alten. Der Advokat feierte den zwölften Tag seines Gimpels. Die Zukunft schien zu lächeln.

Als der Advokat und der Vogelhändler eines Morgens mit häuslichen Sorgen beschäftigt waren, klopft es rauh an die Thüre.

„Ich bin bei der Arbeit," ruft der Advokat. — „Wer da?" „Polizei!" ertönte es zurück. Der Vogelhändler, der in seiner leichtsinnigen Jugend einmal gestohlen hatte, fiel auf die Kniee. Der Advokat wurde feuerroth. Wo den Vogel verbergen?

„Oeffnet, im Namen der Obrigkeit, oder die Thüre wird erbrochen! Oeffnet!" —

Der Advokat schob zitternd das Nest in sein Schreibpult. Er öffnet; die Polizei tritt ein, die Haushälterin blickt ihr über die Schulter, aber der Advokat stellt sich mit letzter Kraft auf die Schwelle und verwehrt ihr den Eingang. Der Adlerblick des Commissärs mustert die Verhältnisse des Zimmers. Zwei Thüren, ein Wandschrank. „Nicht von der Stelle," ruft er den zwei Salzsäulen zu, die wir so eben noch als Advokat und Vogelhändler kannten. Sie regen sich nicht. „Durchstöbern wir das ganze Nest." Der Advokat zuckt schmerzhaft — Nest! Somit öffnet der Commissär die Thüre zur Bodenkammer, glaubt von fern den Leichnam eines erhängten Frauenzimmers zu gewahren, naht schaudernd und erkennt den Luftballon aus der Jugend unsers Helden. Er kehrt um, öffnet die andere Thüre und findet darin einen Käfig, in dem Phönix selbst sich nicht schämen würde, auf Arrest zu sitzen. Er schließt den Wandschrank auf und begrüßt zwei abgetragene Sonntags-Fracke. Er sieht sich nochmals um, betastet Wände und Fußboden. Nichts bebt, nichts giebt nach, nichts stöhnt, nichts ächzt. Sein Gefährte macht ihn auf das Schreibpult aufmerksam. „Possen," sagte er, „wird ein erwachsenes Frauenzimmer sich dahinein verbergen können! — Der Herr Advokat sind in der That schuldlos. Hören Sie nun, was geschah. Die schöne Miß Loveful ist seit einigen Tagen verschwunden.

Man hat die Gewißheit, daß sie durch kein Thor der Stadt passirte, daß sie noch in dem Innern derselben verweilt. Nun kam uns zu Ohren, Sie trieben seit einiger Zeit ein geheimnißvolles Wesen und da der Privatmann nie fordern kann, daß die Behörde seine Grundsätze vollkommen kenne, sahen wir uns zu einer Untersuchung veranlaßt, die Sie um so weniger kränken kann, als Sie in meiner Achtung nie höher standen als jetzt. Vergessen Sie diese Stunde und gewähren Sie mir Ihre Hochschätzung." Er hätte in diesem Augenblicke vom Advokaten jedwedes noch so glühende oder zarte Gefühl erlangen können, unter der einfachen Bedingung, sogleich das Zimmer zu räumen.

Es war eine Stunde, seit der Gimpel sein Futter zum letzten Male empfangen. Er mußte grimmigen Hunger leiden. War er in der engen Schublade nicht erstickt? Aber nein, das Kind der Wunder lebte, athmete, hungerte. Der Advokat stillte seine Begierde, während der Vogelhändler durch große Zudringlichkeit der abziehenden Polizei die Reinheit und Freudigkeit seines Gewissens noch nachträglich zu bekräftigen bemüht war.

Schöne Tage folgten diesem Sturm. Der Vogel saß schon auf dem Rand des Nestes, er zog den unverhältnißmäßig langen Fuß oft durch die mehr Rippen als Federn gleichenden Flügel, seine Augen blieben lange offen, sein Köpfchen drehte sich, sein Hals war nicht mehr reglos, wie der einer Schildkröte. Und wenn er nun dem Advokaten in die Hand kroch und dieser sich im warmen Sonnenschein so am Fenster seines Studierzimmers niederließ, o dann war er in seiner Häuslichkeit so glücklich! Da las er, bald seinen Vogel, bald das Buch betrachtend, unter süßen Thränen Alphonsine, oder die mütterliche Liebe zu Ende. „Das hätte ich nicht gemeint," sagte er, „daß meinem Alter noch so viele Freude bestimmt sei. Ich bin ein ganz anderer, besserer Mensch geworden. Wenn ich nur den Vogelhändler los wäre; so lange das Kind noch nicht ganz selbstständig ist, muß ich ihn wohl ertragen. Oft muß ich mich mehrere Stunden entfernen, was soll in der Zwischenzeit aus dieser Unschuld werden? Wärst du nur erst in deinem prächtigen Käfig, du Stütze meines Alters, wo keine Stürme und keine Ratten wüthen und wo Ambrosiakost für dein holdes Schnäbelchen aufgehäuft sein soll, dann wärst du meiner nicht benöthigt, aber was sag' ich

— werde ich nicht diese süße Pflege, diese bangen Nächte zurückwünschen, wo ich dir Alles war, wo du fieberglühend in meiner Hand lagst? Wirst du mich vergessen, Kleiner! nein, o nein, wer kann die Bande zwischen uns lösen! ich habe ja Nichts geliebt als dich. — Was bist du der Mutter schuldig, die dich legte! ich bin deine Mutter. Hätte mich die Welt verdammt, wenn ich ein abentheuerliches (vergieb mir) am Wege liegendes Ei hätte liegen lassen? Noch sehe ich den höllischen Kater, der im Gebüsch lauert. O Vogel, welcher Entdeckung setze ich mich aus! Wenn die Hauptstadt wüßte, daß der Advokat Stolter einen Gimpel (vergieb mir) ausgebrütet, wie würde dieses graue Haupt dem Spotte verfallen! Du bist mir viel, Alles schuldig."

Der Advokat kam einst gegen Abend heim. Ein Trupp von Weibern, Kindern, Greisen stand am Eingang seiner Straße. Man weint, wehklagt, aber dergleichen hatte ihn nie neugierig gemacht. Er will weiter gehen, in sein Ohr dringen die Worte, „es brennt," in sein Auge dringen Flammen und Rauchwolken. Sie steigen über seinem Dache. Himmel, welch ein Anblick! Der Advokat fliegt wie eine Löwin der Gefahr entgegen, er erreicht seine Treppe, der Vogelhändler kommt ihm entgegen. „Lebt er noch," ruft der Advokat, „ist es noch Zeit, ihn zu retten?" Er klingelt und steht vor seiner Haushälterin. Sie tritt ihm erschrocken, aber noch lebend entgegen. Er umarmt sie dafür, daß sie noch lebt. Auch Er muß ja noch leben, wenn sie noch lebt. „Herr Advokat, sehen Sie denn nicht, daß es gar nicht hier, sondern im Michelergäßchen brennt." „Gott sei Dank, von ihm kommt Alles Gute," ruft der Advokat und fällt in einen Lehnsessel. Zu gleicher Zeit kömmt der Vogelhändler mit der Bestätigung der trostreichen Aufschlüsse der Haushälterin.

Der Advokat umarmt freudetrunken den Vogelhändler, die Haushälterin, die Wanduhr, er sieht mit Freudenthränen das brennende Michelergäßchen an, seine Hände fächeln ihm Flammen zu. Er hatte darauf eine unruhige Nacht und stand mehrere Mal auf, um nachzusehen, ob der Gimpel noch lebe. Gegen Morgen hörte der Vogelhändler Herrn Stolter phantasiren: „Lebt er noch — ihm nach und sollte es mich Geld kosten, er muß gerettet werden." Dann wurden die Worte, Matt, Phi-

lidor und Affe laut; zuletzt kam eine höchst zusammenhängende Erzählung der größten uns bekannten Demüthigung seines Lebens.

VI.

Von diesem Tage erschien in des Vogelhändlers Gesicht ein hämischer Zug, der leider bis ans Ende unserer Geschichte bleiben und auch dann nicht verschwinden wird.

Noch einige heitere Tage sollte der Advokat haben.

Er sah an einem Comptoir mehrere Billete zu einer großen Güterverspielung, er las: „am 16ten wird die große Ziehung der Herrschaften Kahlenbach und Glatzenheim vor sich gehen, Hauptgewinnst, eine Million baar oder die Herrschaften selber; Lage: romantisch; Bewohner: sanft, unverdorben und hingebend; Viehzucht: belohnend und fett." —

Er neigte sein Haupt hin und her, trat dann ein, wählte die Nummer 6666 und trug sie heim. Warum sechs? Weil ein Name sechs Buchstaben hatte, der Name: Gimpel.

Papageno hatte seine Rolle ausgespielt. Warum wurde er nicht entlassen? Der Zögling saß ja selbstständig am Troge, selbstständig auf der Stange, er bewohnte das Haus des Paradiesvogels, warum blieb also der entbehrliche Gehülfe noch länger? Antwort: weil er, ach, nicht entbehrlich war. Wer kann ins Menschenherz, wer ins Vogelherz schauen? Der junge Gimpel hing kindlich am Vogelhändler. Es war nicht dieselbe Weise, wie er die Nahrung aus seiner oder aus des Advokaten Hand empfing, nur dasselbe Futter, nur dieselbe Feder. Als er heranwuchs, als seine werdenden Krallen immer nach höhern und immer höhern Zwecken griffen, waren es des Vogelhändlers gräßliche Finger, nach denen sie sich vor Allem ausstreckten. Der Advokat merkte dieses. Es verdroß ihn und kränkte ihn dann, wie Alles, das uns etwas lange verdrießt.

Was hatte der Vogelhändler eigentlich diesem Vogel Gutes gethan, war nicht Alles mit Gold bezahlt worden, hatte dieses Miethlings Herz in den Schreckenstagen der Mause, in dem schrecklichen Momente der

Feuersbrunst gezittert? Dennoch! Der Advokat kam nach Hause, war einen guten Theil des Tages abwesend gewesen, aber der Vogel saß auf der Schulter Papageno's, und verschmähte den ihm vorgehaltenen Finger seines Wohlthäters. Der Advokat fühlte Eifersucht, Wehmuth und Zorn, sie reichten in seiner Seele sich die dürren, die abgehärmten Hände. Es war beschlossen, der Vogelhändler durfte nicht länger auf diesem Fleck der Erde stehn, sie hatte kaum mehr Raum für den Advokaten und ihn! Der Vogel war kein Kind, er mußte selbstständig werden.

Gedankenvoll ging der Advokat aus, mißmuthig wie Sterne's Notar, den seine Frau in einer Regennacht auf die Gasse hinauswirft.

An einem Spiegelfenster hängt No. 6666, Haupttreffer. Der Advokat ist Herr der Güter Kahlenbach und Glatzenheim, oder Herr einer Million.

„Vogel, der sie ihm gebracht, ja, du flogst aus dem Paradiese herab, dürftiges, hülfloses Ei, du hast vergolten, dein ist die Million, dein die Herrschaften, dein Pfleger ist in den Augen der Welt kein Narr mehr. Sie nennt ihn einen glücklichen Vater."

Er zeigt sein Loos 6666, die Häupter entblößen und neigen sich, Gott hat gerichtet. Es läuft durch die Stadt: „Der Advokat Stolter ist Herr der Güter Kahlenbach und Glatzenheim." Nun sammelt sich vor seiner Thür ein Haufen, unschlüssig, ob sie ihn steinigen oder complimentiren sollen. Die Häupter der Gemeinden schicken einen Abgeordneten, dem Mädchen mit Blumenguirlanden vortreten, und der mit einem Geschenk von fünf Gulden zurückkehrt. Diese Gulden kamen aus der voreiligen Tasche der tieferschütterten Haushälterin. Der Advokat selbst liegt in einem Lehnsessel, dem Käfig gegenüber. Er öffnet dessen Thür, aber das Kind der Wunder kommt nicht heraus, fliegt nicht auf seine Achsel. Die Güter Kahlenbach und Glatzenheim können eines Gimpels Liebe nicht erkaufen! Der Vogelhändler tritt mit bescheiden gieriger Geberde ein. Sieh da, der Vogel fliegt auf seine Schulter. Der Advokat seufzt: „Ich denke, unser Experiment ist nun gelungen," sagt er dann, der Vogel lebt und frißt und bedarf keiner Pflege mehr. Ich meine, reichlich bezahlt zu haben. Der Spaß hat nicht wenig ge-

koſtet. Was bin ich noch ſchuldig?" Der Vogelhändler trug immer ſeine Rechnung bei ſich. Möchte jedes Gewiſſen in ſolcher Ordnung ſein! Der Advokat betrachtet die Rechnung mit erbleichendem Geſicht, er bezahlt mit zitternder Hand: „Hier — Gott befohlen." Der Vogelhändler nimmt und bleibt. „Nun," fragt der Advokat, „was noch?" „Hab ich nicht mehr für meine Treue, nicht mehr für meine Verſchwiegenheit verdient," ſagt der Vogelhändler mit einer Stimme, in der ein Keim von Grobheit aufzugehen anfing. Die Güter Kahlenbach und Glatzenheim ſind eine Million werth. Als ſich jener Gimpel mauſerte und man nicht ſechs Groſchen für ſein Leben gegeben hätte, (geſund iſt er es nicht werth,) ſagten Sie mir, Sie würden mir einſt vergelten!"

„Vergelten iſt richtig bezahlen," ſagte der Advokat, „weſſen Rechnung bezahlt, dem iſt vergolten, reichlich vergolten."

„Alle meine Hecken hab' ich zerriſſen," rief Papageno. „Meine Kunden abgeſchreckt — meine Nachtigallen zu Hauſe verhungern laſſen — meine Mehlwürmer ſind nicht mehr, meine Ameiſeneier — Gott!"

Wie immer übertrieb der Schmerz auch hier; er überſah zehnfache Bezahlung.

„Hier Euer Geld," ſagte mit Haſt und Würde der Herr der Güter Kahlenbach und Glatzenheim, „und dort meine Thüre."

„Hier Ihr Geld," rief der Vogelhändler und warf es dem Advokaten vor die Füße — eine Handlung, womit wir am meiſten unſere Menſchenwürde bezeugen, und die nie ihre Wirkung verfehlen wird, ſo lange es Menſchen und Geld giebt.

Der Advokat trat, innerlich von dieſer Größe erſchüttert, ans Fenſter.

Papageno hob die liebe, rollende Gottesgabe vom Boden auf und ging hinaus, nachdem er giftig dem Advokaten zugerufen: „Erleben Euer Gnaden recht viel Freude an Ihrem Herrn Sohn und Erben." Schallendes Gelächter war der Nachſatz dieſer Worte. —

Der Advokat war nun allein, ruhiger Beſitzer ſeiner Stube, ſeines Vogels und der Güter Kahlenbach und Glatzenheim mit Anſprüchen auf Simpelfeld und Gaulbach! Sein Leben trat ins alte Gleis. Die Haushälterin war nicht mehr eine Verwieſene aus ſeinem Zimmer. Sie be-

wunderte den Käfig, den der Advokat in einer Versteigerung erstanden, und meinte, es sei Schade, daß nicht ein schönerer Vogel ihn bewohne. Der Advokat schlug die Augen nieder.

„Schon gut, mir ganz Recht," sagte er, „diese Vögel haben einen recht starken Gesang." „Euer Gnaden können ihn abrichten." „Meine Zeit ist zu kostbar, ich Gimpel abrichten!" „Man hat kleine Vogelorgeln," warf die Haushälterin hin, „dort an der Ecke findet man schon gebrauchte."

„Er soll singen lernen," sagte der Advokat, wie sie weg war. Gegen Abend kam er, in einen Mantel gehüllt, nach Hause und verschloß Etwas in sein Pult. Er träumte die Nacht seit langer Zeit wieder, er sah sich ein Majorat stiften, er erwachte. Töne, wie sie das Rad eines Schubkarren von sich zu geben pflegt, trafen sein Ohr. Es waren die Anfänge des Gimpelgesanges, durch welchen die schönen, einzelnen Flötentöne schollen, welche die Natur von der Nachtigall borgte, um sie diesem Vogel zu schenken. Der Advokat sprang aus dem Bette. Das Wesen, das ihm Alles schuldig war, schloß seine Morgenübung und badete sich in dem gläsernen Napf, wo die Morgensonne so gut spielte, wie im mittelländischen Meere. Wie entzückt das runde, glänzende Auge zum großen Gestirne, zum großen Geber des Lichtes emporsah! wie die junge Brust sich in den Wellen netzte, wie die Flügel vor Entzücken schauerten, wie die ersten Perlen in Venuslocken.

Der Advokat sah mit gefalteten Händen und mit Entzücken zu. — „Freut so ein Leben, was man geschenkt hat," dachte er, „warum schenkt man es denn nicht öfter?" Er öffnete den Bauer, der Vogel sollte herauskommen. Er kam, aber es war so etwas Fremdes in seinem Benehmen. Er pickte von fern an dem Stückchen Zucker, welches sein Pflegevater ihm bot. — „Ja wohl hat dieser Papageno mir bei dir geschadet," dachte der Advokat, „ich bin selbst Schuld daran. Warum berief ich einen Fremden! Es kann noch gut gemacht werden." Er verschloß sorgfältig die Stubenthüre und verhing sie mit seiner wollenen Bettdecke, weil Wolle nicht nur Kanonendonner, sondern auch Wohllaut dämpft, und fing an die Vogelorgel zu spielen.

Der Vogel wurde nachdenkend, er neigte sein Haupt hin und her. Der Advokat spielte: „Freut euch des Lebens“ ꝛc. mit immer steigender Wärme. Er spielte oder drehte, der Vogel lauschte. Was thaten aber die Stunden unterdessen? sie rannen, sie flogen; wer fliegt leiser als sie?

„Herr Advokat, es ist zehn Uhr,“ klopfte es jenseits der wollenen Bettdecke; der Advokat endete. Zum ersten Male hatte er empfunden, was Musik ist. Er ging aus, gestärkt und innerlich froh. Von nun an wurde sein Erwachen Musik. Der Vogel hörte zu, blieb aber unerschütterlich bei seinem Waldgesang und seinem gemessenen, kalten Benehmen. „Die Zeit bringt Rosen,“ sagte der Advokat, und spielte und liebte fort.

Genügsam war diese Freude, nicht dauernd. Der Vogel wurde traurig. Er verbarg während des Gesanges: „Freut euch des Lebens“, sein Haupt unter den Flügeln, er berührte nicht des Bades helle Wellen, er sah den Zucker wehmüthig an. Der Advokat gerieth in Aengsten. „Bechsteins Geschichte der Stubenvögel“, wo er sonst Trost geholt, gewährte kein Heilmittel. Da kam ein Schreiben. Die Handschrift schien aus der Zeit des Faustrechts zu sein, so gehauen und gestochen war sie. Es war ein Schreiben Papageno's.

Er war ein zu Grunde gerichteter Mann. Sein Häuschen lag in Asche und wie er sich ausdrückte — Nachtigallen für eine ganze Provinz waren mit verbrannt. Er verlangte eine Unterstützung, er werde nicht immer reinen Mund halten, sein Gewissen, mit dem er nie gespaßt, verbiete es, es sei gottlos, an Gimpel zu wenden, was Menschen gebühre, er wisse, wie schön der Advokat brüten, Schach spielen und fliegen könne.

Der Licentiat verstummte. Nur wenige haben, wie er, zwischen einem kranken Vogel und einem so impertinenten Briefe gesessen. Woher wußte der Vogelhändler den entsetzlichen Vorgang mit Philidors Affen? Aus des Advokaten Traumreden. O wie vielen von uns läuft eine Anekdote durch's ganze Leben nach, mischt sich in jede Freude und wird oft nicht einmal mit Blut gesühnt!

Man finde unsere Charakterschilderung nicht unnatürlich. Leben nicht Städte und Dörfer in ewiger Feindschaft wegen einer oft bloß ersonnenen Anekdote? Man denke an das Eselgeschrei in Don Quixote!

„Wehe, wehe, die Anekdote vom Affen wird leben und der Vogel sterben," rief der Licentiat.

Papageno kam, erhielt Gold und fand den Vogelschnabel bleich, des Advokaten Wangen noch bleicher. Aber als der Vogelhändler zum Käfig trat, kam Leben in die kleinen Sänger-Adern. Der Gimpel giebt himmlische Flötentöne von sich, fliegt zum Käfig heraus, auf das Haupt Papageno's, er liebkoset mit seinen Flügeln dem struppigen Haar, ist gesund. Es war Gram, es war Sehnsucht, Wundermittel, Freude!

Papageno blieb für immer, der Gimpel konnte nicht ohne ihn leben, der Advokat nicht ohne den Gimpel. Das Haus des Vogelhändlers entstieg herrlich der Asche. Die Schachmatt-Anekdote wurde der Welt vorenthalten, aber der Advokat wurde ernst und ernster. Nicht nur gewöhnte sich der Gimpel immer mehr an den Vogelhändler, dem er so wenig verdankte, sondern es äußerte sich auch ein Widerwille gegen seinen wahren Wohlthäter, ein Widerwille, der so weit ging, daß er mit gesträubtem Schopfe und blitzenden Augen auf die Hand des Advokaten zufuhr, wenn diese milde Hand ihm Futter und Trinkwasser vorsetzte. Es war zu viel. O Lear, wie sagtest du so wahr: „daß ein Schlangenstachel weniger schmerzt, als ein ungerathenes Kind!"

Der Advokat litt nicht ohne Würde. Wäre ihm ein längeres Leben bestimmt gewesen, er hätte gewiß in irgend einem Winkel seines Herzens die Kraft gefunden, Vogelhändler und Gimpel aus seiner Nähe zu bannen, und sein ehemaliges einsames Leben wieder zu umarmen, aber — seine Seele und seine Hülle ahneten eine Trennung, keine Zukunft mehr.

Wir haben gezeigt, wie die Scene des Gartens, der Fluch der schönen Frau, die Lectüre der mütterlichen Zärtlichkeit, Frühlingseinflüsse, wenn auch nur physischer Art, sein Gemüth erweichten, wie dann Unruhe und Sorgen, der Kampf mit der Ratte, endlich die Feuersbrunst, die nothwendige Heimlichkeit, der Widerwille gegen den Vogelhändler und die Haushälterin, ihn völlig untergruben. Man pflegt jeden Todesfall einer Menge von Ursachen zuzuschreiben; sechsundfünfzig Jahre sind freilich kein Alter, sind kein Grund, aber ein trefflicher Vorwand zum Sterben.

Wir eilen. Unſer Schriftſtellereid erlaubt uns eher Unwahrſcheinlichkeiten, als Längen.

Der Advokat wurde bettlägerig. Seine Pflege war nicht muſterhaft. Er begehrte auch wenig, litt ſtumm, ſtiller wie ein Vogel. Zuweilen ließ er ſich den Gimpel an ſein Bett bringen. „Du weißt nicht, was du verlierſt, non sapis quid perdis, ſagte er einmal im ſchlechteſten Latein, um vom Vogelhändler nicht verſtanden zu werden, meine Abſichten mit dir gingen weiter.“ Er fiel in einen unruhigen Schlaf und phantaſirte viel von einem Majorat und einem neuen Zweige der erloſchenen Familie Glatzenheim.

Ein Arzt wurde gerufen. Der Advokat ertheilte kurze Antworten, und ſchien das Ding ſo wenig zu Herzen zu nehmen, daß der Heilerfahrene ſich für perſönlich vernachläſſigt hielt, und ſeine Beſuche, ohne vermißt und bezahlt zu werden, einſtellte.

Da ging an der Thüre des Stolterſchen Hauſes die ſchöne Frau von G. am Arme ihres Gemahls vorüber. Aus dem Hauſe ſtürzte ein Dienſtmädchen mit dem Rufe: „Der Herr Advokat ſterben.“

„Welcher Advokat,“ ſagte Herr von G., „doch nicht Advokat Stolter, mein Anwalt? — Eliſe, laß uns hinaufgehen, fürchteſt Du Dich vor Sterbenden?“

„Ich habe meine Mutter ſterben ſehen,“ ſagte ſie leiſe.

Sie traten ein. Des Advokaten Bett war von Nachbarn und einigen entfernten Verwandten umringt.

Er ſaß aufrecht und hatte eben zu ſprechen begonnen. „Ehe ſich mein Auge ſchließt,“ ſagte er, „muß ich ein Geſtändniß von mir geben, das ich in geſunderen Tagen verſäumte, zu Papier zu bringen. Wahrheit iſt das Labſal der Sterbenden. Ihr haltet mich für unvermählt, ich bin es, doch habe ich die Welt getäuſcht, ihr haltet mich für kinderlos, ich bin Vater. Dieſer Gimpel,“ er deutete zum Käfig, „iſt mein Sohn und Univerſal-Erbe. Er iſt Herr der Güter Glatzenheim und Kahlenbach, mit Anſprüchen auf Simpelfeld und Gaulbach und mit einem unermeßlichen Mobiliarvermögen, worunter eine Sammlung von geſchnittenen Steinen.“

Der Eindruck dieser Worte war unbeschreiblich. Der Haupterbe hatte sich, entkräftet, setzen müssen. Nur die Haushälterin wollte sich (Anstands halber im Nebenzimmer) todt lachen. Der Vogelhändler sah sie mit einem immer vertrauter werdenden Blick an. Er faßte ihre Hand.

„Für meine Haushälterin und den Vogelhändler Papageno ist gesorgt," fuhr der Advokat fort. „Ich empfehle ihnen mein Angedenken," setzte er schüchtern hinzu, weil er der Schachmatt-Anekdote gedachte; über das Brüten und Fliegen war er doch in diesem Momente hinweg.

Der Kranke verfiel in Ermattung. Unter den Umstehenden erhoben sich rechtliche und ernstliche Stimmen: „in wiefern der Herr Advokat verrückt und sein Testament ungültig sei?"

Frau v. G. trat zum Lager. Ihre süße Stimme sagte: „Fassen Sie Muth, lieber Licentiat!" Natürlich schlug er bei diesen Tönen die Augen auf.

„Sie hier, schöne Gönnerin, gnädigste Baronin? Ihr Fluch — Gedenken Sie sein? er ist eingetroffen — ich habe an einem Spielwerk erlebt, was Andere an einem Heiligthum. — Es läßt sich viel darüber sagen — wer nur Zeit hätte! — Gott erhalte Ihnen Ihren jungen Baron! Es ist vollbracht!" Er warf den leuchtendsten Blick seines dumpfen Lebens auf die schöne Frau. Der Gimpel ließ zwei wunderreine Flötentöne hören.

Der Arzt trat hinzu und verkündete nach einer Minute mit lauter vernehmlicher Stimme: „daß der Herr Advokat Stolter aufgehört habe zu sein."

Da lag nun der nicht unmerkwürdige Mann, der von einem Affen matt geworden war und einen Gimpel ausgebrütet hatte.

Und der Vogelhändler faßte die Hand der Haushälterin und nannte sie „Gattin."

Frau v. G. senkte tief ihre schöne lange Wimper über die Leiche. Sie drückte ihres Gatten Hand, vertraute den Käfig ihres Bedienten

Händen und durchschwebte leise das Zimmer, wo stellenweise Lachen und Fluchen sich hören ließ.

Den Vogel sah man seitdem ihrem Arbeitstisch gegenüber und stets, wenn sie ihn anblickte, erinnerte sie sich, daß ein Herz an ihm gehangen hatte. —

IX.

Der Rubin.

Mährchen

von

Friedrich Hebbel.

Es war an einem schönen hellen Nachmittag, da stand Assad, ein junger Türke, der vor wenigen Tagen zum ersten Male die unermeßliche Stadt Bagdad betreten hatte, und sich nun mit stets gesteigertem Erstaunen unter all ihren Wundern erging, vor der Bude des reichsten und angesehensten Juweliers. Mit inniger Lust versenkte er sich in das mannichfaltige glühende Leben, das in Strahlen und Farben sich offenbarend, die edlen Gesteine durchflammt. „O Edelstein — rief er voll Entzücken aus — wohl mit Recht bist du erkoren, die Kronen der Könige zu schmücken, denn in dir ist alles Herrliche zugleich zusammengedrängt und geläutert, der flüchtige Sonnenstrahl ist gefangen genommen und in deinen geheimnißvollen Kern eingeschlossen, die schnell verlöschende Farbe feiert in dir ihre Verklärung und empfängt Unsterblichkeit, die reinen, himmlischen Elemente, Luft, Feuer und Wasser vermählen sich in deinem Glanze! Hier steh' ich an der Gränze der Natur, hier ist das letzte, höchste Product der schaffenden Kräfte, weiter — schauernd fühlt es der Geist — kann die Unendlichkeit selbst nicht."

Der Juwelier, ein gutmüthiger Mann, der für seine Kunst enthusiastisch eingenommen war, stand gerade in der Thür und empfand großes

Vergnügen über die begeisterten Worte, die aus dem Munde des Jünglings hervor gingen. Er trat, bisher ungesehen, lächelnd zu ihm heran, öffnete den Kasten, ergriff seine Hand und steckte ihm einen schönen Ring an den Finger. Assad bemerkte es kaum, seinen Blick fesselte mit magischer Gewalt ein Rubin von seltener Größe, auf den die Sonne, die eben aus einer verschleiernden Wolke hervor trat, ihren vollen Schein warf. Er drückte unwillkührlich seine Hand gegen das Herz und holte zum Erstaunen des Juweliers einen tiefen Seufzer, dann streifte er den ihm angesteckten Ring mit dem Ausdruck sonderbaren Widerwillens wieder ab, und rief, auf den Rubin zeigend, leidenschaftlich aus: „behaltet das elende Ding und gebt mir den!" Kopfschüttelnd erwiederte der Juwelier: „der Stein ist mir um Hunderte nicht feil!" „Ich muß ihn aber haben!" versetzte der Jüngling, wie im Wahnsinn, ergriff den Rubin und stürzte flammenden Auges fort.

Der Juwelier erhob ein großes Geschrei, rannte Assad nach und schalt ihn einen Dieb, ja, da dies nicht zu helfen schien, einen Räuber und Mörder. Alsbald entstand ein Auflauf auf der Straße, der Jüngling wurde ergriffen und mit Ungestüm vor den Kadi geschleppt.

„Herr," begann der Juwelier voll Zorn, „so jung dieser Mensch zu sein scheint, und so viel Einnehmendes in seiner Gestalt liegt, so ist er doch ein frecher, undankbarer Bösewicht. Ich sah ihn vor meiner Bude stehen, und ergötzte mich, als ich ihn über die dort ausgebreiteten Schätze mit lauter Stimme, wie ein Kind, seine Verwunderung ausdrücken hörte. Von Wohlwollen übermannt, dachte ich: du sollst einmal billiger kaufen als ein Anderer, nahm einen kostbaren Ring aus dem Kasten und steckte ihm diesen an. Ich erwartete, er würde, so plötzlich beschenkt, große Augen machen und nicht wissen, wie er sich gebehrden solle. Statt dessen nahm er kaum Notiz von meiner Freundlichkeit, und stieß zu meinem nicht geringen Aerger dumme, unvernünftige Seufzer aus. Dann zog er den Ring wieder ab, warf mir ihn verächtlich hin, und verlangte in einem so gebieterischen Ton, als ob er, wenn es ihm beliebte, auch wohl meinen Kopf fordern dürfte, den wundervollsten Rubin, der je in meine Hände gerathen ist. Als ich, meinen gerechten Unwillen bekämpfend, weil ich seine Unwissenheit für den Grund seiner Unverschämtheit hielt,

ihm bescheiden bemerkte, daß ein solcher Stein mehr Werth habe, als er denke, erklärte er geradezu, er müsse ihn haben, nahm auch mit der bekannten Abneigung der Straßenräuber gegen Formalitäten sogleich von meinem Eigenthum Besitz und begab sich auf die Flucht. Ich folgte ihm; wie es mir bei der Last meines Bauches und in einer der Verdauung heiligen Stunde möglich war, ihn wieder einzuholen, begreife ich selbst nicht, die Angst muß dem Menschen übernatürliche Kräfte verleihen."

Der Kadi, ein langer hagerer Mann, mit einem Gesicht, das, wenn er in seiner Gerichtsstube stand, die Inschrift der Dante'schen Hölle furchtbar-getreu wiederspiegelte, war einmal selbst bestohlen worden, und sprach seitdem gegen Diebe nur noch Todesurtheile aus. Er fragte Assad freundlich, ob er das ihm angeschuldigte Vergehen läugne. „Wie könnt' ich!" gab der Jüngling finster zur Antwort. „Es wäre auch gleichgültig," versetzte der Kadi mit jenem, dem Teufel abgeborgten Lächeln, womit Gerichtspersonen in allen Ländern der zerquetschten Menschheit in einem Unglücklichen so gern den Gnadenstoß geben, „man führe ihn vor die Stadt hinaus und thue, was Rechtens." „Jedoch nicht ohne vorgängige nachdrückliche Bastonade!" setzte er hinzu und griff nach der Pfeife, die ein Sklave ihm darbot. Er glaubte wahrscheinlich, wenn er keinen Dieb verschone, gelegentlich seinen eigenen mit zu strafen.

Assad wurde abgeführt. Auf der Straße wandte er sich an den Juwelier, der in seiner Entrüstung noch gar nicht daran gedacht hatte, sich den Rubin zurückgeben zu lassen, und sagte zu ihm: „Herr, ich bitte Euch um einen letzten Gefallen. Laßt mir den Stein bis zum Tode. Begleitet mich hinaus bis vor das Thor, daß ich ihn dort noch einmal anschaue und in Eure Hände überliefere. Nicht wahr, Ihr werdet es mir nicht abschlagen? Es ist ja nur noch kurze Zeit." In dem Juwelier erwachte Mitleid, ihn dauerte der schöne, gefaßte Jüngling, der jetzt noch in voller Kraft und Gluth des Lebens vor ihm stand und doch in wenigen Augenblicken schon der Natur vor der Zeit zur beliebigen Verwendung für einen neuen Zweck zurückgegeben war. Vielleicht hätte er nun den Rubin gern daran gesetzt, um ihn zu retten, doch dies war bei der Gemüthsart des Kadi unmöglich, er mußte sich also darauf beschränken, dem Scheidenden freundlich seine letzte Bitte zu bewilligen.

Angelangt vor dem Thore zog Aſſad den Rubin, den er bis dahin auf ſeinem Herzen bewahrt hatte, hervor, hielt ihn gegen die Sonne, in deren Strahlen er blinkte, wie das Auge eines Menſchen, drückte ihn wehmüthig an den Mund und machte Anſtalt, ihn dem Juwelier zurückzugeben. Bevor er aber dies noch auszuführen vermochte, trat ein Greis von ſehr würdigem Anſehen, dem alles Volk willig Platz machte, auf ihn zu, maß ihn mit einem ſtrengen Blick und ſagte: „Aſſad, du biſt ein Dieb?“ Glühendes Roth überſtrömte die Wangen des Jünglings, aber feſt und unverwirrt ſchaute er zu dem Greiſe auf und antwortete: „ja, und, wie du gleich ſehen wirſt, ich leide den Tod dafür!“ „Iſt dir dein Diebſtahl nicht leid?“ fragte der Greis. „Nein,“ verſetzte Aſſad ſchnell und beſtimmt, „ich weiß nicht, was mich an dieſen Stein kettet, aber es mag gut ſein, daß ich ſterben muß, denn ich fühl's, ehe ich ihn in den Händen eines Anderen ließe, könnt' ich mich mit Raub und Mord beflecken, obgleich meine Seele vor einem Mord zurückſchaudert, wie vor dem eigenen Tode.“ „Ei, wunderbar!“ entgegnete der Greis, „gieb mir doch deine Hand.“ Aſſad reichte ihm die Hand.

Plötzlich befand er ſich auf einer unbekannten Landſtraße. Der Greis ſtand neben ihm. Mehr verwundert und überraſcht, als erfreut, ſchaute der Jüngling ſeinen Retter mit einem fragenden Blick an. „Du biſt jetzt über hundert Stunden von Bagdad entfernt,“ begann der Greis, der ſeinen Blick wohl verſtanden hatte, „und ſie können dort, wenn ſie wollen, ein Lamm ſtranguliren, das ich zum Zeichen deiner Unſchuld an deiner Stelle zurückgelaſſen habe. Glaube jedoch nicht, daß ich dich gerettet haben würde, wenn Leichtſinn oder ſchnöde Habſucht dich zum Raub an fremdem Eigenthum verleitet hätten. Mir ſtehen große Kräfte zu Gebote, aber ich mißbrauche ſie nie, wie ſo manche Genoſſen meiner Gewalt. Die Natur hat jene Macht, die den gewöhnlichen Lauf der Dinge aufhalten und verändern kann, vertrauensvoll in unſere Hände gelegt, damit wir ihr in irgend einem außerordentlichen Falle, wenn die allgemeine Regel, das einfache Geſetz, nicht ausreicht, zu Hülfe kommen mögen. Solch ein Fall iſt der deinige, denn der Rubin, den du dort in der Hand hältſt, iſt das Grab einer wunderſchönen verzauberten Prinzeſſin. Aus ihrem Blut hat er das dunkle, wunderbare Roth in ſich ge-

sogen, in das er getaucht ist. Das Feuer ihres Auges sprüht dir entgegen aus den blitzenden Strahlen, die er so verschwenderisch versendet. Ihr schlummerndes Leben schauerte dich an, als du den Stein im Sonnenschein glänzen sahest, da wurde deine Seele bis in die innersten Tiefen mit süßer Ahnung getränkt, und deine Hand mußte vollbringen, was Herz und Sinne geboten." „Kann die Prinzessin durch mich erlöst werden?" fragte Assad, tief aufathmend. „Das weiß nur sie selbst!" versetzte der Greis, „und du kannst, wenn du willst, sie einmal sehen und mit ihr reden. Sobald du um Mitternacht alle deine Gedanken in den einzigen an sie zusammendrängst und auf den Rubin drei Küsse drückst, so weicht der Zauber auf einen Augenblick und sie tritt in voller Glorie der Schönheit aus ihrem steinernen Gefängniß hervor. Aber, wage nicht dein Glück und deinen Frieden an einen ungewissen Moment; dämonische Fesseln sind immer schwer zu brechen, dich aber würde die herrlichste der Jungfrauen mit unwiderstehlicher Gewalt in deinem tiefsten Sein gefangen nehmen, und wenn es dir dann nicht gelänge, sie aus ihrem Bann zu lösen, so wärest du elend auf ewig. Und nun leb' wohl, kein Sterblicher sieht mich zum zweiten Mal!"

Der Greis war verschwunden, so wie er ausgeredet hatte. Assad bemerkte es kaum, denn jede seiner Empfindungen, jeder seiner Gedanken war an das Wunder, das er in seiner Hand hielt, gebunden. Wie freute er sich, daß die Sonne sich schon zum Untergang neigte, daß die Schatten sich verlängerten; wie sehnte er sich nach der Mitternacht, die er sonst, als unheimliche Freistunde der Todten und Gespenster gescheut, vor der er sich ängstlich in die schützenden Arme des frommen Schlafes hinein geflüchtet hatte. Sie erschien ihm jetzt, wie ein Gefäß, aus dem seinen dürstenden Lippen der holdeste Inbegriff alles Lebens entgegen schäumte, und daß sie über die ganze übrige Welt Angst, Grauen und Entsetzen ausgoß, gab ihr für ihn eben noch einen letzten, schauerlich-zauberischen Reiz. Unterdeß eilte er, da es schon dunkel wurde, rastlos fort, um noch vor völligem Einbruch der Finsterniß die Stadt, die er in nicht gar weiter Ferne vor sich liegen sah, zu erreichen. Dies gelang ihm, auch war das Glück ihm günstig, daß er bald bei einer alten Frau ein Unterkommen für die Nacht fand. Er zog sich sogleich, große Mü-

digkeit vorschützend, in das ihm bestimmte Schlafgemach zurück, legte den Rubin vor sich auf den Tisch, und zählte nun bei brennender Lampe und verhängten Fenstern die Minuten, die langsam, langsam, als wollte jede ihm den Inhalt der Ewigkeit vorrechnen, vorüber krochen. Endlich war es zwölf. Mit unsäglicher Inbrunst drückte er jetzt den Rubin an seinen Mund und küßte ihn drei Mal.

Da war es, als ob sich der Edelstein in seiner Hand in leichten, gefärbten Duft auflockerte, der zu einer morgenrothen Wolke, die das ganze Zimmer erfüllte, anschwoll. Aus der Wolke schimmerte eine Gestalt hervor, anfangs blaß und im schwachen Umriß kaum erkennbar, aber schnell aufblühend zu frischem, glühenden Dasein. Die holde Jungfrau, in ein blaues Gewand gekleidet, das Haupt in kindlicher Anmuth ein wenig vorwärts neigend, warf einen schüchternen Blick auf ihre Umgebung und rief: „wo bin ich?" Gleich darauf aber heftete sie, wie in trostloser Verzweiflung, ihr Auge starr und thränenlos auf Assad, vor dem es aber noch mädchenhaft-scheu zurückgebebt war, und, als erdrückte die erst jetzt erwachte Erinnerung an ihren Zustand, wie ein Leichenstein, jedwede ihrer Lebensregungen, holte sie einen Seufzer, in dem mehr als menschlicher Schmerz sich kund zu thun schien, aus tiefster Brust. Dieser Seufzer schnitt Assad in Mark und Bein, die Jünglings-Blödigkeit, mit der er sich bisher in ehrerbietiger Entfernung hielt, verschwand, männlich fest und die Hand an seinen Dolch legend, trat er vor, verneigte sich und sprach: „edle Fürstin, wenn Eure Erlösung die schwachen Kräfte eines Menschen nicht übersteigt, so vergönnt mir, daß ich Euch mein Blut und Leben weihen darf." „Wie gern thu' ich das," gab sie lustig zur Antwort, „aber, Ihr werdet, wie standhaft auch Euer Entschluß sei, das Werk nimmer vollbringen, nicht weil es zu schwer ist, sondern weil es zu leicht ist!" „Habe ich recht gehört?" fragte Assad mit höchster Verwunderung. „Ich begreife Eure Frage," versetzte sie, „Ihr könnt Euch nicht vorstellen, daß die Leichtigkeit meiner Entzauberung sie unmöglich macht, und dennoch ist es so. Der boshafteste und verschmitzteste aller Zauberer hat mich, die Tochter eines mächtigen Sultans, in einen Rubin gebannt, mich im Garten überraschend, weil mein Vater ihm seine Bitte um drei Tropfen meines Bluts, deren er vielleicht zu irgend

einem schnöden Zweck bedurfte, zornig abschlug. Durch den jedesmaligen Besitzer des Steins kann der Zauber gebrochen werden; damit ich aber niemals wieder des schönen Lebens mich erfreuen möge, hat er die Entzauberung an ein Mittel geknüpft, auf das, weil es einem Jeden an jedem Ort und zu jeder Stunde zu Gebote steht, eben darum Keiner verfallen wird, und das ich, obgleich er mich, um meine Qual vollkommen zu machen, damit bekannt gemacht hat, als das theuerste Geheimniß bei mir bewahren muß, wenn ich nicht für ewig begraben sein will. Ach, wie fröstelt's mich! War's denn länger als eine Minute, daß ich der Freiheit genoß? Gieb mir einen Becher Wein, schöner Jüngling, denn mich dürstet, aber schnell!" Von seltsamer Rührung über diese Bitte ergriffen, welche ihm aus dem Munde einer Sterbenden zu kommen schien, die vom Leben noch einen letzten Genuß verlangt, um das Leben dadurch noch um einen letzten Augenblick zu betrügen, reichte Assad ihr mit abgewandtem Gesicht den Wein, den seine Wirthin ihm gebracht und den er in seiner Aufgeregtheit ungetrunken gelassen hatte. Freundlich dankend trank sie den Wein, gleich darauf war sie wieder von der Wolke umflossen. Mit einem glühenden Blick auf Assad, in dem sie, wie ein verlöschendes Licht noch einmal aufzuflammen schien, rief sie aus: „o Gott, ich möchte doch leben!" Dunkler wurde die Wolke, und ringelte sich dichter und dichter um sie herum, Assad sah mit herzzerschneidendem Schmerz, wie die reizenden Formen sichtlich in einander schmolzen und zerrannen, noch immer glaubte er ihr, wie in stummem Flehen, auf ihn gerichtetes Auge in dem Nebelknäuel unterscheiden zu können, der sie einschlang, doch bald bemerkte er seinen Irrthum, was er für ihr Auge hielt, war nichts Anderes, als der Rubin, der schon wieder, matt von dem letzten Geflacker der nach Oel schmachtenden Lampe beschienen, auf dem Tische lag. „Ihr Leib, ihre Seele, o!" seufzte Assad und starrte den Edelstein an, die Lampe erlosch, wie ein wirkliches Wesen drängte sich die kalte, laut- und lichtlose Nacht an seine Brust.

Ein Jahr war verflossen. Es war ein schöner Morgen. Assad hatte sich aus der großen, geräuschvollen Stadt geflüchtet; still und bleich saß er auf einer Bank, die weit vor dem Thore am Ufer des großen Flusses, dem die Stadt ihr reges Leben, ihre Macht und ihren Reichthum

dankte, an einem einſamen Platze ſtand; in ſeiner Hand hielt er, ihn nach ſeiner Gewohnheit in ſtummer Verzweiflung betrachtend, den Rubin. „Das iſt ein herrlicher Stein!“ erſcholl es auf einmal hinter ihm. Er ſah ſich um und erblickte einen ältlichen Mann von hoher, gebietender Geſtalt mit edlen Zügen, in denen ſich ein tiefer, aber in's Innerſte zurückgedrängter Lebensſchmerz auszudrücken ſchien. „Ja, ein herrlicher Stein!“ wiederholte Aſſad düſter, und verbarg mit den Gefühlen eines Eiferſüchtigen den Rubin wieder auf ſeiner Bruſt. „Junger Mann,“ ſagte der Alte, „dieſen Stein kauf' ich dir ab. Es ſoll Edelſteine geben, die den Menſchen ſanft und mild machen, andere, die ihm liebliche Träume bringen. Als ich den deinigen erblickte, beſchlich mich wunderbare Wehmuth, und das Bild einer verlorenen Tochter ging mir, als ob ſie mir neu geboren würde, in der Seele auf. Ueberlaß' mir den Stein und beſtimme ſelbſt den Preis.“ Aſſad ſchüttelte, ohne aufzuſehen, den Kopf und erwiederte kalt und bitter: „und wenn du mir ein Königreich zu Füßen legteſt, ſo würde ich den Stein nicht dafür geben. Ich laß' ihn nur mit dem Tode, und auch dann nicht, denn ſelbſt in's Grab nehme ich ihn mit hinunter.“ „Sclav,“ rief der Alte ergrimmt, „du giebſt den Stein, oder ich nehme den Kopf dazu!“ Er richtete ſich bei dieſen Worten von der Lehne der Bank, über die er ſich mit halbem Leib hingebeugt hatte, auf und warf, brennend vor Zorn, auf Aſſad einen durchbohrenden Blick. Aſſad antwortete nichts, aber er erhob ſich ebenfalls und lächelte ſtill vor ſich hin, wie in verachtendem Hohn. Der Alte, kreideweiß geworden, wandte ſich um, und winkte mit der Hand eine ſtattlich gekleidete Schaar Bewaffneter heran. „Zeigt dem Hund da,“ rief er ihnen entgegen und deutete mit einer heftigen Bewegung auf Aſſad, „wie der Sultan mit denen verfährt, die ihm trotzen.“ Aſſad zog ſeinen Dolch, doch ſein Widerſtand war fruchtlos, er ſah ſich alsbald von der Menge umringt, und war nahe daran, überwältigt zu werden. Da fiel ſein Blick auf den Sultan, der ihn ſcharf beobachtete, ein ſpöttiſches Lächeln überflog ſein Geſicht, er zog den Rubin hervor, eilte dem Sultan zu und warf, bevor noch Jemand daran denken konnte, ihn zu hindern, den Stein weit von ſich in den Fluß. „Durchſtoßt ihn!“ rief der Sultan und riß, zitternd vor Wuth, ſein Schwert aus der Scheide.

„Ich thu's selbst!" sagte Assad, und zückte den Dolch gegen die eigene Brust. Da ertönte auf einmal ein leises Ach, es war nur ein Laut, aber ein Laut, der in Assad das innerste Leben noch im Angesicht des Todes zur ungestümen Flamme auftrieb, er ließ den erhobenen Arm sinken und stand, wie in ein Wunder verloren, regungslos. „O Fatime, Tochter, so sehe ich dich endlich wieder?" rief der Sultan aus, und that einen Schritt vorwärts, hielt dann aber plötzlich an, als ob er fürchtete, die theure Erscheinung möchte sich in Nichts auflösen, so bald er sie zu fassen versuchte. „Allah sei gelobt!" jauchzten die erstaunten Trabanten und warfen sich, ihr Angesicht verhüllend, zu Boden. „Vater, führe mich zu meiner Mutter!" rief die süße Stimme, die Assad in jener Mitternacht vernahm, und leidenschaftlich-ängstlich umschlang die Jungfrau den alten Mann. Schmerz und Freude vermischten sich in Assad's Brust, er seufzte laut auf, da trat die Prinzessin zu ihm heran, faßte erröthend seine Hand und sagte, indem sie ihn zu ihrem Vater führte: „Hier ist mein Retter!" Der Sultan blieb eine Weile stumm und ernst, dann sprach er zu Assad: „ich wollte dich tödten!" „Ja," erwiederte Assad, „aber noch leb' ich." „Und du sollst leben bis an's Ende deiner Tage," versetzte der Sultan mit erhöhter Stimme, „und wenn du mein Reich forderst, so will ich's dir zu Füßen legen, und mir Nichts ausbedingen, als einen Turban, ein Schwert und ein Grab!" „Ich habe Nichts zu fordern!" entgegnete Assad düster und dumpf. Dann fuhr er, sich zu der Prinzessin wendend, langsam und gemessen fort, wie Einer, der über sich selbst ein Todesurtheil ausspricht: „ich hätte gern für dich den letzten Tropfen meines Bluts verspritzt, aber es ward mir nicht vergönnt, ich konnte dich nicht erlösen, ich konnte dich bloß beklagen, und das konnte Jedermann. Und heute — heute war ich sogar nichtswürdig genug, den Stein, der dein holdes Selbst umschloß, in die schlammige Tiefe hinab zu schleudern, als der Mann, der, wie ich jetzt sehe, dein Vater ist, ihn von mir verlangte. O, ich verachte mich selbst, und du mußt mich auch verachten!" „Du thust dir unrecht," sagte Fatime, „denn dadurch, daß du den Rubin, den du bisher, wie alle früheren Besitzer, nur zu starrsinnig festgehalten hattest, freiwillig und aus eigenem Antriebe von dir warfst, ward meine Entzauberung vollbracht; dies war ja

eben die ſchlimme Bedingung, die dieſelbe, obgleich ein Jeder ſie an jedem Ort und zu jeder Stunde erfüllen konnte, ungewiſſer machte, wie ein Kampf mit Ungeheuern und Drachen." „So ward ich denn glücklich, weil ich erbärmlich war!" verſetzte Aſſad. Fatime ſchaute ihn zugleich bittend und fragend an, denn ſie verſtand ihn nicht mehr, der Sultan aber trat hinzu und ſagte: „du biſt von nun an mein Sohn; tritt nicht zurück, ein Mann darf ſich nicht ſchämen, das von dem Zufall als Geſchenk anzunehmen, was er, wenn's nöthig wäre, dem Schickſal abtrotzen würde durch Kraft und Beharrlichkeit. Jetzt aber begleitet mich in meinen Pallaſt, es iſt nicht recht, daß wir uns ſo lange allein freuten, Fatime hat noch eine Mutter."

X.

Die Vorleſungen des Abbé Dupanloup in Paris.

Von

A. Horwitz.

Wer noch ganz brühwarm von Berlin nach Paris ankommt, die Ohren noch voll von dem entſchiedenen Anathema der jungen Götter der Halle'ſchen Jahrbücher gegen den alten Gott, ihren Vater und Erzeuger, und dann urplötzlich in die Vorleſungen der heiligen Beredtſamkeit des Herrn Abbé Dupanloup hineingeräth, der bleibt einen ganzen Moment lang petrifact ſtehen.

Herr Dupanloup iſt ein Mann von ausnehmender Freundlichkeit, die aber durch eine gewiſſe reſervirte Kühnheit noch einen doppelten Ausdruck erhält. Und wenn er in ſeiner weltlichen Uniform — denn jeder Geiſtliche hat hier neben der kirchlichen noch eine ſolche — über die Boulevards dahin gleitet, mitten durch die ſchöne Sündlichkeit dieſes Lebens, die hier ein ſo glänzendes und verführeriſches Apoſtolat aufgeſchlagen; wo die Verlockung predigt in allen Formen und Geſtalten, in allen Farben und Ausdehnungen: in Menſchengeſtalten, in gehauenen und gegoſſenen, in gewirkten und gemalten Bildern, wo die Engel und Heiligen ſich goldgeſchmückt auf Kandelaber und eitle Tiſchuhren geſtellt, und wo das Kreuzeszeichen ungeduldig ausſchaut nach dem Buſen einer ſchönen Jungfrau; — dann wendet auch er ſeinen Blick, nicht halb und blin-

zelnd in versteckter Beschaulichkeit, sondern ganz und sicher auf manche gemalte Sünde: auf die wunderschöne, bezaubernde Frau, die dem verliebten Löwen die Nägel beschneidet, auf die tanzende Esmaralda und auf die graziöse und unverholene Anmuth mancher Muse und Göttin: Keines Eifersucht und Blicke fürchtend, nicht die des verliebten Löwen, nicht die des Lieutenants Phöbus und nicht die des Herrgotts Phöbus, und was mehr ist, nicht die aller derer, die da spazieren gehen auf den Boulevards. Man sieht also gleich, mit wem man es zu thun hat.

Doch hier ist die Sorbonne, das Residuum des Geistes, angefüllt von einer weisheitdurstigen Jugend und auf dem Lehrstuhl sitzt Herr Abbé Dupanloup, den Tonsurschmuck des Hauptes noch überschmückt von einem schwarzen Sammetkäppchen, und vor ihm stehen einige Octavbände und ein Glas Zuckerwasser (denn dies letztere macht hier einen integrirenden Theil der Vorlesung aus) ... Unmöglich, alles das kann's nicht sein, was im Stande wäre, Einem auch nur eine Idee von Versteinerung beizubringen. Ganz recht; aber es kommt noch ...

Die jungen Götter anathematisiren gegen den alten Gott — Herr Abbé Dupanloup anathematisirt auch. Und merkwürdig, einige vorchristliche ausgenommen, weil sie unschuldig an ihren Verirrungen waren, schickt er die ganze Succession von Philosophen in ihren Haupt- und Nebenlinien ohne Weiteres in's Fegefeuer; und dies nicht mit dem Schmerze und dem Mitleiden eines generösen Executors, der gezwungen ist, das Gesetz höher zu achten, als die ihm verfallenen Opfer, sondern mit dem eclatanten Triumph eines Siegers, der es nicht ermißt, wie jede Exclamation für den Besiegten zu einer neuen Niederlage wird. Wie gesagt, Plato und Aristoteles sind legitimirt, sie können sich beim Heiland bedanken, daß er nicht vierhundert Jahre vor seiner Geburt erschienen. Aber weiter auch nichts; ja selbst das Verhör geht nur bis zu Voltaire, die Nachfolgenden verdienen keins, sie müssen so hinab. O, das ist ein wahrer Septembriseur! — Da sieht man, wie tief der Mensch unter den Göttern steht, und wenn diese auch nur von heute sind. Die jungen Götter, so jung und unerfahren sie auch sind, so wenig auch sie von Großmuth wissen; zu solchem Acharnement, ohne Verhör und Gericht,

hatten sie sich nimmermehr hinreißen lassen; das ist der Unterschied: die Menschen schlachten und die Götter richten. —

Herr Dupanloup will dem ewigen Aergerniß, das die Philosophie der Kirche giebt, ein Ende machen, und das mit einem Male. Die Tactik aus andern Gebieten hat ihn gelehrt, wie man's anfängt, ein coup de main, ein 18ter Fructidor, und das Doppelresultat ist gewonnen: die Vernichtung des Gegners und die Autorität des Siegers. Seine Strategik ist sehr einfach; er richtet seine ganze Macht nach den beiden Flügeln des Gegners und greift so an. Er sagt, und zwar in schönen, helltönenden Worten: Als das Christenthum in die Welt kam, gab es zwei Mächte auf Erden. Auf der einen Seite das ganze Arsenal des Heidenthums: die heidnischen Religionen, die heidnische Philosophie und die heidnischen Inhaber der brutalen Gewalt, die römischen Kaiser mit ihren Legionen; — auf der andern Seite nichts als die neue Lehre, und diese hat über Alles gesiegt, folglich mußte sie siegen. Einem solchen ziemlich antiquirten Argument, in bühnenartigen Exclamationen ausgesprochen, konnte unmöglich ein einmüthiger Applaus fehlen. Doch es sei Herrn Dupanloup hier nur gesagt, wie unwürdig es ist, die Jugend durch Sophismen und Phrasen zu gewinnen, und ein Gebiet, das genug redliche und solide Hülfsquellen in sich hat, durch unlautere Mittel zu vertheidigen und zu befestigen. Das Christenthum war kein Sieg, das Christenthum war eine Erscheinung; und nicht nur, daß es in dieser letzten Gestalt nichts verliert an seiner Berechtigung und Bedeutung, sondern es gewinnt noch; denn leider tragen alle Siege dieser Erde die Flecken und Gebrechen an sich, die ihnen die Menschenhände geschlagen. Das Christenthum hat nicht das Heidenthum besiegt, sondern erschien erst am Krankenlager desselben, und erst als dieses seiner Lebensfunctionen unfähig wurde, begann es die seinen auszubreiten. Als das Christenthum durch Gestalt und Ausdehnung zur Erscheinung werden wollte, waren die Götter von Hellas längst gestorben; die heidnische Philosophie hatte längst Heimath, Boden und jedes reale Ernährungsmittel verloren; auf dem Jupitersitz saß ein Vandalenhäuptling, und die römischen Laren und Legionen wurden von Hunnen und Alanen gedrängt. Das Heidenthum verschied und das Christenthum erschien als Succession, und man-

cher Stimmführer der erlöſchenden Macht, wie Conſtantin zu Rom und Athanaſius zu Alexandrien, iſt eifrig bemüht geweſen, durch ſeinen letzten Willen dem Nachfolger das Recht zu ſichern. Herr Abbé Dupanloup hat weder Recht, noch irgend einen Vortheil, das Chriſtenthum unter Siegestrompeten in die Welt einziehen zu laſſen über die Leiber der griechiſchen Götter und Philoſophen und der römiſchen Prieſter und Legionen hinweg. So weit der rechte Flügel. Wir ſehen unſern Helden zerſtörend und wie auf Windesflügeln der neuen Zeit zueilen und endlich vor einem Collectiv-Gegner, vor einem General en chef ſtehen bleiben: es iſt Voltaire. Er ſagt: Voltaire iſt der Patriarch der neuen Philoſophie; ſtatt aber auf langen Umwegen zu zeigen, was an einem ſolchen Anführer iſt, wolle er ihn, dieſen Apoſtel des Lichts, ſelbſt reden laſſen. Und nun lieſ't er triumphirend folgende Stelle aus einem Voltaire'ſchen Briefe: „dann, lieber Freund, ſag' ich dir, lüge, aber lüg' nicht ſchüchtern, zaghaft, ſondern lüg' wie der Teufel ſelber.“ Ein mächtiger Applaus folgte dieſem mörderiſchen Citate des Redners. Und als ſich dazwiſchen ein oder zwei Pfeiftöne hören ließen, da erſcholl es wie aus einem Munde: à la porte! à la porte! Here Abbé Dupanloup ruhte einige Momente aus von ſeinem Triumphe und trank Zuckerwaſſer. Für einen jungen Fremden, der ſich noch ganz des ruhigen, gemeſſenen Verlaufes einer Berliner Vorleſung erinnert, muß eine ſolche Scene nothwendig etwas Nagelneues haben. Und noch mehr — wer mit eignem Ohr gehört, wie alles das, was Herr Abbé Dupanloup vertheidigen möchte, bereits von den jungen Göttern anathematiſirt iſt, könnte ſich in tauſend Träumereien über die thörichte Menſchheit verlieren, die den lieben Gott ſo angreift und ſo vertheidigt. Unſere Scene namentlich hat viel Betrübendes. Es iſt nicht Herrn Dupanloup's letzte Beweisführung an und für ſich, denn dieſe könnte allenfalls amüſant ſein, ſondern die Richtungsloſigkeit und Verlorenheit einer Jugend, die ſich zu Führern der Menſchheit heranbilden will, und ſich ſo zu Hunderten durch einen unwürdigen Theatereffect haſchen läßt. Dieſer Vorgang hat viel Bezeichnendes für die Form und das Weſen der hieſigen Vorleſungen, den Geiſt der Studirenden und ihr Verhältniß zur Univerſität. Doch wozu allgemeine Bemerkungen, der Verlauf iſt ſprechend genug.

Die Vorlesungen der eloquence sacrée finden im Sommersemester nur alle Freitage von 2—3 Uhr statt. An dem Freitage, der der obigen Vorlesung folgte, war der Hörsaal, der größte der Sorbonne, der Berliner Aula nicht nachstehend, überfüllt. Herr Dupanloup eröffnete den Cours, wie es hier in den theologischen Vorlesungen häufig geschieht, durch die mündliche Beantwortung von Briefen, in denen ihm die Zuhörer Fragen, die über ihre eigene Kräfte gehen, zur Lösung vorgelegt haben. Der Lehrer fordert dazu auf, namentlich zu Fragen, die den Cours betreffen, und so kommt es denn bisweilen, daß das Katheder von einem ganzen Briefstoß garnirt ist. Das war auch diesmal der Fall, obwohl die Frage nahe liegt, wie viel Briefe wirklichen Schreibern und wie viel der Fiction angehören mögen. Dem sei nun wie ihm wolle, die Sache wird so amüsant gemacht und verursacht oft so viele éclats de rire, daß sich die wirklichen Schreiber, und unbedingt giebt es auch deren, welche in der allgemeinen Ergötzung mitamüsiren. Einen deutschen Studenten würde eine solche komödienhafte Bloßstellung seiner Frage in Melancholie versetzen, doch hier ist die Wirkung nicht so nachhaltig. Der Lehrer der heiligen Beredtsamkeit verlas heute unter andern einen Brief, in dem der Schreiber sagt: er fühle in sich einen großen Trieb zur Trägheit; er bitte, ihm die Wege zu zeigen, diesen Trieb zu besiegen. Der Effect einer solchen Frage und die Art der Lösung hat wahrlich die Lustigkeit nicht vermindert*).

Nach Beendigung dieser Art von Correspondenz setzte Herr Dupanloup seinen siegreichen Feldzug fort. Aber diesmal war es anders; der Applaus war von starken Zischtönen getrübt; die übliche Beschwörungsformel à la porte! blieb ohne Wirkung; und als der Cours, der eben nicht lange gedauert, zu Ende war, konnte man sich von einer ausgebildeten Opposition überzeugt halten.

Und wieder Freitag war's — und der Sorbonnehof war angefüllt von jungen Männern, und wenn man zwei beisammen stehen sah, so

*) Diese unwürdigen Farcen sollen hier ausdrücklich nur im Zusammenhange mit Herrn Dupanloup bleiben und keine allgemeine Regel ausdrücken; denn wir finden z. B. den Abbé Glaine, der den Bibeltext philosophisch erklärt, alle schriftlichen Fragen, die an ihn gerichtet werden, mit der Würdigkeit eines Lehrers beantworten.

konnte man's nicht ahnen, in welchem die Absicht zu applaudiren oder zu pfeifen schlummere. Indessen das war alles unnütz. Ein Anschlagezettel besagte, daß Herr Dupanloup heute nicht lesen werde. Das war freilich ein Querstrich für Manchen. Doch Alles war noch nicht verloren. Wo es in Paris einen Platz giebt und Menschen darauf und eine „Frage" in ihnen, da hat's keine Noth, mindestens giebt's eine Discussion. Das geschah. Die Herren waren einmal beisammen; in Paris thut man nichts umsonst; und bald hatten sich die Hunderte von jungen Leuten in größere und kleinere Gruppen vertheilt. Der Sorbonnehof mit dieser lauten Uebervölkerung bot ein höchst interessantes Schauspiel dar, und für den Fremden manchen bezeichnenden Wink. Zuvörderst, und was in einem so lebendigen Beispiele nicht ohne Werth ist, konnte man sich hier überzeugen, wie in Paris Alles zuletzt zur Person wird. Die Sache, die Question, das Princip, der Egoismus. Das ist die ganze Scala des politischen Verkehrs, und wir finden sie, wenn auch in geringerm Maaßstabe, auf allen andern Gebieten wieder. Wenn man sagt: die Dinge müssen in ihrer letzten Erscheinung überall zu Personen werden, so ist das ganz recht; dann aber ist die Person das Centrum, um das sich der ganze Inhalt der Sache und aller Egoismus in concentrischer Weise herumlagert und ausdehnt; dann ist Einheit, Raum, und neben der allgemeinen Beziehung noch die besondere Bewegung möglich. Dann bewegt sich der Mensch in seinem Egoismus wie der Planet um seine Achse, ist aber mit ihm zugleich für eine Bahn verpflichtet, der ein bestimmter Mittelpunkt gesetzt ist. Ohne dies System von Ordnung kann der Himmel nicht bestehen, und fürwahr, die Erde noch viel weniger. In Paris personificiren sich die Sachen in excentrischer Weise, und es bleibt daher bei der Specialbewegung, beim Egoismus, was schon so oft von großer Verwirrung und von den traurigsten Folgen gewesen ist. Die neueste Geschichte der Franzosen hat nur zu deutlich gezeigt, in welcher Weise sich bei ihnen die Personification machte, und was nothwendig daraus folgen mußte. Doch zurück zu unserm Beispiele. Der erste Zischlaut in dem Applaus für Herrn Dupanloup galt unbedingt der Sache, denn sie war irritirend. In der nächsten Vorlesung finden wir nicht mehr die unfreiwillige, extemporirte Mißbilligung,

sondern eine geharnischte Opposition, und es wird gezischt und gepfiffen, selbst wo es nach dem Dafürhalten des ersten Anregers kaum noth thäte. Jetzt aber ist die Sache bis zur Discussion gediehen. Die Frage ist: kann man einen Professor auspfeifen oder nicht? Diese Frage von Hunderten zugleich behandelt, in lauter Rückhaltlosigkeit unter den Fenstern manches Universitätslehrers, in Gegenwart manches Gamin und Lehrjungen, die gemächlich aufhorchten, wies lebendig auf den großen Mißbrauch hin, der hier von Freiheit und Oeffentlichkeit gemacht wird, und auf all die verderblichen Beispiele und Folgen, die sich daraus herleiten. Denn woher soll in der That der untersten Volksklasse, die hier weniger als irgendwo unterrichtet oder geleitet ist, die alles was sie weiß aus dem Gassentumult her hat — woher soll einer solchen Menschenklasse Scheu oder Rücksicht für irgend etwas kommen, wenn sie hört, wie die Zöglinge des ersten Bildungsinstituts in Paris ihre Interessen so öffentlich herumsudeln. Solche Beispiele von oben herab, ob sie auch nicht die Ausdehnung eines Journalunfugs haben, sind demnach gefährlicher und zündender, und Lehren der Art fallen hier nicht auf dürren Boden; die Saat geht auf, man hat es an den Ernten gesehen.

Die Discussion war laut und lebendig, und dauerte mehrere Stunden, und es hat sich hier „sur le droit de siffler" alles das im Kleinen offenbart, was „sur le droit de visite" oder „sur la loi de regence" im Großen vorgeht. Es handelte sich hier nicht mehr wesentlich um Herrn Dupanloup und seine Vorlesung, sondern um ein Rechtsprincip. Eine Opposition geht in der Regel gut gewaffnet in die Schranken, und ungeachtet aller Argumente der Gegner, behielt sie an drei Freitagen hintereinander das Feld, sich fest darauf stützend: Wir sind nicht die Schüler und die passiven Zuhörer der Lehrer, sondern ihr Publicum und ihre Censoren, das beweist der häufige Applaus, den sie von uns annehmen. Ein Publicum aber kann so gut seine Mißbilligung wie seinen Beifall ausdrücken; und ist es ein Recht zu applaudiren, so ist's auch ein Recht zu pfeifen. Das ist der gemäßigte Ausdruck der Oppositionspartei, der im Munde manches Redners einen wahrhaft terroristischen Aufschwung gewonnen, und auch seinerseit von Applaus und Zischtönen überdeckt worden. Und wenn das unwürdige Wort „fouler aux

pieds“ hier der Wahrheit gemäß wiederholt wird, so geschieht es ungern, aber es zeigt, wie weit Sache und Princip hier hingerathen können; und das in Gebildeten, und das in Normalverhältnissen; nun denke man sich die unterste Klasse und eine Revolution! Doch es ist wahr, die Lehrer tragen selber den größten Theil der Schuld. Der Applaus wird hier zu einer so bedeutungslosen Form herabgewürdigt; er wird oft durch einen so gewöhnlichen Theatereffect gewonnen und es wird so regelmäßig zu Ende einer jeden Vorlesung applaudirt, daß die Schüler sich zuletzt an den Gedanken gewöhnen: der Lehrer sei ein Komödiant und sie Publicum, das, wenn es einmal der böse Humor packt, auch den Applaus aussetzen und zischen kann. Hierin hätte eine Aenderung von den Lehrern ausgehen müssen. Man begreift leicht, wie sehr diese Form des Unterrichts mit dem Geiste desselben zusammenhängt, wie sich auf diese Weise Lehrer und Schüler reciprok einen Theateranstrich geben und wie das, was nachhaltig für's Leben sein sollte, im Rausche des Moments verfliegt mit dem Sinken des Vorhangs.

Und nun unſ're Sorbonne-Antagonisten? — hat das Princip gesiegt? — Es ging wie in aller Welt: die Principien bleiben Principien und das Leben geht ruhig weiter. Die Kämper sind zerstreut für dieses Jahr; denn nachdem die Anschlagezettel mehre Male die Aussetzung des in Rede stehenden Cours angezeigt hatten, erfolgte seine gänzliche Einstellung von Seiten des Ministerii, um Herrn Dupanloup's Verfahren und allen fernern Excessen ein Ende zu machen.

XI.

Denkfreiheit und nationale Entwickelung.

Von

Theodor Mundt.

Es giebt ein innerſtes proteſtantiſches Element aller neueren Geſchichte, einen Proteſtantismus, der nicht bloß eine einſeitige Negativität gegen einzelne Lebensformen darſtellt, ſondern der als ein univerſaler Proteſtantismus feſtzuhalten iſt, als welcher er den um alles Glück der ewigen Zukunft neu unternommenen Kampf des modernen Menſchengeiſtes uns bedeutet. Der Proteſtantismus iſt der zweite Engel des Herrn, welcher mit dem flammenden Schwerte des Geiſtes die Menſchheit abermals aus dem Paradieſe gejagt hat, damit ſie den Frieden des Bewußtſeins, welcher ſich in der Kirche und im Volksleben des Mittelalters gottesgnädig über ihr Haupt geſenkt hatte, wieder breche, und hinausſtürze um Gut und Blut in den Kampf des hiſtoriſchen Lebens, in dem ihr ein neuer und höherer Frieden als je verheißen.

Die Zeit der mühevollen Arbeit des Geiſtes beginnt mit dieſer neuen Zeit des Völkerlebens, und dieſe unendliche Arbeit iſt das Erbe, das uns unſere Väter hinterlaſſen haben, die ächte Baarſchaft unſeres heutigen Lebens. Inſofern iſt es eine harte Zeit, in der wir leben, eine Zeit, in der ſchwer, klug zu werden, und noch ſchwerer, glücklich zu werden, iſt. Von dem ächten Scherz und Spaß unſerer alten Vorfahren ſind wir abgeſchnitten, der Hanswurſt macht uns nicht mehr luſtig,

für die Aventüre sind unsere Wälder zu licht und unsere Straßen zu breit geworden, die Aventüre verliert ihren Schatten, findet ihn aber zu ihrer Ueberraschung hinter sich in der Sicherheitspolizei wieder, die immer vortrefflicher wird in diesen protestantischen Zeiten.

Nur der ist bei uns glücklich, der mitten im Kampf darin steht, und sich immer schlagfertig erhält. Wer heut außerhalb des Kampfes und der Arbeit steht, für den ist übel gesorgt, und die Genußlosigkeit des heutigen Daseins muß ihn verzehren. Der Genuß des Daseins ist heut vorherrschend in den Kampf und in die Arbeit gelegt. Diese Runzel des Denkens auf der Stirn des heutigen Geschlechts, welche gewissermaßen als das Kainszeichen des Protestantismus sich ihm vererbt hat, sie ist das Symbol unserer Kämpfe und Zustände. Die Idee der christlichen Freiheit, in welcher die neue Zeit ihren Anfang genommen, und die nur eine Freiheit des innern Lebens war, sie entwickelte aus sich nothwendig die Denkfreiheit, und darin das wahrhaft moderne Lebensprincip, aus dem wir nun alle Gestaltungen der Literatur und des Staats eigenthümlich hervorgehen sehn. Bei der Idee der Denkfreiheit, als diesem Grundelement des modernen Geisteslebens, wollen wir hier einen Augenblick verweilen, weil man der Verständigung mit diesem von den verschiedensten Seiten und zu den verschiedensten Zwecken angewandten Begriff heut mehr als je bedarf.

Wie die indischen Nabelbeschauer, welche in dem unaufhörlichen Aussprechen des Wortes **OM** die höchste Seligkeit fanden, worin sie den Begriff der göttlichen Dreieinigkeit zusammenfaßten, so giebt es auch heut solche Nabelbeschauer der modernen Freiheit, die uns das Wort Denkfreiheit, Geistesfreiheit, Lehrfreiheit unaufhörlich wiederholen, und selig über den beliebten Klang dieser Dreieinigkeit, damit schon Alles gethan zu haben glauben, und im Grunde wohlfeil genug auf diese Art davon kommen. Das hohe Lied von der Denkfreiheit ist jetzt das eigentliche **God save the king** des Liberalismus geworden, und so schön es klingt, so muß uns doch noch mehr am Herzen liegen, zu wissen, was der Inhalt dieser Denk- und Geistesfreiheit ist, und worin ihr substantielles Wesen besteht. Denkfreiheit, ist sie zunächst die Freiheit, daß Jeder denken kann, was er will, wo sie denn eigentlich nur jene triviale

Zollfreiheit der Gedanken darstellte, so wäre sie nur ein armseliges Wortspiel, erfunden, schlechten Köpfen eine Wichtigkeit beizulegen. In der ächten Zeit der Freiheit müssen zwar die schlechten Köpfe ebenso wie die guten frei werden können, und so wird die wahre Denkfreiheit auch das gemeine und dumme Zeug, das aus den schlechten Köpfen heraus sich ans Tageslicht sehnt, gern vertragen, ja die Gemeinheit der schlechten Köpfe wird erst da, wo allgemeine Denkfreiheit besteht, wahrhaft unschädlich und ungefährlich gemacht werden können. Die schlechten Köpfe, die in allen Zeiten ein großes Kirchspiel für sich bilden und darin keineswegs eine *stille* Gemeinde ausmachen, sie schreien oft am lautesten gerade nach Denk-, Geistes- und Lehrfreiheit, und verrathen in der Sehnsucht nach Lehrfreiheit nicht etwa den anständigen Trieb, selbst noch etwas dabei *lernen* zu wollen, sondern sie verlangen in dieser Freiheit des Geistes nur die Freiheit, selbst so schlecht sein zu dürfen, wie sie gerade sind, und sich zur Belohnung dafür selbst als geistesfrei zu stempeln, wofür sie dann gern ihrer ganzen Zeit die Benennung der Epoche der Freien bewilligen wollen.

Die wahre Denkfreiheit aber, die zunächst immer voraussetzt, daß man auch denken kann, und etwas zu denken hat, diese Denkfreiheit hat einen bestimmten Inhalt, aus dem sie kommt und den sie will, und der nicht willkürlich gestattet, daß Jeder auf seine eigene Hand, in seiner Studirstube, in seiner Regierungs-Abtheilung, in seinem Café, nach Belieben geistesfrei werden kann. Die wahre Denkfreiheit ist nicht eine Freiheit der beliebigen Gedanken, sondern sie ist die Freiheit *des* Gedankens selbst, die Freiheit der wahren Idee, in welcher alle Fortentwickelung gegeben liegt und in deren freier Erkenntniß und Gestaltung die Geschichte ihren nothwendigen Fortschritt macht.

Nun haben aber von jeher alle Parteien behauptet, daß sie im Besitz der wahren Idee der Geschichte sind, und jede Partei, sobald sie nur eine ächte Partei ist, d. h. wirklich eine eigenthümliche Nüance der allgemeinen Idee in sich trägt, wird auch zu ihrer Verfechtung die Denkfreiheit für sich in Anspruch nehmen, und vom Staat mit Recht verlangen können, daß er sie ungehindert ihren Standpunkt aussprechen läßt. Und hier haben wir das Verhältniß der Denkfreiheit zum mo-

dernen protestantischen Staat, in welchem Verhältniß sich die umfassendste Bedeutung der Denkfreiheit, und ihre eigentliche Bestimmung, die Grundlage der politischen Freiheit zu sein, an den Tag legt. Die Denkfreiheit ist nichts Anderes, als die Freilassung aller Gegensätze der Idee in das lebendige Leben der Wirklichkeit hinaus, wo sie sich zu dem einen und nothwendigen Ziel der Geschichte hin ineinsgestalten müssen, und so erscheint die Denkfreiheit als das wahre Mittelglied zwischen der christlichen Freiheit und der politischen Freiheit.

Das moderne protestantische Weltalter zeigt uns sein eigenstes Leben auf drei Entwickelungsstufen, in denen sich uns das moderne Bewußtsein construirt, als dessen erste Stufe wir in der Zeit der Reformation die christliche Freiheit sich erheben sehn, welche aber die politische Freiheit von sich ausgestoßen hat in die ungewisse äußere Welt hinaus, wo sie auf den rauhen Wegen der Geschichte für sich irren mußte. Da wird als das zweite Glied die Denkfreiheit mächtig, in deren unabweislichem Einfluß auf die Gestaltung der historischen Wirklichkeit wir den nächsten Uebergang zur politischen Freiheit selbst erblicken, und so schließt sich in ihr, in der Denkfreiheit, das erste Glied mit dem dritten Gliede wieder lebendig zusammen, und was sich als Gegensatz so schmerzhaft von einander ausgeschieden hatte, die christliche und die politische Freiheit, muß sich nun wieder zu seiner endlichen Einigung, auf der glücklich erreichten Höhe des modernen Bewußtseins, ineinandergestalten. So ist die Denkfreiheit, als die innerste Bildnerin der politischen Freiheit, allerdings der wichtigste Bildungsstoff unserer Zeit geworden, um den gerungen werden muß. Geist gegen Geist, Zahn gegen Zahn, und wenn die Denkfreiheit nicht danach zu fragen braucht, weß Brot sie ist, so wird ihr einzig und allein daran liegen, das lebendige Brot der Geschichte zu wirken. —

Wir wollen bei dieser Gelegenheit noch eine Frage ins Auge fassen, die vielfach erhoben worden: was nämlich der Entwickelung und Befriedigung des menschlichen Geistes mehr diene, die Philosophie oder die Poesie? Diese Frage ist, namentlich von Philosophen selbst, oft zum Nachtheil und zur Erniedrigung der Poesie beantwortet worden, und man hat dann gemeint, in der Philosophie quelle allein die wahr-

haft ordnende und gestaltende Lebenskraft der Völker, während in der Poesie gewissermaßen nur das gemüthliche Stillleben friedlicher Völkerzustände, die nicht mehr im Drang historischer Entwickelung begriffen, sich ausspreche. Diese Ansicht, die eine unnöthige Trennung in die menschliche Geistesentwickelung hineinbringt, ist vor allen Dingen eine ungeschichtliche. Das philosophische und das poetische Element des Geistes, das sich im Orient, namentlich bei den Indiern, völlig ineinsgestaltet hat, und in dieser Einheit ein selig in sich ruhendes Urbewußtsein des Menschengeistes darstellt, es muß zwar in den spätern historischen Bewegungen sich wieder von einander trennen und losreißen, wie in alter Zeit zuerst bei den Griechen, die in ihrer Bildung Philosophie und Poesie rein gesondert aufzeigen und beide theils in einer selbstständigen Entwickelung neben einander hergehen lassen, theils auch, wie bei Plato, in einem innern Kampf begriffen, darstellen. Der Dichtergeist und der Denkergeist, die im Pantheismus der orientalischen Anschauung zusammengefallen waren, und darin die Ureinheit von Bild und Gedanke darstellten, sie müssen auf der entwickelteren Stufe des Völkerbewußtseins zwei verschiedene Pole des Geistes bezeichnen, auf denen sich derselbe aber mit gleicher Nothwendigkeit zur Erscheinung bringt. Die Philosophie, als die Wissenschaft des Unendlichen, hat damit keine höher begründeten Anrechte auf die Herrschaft des Geistes, als die Poesie, welche die Darstellung und Gestaltung des Unendlichen ist, und in welchem die Welt dem Gedanken Gottes nachgeschaffen wird, aus demselben Grund, aus welchem in der indischen Vorstellung die Weltschöpfung überhaupt vor sich geht, nämlich aus der ewigen Lust Gottes mit sich selbst zu spielen und sich darin unendlich zu bejahen und unendlich zu verneinen, welche ewige Lust dort Maja heißt. Es kann zerrissene Zustände des Nationallebens geben, aus denen man die Hände nach Rettung herausstrecken muß, und wo die Einen der Poesie, die Andern der Philosophie die eigentliche Aufgabe der Rettung und der Versöhnung des Bewußtseins zuertheilen möchten. Ob wir selbst heut in einer solchen rettungsbedürftigen Zeit leben, wollen wir für jetzt dahin gestellt sein lassen. Eine kämpfende Zeit ist noch keine rettungsbedürftige, und wer im Gedränge der Schlacht sich tapfer hält, den läßt

man sich durchschlagen, bis zu dem Ziel, wo ihm der Lorbeer winkt, aber man nimmt ihn nicht mit gesunden Gliedern und gesundem Geist mitten aus der Feldschlacht hinweg, um ihn großmüthig in einem Hospital zu bergen. Die absichtlichen Rettungsanstalten für das Bewußtsein, die man in gewissen Zeiten für nöthig befinden kann, gemahnen doch gar zu sehr an das Hospital.

Sprechen wir zuerst von der Philosophie, so wird man dieser Allnährerin des Geistes, neben ihrem innern Wirken, auch die beruhigende und versöhnende Kraft nicht absprechen können, denn was kann beruhigender sein, als der ewige Gedanke selbst, der Alles in seinem Gottesfrieden rettet. Aber in ihrer höchsten Bedeutung kann die Philosophie ihre Aufgabe nicht außer sich selbst haben, sondern diese Aufgabe ist der Organismus des Gedankens selbst, der einmal in sich selbst, und dann in der daseienden Wirklichkeit des Geistes sich nachzuweisen hat. Alle andern Zwecke der Philosophie, welche dieselbe etwa auf die Bewältigung und Bearbeitung eines bestimmten Zeitgeistes richten möchte, wie man dieß der neuesten Schellingschen Philosophie nachgesagt hat, liegen schon außer ihr, und müssen ihr allmälig eine schiefe Stellung geben und sie in ihrem eigensten Wesen mit sich selbst entzweien. Will die Philosophie das Werk der Versöhnung und Befriedigung des Völkergeistes sich allein und vorzugsweise sich zueignen, so wird sie in ihr Gedankenleben, das ewig rein bleiben sollte, bald vielleicht unreine und falsche Absichten hinübertragen müssen, denn niemals und nirgend hat sich noch das Nationalleben durch bestimmte systematische Einflüsse einer Philosophie verbessern, oder wo es zerfallen war, wieder einrenken lassen. Die Philosophie, und hätte sie alle Hände voll von Beruhigung, wäre sie die als gültig gestempelte Besänftigung selbst, wird uns nicht beruhigen und besänftigen können, wenn wir in unseres innersten Geistes Gründen wirklich aufgeregt sind. Der philosophische Gedanke, als auserwähltes Rüstzeug zur Beruhigung der Völkerzustände, würde eine seiner nicht würdige Arbeit übernommen haben. Die wahre Beruhigung muß in den nationalen Lebensformen und deren Entwickelung von selbst arbeiten und daraus, durch den Kampf des historischen Lebens selbst, als die wahrhaft positive Gestalt unseres Daseins

ſich bilden. An dieſer Arbeit wird die Philoſophie ihren großen Antheil haben können, indem ſie den ächten Gedanken der Wirklichkeit in ſeiner freien Wahrheit feſtzuſtellen hat, aber ſie wird darin keinen größeren Antheil behaupten können als die Poeſie hat, die zu allen Zeiten da am lebendigſten und kräftigſten erſchienen, wo ein Volk mitten im heißen Drang ſeiner Entwickelung begriffen oder gewaltige Kriege zur Behauptung ſeiner Selbſtſtändigkeit und ſeiner Ehre geführt hat, wie denn von dieſem Wechſelleben zwiſchen Poeſie und Geſchichte die griechiſche Poeſie, die zur Zeit der Perſerkriege und des peloponneſiſchen Krieges ſich am herrlichſten hervorgethan, das glänzendſte Beiſpiel iſt. Der Poeſie kann die lebendige Mitarbeit an der Entwickelung der Völkerzuſtände niemals abgeſprochen werden, wenn wir dieſe Mitarbeit auch keineswegs darein ſetzen wollen, daß ſie vorzugsweiſe politiſche Poeſie ſein ſoll. Die wahrhaft nationale Poeſie, welche in ihren Formen die thatſächliche Bewegung des Volksgeiſtes aufgenommen, iſt allein die ächtpolitiſche Poeſie, wozu man diejenige, die bloß durch momentane Anregung der Tagesleidenſchaft dienen will und die dazu oft ſehr gefallſüchtig zierliche Viſitenkarten bei der Freiheit abgiebt, nicht unbedingt rechnen kann. Die Poeſie kann eben ſo wenig die Geſchichte machen, als die Philoſophie die Geſchichte vernichten kann. Die Geſchichte iſt das in Freiheit und Nothwendigkeit aus ſich ſelbſt entquellende Leben des Geſchlechts, das die Philoſophie begriffsmäßig erkennen, die Poeſie in Schönheit ausgeſtalten helfen will. In ihren urſprünglichen Elementen liegen Philoſophie und Poeſie beide im Geſchichtsleben tief verhüllt und verbunden, und zeigen ſich darum im Urbewußtſein des Menſchengeiſtes in der Einheit auf, in der man ſie im Orient in dieſer wunderbar verzweigten Fülle des Denkens und Geſtaltens antrifft.

XII.

Bücherschau.

Theater von Friedrich von Heyden. 3 Theile. Leipzig 1842. Bei Wilhelm Einhorn.

Das glänzende dramatische Talent Friedrich von Heyden's ist von uns schon mehrfach bei Gelegenheit seiner einzelnen Stücke, die jetzt hier gesammelt erscheinen, anerkannt worden. Diese Dichtungen liefern den Beweis, daß es gegenwärtig keineswegs an bedeutenden Kräften fehlt, um das deutsche Theater mit deutschen Originalproductionen zu versehen. Um der deutschen Bühne diese erneute productive Richtung zu geben, möchte Friedrich von Heyden, der unter der Firma des Verfassers von Album und Wechsel zuerst auf der Berliner Bühne bekannt geworden, einer der begabtesten sein, da er mit seinem wahrhaft dramatischen Talent, und ächt dichterischer Grundlage, eine ausdauernde Fruchtbarkeit verbindet, und in seinen Auffassungen zugleich auf der Höhe der Zeitinteressen steht.

Das Verhältniß des Dichters zu den literarischen und socialen Bewegungen seiner Zeit geht aus dem, im ersten Bande dieser Sammlung enthaltenen Schauspiel „Die Modernen" auf eine besonders geistvolle Weise hervor. Dies Drama ist ein sehr wirksames Situationenstück zu nennen, das in manchen Scenen eine glänzende Neuheit der Erfindung und einen pikanten Witz in der Ausführung an den Tag legt. Es sind die sogenannten Emanzipationsideen, welche den Mittelpunkt dieses Schauspiels bilden sollen. Der Geheimrath Halbrand und seine Gemahlin schwärmen für diese Richtung, welche auch vorzugsweise die moderne genannt wird, bemänteln aber mit diesen Ideen der socialen Emanzipation, welche bei ihnen einen sehr phrasenhaften Anstrich genommen, eigentlich nur eine ganz oberflächliche und seichte Genußlust, die sie endlich einem Banquerot aller ihrer Verhältnisse entgegen führt. Die erste Hälfte des Stücks kann für eine, oft recht witzige Persiflage der sogenannten Emanzipation der Frauen,

Rehabilitation des Fleisches u. s. w. gelten. Aber dem Dichter ist zugleich nicht unbewußt, wie ein Kern des Wahren, Rechten und Großen in jenen Richtungen mit inbegriffen liegen könne, und durch diesen Gedanken hat er seinem Stücke plötzlich eine neue Wendung gegeben. Jene Verirrten sehen mitten in den peinlichen Conflicten ihrer Verhältnisse ein, wie sie mit etwas Inhaltsvollem ein leeres Spiel getrieben haben. Durchgängig lobenswerth, ja meisterhaft ist der Dialog, der eine Feinheit und witzige Nuancirung entfaltet, welche allen neuern dramatischen Dichtern zum Muster dienen kann.

Der erste Band dieser Sammlung enthält außerdem: Nadine, ein Trauerspiel. Dies Stück hat sich nicht, wie wir sonst bei dem Dichter gewohnt sind, den Schauplatz moderner Gegenwart und moderner Gegensätze gewählt. Wir werden vielmehr diesmal in die Sphäre spanischer Hofintriguen, an den Hof Philipps III. versetzt, wo der schöngeistige Infant, der nachmalige Philipp IV., der mächtige und geheimnißvolle Günstling Calderon, und eine junge Schauspielerin Nadine, welche durch ihr Talent und ihre Liebenswürdigkeit eine öffentliche Bedeutung erlangt hat, unser Interesse fesseln. Daß der Verfasser auch auf diesem Gebiet zu Hause, und darin eine meisterliche Verschlingung der Fäden und auf eine überlegene psychologische Behandlung der Intrigue sich versteht, hat er schon in mehreren seiner Novellen dargethan. Auf diesem Boden aber muß die dramatische Form, zu der es den Dichter auch in seinen Novellen beständig hindrängt, am wirksamsten eintreten, und Heyden hat in seiner Nadine in Raschheit, Lebendigkeit und Geschicklichkeit der Verknüpfung ein Intriguenstück geliefert, wie wir deren nur wenige auf der Bühne gesehen. Ein tragisches Intriguenstück, aber keine Tragödie im höhern Stil ist sein Stück zu nennen, und es scheint bei diesen neueren dramatischen Bestrebungen überhaupt bemerkenswerth, daß sie selbst da, wo sie mit Absicht zur Tragödie ansetzen, auf einer mehr genreartigen Stufe innerhalb des Situationen- und Charakterstücks verbleiben. Dies ist bei den Gutzkow'schen Stücken, bei Laube's Monaldeschi, Heyden's Nadine wesentlich der Fall, und hat für die erste dramatische Wiederbelebung des deutschen Theaters, auf die es noch ankommt, seinen Nutzen. Der durch Opern- und Ballet-Effecte verwöhnte und zerstreute Geist des deutschen Theaterpublicums muß, wie es scheint, allmälig und durch einige Accommodationen wiedergewonnen werden, und wird sich dann auch bald wieder großen und einfachen Ausführungen auf der Bühne erschließen.

Das Interesse der Hauptfiguren theilt sich zwischen Nadine und Calderon, um welche sich die an sie angeknüpften Verwickelungen in außerordentlich geschickter Symmetrie der Gruppirung herumlegen. Nadine bildet zu den unterhöhlten und ränkevollen Verhältnissen, welche sie umgeben, durch die Lieblichkeit und Unschuld ihrer Erscheinung einen entschiedenen Contrast. Nur ein dunkles Element beschwert ihr Leben und ihr Bewußtsein, sie kennt den eigenen Vater nicht, und diese Sehnsucht, ihn zu finden, erhöht ihr Wesen zu dem schönsten dichterischen Schwung. In einem ähn-

lichen Verhältniß unglücklicher Kindesneigung befindet sich Don Enrico, einer der Söhne des Herzogs von Lerna, aber aus geheimer Ehe, und darum nicht anerkannt. Dieser Schmerz fügt seiner Liebe zur Nadine ein verwandtes Gefühl des Leidens hinzu, das in einer sehr schön ausgeführten Scene sich ausspricht. Zu den durch Nadine Verzauberten gehört auch der Prinz, der für sein künstliches, zu poetischen Reheblumen emporgetriebenes Gefühlsleben einen Gegenstand in ihr gefunden zu haben meint. Sein Schwanken zwischen dichterischem Sein und Schein ist vortrefflich ausgemalt, und gewinnt zugleich etwas Komisches durch die spanische Grandezza, welche sich hineinmischt. Zufällig haben beide Liebhaber den Calderon zu ihrem Vertrauten für ein und dasselbe Verhältniß erkoren, und er giebt sich den Anschein, beiden zu dienen. Der gewaltige Günstling, der in seinen Ehren und seinem Einfluß eben den höchsten Gipfel erstiegen, hat in diesem Augenblick ein Edict zur Vertreibung der Mauren aus Spanien betrieben. Der Juwelier Hinzara, ein Maure, eine mit origineller Lebendigkeit gezeichnete Figur, macht sich zum Werkzeug der Rache seines Stammes, und bemächtigt sich als verwirrender Dämon aller Verhältnisse, um Einen durch den Andern zu verderben, wozu er um so mehr die Mittel besitzt, da er die geheime Geschichte Calderons, des entlaufenen Mönchs und Kirchenräubers, kennt, und damit zugleich von den Verhältnissen der Geburt Nadinens unterrichtet ist. Nadine wird, in der Meinung, nach der Kirche geführt zu werden, wo sie sich heimlich, obwohl im Einverständniß mit Calderon, mit Don Enrico verloben soll, in Hinzara's Haus gelockt, wo zugleich der Prinz zu einem vermeintlich begünstigten Rendezvous mit ihr erscheint. Er trifft sie in den Armen Calderons, in dem Nadine, durch ein zufällig herbeigeführtes Erkennen, ihren Vater wiedergefunden hat. Unglückliche Mißverständnisse bringen eine augenblickliche Verwirrung hervor, von der, nicht zum Vortheil des Ganzen, die tragische Lösung aller Verhältnisse abhängig wird. Nadine stirbt in Folge einer Verwundung, die sie in dem Augenblicke erleidet, wo sie zwischen die Waffen der verblendeten und irregeführten Männer sich stürzt. Calderon endet vor Graus und Entsetzen, die Andern trifft das Bewußtsein dieser Begebenheit mit vernichtendem Schmerz.

Von diesen Verwickelungen der Leidenschaften und Gefühle ein psychologisch interessantes, mit poetischem Leben ausgeführtes Bild gegeben zu haben, muß dem Dichter zugestanden werden. Besonders anerkennenswerth sind Sprache und Dialog, letzterer zwar zuweilen der Kürzung bedürfend, aber doch von ungemeiner Schlagkraft und Beweglichkeit. Ein leichter und flüchtiger geartetes Product ist „Der Geschäftsführer", der wohl im Einzelnen einen Reichthum der Scenerie, mannichfach abwechselnde Gruppen, eine stets rege Erfindungskraft darbietet, aber indem die unglaubliche Leichtigkeit des Verfassers zu erfinden und auszumalen ihn behaglich von Scene zu Scene sich fortspinnenn läßt, geht ihm doch dabei der eigentliche Faden aus den Händen und der Knoten schürzt sich am Ende in einer äußerlichen Katastrophe, die im Grunde nicht so umständlicher Veranstaltungen bedurft hätte. Dasselbe gilt theil-

weise von dem Lustspiel „Geheimnisse und ihr Ende". Das Thema dieses letztgenannten Stückes ist jedoch durchaus vortrefflich. Die Geheimnißkrämerei ist niemals ergötzlicher secirt worden, und wie sie sich in ihren eigenen Schlingen fängt, und zuletzt immer ihr eigener Narr wird, kann man hier mit Hinblick auf manche heutige Tagesverhältnisse anschaulich vorübergeführt sehen.

Einen höhern Schwung der Darstellung, als alle übrigen Stücke Heyden's nimmt „Der Spiegel des Akbar", ein Trauerspiel, das auf der Bühne, wo es bis jetzt noch nicht erschienen, von hinreißender Wirksamkeit sein dürfte. Erscheint uns sonst Heyden's Talent am bedeutsamsten in der Anlegung und Ausführung von Situationen und gesellschaftlichen Verwickelungen, so lernen wir ihn hier auf der Höhe des tragischen Pathos kennen. Die Blüthenfülle der Hindostanischen Natur ist zauberisch in der schönen Sprache dieser Dichtung ausgegossen.

Auf Veranlassung eines Gemäldes von Peters van Hooghe in der Königlichen Gallerie zu Potsdam hat Heyden „Der Liebe Zauber" ein Schauspiel gedichtet, in dem er uns den Herzog von Alba gezeichnet hat.

Regina. Eine Herzensgeschichte von H. König. Leipzig. F. A. Brockhaus.

Einfach und schlicht ist die äußere Form, das Gewand dieser neuen Dichtung H. Königs, darum aber vielleicht um so tiefer greifender, und um so kunstvoller durchgeführt in dieser kunstlosen, scheinbar alltäglichen Umhüllung. Ein junger Arzt, eine Schauspielerin, eine Jüdin mit ihrem reichen Vater, einem Banquier, und dem schwärmerischen Judenjüngling, ihrem Bruder, ein zweiter junger Arzt, und ein verführtes Kammermädchen, das sind die einfachen Elemente, aus denen dies Buch zusammengesetzt ist. Da ist nichts Aufregendes, keine Explosionen, künstliche Maschinerien, Alles spinnt sich einfach und natürlich ab, und wirkt um desto mächtiger, gerade weil es die Wahrheit und Natur des wirklichen Lebens für sich hat, und nicht berechnet oder gewaltsam zusammen geholt worden. Es ist ein Stück Alltagsleben, dessen innere Poesie um so poetischer wirkt, ein Stück wirkliche Welt, aus der die übersinnliche Welt in schönen, reinen Farben hervorleuchtet. Es ist wirklich „Eine Herzensgeschichte" und zwar eine ächt deutsche Herzensgeschichte, die ganz voll ist jener ächten Gefühlswärme und naiven Innigkeit, jener ungesuchten Schwärmerei und süßen Melancholie, die den deutschen Herzen so gut steht. Augustin, der junge Arzt, ist ein ächtes Kind unserer Zeit und des jetzigen Deutschlands, voll hochfliegender Hoffnungen und tieffesselnder Entmuthigungen, voll glühenden Strebens und entmuthigender Erschlaffung, Alles wollend und Nichts vollbringen könnend, nach dem Höchsten

ſtrebend, und darüber das Kleinſte und Nothwendigſte überſehend und mißachtend. Auguſtin iſt ſo krank, ſo zerfahren, ſo müde vom Hoffen und Fürchten, vom Wollen und Nichtkönnen, wie es das ganze Deutſchland iſt, und die zerrütteten, unterhöhlten Zuſtände Deutſchlands ſind es, die auch ihn zerrütten und tödten.

Wir ſehen ihn zuerſt matt, ächzend, leidend, von den gemachten Krankenbeſuchen ausruhend auf ſeinem Sopha, mit einer alten Piſtole ſpielend. Darin unterbricht ihn Thereſe, die Gärtnerin, die mit ihrem Kinde kommt, Auguſtin zu ſeinem heutigen Geburtstage zu gratuliren. Auguſtin iſt des Kindes Pathe und deſſen Bruder zugleich, denn Thereſe iſt das von ſeinem Vater verführte Kammermädchen ſeiner Mutter; während die Welt Thereſens Kind nicht für ſeinen Bruder hält, ſondern für ſeinen Sohn, ein Irrthum, dem Auguſtin um ſeiner Mutter willen nicht widerſpricht. Auguſtin iſt einer jener reizbaren, leicht beweglichen Naturen, wie ſie grade geeignet ſind nach dem Höchſten zu ſtreben, und an dem Kleinſten, Kleinlichſten ihre Kraft zu zerſchellen. Wir ſehen ihn in demſelben Athem mit dem kleinen Knaben ſcherzen, der Mutter ſagen, daß dies ſein letzter Geburtstag ſei, und dem Bedienten, der an der Thür horcht, die Flaſche Malaga an den Kopf werfen. Auguſtin iſt krank, krank an Körper wie an Seele, er hat in wilder Luſt das Leben genoſſen, und während er aus dem vollen Freudenbecher nur den Champagnerſchaum der Poeſie und des Glückes abſchlürfen wollte, hat er unverſehens den Becher bis an den Rand geleert, und auch die Hefe getrunken. Davon iſt er krank geworden, des Lebens Genuß hat ihn krank gemacht, und überdrüſſig des Genuſſes. Darum reizt ihn das duftende Roſa-Briefchen, das ihm von ſeinem Bedienten mit einem Geburtstagsgeſchenk gebracht wird, nicht mehr, und doch iſt das Briefchen von der gefeiertſten Schauſpielerin der Stadt, von der ſchönen Fanny, deren Geliebter Auguſtin vor Monden geweſen, die er dann vernachläſſigt hat, und welche ihn heute an ſeinem Geburtstage wieder zu ſich ruft. Dann kommt auch ſeine Schweſter Helene, ihm ihr Angebinde zu bringen. Es beſteht aus niedlichem, ſauber genäheten Kinderzeug. „Ich wußte nicht, was ich Dir Liebes ſchenken ſollte, ſagte Helene. Da bringe ich Dir nun, was wir Sonnabends im Kränzchen zuſammengeſchneidert haben, und Du ſo gern verſchenkſt.“

„Lumpen für mein Lumpenvolk! jubelte der Arzt und umarmte die Schweſter. Nun ſei Gott gedankt, daß doch die armen Würmer nackt geboren werden. Wie oft habe ich's beklagt. Aber nun — meine Helene kleidet ſie! Kommt, ihr nacktes Geſindel, nur immer an: das iſt die Hülle und Fülle! — Sieh, beſte Helene, die Reichen wiſſen nicht, was ſie Alles voraus haben. Kaum regt ſich der geheimnißvolle Sprößling unter dem Mutterherzen, ſo wird das Beſte im Ueberfluß herbeigeſchafft: — zartes ſchon gebrauchtes Leinen, feiner Flanell, geſtrickte Wickeln, zartwollne Strümpfchen, die Häubchen werden mit theuern Spitzen beſetzt, Trodelchen angenäht, und der duftende Schrein füllt ſich mit den zarten Hüllen, die der Mutter Hoffnung, des Vaters Ungeduld, die Erwartung der Familie, die Freude der Verwandten abwechſelnd durch-

wärmt. Was hat die Tagelöhnersfrau? Die Angst ums tägliche Brot, bis die Angst der schmerzvollen Stunde kommt, da der arme Säugling auf ein dunkles kaltes Strohpfühl fällt, und nackt mit Schreien und Zappeln sich gegen seine dunkle Zukunft wehrt. Sieh, dann fallen Deine Geburtstagsgeschenke vom Himmel nieder, ein seliger Mutterblick überstrahlt und durchsonnet sie und der nackte Erdenwurm liegt nun, von Engeln bekleidet, da und lächelt. Und diese Engel seid Ihr, Ihr Sonnabendsjungfern, die Ihr beim Thee Kinderzeug nähet. So läutet Ihr mit wohlthätigem Herzen den Sonntag ein! Komm, laß Dich für Alle küssen, die mitgenähet haben, Deine Mine, Deine Luise und Lotte, Deine Agathe und die dicke Jeannette!"

Schwester Helene enteilt aber bald, um nicht mit Karl, ihres Bruders Freund, und Arzt, wie er, zusammenzutreffen, denn Karl, der früher in einem, wenn auch unausgesprochenen zarten Liebesverhältniß mit Helenen gestanden, hat sich seit Monden von ihr zurückgezogen und sich Regina, der reichen und schönen Tochter des jüdischen Banquiers Herz zugewendet. Karl, der jetzt kommt, seinem Freunde zu gratuliren, ist auch wirklich ganz erfüllt von Regina's Anmuth, Schönheit und Liebenswürdigkeit, so wie von dem Reichthum ihres Vaters. Augustin soll Reginens Bekanntschaft machen, Karl selbst will ihn bei ihr einführen.

Am Abend dieses Tages geht Augustin einmal wieder zu der Schauspielerin Fanny. Diese lebt mit ihrer Tante zusammen, einer sehr klugen Person, die sehr auf den Anstand hält, und sieben verschiedene Hausschlüssel hat, deren jeder mit dem Anfangsbuchstaben eines jedesmaligen Wochentages bezeichnet ist. Diese sieben Schlüssel sind an sieben begünstigte Liebhaber vertheilt, und nur an seinem Schlüsseltage hat Jeder der Sieben das Recht die Hausthür Abends spät aufzuschließen, und die Schauspielerin zu überraschen. So kommt Keiner dem Andern zu nahe, alle eklatanten Begegnungen der Nebenbuhler werden vermieden, und weil demzufolge nie Geschichten von ihr zu erzählen sind, genießt Fanny eines sehr guten Rufes. Augustin ist einer der auserwählten Sieben, er hat den D Schlüssel, für Dienstag, und vermittelst dessen geht er jetzt ungehindert zu Fanny, die ihn zärtlich, lachend, und fröhlich wie immer empfängt. Aber Fanny hat auch ihre Lebenspläne, und zwar sehr ernste; sie denkt daran sich zu verheirathen, und der junge Julius Herz, Regina's Bruder, ist der Glückliche, den sie künstlich genug zu umstricken gewußt, daß er an ihre Reinheit und Unschuld glaubt und „ernsthafte Absichten" hat. Deshalb fordert sie heute auch von Augustin den D Schlüssel zurück, damit durch ihn keine üble Nachrede auf sie komme. Augustin verspricht ihr in spöttischen Worten ihre Tugend ungefährdet zu lassen, und sie nie wieder zu besuchen; den D Schlüssel aber giebt er nicht zurück, und verläßt sie im Zorn.

So macht uns der erste Tag mit allen Personen des Romans bekannt, mit Ausnahme der Hauptperson, nämlich Reginens. Wir machen aber schon früher Bekanntschaft mit ihr, als Augustin, denn wir sahen sie auf dem Altan ihres Gartens, und

gerade zu der Stunde, als Karl ihr verſteckt eine Liebeserklärung macht, die ſie fein zurückweiſt. Auguſtin aber lernt ſie erſt kennen am Bette einer armen kranken Frau, zu der Reginens Wohlthätigkeitsſinn und des Arztes Beruf ſie beide führt. Dieſe Stunde verbindet ſie für immer, und bald wird Auguſtin der tägliche Gaſt in der Villa des alten Baruch Herz und ſeiner Tochter Regina, in welcher noch ein zweites Paar uns begegnet, nämlich Julius Herz, und die Sängerin Fanny. Während die beiden letztern mit einander lachen und koſen, ſprechen Auguſtin und Regina von den ernſten und höhern, von den geheimnißvollen und heiligen Dingen des Lebens, und je mehr ſich vor Auguſtin Reginens ſchöne und reine Seele, ihr kindlicher, unſchuldiger Sinn entfaltet, deſto glücklicher fühlt er ſich, deſto inniger lernt er ſie lieben. Regina iſt eine ganz gelungene Geſtalt, tief innerlich, voll der ſchönſten, feinſten Nüancirungen, ganz bedeutend und groß. Als Jüdin hat ſie frühe ſchon die Conflicte mit der Geſellſchaft erfahren, und ſich vor dieſen rohen Verletzungen lieber in ſich ſelbſt zurückgezogen, und zehrt an ihrem eigenen ſchönen und reichen innern Leben. Da erſcheint ihr nun Auguſtin mit ſeinem flackernden, bald faſt erlöſchenden, bald zuckend auflodernden innern Feuer wie das wahre, göttliche Licht, und ihre ganze Seele ergiebt ſich ihm in Liebe. Auch er liebt ſie, glühend, bewältigend, liebt ſie mit aller Sehnſucht nach ihrem Beſitz, während er als Arzt ſich ſagen muß, daß ſeine Tage gezählt ſind, ſeine kranke Lunge ihn nach langwierigem ſchmerzvollen Siechen doch hinwegraffen wird. Dieſe Gewißheit, und dabei dieſe neue Liebe giebt ihm bald die tiefſte Traurigkeit, bald die Heiterkeit der Verzweiflung. Vortrefflich iſt das Verhältniß dieſer Beiden geſchildert, die vertrauensvolle, argloſe Regina, ſo glücklich in ihrer Liebe, ſo hingebend, dem Glück der Zukunft vertrauend, und Auguſtin, nichts von der Zukunft mehr hoffend, und darum nur die Gegenwart genießend, nur in ihr lebend. Eine Fülle von Poeſie, Innigkeit, Gefühlswärme und Geiſt bekundet ſich in ihren Geſprächen, dabei ein zarter Scherz und graziöſer Humor, der ſo tiefſinnig und doch ſo anmuthig ſpielerisch erſcheint. Die Unterhaltung der beiden Liebenden, S. 192—206 iſt ein wahres Juwel von Poeſie und Geiſt, und die lebensvolle Scene, wo ſie der armen Mutter eins ihrer fünf Kinder abnehmen wollen, um es einer reichen Dame zu geben, die es an Kindesſtatt annehmen will, die Angſt der Mutter, die keins ihrer Kleinen hergeben will, und bei Jedem eine triftige Ausflucht weiß, — das Alles iſt wundervoll geſchildert. Inzwiſchen dauert dies reine, ungetrübte Glück nicht lange. Auguſtin hat Reginen verſprochen, ihren Bruder davon zu überzeugen, daß die Schauſpielerin Fanny ſeiner Liebe nicht würdig ſei, und Auguſtin, der noch im Beſitz des D Schlüſſels iſt, obwohl ein anderer D Schlüſſel ſchon einem neuen Liebhaber gegeben, führt den nichts böſes Ahnenden, wie er ſagt, um die ſchöne Fanny unbelauſcht zu bewundern, vermittelſt des D Schlüſſels in Fanny's Wohnung. — Julius Herz findet ſie in den Armen eines Andern, und allerdings iſt ſein Verhältniß zu ihr ſofort zerriſſen, aber die Schauſpielerin ſinnt auf Rache an Auguſtin. Sie ſchreibt an Regina

einen anonymen Brief, in welchem sie ihr mittheilt, daß Augustin noch eine zweite Geliebte und mit dieser einen Sohn habe, nämlich die Gärtnerin Therese, und daß sie, um sich von dieser Angabe zu überzeugen, nur zu der Gärtnerin hingehen solle, bei der Augustin seit einigen Tagen schon verweile. Regina, vom tödtlichen Schreck getroffen, geht wirklich hin, und durch das Fenster hinein schauend, sieht sie Therese und Augustin neben der Wiege des Kindes Hand in Hand sitzen. In trostlosem Schmerz eilt sie fort, verliert aber aus ihrem Busen den Brief Fanny's. Dieser wird gefunden von Augustin, der sofort Regina's Qualen und Schmerzen begreift, aber sich nicht rechtfertigen will auf Kosten seines Vaters. Er verweilt noch so lange bei Theresen, bis ihr tödtlich erkranktes Kind, um dessentwillen er die Tage und Nächte neben Theresen gewacht, außer Gefahr ist, dann kehrt er in seine Wohnung zurück. Er ist müde des Lebens, müde der Stürme, er weiß, daß die Zukunft ihm nichts bringt, als Schmerzen und Siechthum, — mit einem Schlage will er alle Zukunftsleiden beseitigen, er will lieber plötzlich sterben, als langsam, Tag für Tag, — er erschießt sich, und Regina, die inzwischen von Theresen selbst den Zusammenhang ihres Verhältnisses zu Augustin erfahren, wird aus ihren schönen Zukunftsträumen durch die furchtbare Trauerbotschaft empor gerissen. — Aber ihr starker, kräftiger Geist überwindet diesen entsetzlichen Schlag, sie richtet sich wieder empor, und in der Sorge für die Armen, in der Erziehung mehrerer von ihr angenommener Kinder, und in dem Uebertritt zur christlichen Religion sucht und findet sie ihres Schmerzes Trost und Linderung.

Der Geächtete. Historische Novelle von Gustav von Heeringen. 3 Bände. Leipzig. Verlag von Mayer und Wigand.

Der Roman spielt zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts und führt uns in lebensvollen und anschaulichen Bildern die deutsche Geschichte der damaligen Zeit vor. Eine zu große Breite und Ausführlichkeit, ein zu wohlgefälliges Ausspinnen und Dehnen der Scenen schadet indeß öfter dem Eindruck, schwächt die Wirkung des Ganzen und erzeugt zuweilen bei der Lectüre dieses Buches jenes unangenehme und anfröstelnde Gefühl, das man einem Buche ungern verzeiht, — nämlich die Langeweile. Für drei starke Bände ist auch der historische Stoff nicht reichhaltig und ergiebig genug, da er im Grunde nichts als das Gefängnißleben eines unglücklichen Fürsten, und nebenher im Hintergrund die verrätherische Uebergabe der Festung Raab an die Türken umfaßt, doch ist er mit Geschick benutzt und die hinein gewebten Figuren nehmen oft das lebhafteste Interesse in Anspruch. Der Roman ist in der Art Walter Scott'scher Romane geschrieben, in wohlbehäbiger Breite, und in jener anständigen Lebhaftigkeit, die niemals die Grenzen des Wohlgeziemenden überschreitet, oder zu einer heftigen Gluth und verzehrenden Flamme wird. Des Bürgermeisters Tochter Marie ist eine ächt englische tugendhafte, sittsame und verschämt liebende Frauengestalt, der Farben-

reiber Barthel erinnert ganz an Walter Scott's komische Figuren, ebenso möchten wir den Klausner, den Bürgermeister, und den intriguirenden Zigeuner, der bald Maler, bald Mäkler, Speculant, Bettler, oder was sonst immer ist, ächt Walter Scott'sche Gestalten nennen. Das entschiedenste Interesse des Ganzen nimmt indeß der Geächtete selbst in Anspruch, und der Verfasser hat unverkennbar sich ein ernstes und tiefes Studium daraus gemacht, die Schicksale dieses beklagenswerthen Opfers des religiösen Fanatismus und der Politik getreu nach den historischen Quellen zu schildern. Der Geächtete ist der Fürst Johann Friedrich von Sachsen-Coburg-Gotha, wegen seiner Freundschaft mit dem geächteten und hingerichteten Wilhelm von Grumbach, und seines Uebertritts zur protestantischen Religion vom Kaiser Maximilian in die Reichsacht erklärt, seiner Würden entsetzt, und als Gefangener in Neustadt eingeschlossen. Acht und zwanzig Jahre blieb der unglückliche Fürst dort und nur der Tod erlöste ihn endlich aus dieser harten und drückenden Gefangenschaft. Vergebens hatte seine edle Gemahlin Elisabeth für ihn die Knie aller deutschen Fürsten gnadeflehend umklammert, vergebens sich selber an den Kaiser Maximilian und später an dessen Nachfolger Rudolph gewendet, ihr Flehen blieb für den Gatten erfolglos und vermochte nur das harte Schicksal des Vaters von den Söhnen abzuwenden. Für ihre drei Söhne erlangte die Mutter die kaiserliche Gnade und den Beistand der deutschen Fürsten, die Schmach des geächteten Vaters durfte nicht übergehen auf die schuldlosen Knaben, die wirklich in den Besitz ihrer fürstlichen Güter und Rechte wieder eingesetzt wurden. Sobald die edle Elisabeth dies erreicht hatte, trennte sie sich von ihren Söhnen, um freiwillig die Gefangenschaft ihres unglücklichen Gemahls zu theilen, und in Neustadt aus einer freien geachteten Fürstin das oft verspottete und gedemüthigte, das oft Hunger und Noth leidende Weib eines armen Geächteten zu werden. Sie allein war Johann Friedrich's Trost und Beistand, sie allein vermochte ihn aufzuheitern und ihm sein schweres Geschick minder drückend zu machen durch ihre Liebe und Pflege. Indeß waren die Söhne heran gewachsen, und der älteste derselben hatte als regierender Fürst von Coburg die Stelle seines Vaters eingenommen, während dieser noch immer mit seiner Gemahlin in dem Gefängniß zu Neustadt schmachtete, und vielerlei zu dulden hatte von der Härte und Rohheit des ihn bewachenden Commandanten, der außerdem mit seinen dreißig Soldaten auf Kosten des Gefangenen erhalten und besoldet ward, so daß das fürstliche Paar, um seine rohen und grausamen Kerkerknechte bezahlen zu können, selber oft Noth leiden mußte. In dieser letzten Periode seines tragischen Schicksals sehen wir den Geächteten in vorliegendem Werk, und von ergreifender Wirkung ist die Scene zu Anfang des ersten Theils, wo die Fürstin und Herzogin Elisabeth in die Wohnung des Bürgermeisters Elesel kommt, um ihn gegen schwere Zinsen um ein Darlehn zu bitten, und wo der Bürgermeister, der mit seinen Freunden beim fröhlichen Mahle sitzt, die bescheiden an der Thüre stehende Fürstin mit harten Worten darüber anläßt, daß sie ihn beim fröhlichen Schmause stört. Noch einmal blitzt dann die Hoff-

nung auf Befreiung in der Seele des Fürstenpaars auf, denn Kaiser Rudolph kommt nach Neustadt, und mit ihm die Söhne des Geächteten. Schön und ergreifend ist die Scene des Wiedersehens zwischen den Söhnen und den gefangenen Aeltern, und wahrhaft groß zeigt sich der Geächtete, als endlich nach vielfachen Anstrengungen seiner Gemahlin und Söhne Kaiser Rudolph ihm die Freiheit bewilligt, aber unter Bedingungen, die einzugehen der gefangene Fürst für eine Schmach und Ehrlosigkeit hält. Er soll für sich und seine Nachkommen auf immer der Churwürde entsagen, die Regierung seines Landes unbeschränkt in den Händen seiner Söhne lassen, und feierlich schwören, niemals sich auf irgend eine Weise in die Regierungsgeschäfte zu mischen. Johann Friedrich zieht die Gefangenschaft einer solchen bedingten Freiheit vor und dictirt seiner Gemahlin einen Brief an den Kaiser, in welchem er um neue und mildere Bedingungen bittet. Der Kaiser aber verläßt zur selben Stunde schon Neustadt, in einer Art Flucht, denn die Festung Raab ist in den Händen der Türken, und Neustadt selbst ist schon von ihnen bedroht. Die fürstlichen Söhne des Geächteten müssen dem Kaiser folgen, und herzzerreißend ist der Abschied der Scheidenden von den trostlosen Aeltern, die ihre Söhne zum letzten Male umarmten, denn kurze Zeit darauf starb die Herzogin Elisabeth, und ein Jahr später auch der Geächtete selber. Die Leichen aber wurden nun nach Coburg geschafft, in die Residenz, die acht und zwanzig Jahre dem unglücklichen Fürsten verschlossen gewesen. Jetzt endlich hielt er seinen feierlichen Einzug in seine rechtmäßige Residenz, aber nicht zum fürstlichen Schlosse, sondern zur Familiengruft bewegte sich der feierliche Zug. Damit schließt das Buch, und wir überlassen es dem Leser, die Schicksale der Nebenpersonen desselben in dem Buche selbst nachzulesen. —

Die Frauen des Hauses Vaubreuil. Ein Roman von Wilhelmine Sostmann, geb. Blumenhagen. Drei Bände. Braunschweig. Verlag von G. C. E. Meyer sen.

Die wohlbekannte Verfasserin hat ganz das Talent ihres Vaters geerbt, und ihre historisch romantischen Romane gleich denen Wilhelm Blumenhagens bis zum Verwechseln. Es ist eine unverkennbare Familienähnlichkeit, bei der aber die Eigenthümlichkeit der Tochter und des Weibes nicht verloren gegangen ist. Die historischen Begebenheiten werden hier mehr von ihrer lyrischen und gemüthlichen Seite aufgefaßt, und wenn der Vater mehr die Handlungen und Thaten seiner historischen Personen uns erzählt, berichtet uns Wilhelmine Sostmann, seine Tochter, mehr von ihren Gesinnungen, ihren Gedanken und ihrem Herzen. Das ist ganz frauenhaft, und wir wundern uns deshalb auch nicht, Napoleon hier ganz gemüthlich geschildert zu sehen, in den kleinen, häuslichen Beziehungen des Lebens, in Malmaison, wo er die Toilette der Damen beachtet, und weiße Kleider befiehlt, und sonst in seinem häuslichen Leben mit

Joſephinen, die wir von dem Anfang ihres Glücks, bis zu dem Ende deſſelben begleiten. Die Frauen des Hauſes Vaubreuil ſind durch Conſtanze und Alice repräſentirt. Die erſte iſt die Hofdame von Marie Antoniette geweſen, und wir ſehen ſie zu Anfang des Romans in troſtloſem Schmerz über die Hinrichtung der Königin, die ſo eben ſtatt gehabt. Aber bald rütteln neue Gefahren ſie aus ihrem Schmerze auf. Ihr eigner Bruder, der Marquis Vaubreuil, iſt von den Schreckensmännern bedroht, Lagarde, ein Freund ihres Hauſes, und ihr Rechtsanwalt, ſendet ihr eine Warnung, und in der Nacht muß der Marquis mit ſeiner Gemahlin fliehen, Conſtanze bleibt mit Alice, der kranken Tochter des Marquis in einem geheimen Schlupfwinkel des Pallaſtes zurück. Auch ſie wird endlich durch Lagarde, den großmüthigen Freund, mit Lebensgefahr und tauſend Mühen gerettet, und zum Dank dafür iſt ſie empört, als ihr dieſer, um ſie zu retten, vorſchlägt ſein Weib zu werden. Lagarde aber liebt ſie mit hingebender, ſich ſelbſt vergeſſender Zärtlichkeit, und ſchwört ihr, ſie ſolle niemals anders als nur dem Scheine nach ſein Weib werden. Sie ſoll nur ſeinen Namen tragen, ohne daß ſie ihm angetraut iſt, und ſobald andre, den Adeligen günſtigere Verhältniſſe eintreten, ſoll ſie wieder frei ſein. Conſtanze geht denn auf dieſe Bedingungen ein, und iſt vor der Welt Madame Lagarde, im Innern ihrer Gemächer aber Fräulein von Vaubreuil. Sie weiß, daß Lagarde ſie glühend, leidenſchaftlich liebt; ſie dankt ihm ihr Leben und das ihrer Nichte Alice; er iſt einer der edelſten, geiſtreichſten Männer, ja, ſie ſelber verhehlt ſich nicht, daß ſie ihn liebt, aber, — er iſt nicht von Adel, und ſo läßt ſie ihn alle ſeine Qualen erdulden, von denen ihn endlich ein mitleidiger Schlagfluß befreit. — Wir übergehen die weitern Schickſale der angeblichen Madame Lagarde, die in ſehr freundſchaftlichen Beziehungen zu Madame Joſephine Buonaparte und der nachherigen Kaiſerin ſteht, und ſehen ſie nach Jahren, ihren Grundſätzen getreu, in äußerſter Bewegung über die Liebe ihrer Nichte Alice zu einem bürgerlichen Menſchen, dem General Bernard. Aber Alicens Liebe iſt mächtiger, als ihrer Tante Zorn, — ſie wird des bürgerlichen Generals Gattin. Endlich zur Zeit der Reſtauration kehrt der entflohene Bruder Marquis zurück, und man kann ſich nun die ſtolze Freude, den erhabenen Triumph Conſtanzens vorſtellen, als ſie dem Bruder enthüllen kann, daß ſie nicht Madame Lagarde, ſondern noch immer Fräulein von Vaubreuil ſei, man kann ſich aber auch den Jammer denken, als der Marquis ſeine Tochter Alice an einen bürgerlichen General verheirathet findet, und — o Entſetzen — es ergiebt ſich ſogar, daß General Bernard der Sohn von Alicen's Amme iſt, — und dieſe Amme ſtirbt am Schlagfluß, den ihr der Schrecken beibringt darüber, daß ihr Sohn durch dieſe ſeine Ehe die Familie Vaubreuil entehrt habe. Der General, ihr Sohn, iſt übrigens ein Ehrenmann, und trennt ſich freiwillig von ſeiner geliebten Alice, deren hohe Geburt er früher nicht kannte. Alle finden das ſehr edelmüthig, auch ſeine Gemahlin, und damit ſchließt das Buch. —

XIII.

Paſchſechs.

Novelle

von

Amalie Winter.

Ein Lieutnant iſt eigentlich ein winzig kleiner Punkt in der Armee und in der Welt; ein ſchwaches Glied in der großen Maſchine, ein willenloſes Werkzeug im Staat, ein Atom in der Politik, ein rangloſes Weſen in der Geſellſchaft, ein unbedeutendes auf dem Eheſtands-Bureau. Im Krieg lieſt man von den zu Dutzenden gefallenen Lieutnants, ohne Sieg und Verluſt der Schlachten danach zu ermeſſen, und im Frieden lieſt man gar nichts von ihnen. —

Demungeachtet iſt ein Lieutnant eine ſehr wichtige Perſon für ſich ſelbſt und für ſeine Familie; er trägt eine ganze Welt in ſich — von Illuſionen, Hoffnungen und Erwartungen, ſo lang das Patent neu iſt, und iſt es erſt veraltet, ſo birgt ſeine Bruſt unzählige Welten von unerfüllten Wünſchen, deren Erfüllung ſich immer weiter hinausſchiebt. Im Lieutnant liegt der Keim zum General und Feldmarſchall — und außerdem noch zu allem möglichen Glück und Unglück. Ein Lieutnant kann der Inbegriff der höchſten Seligkeit, aber auch der Verzweiflung ſein; Leichtſinn und Melancholie können bei ihm Hand in Hand gehen, unendliche Widerſprüche ſich in ihm vereinigen; er kann mit dem einen Fuß in der Hölle ſtehen, während der andere die erſten Stufen zum

Himmel betritt. Im Regiment ist der Lieutnant Maschine, auf dem Exercirplatz Tyrann, vor den Vorgesetzten Sklave, im Ballsaal Mensch und auf der Hauptwache Mann.

Auf der Hauptwache war es, wo eines Tages der Lieutnant von Rado die Dämmerstunde im bequemen Sessel durchträumte. Es war so dunkel im Zimmer, daß man den Tabacksrauch nicht bemerkte, den seine Kaffeegäste ihm zurückgelassen hatten. Er träumte vom Avancement, woran man wachend gar nicht denken durfte, sodann vom ewigen Frieden, und endlich vom Reichthum. Alles unklare Träumen der Menschen nimmt jetzt im 19ten Jahrhundert diese Richtung, denn reich will Jeder werden, folglich auch ein Lieutnant.

Der Lieutnant von Rado dachte schon daran sich Pferde zu halten, nebst einem hübschen Cabriolet und einem Jockey. Die Einrichtung seiner Zimmer war prächtig, die Bewirthung seiner Freunde herrlich. Champagner sprudelte, ein lustiges Leben führte man, die Civilkleidung kam direct aus Paris oder London. Er wollte auch reisen, — wollte er denn nicht auch heirathen? — O nein! noch nicht, er gedachte sein Leben noch zu genießen, und denen, die das wollen, genügt das schlichte Paradies der Ehe, mit der einen Eva im langen Haar, welche in den Apfel beißt und diesen Apfelbiß wohl tausendmal bereut, nicht, sie verlangen das heidnische Paradies, ein Jenseits mit den Houris und allen Genüssen.

Lautes Scharren, Lachen, Sprechen, vernahm man an der Thür, und drei andere Lieutnants traten herein, mit der freundlichen Absicht, dem wachehabenden die Zeit zu verkürzen und die eigene todt zu schlagen.

Zwei ungleiche, düster brennende Talglichter beleuchteten die unelegante Umgebung, welche von der erträumten des Lieutnant von Rado gewaltig abstach. Der Bursche, welcher das Licht hereinbrachte, war zwar sehr gut einexercirt, aber nicht für den leichten Jockeydienst abgerichtet. Die Gläser waren von sehr gewöhnlicher Art, der viel bekritzelte und befleckte Tisch trug neue Spuren des Biertrinkens, und die herrliche Bewirthung, die den Freunden geboten wurde, bestand auch in jenem braunen Gerstensaft.

Obgleich indeß kein Champagner ſprudelte, ſo ſprudelte doch die gute Laune der jungen Leute.

„Eine gute Nachricht," rief Graf Solms beim Eintreten, „eine gute Nachricht, die ſchönſte Frau iſt endlich einpaſſirt."

„So!" verſetzte Rado, ſich gähnend in dem Sorgeſtuhl halb emporrichtend, „was giebt es dabei für uns zu freuen?"

„Nun, nun, das kann man nicht wiſſen," verſetzte der Graf, „ein Lieutnant kann überall, wo es eine Eroberung gilt, eine Rolle übernehmen."

„Die Rollen im Ballſaal ſind gar zu mühſelig, ſie fangen mir an herzlich langweilig zu werden, und der Siegespreis dünkt mir zu gering für die Mühe."

„Nun, es könnte doch einmal Dir mehr als eine Tour im Cotillon zu Theil werden, es giebt doch noch ſüßeren Lohn zu erringen."

„Nicht in unſerm Städtchen, da ſind die Frauen viel zu tugendhaft; bevor einmal unter allen den Luchsaugen der Nachbarinnen eine ſich entſchlöſſe, einen armen Lieutnant zu lieben, — Pah! — eher könnte unſer eins verſchmachten!"

„Sprichſt Du doch, als ob noch niemals ein Lieutnant in der Liebe Glück gehabt und durch die Liebe ſein Glück gemacht hätte!"

„Nicht durch die Liebe unſerer jetzigen Frauen, die auch immer höher hinauf wollen, denen der Lieutnants-Titel und Rang mit allen ſeinen herrlichen Privilegien viel zu gering iſt. — Nein, in großen Städten ſpielt noch allenfalls ein Lieutnant ſeine Rolle; dort begreift man doch noch, daß er ein Menſch und ein Mann iſt, welcher lieben und geliebt werden kann. Dort giebt es auch reiche Bankierstöchter, getaufte Jüdinnen, die einen armen adligen Lieutnant noch für etwas Rechtes halten, und ihn als eine gute Gelegenheit in die Ariſtokratie zu kommen betrachten. Aber hier? Seht doch die Schaar unſerer adligen Fräulein, mit ihren Ahnen, Anſprüchen und kleinen Ausſtellungen, wo das Wenig mit Liebe unter koſtbaren Batiſtſchnupftüchern und einigen Pariſer Kleidern durchſchimmert; nein, hier zu Lande iſt für uns nichts zu machen!"

„Ja, aber es gilt auch jetzt nicht einem jener Fräulein, und wenn sie auch noch so schön wäre; die junge, reiche Wittwe, die Frau von Villars, ist doch noch schöner. Und diese ist heute hier eingetroffen; sie besucht ihre Schwester, die Baronin D—, deren Haus uns allen zugänglich ist."

„Nun, lange wird die schöne Frau es nicht bei uns aushalten," erwiederte Rado. „Wenn solche Damen die Wittwentrauer abgelegt haben, dann pflegen sie sich nach einem neuen Freier umzusehen, und wahrhaftig, Frau von Villars hätte Unrecht, wenn sie sich diesen unter den hiesigen Lieutnants suchen wollte."

„Mein lieber Camerad," versetzte Lieutnant Dolmer, „wenn Du so bescheiden von Dir selbst denkst, so brauchst Du doch nicht im Pluralis zu sprechen, und ich wüßte auch wirklich nicht, warum wir nicht vor ihren Augen Gnade finden könnten; sie hat 10,000 Thlr. jährliche Einkünfte."

„Tant pis pour nous!" versetzte Rado.

„Aber nein! nicht tant pis, sondern tant mieux!" rief Solms. „Ich weiß doch gar nicht, wie Du mir vorkommst, Du bist nicht mehr unternehmungslustig und scheinst nicht in unser Complot einstimmen zu wollen."

„Ein Complot! Nun, welches denn?"

„Wir wollen die schöne Wittwe fesseln, und zwar nicht so oberflächlich, nicht uns nur zum Spiel ihrer Laune und Coquetterie hergeben, — nein, wir wollen sie heirathen."

„Wir!" rief Rado erschrocken, „wen meinst Du unter diesen wir?"

„Das ganze Officiercorps — "

„Du bist wohl rasend, Solms, selbst im Scherz solltest Du nicht also von der jungen Frau sprechen, die vielleicht noch gebeugt vom Verlust des Gatten, Trost bei der Schwester sucht, wahrscheinlich gar nicht ans Heirathen denkt." —

„O, daran denkt jede Wittwe; einem Menschenkenner wie mir kann so etwas gar nicht entgehen. Glaube mir, ich habe tiefe Blicke in die Natur und in die Herzen der Wittwen gethan, Ihr könnt Euch also auf mich verlassen. — Jetzt, mein Lieber, will ich Dir meinen Plan

auseinandersetzen und auch erklären, warum mir so viel an der Ausführung liegt. Du kannst so gut wie ich den Vortheil eines reichen, vermögenden Cameraden für das ganze Officiercorps ermessen; deshalb haben wir beschlossen, daß einer von uns durch die schöne Wittwe reich werden soll. Das müssen wir aber klug anfangen, denn wenn das ganze Corps auf einmal ihr zu Füßen stürzte, so würde es keinen Effect machen; wir würden sie nur verwöhnen, und ihre ganze Eitelkeit, wenn diese ja noch schlummern sollte, zu unserem Schaden erwecken. Wir würden sie mit Attentionen überhäufen, und dadurch den Werth derselben verringern. — Keinen der übersendeten Blumensträuße würde sie auf dem Ball vorstecken dürfen, weil sie fürchten müßte, durch die Wahl einige Verehrer zu verletzen; sie müßte einen großen Potpourri damit anlegen. Wir würden sie durch allzuviel Bewunderung für die Bewunderung des Einzelnen abstumpfen, und der schöne, seltene Schmetterling würde uns hinwegflattern. Das darf nicht sein, wir müssen cameradschaftlich handeln und nur einen als Repräsentanten des Corps erwählen."

„Die Sache läßt sich hören," versetzte Rado lächelnd; „wird aber auch der Eine ihr gefallen?"

„Nun," erwiederte Solms, „man soll uns vier Kerls nur ansehen, ob wir nicht jeder Frau gefallen müssen, und einer von uns Vieren wird der Auserwählte sein; denn da die verheiratheten Officiere natürlich nicht in den Bund treten können, ja nicht einmal davon wissen dürfen, weil sie plaudern möchten; da auch die 18jährigen Lieutnants, welche soeben aus den Eiern gekrochen sind und die Fähnrichs-Schaalen noch auf dem Rücken tragen, nicht zur Ehe commandirt werden können; eben so wenig als die Knasterbärte, welche Feldzüge mitgemacht und überlebt haben, und denen der Friede durch innerliche Galle eben so viel graue Haare und Runzeln zugesetzt hat, als die Strapazen des Kriegs; so sind wir vier die Einzigen, die sich präsentiren dürfen, und welcher unter uns nun der Glückliche ist, das entscheide das Loos."

„Der Scherz ist gut, aber das Resultat kann sehr ernst werden," bemerkte Rado.

„Das soll es auch, auf Ehre!“ rief der Lieutnant von Holtau, „wir wollen, auf Ehre! nicht einen Zeitvertreib mit der schönen Wittwe machen, sie soll, auf Ehre! einen guten, braven Mann haben und ein glückliches Leben führen.“

„Allons, die Würfel her!“ riefen alle.

Lächelnd, wie beim Kinderspiel, schüttelte Rado den Becher, ohne Herzpochen — als habe dieser Wurf über weniger als über einen Gulden Einsatz zu entscheiden — als sei nicht ein Menschenschicksal in seine Hand gelegt — nicht ein ganzes Leben, sondern nur die Minuten auf der Hauptwache.

Sein erster Wurf war Pasch sechs. Aber Solms hatte auch Pasch sechs, die andern blieben weit zurück. Jetzt erst als Solms und Er wieder würfeln mußten, fühlte Rado ein leises Herzklopfen. — Er trug indeß den Sieg davon und empfing den jubelnden Glückwunsch von allen Dreien. Lächelnd stimmte er in den Jubel ein. Er lächelte über den Scherz, nicht über sein Glück.

„Das Schicksal will der Wittwe wohl,“ sagte Solms; „obgleich wir alle tüchtige Kerls sind, so hat doch keiner von uns jenen leichten Anflug von Sentimentalität, Ritterthum, Romantik, jene Politur des Gefühls, welche Du, Rado, besitzest, und welche den Frauen so an Dir zu gefallen pflegt.“

„Dagegen hat auch Rado schon an mancher Frau Gefallen gefunden,“ wandte Holtau ein, „und er besitzt manche Freundin unter den Freundinnen der Wittwe, daran könnte, auf Ehre! die Sache scheitern.“

„O, Ihr Ignoranten,“ rief Solms im Uebermuth über seine so bedeutende Menschenkenntniß, „wann ist denn je der Rath einer Freundin befolgt worden, besonders wenn derselbe durch Eifersucht dictirt wurde? Gerade das spornt an, und der Triumph wird immer wünschenswerther; dann erst werden gewiß alle Hindernisse überwunden. Rado ist und bleibt das Glückskind, der Auserwählte, der zum Sieg ausgerüstete, und wir sind seine Hülfstruppen — Er wird der schönen Lucy Gemahl.“

„Nun, Du wirst mir doch noch einige Willensfreiheit dabei lassen,“ wandte Rado etwas ängstlich ein, „ich muß sie doch erst sehen und erwägen, ob sie mir gefällt.“

„Sie hat 10,000 Thlr. Einkünfte, da muß sie gefallen!" erwiederte der Lieutnant Dolmer.

„Ja, die Revenüen von 10,000 Thlr. gefielen mir allerdings," versicherte Rado, „aber im Kauf eine Frau, der ich meine schöne Freiheit hingeben soll, da muß mein Herz auch mitsprechen und ein Wörtchen bei der Wahl zu sagen haben."

„Nun," rief Solms, „es sei, morgen auf dem Ball siehst Du sie, und bis zum Cotillon entscheidest Du Dich. Willst Du sie nicht, kannst Du an ihr gar keinen Gefallen finden, so würfeln wir nach dem Ball unter uns drei. Ich gestehe aber, daß ich nicht begreife, wie man so eigene Einwendungen machen kann, wenn es einer jungen Wittwe und 10,000 Thlrn. gilt."

„Ich erfahre so eben erst von Dir, daß sie jung ist," erwiederte Rado; „wie alt mag sie wohl ungefähr sein?"

„Die Baronin D— mag ungefähr 25 Jahre zählen und Frau von Villars ist ihre jüngere Schwester. Auf Ehre, ich dächte doch, das wäre das richtige Alter," sagte Holtau.

„Aber ich möchte auch wissen, ob sie geliebt hat, ich möchte ihre Herzensbiographie erfahren," wandte Rado wieder ein, „mich genirt der Gedanke, daß sie Wittwe ist, vielleicht gar eine ewig trauernde, auf jeden Fall eine stets vergleichende."

„Armes Kind!" rief Solms, „Du bist wohl 18 Jahre alt; sollte man doch glauben, Du trügest selbst ein jungfräuliches Herz im Busen, daß Du solche Prätensionen machst. — So erfahre denn, daß ihr Mann alt war, sehr alt, und in ihr mehr die Tochter geliebt hat als die Gattin; daß er nur zwei Jahre mit ihr vermählt war, und ihr aus Dankbarkeit für diese kurze Zeit des Glücks und vielleicht auch der Treue — sein ganzes Vermögen vermacht hat, eh bien! wie gefällt Dir das?"

„Ich glaube, ich werde mich zu dieser Heirath entschließen."

„Auf Ehre!" rief Holtau etwas aufgebracht über die vornehme Miene, womit Rado seine Einwilligung gab, „Du bist ja außerordentlich gütig, und Frau von Villars wird sich sehr geschmeichelt finden."

„Das soll sie auch," antwortete Rado, „glaubst Du denn, daß, wenn der Lieutnant von Rado sein Herz verschenkt, dieses als etwas so

Geringes aufgenommen werden solle? O, ein Lieutnants-Herz mit seinem Lieben und Träumen ist wahrlich nicht so leichte Waare, als man glaubt."

Am folgenden Abend, während des Cotillons, flüsterte Rado mit hochgerötheten Wangen dem Grafen Solms im Vorbeichassiren zu, — „Sie ist ein Engel!" Er war also mit dem ihm gefallenen Loos zufrieden.

Der Salon der Baronin D— war mit einer langen Divanreihe umgeben; in der Mitte sah man einen mit kostbaren Kleinigkeiten reich besetzten Tisch; eine Musterkarte von Fauteuils und Couchetten, und alle diese Bequemlichkeits-Anstalten waren auch nicht ohne Ursache. Die Baronin meinte nämlich, daß nur, wenn jedes einzelne Glied recht wohl und weich gebettet sei, und man nicht die Mühseligkeiten des körperlichen Existirens fühle, man seiner Liebenswürdigkeit freien Lauf lassen könne, und ihre Soiréen nahmen leicht den Anstrich von Wallensteins Lager an, wegen der wunderbar liegenden Stellung, zu welcher ihre Gäste bei den niederen Sitzen sich genöthigt sahen. Sie selbst schien gar keine Gliedmaßen zu haben, denn beim Eintreten erblickte man gewöhnlich in einer Ecke des Divans ein Packet Flor und leichten Gewebes, aus welchem ein wunderschönes Köpfchen hervorragte, und zwei anmuthige Arme sich lebendig hin und her bewegten.

Leontine von D— und Lucie von Villars standen beide in ziemlich gleichem Alter; beide waren schöne Blondinen mit jenem Seidenhaar und dem Milch- und Rosen-Teint, der den Blondinen so eigen ist. Sie waren beide schlank und zart gebaut, und ihre Züge trugen große Aehnlichkeit, nur war Lucie etwas größer, hatte eine gewölbtere Stirn und dunklere Augen. Ihre Bewegungen waren auch bei weitem ruhiger.

Während nun die muntere ältere Schwester sich meist in leichte Stoffe kleidete, sich mit Florschärpen, Mantillen und unzähligen Faltenwürfen umgab, und gern alle Regenbogenfarben in sich vereinigte, pflegte Lucy nur schwere dunkle Seidenzeuche zu tragen, und anstatt die Sophaecke einzunehmen in zusammengewickelter Attitude wie die Schwester,

ſaß ſie entweder gerade im Fauteuil zurückgelehnt, oder wandelte im Zimmer auf und nieder. Während Leontine beim Gehen ſich lebhaft hin und her bewegte, waren Lucys Schritte feierlich und majeſtätiſch, und während der Baronin Munterkeit alle Welt beluſtigte und anzog, weilte jeder Blick gern auf Lucys ernſten Zügen und langbewimpertem Augenpaar, woraus eine Seele ſprach. Lucy hatte Schmerz empfunden, während die Baronin nie ſolchen empfinden konnte.

Auf dieſe Weiſe war die Verſchiedenheit der ſonſt ſo ähnlichen Schweſtern begründet.

„Du ſeufzeſt ſchon wieder, Lucy," ſagte die Baronin, „darf man fragen warum?"

„Eine ſonderbare Frage in der That — ich bin Wittwe, vermag nicht dieſes Wort, alle Seufzer der Vereinſamten Dir zu erklären? Eine Wittwe iſt das abgeriſſene Glied einer Kette, die einſame Trauerweide auf dem Grabeshügel — eine Wittwe ſteht allein im äußern Leben wie in ihrem innern, und das Alleinſtehen iſt immer ein Unglück."

„Darin irrſt Du, Lucy," verſetzte die Schweſter, „ich begreife noch allenfalls Deine Thränen um den verſtorbenen Gatten, den Du liebteſt, der Dich auf den Händen trug; aber Dein ewiges Klagen über Alleinſtehen begreife ich nicht — das ſcheint mir gerade ein Glück zu ſein. Was hindert Dich denn, Dein Leben zu genießen, Dich der Jugend zu freuen, ſo lang Du noch jung biſt?"

„Wie? ich wäre noch jung? Drei und zwanzig Jahre, nennſt Du das noch Jugend? Ach! Leontine, wie alt fühle ich mich in meinem Innern, wie viel habe ich ſchon erlebt und gelitten; ja, das Sterbebett eines geliebten Weſens macht alt — doch ich möchte die Hände ringen vor Verzweiflung, daß ich nicht älter bin und daß ein noch ſo langes Leben vor mir liegt."

„Mein Gott, wie ſchwerfällig Du doch biſt, da klammerſt und ſaugſt Du Dich feſt an Deinen Kummer und gefällſt Dir darin. Was haſt Du denn verloren? — Einen Mann —; der Männer giebt es aber unendlich viele in der Welt, und folglich ließe ſich Dein Verluſt erſetzen. — Denke nur, wie viele Männer ſind nicht ſchon erſetzt und vergeſſen worden, heißgeliebte, tiefverehrte, angebetete. Die Zeit begräbt

ihr Gedächtniß, wie der Todtengräber ihre Särge, und die Leere wird ausgefüllt. Ein Wittwenschleier kann leicht vom Brautschleier ersetzt werden, und eine Wittwe hat immer Hoffnung. Sie steht darin den jungen Mädchen gleich, während sie alle Freiheiten und Privilegien einer Frau besitzt. Ja, der Stand einer jeune veuve ist der interessanteste und angenehmste zugleich. — Sieh doch mich an, findest Du mich denn glücklich?"

„Du bedarfst anderer Materialien zum Glück als ich," erwiederte Lucy. „Ja, ich glaube, Dir würde der Wittwenstand zusagen, Du bist herrschsüchtiger, selbständiger, und kannst eine Stütze entbehren. Aber ich! — bei mir wandelt sich alles Hoffen für die Zukunft in Fürchten um, und die Bewerber, die mich bis jetzt umdrängten, genirten mich. Ich sehe es ihnen allen an, daß mein Vermögen sie lockt; deshalb, obgleich ich mich trostlos fühle über mein Alleinstehen, möchte ich es doch nicht durch eine neue Wahl aufheben; sie würde auch nicht glücklich ausfallen. Sieh, Leontine, ich bin verwöhnt, mein Gatte liebte mich so innig. Er war zwar viel älter als ich, doch sein Herz und seine Phantasie waren noch jung, sein Verstand mir eine reiche Quelle von Belehrung. Er leitete mich so sicher durch das Leben und durch die große Welt; ich war sein einziger Gedanke. Früh und Abend, im Hause, sowie in Gesellschaftskreisen, war ich der erste Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und ich wußte jeden Augenblick, daß ich geliebt wurde. Und jetzt — Ach, Leontine, ungeliebt sind mir Reichthum, Stellung, alle von so vielen beneideten Vortheile nichts. Geliebt, wie ich es war, möchte ich eine Hütte bewohnen, von Kartoffeln leben, und allem Luxus, allen Bequemlichkeiten entsagen!"

Hierbei hüllte sich Lucy fester in den türkischen Shawl, und trocknete an dem mit breiten Spitzen besetzten Batisttuch die Augen. Leontine aber lächelte und sagte:

„Wie Du Dich nur so täuschen kannst, liebe Schwester; glaube mir doch, Lucy, und da ich ein Jahr älter bin als Du, kannst Du wohl meine Erfahrungen gelten lassen: man verschmerzt viel eher einen Gemahl als ein Vermögen. Das ist natürlich, denn es giebt der Männer so viel, des Vermögens so selten. Du kennst die Geschichte von Lady

Fitz Gerald. Sie vertheidigte ihre Burg, und als ihr Gemahl vom Feind gefangen ward und vor dem Thor aufgehängt werden sollte, wenn sie die Burg nicht übergäbe, wandte sie gerührt die Augen hinweg von dem Unglücklichen und ließ ihn hängen — aus dem einfachen, sehr richtigen Grunde, daß ein Mann leichter zu ersetzen sei als eine Burg. Hast Du wohl schon je eine ewig trostlose Wittwe gesehen? Vielleicht in der Armuth, wo der Versorger zugleich mit dem liebenden Gatten betrauert wurde, aber sonst nicht. Warum sollten auch die Todten schwerer zu vergessen sein als die Lebenden? Sahst Du denn noch nie zwei Liebende sich trennen? — Sie weinten, schluchzten, rangen die Hände und — nach einigen Jahren waren sie getröstet. Kamen sie nun ungefähr nach zehn Jahren wieder zusammen, so freuten sie sich wohl gar über das sie trennende Schicksal. Er findet die einst Geliebte entweder unvernünftig stark, oder furchtbar mager geworden — denn an einem Atom En bon point mehr oder weniger kann schon ein männliches Herz scheitern. — Auch der Mann kann Eigenschaften entwickelt haben, die nicht mehr gefallen, kurz, wenn sie nur einigermaßen gut verheirathet sind, so segnen sie den Weg der Vorsehung. Ja, es verschmerzt sich Alles in der Welt, und am leichtesten ein Mann!"

„Du thust mir weh, Leontine," versetzte Lucy, „wenn Du so kalt und leichtfertig sprichst über Dinge, die Du eigentlich nicht verstehst. Du hast keinen Sinn für Haus und Familienglück, und bist ein Wesen besonderer Art."

„Ich kann nun einmal kein Glück darin finden, mich tyranniſiren zu lassen."

„Aber worin tyranniſirt Dich denn Dein Gatte? —"

„Er läßt mich nicht die Verehrer haben, die mir zusagen; ich darf nicht die Fêten geben, die ich geben möchte; er macht mir Vorwürfe, wenn ich mich nicht um die Leitung des Hausstandes bekümmere, wie eine arme Bürgersfrau, und dazu bin ich doch nicht erzogen. Und dann? —"

„Aber danke doch Gott, daß Dich jemand erzieht zu dem, was Deine Pflicht ist."

„Pflicht —! was ist denn Pflicht? — wo steht die Pflicht geschrieben?"

„In unserm Herzen, Leontine. Wir sollen nützen auf die Weise, wie uns die Vorsehung es angewiesen, wir sollen den Platz ausfüllen, auf den sie uns hingestellt hat. Weh mir Armen, daß sie mir keine Pflichten zu erfüllen gab!"

„Nun kommst Du gar mit der Vorsehung; so nennen die Menschen ja alles, was sie selbst gemacht und herbeigeführt haben. Meine Eltern meinten, der Baron D— sei eine gute Parthie, und da war es die Vorsehung, die mich mit ihm vermählte, während doch eigentlich die Vorsehung mich zu etwas ganz anderm geschaffen und mir ganz andere Kräfte und Neigungen in die Brust gelegt hat."

„Nun, und wozu hat sie Dich denn geschaffen, liebe Schwester?" frug Lucy lächelnd, während sie sich niedersetzte und sich bereitete, einen Vortrag von jenem geistreichen Unsinn anzuhören, worin die Schwester so stark war, wenn die muntere Laune sich ihrer bemächtigte und sie halb im Scherz und halb im Ernst fortriß.

„Ja, zu etwas viel Großartigerem hatte mich die Vorsehung geschaffen, daran zweifelst Du hoffentlich nicht!" antwortete die kleine Frau in der Sophaecke, während sie mit den niedlichen Fingern lebendig gestikulirte, „ja, zu etwas viel Großartigerem! Ich hätte müssen eine große Künstlerin werden, welche unter stürmischem Beifallsruf sich Tausende ersingen und diese vertheilen oder verthun kann; ich hätte ungeheuer reich sein, mir einen unendlich großen Wirkungskreis eröffnen müssen; eine Kolonie hätte ich dann angeführt nach Amerika, den Bau einer Stadt dirigirt, Gesetze gegeben, geherrscht! — Oder ich hätte eine Jeanne d'Arc werden, mit der fliegenden Fahne Armeen anführen müssen, das Vaterland befreien, mit dem sieggekrönten Banner an der Spitze des triumphirenden Heeres unter Glockengeläute" — — —

Mit einem lauten Schrei unterbrach hier die Heldin ihre Rede, sie war aus der liegenden Stellung aufgesprungen, und bereits auf den Tisch gelangt, denn ein Mäuschen hatte sich neugierig in ihre Nähe gewagt, und sie, die feindliche Heere in die Flucht treiben wollte, war vor dem kleinen Thier in Alarm gerathen.

Lucy lächelte über die Selbsttäuschung der Schwester eben so, wie diese über ihren Lebensplan mit Liebe und Kartoffeln im Hüttchen gelächelt hatte.

Leontine stand noch zitternd auf ihrer hohen Feste, als Graf Solms und Lieutnant von Rado eintraten und ihr ritterlich beim Herabvoltigiren vom Tisch behülflich waren. Graf Solms paßte ganz vortrefflich zur Baronin, und stand auch unter der Zahl ihrer Verehrer oben an. Die böse Welt hatte sogar sehr viel an diesem Verhältniß zu bekritteln, und wohl mochte deshalb mancher Vorwurf des als tyrannisch bezeichneten Gatten die junge Frau getroffen, und den Durst nach Freiheit in ihr erregt haben.

„Mein Gott, pflegte Leontine oft zu sagen, wie langweilig ist doch das Leben ohne einen Courmacher. Immer nur auf Ehestandsgespräche reducirt zu sein, das kann ja kein Mensch aushalten. Was kümmert es mich, wo mein Mann die Fonds placirt und die Staatspapiere kauft, wenn ich sie nicht verthun kann; — und ob die Kinder das oder jenes lernen, das gilt mir auch gleich, sie werden doch was sie werden sollen und wollen. Ich habe auch nie etwas gelernt und komme doch recht gut durch die Welt. Gott! wie langweilen mich alle häuslichen Besprechungen, und wie langweilig ist ein Ehemann. Viel liebenswürdiger ist doch ein Attaché, der hat Attentionen, ist nie übler Laune, nie im Schlafrock — ein Mann im Schlafrock — O quelle horreur!"

„Es giebt verschiedene Klassen von Attachés; erstens die wirklichen Hausfreunde, die es mit Mann, Frau, Kindern u. s. w. gut meinen, ohne jedoch das sechste Gebot zu verletzen und eines von diesen Gegenständen zu begehren. Dieses sind brauchbare, nützliche Hausthiere."

„Viel angenehmer aber sind die Verehrer. Da glimmt ein Fünkchen von Bewunderung für die Frau allein; sie finden sich wie zufällig auf allen ihren Wegen, sind immer in Gesellschaft wo sie ist, schreiben Rosabillets, erkundigen sich nach der Migraine, schicken Blumen und tragen den Shawl."

„Dann kommen aber die Anbeter; diese sind noch viel angenehmer, das Fünkchen Bewunderung ist in ihnen zum Flämmchen geworden, und schlägt zuweilen hell wie ein Licht, heilig wie die Flamme einer Altar-

kerze empor. Ein Anbeter gehört zu den seltensten und schönsten Glücksgütern."

„Gott behüte aber eine Frau vor dem Amant, denn ein Mann, der seiner Sache gewiß ist, wird bald eben so unbequem wie ein Ehemann, eben so tyrannisch und nonchalant. Eine Frau, die einen Amant hat, ist nicht nur pflichtvergessen, sondern auch dumm — denn wenn nach innerm Kämpfen und Ringen, nach einem inneren Stiergefecht zwischen Pflicht und Liebe, sie sich dem Abgott ihres Herzens hingiebt, so ist sie ihm nichts mehr als die gemeinste Person, ohne Ringen und Kämpfen, ohne hohe, ewige Gefühle, und findet auch nicht mehr und nicht weniger Dank und Anerkennung als diese. Denn ein Amant spielt immer das umgekehrte Mährchen von la belle et la bête, dort verwandelt sich das Ungeheuer in einen Prinzen, hier wird der sanfte, schmachtende Prinz — zum Bären. Wohl bekomms der Schönen!"

„Es giebt auch noch eine Sorte Freunde, und ich weiß nicht, ob man diese einer Frau als Glück oder Unglück anrechnen kann. Sie sind ein Mittelding von Barometer und Thermometer, und haben sie Früh und Mittag auch noch so gut gestanden, wer kann wissen, ob sie am Abend nicht auf dem Gefrierpunkt stehen, und Sturm oder schlecht Wetter andeuten. Sie sind — doch still von ihnen — erst wenn die Freundin bei ihnen ganz als faute de mieux installirt ist, kann sie sicher auf sie zählen." —

Die schöne Leontine, welche also dachte und diese Theorie der Verehrer noch ganz vor Kurzem ihrer Schwester entwickelt hatte, machte den Männern den Eindruck einer Undine, welche keine Seele hat und erst durch Liebe sie entwickeln muß. Man wußte, sie hatte noch nicht geliebt, und zahlreiche Verehrer umringten sie, um das Wunder zu vollbringen. Ihre angeborene, unberechnete Coquetterie fesselte alle, und jeder hatte im Stillen Hoffnung, die schöne Nixe noch in ein menschliches Wesen umzuwandeln, ihr Liebe einzuflößen und Herzpochen beizubringen.

Graf Solms hatte schon ein ganzes Jahr sich diesem Streben gewidmet, und auch heute auf ihrem Divan Platz genommen, während Rado der schönen Schwester Nähe suchte. Das muntere Hin- und Herreden der Baronin vermochte indeß heute den jungen Grafen nicht

wie ſonſt zu feſſeln, und er horchte zu dem andern Paar hinüber, neugierig, wie der Camerad wohl die ſchöne Wittwe attaquire, um zum Ziel zu gelangen. Die Baronin fing einen ſeiner abtrünnigen Blicke auf.

„Aha!“ ſagte ſie lachend, „Sie finden dort mehr Intereſſe an meiner jüngern Schweſter, das iſt natürlich. Ich wußte ja ſchon längſt, daß ſie nur mein Verehrer, nicht mein Anbeter ſind. Ich bin auch nicht eiferſüchtig. Habe ich Sie doch nicht an meinen Triumphwagen geſpannt; Sie ziehen freiwillig und können aufhören, wenn es Ihnen beliebt. Ich wünſchte nur, ich könnte eiferſüchtig ſein; eine unglückliche Liebe füllt die Zeit aus, ſie unterhält und giebt Gedanken, alles das iſt bei der Monotonie unſeres Lebens ſehr wünſchenswerth. Aber jetzt wollen wir doch den beiden ſo ernſthaft dort Diskutirenden näher rücken.“

„Ein göttliches Buch iſt dieſer Compagnon du tour de France!“ rief der Lieutnant von Rado, „es iſt ein Schrei des jetzigen Frankreichs. Sie iſt eine große Frau, die Dudevant; ſie lauſcht dem Wimmern ihrer Nation, dem ſtillen Schmerz des Volks und leiht ihm Stimme. Das Nivellirungsſtreben iſt das Fieber der Franzoſen; der Freiheits- und Gleichheitsruf der Revolution findet darin noch immer ein Echo, und hallt, wenn auch leiſe, doch vervielfacht wieder, und alle Klaſſen bemühen ſich — oft unbewußt — die Gleichheit ins Leben zu rufen. Der hochſtehende Ariſtokrat ſah das Haupt ſeiner Eltern auf der Guillotine fallen, er hat das Volk fürchten gelernt und lüftet höflich den Hut vor dem Mann des Volkes, damit ſein Kopf um ſo feſter ſtehe. Der Bankier, der den Adel zu verachten meint, giebt ſeine Tochter, deren Vermögen er erworben, dem ariſtokratiſchen Wüſtling zur Gattin, um ihr einen Namen zu ſichern. Der König der Franzoſen, der durch des Volkes Gnade zum König ward, fühlt ſich auch bewogen, dem Volke ſich beſonders gnädig zu zeigen, er reicht dem Geringſten die Hand und zeigt, wie man herabſteigen könne zum Volk, während Napoleon ihm lehrte ſich empor zu ſchwingen und nach der höchſten Stellung zu ſtreben. Alles trägt dazu bei, eine beſtändige Gährung zu erhalten, was oben ſteht, läßt ſich herab, was zu unterſt lag, ſteigt empor, das giebt ein trübes Element, aber es iſt doch Bewegung.“

„Ja," sagte Lucy, „und darin zeigt sich eben die Gerechtigkeitspflege der Jahrhunderte in ihrer ganzen Größe. Sie gleicht die Unbill, welche manchen Ständen zu Theil geworden, aus, und stürzt die Uebermüthigen in den Staub. Dem Enkel des Leibeigenen erschließt sie die Thore der Freiheit, die Bahn des Ruhms. Dem Enkel des mißhandelten Juden öffnet sie die enge Judenstraße; er bezieht Paläste und vermacht den Nachkommen der einst ihn bedrängenden, höhnenden Christen die dumpfen Räume. Vor einem Rothschild beugen sich die Großen der Erde, israelitische Autoren schwingen die geistreiche Feder wie einen mächtigen Zepter über die Meinungen der Menschheit, und der israelitische Künstler entzückt ein lauschendes Publikum mit den schönsten Melodieen."

„Diese beiden," flüsterte Leontine dem Grafen Solms mit schelmischer Miene zu, „scheinen einmal überschwenglich und sublim zu sein. Sie bearbeiten, wie es mir scheint, das Thema der Menschenrechte, und darin ist meine Schwester stark."

„Ja," sprach Rado weiter, „eben so wie wir den Israeliten bebändert und besternt in der Aristokratie leuchten sehen, eben so gut kann auch einst der Handwerker darin aufgenommen werden. Er arbeitet jetzt im Schweiß seines Angesichts, aber die Zeit wird ihm die Hand reichen und ihm aus der dumpfen Kellerwohnung seiner Verhältnisse heraushelfen. Dann wird man erst merken, wie viel größer er geworden ist in dem letzten Jahrhundert. Sein Wirken ist nicht mehr mechanisch; nein, er bedarf schon wissenschaftlicher Bildung. Die Mathematik, die er zur Arbeit braucht, bahnt ihm den Weg zum Denken, und er denkt über alles. Wer weiß, ob wir nicht einst den würdigen Tischlermeister, umgeben von seinen Gesellen, als Stütze des Hofes, mit Orden und Stern und Excellenztitel, den Hochgeborenen imponirend sehen. Vor ihm, der Wiege und Sarg verfertigt, und auf diese Weise so mächtig eingreift in das Schicksal des Menschen, vor ihm kann sich die Menschheit wohl auch neigen."

„Nun, das will ich noch allenfalls zugeben, lieber Lieutnant von Rado," rief die Baronin D— „er mag immerhin Orden und Stern tragen und Excellenz heißen. Die Excellenzen sind meist alt und lang-

weilig, aber zu lieben brauchen wir ihn doch nicht, und hoffentlich wird die Gerechtigkeit der Jahrhunderte nicht verlangen, daß unsere feingebildeten Fräulein solche Mesallianzen machen; denken Sie nur, wie die Hand, die den Hobel führt, den zarten Händedruck der Liebe bewirken soll! Nein, unmöglich! Trotz George Sand's glühender Schilderung ihres Helden Pierre, könnte ich doch keinen Handwerker lieben und heirathen. — Vielleicht einen Schieferdecker, während er auf dem Thurm steht und man für sein Leben zittert. Aber herunterkommen dürfte er mir nie." Leontine lachte selbst laut auf bei dem Gedanken an eine solche Ehe.

Frau von Villars beschäftigte sich sehr ernstlich mit dem Wohl der Menschheit. Pauperismus, Völkerrechte, Preßfreiheit, die großartigsten Fragen der Politik und Philosophie, beschwur sie vor das Tribunal ihrer Gedanken. Sie nahm alle Ereignisse des gewöhnlichen Lebens nur symbolisch, nur als eine Hindeutung auf ein Höheres. Und in den Erscheinungen des Daseins erkannte sie eine tiefere Moral, wie der Mathematiker die Schatten mißt, um die Höhe eines Thurmes zu erfahren. —

Auch war ihr eine Thräne mehr als ein Tröpfchen Salzwasser, ein Seufzer mehr als ein wenig überflüssige Luft, und Kuß und Seufzer und Thräne bildeten für sie eine heilige Dreieinigkeit der Gefühlswelt; Lieben und Fühlen aber war ihr ein Kultus, den sie der heiligen christlichen Kirche zur Seite stellte. Ihre Sehnsucht nach Liebe glich einem Gebet, sie dachte derselben nur mit gefalteten Händen.

„Ein Kuß, sagte die Baronin, ist nichts als eine Seifenblase, die bei der Berührung zerspringt; wenns vorüber ist, ist er vergessen!"

Beide junge Frauen waren zum Ball gekleidet; Lucy ganz weiß; das Trauerjahr war zwar längst vorüber, sie konnte sich aber noch nicht zu bunten Farben entschließen; die Baronin D— war im zartesten Rosa. „Nun," sagte sie zur Schwester, „man wird Dich heute viel verehren und anbeten, meine Liebe, Du wirst mir sogar einige meiner Verehrer kosten, ich trete sie Dir mit Vergnügen ab. Werde mir nur nicht eitel, liebes Herz, und schreibe die Bewunderung nicht allein Deinen Verdiensten zu,

sie gilt auch Deinem Vermögen, und man feiert in Dir eben so sehr die gute Parthie, als die schöne und liebenswürdige Frau."

„Du bist grausam, daß Du mir das sagst," antwortete Lucy. „Ach, ich weiß nur zu gut, daß die Männer nur Interesse haben für mein Vermögen, und Du solltest froh sein, wenn ich es momentan vergesse und zuweilen glauben kann, man liebe mich um meiner selbst willen."

„Wie! Du willst um Deiner selbst willen geliebt sein?" lachte die Baronin, „was nennst Du denn Dein selbst? Ist es Dein schönes Auge, Deine feine Nase, die geröthete Wange vielleicht? — Was bleibt Dir denn von allem dem, wenn Du alt geworden? — Ist vielleicht Dein Verstand Du selbst? Krankheit — Kummer können ihn trüben. Dein Charakter? Ein Leberleiden kann ihn verderben und Dich unausstehlich machen. Was in aller Welt ist denn mehr Du selbst als Dein Reichthum? Wie dieser, sind alle Eigenschaften des Körpers und der Seele Zufälligkeiten unterworfen. Wenn Du denn durchaus um Dein selbst geliebt werden willst, so solltest Du wenigstens eine Erklärung von Dir geben, um was Du nicht geliebt werden magst. Nicht um des Geldes willen, welches Habsucht erregt; nicht wegen der Schönheit, die nur die Sinne anspricht; nicht um des Verstandes willen, nicht wegen der Talente, welche vergänglich sind. Die Bildung, die Du Dir erst angeeignet hast, darf auch nicht geliebt werden, sondern nur Du allein, und bloß um Deiner selbst willen. Weißt Du was, ich würde alles das auf die Visitenkarte setzen lassen, damit die Leute doch gleich wissen, wie sie mit Dir daran sind, Du kleine Schwärmerin."

Auf dem Ball angelangt, gehörte natürlich der erste Walzer nebst dem Cotillon dem Lieutnant Rado, und dahin flog er mit Lucy durch die Räume, selig in Hoffnung und Liebe.

Den zweiten Walzer tanzte Graf Solms mit Lucy, und da die drei Verbündeten sich vorgenommen hatten, dem Freund so viel als möglich bei seiner Bewerbung behülflich zu sein, so unterhielt er seine Tänzerin während des ganzen Walzers nur von Rado und dessen schönen, großen Eigenschaften.

Den dritten Tanz hatte Lieutnant von Holtau sich erbeten, und da dieser wohl seinem König, aber nicht der Wahrheit geschworen hatte,

da er meinte, alle Unwahrheiten, wobei man nicht auf Ehre sagte, hätten nichts zu bedeuten, und überdieß auch eine sehr lebhafte Phantasie besaß, trug er eine ganze Geschichte vor von einem Wohlthätigkeits-Actus Rado's, von einer edlen That, welche ganz geeignet war ein Frauenherz zu gewinnen. Durch des Freundes großmüthige, jahrelang fortgesetzte Unterstützung war eine Großmutter mit vielen Enkelchen vom Hungertod errettet worden; es war wirklich eine rührende Geschichte.

Rado war nun in der That großmüthig, wenn er Geld hatte, das war aber sehr selten der Fall, und da er viel mehr auf die Ebben als auf die Fluthen seines Beutels zählen konnte, gab er wohl dem Bettler Almosen, ließ sich aber nicht auf regelmäßige Beiträge ein, und des Lieutnants Geschichte war erlogen. Triumphirend erzählte er seinen Geniestreich, wie er es nannte, dem Lieutnant von Dolmer, welcher sehr darüber lachte, denn natürlich war er hier auch nicht ganz bei der Wahrheit geblieben, als er den Effect dieser Geschichte auf die schöne Wittwe schilderte; er behauptete Thränen der Rührung und ein verrätherisches Zittern der Lippe bemerkt zu haben.

Lieutnant von Dolmer wollte nicht gern dem Lieutnant Holtau nachstehen in Freundschaftsdiensten für Rado, und als er den vierten Tanz mit Lucy tanzte, gab er auch eine herrliche Edelmuths-Geschichte von sich, wie Rado einem Knaben schwimmend das Leben gerettet habe; er trug sehr schön vor die Todesangst der Mutter, das Geschrei des Kindes, und Rado's mächtigen Sprung; es war eine wahrhaft pittoreske Erzählung. Es hätte auch alles dabei recht gut wahr sein können, denn Rado war immer bereit sein Leben zu wagen — aber schwimmen konnte er nicht. In den Berichten der beiden Lieutnants lag also die moralische Wahrheit, aber die physische mangelte, und wenn gleich das bei Novellen, Romanen, Gedichten u. s. w. dem Autor als ein Verdienst angerechnet wird, so pflegt man es doch im gewöhnlichen Leben bei geringen Leuten als Lüge zu tadeln, bei Damen als brodiren zu belächeln, und bei den Lieutnants als Flunkern zu bezeichnen.

Als indeß Frau von Villars den Cotillon mit Rado tanzte, war sie ganz aufgelöst in Bewunderung und Entzücken. Es war ihr ein Bedürfniß, mit ihm selbst, von ihm selbst zu sprechen, und diese edle

Seele vollends ans Licht zu ziehen, an die Sonne zu bringen, d. h. an die Sonne ihrer Liebe. Aber wie war er bescheiden! Eine neue Tugend enthüllte sich ihr. Er wollte ihre Anspielungen auf den geretteten Knaben, auf die unterstützte Großmutter nicht verstehen, ja er wurde roth und gerieth in Verlegenheit bei deren Erwähnung.

Lucy konnte an jenem Abend nicht einschlafen wegen aller herrlichen Eigenschaften ihres neuen Freundes.

Aber auch Rado kam sobald nicht zur Ruhe, auf der Hauptwache traf er mit den Freunden zusammen, glühend vor Wuth und Empörung. „Wie!" rief er, „Ihr habt Unwahres von mir erzählt, Ihr habt auf meinen Namen Mährchen erfunden, meine Ehre auf's Spiel gesetzt? Ich sagte Euch ja, die Frau sei mir heilig, ihre Liebe sei mir heilig — nur als ein Heiligthum wollte ich sie erringen und bewahren. Ich will ihr ein Glück geben dieser göttlichen Frau — aber die Lüge ist nicht der Boden, worauf das Glück gedeiht. Wahr muß alles sein zwischen uns."

„Ja, sie soll wissen, daß ich arm bin, daß ich Schulden habe, daß ich nicht die Mittel besitze, um wohlthätig zu sein. Ja, sie soll es erfahren, daß ich nicht schwimmen kann und keinen Knaben gerettet habe. O, es ist doch erschrecklich, daß ich ein so erbärmlicher Mensch bin, daß, wenn meine Freunde mich loben wollen, sie lügen müssen."

Rado sprach noch lange so fort, Champagner und Liebe waren ihm etwas zu Kopf gestiegen und steigerten seinen Zorn. Das merkten nun Solms und Holtau sehr bald und verhielten sich schweigend, aber Lieutnant von Dolmer war auch nicht ganz nüchtern und deshalb etwas exigeant. Er verlangte Dank, daß er Rado zum guten Schwimmer gemacht, daß er ihn für alle Elemente tauglich befunden habe. Er wollte, Rado solle es ihm als Verdienst anrechnen, daß er ihn habe fördern wollen bei der schönen Wittwe, ohne Neid und Mißgunst zu empfinden. Er verlangte sogar eine Belohnung dafür, eine Flasche Champagner, eine Knackwurst, eine Sammetweste, und endlich sogar einen Kuß von Lucy.

Er war zu sehr angetrunken, um den steigenden Groll des verliebten Cameraden zu bemerken, welcher jetzt zur Explosion kam. Es ist auch nichts schrecklicher, als wenn man gereizt und ärgerlich ist, auf Scherze

zu stoßen und noch dazu auf schlechte. Bei Dolmers letzter Aeußerung sah Rado schon im Geist die vom Punsch duftenden Lippen sich spitzen, die Arme sich ausbreiten nach der süßen Gestalt, die zu umschließen ihm der Himmel auf Erden schien. Es fiel ein Wort, welches den höchsten Rausch eines Officiers zu bannen vermocht hätte, und man forderte sich — die beiden andern waren Secundanten.

Den andern Tag war große Parade, also auf übermorgen das Duell. Rado konnte Lucy noch sehen, sie sprechen. Er war sehr bewegt und erschüttert, als er zu ihr eintrat, und auch Lucy war ergriffen. Lucy liebte ihn mit vollem Bewußtsein, sie gab sich jeden Augenblick Rechenschaft von diesem Gefühl, sie nährte und hegte es systematisch, da sie überzeugt war, daß es sie zum Glück führen werde. Sie wußte, daß Rado's Schönheit sie eben so fessele wie sein Charakter, daß sein Kuß sie eben so beglücken werde, wie der Austausch von Gedanken. Sie reihte seine Worte und seine Thaten wie schöne Perlen aneinander, und bildete einen Heiligenschein daraus für seine hohe Stirn. Etwas ganz anderes ist die Liebe der Frau, als die des jungen Mädchens — letzteres nimmt die Liebe als einen ihr schuldigen Tribut, der ihr nun einmal nicht entgehen könne. Daß Chacune ihren Chacun findet, ist einmal bei ihr ein feststehender Satz, und ohne Liebe kann sie sich keinen Chacun denken. Lucy aber wußte, daß die Liebe eine Gabe Gottes ist, ein Himmelsthau, ein Wunder der Schöpfung; eine Offenbarung von Oben, welche selbst der eifrigste Rationalist nicht leugnen kann. Lucy bekannte sich zu einer Philosophie der Liebe, wie man sich zu der Hegelschen, Schellingschen und Kantschen bekennt, und das: wie lieben Sie's? warum lieben Sie's? und wo und wann lieben Sie's? wußte sie ganz genau zu bezeichnen und zu beantworten; denn sie liebte mit dem vollen Bewußtsein des gereiften Wesens, der vollendeten Seele.

Die Stunden flogen den Beiden dahin unter ernsten Gesprächen.

„Wie man doch ahnet, wo man Anklang findet und wo man verstanden wird," sagte Lucy, „wie man mit den geistigen Fühlhörnern erkennt, was in der verwandten Seele schlummert."

„Und wie der Funken zündet und das Herz aufflammt bei dem ersten Begegnen derer, die für einander geschaffen sind," versetzte Rado.

„Die Welt ist groß!“ sagte Lucy.

„Aber leer ohne Liebe!“ erwiederte Rado.

Also sprachen Beide lang in abgebrochenen Sätzen, in Aphorismen und Sentenzen von Einsamkeit und Alleinstehen, bis sie nicht mehr allein standen und sich umarmt hatten. Sie tauschten Schwüre der Liebe und Treue, und in der Zukunft ahneten sie ein gemeinschaftliches Glück.

In diesem Augenblick that sich die Thür auf und Lichtglanz erleuchtete die Scene, welche sich in der bedeutend verlängerten Dämmerstunde bis zur Theezeit hinausgezogen hatte. Da trat die Baronin ein, um die Schwester zur Gesellschaft abzurufen, sie stand einen Augenblick wie gebannt. Endlich schlug sie freudig in die Hände, umarmte die Schwester, sogar den Lieutnant Rado als künftigen Schwager, und zog dann beide in den erleuchteten Saal, wo eine zahlreiche Gesellschaft versammelt war. Die ganze Aristokratie der Stadt war gebeten, und die Verlobung wurde feierlich erklärt. Von allen Seiten wünschte man dem Brautpaar Glück, und Rado dachte gar nicht mehr daran, daß die Braut ihn fälschlich für den Retter der alten Frau und für einen guten Schwimmer hielt. — Er hatte auch Recht, darum hätte sie ihn gewiß nicht geheirathet — denn sie hatte ihn gewählt um seiner selbst willen.

„O,“ sagte Lucy am Abend zur Schwester, indem sie die Hände auf der Brust faltete, „er liebt mich — ja ich fühle es, trotz allen Deinen Sophistereien, Rado liebt mich um mein selbst willen.“

Dasselbe sagte sie auch am andern Morgen beim Frühstück. Sie hatte heute zum ersten Mal wieder eine Rosaschleife an die Brust gesteckt, als Zeichen, daß die Trauer der Freude gewichen sei. „Jetzt, Leontine,“ versicherte sie, „hat das Leben auch wieder Reiz für mich; ich bedurfte nur des Bewußtseins, geliebt zu werden. Die Liebe ist das Licht meiner Gegenwart, welches bis jetzt in die Zukunft hinein leuchtet. Wie schön wird es da werden. Nein, Rado soll nicht mehr Lieutnant bleiben, er soll nicht mehr Soldaten einexerciren und seine schöne männliche Stimme auf diese Weise vergeuden, sie ist für Liebesflüstern geschaffen, für süße und kluge Worte. Ein Landgut will ich kaufen am

Rhein — oder nein, lieber in der Schweiz, einen schönen See vor uns, und hinter uns eine Alpenkette, in der Ferne Gletscher und in der Nähe ein Glück. Du, Leontine, kennst nicht das Freudejauchzen eines Herzens, Dir ist die Außenwelt noch so viel. Mir ist sie ganz verblichen, und ich kann nur glücklich sein in meinem Innern."

„Herr Jesus! Herr Jesus!" rief der hereinstürzende Diener, „der Herr Lieutnant von Rado sind verwundet im Duell, und eben fuhren sie vorbei!" Lucy sank bei dieser Nachricht in Ohnmacht und die Baronin rang die Hände.

Als Lucy sich wieder erholt hatte, eilte sie mit ihrer Dienerin zu ihm. „Er ist mein Bräutigam," sagte sie, „und meine Pflicht erheischt, daß ich ihn pflege."

Sie trat ein zu dem Verwundeten, dem die Cigarre im ersten Erstaunen entfiel. Die Wunde war nur leicht, und der kleine Hieb im Arm war so eben verbunden worden und brannte nur unbedeutend. Rado gedachte sogar schon gegen Mittag die Braut zu besuchen, als sie mit vom Weinen gerötheten Augen und Verzweiflung in den Zügen zu ihm hereinstürzte, ihm zu Füßen sank und schluchzend seine Kniee umfaßte. Die bequeme Lage im Lehnsessel, mit den Füßen auf einem andern Stuhl, der Schlafrock und die Pantoffeln, das entkräuselte Haar, alles das war ihr an dem sonst so geschniegelten Lieutnant so fremd, daß sie ihn für tödtlich verwundet hielt.

Bald vermochte Rado indeß die besorgte Geliebte zu trösten und zu beruhigen; sie erhob sich, sah den Arm in der Binde, die heiteren Züge, das freudestrahlende Auge ihres Bräutigams. Nun wagte sie es auch, sich im Zimmer umzuschauen. Guter Gott! wie sah es da aus. Kleidungsstücke und Nahrungsmittel, Kämme und Bürsten, Bücher und Noten, Tassen ohne Henkel und Teller mit Sprüngen, alles stand umher. Lucy meinte, es sähe genial aus, eigentlich aber war es unordentlich.

Lucy blieb nun ein paar Stunden bei dem Verwundeten, „um ihn zu pflegen," wie sie sagte; er sollte den ganzen Tag nicht ausgehen, er mußte es ihr versprechen, damit kein Wundfieber dazu komme. Sie ließ ihr Mittagsessen zu ihm bringen und sie speißten zusammen wie alte

Eheleute, und Lucy kredenzte ihm das hellste Brunnenwasser, denn den Wein hatte sie verboten wegen der Wunde. Dabei unterhielt sie ihn von ihren Plänen für die Zukunft, mit denen er sehr einverstanden schien. Ueber das Duell vermochte sie indeß nichts heraus zu bekommen, trotz aller Bitten und Fragen. Sie erfuhr nicht mit wem, nicht warum er sich geschlagen hatte. Rado hüllte sich in seine Männerehre, und Lucy achtete ihn nur noch mehr darum. Ein Geliebter mag eben thun was er will, es wird schön gefunden.

Die Baronin D — war indeß mit ihren Nachforschungen glücklicher gewesen; das Duell hatte Sensation in der kleinen Stadt gemacht, und alles was Beine hatte und ausgehen konnte, lief aus, um Näheres darüber zu erfahren und das Erfahrene weiter zu bringen. Das Zimmer der Baronin war nicht von Visiten leer geworden, und Jeder hatte etwas Neues zu berichten. Alle stimmten darin überein, daß Frau von Villars die Veranlassung dazu gegeben. Es war nur die Frage wie? wo? und wodurch? noch zu erörtern.

Ein Regiment Fragezeichen ist unstreitig das mächtigste Kriegscorps in der Welt. Diese kleinen, harmlosen, gebeugten Wesen werden zu Mauerbrechern und Schlosseszwingen; wie die Dietriche öffnen sie Thore, wie die Sonnenstrahlen dringen sie durch, wie akustische Röhren erhaschen sie die Töne eines Geheimnisses. Mit einem Heer von Fragezeichen, gut commandirt und dirigirt, und zur rechten Zeit aufmarschirt, erfährt man alles und oft noch mehr als alles. Leontine war bald so weit, daß sie das Wahre vermuthen konnte. Gott behüte ein ehrbares Officiercorps aber vor den Vermuthungen der Frauen!

Da kam gerade Graf Solms, Leontinens Freund, Verehrer und Anbeter; er strebte danach auch Amant zu werden, und erhielt heute Hoffnung. Noch nie war Leontine so sanft und zauberhaft gewesen, ihr Scherzen war mit Wehmuth verschwistert, ihr Witz dem Liebessehnen gewichen; sie schien ganz Gefühl, und war in dieser Stimmung ihrer jüngern Schwester ähnlicher als je. Sie wollte das Geheimniß ganz ergründen und erfuhr es auch. Graf Solms leugnete zwar im Anfang, zuletzt aber nicht mehr. Er freute sich, als das schöne Weib recht von Herzen über das Würfelspiel lachte, und lachte mit. Die Geschichte

war auch so herrlich gelungen; man hatte noch nie so etwas erlebt. — Das mußte aufgezeichnet werden in den Annalen der Hauptwache! — Das mußte aufgenommen werden in den Bildern des Soldatenlebens! Dieser Zug durfte dem größern Publikum nicht vorenthalten bleiben. Selbst Lucy mußte sich einst daran freuen, wenn sie glücklich am Thuner- oder Genfersee haußte mit ihrem geliebten Rado.

Noch war Leontine ganz roth vor Lachen und vor Vergnügen; sie triumphirte wie gut die Coquetterie ihr gelungen war, wie glücklich sie das Geheimniß erobert hatte, als Lucy hereintrat. Auch sie war wie verklärt; sie fühlte sich so dankbar, daß Rado nicht tödtlich verwundet worden, daß er morgen sie wieder besuchen könne, daß in acht Tagen schon die Hochzeit sein solle.

„Das ist auch sehr nöthig," sagte Leontine, „denn wahrlich es war ein kühner Streich von Dir, daß Du so mir nichts Dir nichts dem Lieutnant auf die Stube rücktest und Deinen guten Ruf so auf das Spiel setztest."

„Schilt nicht, Schwester," erwiederte Lucy, indem sie die Hände auf der Brust faltete, „aber gewiß, ich konnte nicht anders, und dann in acht Tagen ist alles wieder gut, wenn ich seine Frau bin."

„Ja, ja!" versetzte Leontine, „ich weiß es schon, das ist eine der vielen Ungerechtigkeiten der Welt, daß die Ehe alles wieder gut macht. Die Ehe ist der wahre Mantel der christlichen Liebe — sie ist aber zugleich auch die Dornenkrone."

„Ich gestehe," sagte Lucy, „ich hätte auch gern noch einige Monate mich des Brautstandes erfreut, aber jetzt konnte ich Rado die Bitte um baldige Trauung nicht abschlagen."

„Ich kenne Dich gar nicht mehr, Lucy," nahm Leontine das Wort, „Du bist ganz umgewandelt; man sollte meinen, Du seist wirklich noch nie geliebt worden, Du, die Du überall gefeiert wurdest von Alt und Jung."

„Ja, ich fühle es," erwiederte Lucy, „daß ich noch nie um mein selbst willen geliebt worden bin. Jetzt erst kenne ich das Glück einer gegenseitigen uneigennützigen Liebe."

Leontine lachte laut auf und Lucy sah sie verwundert an.

„Wenn Du wüßtest, was ich weiß!“ sagte Leontine schelmisch, und es ergriff Lucy eine wunderbare Angst und Beklemmung. Leontine hielt diese indeß nur für Neugierde; sie hatte nie die Schwester verstanden, nie das Bedürfniß eines mächtigen Gefühls empfunden; sie hatte nie geliebt, nie geliebt sein wollen. Als nun Lucy in sie drang und das Geheimniß, worauf sie hindeutete, zu wissen verlangte, sagte Leontine.

„Nicht wahr, liebe Lucy, Du fühlst Dich an Rado gebunden?“

„Nun ja, und für die Ewigkeit.“

„Es wäre ein Skandal, wenn Du zurückträtest, jetzt, da die Verlobung so öffentlich erklärt ward und Du ihn besucht hast.“

„Ich denke auch gar nicht daran, je zurückzutreten.“

„Auch ist Rado gewiß einer der edelsten Männer und sehr liebenswürdig obendrein.“

„Er weiß und fühlt das wohl besser als ich!“ versetzte Lucy etwas ungeduldig.

„Auch liebt er Dich gewiß von ganzer Seele,“ fuhr Leontine fort.

„Nun, und wer hat denn seine Liebe bezweifelt.“

„Niemand,“ antwortete die grausame Leontine, „aber er hat doch um des Vermögens willen Deine Hand begehrt.“

Lucy erblaßte. „Woher weißt Du das, Leontine?“ fragte sie ernst.

Die Abenddämmerung war eingetreten, so daß die Baronin nicht das Erblassen der Schwester bemerken konnte, und in ihrem Leichtsinn hörte sie auch nicht das Zittern der Stimme. Unbefangen wie ein Kind, das ein anderes an Abgründen vorüberführt, erzählte sie die Hauptwachen-Scene, und daß Lucy der Gegenstand gewesen, um den vier Cameraden gewürfelt. Lucy hatte aber nicht gelacht.

„Ich glaube gar,“ sagte Leontine, „Du nimmst die Sache tragisch. Wie kannst Du nur? Gewiß, in einigen Wochen lachst Du selbst mit Rado darüber.“

„Nie, nie!“ stöhnte Lucy und verließ den Salon der Schwester, um sich in ihrem Zimmer einzuschließen.

Lucy an Lieutnant von Rado.

„Sie konnten mich zum Preiſe eines Wurfs ſetzen. Sie konnten um meine Hand, um mein Herz ſpielen. Iſt das nicht ſo viel, als hätten Sie damit geſpielt? Ich ſage Ihnen aber, Sie haben beides verſpielt, mein Herr! Und wir ſind geſchieden auf ewig. Würfeln Sie noch einmal mit den Freunden, vielleicht erſpielen Sie ſich einen Erſatz für

Lucy von Villars."

Lucy an Leontine von D.

„Ich danke Dir, liebe Schweſter, für Deine Warnung bei Zeiten; Du haſt mir einen großen Dienſt geleiſtet, obgleich ich ihn anders nütze als Du gewollt. Lebe wohl, ich werde den Ort, wo ich ſo tief gedemüthigt wurde, als Preis eines Wurfs zu dienen, nie wieder betreten; ich vermeide künftig W., wo ich glaubte geliebt zu ſein um mein ſelbſt willen, und ſo bitter getäuſcht ward. Ja, ich fühle, daß ich Rado lieben werde bis zum Tode, wenn es mir nicht gelingt ihn zu haſſen.

Lucy."

Dieſe beiden Billets fand man in dem Zimmer der Frau von Villars, ſie ſelbſt war mit Anbruch des Tages abgereiſt.

Rado war eben mit Ankleiden beſchäftigt und dachte an Lucy, die er in einigen Stunden ſehen ſollte. Er gedachte auch ihrer Pläne für die Zukunft, und dieſe lachten ihm mit ihrer Liebe freundlich entgegen. Freilich hatte die Einſiedelei am romantiſchen See nicht in dem Plan ſeiner Freunde gelegen, als ſie ihm bei Erlangung der reichen Frau behülflich geweſen. Aber ſie konnten ihn in der Schweiz beſuchen, ſie ſollten ein glänzendes Hochzeitsfeſt haben, ſchöne Andenken von ihm erhalten, Holtau ein Pferd, Solms eine Jagdflinte, eine echt engliſche. — Ja, Rado dachte ernſtlich daran, ſie zu entſchädigen für alle ihnen nun entgehenden Vortheile eines reichen Cameraden. Er wollte ſich auf jede mögliche Weiſe dankbar beweiſen, als Lucy's Billet gebracht wurde.

Fort! fort war ſie, ohne ihn gehört zu haben; fort, und er wußte nicht wohin; mit welchen ſchmerzlichen Gefühlen mußte ſie den Reiſe-

wagen bestiegen, welches Herzpochen seine Schuld ihr verursacht haben! Und wie grell mochte ihr diese Schuld dargestellt worden sein! Welche Meinung mußte sie von seinem Charakter, von seiner Liebe hegen, wie mußte sie ihn verachten!

Ja, er mußte sich rechtfertigen, er wollte an Lucy schreiben, aber wohin? er wollte ihr nachreisen, aber wo hinaus? Er eilte zu Leontine, um es zu erfahren, diese aber weinte und schwieg. Graf Solms bemühte sich, es von ihr zu erforschen, aber all sein Schmeicheln half nichts, und zwar aus guten Gründen, denn Leontine wußte es selbst nicht.

„O, Lucy hat einen festen Charakter," sagte die Baronin, „nichts beugt ihren Willen. Schon als Kind vermochte niemand sie von dem abzubringen, was sie für Recht erkannt hatte. Der geringste Hauch von Unwahrheit empörte sie; nie verzieh sie eine solche, sogar die harmlose Lüge, daß das Christkind die Weihnachtsbescheerung und der Storch die kleinen Kinder bringe, konnte sie der Mutter lange nicht verzeihen."

Demungeachtet verfolgte Rado die Spur, die der Postmeister ihm angab. Es fehlte nicht an zerbrochenen Rädern und gestürzten Pferden. Alle Fremdenbücher wurden durchblättert, bei allen Polizei-Bureaus nachgeforscht, endlich nach langen Mühen fand er — Lucy's Reisewagen.

Dieser stand in einem Gasthof zu Mainz unter andern Wagen, und wurde eben, als Rado vorüberging, vorgezogen, um geputzt zu werden. Der Putzende wußte indeß nicht, wem er gehöre; er war nur eine kleine Maschine in der großen Maschinerie eines ersten Gasthauses am Rhein. Rado eilte in die Wirthsstube und frug nach dem Wirth. Dieser war ausgegangen. Er frug nach dem Oberkellner — dieser war nicht zu finden. Er frug nach dem Fremdenbuch — es war so eben einem neuangekommenen Reisenden zum Einschreiben gebracht worden. Rado's Herz zitterte, es pochte und klopfte gewaltig vor Ungeduld und banger Erwartung der Erklärung mit Lucy. Ein Duell mit einem Cameraden schien ihm dagegen ein Kinderspiel zu sein. Er stampfte einigemal mit dem Fuß, und die Fremden blickten halblächelnd von den

Zeitungen auf. Der eine war etwas neugierig und wünschte das Anliegen des jungen Mannes zu erforschen, indem er ihn ins Gespräch zog und vom schönen Wetter begann; er merkte aber bald an den zusammengezogenen Augenbraunen und der barschen, kurzen Antwort des Lieutnants, daß bei diesem nicht gut Wetter sei, und stand vom menschenfreundlichen Vorhaben ab.

Endlich kam der Wirth. Wie sollte der wissen, wer in seinem Hause wohne? dazu war er viel zu vornehm. Auch den Oberkellner ging der fremde Wagen nichts an, das war die Sache des Wagenmeisters, und dieser war abwesend. Das Fremdenbuch mußte es ausweisen. Endlich wurde dieses gebracht.

In Nr. 70 wohnte eine Dame seit einigen Tagen, ihre Kammerjungfer in Nr. 100. Madame Schmidt hieß die Dame. Das konnte aber ein angenommener Name sein. Rado war entschlossen, das zu ergründen, eine geheime Ahnung sagte ihm, daß es Lucy sei, er fühlte an dem stärkeren Schlagen des Herzens ihre Nähe. — Leise begab er sich nach Nr. 70, er hoffte erst Lucy's Stimme zu hören, aber alles war stumm; er klopfte an — ein leises Herein ließ ihn öffnen. Ach! da saß eine alte Dame, welche mit der Brille auf der Nase im Gesangbuch las. — Rado warf die Thür zu und stürzte fort.

Endlich nach langem Forschen erfuhr er, daß Lucy sich auf das Dampfschiff begeben hatte. — Bis Bonn war sie eingeschrieben — wie gern wäre der Liebende ihr nachgereist. Aber er hatte nur auf ein paar Tage Urlaub und sein Geld war zu Ende. Rado war der jüngste von sechs Brüdern, und seine Eltern hatten nie für reich gegolten. Zu seiner Lieutnantsgage gesellte sich ein sehr geringer Zuschuß, den die Interessen von seinen Schulden beinah verzehrten. Kapitalien besaß er nicht, wo sollte er also das Geld hernehmen?

Graf Solms bot ihm seine Börse an, denn die Verbündeten wollten ihm auch noch jetzt behülflich sein, aber Rado verschmähte es, er knirschte mit den Zähnen, er sprach von Todtschießen, bis er endlich von all dem Aerger und der Aufregung ein hitziges Fieber bekam.

Unterdessen war Lucy nach Nonnenwerth gereist, nach jener schönen Rheininsel, wo die Geliebte des Ritters Toggenburg sich gesehnt, und wo manches eingeklosterte Herz geseufzt, später aber, als das Kloster aufgehoben war, manches Liebespärchen gegirrt hatte; denn die Rheinbewohner pflegen gern ihre Flitterwochen in Nonnenwerth zu feiern.

Lucy wohnte im Zimmer neben der Kapelle, und wenn das Herz ihr schwer ward, hielt sie dort ihren stillen Gottesdienst. Dann wandelte sie um die Insel herum, sah das Dampfschiff den stolzen Rhein hinauf- und hinabfahren, und meinte immer Rado kommen zu sehen. Sie machte sich weiß, daß sie seine Ankunft fürchte, während sie eigentlich dieselbe erhoffte. Wenn ein Kahn mit Herren und Damen vom Dampfschiff oder vom entgegengesetzten Ufer abstieß, sich der Insel zuwendend, da verbarg sie sich hinter nahem Gebüsch; sie wollte zwar gefunden, aber erst gesucht werden: doch niemand suchte sie!

„Ei," sagte sie endlich zu sich selbst, „es ist Unrecht, daß der Mensch immer ein Prokrustes-Bett für sein Glück zimmert und verlangt, daß es auch gerade ins Maß passe. Kommt das Glück dann einmal anders, als er es gerade gestaltet, so verschließt er ihm seine Hütte und sein Herz — und doch giebt es verschiedene Arten von Glück. Ich will eine andere suchen als das Geliebtwerden."

Lucy reiste nun. Sie reiste nach Berlin, und wie Diogenes nach Menschen, suchte sie dort nach Genies. Diese sollten dort überall zu finden sein, hatte man ihr gesagt, und sie fand sie auch, aber sie fand kein Glück.

Sie sprach in Dresden zu und stand stundenlang auf der Brühlschen Terrasse, auf die Elbe hinabblickend, aber die Elbe floß wie der Rhein bei Nonnenwerth vor ihr vorüber, ohne sie zu trösten. Sie durcheilte die Bildergalerie, das grüne Gewölbe, alles Sehenswerthe — aber sie sah alles mit traurigem Blick, und die Thränen ihres Auges bildeten einen Nebelschleier über die Madonna Raphaels: denn sie dachte an Mutterfreude und Glück.

In Leipzig bei der Messe sollte das äußere Treiben sie zerstreuen; sie schaute den halben Tag am Fenster und durchwandelte in der andern

Hälfte die gedrängten Straßen und Buden, um ſich nur noch einſamer zu fühlen in der Menge.

In Weimar ſuchte ſie Erinnerungen auf und beſah die Häuſer berühmter Männer. Dann fuhr ſie nach Tieffurth, da hatte der Herbſt ſeine gelben Blätter geſtreut, ſie raſchelten im Graſe. Die Ilm plätſcherte traulich ein Accompagnement. — Dachte Lucy an Schiller, Göthe, Wieland, Herder, an die Herzogin Amalie? — O nein! ſie dachte an Rado und an ihr eigenes verlorenes Glück! So lang ein großer Schmerz oder eine große Freude den Menſchen an das eigene Ich feſſelt, kann er nicht fremde Gegenſtände erfaſſen, und wo das Gefühl vorherrſchend iſt, findet der Gedanke keinen Zugang.

Auf der Wartburg ſtanden umſonſt die Geſtalten des Mittelalters in glänzenden Harniſchen aufgereiht; umſonſt ſchwebten der Reiſenden holde Legenden der Vorzeit und der heiligen Eliſabeth frommes Wirken vor. Wenn das Herz ſich in ſeinen Rechten gekränkt fühlt, da verliert Fauſtrecht und Menſchenrecht alle Rechte auf Phantaſie und Verſtand. Lucy ſah nur Mönch und Nonne, welche wegen der verbotenen Umarmung in Stein verwandelt worden, und wie dieſer verſteinerte Kuß, ſchien ihr das eigene Glück.

In Frankfurt faßte Lucy den Entſchluß, das Reiſen aufzugeben; es war ſo kühl und herbſtlich; die Exiſtenz in Gaſthöfen ward ihr peinlich, das Leben auf der Landſtraße läſtig; ſie verlangte nach den Comforts einer Häuslichkeit. Wie gern wäre ſie zur Schweſter gezogen, wegen des traulichen Kaminfeuers, wegen der bequemen Fauteuils — ſagte ſie — und auch wegen Rado, denn ſie haßte dieſen jetzt, ja ganz gewiß, ſie hätte es ihm ſo gern auch gezeigt. Aber die Welt, die kleine Stadt imponirte ihr, ſie wollte ihn zwar beſchämen, fürchtete aber ſelbſt Beſchämung, ſowie die neugierigen Augen, die theilnehmenden Fragen, und mehr als alles die argen Vermuthungen. Daß ſie Rado haſſe, hatte ſie aber der Schweſter geſchrieben, und wunderte ſich nicht wenig, daß Leontine ihr noch nicht darauf geantwortet hatte.

Lucy bewohnte eines der erſten Zimmer im Gaſthof, welches auf einen Balkon hinausführte. — Der Balkon war ſehr groß und getheilt, noch eine andere Thür führte darauf, noch ein anderer Bewohner des

Gasthofs hatte Rechte daran. Als Lucy nun eines Morgens die frische Luft einathmete und sich mit ihren Plänen für die nächste Zukunft beschäftigte, öffnete sich die Thür des Nachbarzimmers, und heraustrat Leontine.

Letztere schien von ihrem Anblick eben so überrascht als Lucy. Sie war gestern spät angekommen und nur zufällig im selben Gasthof abgestiegen. Sie schien rosig und heiter wie immer, die Spitzendouillette war rosa gefüttert; sie sah aus wie eine junge Frau am Tage nach der Hochzeit. Sie gab auch die Gründe an, warum sie nach Frankfurt gekommen sei, sie habe Einkäufe zu machen, die Wahl einer Bonne zu treffen, und dann — habe es ihr also beliebt. Der letzte Grund allein wäre Lucy schon genügend erschienen, und es erregte ihren Verdacht, daß Leontine die beiden andern noch für nöthig erachtete.

„Und was treibst Du denn hier?" fragte Leontine theilnehmend.

„Ach," erwiederte Lucy, „ich baue Luftschlösser."

„Wahrhaftig," lachte Leontine, „Du trägst Deine Luftschlösser eben so schwerfällig einher, als die Schnecke ihr Haus. Du kömmst mir nicht hoffnungsvoll vor, vielmehr sehr tragisch, hast Du Dich vielleicht wieder einmal auf die Kothurnen des Wehs emporgeschwungen?"

„O scherze nicht, Schwester, glaube mir, die Phantasie darf kein heimathloser Vogel sein, sie muß eine Stätte wissen, wo sie ihr Nest bauen kann, und sei es auch ein noch so armes und einsames. Und die meinige weiß beim Bau meiner Luftschlösser nicht wohin und wohin aus."

„Nun," erwiederte die Baronin, „da habe ich meine Phantasie doch besser gezogen, ich kann sie wie meine Kammerjungfer zu jedem Geschäft herbeiklingeln, sie muß mir Toilettentisch, Boudoir, Gegenwart und Zukunft decoriren, ohne erst lange Prätensionen zu machen auf eine bestimmte Stätte, die ihres Wirkens würdig sei."

Lucy hatte noch nicht nach Rado gefragt, und Leontine sein nicht erwähnt; sie schien gar nicht an ihn zu denken, so unbefangen sprach sie von allen andern Herren ihres Heimathsstädtchens, und ertheilte Nachrichten von allen Stadtneuigkeiten. Da war keine Kindtaufe und keine Hochzeit, die sie vergessen hätte; endlich schlug sie der Schwester vor, sie

bei ihren Einkäufen zu begleiten, und entfernte sich, um selbst Toilette zu machen. Auch Lucy kleidete sich zum Ausgehen; sie war indeß schon längst fertig, als Leontine noch nicht erschien. Diese pflegte zwar immer viel Zeit bei ihrer Toilette zuzubringen, aber diesmal dauerte es länger als je.

„Die Frau Baronin sprechen noch mit dem Herrn, mit welchem sie gekommen sind," antwortete der Kellner auf ihre ungeduldige Frage.

„Wie! ein Herr wäre mit Leontine gekommen?" Ein furchtbarer Verdacht stieg in Lucy's Seele auf. Am Ende war die Schwester mit dem Grafen Solms gereist; vielleicht hatte die Leichtsinnige, welche bis jetzt nur mit der Zunge gesündigt, sich nun tiefer ins Unrecht gestürzt! — Sie gedachte des Verhältnisses mit Solms, und wie leicht dieses sich während ihrer Abwesenheit gesteigert haben könne; sie erinnerte sich auch Leontinens Ueberraschung und Verlegenheit beim ersten Begegnen, und das Geheimniß über ihren Begleiter kam ihr noch verdächtiger vor. Alle Umstände trafen zusammen, um diesen Verdacht zu bestätigen, und ihr tugendhaftes Herz stockte bei dem Gedanken an eine solche Möglichkeit.

Jetzt trat Leontine ein. Sie war ganz reizend in der blauen Sammtmantille und dem blauen Hut mit der zarten Feder, welche bei den anmuthigen Bewegungen der jungen Frau, wie eine parlamentirende Flagge, Waffenstillstand zu erheischen schien mit jeglichem Groll und Tadel.

Auf der Straße, während des Gehens, sprach Leontine von nichts als von Kleidungsstücken, in den Läden war ihre ganze Seele bei der Wahl der Bänder und Blumen; die Federn und Stoffe schienen für sie die ganze Welt zu sein.

Endlich gelangten sie wieder nach Haus. Erschöpft warf Leontine sich in die Ecke des Sophas, während Lucy in nachdenkender Stellung am Kamin stand. Hohe Röthe stieg in ihre bleichen Wangen, als sie halb laut die Frage hervorbrachte: „und Rado?"

Da zuckte ein schelmisches Lächeln über Leontinens Angesicht und zeigte, daß sie auf dem Punkt angelangt, nach dem sie gestrebt. Doch Lucy bemerkte das nicht, denn sie hatte die Augen niedergeschlagen.

„Rado?“ erwiederte Leontine gleichgültig — „Ach der arme Junge, der war in schöner Verzweiflung; — er ist Dir sogar gleich nachgereist, hat Dich während mehrerer Tage gesucht, dann Deine Spur verloren. Wöchentlich zweimal schrieb er Dir und sandte mir die Briefe. Im Anfang wußte ich selbst nicht wohin sie Dir schicken, und dann verboteſt Du es mir, bei Verlust Deiner Freundschaft; ich durfte ihn nicht einmal in meinen Briefen erwähnen oder Aufträge von ihm übernehmen. Seine Verzweiflung war wirklich groß — jetzt aber ist er beruhigt.“

„Er ist beruhigt,“ wiederholte Lucy mit tiefer, trauernder Stimme, „da sieht man ja, wie schnell man verschmerzt wird, wie wenig man auf die Liebe eines Mannes bauen kann. Ihn vor allen hätte ich für fähig gehalten, eine Frau um ihrer selbst willen, nicht wegen ihres Mammons zu lieben.“ — —

„Ich weiß wirklich nicht, inwiefern Du ihm da mit Recht oder mit Unrecht etwas Gutes zugetraut haſt, denn ich kenne ihn nur wenig. Mit dem Beruhigen hat es aber so seine eigene Bewandtniß. — Vierzehn Tage nach Deiner Abreise, nachdem man ihn bleich und traurig gesehen, wurde er krank. Die Leute sagten: aus Schmerz und Gram, weil er Dich verloren, Du weißt, wie die Bewohner unseres Städtchens hinter allem einen tieferen Grund zu suchen pflegen. Ich glaube, er hatte sich erkältet — und Solms vermuthete sogar, ein Rausch habe das Uebel gesteigert.“

„Nun?“ fragte Lucy, als Leontine schwieg und gleichgültig mit den Trotteln ihrer Mantille spielte und bei einem Knoten ihre ganze Aufmerksamkeit verwendete, während der Schwester Athem in banger Erwartung stockte.

„Weiter?“ stöhnte Lucy, „Leontine, Du bringst mich um!“

„Womit?“ fragte diese, verwundert aufblickend.

„Mit Deinem Zögern bei den Nachrichten von Rado, um welche ich Dich bat.“

„Haſt Du mir nicht noch kürzlich in Deinem letzten Briefe geschrieben, daß Du ihn nun haßteſt? Was kann Dir also daran liegen, von ihm zu hören. Ich wollte Dir sogar gratuliren zu Deinem wohlconditionirten Haß, denn gewiß ist man viel ruhiger dabei, als bei der

Liebe. Ja, Lucy, ich habe mich wirklich recht über Deinen Haß gefreut. Es konnte Dir gar nichts Glücklicheres zu Theil werden. — Rado war auch wirklich gar keine Parthie für Dich, ich hätte mich ſogar geſchämt, wenn Du Frau Lieutnantin geworden wäreſt. — Das hatte ich immer an ihm auszuſetzen. Daß er um Dich gewürfelt, fand ich wahrhaftig nicht ſo ſchlimm; denn wie Solms und die andern verſichern, kam der Einfall nicht von ihm ſelbſt, und er nahm nur bedingungsweiſe die ihm zugefallene Rolle an. — O, er hat eben ſo romantiſche Anſichten von Liebe und Ehe wie Du. — Er wollte durchaus bis über die Ohren verliebt ſein, wenn er heirathen ſollte. — Solms ſchilderte mir auch ſehr komiſch, wie er gleich beim erſten Abend Feuer fing. Ja, ſo ſind die Männer! nichts wie Stroh, ſie flammen gleich auf, und um nicht ganz gewöhnliches Stroh zu ſcheinen, nennen ſie die Frau einen Engel, und bilden ſich ein, ſelbſt eine Opferflamme zu ſein. Auch Rado rief im Cotillon: „ſie iſt ein Engel!“ Leontine lachte und knüpfte weiter an ihrem Knoten.

„Du ſagteſt, er ſei krank geworden, Leontine, iſt er denn wieder hergeſtellt?“ fragte Lucy.

„Du nimmſt wirklich großen Antheil an dem Gegenſtand Deines Haſſes. Ja, er wurde krank, der arme Menſch! er that mir wirklich leid. Die Gemüthsaufregungen mußten ihn in der That ſehr angegriffen haben, und außerdem hatte er noch Sorgen. Wenn er auch die alte Frau mit ihren Enkeln nicht unterſtützte, wie Holtau Dir weiß gemacht, ſo war er doch immer freigebig und wohlthätig. — Die Reiſe nach Dir hatte ihm auch Geld gekoſtet; — er iſt ſehr arm, und weil er arm iſt, konnte er Dich nicht aufſuchen. — Solms und Holtaus Darlehn ſchlug er aus; aber er verkaufte ſeine Uhr, ſein Silberzeug, ſogar Möbel und Kleidungsſtücke, um Dir nachzureiſen. Hierauf wurde er aber krank, und zwar ſehr bedeutend krank. Es kam das Nervenfieber dazu — er raſte und ſprach immer von Dir. — Weißt Du wohl, daß ich oft große Luſt hatte Dir zu ſchreiben und Dich kommen zu laſſen? Aber, ich mag nicht das Schickſal ſpielen. Als ich indeß von ſeiner Armuth hörte, von jener ſo tragiſchen Armuth unter der Officiers-Uniform, von jenem Darben in der vornehmen Geſellſchaft, in der großen Welt, von jenem

Leiden, das überfirnißt werden muß, als ich alle diese Details seines Lebens vernahm, da fand ich es recht schön von ihm, daß er nur bedingungsweise das Loos geworfen hatte; daß er erst Dich sehen wollte, ehe er einwilligte. Hättest Du ihm nicht gefallen, wäre er gleich zurückgetreten. — Wärst Du arm gewesen, so hätte er Dich wahrscheinlich nicht geliebt, er würde Deine Nähe gemieden haben, um sich und Dir Schmerz und Täuschung zu ersparen. Doch Du warst reich! Wie kann ein Mann aber wohl die Geliebte höher ehren und seine Liebe ihr besser beweisen, als wenn er ihr vergönnt, ihn reich zu machen? Dadurch erhebt er die Frau zu seinem wohlthätigen Engel, zu seiner Göttin Fortuna, zu seinem freundlichen Schicksal. — Du willst aber nur um Deiner selbst willen geheirathet sein. — Weißt Du was? schenke Dein Vermögen weg und coquettire künftighin nur mit Millionären."

Leontine lachte abermals laut auf über ihren Einfall; sie mußte wohl, denn niemand anders belachte ihn, und Lucy war so bleich wie der Marmor, an den sie sich stützte. Sodann knüpfte Leontine wieder an dem Knoten weiter fort.

„Ich stehe auf der Folter," stöhnte endlich die Arme, „um Gotteswillen, erzähle weiter, Schwester — Rado hatte das Nervenfieber — er raſ'te. — —

„Ja wohl raſ'te er," fuhr die Baronin fort, „er sprach nur von und zu Dir. Er glaubte Dich immer an seinen Bettpfosten zu sehen. Er declamirte ordentlich und Solms meinte, er habe dabei ein großes Talent für die Bühne entwickelt. Man mußte ihm Blutegel legen, spanische Fliegen, Eisumschläge, Senfpflaster" — Leontinens Stimme zitterte — sie hielt inne —

„Und jetzt" — ächzte Lucy.

„Jetzt ist er ruhig," setzte die grausame Erzählerin hinzu, mit tiefem, schneidend kalten Ton der Stimme, wie der Richter, welcher das Stäbchen bricht über den Delinquenten.

„Er ist todt!" rief Lucy, indem sie zusammenstürzte, und dieser Ruf durchschallte das ganze Haus, wie die springende Saite einer Aeolsharfe, die die menschliche Hand zu straff gespannt hat. Lucy lag ohnmächtig auf der Erde, und keine Stimme vermochte zu ihr zu dringen und ihr

das Gegentheil zu versichern. Sie hatte sich aufgeschlagen, und das helle Blut strömte bei den Schläfen hervor und überrieselte wie rothe Thränen ihre Wange. Der Arzt wurde gerufen, Wasser über sie gegossen, das Riechfläschchen vorgehalten, und als sie die Augen aufschlug, fand sie sich in Rado's Armen.

Sie meinte nun wirklich gestorben und in jenem Leben mit ihm vereinigt zu sein. — Oder war es nur ein schöner Traum der Erde, der ihr ein Glück vorspiegelte? Er küßte sie, und nun erst wußte sie, daß sie wache und noch auf Erden sei.

Beide Liebenden stammelten nun die Bitte um Verzeihung, und beide hatten auch etwas zu verzeihen. — Wer aber wohl am meisten?

Leontine meinte Rado, „denn, sagte sie, Lucy, die mir immer über meine Eitelkeit predigt, hat bewiesen, daß sie nicht weniger eitel ist. Ich will nur angebetet sein, sie geliebt. Sie hüllt ihren großen Egoismus in einer Menge ästhetischer Gefühle ein, und macht Ansprüche auf ein ganzes Waarenlager von Liebe, während ich sie mir nur ellenweis zumessen lasse. Ich nehme selbst die Pröbchen und Restchen dankbar auf, sie verlangt aber alles und will noch dazu, daß man sie für eine Heilige halte. — Hast Du Dir vielleicht ein Monopol des Egoismus gelöst?"

„Ich glaube wirklich Du hast recht," flüsterte Lucy, „und ich war eine Thörin!"

„Ja, Du warst eine Thörin, wie so manches reiche Mädchen, und hast es nur mir zu danken, daß Du Dein Glück nicht an jener Thorheitstranden ließest, die schon manches Opfer erhielt. Die Frau, welche ihr Vermögen nur als Lockspeise, nicht als Beglückungsmittel betrachtet, tarirt die Männer sehr gering, und verdient gar nicht einen honetten Mann zu bekommen, und wenn sie, anstatt von ganzem Herzen selbst zu lieben, sich mit dem Gedanken quält, ob sie Liebe erregt habe, verdient sie nicht — geliebt zu werden."

„Du sprichst sehr weise, liebe Schwester," sagte Lucy lächelnd, „und Du hast recht. Ich war eine eitle Egoistin, doch will ich mich bessern. In Zukunft will ich nicht mehr prüfen, ob Rado mich um mein selbst willen liebt, sondern mich bemühen, Eigenschaften zu entwickeln, um

derenwillen ich geliebt zu werden verdiene. Ich will meinen Gatten selbst von ganzem Herzen und von ganzer Seele lieben, und das Uebrige Gott anheimstellen."

„Sie haben unser Glück begründet, Frau Baronin!" sagte Rado, indem er dankbar Leontinen die Hand küßte.

„Das war ich Euch schuldig, denn ich hatte es in meinem Leichtsinn zerstört."

„Um es um so mehr zu befestigen," versetzte Lucy herzlich. „Denn meine leichtsinnig durch das Leben tändelnde Schwester hat mir Wahrheiten gelehrt, an denen ich mit meinem tieferen, ernstern Denken und Fühlen vorbeisegelte."

„Wo darf ich unsere Trauung bestellen?" fragte Rado.

„Nirgends anders als in W.," rief Leontine, „das sind wir doch unsern Kleinstädtern schuldig — Sie Ihren Cameraden, die mit ihnen gewürfelt haben —"

„O still davon," flüsterte Lucy, die Hände faltend.

„Ist die Wunde noch immer nicht zugeheilt?" rief Leontine erstaunt.

„Es ist nur die Narbe, die noch brennt," sagte Lucy beschämt. „Das Herz ist geheilt, nur die verletzte Eitelkeit blutet noch."

„Wir wollen ihr von Herzen bald völlige Genesung wünschen."

Lucy weinte bei der Trauung. Sie bedachte Vergangenheit und Zukunft. Solche reiche, tieffühlende Seelen denken an Tod — Verlust — Schmerz, in dem Augenblick, wo sich ihnen das schönste Glück erschließt. Wie Eulenspiegel weinen sie, wenn es bergab geht, im Gedanken an das mühselige bergauf, ohne jedoch, wie jener Philosoph, beim Aufsteigen zu lächeln. Lucy gehörte zu denen, welche bei Taufe und Hochzeit, wie bei Begräbniß, Thränen vergießen. Auch bei den Glückwünschen der Hochzeitsgäste und dem Kuß der Schwester war sie gerührt.

„Du begleitest uns doch nach der Schweiz, Leontine?" flüsterte sie dankbar.

„Das fällt mir nicht im Traume ein," antwortete dieſe lachend; „lieber fahre ich im Schubkarren, als im Wagen eines ſo gerührten liebenden Pärchens. — Reiſet mit Gott!" —

Und ſie reiſeten und lebten mit Gott, und beide hatten nie Urſache dem Schickſal zu grollen, welches durch den Paſch ſechs ſie auf ſo wunderliche Weiſe zuſammengeführt hatte.

XIV.

Ueber die drei Epochen der französischen Literatur.

Von

Eduard Arnd.

I.

Die französische Literatur schien in dem letzten Viertheil des vorigen Jahrhunderts, seit Voltaire's und Rousseau's Tode, die beide in demselben Jahre starben, mit ihren beiden großen Führern zugleich zu entschlummern. Von Pascal's und Corneille's Auftreten an, mit denen die moderne französische Schriftwelt beginnt, waren bis zu dieser Epoche ungefähr hundert und zwanzig Jahre verflossen, während welcher die Formen des französischen Geistes fast ausschließend über ganz Europa geherrscht hatten. Der intellektuelle Lebensstoff der Nation war von einigen großen und einer Menge bedeutender Talente in allen denkbaren Formen ausgeprägt worden. Ohne daß er sich selbst erneuete, war auch kein neuer Ausdruck von ihm zu erwarten und die Literatur, von Nachahmung in Nachahmung fallend, mußte allmählig in sich selbst versiechen, wie es einst der lateinischen in den letzten Zeiten des abendländischen Reiches gegangen war. Der Staat, der zu der französischen Literatur von jeher in so mannigfaltigem Verhältniß, bald verbunden, bald getrennt, aber nie gleichgültig gestanden, vermochte ihren Fall nicht aufzuhalten, denn er selbst schien sich fast noch mehr als sie überlebt zu haben.

Frankreich schien bei der Ohnmacht seiner Regierung, der Verdorbenheit seiner Sitten, dem Zweifel und der Gleichgültigkeit in allem Bestehenden vom Schicksale Italiens bedroht zu sein, wo die Selbstsucht der Großen und die Unwissenheit der Massen, der Mangel an sittlicher und intellektueller Kraft, in der Nation sogar das Gefühl ihrer Unabhängigkeit zerstört und nichts als eine gewisse formelle, traditionelle Kultur, die sich unter den Ruinen der frühern Größe erhalten, übrig gelassen hat. Das französische Volk sich, unter so drohenden Umständen, von den von ihm bisher geschaffenen oder ihm aufgelegten Formen als eine eigene unabhängige Macht getrennt fühlend, wollte einem solchen Geschick um jeden Preis zuvorkommen. Die Revolution von 1789 war ungeachtet der Mängel ihres Princips und der Uebertreibungen in dessen Anwendung, dennoch das einzige Mittel einer nationalen Regeneration geworden. Die tiefe Verbindung, die in Frankreich von jeher zwischen dem realen und idealen Leben, zwischen der Politik und Literatur bestanden und die ein Grundzug dieses ganzen Zustandes ist, that sich von Neuem kund, die Literatur ward ebenfalls von einer neuen Bewegung ergriffen und stellte sich unter einer andern Form wieder her.

Diese literarische Regeneration, weniger absolut, radikal und allgemein als die politische, denn sie wollte und konnte nicht alles Vorhandene zerstören, stieß bei der Vollbringung ihres Werkes vielleicht auf noch mehr Schwierigkeiten als diese und die Vendée der alten Literatur war noch schwerer als die des alten Königthums zu besiegen. Es fehlte dieser ideellen Revolution vor Allem an Parteigängern, daher ihre so langsame Verbreitung, denn sie ward fast nur von einem einzigen mächtigen Geiste begonnen und vollbracht, auch standen ihre Grundsätze, wenigstens dem Anschein nach, mit denen der großen politischen Regeneration in Widerspruch, sie fand daher im Anfange weder bei den Anhängern der alten, noch denen der neuen Ordnung der Dinge eine günstige Aufnahme, denn beide hielten, so getrennt sie in der Politik sein mochten, in der Literatur an der Gesetzgebung des alten Frankreichs fest. Wenn man die französische Literatur von Voltaire's und Rousseau's Tode (1778) bis gegen das Ende der Restauration hin betrachtet, so wird man überrascht in dieser ganzen langen Epoche nur zwei große

nationale Talente: Chateaubriand und Frau von Staël— zu finden, welche dem ideellen Leben einen neuen Impuls gegeben oder ihm neue Quellen eröffnet haben. Dieſe Beiden waren es, welche in der Literatur, obwohl in ſehr verſchiedenem Grade, der eine durch die Hervorbringung einer Anzahl originaler Werke, die in Inhalt und Form ſich von allem Früheren unterſchieden, die andre durch die intellektuelle Verbindung, in die ſie Frankreich mit dem Auslande und beſonders mit Deutſchland ſetzte, eine neue Richtung hervorbrachten, eine neue Schule ſtifteten und für die Begründer des gegenwärtigen literariſchen Zuſtandes der Nation gelten können. Indem wir in einer Epoche von funfzig Jahren in Frankreich nur zwei allgemeine Aufmerkſamkeit verdienende literariſche Talente finden, Chateaubriand und Frau von Staël— und denſelben eine ſo große Bedeutung beilegen, wollen wir von Anfang an dem Einwurf begegnen, als ſei uns das Daſein einer Anzahl Naturforſcher, Mathematiker, Linguiſten u. ſ. w. erſter Klaſſe, welche während dieſer Zeit gewirkt, unbekannt oder als verkennten wir ihre Bedeutung. Wir verſtehen hier unter Literatur nur den Theil einer Schriftwelt, in welchem die Form wenigſtens eine eben ſo große Bedeutung als der Inhalt ſelbſt ausübt, und in welchem allgemein moraliſche, die ganze Geſellſchaft angehende Intereſſen, auf eine jedem gebildeten Bewußtſein unmittelbar verſtändliche Weiſe, dargeſtellt werden. Denn obwohl die Reſultate der Naturbetrachtung und die Arbeiten, welche die Beleuchtung und Erklärung des Vergangenen und Fremden zum Zweck haben, im Leben eines Volkes von großer Bedeutung werden können, ſo gehören ſie von einer beſondern charakteriſtiſchen Form entblößt, mehr der geſammten Menſchheit als einer einzelnen Nation an und ſprechen deren Innres unvollkommner als die aus einer rein nationalen Quelle herfließenden Produktionen aus. Es wird deshalb in dieſen Artikeln nur von ſolchen literariſchen Erſcheinungen, in denen der franzöſiſche Genius in einer ihm eigenthümlichen Form auftritt und in denen dieſe ſeinen Inhalt ſelbſt beſtimmt, demnach nur von Philoſophie, Poeſie, Geſchichte, Beredſamkeit und was dieſem nahe liegt, die Rede ſein. Die Produktionen der bloßen Unterhaltungsliteratur, in denen kein Princip irgend einer Art ſichtbar wird und die weder eine reale, noch ideale Tendenz in ſich

tragen, werden nur insoweit erwähnt werden, als sie einen Beleg für den in der Masse des hiesigen Publikums herrschenden Geschmack abgeben können. Auf diese unermeßlich reiche Abtheilung der französischen Literatur hier näher eingehen zu wollen, wäre ein in sich ebenso nichtiges als äußerlich zweckloses Bemühen, denn sie kann, da sie sich, so wenig wie die Mode, einer allgemeinen Gesetzgebung unterwirft, wie diese, für den Augenblick und an Ort und Stelle interessiren, verdient aber keine tiefere Aufmerksamkeit und hält keine eigentliche Betrachtung und Zergliederung aus. Außerdem wird ein großer Theil dieser Unterhaltungsliteratur, wie andre Modeartikel, in das Ausland verfahren, dem daselbst herrschenden Geschmack gemäß etwas verändert und zugestutzt und der neugierige Leser braucht zu ihrer Kenntniß und Beurtheilung keiner fremden Hülfe.

Um die heutige französische Schriftwelt, ihren unterscheidenden Charakter, ihre besondre Richtung begreifen zu können, um sie nicht nach fremden Mustern oder außer ihr liegenden Tendenzen zu beurtheilen und dadurch ihr Wesen zu verkennen, gehört ein Blick in ihre Vergangenheit, von der ein Theil von ihr noch immer beherrscht wird und von der selbst das Neueste und Fremdeste in ihr sich nie ganz gelöst hat. Außerdem verlangt jede, besonders aber die französische Literatur, mit steter Rücksicht auf die sie umgebenden äußern Zustände betrachtet zu werden. Letztere, auf welche der politische und sociale Standpunkt der Nation in jeder Epoche mehr als es unter andern Völkern der Fall gewesen, eingewirkt, würde ohne dessen Beachtung oft ganz unverständlich sein. Wir werden diesen Zusammenhang nie aus den Augen verlieren.

Wenn wir von einer nationalen Schriftwelt in Frankreich, im heutigen Sinne des Wortes, sprechen, so verstehen wir darunter nicht die langen Versuche derselben vom 13ten bis 16ten Jahrhundert, die verschiedenen Elemente ihres Ursprunges, das lateinische Material und den germanischen Geist, mit einander in Uebereinstimmung zu bringen. Wir meinen darunter nicht die Entwickelung der der alten Welt angehörigen Ideen der scholastischen Philosophie, des römischen Rechts, eben so wenig die in der Feudalwelt wurzelnden Vorstellungen der Troubadours und Trouvères, sondern die wirkliche Entstehung und Hervor-

bringung mannigfaltig modificirter, aber noch heute herrſchender Gedanken und Formen, in dem nationalen Idiom ſelbſt ausgedrückt. So wie, wenn man von einer deutſchen Literatur in der gewöhnlichen Annahme des Wortes handelt, man nicht an das Ringen nach einer ſolchen, ſondern an deren wirklichen Anfang durch Klopſtock, Leſſing u. ſ. w. denkt, eben ſo wenig kann man von einer ſolchen in Frankreich vor Pascal und Corneille ſprechen, von deren einem die franzöſiſche Proſa, von dem andern die franzöſiſche Poeſie beſtimmt und dadurch die Sprache und überhaupt die Intelligenz der Nation auf eine in ihrer Entwicklung unbegrenzte, in ihrer Grundlage aber unwandelbare Weiſe, fixirt worden iſt. Obgleich Descartes vor ihnen als ein großer nationaler und auf ſeine Zeit tief eingreifender Denker aufgetreten, ſo kann er doch als ein ſpekulativer Philoſoph, der in der Reihe der ſich gegenſeitig verzehrenden und ergänzenden Syſteme dieſer Art nur eine vorübergehende Bedeutung beſeſſen und auf die Denk- und Gefühlsweiſe der Nation keinen ſie ganz durchdringenden, nie verſchwindenden Einfluß ausgeübt, beſonders aber dadurch, daß er in einer todten Sprache geſchrieben, eben ſo wenig wie die ſcholaſtiſchen Philoſophen des zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, wie die großen franzöſiſchen Philologen des funfzehnten und die Juriſten des ſechzehnten und ſiebzehnten, in den Kreis der nationalen Literatur gezogen werden, deren vornehmſtes Kriterium der Gebrauch des franzöſiſchen Idioms und die Hervorbringung einer allgemeinen noch heute geltenden Form des nationalen Bewußtſeins iſt. Dieſe moderne Literatur theilt ſich, wie von ſelbſt, in drei Epochen, die des ſiebenzehnten Jahrhunderts, die Pascal und Corneille zu ihren Begründern hatte, die des achtzehnten, in der vor Allen Voltaire und Rouſſeau hervortreten, und die des neunzehnten, die mit Chateaubriand anfängt. Wir wollen verſuchen jede dieſer drei Epochen, in ihren weſentlichſten Zügen, dem Leſer vor die Augen zu ſtellen und den Mangel einer äußern Vollſtändigkeit, die der uns vergönnte beſchränkte Raum nicht erlaubt, durch ein Hervorheben des Charakteriſtiſchen in dieſem Gegenſtande zu erſetzen.

Die franzöſiſche Literatur des ſiebenzehnten Jahrhunderts und beſonders der Theil von ihr, der, obgleich er vorzugsweiſe den nationalen

Genius in seiner Tiefe und Eigenthümlichkeit ausspricht, die Poesie und was ihr unmittelbar verwandt ist, dennoch zugleich eine Darstellung der innern moralischen Natur der Menschheit überhaupt zum Zweck hat, war weniger aus einem gestaltenreichen Drange des Geistes, dem der äußern Schöpfung ähnlich, aus einer innern und instinktartigen Nothwendigkeit des Erzeugens und Bildens als aus dem bewußten und absichtsvollen Bedürfniß hervorgegangen, in der Form der Literatur eine allgemeine Gesetzgebung der Gesittung niederzulegen, die in der moralischen und intellektuellen Welt dieselbe Herrschaft, wie das Königthum und die Kirche in der politischen und religiösen, ausüben sollte. — Wie diese Tendenz in die französische Schriftwelt und besonders ihre Poesie, von der es sich hier hauptsächlich handelt, gekommen, die keiner andern Literatur ganz fehlt und fehlen kann, in keiner andern aber so mächtig hervorgetreten, gründlich nachzuweisen, würde uns hier zu weit von unserm Ziel abführen. Eine kurze Andeutung hierüber möchte aber doch nothwendig sein. Die französische Nation hatte seit Jahrhunderten mehr als andere nach Einheit gestrebt und war selbst durch die größten innern und äußern Hindernisse, wie die englischen Kriege im funfzehnten Jahrhundert und die Religionskriege im sechszehnten, von der Verfolgung dieses Zieles nicht abgebracht worden. Sie hatte dasselbe im siebenzehnten Jahrhundert, so weit es ohne eine totale Umwälzung alles Bestehenden möglich war, wirklich erreicht. Gerade um diese Zeit erhob sich die französische Literatur und ein mit jener Epoche auch nur oberflächlich vertrauter Leser wird ohne weitere Entwicklung begreifen, daß das Beispiel dieses abgeschlossenen Staates, seiner absoluten Maximen, seiner übereinstimmenden Ordnung und regelmäßigen Haltung einer Literatur vorangeleuchtet, die gerade in einem Augenblicke entstand als diese politische Einheit unter Ludwig XIV. mit solcher Kraft und solchem Glanz auftrat und von ganz Europa für ein Muster angesehen wurde. Diese Monarchie hatte den Charakter des Mittelalters: seine Trennungen, Freiheiten, Unterschiede u. s. w., dem Wesen nach, gebrochen, aber viele seiner Formen und Traditionen bestehen lassen müssen, denn selbst auf dem Boden und in der Zeit entstanden, hatte sie nicht Alles um sich her, ohne sich selbst in Gefahr zu setzen,

entwurzeln können. Jedoch ſchwebte ihr ein politiſches Ideal vor, von dem dieſe Ueberreſte der Vergangenheit nur geduldet und dem Geiſte der Gegenwart gegenüber, ihnen eine nur ſehr untergeordnete Bedeutung zuerkannt wurde. Das Königthum jener Zeit ſtrebte danach, der Geſellſchaft, ſo viel als möglich, eine Geſtalt und Farbe, eine Richtung und Bewegung zu geben und war deshalb nothwendig Allem, was früher ein ſelbſtſtändiges und geſondertes Daſein geführt, einem Adel, ſobald er mehr als ein betitelter Diener ſein wollte, provinziellen und municipalen Freiheiten, wenn ſie auf einigen Einfluß Anſpruch machten, feindlich geſinnt. Aus dieſem Charakter der damaligen Monarchie folgt von ſelbſt, daß ſie überhaupt ein Gegner alles Perſönlichen, Eigenthümlichen, Lokalen, Beſondern war und daß ſie bei dem Nachdruck, mit dem ſie auftrat, dem unbeſchränkten Recht, das ihr zuerkannt wurde, die Nation allmählig mit derſelben Geſinnung erfüllen mußte. Die Literatur, die ſich in dieſer Zeit entwickelte, war ein Bild und Abglanz jenes Staates, und dies erklärt den engen Bund, der zwiſchen der realen und politiſchen und der idealen und moraliſchen Macht gleich im Anfange des Entſtehens der letztern ſich bildete, der inniger und näher geweſen, auf beide mehr Einfluß als zu andern Zeiten und unter ähnlichen Umſtänden ausgeübt und obgleich ſpäter lockerer geworden, dennoch nie ganz verſchwunden iſt.

Wenn die Monarchie des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſich von allem Traditionellen, Gewordenen, Beſondern möglichſt frei gemacht und ſich die Erreichung eines allgemeinen politiſchen Ideals, in der Perſon eines unumſchränkten Königs realiſirt, als Ziel vorgeſetzt, ſich auf dieſer Bahn aber durch die Rückſicht auf ihren eigenen Urſprung und ihre Entwicklung vielfältig aufgehalten ſah, ſo trat dagegen die ſich damals bildende Literatur, die als auf einem rein geiſtigen und damals noch wenig angebauten Felde ſich bewegend, weder einen moraliſchen, noch materiellen Widerſtand fand, in ihrer Sphäre mit noch viel abſolutern Anſprüchen auf. Wie dieſe nationale Schriftwelt, denn ein für allemal geſagt, von einer ſolchen handelt es ſich hier nur, im Stillen ihre Formen ausgebildet, wie ſie ſich nicht nur von der Theologie und Philoſophie des Mittelalters, ſondern auch von der Ritter- und Volkspoeſie, die am Ende

des funfzehnten Jahrhunderts in Frankreich namentlich durch den Einfluß der burgundischen Fürsten und besonders Karls des Kühnen wieder aufgeblüht und überhaupt von allem Feudalen und Hierarchischen losgemacht, ihre Fackel an dem Heerde der lateinischen Literatur entzündet, sich an dem Marmor der antiken Formen und Construktionen abgeglättet, kann hier nicht weiter entwickelt werden. So viel ist gewiß, daß sie in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts als eine durchaus moderne, nur hier und da durch die Wahl ihrer Gegenstände an die Vergangenheit erinnernd, durch ihre Art sie zu behandeln, durch den sie überhaupt belebenden Geist, von allem Frühern getrennte Welt erscheint. Diese neue Richtung tritt, wie immer, nicht gleich anfangs vollendet auf. In den Ideen und Empfindungen Pascal's und Corneille's sind noch zuweilen die Fäden der Verbindung mit frühern Zuständen erkennbar, in Racine und Boileau erscheint Alles neu, von allem Frühern getrennt und wie aus sich selbst entstanden.

Das Princip dieser Literatur, und dies können wir nicht genug hervorheben, weil sonst alles Urtheil sowohl über deren Erzeugnisse als über den Geist der Nation selbst einer festen Basis entbehrt, war, wie der Staat und die Kirche durch ihre Institutionen und Gesetze eine Norm für das, was gethan und geglaubt werden mußte, aufgestellt, so in der Literatur eine Legislation für das, was gedacht, empfunden und dargestellt und wie es dargestellt werden sollte, hervorzubringen. Aus Gründen, die in der Geschichte des französischen Volkes liegen, war das religiöse Gefühl als eine unmittelbar wirkende Macht, wenigstens unter der Form des Katholicismus, schon damals sehr gesunken. Zwar gab das Dogma und dessen Erklärungen grade in dieser Zeit und noch lange nachher, zu den zahllosen Streitigkeiten Veranlassung, die unter dem Namen des Molinismus, Jansenismus, Quietismus u. s. w. so bekannt sind, aber der Glaube diente hierbei nur zum Vorwande, es handelte sich nicht sowohl um ihn als um streitige Interessen der päbstlichen und königlichen Macht, den Einfluß und die Rivalität der verschiedenen geistlichen Orden, den Ehrgeiz der Prälaten u. s. w. und es wurde allgemein sichtbar, wie sehr die Religion ein Werkzeug der Politik, ein großes Rad, aber immer nur ein Rad in der Maschine des öffentlichen

Lebens geworden. Das Chriſtenthum als ein nur durch das Gefühl zu begreifendes Myſterium und die Kirche, beſonders wie ſie im Mittelalter geweſen, wirkten deshalb auf den Geiſt und die Geſtaltung dieſer neuen Schriftwelt viel weniger als der Staat mit ſeinen endlichen verſtändigen Zwecken, ſeiner imponirenden Ruhe und äußern Vollendung ein. Ihn ſetzte ſich die Literatur jener Epoche als Muſter vor, ging mit ihm auf die Erreichung deſſelben Zieles los. Es muß hierbei jedoch nicht ſowohl an eine beſtimmte und bewußte Nachahmung, ſondern vielmehr an eine aus der ganzen Lage der damaligen Welt hervorgehende Uebereinſtimmung beider gedacht werden. Beide gingen aus derſelben Quelle, einer das geſammte nationale Leben zur Einheit der Inſtitutionen, Vorſtellungen und Sitten führenden Richtung hervor, nur war der politiſche Geiſt der Nation, ſich früher als ihr intellektuelles Bewußtſein entwickelnd, auf dieſer Bahn vorangegangen. Später, im achtzehnten Jahrhundert, zur Zeit Voltaire's und Rouſſeau's, ſollte das Verhältniß ſich umkehren, die Literatur dem Staate auf ihrem früher gemeinſamen Wege voraneilen und die eben erſt ſich bildenden Ideen mächtiger als die ſchon beſtehenden Fakten werden, der innerſte Grund jeder großen politiſchen oder religiöſen Umwälzung.

Die von uns oben angegebene Tendenz der franzöſiſchen Literatur des ſiebenzehnten Jahrhunderts weniger ein Bild des innern Lebens der Nation zu ſein als eine intellektuelle und moraliſche Geſetzgebung für ſie aufzuſtellen, verlieh ihr den Charakter der Idealität und Allgemeinheit, der ſie von allen andern Schriftwelten unterſcheidet, denn was für eine allgemeine Norm gelten will, muß, ſo viel als möglich, ſich aller Subjektivität entkleiden. In den Produktionen dieſer Epoche, welche jenes Princip verkörperten, ward deshalb alles Beſondere, Trennende, Individuelle, ſo weit dies thunlich iſt, ausgeſchloſſen und wenn es dennoch erſchien, ſeiner urſprünglichen Natur entkleidet und unter eine allgemeine Form gebracht. Die nächſte Folge dieſer generellen Richtung war der Krieg, der allem Herkömmlichen, Hiſtoriſchen, Gewordenen, erklärt wurde und namentlich die Ausſchließung aller Elemente des Mittelalters, das für das ſiebenzehnte Jahrhundert ungefähr dieſelbe Bedeutung hatte, die dieſe Zeit für unſer heutiges Geſchlecht hat. Da nun das Mittelalter

vor allen Dingen eine Welt gewesen, in welcher der Glaube, das Gefühl, die Individualität, mächtig gewirkt, so mußte die Art, wie die damalige französische Literatur dasselbe abwies und ausschloß oder ihm eine nur sehr untergeordnete Stelle einräumte, eine große Leere des innern Lebens, einen Mangel an Gefühl und Phantasie hervorbringen, die durch den Verstand und seine Abstraktionen und Konvenienzen ersetzt werden sollte, auf der andern Seite ward die gesammte Gesittung der Nation durch die Ausstoßung und Umbildung alles rein Traditionellen und die Verallgemeinerung aller Formen der Gegenwart zu einem immer verständlichen und überall anwendbaren Ideal, um einen großen Schritt vorwärts geführt. Die Mängel wie die Vorzüge dieser Richtung im Einzelnen nachweisen zu wollen, würde eine besondere Abhandlung verlangen, so viel ist indessen auch ohne Weiteres verständlich, daß diese Literatur, welche die Hervorbringung einer allgemeinen intellektuellen und moralischen Gesetzgebung und Norm zum Zweck hatte und alles Herkömmliche, Persönliche, Natürliche, wenn es sich diesem Zweck nicht fügen wollte, abwies, den Geist der Nation vollkommen von ihren Traditionen abriß, dieselbe durch und durch modernisirte, ihren Trieb zu allgemeinen abstrakten Idealen nährte und durch den Bruch, den sie in ihr mit ihrer intellektuellen Vergangenheit in Bezug auf Sprache, Literatur und Allem was mit diesen in Zusammenhang steht, hervorbrachte, auf die Möglichkeit einer ähnlichen Zerstörung in ihren politischen Institutionen vorbereitete. Die französische Sprache und Literatur, die früher nur durch Kriege und Eroberungen nach England, Sicilien, dem Orient, für eine Zeit lang verpflanzt worden, aber an Verbreitung und innerer Ausbildung andern, wie z. B. der italienischen und spanischen, weit nachgestanden, erhob sich mit einem Male, in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, zu einer Art universeller Herrschaft, nicht als ob ihre Produktionen die anderer Nationen übertroffen oder auf dieselben einen besonders tiefen Eindruck hervorgebracht hätten, sondern weil das bei ihrer Entwicklung ihr vorschwebende Verstandesideal, das sie mit so großer Energie realisirt, alles Innerliche, Besondre, Originale, ausgestoßen oder unter eine allgemeine Form gebracht und dadurch Allen zugänglich gemacht hatte. Die französische Sprache und Literatur hatte,

da alle individuellen Widerſprüche in ihr aufgelöſt oder verhüllt waren, ſo viel dies möglich iſt, die Durchſichtigkeit und Regelmäßigkeit der Mathematik bekommen, war zu einer Art Allen offenen Symbols und Allen verſtändlicher Hieroglyphe geworden. Ihre Hervorbringungen wurden, indem ſie keinen eigentlich neuen, tiefen, individuellen, nationalen aus dem Boden der Innerlichkeit, der Geſchichte und Natur genommenen Inhalt boten, ſondern das dem Verſtande allgemein Bekannte oder leicht Faßliche in eine reine, harmoniſche vollkommnere Form einſchloſſen, von andern Völkern leicht begriffen und deshalb gern angenommen. Aber nie haben dieſe Werke eine fremde Individualität tief ergreifen, den ſchlummernden Funken eines fremden Genie's wecken können, denn ſie waren nicht aus der Begeiſterung, ſondern aus der Reflexion, nicht aus der Seele, ſondern dem Verſtande geboren. Sie wurden als die am Leichteſten zu erlangende Befriedigung eines allgemein herrſchenden und damals grade von keiner andern Seite her befriedigten Bedürfniſſes, mehr um der Vollendung ihrer Form als der Größe ihres Inhalts willen, bewundert. Die franzöſiſche Schriftwelt ſtand in dem Augenblicke, da ſie ſich erhob, ohne alle bedeutende Konkurrenz da. Die engliſche, italieniſche und ſpaniſche Literatur beſaß zwar eine Anzahl großer Meiſterwerke, welche den intellektuellen Charakter der Nation fixirt hatten, aber es fand in ihnen, in der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, keine den Bedürfniſſen der Gegenwart entſprechende oder mit ihr in unmittelbarem Zuſammenhange ſtehende Bewegung ſtatt. Der tiefere, konkretere, individuellere Geiſt dieſer Literaturen erlaubte ihnen außerdem keine ſo allgemeine Verbreitung wie der franzöſiſchen. Der eigenthümliche Charakter dieſer Literatur ſich von dem Herkömmlichen und Natürlichen abzuwenden, ein von dem Willen und der Reflexion Gemachtes, ein abſtraktes Ideal in Gedanke, Empfindung, Ausdruck und Sitte aufzuſtellen, ſich möglichſt in der Sphäre des Allgemeinen zu halten, der totale Bruch, der in ihr mit dem Geiſte und den Traditionen des Mittelalters hervortritt, begegnete, und dies muß bei einer Betrachtung des Einfluſſes und der raſchen Verbreitung derſelben nicht überſehen werden, in den übrigen europäiſchen Nationen einer ähnlichen, nur nicht ſo entſchieden ausgeſprochenen Stimmung, denn auch in dieſen drängte ſich

Alles, wenn auch auf andere Weise, einem den Ueberlieferungen des Mittelalters fremden, wenigstens von ihnen nicht beherrschten Zustande zu. Diese moderne Richtung des französischen Geistes, welche die Pforten der Vergangenheit verschloß und die der Zukunft öffnete, erweiterte eine fast so enge Gegenwart, durch die Klarheit, die sie über dieselbe verbreitete, plötzlich zu einem unermeßlichen Gebiet. Dies ist aller besondern Mängel ungeachtet die große Bedeutung und das Resultat dieses im siebzehnten Jahrhundert in der französischen Literatur wirkenden Idealismus gewesen, dem Frankreich und die Gegenwart überhaupt einen großen Theil ihres moralischen Fortschrittes verdanken und dem deshalb, in der Betrachtung der allgemeinen auf das Geschick der Menschheit einwirkenden Principien, eine große Stelle gebührt. Etwas Anderes aber ist es den Einfluß dieses mehr ordnenden als schaffenden, mehr erhellenden als erwärmenden Princips auf die besondern Formen des Geistes und des Lebens zu beurtheilen, die alle von einer ihnen eigenthümlichen Natur beseelt sind und dieselbe bewahren wollen. Hier wurden die Folgen dieses abstrakten systematischen Idealismus erst viel später, im achtzehnten Jahrhundert, nachdem er sich in sich selbst vollkommen ausgebildet und in alle Zweige menschlichen Denkens und Thuns eingeführt, allgemein gefühlt. Der Staat mit seinen besondern Interessen, die Traditionen der Vergangenheit, das innere Dasein der Individuen, die Religion und die Literatur, haben von der schrankenlosen Herrschaft dieses Princips vielfältig Zwang erlitten und ihre natürlichen Rechte von seinem ausschließenden Anspruch auf allgemeine Geltung und unbedingte Wahrheit verkannt gesehen.

Die erste große Epoche der Entwicklung dieses Princips unter Ludwig XIV. beschränkte sich in ihrem Einflusse auf die Sprache und Literatur, auf die Sitten und Verhältnisse des Privatlebens, und fühlte sich zu dem Staate und der Kirche in einer glücklichen gegenseitigen Uebereinstimmung. Die vornehmsten Träger dieses Systems waren alle der Monarchie und dem Katholicismus, wenn auch in verschiedenem Grade, zugethan. Selbst ein Satyriker, wie Boileau, dessen scharfer Verstand die Literatur und das Leben überhaupt wie ein geometrisches Problem ansah und ihm dessen Klarheit und Regelmäßigkeit zu geben

ſuchte, war, von dem Glanze des damaligen Königthums mehr als billig, geblendet, alle ſeine Mängel zu überſehen geneigt, und ein Schauſpieler wie Molière hatte ſich von der Religion, die ihn ſeines Standes wegen von ihrer Gemeinſchaft ausgeſchloſſen, in ſeinem Innern gleichwohl nicht getrennt. Die hervorragenden Geiſter jener Zeit fühlten jedoch, wie wir ſchon oben bemerkt, vielleicht ohne es ſelbſt zu wiſſen der Monarchie ſich näher ſtehend als der Kirche, eine faſt nothwendige Folge des ihr ganzes Walten beſtimmenden Verſtandesprincips und ihres einzig in der Gegenwart wurzelnden Sinnes, denn der Katholicismus war, ungeachtet ſeiner univerſellen Anſprüche, doch ſchon damals, in vieler Beziehung, eine der Vergangenheit angehörige Inſtitution geworden und ſein überſinnlicher Urſprung und Zweck erregte mehr die Scheu als die Sympathie der literariſchen Legislatoren jener Zeit. Das abſolute Königthum dagegen, eine Bildung der unmittelbaren Gegenwart und für die bürgerliche Geſellſchaft ein faſt eben ſo abſtraktes Ideal, wie das Syſtem, das ſie in der Literatur geltend zu machen ſuchten, ſchien ihnen die Vollendung aller ſocialen Kunſt und Weisheit zu ſein. Das charakteriſtiſche Verhältniß der damaligen Literatur zur geiſtlichen und weltlichen Macht, kann beſonders aus der Stellung eines der größten Autoren jener Epoche begriffen werden, der mehr Urſache gehabt hätte erſterer beizupflichten, gleichwohl aber ſich letzterer zuneigte. Boſſuet, Biſchof, Theologe und Literator, ergriff bei mehren wichtigen Colliſionen zwiſchen der Hierarchie und dem Königthume, immer die Partei des letztern und erwies ſich im Grunde mehr als Royaliſt und Franzoſe denn als Katholik und Kleriker. Er war es der die Erklärung der ſogenannten Freiheiten der gallikaniſchen Kirche nicht ſowohl zu ihrer als der Krone Gunſten redigirte und auf ſeine Empfehlung von der Verſammlung des franzöſiſchen Klerus annehmen ließ. Er verkannte bei dieſer Gelegenheit, von der Größe und dem Ruhm Ludwigs XIV. geblendet, das Weſen der katholiſchen Theokratie, vermöge derer der Machtvollkommenheit des die Gottheit ſelbſt vertretenden Oberhauptes der Kirche, nicht ohne Gefahr für deren Einheit, eine Grenze geſetzt, dieſelbe wenigſtens nicht klar beſtimmt werden kann. Er hatte bei andern Gelegenheiten, z. B. bei ſeinen Streitigkeiten mit den Proteſtanten, das hierarchiſche Princip in

allen ſeinen Folgen wohl zu entwickeln und zu vertheidigen verſtanden, aber bei vorkommenden Colliſionen zwiſchen dem Könige und dem Pabſte fühlte er ſich im Innerſten ſeines Herzens mehr jenem als dieſem verbunden. Ehe dieſer, ſo zu ſagen, abſolut weltliche Geiſt, der ſich beſonders unter Richelieu und Mazarin ausgebildet, ſich des franzöſiſchen Lebens bemächtigt hatte, war das Königthum, obgleich ſchon hoch genug geſtiegen, dennoch in vieler Beziehung als der Hierarchie untergeordnet betrachtet worden. Als auf dem nach Heinrichs IV. Tode gehaltenen Reichstage von einem Mitgliede des dritten Standes die Motion gemacht wurde, die franzöſiſche Krone vom Pabſte für unabhängig zu erklären, was faktiſch längſt beſtanden, als Princip aber nie vollkommen ausgeſprochen war, widerſetzte ſich der Kardinal du Perron, in ſeinem Privatleben weniger Chriſt als Boſſuet, aber den theokratiſchen Ideen des Mittelalters näher ſtehend, der Berathung über dieſen Vorſchlag und machte darauf aufmerkſam, daß eine vollkommne Trennung der geiſtlichen und weltlichen Macht den Glauben ſelbſt in Gefahr ſetzen und über kurz oder lang ein Schisma hervorbringen müſſe. Er wies dabei auf das, was, achtzig Jahre früher, in England unter Heinrich VIII. geſchehen, hin. Dieſe Befürchtung bewirkte, daß dem Antrag keine Folge gegeben wurde. Früher hatte die Kirche für das eigentlich Weſentliche und Berechtigte und der Staat nur für den Trabanten dieſer Sonne gegolten, am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts war in dieſer Beziehung eine totale, aber immer noch nicht klar ausgeſprochene Veränderung vorgegangen. Boſſuet glaubte an Alles was die Kirche lehrte, nur nicht an ihre Grundſätze auf eine allgemeine und unbedingte Herrſchaft über die Welt, welches gleichwohl das Wichtigſte in ihr iſt. Jedoch herrſchte in jener Epoche zwiſchen der Literatur und der Religion kein Mißtrauen, keine Trennung, nur daß erſtere die Formen der letztern ehrend, ſich im Grunde wenig um ihren Geiſt bekümmerte. Der Widerruf des Edikts von Nantes und die Verfolgungen der Hugenotten wurden allgemein und zwar nicht nur von Boſſuet und Fenelon, die Geiſtliche waren, ſondern von Racine und Boileau und von einem ſonſt ſo freiſinnigen Sittenmaler, wie La Bruyère, gut geheißen. Ein Akt der Intoleranz, vom Pabſte ausgehend, würde in den eben genannten Schrift-

ſtellern vielleicht einen Widerſpruch hervorgerufen haben, von Ludwig XIV. verübt, erſchien er ein Ausdruck der Weisheit und Gerechtigkeit zugleich. Das abſolute Königthum, auf eine großartige Weiſe repräſentirt, war das Idol, das die Literatur des ſiebenzehnten Jahrhunderts anbetete. Die Kirche gehörte in ihren Augen ſchon großentheils der Vergangenheit an, die Monarchie aber erfüllte für ſie die Gegenwart und bereitete die Zukunft vor. Dieſe Literatur, ihrem Geiſte nach ein abſtrakter Idealismus, in ihrer Stellung, ihren Neigungen und Präferenzen rein der Außenwelt und Endlichkeit angehörend, bereitete, ohne es zu wollen und zu wiſſen, die ſkeptiſch materialiſtiſche Richtung des achtzehnten Jahrhunderts, ſo wie der politiſche Abſolutismus Ludwigs XIV. die Revolution, vor.

Die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, auf der Grundlage der des ſiebenzehnten fortbauend, brachte jedoch in ſich, im Verlaufe ihrer Entwicklung, ein von dem frühern in vieler Beziehung verſchiedenes Princip hervor. Voltaire, im letzten Decennium des ſiebenzehnten Jahrhunderts geboren, in ſeinen erſten Produktionen dem abſtrakten Idealismus angehörig und ſich erſt ſpäter von ihm trennend, bildet den natürlichen Uebergang von der einen dieſer literariſchen Epochen zur andern. Jede Literatur muß, will ſie nicht in reine Nachahmung verſinken und demnach verſchwinden, wenn ſie in einer Richtung an ihr Ziel gekommen, eine neue Bahn verſuchen. Die Schriftwelt der Zeit Ludwigs XIV. hatte ihren Zweck, eine moraliſche und intellektuelle Geſetzgebung für das innere und private Leben der Nation zu werden, wirklich erreicht. Sich ſelbſt, ſo viel als möglich, im Allgemeinen haltend, hatte ſie auch eines allgemeinen Einfluſſes genoſſen. Sie hatte im Bunde mit dem abſoluten Staate das Leben der Nation faſt verwandelt. Der Zuſammenhang mit dem Mittelalter beſtand nur noch in einigen hohlen Formen und todten Gebräuchen. Frankreich war beim Tode Ludwigs XIV. durch und durch modernisirt. Es gab für daſſelbe keine Vergangenheit und da es ſich von ſeiner Gegenwart nicht befriedigt fühlte, ſo begann es von jetzt an ſich der Zukunft entgegen zu drängen. Jede Literatur wird, ſo tief ſie auch aus dem, was es im Geiſte einer Nation Dauerndes giebt, hervorgegangen ſein mag, von den Verhältniſſen der Außen-

welt bedingt, in Frankreich, wo sie mehr ein Organ als die Seele des nationalen Lebens geworden, wo sie von Anfang an als eine Art öffentlicher Institution gewaltet, mußte sie mit dem Außenleben, sie mochte zu demselben in Uebereinstimmung oder in Widerspruch stehen, dennoch immer in engem Zusammenhange bleiben. Sie war die einflußreichste, aber eben deshalb wiederum auch die in sich am Wenigsten unabhängige aller modernen Schriftwelten.

Das rasche Sinken der französischen Monarchie schon in der letzten Zeit Ludwigs XIV., besonders aber unter seinem Nachfolger, die Verdorbenheit eines großen Theiles des Klerus in Verbindung mit seinen unaufhörlichen innern Streitigkeiten, der immer sichtbarer werdende sittliche Verfall der höhern Stände, eine wachsende Kultur des Verstandes bei zunehmender Schwäche des Charakters und Willens, eine allgemein werdende Verflachung alles innern Lebens, ward der herrschende Zustand der französischen Gesellschaft, nachdem der letzte Repräsentant des siebzehnten Jahrhunderts, Ludwig XIV. in das Grab gestiegen war. Dieser Charakter des äußern realen Lebens sollte auf den Geist und die Richtung der Literatur, die sich in seiner Mitte entwickelte, von einem tief eingreifenden Einflusse werden, besonders aber ihre Stellung in der Welt fast gänzlich verändern. Die Literatur des siebenzehnten Jahrhunderts mit der Legung ihrer Fundamente und der Ausbildung ihrer allgemeinen Formen beschäftigt, hatte ihren Einfluß auf eine rein moralische Sphäre beschränkt und sich in ihr befriedigt. Dieses Werk war jedoch einmal vollbracht und die neue Literatur mußte sich nothwendig eine neue Aufgabe stellen. In einem kräftigern Gemeinwesen, in einem bessern politischen Zustande als dem unter Ludwig XV., hätte die Lösung einer solchen die Literatur nie in Widerspruch mit dem Staate gesetzt, sie würde demselben nach wie vor, nur auf andre Weise, gedient haben. Aber, den Verfall des öffentlichen Lebens im achtzehnten Jahrhundert gewahrend, fing sie erst sich von demselben zu trennen, es zu beurtheilen, zu tadeln und endlich sich offen gegen dasselbe zu erklären, an. Die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts trug die von ihrer Vorgängerin unter Ludwig XIV. gemachten Ansprüche, eine Gesetzgebung in rein moralischen und intellektuellen Verhältnissen zu sein, auf die reale Gegenwart,

auf den Staat und die Kirche über, wollte jetzt das öffentliche und politiſche Leben eben ſo wie jene das innre und individuelle beherrſchen und ſtellte, ſo wie jene ein Ideal für Ausdruck, Empfindung, Sitte u. ſ. w. ſo jetzt ein ſolches für die geſammte äußere Organiſation der Welt auf. Sie blieb der von der Schule des ſiebenzehnten Jahrhunderts genommenen Richtung treu, ſetzte ſich aber ein von ihr durchaus verſchiedenes Ziel.

Der altfranzöſiſche Staat, wie er bis zur Revolution gedauert, war ſeiner formellen Einheit ungeachtet, doch immer aus zwei mit einander verbundenen aber in ſich ſehr verſchiedenen Elementen, einer Monarchie und einer Kirche, zuſammengeſetzt, von denen erſtere zwar bei Weitem die überwiegende Macht war, letztere jedoch immer eine hohe Stellung einnahm. Die Geiſtlichkeit war in Frankreich, ſelbſt im achtzehnten Jahrhundert, noch in jeder Beziehung der erſte Stand. In den höhern Klaſſen genoß ſie eines großen politiſchen, in den niedern eines faſt unbegrenzten moraliſchen Einfluſſes. Dieſer Klerus in ſeinem Innern, ſeinen Sitten, durch ſein Verhältniß zur Politik, zum Hofe, mehr als irgend ein anderer verweltlicht, ſtellte zwiſchen ſeinem Leben und ſeinen Maximen den ſchneidendſten Kontraſt dar. Er war eben ſo zügellos in der Befriedigung ſeiner Leidenſchaften geworden als ſtarr in ſeinen Grundſätzen geblieben. Sein Fanatismus war es, der im ſechszehnten Jahrhundert das Volk gegen die Hugenotten entflammt, der die Bürgerkriege beim Erlöſchen der Valois erregt, der Ludwig XIV. zur Zurücknahme des Edikts von Nantes bewogen hatte. Dem Pabſtthum und der Krone zugleich ſchmeichelnd, in Kolliſionsfällen ſich aber für die letztere, von der mehr zu hoffen und zu fürchten war, erklärend, legte die franzöſiſche Geiſtlichkeit durch ihre Intoleranz und Herrſchſucht dem intelligenten Theile der Nation ein unerträgliches Joch auf. Ludwig XIV. war in den letzten dreißig Jahren ſeiner Regierung, ohne es zu wiſſen, faſt ausſchließend von ihr geleitet worden und hatte den Rath ſeiner geiſtlichen Umgebungen für die Stimme der Gottheit oder ſeine eigene Eingebung gehalten, aber immer befolgt. Dieſer Klerus, von dem drei ſeiner Glieder, innerhalb hundert Jahren, Richelieu, Mazarin und Dubois, als Premierminiſter, den Staat regiert, was ſelbſt in Spanien in ſolchem Maaße nie der Fall geweſen, der am Hofe, im Staatsrathe, in den

Parlamenten saß und für die niedern Stände fast die einzige moralische Autorität war, wurde außerdem von immerwährenden innern Streitigkeiten bewegt, in die er Volk und Regierung hineinriß. Die Kämpfe und Intriguen bei dem Erscheinen der Bulle „Unigenitus“ hatten mehr als einmal einen Bürgerkrieg hervorzurufen gedroht. Eine Tendenz war jedoch allen seinen Parteien gemeinsam und in ihm permanent geworden, seine Intoleranz gegen Andersgläubige und sein Haß gegen jede Art intellektueller und moralischer Freiheit. Unfähig die fortschreitende Gesittung des französischen Volkes aufzuhalten, dasselbe gewaltsam in die Nacht des Aberglaubens und der Unwissenheit zurückzuwerfen, beunruhigte er es auf der Bahn seiner Entwicklung, so viel er vermochte und legte ihm im achtzehnten Jahrhunderte die bedenkliche Alternative vor: entweder der Religion oder der Civilisation zu entsagen. —

Die Literatur des siebenzehnten Jahrhunderts war von der französischen Hierarchie nicht, wie frühere geistige Bestrebungen, verfolgt worden, weil der abstrakte Idealismus dieser Schule, die sich mehr mit der Form als der Substanz der Dinge beschäftigte und der Monarchie sich anhänglich, der Kirche sich unterwürfig zeigte, zu einem Angriff keine Veranlassung bot. Die Errichtung eines so allgemeinen und durch seine äußere Vollendung festen Systems, wie die Literatur der Zeit Ludwigs XIV., das sich von der Kirche durchaus unabhängig ausgebildet und auf einen wie weltlichen Boden gestellt, das sich zwar gegen die hierarchischen Institutionen nicht ausdrücklich erklärte, ihnen aber seinem innersten Geiste nach fremd war, für diese nie zu einem Mittel werden konnte, hätte die Hierarchie allerdings bedenklich machen können, aber sie sah in der Literatur jener Epoche noch keine öffentliche Macht, hielt sie nur für eine Art Bildungs- und Erziehungsanstalt für die höhern Klassen der Nation, und ahnte nicht, daß diese allgemeinen idealen, in Bezug auf Staat und Kirche für den Augenblick indifferenten Formen später einen beiden feindlichen Inhalt empfangen könnten.

Die Tendenz der französischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts sich gegen den religiösen und monarchischen Geist ihrer Zeit zu erklären, ging demnach nicht sowohl aus einer Wahl und Absicht, oder aus einer von Hause aus feindlichen Gesinnung, sondern aus dem

Verfall und der Verdorbenheit hervor, die sich des Königthums und der Kirche bemächtigt hatten. Mit den idealen Erwerbungen der Begründer der französischen Schriftwelt konnten sich die hervorragenden Talente der Epoche Ludwigs XV. nicht begnügen, ohne jeder eigenthümlichen Entwicklung zu entsagen, denn die allgemeinen Formen waren einmal vollendet und hier wenig oder nichts mehr zu thun. Sie verlangten aber einen neuen Geist, einen der Gegenwart entsprechenden Inhalt, ohne den sie selbst erstorben und zerfallen wären. Die neue Literatur hätte, unter andern Umständen, diesen Inhalt aus dem innern Leben der Menschheit und der Natur überhaupt, aus der Vergangenheit, aus mit dem Staate und der Kirche in Verbindung stehenden Elementen nehmen, sich den realen Mächten ihrer Zeit überhaupt geneigt zeigen können, wie andre Schriftwelten in andern Völkern gethan, aber der in den Ursprung und die erste Stellung der französischen Literatur verwebte Anspruch sich für eine moralische Gesetzgebung, für eine öffentliche Macht, anzusehen und der damalige Zustand des Staates und der Kirche, bewog sie zu einem entgegengesetzten Verfahren. Sie erklärte sich gegen die bestehenden Formen der Monarchie und der Hierarchie. Die französische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts ward demnach, im Ganzen und Großen betrachtet, antireligiös und antimonarchisch, und wir glauben hinlänglich nachgewiesen zu haben, wie dies eine unvermeidliche Nothwendigkeit jener Epoche und nicht die zufällige Eigenthümlichkeit einiger begabten Individuen gewesen, die ihr diese Richtung gegeben. Wenn man bestimmte und bekannte Persönlichkeiten von ihrer Zeit trennen und in eine andre verpflanzen will, um sie mit dieser zu vergleichen, was allerdings immer etwas Gewagtes und Willkührliches hat, bis auf einen gewissen Grad dennoch möglich ist, so würden die Begründer der literarischen Epoche Ludwigs XIV. unter dem Geiste und den Einflüssen des achtzehnten Jahrhunderts waltend, eine, im Wesentlichen, dem Königthume und der Hierarchie ebenfalls feindliche Stellung genommen haben. Auch sie würden sich damit begnügt haben, Dichter, Redner, Sittenmaler u. s. w., ohne Verbindung mit den großen Verhältnissen der Gesellschaft, gewissermaßen auf eine private Art zu sein und sich von dem Strome des allgemeinen und öffentlichen Lebens nicht entfernt haben.

Sie würden demselben vielmehr, ohne Zweifel, wie Voltaire und Rousseau, wenn auch mit einem andern Charakter, gefolgt sein, und dieser sie gegen die politischen und kirchlichen Institutionen ihrer Zeit geführt haben, deren Partei, wie sie damals einmal gestaltet waren, kein denkender und wohlgesinnter Geist zu nehmen vermocht hätte.

Die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts stellte kein neues abstraktes Ideal der Gedanken, Empfindungen, der Sitte und des Ausdrucks auf, sie entfernte sich in dieser Beziehung wenig von ihrer Vorgängerin und wo sie auf diesem Gebiete mit ihr wetteifern wollte, zeigte sie sich ihr durchaus untergeordnet; was ihr eigenthümlich zugehört und sie charakterisirt, ist eben ihr Kampf gegen die bestehenden realen Gewalten der äußern Welt, den Staat und die Kirche. Aber in der Richtung dieses polemischen, negativen Geistes tritt selbst ein großer Unterschied hervor. Diese intellektuelle Opposition der Epoche Ludwigs XV. zeigte sich gegen die hierarchischen Institutionen viel feindlicher als gegen die monarchischen gesinnt. Auch in dieser Beziehung wird ihr Zusammenhang mit der Literatur des siebenzehnten Jahrhunderts klar. Diese hatte im Dienste der Monarchie gestanden, war für sie thätig, ungefähr von demselben Geiste wie sie beseelt gewesen und hatte mit andern Mitteln dasselbe Ziel verfolgt. Sie hatte sich aber, ohne mit der Kirche äußerlich zu brechen, von ihrem Einfluß frei zu halten gewußt, denn jener abstrakte Idealismus, der Anspruch, Sprache, Vorstellung und Sitte der Herrschaft des Verstandes zu unterwerfen und die Entfernung oder der Bruch mit den Traditionen des Mittelalters, war mit dem Geiste des Katholicismus unvereinbar gewesen. Die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts that im Grunde nichts durchaus Anderes, sie ging nur um einen bedeutenden Schritt weiter. Die Kirche hatte vermöge ihres Anspruches eine übersinnliche göttliche Institution zu sein, vor Allem die Ideen der Menschen leiten wollen und außerdem als Erzieherin des menschlichen Geschlechts auch die äußere Macht für sich in Anspruch genommen, ohne welche sie diesen Zweck nicht erreichen konnte. Unfähig alle moralischen Interessen der Menschheit zu umfassen, wollte sie gleichwohl deren Leitung mit Niemand theilen und widerstrebte jedem intellektuellen Fortschritte, der nicht von ihr ausging. Daher, ihrer

univerſellen Formen ungeachtet, der enge, ausſchließende und despotiſche Geiſt, der ſie charakteriſirt. Gegen dieſen ſetzte ſich die negative, polemiſche, kritiſche Richtung des achtzehnten Jahrhunderts und ſuchte nicht nur die Form der Theokratie, wie die Reformation gethan, ſondern ſelbſt die Idee derſelben und damit das Chriſtenthum überhaupt zu zerſtören, das allerdings auf die Idee einer Theokratie gegründet iſt, nur einer andern als die der Katholicismus, mit ſeinen dem Orient und der antiken Welt angehörigen Principien, hervorgebracht hat. Das Verhältniß der Literatur der Epoche Ludwigs XV. zum Staate war allerdings kein übereinſtimmendes, befreundetes, wie das ihrer Vorgängerin, aber ſie entfernte ſich von der weltlichen Macht viel weniger, trat ihr viel weniger, als der Kirche, feindlich gegenüber. Der Staat, unter welcher Form er auch erſcheinen und welche Anſprüche er auch machen mag, ſeiner Natur nach beweglich und unendlicher Modifikationen fähig, mit einer nur zeitlichen und äußerlichen Autorität bekleidet, war von dem politiſchen Ideal, das die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts ſich von der menſchlichen Geſellſchaft gebildet, nicht ſo durchaus verſchieden wie die Inſtitutionen der Hierarchie, deren Princip unwandelbar iſt und deren Formen auf einen überſinnlichen Urſprung Anſpruch machen. Obgleich Montesquieu, Voltaire und einige andre den altfranzöſiſchen Staat häufig mit Geringſchätzung behandelten, ihn auf eine für ihn unvortheilhafte Art mit andern, theils mit vergangenen, theils mit noch beſtehenden politiſchen Einrichtungen, verglichen, ſo dachten ſie dennoch keineswegs an eine radikale Veränderung deſſelben, tadelten, neckten, höhnten ihn, griffen ihm aber, ſo zu ſagen, nicht an's Herz. Der einzige Rouſſeau, der aber in ſo vieler Beziehung in ſeiner Zeit und Schule eine eigene iſolirte Stellung einnimmt, erklärte ſich direkt gegen das geſammte damals beſtehende öffentliche und beſondere Leben und ſtellte im „Contrat social“ und im „Emile“ ein politiſches und pädagogiſches Syſtem auf, machte den Anſpruch die Geſellſchaft und das Individuum zugleich reformiren zu wollen. Rouſſeau muß deshalb als der größte Repräſentant und als die eigentliche Spitze jener ganzen Richtung der franzöſiſchen Literatur: ſich als eine geſetzgebende Macht anzuſehen, betrachtet werden. Auf der andern Seite hat er den Glauben, die religiöſen Ideen,

das eigentliche innere Leben überhaupt, beſſer als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen begriffen und deren Rechte nur, wenn ſeine unglückliche Syſtemsmanie in's Spiel kam, verletzt. Er hat, ſo viel an ihm war, im Gegenſatze zu Voltaire, der unſittlichen auflöſenden Tendenz ſeiner Zeit entgegengeſtrebt. Rouſſeau war ein ſublimer, begeiſterter und begeiſternder Fanatiker, wie es, wenigſtens in der Literatur, weder vor noch nach ihm nirgends einen andern gegeben, aber ſein und ſeiner Nachahmer Einfluß in Bezug auf das politiſche Geſchick Frankreichs, denn man legt ihnen gewöhnlich geradezu den Umſturz des altfranzöſiſchen Staates zur Laſt, iſt eine koloſſale Uebertreibung, die nur aus der Blindheit des Parteigeiſtes oder dem Mangel einer lebendigen Vergegenwärtigung jener Epoche erklärt werden kann.

(Wird fortgeſetzt.)

XV.

Byron's Manfred und sein Verhältniss zur Musik.

Von

O. E. Lindner.

Während jetzt in politischer Beziehung durch Entfalten einer rüstigen Thätigkeit jedes ausgesprochene Wort schnell seine Verkörperung zu erlangen scheint, verharrt im Gebiete der Kunst, wenige bedeutende Persönlichkeiten abgerechnet, namentlich die Schaar der Musiker in einer trägen selbstgenügsamen Ruhe. Dieses zeigt sich nicht nur in dem unaufhörlichen, meist gedankenlosen Zurückgehen auf einzelne Meister, gegen welche Alles, was etwa noch geleistet werden könnte, von vorn herein als ein Geringes, Unbedeutendes bequemlich angenommen wird, sondern auch in dem geringen Antheil an Werken, welche in irgend einer Weise den musikalischen Stoff gedankenmäßig durchdringen, mittelst des Gedankens die weitere Gestaltung der Musik in irgend einer ihrer Sphären zu fördern suchen. Ein solches Loos scheint auch ganz unverdienter Maaßen ein Werk getroffen zu haben, welches überhaupt von Allen, denen die vernunftgemäße, künstlerische Ausbildung unsres Drama's am Herzen liegt, aufmerksam gelesen werden sollte. Es ist dieß die Uebersetzung des Manfred von Byron, die als ein Beitrag zur Kritik der gegenwärtigen deutschen dramatischen Kunst und Poesie 1839 von Posgaru (Suckow) in Breslau veröffentlich worden ist. Die in

der längern Einleitung ausgesprochenen Ideen über das Verhältniß des Manfred zum Göthe'schen Faust, über das Dramatische überhaupt, über die Art und Weise, wie der durch die Musik drohende Verfall der Bühne abzuwenden sei, sind höchst geistreich und regen zu den mannichfaltigsten Betrachtungen an. — Suckow's Ansichten sollen jedoch hier weder kritisirt noch wiederholt werden. Ersteres möchte kaum möglich sein, ohne dem Buch selbst ein anderes gegenüberzustellen; Letzteres würde nur dazu führen, daß man es nun erst für recht überflüssig halten würde, selbst zur Quelle zurückzugehen. Vielmehr soll hier nur die Aufmerksamkeit auch in einer etwas andern Weise auf das Verhältniß des Manfred zur Musik hingelenkt werden.

Die Musik ist ihrem Wesen nach das Realwerden des Angeschauten unter der Form des reinen Thuns des Gemüths. Sie ist so dem Plastischen gerade entgegengesetzt, vermag dieß an sich nie wiederzugeben und auch das Dramatische eben nur in so weit, als es ihr Wesen zuläßt: demnach ist Manfred (die Kenntniß des Gedichts wird vorausgesetzt) unmittelbar Held eines musikalischen Drama's, denn der äußere Verlauf einer furchtbaren Begebenheit wird hier zur Basis gemacht für die Darstellung eines Kampfs des Gemüths, eines Erlösungswerks des Geistes durch sich selbst, der den Kreis der Innerlichkeit nie verläßt. Hier ein Versuch, dieß deutlicher zu machen.

Manfred hat durch Blutschande mit seiner geliebten Schwester sich mit sich selbst völlig entzweit. Sie war sein Anderes, in der harmonischen Vollendung ihrer Schönheit sah er die eigene innere zerstreute ringende Welt vollendet, das tiefe Geheimniß des Lebens und der Liebe war ihm in der Schwester, die ihn ganz umfaßte, aufgegangen. Aber der Mensch hat auch der Naturseite nach die Sehnsucht, sich ganz zu haben, der Mann strebt nach dem Weibe, das Weib sucht sich dem Manne zu einen und bei Manfred überwiegt zuletzt dieser Trieb. So zerstört er durch freche Willkühr in einem Moment der Erniedrigung, in dem Augenblick, wo er sein unendliches Wesen der endlichen Begier unterordnet, wo er sein ganzes Leben in die Seligkeit der Materie setzt, die schöne Astarte und mit ihr schwindet sein göttergleiches Dasein. Was er früher als sein göttliches, im Andern schon befreites, seliges

Wesen, in Astarte zu eigen hatte, tritt durch seine eigene That fortgestoßen nun ihm gegenüber, der Abfall von seinem Urbilde ist vollzogen und dieses verfolgt jetzt den nun Wesenlosen als der ewige Fluch seiner selbst.

So steht Manfred da am Anfang des Stücks. Sein Gemüthsleben, der innere Hauch, der allein den wahren Menschen macht, ist zerstört, nur das Erkennen ist ihm geblieben, das Wissen, aber mit ihm auch das Bewußtsein seiner That und hierdurch wird das Wissen selbst ihm zum Fluch. Er sucht es nicht mehr um seiner selbst willen, er sucht es, um sein eignes Wissen dadurch zu vernichten, er will Selbstvergessenheit. Da beschwört er die Geister der Erde und so mit ihnen den Geist seines eignen Geschicks. Aber sie können nur das ihnen Gleiche geben und haben keine Macht über eine fremde geistige Welt. Da will sie Manfred schauen in ihrer mächtigsten Gestalt. Aber die Natur verklärt sich selbst allmächtig in der menschlichen Gestalt und für den einzelnen Mann in der Gestalt des geliebten Weibes — so erscheint ihm Astarte in aller Macht ihrer Schönheit. Da hat Manfred einen Augenblick jene erflehte Selbstvergessenheit, — die ihm ja auch nur durch Einung mit Astarte und Sühnung seines eigenen Wesens werden kann, — aber diese Sühnung kann nur durch seine eigene That vollzogen werden und so erscheint ihm Astarte grade, wie er sich durch Vernichtung seines Bewußtseins von ihr trennen will, als fürchterliche Mahnung dieses Bewußtseins, welches nun erst, wie es sich im Kampf gegen sich selbst als ohnmächtig erkennt, einem unentrinnbaren Fluch unterliegt.

In sich nun völlig verödet, selbst ohne das Streben sich zu rechtfertigen, verlassen von angerufenen Naturmächten, eilt er in das ihm Gleiche, in die Starre und Oede der Natur. Aber grade hier weckt der helle Glanz der friedlichen Ebene unten, der schmelzende Ton einer Hirtenflöte sein verschlossenes Gemüth. Der edle Grundton wird wieder wach in ihm, er erkennt darin den innersten Kern seines Lebens, und da er meint, nicht mehr leben zu können, so wünscht er wenigstens in diesem Hauche zu verwehen, rein und schuldlos — da erheben sich wirre Nebel, die vernichtende, alles verschlingende und zerstörende Naturgewalt tritt ihm als unbedingt, als allmächtig entgegen, in ihrer Zerstörung glaubt er die eigne zu finden. Ein selbstständiger Willensakt (nicht Macht der

Naturgeister) soll sie ihm geben —, doch in demselben Augenblick hält ihn der Gemsjäger, der sein reines Thal nicht mit bösem Blute befleckt sehen will, von dieser neuen Sünde, die doch nur eine That der völligen Schwäche ist, zurück.

Manfred ist nun darüber hinaus sich durch das Wissen von seiner Schuld befreien zu wollen, ein Schritt wodurch er befreit wird von einem steten vergeblichen Kampfe, der erste Schritt zur Versöhnung. Sein Innres ist auf den Alpen wieder aus seiner Erstarrung geweckt worden, im Gespräch mit dem Alpenjäger tritt es hervor. Aber noch ist es nur wieder da, als erstes Positives, wodurch ihm die Möglichkeit gegeben wird sich mit seinem Wesen zu versöhnen. Es tritt auf als das reine Wohlgefallen an der Pracht und Herrlichkeit der Natur in ihrem lebendigsten und zartesten harmonischen Wirken. Nur anschauen will Manfred die Alpenfee, der Anblick ihrer Lieblichkeit soll sein zerrissnes Herz beruhigen. Was ihm die Natur durch Vernichtung seiner selbst nicht gewähren konnte, sucht er nun in ruhiger Hingebung an ihr verklärtes Wesen. Auch hier aber erscheint Astarte vor seiner Seele, Astarte die früher mit ihm das Welt-All umschloß. Aber sie war mehr als dies. Nur das ihr Gleiche kann ihn heilen, nicht also die ewige Allmacht des höchsten Naturgeistes, der er, früher stolz sie beherrschend, sich jetzt beugen soll.

Da begiebt sich Manfred, um Gewißheit und mit ihr Frieden zu erlangen, in den Kampf mit den Mächten des Todes. Indem er so aus eigner That sich als das Nichtige dem von ihm Zerstörten opfert, sühnt er, soweit es in seinem irdischen Zustande möglich, den begangenen Frevel. Astarte erscheint ihm und giebt ihm, indem sie seinen Namen ausspricht, seine Wesenheit wieder. Hiermit ist sein Leiden geendet und der irdische Tod kann, muß nun eintreten. Er selbst hat jenen furchtbaren Fluch überwunden, die Klarheit seines Geistes leuchtet wieder hell, gereinigt von Leidenschaften, und mit ruhiger Festigkeit vermag er, sein eigner Rachegeist und Erlöser, himmlische und höllische Ansprüche auf sich zurückzuweisen.

Dies scheint der innre Proceß des Ganzen zu sein. Welch' eine Welt von Seelenzuständen umfaßt dies! Welche Fülle musikalischer

Momente! Von größter Bedeutung erscheinen hierbei die längeren Reden Manfreds. Namentlich der erste Monolog, der folgende auf den Felsen der Jungfrau, so wie der nach dem Verschwinden der Alpenfee gesprochne, erfordern musikalische Begleitung. Die übrigen sind theils völlig vollendete Poesie die das musikalische Element schon in sich aufgenommen hat, theils wie namentlich das gegen die Fee Ausgesprochne episch und plastisch; Dies gilt auch vom dritten Act, wo nur an einzelnen Stellen eine Charakterisirung durch Musik zu wünschen wäre.

Bei der Composition selbst aber hätte der Tondichter sich vor Nichts mehr zu hüten als vor der sogenannten musikalischen Malerei, ein Mißgriff, der namentlich bei dem Monolog: „Die Geister, die ich rief, verlassen mich" u. s. w., sehr nahe liegt und bei dem Streben der neuern Theorie das Gegenständliche als solches wieder zu geben, doppelt wahrscheinlich ist. Es wäre völlig sinnlos, hierbei etwa das Verschwinden der Geister, ihren Hohn, dann eine liebliche viehreiche Trift und so fort, darstellen zu wollen. Darzustellen sind allerdings die einzelnen von Manfred erwähnten Naturerscheinungen, aber eben so wie sie vom geistigen Wesen erkannt als ihm verwandte Seele sich offenbaren, losgelöst von der individuellen Gestaltung. Manfred ist in tiefe Nacht seiner Seele versenkt, jeder besondre Gegenstand ist daraus verschwunden, nur die Vergangenheit und der Wunsch, diese zu verlieren, regt sich in ihm, aber ohne die Macht oder auch nur den Glauben an eine Macht diesen Wunsch zu verwirklichen. Dieser Anfang möchte daher mit einfachen Bässen zu begleiten sein, denn die Darmsaite aus dem Innern, Insichgekehrten des Thiers genommen, drückt die subjective bestimmungslose Innerlichkeit des Lebendigen am Reinsten aus. Da schaut Manfred auf die sonnenbeleuchteten grünenden Matten und von ihnen auf zu dem sie belebenden Licht. Die Erde mit ihrer Pflanzenwelt ringt unaufhörlich nach ihrem Lichtcentrum, der Freiheit und Liebe, in die die Besonderheit der Natur sich hingeben will. Dies der Punkt, worin sie mit Manfreds früherm Streben zusammenfällt. Daher denn die Nothwendigkeit, Instrumente anzuwenden, in denen die Pflanzenfaser bewegt wird, denn die Pflanze ist es, die die Erde zur heimathlichen Mutter macht, gleichzeitig aber, unablässig ins Licht des Univer-

sums strebend, als Instrument dies am Hellsten hervorbrechen läßt. Die mächtigen Felsen könnten durch Erze angedeutet werden, doch ist dies nur unmittelbarer Uebergang zu Reflexionen, in denen das Ende des Bannspruchs:

Ob der Tod erwünscht dir sei
Fasse doch dich Todes-Scheu —

in aller furchtbaren Wahrheit sich verwirklicht, und da wäre denn hier der Ort die Töne jenes Bannes mit aller Gewalt und Macht als herrschende Geister heraufzuführen. Grade nachdem Manfred so seine Ohnmacht ausgesprochen, sieht er den Adler selig nach unabsehbaren Höhen vorüberschweben. Es ist dies unbestimmtes aber sichres Bewegen in eigner Kraft, und da es zugleich dem menschlichen Auge bald entschwindet und nur das Gefühl eines Strebens ins Unendliche ohne bestimmte Anschauung zurückbleibt so ließe sich dies vielleicht durch Cello pizzic, z. B. G- D- G- D- wiedergeben, wobei eine Flöte das letzte D langsam verhallen ließe. Das folgende: „Wie wunderschön, wie wunderschön ist doch die Welt dem Auge" könnte, durch choralartige ernste Klänge getragen, Manfred's frühere Reinheit wiedererscheinen lassen. Dann schwiege die Musik bis zum Einfallen der Schalmei u. s. f. —

Hierbei wäre wohl der Versuch zu machen, inwieweit es mit Umgehung des Recitativs durch Vorschreibung eines bestimmten Tons für den Sprechenden möglich wäre, auch die gesprochnen Worte mit der Modulation der Musik in größere Harmonie zu bringen, so daß diese als wirklich herausquellend aus dem durch die Töne der begleitenden Musik lebendig dargestellten Grunde des Gemüths und von ihm getragen erschienen *).

Aber dies nicht allein. Manfred ist vertraut mit den Geistern der Natur, diese erscheinen in ihrem eigenthümlichen Sein völlig abgetrennt von den äußern Erscheinungen als die belebenden Wesenheiten derselben, und der Musiker hat hier Gelegenheit, eine musikalische Naturpoesie zu entfalten, wie sie kaum schon dargestellt worden sein mag. Namentlich gilt dies von den zuerst auftretenden Erdgeistern. Erde, Meer, Luft,

*) So ist übrigens wohl das Verhältniß des Chors und der musikalischen Begleitung bei den Griechen zu denken.

Nacht, Winde, Berge erscheinen nicht als solche, sondern wie sie, vom Menschen in ihrer innersten Wesenheit erkannt, zu ihm sprechen.

Suckow spricht hier von einem Einfallen des Orchesters, welches am Schlusse jedes Liedes den Uebergang bilden solle. Im Gegentheil, der Gesang jedes Geistes muß durch eine ihr eigenthümliche Instrumentation getragen werden, und zwar, da er eine einfache Gestaltung ausdrückt, wesentlich von einem Instrument. Ohne irgend wie dem Componisten hierbei vorgreifen zu wollen, sei nur erwähnt, daß z. B. der sechste Geist unbezweifelt das Fagot erfordert. — In ähnlicher Weise wäre das Uebrige zu behandeln. In Bezug auf den Bannfluch, die furchtbarste Vernichtung der Subjectivität, scheint vorzugsweise die Anwendung von Saiteninstrumenten passend und aus demselben Grunde vielleicht E moll.

Und nun, noch Eins. Suckow hat sich am Schluß seiner Einleitung unmittelbar an Mendelssohn gewandt und diesen zur Composition des Manfred aufgefordert. Wie dieser diese Aufforderung aufgenommen, scheint nicht bekannt geworden zu sein, soviel aber ist gewiß, daß seine Thätigkeit seit dieser Zeit derselben nicht entspricht. Und doch ist das Romantische, das Modern-Subjective das Einzig- ihm Eigenthümliche, seine musikalische Natur. Dies zeigen seine Ouvertüren, namentlich die zum Sommernachtstraum. Ebenso sein berühmtes Oktett. Der Paulus ist verfehlt; nicht weil das Oratorium überhaupt Etwas Verfehltes ist, — Händels Messias ist ein vollendetes Kunstwerk — sondern weil es einer Zeit angehört, deren religiöses Gemüth ein von dem unsrigen völlig verschiedenes ist. Mendelssohn vereinigt nun, wie die Musiker rühmen, die alte Form mit der modernen Instrumentation. Dies ist aber nichts als ein vergebliches Streben, nie zu einende Gegensätze zusammenzubringen, was dem Boden dürrer Reflexion entsprossen ist. Namentlich gilt dies auch von der formlosen*) Symphonie-Kantate. Ein dürftiger Inhalt, der in dieser Allgemeinheit, wenn er neu aufgetischt wird, nur langweilig sein kann, wird ins Unendliche hin wieder und wieder wiederholt, ohne daß es dem Componisten gelänge,

*) Damit ist nicht gesagt, daß dieses Werk nicht formell recht geschickt durchgeführt sei.

eine religiöse Stimmung hervorzubringen, außer bei Musikern, denen der technische Inhalt einen wirklichen Gehalt leicht zu ersetzen vermag — da auf Ein Mal fragt der alte Romantiker: Hüter, ist die Nacht bald hin? und jeder ängstlich bedrückt fragt mit ihm. Dieses eine Lichtmoment, das aber mit dem christlichen Wesen des Vorhergehenden und Nachfolgenden gradezu in Widerspruch steht, ist mehr werth, als die ganze übrige Singerei.

Doch genug. Es galt aufmerksam zu machen, anzuregen, und dies sei hiermit geschehen.

XVI.

Die Sorbonne.

Von

A. Horwitz.

Einmal auf dem Sorbonne-Hofe, verweilen wir hier noch ein wenig uns zum Inſtitute ſelber wendend. Wie ſo viele Gebäude und Anſtalten in Paris hat auch die Sorbonne eine Geſchichte, und nicht etwa eine aus Zahlen und Namen zuſammengeſetzte, ſondern eine die reich iſt an Wechſel und Begebenheiten. Die neuſten Denkmäler und Traditionen ſind hier ſo impoſant und nehmen uns ſo völlig hin, daß wir oft ganz vergeſſen, man könne ſich von Paris aus durch das ganze Mittelalter hindurch nach Laetitia Parisiorum in die Trümmer des Cäſarpalaſtes verlieren. Doch die Sorbonne reicht nicht ſo weit hinab.

Robert von Sorbon, der Ludwig den Heiligen auf ſeinen Kreuzzügen als Beichtvater begleitete, gründete dies Inſtitut gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Ein geiſtlicher Verein, ſich mit dem unentgeltlichen Unterrichte der Armen und ihrer ſonſtigen Fürſorge beſchäftigend, ſollte darin ſeinen Sitz haben. Es ſollte ein Armenhaus ſein, ſeine Hülfe überall hintragend, wo ſie vonnöthen war. Das war die Abſicht des Gründers. Doch als ſollte hier nichts eine dauernde Beſtimmung behalten, ſehen wir bald die Sorbonne weit hinaus ragen über ihre urſprüngliche Simplizität, und machtgebietend in der franzöſiſchen Geſchichte figuriren. Es hatte ſich in dieſen Mauern, die lediglich als

ein Asyl der Noth und des Elends aufgerichtet werden, nach und nach ein hierarchisches Forum gebildet, das nicht Bedenken trug über König und Pabst zu richten. Leider nur, daß diese Energie durchweg dem Fanatismus und der Verfolgung gedient hat. Während des Wahnsinns Karls VI. (1392), also etwa hundert Jahre nach ihrer Gründung, sehen wir bereits die Sorbonne sich fanatisch in die Vormundschaftsfehde der Herzöge von Orleans und Burgund hineinmischen und zuletzt, nachdem der Herzog von Orleans gefallen war, dem Meuchelmorde eine Lobrede halten. Der Doctor Johann Petit bewies durch zwölf Gründe zu Ehren der zwölf Apostel, daß der Mörder den größten Dank verdiene à l' exemple des rémunérations qui furent faites à Monseigneur St. Miche l'Archange, pour avoir tué le diable. Es war die Sorbonne, die die ganze Verfolgung der Johanna d' Arc leitete und sie endlich als Zauberin zum Scheiterhaufen verurtheilte. Noch später sehen wir die „pauvres maitres", denn dies war der ursprüngliche Titel der Sorbonne-Lehrer, die Unterthanen Heinrichs III. von ihrem Eide freisprechen. Es wäre zu weitläuftig alle fanatischen Ausbrüche der Sorbonne bis auf Descartes, Montesquieu und Rousseau herab aufzuzählen; die mitgetheilten Beispiele geben ein genügendes Zeugniß von der dort ausgeübten hierarchischen Auctorität. Aber auch die Studien und namentlich die theologischen wurden hier mit Energie betrieben. Der Abbé Duvernet erzählt über die Erlangung der Doctorwürde in der Sorbonne Folgendes. Man mußte, sagt er in seiner Geschichte der Sorbonne, in diesem Collegium seine Studien gemacht, und während sechs Jahre über verschiedene öffentliche Angelegenheiten oder Thesen argumentirt, disputirt und seine Behauptungen bewiesen haben. Die Thesen hatten sechs Stadien: mineure, majeure, sabbatine, tentative, petite, sorbonique und grande sorbonique. In der grande sorbonique war es, wo der Doctor-Prätendent, ohne zu essen noch zu trinken, auf dem Platze bleiben mußte, um die Angriffe von zwanzig Feinden oder ergoteurs, die sich halbstündlich ablösten, von sechs Uhr Morgens bis sieben Uhr Abends auszuhalten oder zurückzuweisen. —

Nunmehr haben sich die Sachen sammt und sonders geändert, wie es schon aus dem Vorfall mit dem Herrn Abbé Dupanloup er-

hellte*). Von einem theologiſchen Forum iſt nicht mehr die Rede und das alte Reſiduum der fanatiſchen Auctorität hat nur noch Bedeutung als ein Theil der Pariſer Univerſität. Es muß beiläufig des deutlichen Verſtändniſſes wegen bemerkt werden, daß hier Univerſität nicht ganz in dem deutſchen Sinne des Wortes zu nehmen iſt. Das Wort Univerſität drückt hier nur die höchſte Unterrichtsbehörde aus; das höchſte Unterrichtsinſtitut aber beſteht aus einzelnen unzuſammenhängenden Collèges und Specialſchulen, die oft ſo entfernt von einander liegen, daß ſie faſt unmöglich neben einander benutzt werden können. In den Kreis des eigentlichen Univerſitätsunterrichts gehören die Vorleſungen des Collège royal de France, der Ecole de droit, der Ecole de médecine, der Ecole de pharmacie, des Conservatoire des arts et métiers, der Bibliothèque royale, des Jardin-des-plantes und der Sorbonne.

Die Sorbonne hat wiederum drei Abtheilungen: Faculté des sciences, Faculté des lettres und Faculté de Théologie.

Man iſt noch immer gewohnt die Sorbonne als eine bloß theologiſche Facultät anzuſehen. Doch, wie bereits bemerkt, es haben die Dinge ſich ſtark geändert: der Baccalaureus Richelieu und ſeine zahlreichen Commilitonen ſind längſt von dieſen Banken geſchieden, und der Cardinal Richelieu iſt geſtorben, und der Herrſcher Richelieu hat ſein Erbe nicht für alle Zeiten ſichern können. Das Feld, auf dem einſt Fülle und Unkraut ſo mächtig aufſchoſſen und durcheinander wucherten, iſt heute faſt leer und brach; die Zeit hat ſchonungslos darauf herumgetreten, und mit einem gewiſſen Mitleid erblicken wir hier und da in einem Winkel die dürftigen Ueberbleibſel des ehemaligen Wachsthums. Der ganze theologiſche Unterricht umfaßt acht Stunden wöchentlich, in denen die Bibel, hebräiſche Grammatik, Kirchengeſchichte, Moral, Dogmatik und heilige Beredſamkeit vorgetragen wird. Dies iſt der theologiſche Theil der Sorbonne; man ſieht, die alte Herrlichkeit iſt ſehr zuſammengeſchmolzen, und wahrlich, führe Herrn Abbé Dupanloup nicht mitunter eine Feldzugsidee durch den Sinn, man würde von der Anweſenheit der theologiſchen Facultät wenig verſpüren. Doch geht der Weg

*) Vergl. den Artikel im Februarheft des Freihafens 1843.

D. Red.

zum geistlichen Stande auch durch die theologischen Seminarien, deren es hier mehrere giebt.

Die Faculté des sciences umfaßt ausschließlich den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht, der aber in den Vorlesungen des Collège royal, des Conservatoire und des Jardin-des-Plantes (Muséum d' histoire naturelle) seine Ergänzung findet. Man begreift leicht, daß schon diese örtliche Dissemination eine innere Einheit in diesen Studien schwer macht, und in der That werden hier von den öffentlichen Organen aus der Universität die bittersten Vorwürfe gemacht über das lare und zerstückelte Treiben einer Studien-Branche, mit der die allgemeine Wohlfahrt so innig zusammenhängt. England und Deutschland werden mit Recht als Muster aufgestellt.

Die Faculté des lettres umfaßt Literatur, Philosophie und Geschichte der alten und neuen Zeit. Daß aber auch diesen Studien nicht eine feste Planmäßigkeit zum Grunde liegen kann, erhellt schon daraus, daß fast jeder Lehrer einen Remplaçant hat. Wer weiß, das Kabinet oder die Kammer kann ihn rufen, — in diesem Falle geht er gewiß und überträgt seine Angelegenheit einem Andern. Mitunter operirt sich dieser Tausch ohne namhaften Schaden für die Wissenschaft, oft aber ist er im höchsten Grade zu bedauern, und wir stehen im Ganzen genommen wiederum vor einer Dissemination des Studiengeistes.

Guizot's Nachfolger in der Geschichte ist Lenormant; und gewiß hier kann man gerechtermaßen nicht klagen. Wer Lenormant gehört hat, diesen schönen, stattlichen Mann, dessen ganzes Wesen ein so reiner Ausdruck von Bravheit und Gradheit ist, kann nur mit inniger Freude an ihn zurückdenken. Lenormant ist ein Lehrer, der unter seinen zahlreichen Zuhörern auch Schüler und Freunde hat, durch die edelsten Mittel gewonnen, durch das Wort der Wahrheit und Unparteilichkeit und oftmals durch das offene und redliche Geständniß der eignen Unzulänglichkeit.

In diesem Sommersemester kam er in seinen Vorlesungen über neue Geschichte, die bereits mehrere Semester angedauert, bis an das Ende, d. h. bis zum Tode Ludwigs XIV. Er hat diesen Fürsten, der so große Lobredner und so große Tadler gehabt, der so viel Geistesgröße

seiner Zeit durch seine bloße Herrschergröße überragt, mit der Gewissenhaftigkeit eines Richters seinen Schülern vorgeführt. Er hielt mit ihm auf jeder Thronesstufe und las ihm die Sentenz der Geschichte; und als er ihn die letzte hinabgeleitet, diesen großen Fürsten, vereinsamt, kinderlos, enkellos, da tönte der Ausspruch der Geschichte wie ein Geheimniß, aber tief ergreifend. Lenormant ist kein Mystiker, aber er verweilte gedankenschwer auf dem letzten Gange dieses Herrschers, der sich unverwundbar geglaubt, und der mit der empfindlichsten Wunde davon ging: der große Thron blieb leer, seine Kinder und Enkel waren vor ihm gestorben.

Hier endete Lenormant seine Vorträge, und er bekannte offen, daß er nicht weiter gehen könne. Die neuste Geschichte Frankreichs sei noch nicht aus, die Parteien noch nicht abgetreten, der Egoismus noch zu betheiligt, als daß die Wahrheit ganz gesagt oder gehört werden könne. Aber mit einem tiefen und erschütternden Ernst redete er zu den Herzen seiner jungen Zuhörer, warnte sie vor jenen Zersonderungskämpfen, aus denen Egoismus, Mißtrauen und Frivolität immer gestärkter hervorgehen und auf eine unsichere Zukunft deuten. Ein Sturm von Applaus schloß sich an die letzten Worte des Redners; und fürwahr, ob sich in solchen Momenten die Hände bewegen oder der ganze Mensch — davon hängt oft die Gestalt manches Geschichtsblattes ab.

Bei dem nächsten Remplacement, dem wir begegnen, kann unser Bericht nicht so befriedigend ausfallen. In der „französischen Beredsamkeit" wird Villemain durch Géruzez ersetzt. Herr Géruzez, ein ruhiger und redlicher Lehrer wie er ist, kann nimmermehr mit Erfolg Herrn Villemain vertreten; und man braucht jeden der beiden Lehrer nur eine Stunde sprechen gehört zu haben, um davon überzeugt zu sein.

Ozanam, der Herrn Fauriel in der auswärtigen Literatur ersetzt, ist wiederum für die Sorbonne eine glückliche Acquisition. Ozanam ist vielleicht der jüngste Lehrer der Sorbonne, aber unbedingt einer der vorzüglichsten. Es ist ein bleicher, schwächlicher junger Mann, offenbar kränklich, in seinem ganzen Wesen liegt etwas Schüchternes und Zaghaftes, er schlägt die Augen selten auf, sieht sich noch seltner um; aber es ist unmöglich, daß man nicht gleich Sympathie fühle für dies bleiche

und zarte Gesicht, in dem eine sinnige und zugleich rührende Geschichte liegt. Wenn Ozanam seinen Katheder eingenommen und einige Sekunden gesenkten Blickes und stumm vor seinen Auditoren sitzt, muß der Fremde Mitleid fühlen mit dieser zarten Erscheinung, die hier vor einem so entzündbaren Publicum zu Erfolg kommen will. Die ersten Worte Ozanam's sind auch wirklich zitternd, und man glaubt nicht, daß er weit kommen werde. Aber wie seine gesunde und klare Seele in einen so schwächlichen Körper gehüllt ist, so behält auch sein gesunder und klarer Gedanke diese vibrirende Form der Stimme in all dem was er spricht. Es ist also nicht ursprüngliche Schüchternheit, sondern ein Kampf zwischen einer gesunden Seele und einem kranken physischen Organismus. Und die Gesundheit siegt glänzend, wo sie auch immer ihr Lager aufgeschlagen haben mag. Ozanam liest über die deutsche mittelalterliche Poesie; er hat deutsche Universitäten besucht, und man hört es seinen Vorträgen an, daß er sich gründlich mit diesem ergiebigen Literaturzweig beschäftigt. Sein Vortrag hat ungemein viel Schönheit und Klarheit und sein vibrirender Ausdruck oft einen poetischen Aufschwung, der die Zuhörer hinreißt. Besonders interessant sind seine Erläuterungen zum Sachsenspiegel, seine Forschungen in diesem poetisch-geschichtlichen Codex. Sein Verfahren hierin ist eben so klar als genial. Er sucht die Geschichtselemente in den ältesten Traditionen auf, trägt sie durch alle Phasen der nachfolgenden Poesie bis zu dem compactern, übersehbaren Boden der mittlern Geschichte und faßt zuletzt diesen Codex als poetisch-geschichtlich Ganzes zusammen, wie er in einer so poetisch-geschichtlichen Zeit hat entstehen müssen. Wenn jemals ein Applaus gerecht ist, so ist es der, der diesem jungen, begeisterten Lehrer gespendet wird.

Dem äußern Wesen nach als wahrhaften Antipoden von Herrn Ozanam sehen wir einen neuen Lehrer auf dem Katheder. Groß und kräftig von Gestalt, lebendig, keck, muthwillig, und als Lehrer geistvoll, witzig und beständig interessant. Es ist Saint-Marc-Girardin. Herr Girardin ist zu oft besprochen worden, als daß er einer Ergänzung bedürfte. Es soll nur hier das Bedauern ausgedrückt werden, daß ihn die Sorbonne als Lehrer verliert.

Herr Girardin gehört jetzt nunmehr der Kammer an; schwerlich, daß die Faculté des lettres beim neuen Tausche gewinnen wird. In seinen diesjährigen Vorlesungen über französische Poesie hat er sich die Frage gestellt: Welche Verwendung hat die dramatische Poesie in verschiedenen Epochen von bestimmten Leidenschaften und Affecten gemacht? Höchst interessant und geistvoll waren, in Bezug auf die elterliche Liebe, seine Parallelen zwischen Corneille und Victor Hugo, dem Cid und Le Roi s' amuse.

Mit Girardin, Ozanam und Lenormant aber schließt sich uns're freundliche Perspective. Die Scene verändert sich, ein dramaturgischer Troß tritt auf und an ihrer Spitze Herr Jules Simon als comédien en chef. Das ist freilich schlimm auf dem Gebiete der Wissenschaft, aber auch besonders unerfreulich, da Herr Jules Simon Herrn Cousin remplacirt. Herr Simon ist ein schöner Mann, der zuförderst eine schöne Coiffure und ein sehr schönes Organ für sich hat. Doch noch spricht er nicht. Er tritt sehr präoccupirt in das Auditorium, das von Zuhörern gedrängt voll ist, und nimmt seinen Sitz ein. Was für eine Rolle das Zuckerwasser in manchen Vorlesungen spielt, haben wir bereits bei Herrn Abbé Dupanloup gesehen. Man muß sich aber nicht hier ein Glas mit Zuckerwasser vorstellen, sondern alle möglichen Requisiten zur Zuckerwasserdarstellung. Bei den meisten andern Lehrern kommt dies Präparat auf ganz natürlichem Wege zu Stande; Herrn Simon aber giebt es Stoff zu einem hydraulisch-dramaturgischen Vorspiel, mit dem er seine Vorlesungen über die Alexandrinische Philosophie einleitet. Hier aber soll unter Alexandrinischer Philosophie namentlich der Kampf zwischen dem heiligen Athanasius und den römischen Kaisern verstanden werden. Denn in diesem Jahre war dieser Kampf lediglich der Gegenstand der Simon'schen Vorträge. Für ein dramaturgisches Talent, wie es Herr Simon einmal ist, kann es natürlich kein glücklicheres Feld geben. Herr Simon weiß sich auf Kampffeldern zu benehmen, seine Tactik beruht nicht auf Genieſtreichen, sondern auf haarscharfer Ausrechnung. Er erscheint zu Anfange so leise und heimlich im offnen Felde, daß man Noth hat seine Anwesenheit zu merken; nach und nach rückt er besonnen heran mit dem leichten Gewehrfeuer seiner Worte, und nur zuletzt in

entscheidenden Momenten feuert er die schweren Batterien von Exclamationen, Gesten und Attitüden ab. Das Publicum ist terroristisch in seinem Applaudiren, Herr Simon wird bleich und scheint ein Opfer dieses Sieges werden zu wollen. Aber er besinnt sich eines Bessern, blickt noch ein Mal auf, nimmt seinen Hut und geht hastig ab.

Sind von der einen Seite die Schönheiten in den französischen Vorlesungen gewissenhaft hervorgehoben worden, so müssen auch von der andern Seite die Schwächen rückhaltlos gezeigt werden. Es soll hier in Herrn Simon nicht der Lehrer, sondern die Lehrweise gezeigt werden und nicht seine individuelle, sondern die in den französischen Vorlesungen überhaupt sehr vorherrschende. Es ist oben bei Gelegenheit des Herrn Abbé Dupanloup diese Art bereits näher bezeichnet worden.

Wie steht's in der Sorbonne um die philosophischen Studien? könnte Jemand fragen.

Herr Adolphe Garnier, könnte man ihm antworten, hat eine Vorlesung „Philosophie" angekündigt. Es bedarf also nur des Opfers einer Stunde, um das Geheimniß herauszubringen. Und doch ist es nicht so leicht, denn wir haben ein ganzes Semester geopfert und dennoch nichts herausgebracht, was die ganze Welt nicht schon weiß: die Franzosen studiren keine Philosophie. Was namentlich Herr Garnier Philosophie nennt, könnte eben so gut zehn andre Namen nach den zehn verschiednen Dingen, die er in einer einzigen Stunde in desultorischer Unordnung behandelt, bekommen. Behandeln aber heißt „raisonner" und zwar über zufällig aus aller Welt genommene und aneinandergereihte Dinge. Von einer philosophischen Disziplin in strenger Wissenschaftlichkeit kann in Paris nicht die Rede sein, ob auch außer der Sorbonne noch im Collège royal philosophische Vorlesungen specieller Art gehalten werden.

Somit wäre denn dieser improvisirte kritische Besuch zu Ende. Doch aus der Sorbonne scheidend und die Rue St. Jacque einige Schritte nordwärts hinaufgehend, kommen wir an dem in diesen Zeilen bereits erwähnten Collège royal du France vorbei; es sei uns daher bei so guter Gelegenheit ein kurzer Blick hinein verstattet.

Das Collège royal, ein bedeutender Theil der Pariser Universität, ist keine Specialschule, sondern hat einen ganz generellen Charakter. Es wird Alles nebeneinander gelehrt wie in vielen andern Collèges, die nicht zur Universität gehören, nur in einem ausgedehntern Maaßstabe und in andern Lehrformen. Die Auditorien stehen hier Herren und Damen gleich offen, welcher Umstand maaßgebend ist für die Art von Wissenschaftlichkeit, mit der hier die Lehrobjecte gehandhabt werden. Das gilt namentlich von den Vorlesungen über Literatur, Philosophie und Geschichte. Die Auditorien der Herrn Edgard, Quinet und Philarète Châsles sind besonders stark von Damen besucht, die, auf ein geistreiches Amüsement ausgehend und es hier leicht findend, auch wiederum das ihrige thun für die Triumphe, die hier gefeiert werden. Quinet liest über die mittelalterliche Literatur des südlichen Europa und Châsles über die nordische Literatur germanischen Ursprungs. Eine besonders interessante Erscheinung unter dem Lehrerpersonal des Collège royal kann hier nicht übergangen werden, es ist Tissot, der Geschichtschreiber der französischen Revolution, der uns in seinem Werke lebendige Bilder aus den Jahren 92, 93 und so aufwärts, mittheilt wie er sie als Augen- und Ohrenzeuge wahrgenommen. Tissot hat die großen Tage der Republik selbst gesehen, und er hat sich gewisse republicanische Funken durch ein halbes Jahrhundert warm zu halten gewußt, die er noch heute ganz geschickt aus den römischen Dichtern, die er vorträgt, hervorblitzen läßt. Tissot ist, wie man sich denken kann, ein Greis, aber seine Beweglichkeit an Körper, Sinn und Ausdruck weichen keinem Jüngling, und viele junge Damen kommen den greisen Redner hören und spenden ihm in reichem Maaße ihren Beifall.

Der philosophischen Studien auf der Sorbonne sowohl als in dem Collège royal kann keine besondere Erwähnung geschehen, da hier die Bestrebungen und Leistungen auf diesem Gebiete der Wissenschaft zu geringfügig und nebensächlich sind, und weil das ernste Studium von Sprachen Archäologie auf der Bibliothèque royale zu suchen ist, wo Raoul Rochette seine verdienten, jedoch geräuschlosen Triumphe feiert.

XVII.

Ueber die Gesundheit der Gelehrten.

Von

Professor Dr. K. W. Ideler.

Erster Artikel.

Daß allein im Lichte der Wissenschaften die menschlichen Angelegenheiten in ihrer Entwickelung zu höherer Vollkommenheit gedeihen können, darüber freilich herrscht unter den Wohldenkenden ein allgemeines Einverständniß, welches bei fortschreitender Aufklärung sich immer siegreicher gegen den Widerspruch verblendeter, selbstsüchtiger Interessen behaupten wird. Um so mehr muß es daher befremden, daß noch jetzt das gewöhnliche Vorurtheil keine hinreichende Widerlegung gefunden hat, die Gelehrten als Pfleger der Wissenschaften müßten ihrem edlen Berufe das Opfer einer kräftigen Gesundheit und einer längeren Lebensdauer bringen; sie theilten also das Loos der Kerzen, welche sich selbst aufzehren, indem sie ihre Umgebung erhellen. Diese klägliche Ansicht berührt zu innig die Lebensfrage der Civilisation, als daß sie noch länger unter dem Schutze des Verjährungsrechtes als unantastbare Wahrheit sich geltend machen dürfte.

Wir dürfen nämlich unter Gelehrten nicht mehr eine abgeschlossene Zunft von Männern verstehn, welche den Bergleuten gleich in tiefe Schächte sich eingraben müssen, um das in mancherlei Gestein vererzte edle Metall des Wissens unter vielfältigen Gefahren zu Tage zu fördern,

von dem ausgemünzten Golde und Silber, welche den Reichen zu einer Fülle des Besitzes und Genusses wuchern, aber nur einen kärglichen Lohn für rastlose Mühe und Selbstverleugnung empfangen. Denn es spricht der zum Selbstbewußtsein erwachte Zeitgeist die unnachläßliche Forderung aus, daß Jeder nur nach Maaßgabe seiner Tüchtigkeit als wissenschaftlicher Denker berufen und befähigt sein soll zur Theilnahme an dem großen Werke einer neuen Gestaltung aller gesellschaftlichen Verhältnisse, zu einer reineren Uebereinstimmung mit der menschlichen Natur. Hieraus folgt von selbst, daß das Schicksal der kommenden Geschlechter von der Beantwortung der Frage abhängig ist, ob die geistigen Anstrengungen in einem förderlichen oder feindseligen Verhältnisse zur Kultur des körperlichen Lebens stehen. Fortschritt ist das Loosungswort der Gegenwart, welche eben deshalb alle Intelligenzen zum rastlosen Wetteifer, alle Gemüthskräfte zum mächtigen Ringen nach einem höheren und immer höheren Ziele herausfordert, und wer nicht unablässig die Spannung aller Triebfedern seiner Seele steigert, um seiner sich stets vergrößernden Aufgabe gewachsen zu bleiben, der sieht sich bald in seinem Wirken überflügelt, um von den Rüstigeren zu den Todten geworfen zu werden.

Da lohnt es dann wohl der Mühe, eine sorgfältige Untersuchung über die Beschaffenheit der physischen Lebenskraft anzustellen, weil letztere das Kapital darbietet, mit welchem der Geist alle seine Ausgaben bestreiten soll; ob nämlich dies Kapital durch jeden Gebrauch geradezu verringert, und daher um so schneller erschöpft wird, je mehr und je größere Zahlungen es leisten soll, oder ob dasselbe umgekehrt zu bedeutenderen Summen anwächst, wenn es im lebendigen geistigen Verkehr durch steten Austausch der Kräfte sich erneuert, wie das Geld im wohlberechneten Wechselgeschäft sich rasch verdoppelt? Muß diese Frage in ihrem ersten Theil bejaht werden; so wirthschaftet das jetzige Geschlecht mit seinem Leben wie ein Verschwender, welcher sein Erbtheil vergeudet, um seine Nachkommen in Dürftigkeit verschmachten zu lassen. Wirklich ist auch oft genug behauptet worden, jede Civilisation trage den Keim des Verderbens in sich, weil sie den geistigen Kräften ein zu großes Uebergewicht über die leiblichen verleihe, und letztere durch dies Mißverhältniß zu

Grunde richte. Liegt die Wahrheit aber auf der entgegengesetzten Seite; so giebt die ächte geistige Freiheit als Gipfel naturgemäßer intellektueller und sittlicher Entwicklung zugleich die Bürgschaft des vollständigen körperlichen Gedeihens.

Das Irrthümliche der Meinung, welche, um mit Jean Paul zu reden, den Erkenntnißbaum zum Giftbaum des Lebens macht, kann hier nur in so fern in Betracht kommen, als falsch gedeutete Thatsachen ihr den Schein objektiver Wahrheit leihen, nicht aber die Entstellung des wirklichen Sachverhältnisses aus subjektiven Beweggründen, wohin eben sowohl die Schadenfreude der Feinde der Wissenschaften zu rechnen ist, welche es an Spott über die in ihren Augen verkümmerte äußere Erscheinung der Gelehrten nicht fehlen ließen, als jene trübe Lebensansicht, welche sich in der trostlosen Ueberzeugung festgebannt hat, alles Große und Vortreffliche sei nur durch ein Märtyrerthum zu gewinnen. Indeß jene falsche Deutung der Thatsachen, aus denen die Zerrüttung der Gesundheit und des Lebens durch eifrige Pflege der Wissenschaften erhellen soll, ist nicht so leicht zu widerlegen, da die in Rede stehenden Verhältnisse, aus deren sorgfältiger Zergliederung allein die rechte Erkenntniß hervorgehen kann, wirklich so überaus verwickelt sind, daß sich in ihre praktische Gestaltung nur allzuleicht die verderblichsten Mißbräuche einschleichen, in denen Rousseau die Berechtigung zu seinem berüchtigten Axiom zu finden glaubte: „l'état de réflexion est un état contre nature; l'homme, qui médite, est un animal dépravé.“ Nun schadet der guten Sache nichts so sehr, als ihre Vertheidigung mit jenen Advokatenkünsten, welche ihre Schattenseite mit Trugschlüssen zu verdecken streben, und daher zu den ungeschickten Freunden gehören, deren Hülfe mehr zu fürchten ist, als der Angriff erbitterter Feinde. Von vorn herein wollen wir daher alle Nachtheile bereitwillig einräumen, welche für Leben und Gesundheit aus einem übereilten und falsch verstandenen wissenschaftlichen Eifer wirklich hervorgegangen sind, und welche die ernste Wahrheit bestätigen, daß je höher und vortrefflicher ein Gut ist, um so verderblicher sich auch seine verkehrte Anwendung erweiset. Denn je tiefer ein Interesse das Leben nach allen Richtungen durchdringt, um dasselbe nach edlen Zwecken zu gestalten, um so mehr muß seine Verwechselung mit

einem Trugbilde in alle Verhältnisse Lüge und Widerspruch bringen und dadurch an ihrer Zerstörung arbeiten. So verhält es sich ja mit allen Interessen der Ehre, Liebe, Freiheit, Religion, welche eben deshalb von Sophisten so oft verketzert worden sind, weil aus ihnen bei oberflächlicher Ansicht mehr Unheil, da es am grellsten in die Augen fällt, als wirkliche Wohlfahrt, deren Segen mehr im Verborgenen wirkt, hervorgegangen ist. Wie sollte also auch nicht jede Afterweisheit, als das willkührliche Spiel mannigfacher Thorheit mit den Kräften des Geistes, in letztere, so wie in ihr Verhältniß zum Körper eine unaustilgbare Verwirrung bringen, und dadurch beide zu Grunde richten, da jedes ernste Nachdenken eine mächtige Spannung jener Kräfte erheischt, welche unter sich und mit dem körperlichen Leben zu einem nach strengen Gesetzen geregelten Organismus verknüpft sein sollen? Wer nach diesen Gesetzen nichts fragt, und durch das Bewußtsein der großen Bildsamkeit und Beweglichkeit des Denkens zu dem Wahn verführt wird, daß er sich mit demselben jede Willkühr erlauben dürfe, lenkt ganz gewiß von der Bahn, der naturgemäßen Entwickelung ab, um früher oder später in irgend eine Lage zu gerathen, wo das Triebwerk seiner geistigen und körperlichen Thätigkeit ins Stocken gerathen muß.

Diese allgemeinen Andeutungen sollen nur dazu dienen, die Nothwendigkeit einer Anknüpfung unserer Betrachtungen an die organischen Gesetze des Denkens in seinem Zusammenhange mit dem körperlichen Leben herauszustellen, um einen festen Standpunkt nicht nur für die Widerlegung der gegen die Gelehrsamkeit erhobenen diätetischen Anklagen, sondern auch für die Begründung des ihnen gegenüber zu stellenden Satzes zu gewinnen, daß eine naturgemäße Geistesthätigkeit, welche in den Wissenschaften ihre methodische Pflege finden soll, gerade umgekehrt eine unversiegliche Quelle des frischesten, reichsten und kräftigsten leiblichen Lebens eröffnet. Denn lassen wir jene Gesetze außer Acht, so gerathen wir unvermeidlich in jenes endlose Gewirr von gegenseitig sich widersprechenden Thatsachen hinein, wie es sich jedesmal in einer oberflächlichen Anschauung des Lebens wiederholt, aus welcher daher mit gleichem Rechte die entgegengesetztesten Theorien und praktischen Regeln gefolgert werden können. Die engen Grenzen dieses Aufsatzes gestatten

es mir aber nicht, aus einer vollständigen Uebersicht der Gesetze des geistigen und körperlichen Lebens den strengen Beweis seines allseitigen Gedeihens unter dem Einfluß wissenschaftlicher Kultur zu führen, welches ich mir für künftig herauszugebende diätetische Schriften versparen muß. Vielmehr kann es nur meine Aufgabe sein, unter den vielen Beziehungen im Lebenshaushalte, welche dabei in Betracht gezogen werden müssen, diejenige auszuwählen, welche den Gegnern den scheinbarsten Vorwand zu ihren Angriffen dargeboten hat, und welche genauer erörtert gerade zu einer der ihrigen widerstreitenden Ueberzeugung führen muß.

Diese Beziehung ist aber keine andere, als die unleugbare Thatsache, daß jedes bis zum wissenschaftlichen Verstandesgebrauch, also bis zur wirklichen Anstrengung gesteigerte Denken eine Concentration der Lebenskraft im Gehirn und die Entziehung derselben aus den meisten übrigen Organen zur nothwendigen Folge hat, und letztere dadurch zu einer theilweisen oder gänzlichen Unthätigkeit zwingt. Umgekehrt wird das Gehirn durch die Anstrengung aller übrigen Organe in den Ruhestand versetzt, und dadurch verhindert, den Träger der geistigen Thätigkeit abzugeben. So verschwindet während tiefer Meditationen nicht nur der Appetit gänzlich, sondern die etwa genossenen Speisen bleiben auch unverdaut im Magen liegen, gehen in eine chemische Zersetzung über, und werden dadurch zur Krankheitsursache, indem sie das Gefühl von Druck und Beängstigung in der Herzgrube, Blähungsbeschwerden, bitteren Geschmack und dergl. hervorbringen. Wiederholen sich solche Störungen der Verdauung durch unzeitiges Nachdenken häufig, so legen sie dadurch den Grund zu einer bleibenden Schwäche, ja Zerrüttung des Magens, und zu einem Heer von Krankheitszufällen, unter denen die hypochondrischen die bekanntesten und gefürchtetsten sind, weil sie aller Kunsthülfe einen unüberwindlichen Widerstand leisten, so lange der Gelehrte sich nicht entschließen kann, seine fehlerhafte Gewohnheit des Studirens während der Verdauung abzulegen. Daß der mit Speisen gefüllte Magen die Lebensthätigkeit an sich zieht, namentlich dadurch das Gehirn und die Nerven aller Spannkraft beraubt, drückt schon das alte Sprichwort: plenus venter non studet libenter, wenn auch in sehr mangelhafter Weise aus, da es nicht die Nothwendigkeit des Einstellens

geistiger Anstrengung bezeichnet, welche die Verdauung geradezu unterbricht. Wenn der Weingenuß während der Mahlzeit dazu dient, das durch reichliche Aufnahme von Speisen erzeugte Gefühl von Schläfrigkeit und geistiger Abspannung zu verscheuchen, den Witz aufzufrischen, die Sprache neu zu beleben; so hat uns die Natur damit allerdings einen Talisman geschenkt, die Freude in die geselligen Kreise zu rufen, und die Erfahrung lehrt, daß eine solche Aufregung der Nerven und durch sie der geistigen Kräfte auch der Verdauung wohl zu statten kommt, weil Frohsinn und Heiterkeit ihre beste Würze abgeben. Wer sich aber des Weins bei der Mahlzeit bedient, um sich unmittelbar nach ihrer Vollendung wieder an den Studirtisch setzen zu können, wer also seinen Nerven während der wichtigen Verdauungszeit nicht ein leichtes Spiel des Wirkens, sondern eine anstrengende Spannung zumuthet und mit wahrem Zeitgeiz der Natur ihre unveräußerlichen Rechte verkürzen will; der untergräbt so gewiß die Grundfesten seiner Organisation, daß, wenn er auch sein Leben hindurch an den gepriesensten Heilquellen verweilte, er durch sie dennoch nicht das träge und stockende Triebwerk seiner Verdauungsorgane anspornen und in leidlichem Gange erhalten könnte. Kein Wunder also, wenn nach der Verstopfung der ursprünglichen Nahrungsquelle der Körper immer mehr einschrumpft und hinwelkt, bis die ausgemergelten Glieder zusammenbrechen. —

Ein eben so auffallender Gegensatz der Thätigkeit findet zwischen der des Gehirns beim angestrengten Denken und der des Muskelsystems bei energischer Körperbewegung Statt. Denn wer sich einige Stunden hindurch mit der Auflösung schwieriger wissenschaftlicher Probleme beschäftigt hat, fühlt sich eben so ermattet und angegriffen in allen Gliedern, als ob er eine weite Fußreise zurückgelegt hätte, zum Beweise, daß den Gliedern ihre freie Kraft entzogen und diese im Gehirn als der Werkstätte des Denkens verbraucht worden ist. Andrerseits kann man es nach jeder starken Körperbewegung leicht an sich spüren, daß es dem Geiste an der zum tiefern Nachdenken erforderlichen Sammlung, Stetigkeit und Energie fehlt, daß mit der körperlichen Ermüdung das Verstummen der geistigen Interessen gleichen Schritt hält, bis Seele und Leib dem tiefgefühlten Bedürfniß des Schlafs nicht länger widerstehen können.

Jene Abstumpfung des Geistes bei anhaltender Körperbewegung ist keineswegs blos die Folge einer Zerstreuung des Bewußtseins, durch den Wechsel der äußeren Gegenstände, auf welche die Aufmerksamkeit gerichtet werden muß; sondern es tritt eine wirkliche Ebbe der Thätigkeit im Gehirn ein, weil, wenn der Denker bei starker Leibesübung irgend eine Geistesanstrengung erzwingen will, er sich unfehlbar eine wirkliche Entkräftung und Erschöpfung zuzieht. Kant muß diese Erfahrung mehrmals an sich gemacht haben, weil er sehr dringend dagegen warnt und den Rath ertheilt, während der Spaziergänge sich an einem leichten Spiel der Vorstellungen zu ergötzen.

Ohne mich bei einer vollständigen Aufzählung aller Gegensätze aufzuhalten, in welche die erhöhte Thätigkeit des Gehirns zu der aller übrigen Organe tritt, bemerke ich nur, daß sie ein Grundgesetz gleichsam der Statik des Lebens bezeichnen, welches in den verschiedenen Richtungen seines Wirkens nicht gleichzeitig mit gleicher Energie auftreten kann, sondern genöthigt ist, in dem einen Organensystem zur seichten Ebbe hinabzusinken, wenn es in einem andern zur hohen Fluth anschwillt. In der Physiologie führt dies Grundgesetz den Namen des Antagonismus, und es offenbart sich dasselbe auch dadurch in seiner hochwichtigen Bedeutung, daß das Blut jedesmal am reichlichsten und schnellsten zu dem Organ hinströmt, welches gerade in Anstrengung begriffen ist, und welches dadurch gerötheter, heißer, derber und praller wird, und zu einem größeren Umfange sich ausdehnt. So häuft sich beim tiefen Nachdenken das Blut im Kopfe an, denn das Gesicht schwillt auf, die Wangen röthen sich, die Stirn fühlt sich heiß bis zum Glühen an, die Augen treten aus ihren Höhlen hervor, und es fehlt nicht an Beispielen, wo durch allzuheftigen Andrang des Bluts nach dem Gehirn beim fortgesetzten Denken irgend ein Blutgefäß im Kopfe gesprengt, und dadurch ein tödtlicher Schlagfluß bewirkt worden ist.

Noch muß ich mit einigen Worten des Verhältnisses gedenken, in welchem die Thätigkeit der Organe zu ihrer materiellen Existenz steht. Es ist eine physiologische Grundwahrheit, daß durch jede freie Thätigkeit eines Organs ein Theil seiner Substanz zerstört und ihm entzogen wird, und daß dieser Verlust aus dem Blute als dem allgemeinen Nahrungs-

oder Bildungssafte ergänzt werden muß, wenn das Organ nicht unmittelbar zerstört und aufgerieben werden soll. Daher bedarf jedes Organ, mit alleiniger Ausnahme des Herzens, der Lungen und der zum Athemholen dienenden Nerven und Muskeln, eines Wechsels von Thätigkeit und Ruhe, damit während der letzteren, besonders während des Schlafs, die neu aufgenommenen Mischungstheile der vorhandenen Substanz der Organe innigst angeeignet und eingefügt, letztere von ihren verbrauchten oder zersetzten Elementen befreit, und dadurch zu ihrer naturgemäßen Verfassung restaurirt werden. Nothwendig muß also ein festes Verhältniß zwischen Thätigkeit und Ruhe der Organe obwalten, widrigenfalls sie in ihren wesentlichen Bedingungen zu Grunde gerichtet werden. Daß allzu anhaltende Anstrengungen eine gefährliche Erschöpfung, ja selbst den Tod zur unmittelbaren Folge haben, bezeugt eine häufige Erfahrung, welche eben darin ihre Erklärung findet, daß in solchen Fällen die Substanz der Organe zum größten Theile aufgerieben, und dadurch ihre Restauration unmöglich gemacht wurde. Fast eben so nachtheilig wirkt aber auch zu lange Ruhe oder Trägheit der Organe; denn da während ersterer keine hinreichende Zersetzung der Substanz geschieht, also auch kein lebhafter Wiedererſatz derselben nöthig ist; so geräth das ganze Triebwerk der restaurirenden Kräfte, der Verdauung, Blutbereitung u. s. w. ins Stocken, und die Quelle des Lebens versandet gleichsam, so daß der Strom desselben versiegen muß.

Nach diesem Ueberblick der wesentlichsten Gesetze und Bedingungen des Lebens läßt sich die allgemeine Regel seines Gebrauchs leicht bestimmen. Ist nämlich die freie Thätigkeit an eine gewisse Periodicität gebunden, in sofern alle Organe in ihrer Anstrengung der Reihe nach sich ablösen müssen, weil sie bei gleichzeitiger Steigerung ihrer Kräfte sich gegenseitig hemmen und stören, und müssen Thätigkeit und Ruhe in einem angemessenen Verhältniß zu einander stehen: so braucht man nur dies Grundgesetz der organischen Verfassung streng zu befolgen, um letztere auf dauerhafter, unerschütterlicher Basis zu befestigen.

Unter diesen Bedingungen ist von der Anstrengung der Organe so wenig eine Auftreibung derselben und eine Erschöpfung des Lebens zu befürchten, daß dasselbe durch erstere geradezu der höchsten Kultur theil-

haftig wird. Denn in dem Maaße, als durch gesteigerte Thätigkeit der Organe ihr Substanzverlust beschleunigt, und dadurch der Inbegriff der restaurirenden Kräfte zu einem lebhafteren Wirken angespornt wird, nimmt auch die Energie, Dauerhaftigkeit, materielle Fülle, also die Gediegenheit aller Organe zu, wovon die Muskeln das am meisten in die Augen fallende Beispiel geben, welche durch starke Uebung mit jedem Tage eine größere Derbheit, Massenhaftigkeit und beharrliche Kraft gewinnen, während Verdauung, Blutbereitung, Ernährung des ganzen Körpers auf die augenscheinlichste Weise befördert werden. Bei dem innigen Lebenszusammenhange aller Organe, welche sich gegenseitig ihre Kräfte mittheilen, kommt dieser Gewinn an Energie, welcher durch eine tüchtige Gymnastik erreicht wird, auch allen übrigen Organen, namentlich dem Gehirn und den Nerven zu statten, gleich wie eine gesteigerte Regsamkeit der letzteren bei angestrengtem geistigen Wirken eine Fülle des kräftigsten Lebens durch alle Glieder ergießt, wenn diese nur nicht in dem Kerkerleben, zu welchem viele Gelehrte sich verurtheilen, fast erstarrt und gelähmt worden sind. Da ferner alle Organe im Lebenshaushalte unentbehrlich sind; so müssen auch alle zu ihrer Zeit und im rechten Maaße durchgeübt und dadurch einer selbstständigen Energie theilhaftig werden, widrigenfalls im geschlossenen Kreise des Lebens eine Lücke entsteht, durch welche früher oder später in seine innerste Verfassung eine Schädlichkeit von außen zerstörend eindringen kann. Wird aber gar nur eine Reihe von Organen angestrengt, während alle übrigen in Unthätigkeit verharren; so folgt daraus nothwendig, daß erstere die Lebenskraft fast ausschließlich an sich ziehen, letztere, die unthätigen, dagegen immer mehr einschrumpfen, verwelken, zu ihrem Gebrauch unfähig werden. Der Lebensbaum erscheint dann in jener Verkrüppelung, wo entweder die Wurzeln verdorrt sind, während die Krone noch eine Zeit lang grünet, oder letztere abzusterben beginnt, während das Leben sich gleichsam in die Wurzeln zurückzieht, bis auch diese, welche zu ihrer Erhaltung der regen Wechselwirkung mit dem Stamme bedürfen, in Ermangelung derselben vertrocknen.

Nur zu oft haben viele Gelehrte, durch einen falsch verstandenen Idealismus verblendet, die Kultur ihres Körpers vernachlässigt, und

letzteren nicht wie ihren treuen Freund, sondern härter als einen Sklaven behandelt, dem der Herr, wenn er seinen Vortheil recht versteht, eine hinreichende Pflege widmet, um ihn nicht durch unmäßige Anstrengung zeitig ins Grab zu stürzen. Der Philosoph würde sich herabzuwürdigen geglaubt haben, wenn er bei der Analyse der Seelenthätigkeit auch den wesentlichen und durchgreifenden Antheil, welchen an ihr der Körper nimmt, in den Kreis seiner Forschung gezogen hätte. Es war, als schämten sich die Gelehrten ihrer Abhängigkeit von physischen Bedürfnissen, wie wenn sie dadurch des Bewußtseins ihrer geistigen Freiheit verlustig gingen. Eine solche Thorheit, welche recht eigentlich in ihre eigenen Eingeweide wüthet, würde ganz unerklärlich sein, wenn nicht die Wissenschaften noch gegenwärtig einen bedeutenden Theil des Charakters an sich trügen, den die in dumpfen Zellen ausgebrütete Mönchsgelehrsamkeit ihnen aufgeprägt hat. Wer sich als Litterat auszeichnen will, muß einen wahren Ballast von Kenntnissen einsammeln, und fühlt sich durch die rastlose, bis tief in die Nacht fortgesetzte Anspannung aller Kräfte so erschöpft, daß er in der zur Erholung karg abgemessenen Zeit wahrlich nicht aufgelegt sein kann, auch noch körperliche Anstrengungen vorzunehmen. Letztere erscheinen ihm geradezu als Verschwendung von Zeit und Kraft, deren er sich gewissenhaft enthalten zu müssen glaubt. Wären jene Kenntnisse sammt und sonders ein Schatz von Weisheit, an welcher der Mensch niemals reich genug sein kann; so könnte dieser unersättliche Durst nach Erkenntniß allenfalls die Versäumniß der Körperpflege entschuldigen. Wenn aber von einem großen, um nicht zu sagen, dem größten Theil der sogenannten Kenntnisse das herbe Wort Göthe's gilt:

„Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen;"

so kann man sich der Wehmuth nicht erwehren, daß eine Menge der trefflichsten Köpfe durch bittere Nothwendigkeit gezwungen, sich mit einem Wuste von Scheinwissen belasten mußten, so daß ihnen keine Muße übrig blieb, daran zu denken, daß sie vor Allem erst leben und gesund sein müssen, um mit der Fackel der Wissenschaft ihre Zeit und die Nachwelt erleuchten zu können. Doch auch dies wird und muß anders

werden, da ein Geist der schärfsten Kritik erwacht ist, um aus den Wissenschaften alles Abgestorbene zu entfernen, und sie selbst zu ihrer ursprünglichen Reinheit, Wahrheit und Schönheit wiederherzustellen, und namentlich die Methode des Denkens dergestalt zu vervollkommnen, daß es dem guten Kopfe leicht werden wird, sich in allen Richtungen des freien geistigen Lebens zu orientiren, und durch seine Forschungen den Kreis des ächten Wissens zu erweitern. Und bringt denn jener gerügte Zeitgeiz den von ihm unmittelbar gehofften Vortheil? So wenig, als der Geldgeiz, durch welchen getäuscht der Bethörte jede kleine nothwendige Ausgabe vermeidet, und sich dadurch die größten Verluste, ja oft die Einbuße seines ganzen Vermögens zuzieht. Was ist damit gewonnen, wenn der Gelehrte durch unmäßige Anstrengungen in kurzer Zeit das Kapital seines Lebens vergeudet, um bald in allen Organen ernsthaft zu erkranken, und dadurch sein Gehirn zum ferneren Gebrauch untauglich zu machen? Wer legt einen größeren Weg zurück, derjenige, welcher sich weder zum Essen noch zum Schlaf die nöthige Zeit gönnt, und deshalb zeitig erschöpft nur im schleichenden Gange sich fortbewegen kann; oder der, welcher nach voller Stärkung seiner Kräfte durch hinreichende Speise und Ruhe täglich fast im Laufe eine weite Strecke zu durchmessen vermag? Nun wohl, genau dieser Gegensatz paßt auch auf die Denker. Wer 10 Stunden täglich mit dem Aufgebot aller geistigen Energie sich an die schwersten Probleme der Forschung wagt, und die übrige Zeit der Restauration seines Leibes widmet, kann durch die zunehmende Steigerung seiner intellektuellen Kraft an das höchste Ziel gelangen, welches seiner individuellen Fassungsgabe erreichbar ist, und dabei sein Leben auf 80 Jahre und darüber hinaus verlängern. Wer aber täglich 14 Stunden studirt, erlangt bald ein mumienartiges Aussehen, und betrügt sich um die Blüthe und Fruchtreife seines Lebens. Wollte doch jeder die große Wahrheit beherzigen: „Wer Kraft besitzt, der hat Alles; wer keine besitzt, dem fehlt Alles;“ folglich sprechen alle Lebensinteressen zusammengenommen die strenge Forderung aus, sich das höchste Maaß von Kraft zu erwerben. Wer also Kraft des Leibes besitzt, und sie recht zu gebrauchen weiß, der ist auch stark an Geist, ein Freier in seinem eigensten, innerlichen Leben. Wer dagegen einen elenden Körper hat,

der kann zwar eine Zeit lang ein großer Denker, ein heldenmüthiger Charakter bleiben, um aber sein gebrechliches Dasein mit einem Märtyrerthum in dem unheilvollen Kampfe mit einer ganz zerrütteten Existenz zu beschließen.

Es mag zur Vervollständigung des Ebengesagten noch die diätetische Bemerkung hinzugefügt werden, daß die Anstrengung um so schneller die Energie zu höherem Grade steigert, wenn sie ununterbrochen bis zur wirklichen Ermüdung, aber nicht darüber hinaus, fortgesetzt wird, und dadurch den Menschen in den Stand setzt, sich ein immer größeres Pensum von Arbeit aufzugeben. Wer aber seine Anstrengung oft unterbricht, aus Furcht sich in ihr zu übernehmen, und dafür die Zeit der Arbeit zu verlängern genöthigt ist, der wird es nie über die Stufe der Mittelmäßigkeit hinaus bringen. Nur das volle, ganze, andauernd gespannte Leben trägt die Kraft seiner Verdoppelung und Vervielfältigung in sich; dagegen wer sein Tagewerk zerstücken muß, eben deshalb schon ein Schwacher ist. Daher kann die Sitte nicht genug empfohlen werden, die Hauptaufgabe jedes Tages in einem Zuge mit gesteigertem Impulse zu vollbringen, also die Arbeit bis spät in den Nachmittag zu verlängern, dann erst den Magen mit reichlicher und kräftiger Speise zu sättigen, den Rest des Tages der Verdauung, der körperlichen Bewegung, der leichten geistigen Beschäftigung, oder noch besser der geselligen Freude zu weihen, und nach vollbrachtem Streben und Genuß sich zeitig dem stärkenden Schlafe zu überlassen. Wer auf diese Weise allen Forderungen der Natur volles Genüge leistet, darf unter übrigens günstigen Bedingungen so lange, als überhaupt ihre ewigen Gesetze gültig sind, mit Zuversicht darauf rechnen, in Haupt und Gliedern zur kräftigsten und dauerhaftesten Gesundheit zu erstarken, und aus seinem Leben die ganze, fast überschwengliche Summe zu ziehen, mit welcher ein gütiges Geschick den Menschen bedacht hat.

Aus dem bisher Mitgetheilten erhellt schon, daß man bei der Untersuchung der Gesundheit der Gelehrten vor Allem unterscheiden muß zwischen ihrer naturgemäßen Kultur, welche freilich ihrem vollen Begriffe nach noch lange ein unerreichtes Ideal bleiben dürfte, und dem wirklichen Lebenszustande vieler Gelehrten, welche auf die Forderungen

der Natur nicht achten konnten oder wollten. Denn daß letztere mit den mannigfachsten Gebrechen behaftet bleiben, ist ein so nothwendiges Ergebniß eines im Widerspruch mit seinen Gesetzen geführten Lebens, daß ihre oft noch leidliche Existenz den glänzendsten Beweis für die fast unversiegliche Fülle des Lebens an Kräften liefert. Gewiß, die Natur hat den Menschen dazu eingerichtet, daß er sogar die ihm verliehenen Gaben sehr mißbrauchen kann, ohne sich deshalb sogleich zu Grunde zu richten, und sie ist unerschöpflich an Mitteln, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen, wenn sie in ihrem heilkräftigen Wirken nur nicht allzusehr gestört wird.

Jedenfalls hätten die Schriftsteller, welche die Gesundheit der Gelehrten zur Aufgabe ihrer Forschung machten, den eben bezeichneten Unterschied ins Auge fassen sollen, um sich nicht immerfort eine Verwechselung dessen, was sein sollte, mit dem, was wirklich geschieht, zu Schulden kommen zu lassen, und gegen alle gesunde Logik den Schluß zu ziehen: weil viele Gelehrte durch geistige Anstrengungen krank geworden sind, so bewirken letztere immer den Ruin der körperlichen Gesundheit. Man liest oft wirklich haarsträubende Schilderungen des irdischen Looses der Denker. So äußert z. B. ein übrigens sehr verdienstvoller Arzt, S. G. Vogel: „Das Wohl des Körpers steht mit der Kultur des Geistes in einem so widrigen Verhältnisse, daß jener sinkt und zerfällt, je mehr dieser sich erhebt, und seinen Gesichtskreis erweitert, und daß gemeiniglich Gesichter wie Dreiecke, Arme und Beine wie Haberröhren, Herzen von Butter, Magen von Löschpapier, schlappe, kraftlose Körperchen das Loos großer, geistvoller Gelehrten sind" — die meisten Irrthümer in dieser Beziehung sind aber durch die Schrift des gleichfalls ausgezeichneten Arztes Tissot, sur la santé des gens de lettres verbreitet worden, denn dieselbe ist fast nur ein raisonnirender Katalog aller möglichen unheilbaren und tödtlichen Krankheiten, welche ein leidenschaftlicher Wissensdrang oft genug hervorgebracht hat, und die ganze Darstellung darin ist so gehalten, als ob der Gelehrte ihnen gar nicht ausweichen könnte, womit doch höchstens nur so viel gesagt sein sollte, daß es allerdings keine ganz leichte Aufgabe ist, die Anstrengungen des Gehirns mit denen der übrigen Organe in Einklang zu bringen, und daß Mißgriffe nur bei

sorgfältiger Ausführung eines nach richtigen diätetischen Grundsätzen entworfenen Lebensplans vermieden werden können. Nirgends ist aber bei Tissot eine Spur von Ahnung zu finden, daß unter der zuletzt angegebenen Bedingung der Gelehrte mit allen übrigen Menschen im kräftigen Lebensgebrauch wetteifern kann, ja daß eine im höhern Sinne richtig verstandene geistige Kultur grade zur Quelle der blühendsten und kräftigsten Gesundheit werden muß. Ganz dieselbe einseitige Ansicht herrscht in einer neuern Schrift von Reveille Parise, von welcher wir eine Uebersetzung unter dem Titel besitzen: „Lebenskunst für geistig beschäftigte Menschen" und es ließe sich leicht nachweisen, daß ähnliche Vorstellungen in eine Menge anderer medicinischer Schriften übergegangen sind.

XVIII.

Bücherschau.

Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz. Eine Biographie von Dr. G. E. Guhrauer. Zwei Theile. Breslau, Ferdinand Hirt.

Durch das unabreißbar lebendige und fruchtbare Verhältniß, in welchem der Herausgeber seit mehreren Jahren sich zu Leibnitz befindet, ist uns schon manches Erfreuliche zu Tage gefördert worden, das auch für die nächsten Interessen der heutigen Wissenschaft nicht ohne Wirkung geblieben ist. In dem vorliegenden Werke hat Dr. Guhrauer seine Forschungen über Leibnitz in dem persönlichen Bilde des großen Mannes selbst zu einer Einheit zusammengeschlungen und darin eine geordnete und kritisch begründete Gesammtdarstellung aller der Beziehungen gegeben, die sich für die Geistesentwickelung der Jahrhunderte seit der Reformation so vielfach und bedeutungsvoll an Leibnitz knüpfen. Ein von so verschiedenen weltlichen und geistigen Elementen getragenes Leben, wie das des Leibnitz, zu entfalten, mußte ebenso sehr die wissenschaftliche Vielseitigkeit wie die höhere Darstellungskunst in Anspruch nehmen, und es war schwierig, beide mit einander zu einem festen Guß und einer entschiedenen Form zu durchdringen. In Dem, was der Verfasser hier geleistet, müssen wir zunächst einen Fortschritt vor seinen früheren Arbeiten anerkennen und besonders die Symmetrie und Uebersichtlichkeit in der Vertheilung seines Stoffs rühmend hervorheben. Das gelehrte, häufig eigenthümlich gewonnene Material hat er besonders in das richtige Verhältniß zum Text zu bringen und mit demselben zu verweben verstanden, wodurch eine möglichst künstlerische Ausgleichung aller der widerstrebenden Elemente, die sich bei einer solchen Arbeit zusammenfinden, sich dargeboten hat. Der Verf. hatte hier die doppelte Aufgabe, einmal ein selbstständiges Lebensbild zu gestalten, das in seiner Einheit heraustreten mußte, und zugleich eine ganz neue kritische Grundlage durchzuarbeiten und aus

der wissenschaftlichen Discussion zu gewinnen. Es ließe sich wohl eine Darstellung von Leibnitzens Leben denken, worin die persönlichen Verhältnisse, und die individuellen Verknüpfungen des Philosophen mit dem äußern und geschichtlichen Leben noch als unmittelbarere und freiere Gestaltungen aus jenem kritisch bewegten Grunde herausgetreten wären. Aber der Verfasser dieser Biographie verband damit zugleich den Hauptzweck, in der Lebensbeschreibung des Leibniz vorzugsweise einen lebendigen Commentar zu den Schriften desselben zu liefern, deren kritische Gesammtausgabe nach dem höchsten und würdigsten Maßstab zu Stande zu bringen Dr. Guhrauer vor allen den Beruf haben möchte.

Der Verf. verdient Dank, daß er die Gestalt des Leibniz, die uns oft so eindringlich an unsere eigensten heutigen Geisteszustände mahnt und die für viele Verworrenheiten derselben die Lösung in sich zu tragen scheint, jetzt in so sichern, klaren, auf die mühsamste Forschung begründeten Zügen an uns vorübergeführt hat. Zuweilen hätte man freilich wünschen können, daß gewisse Partieen des Leibnizischen Lebens, die dazu bestimmt sind auf heutige ähnliche Verhältnisse einen starken und wirksamen Lichterreflex fallen zu lassen, in diesem Sinne vom Verf. noch energischer gehandhabt worden wären. Dies betrifft zum Beispiel die Einführung der englischen Kirchenverfassung in Preußen und Hannover, deren Thatsächliches von dem Verfasser (Th. II. S. 240 folg.) genugsam erörtert wird. Die Denkschrift, welche Leibniz an den für die englische Liturgie begeisterten König Friedrich I. von Preußen richtete, hatte sich entschieden für die bischöfliche Kirchenverfassung ausgesprochen, die auch in einem protestantischen Staatsleben ihre nothwendige Grundlage finden müsse. Leibniz führte das Sprüchwort der Engländer an: no bishop, no king! Er erläuterte die Beziehung der kirchlichen Hierarchie zu der königlichen Macht und Würde auch in einem protestantischen Staat, und empfahl die Einführung derselben in Preußen. Dr. Guhrauer führt ferner an, daß im Jahre 1704 die englische Liturgie ins Deutsche übersetzt wurde. Der Hofprediger Jablonski schien schon bei Anlaß der Krönung des ersten preußischen Königs die Anregung zu dieser ganzen Angelegenheit gegeben zu haben, die jedoch in ihrem eigenen Mangel an Grund und innerer Nothwendigkeit wieder zusammenfiel. Damit hing ein anderes, ebenfalls unter den näheren Antheil Leibnitzens hervorgegangenes kirchlich-politisches Project zur Vereinigung der protestantischen Kirchen zusammen. Die Behandlung dieser Angelegenheiten hätten wir noch lichtvoller und beziehungsreicher gewünscht, ohne dem Verfasser gerade zuzumuthen, zu sehr aus der Objectivität seines Gegenstandes herauszufallen. Es giebt aber heutzutage keine so abgeschlossene Objectivität mehr, in die nicht die nächstliegenden Richtungen der Gegenwart einzudringen und sie für sich zu benutzen sich das Recht nehmen sollten.

Es gewährt einen wohlthuenden, uns oft auf unserm eigensten Lebenspunct treffenden Eindruck, die Lebensentfaltung und Geistesentwickelung eines Leibniz zu betrachten, und zu sehen, wie in ihm das Gesetz der Individualität, als das wahrhaft

moderne Geistesgesetz, sich schon mächtig zum Kern aller Philosophie und höheren Geistesanschauung zu gestalten strebt. Leibnitz selbst war der lebendige und überlegene Charakter, in welchem die philosophische Erkenntniß nicht als ein abgetrenntes Gebiet von den Thatäußerungen der Wirklichkeit verharrte, sondern mit derselben einszuwerden und in ihre Bewegungen hinüberzutreten suchte. Diesen großen geistigen Halt hatte dann auch immer das weltmännische Bewegen und die politische Wirksamkeit Leibnitzens gehabt. Die letztere zuerst in ihrer wahren Größe und umfassenden Bedeutung hervorgehoben zu haben, ist ein Hauptverdienst der Guhrauer'schen Arbeiten über Leibnitz, und nimmt auch in dieser Biographie mit Recht eine wesentliche Stelle ein. Früher wurde diese Seite des Philosophen bekanntlich sehr gering angeschlagen und von manchen Schriftstellern mit Achselzucken behandelt. Das, was Guhrauer darüber beigebracht und neu aufgefunden hat, läßt Leibnitz auch in dieser Beziehung als eine seine ganze Zeit gewaltig erfüllende und umfassende Persönlichkeit erscheinen.

Der Zweck dieser kurzen Anzeige kann nicht sein, einem so gehaltreichen Werk in seine Einzelnheiten nachzugehen und das ferner hervorzuheben, was darin durch treue und ausdauernde Forschung und durch sinnreiche Combination Neues und Ersprießliches für diesen Gegenstand geleistet worden. Es genüge uns, auf diese jede Anerkennung verdienende Arbeit alle diejenigen aufmerksam gemacht zu haben, welche sich in der Betrachtung eines so einzig hervorragenden Mannes zugleich im Mittelpunct aller geistigen Bestrebungen und Entwickelungen der Zeit auf eine geistig unbefangene und doch bedeutsame Weise orientirt sehen wollen.

Geschichte der protestantischen Dogmatik von Melanchthon bis Schleiermacher, von Dr. Wilhelm Herrmann. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. 1842.

Diese interessante und lebendige Arbeit, die zur Orientirung auf einem jetzt so sehr in die Mitte der Gegenwart hineingetretenen Gebiet vortrefflich geeignet ist, verdient deshalb auch unserm Leserkreise rühmend angezeigt zu werden. Der Verfasser läßt die Entwickelung der christlichen Glaubenslehre seit der Reformation in einer frischen und anziehenden Darstellung an uns vorübergehen, eröffnet uns überall die unmittelbare Einsicht in die Quellen selbst, und gestaltet daraus ein lebendiges Bild des jedesmaligen religiösen und geistigen Zustandes, den er in durchdringender Verknüpfung mit den weltgeschichtlichen Verhältnissen der Epochen aufzufassen versteht. Solche Darstellungen dienen am wirksamsten dazu, ein vermittelndes Band der Wissenschaft mit dem Leben abzugeben. Als Flüssigmachung der Theologie für die freiere Anschauung

und das allgemeine menschliche Bewußtsein hat diese Arbeit, der vorzugsweise diese Richtung zuzuerkennen ist, noch einen besondern Werth für unsre Zeit in Anspruch zu nehmen. Was aus der gesammten Entwickelung des Verfassers hervorgehen soll, ist die innere organische Einheit der einzelnen dogmatischen Ansichten und Denkstufen, die sich als integrirende Theile des unendlichen Menschengeistes selbst, wie er in den Formen seiner wissenschaftlichen Entwickelung sich auseinanderlegt, erweisen müssen. Diesem Standpunct, der im Grunde der wahre geschichtsphilosophische ist, hat der Verf. auch seine wissenschaftliche Unbefangenheit zu danken, mit der er sich zwischen den verschiedenen einzelnen Systemen bewegt, und die ihn in der bunten Hülle der Formen überall den rechten Gehalt würdigen und den eigentlichen Lebenskern erfassen läßt. Es ist sehr erfreulich, gerade jetzt auf den Boden der Theologie einer solchen Erscheinung zu begegnen, welche die Geschichte der Dogmatik nach dem Gesetz der freien Entwickelung des Menschengeistes mißt, und das Interesse der religiösen Meinungskämpfe in dem höheren Interesse der geschichtlichen Gegensätze faßt und aufgehen läßt. Besonders ausgeführt und verhältnißmäßig den größten Raum einnehmend sind die Abschnitte über Schleiermacher. Der Verf. erweist eine genaue Erforschung der schleiermacher'schen Schriften, und deutet die verschiedenen Wendepuncte in der Entwickelung dieses großen Theologen trefflich und lehrreich an. Besonders weil von ihm auch diejenige Zeit Schleiermacher's, welche von seinen eigenen Freunden und Anhängern oft am meisten verkannt ist, nämlich die Zeit der Reden über die Religion, in ihrem wahren Glanze dargestellt. Eine erschöpfende Charakteristik der schleiermacher'schen Glaubenslehre beschließt dies Werk, das der Verf. künftig bis auf die neueste Zeit fortzuführen verspricht, wozu ihn die verdiente Anerkennung seiner Arbeit bald veranlassen möge.

Ueber den Begriff der politischen Partei. Rede zum 18. Januar 1843, dem Krönungsfeste Preußens. Gehalten in der Königl. deutschen Gesellschaft. Von Karl Rosenkranz. Königsberg, bei Theodor Theile.

Der Verfasser giebt eine interessante Uebersicht des politischen Parteilebens im Staat. Mit vieler Feinheit wird der Begriff der politischen Partei selbst von ihm entwickelt, und deren Auseinandertreten in verschiedene Formen und Nüancen dargestellt. Besonders lehrreich und eindringlich wird der Verf. da, wo er von dem Verhalten der Regierung zu den Parteien spricht, das er nach verschiedenen Seiten hin charakterisirt. Wir lassen einige dahin zielende Stellen folgen: „die Regierung muß über den Parteien stehen, d. h. sie muß das Bewußtsein haben, daß die Parteien für sie

das bequemste und angemessenste Mittel sind, das wahrhafte Bedürfniß des Volkes zu erkennen. Die Regierung hat also den Kampf der Parteien nicht im Mindesten zu fürchten. Sie hat nur dafür zu sorgen, daß, wie bei den Turnieren, einer jeden „freies Feld und keine Gunst" zu Theil werde." — „Den Tact für die Behandlung der Parteien kann die Regierung nur erwerben, wenn sie schlechthin auf die Dankbarkeit derselben verzichtet und immer in dem Bewußtsein handelt, auf die Länge hin es keiner Partei recht zu machen. Denn geschähe dies, so würde eben diese Thatsache der Beweis sein, daß sie selbst Partei geworden. Napoleon war mit sich stets am zufriedensten, wenn Alles mit ihm am unzufriedensten war." — Die verschiedenen Organisationsformen der Partei werden in dem Chef und ihren Nebenführern, in den Gestaltungen als Fraction, Coterie und Clique, in den Figuren des Faiseur, des Ueberläufers, in den theoretischen und praktischen Mitteln des Kampfes, trefflich vorübergeführt. Als die wahre Auflösung der Parteien bezeichnet der Verf. diejenige, „welche der Partei, weil sie ein unabweisliches Bedürfniß repräsentirt, die Nothwendigkeit ihrer Geltung zugesteht und sie durch den Kampf mit ihrer Gegenpartei sich selbst auflösen läßt. Die Regierung hat beide Parteien zu controliren, damit keine über das Maaß hinausgeht, welches durch die Natur des von ihr vertretenen Bedürfnisses bedingt wird. Sie kann auch dafür sorgen, daß die zufälligen, äußerlichen Hemmungen, die eine Partei finden kann, möglichst beseitigt werden, damit ihre Gegnerin nicht einen einseitigen, für sie selbst mißlichen, Triumph feiere. Die Regierung muß sich so verhalten, wie Hegel von der Vernunft sagt, daß sie als zweckmäßig handelnde die List sei, welche das Mittel für die Verwirklichung des Zwecks sich abreiben und aufarbeiten läßt und sich den Genuß des reinen Resultates vorbehält. Dies ist der Sinn jenes oft citirten englischen Ausspruchs, daß die Regierung, welche keine Opposition vorfände, sich eine solche schaffen müßte." —

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß

des ersten Vierteljahrsheftes 1843.

Seite

I. Literatur, Philosophie und Völkerbildung. (Aus einem akademischen Vortrag über Philosophie der Literatur.) Von **Theodor Mundt.** 1

II. Tagebuch aus Weilbach. Von **Berthold Auerbach.** (Erster Artikel.) 21

III. Jung und alt. Novelle von **August Kahlert.** 42

IV. Der Advokat und das Ei. Eine Erzählung von **Apollonius von Maltitz.** (Erste Abtheilung.) 69

V. Bücherschau. 96

VI. Vermischte Nachrichten. *** **Aus Wien.** 103

VII. Tagebuch aus Weilbach. Von **Berthold Auerbach.** (Zweiter Artikel.) 109

VIII. Der Advokat und das Ei. Eine Erzählung von **Apollonius von Maltitz.** (Zweite und letzte Abtheilung.) . . . 135

IX. Der Rubin. Mährchen von **Friedrich Hebbel.** 157

X. Die Vorlesungen des Abbé Dupanloup in Paris. Von **A. Horwitz.** 167

XI. Denkfreiheit und nationale Entwickelung. Von **Theodor Mundt.** 175

XII. Bücherschau. 182

XIII. Pasch sechs. Novelle von **Amalie Winter.** 193

Seite

XIV. Ueber die drei Epochen der französischen Literatur. Von **Eduard Arnd.** 232

XV. Byron's Manfred und sein Verhältniß zur Musik. Von **O. E. Lindner.** 254

XVI. Die Sorbonne. Von **A. Horwitz.** 262

XVII. Ueber die Gesundheit der Gelehrten. Von **Professor Dr. K. W. Ideler.** (Erster Artikel.) 271

XVIII. Bücherschau. 285

Der
Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern
aus den
Kreisen der Literatur, Gesellschaft und Wissenschaft.

Herausgegeben
von
Theodor Mundt.

Sechster Jahrgang.
1843.

Zweites Vierteljahrsheft.

In drei Lieferungen.

Aus der Schulbuchhandlung in Altenburg

Altona,
Joh. Friedr. Hammerich.
1843.

I.

Die vergebliche Gabe.

Novelle

von

Helena Andrejewna Hahn, gebornen Fadejewa*).

Nach dem Russischen von Professor

Wilhelm Schott.

Erster Abschnitt.

Erstes Capitel.

Saget mir woher jene Ungleichheit, jene unendliche Mannigfaltigkeit in der Vertheilung des göttlichen Funkens, der den Menschen beseelt?

Ist die irdische Hülle, sind die ersten Eindrücke auf die jugendliche Seele der Entwicklung ihrer Kräfte förderlich, oder kämpfen sie einen steten Vernichtungskampf gegen Alles, was die Seele von Gaben einer höheren Welt mit auf diese Erde bringt?

Aber ein kräftiger Körper ist keine Bürgschaft für die Stärke seines Geistes; und der Einfluß äußerer Umstände, die ersten uns lebendig ergreifenden Gegenstände, die täglichen Gewohnheiten, Beschäftigungen, Berührungen mit unseres Gleichen — dies Alles drückt sich in unserem Charakter ab; es trübt ihn oder giebt ihm hellere Färbung, es verlischt

*) Eine kurze Biographie dieser im Junius 1842 in noch jugendlichem Alter gestorbenen russischen Schriftstellerin liefern die Vaterländischen Denkwürdigkeiten (August-Heft S. 62 ff.).

mit der Zeit oder prägt sich tiefer ein; nur die uns angeborenen Eigenschaften, die Ur-Elemente unseres geistigen Seins werden dadurch nicht verändert und können es nicht werden.

Saget mir ferner: Jene ungleiche Vertheilung des zu uns herabgesandten Geistes in Seelen mit hoher Willenskraft, mit angebornem Streben nach dem Guten oder angebornem Hange zum Bösen und zur Zerstörung, in Meteore genialer Allumfassung, Geister von schöpferischer Kraft, und wiederum in Millionen schwacher, armseliger Naturen, die gleich Nebenschößlingen eines herrlichen Gewächses schon im Keime verdorrt, ohne Kräfte, ohne Willen und Streben hervorwachsen um im Staube zu kriechen und allen Einflüssen der Atmosphäre zu gehorchen — jene vielartigen Geschöpfe, so verschieden unter einander und doch so eng verbunden zu einer Familie durch unerfaßliche Abschattungen ihrer Eigenthümlichkeiten, ihrer Leidenschaften und Aeußerlichkeiten — sind sie nicht unzählige Saiten eines Accordes? Ist sie nicht vorherberechnet, diese Vereinigung starker und schwacher, gemeiner und erhabener Töne, damit eine göttliche Harmonie der Menschheit entstehe?

Und wie soll man sich's erklären, daß die Menschenseelen in so mannigfache, ihnen oft ganz ungeeignete irdische Leiber vertheilt sind — wie Rechenschaft geben von dem Erscheinen eines starken, unternehmenden, unerschrockenen Charakters in einer schwachen weiblichen Hülle, oder von Charakterlosigkeit und die Menschheit entwürdigender Schlaffheit in einer männlichen Brust — von der Abwesenheit aller geistigen Fähigkeiten, aller Empfänglichkeit der Gefühle in dem Einen und einer verzehrenden Ueberfülle derselben in einem Anderen?

Habt ihr jemals Rosensträuche gesehen, die in jedem Frühling grünen, und deren Knospenschmuck die üppigsten Blumen verheißt? Wenn aber die Zeit des Blühens kommt, so zwingt sich die Knospe vergebens, aufzubrechen — eine geheime feindselige Gewalt in ihrem Innern kämpft der Natur entgegen — und die Blume verwelkt, sie senkt ihr saftloses Köpfchen zur Erde, sie verdorrt und erstirbt im selben Augenblicke, wenn der Vorübergehende bei ihr verweilen will, um an ihrem Dufte sich zu laben und ihrer Schönheit sich zu freuen.

Fraget alsdann den Gärtner, warum die Rose verwelkt ist ehe sie sich entfaltet, ob die Sonne sie versengt oder ein Wurm sie angefressen hat? Ach nein, rings um sie her, auf demselben Boden gedeihen die Blumen frisch und fröhlich — aber diese Eine war allzu schön, ihr Busen zu voll von Saft und Farbe; in wenigen Augenblicken hat sie unbemerkt ihr Leben ausgelebt und ihre innern Blättchen waren schon verdorrt, ehe die äußern sich entfalten konnten.

Ereignet sich in unserem Leben nicht Aehnliches? Und soll man diese Erscheinung einem Fehlgriffe der Natur zuschreiben, oder einen Fingerzeig der höchsten Weisheit darin sehen?

Wer von uns versank nicht in Sinnen, wenn er die Geschichte der wenigen aber ewig gefeierten Menschen las, die, von innerem Drange zum Wahren und Guten fortgerissen, als Märtyrer ihrer Seelenkräfte lebten und starben, der allzuspät sie erkennenden Welt nur die Funken ihres Genies als Erbtheil hinterlassend?

Und diese selbst waren noch glücklich, hundertfach glücklich, wenn auch nur der Beifall Derer, welche sie liebten und das eigne Bewußtsein ihnen gestatteten, mit Erbauung und mit Freudenthränen auf ihre Schöpfungen, ihren ins Dasein getretenen Gedanken hinzublicken!

Wenn aber dieser Gedanke, dieses Gefühl vergebens in der Brust eines Menschen reifen, der sie Keinem mittheilen, in keine andere Seele ausströmen kann, um auch nur einmal ihres lebendigen Abglanzes sich zu erfreuen; wenn solche Gaben des Himmels, da ihnen die Offenbarung versagt ist, mit vergeblichem innerem Drange ihn quälen, wenn sie überwallen, ihre belebende Wärme verlieren und dann wie erkaltetes Blei auf das Herz des Dulders drücken — ist dieser Zustand nicht der entsetzlichste?

Du fragst dich unwillkührlich: Warum streut doch die Natur so edle Saaten auf ein so reiches Feld, um dann, wie Saturn, ihre eignen Kinder zu verschlingen, ihnen das Lebensmark auszusaugen oder sie mit Schnee zu überschütten der erst auf ihren Gräbern schmilzt?

Mit diesen Gedanken schlug ich die Augen auf: ein dämmernder Abendhimmel breitete sich endlos über mir aus; der an allen Seiten offne Horizont, ohne Sonne und ohne Wolken, schien seine Ränder in

die Wellen zu tauchen; frei spielte unter ihm ein Steppenwind, den Sand des schmalen Landstrichs, der sich farblos vor uns und hinter uns ausdehnte, aufwühlend und im Kreise wirbelnd. An der einen Seite toste das Meer, an der anderen grünte der todte Wasserspiegel eines weit ausgedehnten von Schimmel und einer Salzkruste überzogenen See's, der mit seiner ewigen Ruhe und Einförmigkeit einem traurigen von Tod und Leben vergessenen Verbannten glich.

Rings um uns war Alles öde und wild; nirgends sah man eine Wohnung, nirgends hörte man eine Menschenstimme; nur verdorrtes Pfriemengras wiegte seine Halme an den Seiten des Weges, und Seevögel, die sich schaarenweise in die Luft schwangen, ließen ihr Unheil verkündendes Geschrei in der Wüste ertönen.

Und lautlos waren Himmel und Erde um mich her; lautlos blieben auch meine Gedanken!

Die Kalesche bewegte sich kaum vorwärts, tiefe Geleise im Sande ziehend; meine Gefährtin schlummerte. Ich für meinen Theil konnte mich nicht dem Schlafe überlassen; meine Blicke unverwandt auf die einförmige Ebene richtend, versetzte ich mich in Gedanken nach einem Lande, das ich unlängst verlassen und wo ich ein wunderbares Wesen kennen gelernt, das, einen unverlöschlichen Eindruck in meiner Seele zurücklassend, alle jene schmerzlichen Fragen mir eingegeben hatte.

Jenes Land ist auch eine Oede, hat auch ein wildes und wüstes Ansehen, obgleich es für eine angebaute Gegend gilt. Dort versengt an Sommermittagen eine unerträgliche Hitze den Boden; kein Bächlein stillt den Durst des Wanderers, kein Baum fächelt ihm Kühlung zu. Die Pferde eilen dahin, die Räder rollen schnell auf dem ebenen Wege, und das Auge des Reisenden sieht sich umsonst nach einem Gegenstand um, auf dem es erquickt verweilen könnte: überall eine nackte und flache Steppe ohne Hügel, ohne Anhöhen, ohne die geringste wellenartige Erhebung des Bodens; die Landstraße zieht einförmig hindurch und die Werstenzeiger erscheinen wie bunte Kegel auf einem unabsehbaren lackirten Brette. Hin und wieder glaubte man am Rande des Horizonts klare Wasserwellen sich wiegen zu sehen über denen ein Sternlein glänzt

und flimmert; aber die Wellen sind Luftbilder und das Sternlein ist die Kuppel einer Kirche, die noch lange unsichtbar bleibt.

Man könnte sich einbilden, in Arabien zu sein, wenn nicht stellenweise grünende Ackerfelder oder zahllose Viehheerden an die Anwesenheit des Menschen erinnerten. Und wirklich sind die Bewohner dieser Steppen erst ganz kurze Zeit hier angesiedelt mit ihren Dörfchen, Teichen und Dämmen, welche von Sahlweiden und kleinen Edelhöfen umgeben sind. Der thauende Schnee hat hin und wieder Wasserrisse erzeugt, welche von der Zeit tief ausgehöhlt worden, und die Leute haben sich um diese Hohlgründe angebaut, weil sie Quellen in denselben entdeckten. Zuweilen bemerkt man auch auf den Flächen große Niederlassungen, allein sie sind selten und haben im Ganzen ein so ödes und melancholisches Ansehen, daß sie nicht einmal Abwechslung in die Landschaft bringen.

Nur ein Dorf des Landes macht von allen Wohnorten der Steppe eine Ausnahme. Hier wohnte vormals ein sehr reicher Land-Edelmann, der sich als ein Freund der Gesellschaft und fröhlicher Gelage ein großes stattliches Haus baute. Weder Kosten noch Arbeiten scheuend, ließ er daneben einen See ausgraben und es gelang ihm sogar, an den Ufern des Sees einen prächtigen Garten zu ziehen. Aber mit seinem Tode gerieth Alles in Verfall; seine einzige Tochter, die Gräfin Bjelskaja, bekümmerte sich niemals um ihr Landgut; das ganz unbewohnte Haus wurde morsch und baufällig; der Garten verwilderte; in den Baumgängen wucherte das Unkraut, und sogar die Wasser des Sees stockten, wie vor Betrübniß über die entflohenen Freudentage, in ihren Ufern und überzogen sich mit dickem Moore. Nur die Bibliothek blieb unversehrt in einem entfernten Flügel des Gebäudes, obwohl auf den Einbänden der Bücher bunter Schimmel sich ansetzte.

Schon lange Zeit verwaltete dieses Gut der verabschiedete Lieutenant Baitschenko, Besitzer von zwanzig Bauern, die nicht weit davon um einen der oben beschriebenen Hohlgründe sich angesiedelt hatten. Da die Gräfin ihre Einkünfte richtig erhielt, so war sie mit der Verwaltung des Gutes zufrieden und wohnte beständig in Petersburg. Als aber jener ehrenwerthe Mann starb und ein Anderer seine Stelle einnahm, wurde das Gut in solchem Grade vernachlässigt, daß die Gräfin

endlich den Entschluß faßte, auf einer Reise von Petersburg nach der Krym auch ihre Besitzung in der Steppe zu besuchen.

Die Gräfin war nicht mehr jung, aber noch frisch; sie hatte, wo nicht allen Zauber, so doch allen Glanz ihrer Schönheit bewahrt. Seit zehn Jahren Wittwe, hätte sie ein zweites Mal sich verheirathen können; viele angesehene und würdige Personen warben um ihre Hand; allein sie wies jeden Antrag zurück und weihte die besten Tage ihres Lebens der Erziehung zweier Kinder. Ihre Selbstverleugnung fand auf Erden keinen Lohn; der Tod raubte ihr eine geliebte Tochter, und es blieb ihr nur ein Sohn. Seit jener Zeit entsagte sie der Welt fast gänzlich, lebte für den Sohn allein; und als dieser, nachdem er die Universität verlassen hatte, den Wunsch äußerte, fremde Länder zu besuchen, da willigte die gute Mutter auch in das letzte Opfer — eine neue schmerzliche Trennung. Um ihm jedoch Alles, was zur Reise nöthig war, zu verschaffen, ohne ihr allbereits zerrüttetes Gut mit neuen Schulden zu belasten, beschloß sie, von der Hauptstadt so lange zu scheiden bis ihr Sohn heimgekehrt sein würde. Außerdem erheischte ihr Gesundheitszustand die Uebersiedlung in ein wärmeres Klima; sie hatte eine sehr schöne Datscha am südlichen Ufer der Krym, und sie wählte diese zum Orte ihrer „Verbannung", wie ihre Petersburger Freunde, über die Größe eines solchen Opfers staunend, sich ausdrückten.

Ich war schon lange mit der Gräfin bekannt; ohne mich ihren Freundinnen beizuzählen, schätzte ich sie sehr. Ich liebte ihre Talente, war oft entzückt von ihrem Geiste, und als sie, erfahrend, daß ich ebenfalls den Vorsatz hatte, nach der Krym zu reisen, mich freundlich bat, die Langeweile der einförmigen Fahrt mit ihr zu theilen und eine Zeitlang auf ihrem Gute bei Cherson zu verweilen, wo sie ihre Angelegenheiten in Ordnung bringen mußte — versprach ich ihr dies mit Vergnügen.

Wir reisten zunächst nach Odessa; dort nahm die Gräfin von ihrem Sohne schmerzlichen Abschied und schaffte sich Bücher und sogar musicalische Instrumente an, um in dem Steppen-Dickicht vor langer Weile nicht vergehen zu müssen. Die Musik war das Element ihres Lebens; Harfe und Fortepiano beseelten sich mit ganz neuen Harmonieen,

wenn ihre Finger sie berührten; mischte sie aber noch ihre weiche, silbereine Stimme, die weder Jahre noch Kummer verdorben hatten, in diese Accorde, so geriethen Kenner und Nichtkenner gleichmäßig in Entzücken.

Wir langten auf dem Gute der Gräfin an; ihr neuer Verwalter hatte, so gut es gehen wollte, einen Theil des Gebäudes, das an die Ruinen Radcliffe'scher Schlösser erinnerte, ausgebessert und einige Gemächer für uns möblirt. Unsere Wagen hielten an der von vielen Bauern besetzten Freitreppe und die Behausung, wo man seit vielen Jahren nur das Gekrächze der Nachtvögel gehört, belebten einmal wieder Menschenstimmen, Scherz und Sorgen.

Melancholisch erschien uns anfänglich dieser Aufenthalt, obwohl wir oft mit Lectüre, Musik und Spaziergängen uns zerstreuten. Aber dieses Gebäude, aus welchem weder die Juni-Sonne, noch die Anwesenheit von Menschen den feuchten Grabeshauch bannen konnte; seine verschossenen und an vielen Stellen sogar zerrissenen Tapeten; die mit scheuslichen Figuren bemalten Decken der Zimmer; der dumpfe Wiederhall, den das leiseste Geräusch in allen Gemächern erzeugte; draußen der wüste Garten mit den verfallenen Pavillon's, und jenseit desselben die Steppe mit ihrem traurig gelben Grase — Alles dies hätte den heitersten Humor in Spleen verwandeln können.

Die Gräfin war nicht allein von Petersburg abgereist: ihre ehemalige Gouvernante, eine Engländerin mit einer kleinen Tochter, ihre Gesellschaftsdame, eine Französin, die sie beim Singen accompagnirte und mit ihr vierhändig auf dem Fortepiano spielte, und ihr Hausarzt, ein seltsamer Kauz, aber zugleich ein wackerer und sehr unterrichteter Mann, hatten sie begleitet. Der Gesellschaft des Letztgenannten erfreuten wir uns sehr selten, da er, die ländliche Freiheit sich zu Nutze machend, am Morgen botanisirte, nach dem Essen schlief, und nur an Abenden, wenn er gerade aufgelegt war, uns bisweilen mit medizinischen Anekdoten und seinen originellen Einfällen unterhielt.

Wir wohnten hier schon ungefähr zwei Wochen, mit baldiger Abfahrt nach der Krym uns tröstend, als eine ganz unerwartete Erscheinung den tiefsten Eindruck auf mich machte und mein Inneres lange beschäftigte.

Unſere Abende waren gewöhnlich der Muſik geweiht; und wenn die Gräfin ſang oder ſpielte, ſaß ich immer an dem nach dem Garten geöffneten Fenſter, um weder Licht noch Menſchen zu ſehen und ſo dem Genuſſe mich freier hingeben zu können. In ſolchen Stunden der Vergeſſenheit und ſüßen Träumerei mit den Augen in der Finſterniß ſchwimmend welche die dicht ſtehenden Bäume noch ſchwärzer machten, bemerkte ich im Gebüſche unter den Fenſtern eine weibliche Geſtalt. Anfangs vermuthete ich, Jemand von der Familie des Verwalters oder des Geiſtlichen komme hierher, um unſere Concerte zu hören und ſo ſchenkte ich der Erſcheinung keine große Aufmerkſamkeit; aber bald waren die Phyſiognomieen der Ariſtokratie des Dorfes mir alle bekannt und ich gelangte zu der Ueberzeugung, daß meine Vermuthung falſch geweſen. Jene Perſon begegnete mir bei Tage niemals; ſie erſchien nur an Abenden im dichten Dunkel, immer zur ſelben Zeit und an demſelben Orte.

Bisweilen erlaubte mir das Licht, wenn es aus den Fenſtern auf die Unbekannte fiel, ihre Züge zu beobachten; unbemerkt von ihr, folgte ich aufmerkſam allen ihren Bewegungen, und ihre Jugend, der beſtändig in ihren Mienen ausgedrückte tiefe Kummer, die Zartheit ihrer Formen und ihre ungewöhnlich edle Geſtalt — Alles ſprach zu ihrem Vortheil und erweckte in mir die innigſte Theilnahme. Sie gehörte augenſcheinlich nicht in die Kategorie der Bäuerinnen: ſie ging, ſtand und blickte, als wäre ſie aus anderem körperlichen Stoffe geformt und von einer anderen Seele belebt. Wohnte aber auch wirklich eine lebende Seele in ihr? war das Blut warm, das in ihren Adern ſtrömte?

Wenn bei den erſten Accorden der Harfe oder des Fortepiano's die Gebüſche ſich bogen, aber ſo ſanft, als hätte ein Abendwind ſie berührt, und durch die verſchlungenen Zweige das räthſelhafte Weſen zum Vorſchein kam, ſtill nach dem Fenſter hin ſchwebte und an einem Baume Stunden lang unbeweglich verweilte, hätte ich ſie für ein Geſpenſt halten können oder für den bleichen Schein des Mondes, welcher zufällig durch minder dichtes Laub fiel.

Auf dem dunkeln Grunde des Grüns und der Baumſtämme, zwiſchen Nacht und Lichtſchimmer ſich zeichnend, erinnerte mich die hohe, feine, faſt durchſcheinende Geſtalt an die Seele Franceſca's, welche dem von ihr noch

geliebten Untreuen zuflog, um ihn Christus und seinem Vaterlande wiederzugeben, ehe sie zum Himmel entrückt ward. Kaum daß ein Athemzug ihren Busen hob, und ihre Blicke waren so strahlend und doch wieder so unbeweglich auf einen Gegenstand gerichtet, daß sie statt der Augen zwei Sterne unter den Brauen zu haben schien.

Wer mochte dies geheimnißvolle Wesen sein, das mit solcher Leidenschaft die Harmonieen der Musik in sich einsog? Woher kam sie und wohin verschwand sie, wenn die letzten Töne verhallt waren? Wohl zehn Mal wollte ich den Verwalter nach ihr fragen und das Wort stockte mir auf der Zunge. Irgend ein unerklärbares Gefühl sagte mir, daß meine Neugierde ihren nächtlichen Wanderungen ein Ende machen könne. Es wäre mir aber schmerzlich gewesen, sie dieses Genusses zu berauben, schmerzlich auch, sie nicht ferner an der alten Linde zu sehen wann der zauberische Gesang der Gräfin meine Phantasie zum Ueberirdischen stimmte. So erwartete ich jeden Abend, in die Falten des Mousseline-Vorhangs mich verbergend, mit Ungeduld meine Unbekannte; ich liebte sie und schwieg.

Nur einmal konnte ich meiner Gefühle nicht Meister bleiben: von den Erinnerungen an ihren Sohn schwermüthig gestimmt, phantasirte die Gräfin lange auf ihrem Lieblings-Instrumente; die Harfe schien ein Wiederhall ihrer Seele zu sein; die Töne wallten über, starben hin, lebten dann mit neuer Macht wieder auf und drückten uns mit ungelinderter Schwermuth der Accorde nieder. Endlich strömten sie in dem Präludium zusammen und die Gräfin sang mit himmlischer Stimme die unvergleichliche Hymne der Pamira. Da wich mit einem Mal der weiße Schatten vom Baume und neigte sich wie der Stengel einer Feldlilie unter einem Regenschauer, tiefer und tiefer gegen die Erde — ich hörte ein Weinen, ich sprang auf; aber meine plötzliche Bewegung störte den Gesang der Gräfin und die Unbekannte im Garten war verschwunden.

Beinahe um dieselbe Zeit erzählten unsere Hausgenossen einander die wunderlichsten Dinge; sie sagten nicht laut, sie flüsterten, daß im unbewohnten Theil des Hauses Gespenster umgingen. Alle Fenster und Thüren dieser Abtheilung waren verschlossen, und sie stand in Verbindung mit

dem Flügel, der die alte Bibliothek verwahrte, einer langen und in solchem Grade verfallenen Gallerie, daß Niemand den Muth hatte, selbst bei Tage drüber hin zu gehen. Die Dielen des Fußbodens waren eingesunken, die morschen hölzernen Säulen wankten auf ihren Sockeln und die entblößten Balken an der Decke drohten beständig mit ihrer dicken Stuccatur herabzustürzen. Nur Schwalben nisteten und zwitscherten furchtlos unter dieser Decke, an die sie ihre Nester hingen, und eben dort erschien, wie Augenzeugen versicherten, gar häufig der Schatten einer menschlichen Gestalt. Sie ging nicht, sie schwebte über die Gallerie, kein Hinderniß scheuend, und war sie zum Ausgang gekommen, so verschwand sie im Gebüsch, wie Einige sagten, oder durch die verschlossene Thür, wie Andere behaupteten.

An einem Abende, als die Gräfin, mit Briefen von ihrem Sohne beschäftigt, in ihr Cabinet sich einschloß, ging ich mit ihrer jungen Gesellschafterin ins Freie spazieren; wir vertieften uns in ein Gespräch und kamen dabei, ohne es zu merken, so weit vom Hause ab, daß wir auf dem Rückwege entweder um das ganze Dorf, oder auf den unwegsamsten Pfaden durch den Garten gehen mußten. Wir zogen das Letztere vor. Die Nacht war schön und sternhell; das erst kürzlich gemähte Heu füllte die lieblich-warme Luft mit seinem Aroma; keine Todesstille, sondern eine wohlthuende geheimnißvolle Ruhe war über die vom Lichte des Vollmonds versilberte Flur ausgegossen; nur in den Wölbungen der Baumgänge flüsterte dann und wann ein Lüftchen oder summten abendliche Insecten. Wir nahten dem See: von dem Moore gereinigt strahlte sein Wasser die Himmelswölbung wunderschön zurück; das Schilf wiegte sich sanft und von Zeit zu Zeit klagende Töne versendend. Von unserer Anwesenheit beunruhigt, flog die wilde Turteltaube schreiend aus dem Gebüsche und verschwand hoch in den Lüften; das schläfrige Echo schien ihrem Geschrei nur ungern zu antworten und gleich trat wieder die vorige Stille ein. Wir setzten schweigend unsern Weg fort; meine furchtsame Begleiterin wurde über mein Zögern unwillig und eilte, als hörte sie Verfolger hinter uns. Eben waren wir an dem Schilfsaume vorüber — da erblickte ich plötzlich im See, nur einige Klafter weit vom Ufer, meine weiße Unbekannte! In einem lecken Kähn-

chen stehend das unter den Falten ihres Kleides beinahe verschwand, schaukelte sie sich so ganz ohne Anstrengung hin und her, daß man auf den ersten Blick hätte denken können, irgend eine überirdische Macht erhalte sie auf der Oberfläche des Wassers. Ihre Hände waren über der Brust gekreuzt; dabei sah sie mit gesenktem Haupt unverwandt in die dunkle Tiefe, ohne, wie es schien, nur irgend an das Gefährliche ihrer Lage zu denken. Meine Gefährtin schrie laut auf, machte sich mit Gewalt von meinem Arme los und wollte eilig fortrennen.

„Wohin? — was soll das?" fragte ich sie, ohne mich von der Stelle zu rühren und wieder nach der Erscheinung hinsehend.

Der Kahn glitt schnell an's Ufer; die Unbekannte sprang heraus, rief: „O fürchtet nichts — spazieret nur — ich gehe fort," und verschwand im Gebüsche.

Aber ihre Stimme voll Kummer und Entsagung, ihre Worte, in denen ein unwillkührlicher Vorwurf lag, betrübten mich und tönten noch lange in meinen Ohren.

Die Gesellschafterin der Gräfin schwur, sie habe kein leibhaftes Wesen auf dem See erblickt, sondern ein Gespenst, einen Schatten ohne Körper und ohne Seele.

Am folgenden Morgen, nach einer schlaflosen Nacht, ging ich wieder in den Garten. Das Frühroth war eben angebrochen, auf Blumen und Gräsern perlte der Thau. Von der Morgenluft erfrischt, lustwandelte ich lange in den dichten Laubgängen und wollte eben in's Haus zurück gehen, als ich plötzlich bemerkte, daß ich ein mitgebrachtes, wegen vieler Erinnerungen mir sehr theueres Buch verloren hatte. Ich mußte von Neuem die Promenade machen. Durch alle Pfade mich windend und überall in das dichter stehende Gestrüpp blickend, kam ich unmerklich mitten ins Dickicht der Bäume und blieb mit einem Male verwundert stehen: wenige Schritte vor mir stand ein junges Mädchen und blätterte so gierig in dem verlornen Buche, daß sie nicht einmal merkte, wie ich herankam. Ich erkannte auf den ersten Blick in ihr die Erscheinung, den Schatten, oder, mit anderen Worten, meine abendliche Dilettantin. Das Licht des Tages konnte den Eindruck, den ihr Anblick zur Nachtzeit auf mich gemacht, nicht zerstören; auch jetzt hatte sie mehr Geisterhaftes

als Körperliches in ihrem Weſen. Zwar malte ſich ein glühendes Roth auf den Wangen und die großen Augen verſandten Ströme von Licht; allein eben dieſe Röthe, eben dieſes Leuchten des Auges bewieſen mir, wie wenig ſie der Erde angehörte. Ihr dünner Hals trug mit Mühe das von dichten Locken beſchattete Haupt; die ſchwache Geſtalt neigte ſich wie von einer unerträglichen Laſt niedergedrückt, zur Erde hin und durch ihre feine durchſichtige Haut konnte man die krankhafte Wallung des Blutes faſt bemerken. Erſchöpfung und Selbſtverzehrung waren über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen; allein trotz dieſes Umſtandes und der Aermlichkeit ihrer Kleidung gab ſie ſich als ein Weſen von hoher und edler Natur zu erkennen. Der Ausdruck des Stolzes, des Leidens und unbedingter Ergebung miſchten ſich ſeltſam in ihren Zügen; die unſtörbare Ruhe ihrer Geſtalt, ihrer Blicke und Bewegungen ſchien weder ein angeborner Charakterzug, noch die Folge eines verzweifelten inneren Kampfes, ſondern eine Ergebung, die aus der Ueberzeugung des nahen Endes entſpringt.

Ich wollte zu ihr hintreten; als ſie ein Geräuſch hörte, ſchauderte ſie zuſammen, ließ das Buch fallen und ſprang wie ein Reh ins Gebüſch.

Alle dieſe Begegnungen reizten meine Neugier auf das höchſte. Nach Hauſe zurückgekehrt, nahm ich mir vor, was es auch koſten möge, zu erforſchen, wer dieſe intereſſante Unbekannte war. Der Zufall kam meinen Bemühungen zuvor.

Zweites Capitel.

Wir ſaßen alle beim Frühſtück. Da meldete Jemand dem Doctor, daß eine arme alte Frau ihn um Gotteswillen erſuche, ihr nur eine Minute lang Gehör zu ſchenken.

„Was für eine Alte?“ fragte die Gräfin, die keinen Unglücklichen ohne Troſt von ſich ließ.

„„Die Wittwe des geweſenen Verwalters euerer Gnaden.““

„Die Wittwe Baitschenko's, der so lange mein Gut verwaltet hat? Laßt sie eintreten."

Und ins Zimmer trat eine ärmlich gekleidete Frau von verwittertem Aeußern mit einem schwarzen Tuch über dem Kopfe, unter welchem der Besatz eines weißen Häubchens hervorsah. Sie verneigte sich zu wiederholten Malen und blieb so lange an der Thür stehen bis die Gräfin sie wiederholt genöthigt hatte näher zu treten und sich niederzusetzen.

„Womit kann ich euch nützlich sein?" fragte jetzt der Doctor die Wittwe.

„„Ich bin zu euch gekommen, Väterchen, — antwortete sie mit gebrochener Stimme: — „„um in meinem Leid euch um Hülfe zu bitten.""

„Seid ihr krank?"

„„Nein, Väterchen, nicht ich, aber meine Tochter — ich habe nur die einzige — mein Sohn ist verschollen — und gewiß wär' es auch für sie besser, wenn Gott sie zu sich nähme."" —

„Hat euere Tochter eine schwere Krankheit?"

„„Das eben nicht, aber etwas Schlimmeres — sie ist nicht bei Verstande.""

„„Nicht bei Verstande?"" rief ich mit Erstaunen. Ist sie etwa von hohem Wuchse, schmächtig und mit dunkelblondem Haar?

„Ja wohl! — ja sie ist geisteskrank, aber in so wunderlicher Art — ich habe schon viele Personen gesehen mit deren Verstand es nicht richtig war; aber von solchen habe ich nie auch nur gehört."

„„Habt ihr schon lange Kennzeichen des Wahnsinns an ihr bemerkt?""

„Wie soll ich euch das erzählen, Väterchen? Sie war schon als Kind nicht so wie andere Kinder; unsere Nachbarn nannten sie schon damals die tolle Anjuta; nur als sie heranwuchs und mein seliger Mann für unseren ältesten Sohn einen Deutschen als Lehrer annahm, da wurde sie, so zu sagen, vernünftig und machte sich auch an's Lernen: eine Zeitlang kamen ihr die Bücher gar nicht aus der Hand und erfreulich war es, zu hören, wie so schnell sie Französisch und Deutsch lernte — aber Alles half zu nichts." —

„„Worin beſteht aber nun ihr Wahnſinn?““

„Ach, das können wir ſelbſt nicht ſagen!“ antwortete die arme Mutter mit einem tiefen Seufzer: — „Wenn man ſie bei Tage anſieht, ſollte man nicht denken, daß ſie wahnſinnig ſei: ſie arbeitet, plagt ſich, unterrichtet die Kinder des Verwalters, verſteht Alles und ſpricht über Alles gut und verſtändlich. Aber kaum wird es Nacht, da ſchlüpft ſie, ehe man ſich's verſieht, aus dem Hauſe, treibt ſich herum — Gott weiß, wo? und kommt erſt ſpät wieder. Dann geht ſie in der Stube auf und ab, als ſähe ſie keinen Menſchen, ſpricht halblaut mit ſich ſelber, und weint zuweilen ſo bitterlich, daß Einem das Herz brechen möchte.“

„„Und ihr laßt ſie ſo frei herum laufen?““ frug die Gräfin, die vor nichts in der Welt eine größere Furcht hatte als vor Wahnſinnigen.

„Beunruhigt euch deshalb nicht, euere Gnaden,“ antwortete die Alte: — „meine Tochter hat nie Jemanden ein Leid angethan; ſie iſt ſo friedlich wie ein einjähriges Kind, auch verſteckt ſie jetzt ſich ſelbſt vor den Menſchen: es ahnet ihr ſo was, als ob die Leute ſich vor ihr fürchteten.“

Der Doctor ſtellte ihr noch einige Fragen über das Alter, die Conſtitution und die Neigungen ihrer Tochter und fragte ſie dann, ob ſie ſchon krankhafte Zufälle an ihr bemerkt habe.

„Im Frühling dieſes Jahres bekam ſie zum erſten Mal einen Blutſturz,“ antwortete die Wittwe. „Dies geſchah in der Kirche; man trug ſie in bewußtloſem Zuſtand nach Hauſe, und als ſie, wieder zu ſich ſelbſt gekommen, fragte, warum ihr Bruſt und Hände mit Blut befleckt ſeien, ſagte man ihr boshafter Weiſe die Wahrheit. Ach wie ſchauderte da mein gutes Kind, wie bekreuzte ſie ſich und rief dabei wiederholt: „Der Herr hat mein Gebet erhört!“ Nach dieſem Zufall wurd' es etwas beſſer mit ihr. Zwar warf ſie noch öfter am Morgen Blut aus, aber ſie wurde ſtiller, ruhiger, ſogar vergnügter, ſo daß wir dachten: vielleicht geneſt ſie — aber ſiehe da, gleich nach der Ankunft ihrer Gnaden fiel ſie wieder in den vorigen Wahnſinn und ſogar um das Zwiefache ſtärker.“

„„Geht ſie wiederum an Abenden fort?““ fragte ich die Alte.

„Ja wohl, und wiederum läßt ſie der Gram die ganze Nacht kein Auge zudrücken. Ich weiß nicht, was ich mit ihr anfangen ſoll. Ich

habe den Versuch gemacht, sie einzusperren — da wurd' es aber noch schlimmer: sie springt aus dem Fenster, schleicht sich über die baufällige Gallerie in den Garten und dort findet sie auch Keiner mehr."

„„Ach mein Gott! begreift sie denn nicht einmal, wie gefährlich es ist, aus so hohen Fenstern zu springen und im Finstern über diese Gallerie zu gehen?"" fragte die Gräfin.

„Ach, wie sollte sie das nicht einsehen, euere Gnaden? Aber man mag ihr vorhalten was man wolle; sie antwortet auf Alles: „Seid unbesorgt, es geschieht mir kein Leid; der Tod hat nichts mehr davon, wenn er mir nachsetzt."

Der Doctor versprach die Kranke zu besuchen; die Gräfin erkundigte sich noch eine Zeitlang bei der Alten über das Mädchen und über ihre eigene Lage; und als sie von ihr erfuhr, daß sie seit dem Tode ihres Mannes viel gelitten habe, versprach ihr die Gräfin Abhülfe von ihrer Noth. Sie übernahm alle Kosten der Heilung der armen Geisteskranken, beschenkte die Wittwe und entließ sie mit erleichtertem, wenn auch nicht ganz beruhigtem Herzen.

— „Nun, was macht euere Kranke, Doctor?" fragte die Gräfin ein paar Tage darauf.

„„Was wünschtet ihr denn von ihr zu wissen, Gräfin?""

„Habt ihr sie besucht?"

„„Ja.""

„Nun, in was für einem Zustand fandet ihr sie?"

„„Meint ihr den Zustand ihrer Gesundheit, oder ihres Verstandes?""

„Ich sollte doch denken, im Zustande des Wahnsinns wäre das Eine vom Andern unzertrennlich?"

„„Im gegenwärtigen Falle wenigstens müssen die Fragen getrennt werden.""

„Ihr antwortet heute sehr lakonisch, Doctor."

„„So pflegt es immer zu sein, Gräfin, wenn man nicht weiß, was man antworten soll.""

„Nun denn, wie habt ihr den Gesundheitszustand euerer Kranken gefunden?" fragte ich von meiner Seite, den eigensinnigen Humor unseres Medicus kennend.

„„Es entwickelt sich bei ihr die galoppirende Schwindsucht.““

„Und ihr Wahnsinn?“

„„Von medizinischem Standpunkte habe ich keine Symptome des Wahnsinns bei ihr entdeckt. Uebrigens kann ich nichts mit Bestimmtheit sagen, denn sie sieht mich sehr ungern und antwortet kaum auf meine Fragen.““

Die Gräfin bat ihn, das arme Mädchen nicht aufzugeben und keine Kosten zu sparen, damit sie ja wieder ihren Verstand und ihre Gesundheit erhielte. So endete unsere Unterhaltung.

Der Doctor besuchte die Kranke einige Wochen lang jeden Tag; aber auf alle unsere Fragen antwortete er kurz und durchaus nicht befriedigend. Es schien als spräche er aus medizinischer Eigenliebe ungern von einem Leiden das ihm ein Räthsel blieb.

An Abenden, wenn die Gräfin sang, sah ich das unglückliche Wesen noch oft unter ihren Fenstern; aber sie stand nicht mehr aufrecht und an den Stamm der Linde gelehnt, wie früher, sondern setzte sich, den Kopf mit den Händen stützend, auf die hoch aus der Erde ragende Wurzel und hörte in dieser Lage der Musik zu. Gegen Ende des Sommers fand sie sich seltner ein und bald hörten ihre abendlichen Spaziergänge ganz auf.

Die Getraide-Aerndte war beendigt; es nahte der Herbst, und die Gräfin traf schon Vorkehrungen zu ihrer Abreise nach der Krym.

Eines Abends trat der Doctor mit seltsamer bekümmerter Miene zu uns ins Zimmer: er schien im Innersten erschüttert und ließ gegen seine Gewohnheit die ihm vorgesetzte Tasse Thee unberührt stehen.

„Warum seid ihr so ernst und finster, Doctor? Fehlt euch etwas? Habt ihr unangenehme Nachrichten aus Petersburg erhalten?“

Er verbeugte sich und antwortete verneinend.

„Was macht denn euere Geisteskranke?“ fragte die Gräfin endlich.

„„Meine Geisteskranke? . . . hm! . . . hm!““ Und sein Gesicht nahm den Ausdruck tiefen Mitleids an.

„Meine Geisteskranke?“ wiederholte er sehr nachdenklich; dann schwieg er einige Minuten und begann mit einer Begeisterung die ihm sonst gar nicht eigen war:

„Gräfin, ihr kennt das Leben des Taſſo, Cervantes, Milton, Camoens, William Cowper; ihr kennt die harte Jugend Schiller's, das Ende Chatterton's, Gilbert's und die Exiſtenz ſo vieler anderen, von Noth und Elend, von der rohen Gleichgültigkeit der Menſchen und der Wucht ihres eignen verkannten Genie's zermalmter Dichter" —

„„Gewiß; erſt kürzlich las ich die Erzählungen des „Schwarzen Doctors" und beklagte dabei öfter, daß ihr nicht ſeinen ſchöpferiſchen Geiſt beſitzet"" —

„Ach Gräfin! Poeſie und Medizin vertragen ſich ſchwer in einem Kopfe. Und doch wünſchte ich ſelbſt mir heute die Beredſamkeit jenes Wundermannes, um euch Theilnahme einzuflößen für ein Talent, das zwar nicht ſo glänzend iſt, aber keine geringere Theilnahme verdient, wegen der Dornenkrone die es tragen muß."

„„Von wem redet ihr, Doctor?""

„Von meiner jungen Patientin, der Tochter eures ehemaligen Verwalters."

„„Von der Wahnſinnigen?""

„Ja, ſo heißt ſie bei Leuten die nicht fähig ſind, die Macht einer Idee zu begreifen, welche wie ein Strudel alle Ideen des Daſeins mit ſich fortreißt und verſchlingt. Man hat ſie für wahnſinnig erklärt, weil die Zartheit ihrer Gefühle, das Edle ihrer Neigungen, die Erhabenheit ihres Geiſtes dem gemeinen Sinne unfaßlich waren. Hat die thieriſche Dumpfheit, entſetzt beim Anblick des himmliſchen Lichtes, nicht immer „Feuer! Feuer!" geſchrieen? hat ſie nicht immer das arme Glühwürmchen zertreten das ihr unter die Füße kam? Die Offenbarung der verborgenen, für ſolche Menſchen unbegreiflichen Macht des Genie's iſt ihnen als ein Wahnſinn erſchienen und ſo haben ſie — Einer aus Bosheit, der Andere aus ſtupidem Mitleid — darauf hingearbeitet, dieſe Gabe zu vertilgen, nicht ahnend, daß ſie die ſaftige Wurzel ihres Lebens, die edelſte Blüthe ihrer Seele war. Eine Hungernde zwang man, der Begeiſterung zu entſagen, damit ſie auch das elende Stück Brod verdiente, das man ihr reichen wollte; und als nun die Thätigkeit ihres eingeſperrten Geiſtes anfing, ſie innerlich zu quälen und, ihr ſelber unbewußt, ſich Bahn zu brechen ins Freie, da vergifteten ihr die Leute das

Leben mit dem schrecklichen Zweifel an sich selber, wollten ihr beibringen, sie sei geisteskrank, und hätten sie auch wirklich beinahe um ihren Verstand gebracht — statt dessen haben sie die Unglückliche dem Grabe zugestoßen". . .

„„Doctor, wollt ihr uns mit einem sentimentalen Mährchen zum Besten haben?"" sprach die Gräfin, von ihrem Polster sich erhebend.

„Gar nichts weniger. Ich habe nie ernsthafter gesprochen." . .

„„So wäre jenes Mädchen"" . . .

„Eine Dichterin und zu Boden gedrückt von der Macht ihrer vergeblichen Naturgabe!"

„„Allein wie könnt ihr wissen . . . wie habt ihr dies Alles erfahren?"" . . .

„Schon lange argwöhnte ich, ihr Wahnsinn komme nicht aus ihr, sondern aus den Schwachköpfen in ihrer Umgebung; allein ich glaubte, die Veranlassung zu der Melancholie des Mädchens und den Suppositionen der Leute sei irgend eine unglückliche Liebe, die gewöhnlichste Krankheit des weiblichen Herzens. Als ich diese meine Vermuthung ihr nahe legte, hörte sie mich ruhig an, schüttelte den Kopf, lächelte sogar einige Mal, aber mit solcher unbefriedigten Gleichgültigkeit, daß ich lieber Thränen in ihrem Gesicht gesehen hätte, als dieses Lächeln. Ich mochte das Gespräch lenken auf was ich wollte, nichts erschütterte sie oder brachte sie außer Fassung — sie antwortete immer klar und doch so kurz, daß ich nichts aus ihren Worten entnehmen konnte. Vor wenigen Tagen sprach ich einmal deutsch mit ihr und drückte ihren Gedanken in einem Schiller'schen Verse aus; sie warf mir einen lebhaften Blick zu und jetzt bemerkte ich zum ersten Mal einen Funken Gefühl in ihrem Auge, das sie jedoch schon im nächsten Augenblick wieder an den Boden senkte. Im vorjährigen Herbste starb hier ein alter Mann der früher ihr Lehrer gewesen und nachmals das Amt eines Arztes im Dorfe verwaltete; da ich erfuhr, daß er auch meine Patientin behandelt hatte, so verlangte ich seine hinterlassenen Papiere zu lesen, in der Hoffnung, etwas mehr über sie zu erfahren. Gestern brachte man mir diese Papiere; ich fand aber unter ihnen kein einziges Recept statt dessen aber ein geheftetes Manuscript von der Hand des Verstorbenen, das mich über

alle Einzelnheiten des innern Lebens dieses wunderbaren Geschöpfes belehrte". . .

„„Wo ist das Manuscript?""

„Auf meinem Zimmer, Gräfin; und wenn ihr es wünscht, so wird es in wenigen Minuten in euren Händen sein."

„„Sind auch Gedichte von ihr dabei?""

„Nein, die Arme hat Alles verbrannt, am Abend vor dem Tage, an welchem sie der Poesie und den Büchern für immer entsagen mußte."

Der Doctor brachte uns das Heft. Es folgt hier Alles was wir darin gelesen und was wir später aus den Unterredungen des Mädchens mit dem Doctor und von den Leuten in ihrer Umgebung erfahren haben.

Drittes Capitel.

Nicht weit von dem Gute der Gräfin stand im tiefen Hohlgrunde, von einigen Bauerhütten umgeben, ein kleines bescheidnes Häuschen mit einem Strohdache, aber so reinlich geweißt und ausgeschmückt, so freundlich von Blumen und einem Garten umgeben, daß man es, wenn es sich bei heiterem Wetter im Teiche spiegelte, unwillkührlich mit einer ländlichen Schönen verglich, die in ihrem Schmucke aus Feldblumen und einem neu geflochtenen Sommerhütchen vor den Spiegel tritt und Freude an sich selbst hat. In diesem Hause wohnte Baitschenko mit seiner Frau und zwei Kindern. Das ältere Kind, ein frischer gesunder Knabe, war der Liebling des Vaters und der Mutter; an dem Töchterchen aber fanden sie gar keinen Gefallen: dieses wurde in der ganzen Sippschaft wie ein fremdes Kind angesehen.

Schüchtern und schweigsam, von blasser Farbe und zärtlicher Constitution, hatte die kleine Anjuta schon sehr früh einen auffallend ernsten Ausdruck in ihren Zügen. Die Lineamente ihres Gesichts waren regelmäßig, die Stirne hoch und sehr gewölbt; die Pupille ihres Auges erweiterte sich bald in ununterbrochener Bewegung, elektrische Funken sprühend, bald verengte sie sich plötzlich und starrte, wie aller Sehkraft

beraubt, nach einem Gegenstande hin. Ihre Aeußerlichkeit und Alles was sie that, verkündete allzufrühe Entwicklung der Geisteskräfte.

Sie warf das kindische Spielzeug früh von sich und begann früh damit, sich vor den Menschen zu verbergen; die Zeitvertreibe ihres Bruders machten ihr Verdruß; sie war am liebsten allein — dann blinzte sie die Augen zu oder fixirte beständig einen und denselben Gegenstand, machte sonderbare Bewegungen oder plauderte hörbar mit sich selber.

Ihre liebste Beschäftigung war, Blumen zu ziehen, und die Geschäftigkeit der Biene oder die Bewegungen der Raupe zu beobachten, wenn sie in ihr seidenes Gespinnst sich einpuppte. An Abenden, wenn Alles im Hause eingeschlafen war, schlüpfte die kleine Anjuta in den Garten und freute sich, des Schlafes vergessend, bis zum Morgen über den Anblick der Sterne und ihres Wiederscheins im Wasser, über den Mond, wenn er zwischen Wolken einher wandelte, über die dem grauenden Tag vorangehende Stille und den rosigen Schimmer der Morgenröthe. Zur Winterzeit fühlte sie keine Lust, im kleinen Schlitten von der Anhöhe herab-, oder auf dem erstarrten Teiche dahinzugleiten; wenn aber die Schneeflocken auf die dunkeln Aermel ihres Kleides fielen, sah sie mit Verwunderung, wie eine Berührung ihres Fingers die schimmernden Sternchen in Thau verwandelte.

Zuweilen setzte Anjuta ihre Aeltern mit sonderbaren Fragen in Verlegenheit: „Wohin geht die Sonne am Abend unter? — Warum kommt sie des Morgens nicht in derselben Gegend wieder herauf? — Warum kann man im Wasser Bäume und Häuser sehen, wie in einem Spiegel? — Was leuchtet und kracht so schrecklich in der schwarzen Wolke? — was schüttet den Regen über unser Dorf und läßt den Himmel dann wieder so bunt und schön werden?“ . . .

„„Mach' ein Ende draus, närrisches Kind!““ sagte dann gewöhnlich ihre Mutter: — „„das Alles kommt von Gott und 's ist eine Sünde, drüber nachzugrübeln.““

Und das arme Mädchen wurde immer tiefsinniger; zuweilen weinte sie, aber so heimlich, daß Niemand ihre Thränen sehen konnte.

War Jemand im Dorfe krank, so brachte Anjuta dem Leidenden die leckersten Bissen von ihrer Mahlzeit. Starb Einer, so betrachtete sie das

Gesicht des Todten mit seltsamer Neugier. Sie schmeichelte Aeltern, die ihre Kinder verloren hatten, und tröstete verwaiste Kinder.

Plötzlich veränderte sich Anjuta's Schicksal. Im Hause ihrer Aeltern nahm ein fremder Mann seine Wohnung, der sie in kurzer Zeit mit allen Banden der edelsten geistigen Zuneigung an sich fesselte. Es war ein armer, von Kummer und körperlichen Leiden zerrütteter Greis, ein geborner Deutscher. Baitschenko, dem die Deutschen von seinen Feldzügen her sehr lieb waren, hatte den alten Heilfreund in einer benachbarten Stadt aufgesucht und zu sich eingeladen, damit er seinen Sohn Petruscha unterrichtete. Die kleine Tochter etwas lernen zu lassen, kam ihm gar nicht in den Sinn.

Aber es vergingen nicht zwei Monate, als Heilfreund bemerkte, daß, wo er auch mit seinem Zögling sein mochte, Anjuta immer wie sein Schatten ihm zur Seite war. Gab er Petruscha Stunden, so versteckte sie sich hinter den Ofen oder unter den Tisch und sorgte, daß kein Wort von dem Unterricht ihr entging. Spazierte er mit ihm in dem Garten herum und erzählte ihm die Geschichte der Pflanzen und der Insecten, so faßte Anjuta, während der wilde Knabe voranhüpfte, an den Rock des Greises, hörte mit so gespannter Aufmerksamkeit was er sagte, sah ihm so freundlich ins Auge und dankte ihm so zärtlich für jede Erklärung, daß Heilfreund, von ihrem Wissensdurst in Staunen gesetzt, sie regelmäßig zu unterweisen beschloß. Die Aeltern, weder Gutes noch Schlimmes von ihr erwartend, zuckten mit den Achseln.

Heilfreund war kein gemeiner Sprachlehrer, hatte nicht zu einem solchen Berufe sich vorbereitet, und nie daran gedacht, in einem armen Dörfchen Neurußlands sein Leben zu beschließen. Weiland ein talentvoller Student auf der Universität B. hatte er, um die Zukunft unbekümmert, unter Studien und bei den lärmenden Orgyien seiner Kameraden jene Zeit durchgelebt. Es lächelte ihm die Liebe und das schmeichelnde Glück zeigte ihm eine Perspective von Reichthum, Ruhm und Ehren; aber eine unüberlegte Heirath in noch jugendlichem Alter, schlechte Erfolge in seiner Laufbahn als Beamter, ein stolzer Charakter, häusliche Sorgen, Dürftigkeit und endlich der Tod Aller, die ihm auf Erden das Theuerste gewesen, verbitterten sein Dasein. Ein freiwillig Exilirter,

ſuchte er vergebens in fremden Ländern die verlorene Seelenruhe: was er unternahm, das mißlang ihm und endlich kam er der äußerſten Verzweiflung nahe. In dieſem Zuſtande trieb er ſich lange in Rußland herum; ſein Unſtern verfolgte ihn allenthalben; er wurde vor der Zeit grau und hinfällig und ging in ſeiner Noth den Vorſchlag Baitſchenko's mit Freuden ein, indem er Allem, was dieſer von ihm verlangte, unbedingt ſich ergab.

Anjuta's Gelehrigkeit, die Reife ihres Urtheils und ihre wunderbaren Fortſchritte flößten ihm gleich anfangs große Theilnahme für ſie ein; nachmals aber weckten ihre Sanftmuth, herzliche Anhänglichkeit und glühende Dankbarkeit Gefühle in ihm, wie er ſie ſeit dem Tode ſeiner Kinder nicht mehr empfunden hatte. Ein ephemerer Miethling in fremden Häuſern, hatte er die Macht der Zuneigung vergeſſen, ſein Herz verhärtet und jeder Seelenfreude ſich entwöhnt. Anjuta zerſtreute ſeine finſtern Gedanken, beſchäftigte ihn auf das angenehmſte und flößte ihm eine ſolche Liebe zu ihr ein, wie er ſie niemals für irgend ein Weſen empfinden zu können geglaubt. So entſtand zwiſchen dem verlaſſenen Greiſe und dem allen Menſchen entfremdeten Mädchen ein enges Bündniß; er erleuchtete ihren Verſtand, ſie erfriſchte ſein Herz; er lehrte ſie, das Leben erkennen, ſie ihn, das Leben vergeſſen; und Gott weiß, welches von Beiden dem Anderen mehr Dank ſchuldig war.

Das Schickſal hatte der kleinen Anjuta, indem es ihr einen ſolchen Lehrer ſandte, gleichſam abſichtlich die Mittel zur Bildung ihres Geiſtes nahe gelegt. In der von dem verſtorbenen Vater unſerer Gräfin hinterlaſſenen Bibliothek ſchlummerten auf überſtäubten Brettern die Werke der erſten Schriftſteller Europa's; da war Alles was den Geiſt aufklären, den Sinn für das Schöne bilden, die Einbildungskraft entzünden kann — die reichſte Nahrung für den Kopf und das feinſte Gift für das Herz. Heilfreund benutzte dieſe Bücher nicht ohne Auswahl: bittere Erfahrung und ſeine Anhänglichkeit an die Schülerin erſetzten bei ihm die fehlende Kenntniß des weiblichen Herzens; und als er, nachdem ihre erſte Kindheit vorüber war, bemerkte, daß Anjuta, obſchon ſie mit zwölf Jahren ſchon Alles wußte, was die Welt in den Cyclus der weiblichen Geiſtesbildung einſchließt, immer noch weiter und höher hinaus ſtrebte,

wurde er sehr besorgt um sie, und konnte nicht ohne Schrecken an ihre Zukunft denken. Was für ein Loos wartete wohl eines unbemittelten Mädchens an einem abgelegenen Orte, mitten unter schlichten, zum großen Theile sogar rohen Leuten, von denen nur sehr Wenige etwas in der Welt begriffen, was jenseit ihres landwirthschaftlichen Horizontes lag? - Durfte sie hoffen, daß der Zufall sie irgend einmal aus diesem Halbdunkel reißen und sie führen werde . . . wohin? zu wem? zu welcher Bestimmung? . . . Etwa in die sogenannte gebildete Welt, wo man sie schon an der Schwelle mit der erniedrigenden Frage empfinge: wer und was seid ihr?

Wenn der Greis das herrliche Wesen — er hatte nie ihres Gleichen kennen gelernt — so ansah, kam ihm wohl der abergläubische Gedanke, Gott selbst habe ihn in diese Einöde gesandt, damit er eine Blume pflegte, die zufällig auf einem ihr fremden Boden gewachsen. Er glaubte sich für die Zukunft seiner Pflegebefohlenen verantwortlich; er zerbrach sich den Kopf, sann hin und her, und beschloß endlich alle Verstandeskräfte Anjuta's, die ganze sprühende Lebendigkeit ihres Geistes auf positive Wissenschaften zu lenken. Angestrengte Uebung ihrer intellectuellen Vermögen sollte der Entwicklung tiefer Gefühle, die er in ihrer Lage für weit gefährlicher hielt, entgegenwirken. Heilfreund hoffte, die Beschäftigung mit materiellen Gegenständen werde, Anjuta's Zeit angenehm ausfüllend, sie mit der einsamen Existenz, die ihr bevorstand, versöhnen und eine für das Weib unendlich schönere Bestimmung, in welcher der Verstand nur die Sehkraft, das Gemüth aber die Seele ihres Daseins ist, sie vergessen lassen.

Diesem Entschluß zufolge unterrichtete er Anjuta noch eifriger in den mannigfaltigen Gegenständen der Erfahrungs-Wissenschaften und suchte sie Allem zu entfremden was ihr von der poetischen Seite der Natur, von menschlichen Leidenschaften oder von dem verzückten Spiele der Phantasie, das in beständigem Mißklange zur Wirklichkeit steht, einen Begriff geben konnte. Seine Voraussetzung ging dem Anscheine nach in Erfüllung: bei einem männlich entwickelten Verstande blieb Anjuta über alle Leiden und Genüsse des Lebens in kindlicher Unwissenheit. Romane und Poesie waren ihr unbekannt; musicalische Töne drangen

nie zu ihren Ohren; das Bleistift führte sie nur, um Blumen zu zeichnen; und in der sie umgebenden Welt sah sie nicht einmal die Schattenbilder edler Zuneigungen, der Freundschaft und der Liebe. Nichts begeisterte sie, nichts beflügelte ihre Einbildungskraft; sie widmete ihre meiste Zeit den trockensten theoretischen Beschäftigungen: im Sommer sammelte sie Insecten oder Kräuter; zur Winterzeit ordnete sie ihre Sammlungen nach Classen, und Heilfreund, der sie immer ruhig und zufrieden sah, triumphirte schon in seinem Herzen, vermeinend, es sei ihm ein Sieg über die Natur gelungen.

Aber sein Triumph war eitel — das Leben bedarf des Lebens, die Kraft der Thätigkeit. Wer könnte die glühende leidenschaftliche Seele eines funfzehnjährigen Mädchens mit der todten Natur allein befriedigen! Indem der wohlmeinende Freund alles Poetische, alles erhaben Künstlerische vor ihr verborgen hielt, nahm er den Geist aus dem Körper, übergab ihr die Hülle und erstickte den göttlichen Funken der alles Lebendige und Sichtbare auf Erden durchglüht.

Dieser Funken glimmte aber in Anjuta's Seele; das Gefühl des Schönen war mit ihr geboren, es wuchs und erstarkte mit ihr; eine dunkle Sympathie leitete sie zu dem hin, was der Greis ihr so sorgfältig geheim hielt. Vergebens wollte er sie für die himmlischen Harmonieen der Natur unempfänglich machen: in ihrem Herzen zitterte eine Saite, die zwar leise, aber vernehmlich Alles, was ihr gleichgestimmt war, wiedertönte und nur der ersten Berührung des Gedankens wartete, um ihren reinen und lieblichen Gesang vernehmen zu lassen.

In der ersten Zeit, als der Nebel vor ihrer geistigen Sehkraft allmälig dünner ward und sich zerstreute, ergab sie sich mit großem Eifer dem Lernen. Vor Freude bebend über jede Deutung der Wunder, die sie zu ihrem Leidwesen so lange für unerklärlich gehalten, vergaß Anjuta Alles; eine unaussprechliche Ruhe und Zufriedenheit ergossen sich in ihre Seele; sie fühlte sich edler, besser, geduldiger und nahm voll Dankbarkeit jedes Wort des Lehrers auf, der ihr mehr als ein Vater war, da er ihrem Leben Seele und ihrer Seele ein Leben gab.

Wer malt das Entzücken als sie Gottes Welt mit wissenschaftlichem Blick schauen konnte? In welchem neuen bezaubernden Lichte stellten

ſich ihr die gewöhnlichſten längſt bekannten Gegenſtände dar, und mit welchem Hochgenuſſe betrachtete ſie alle Erſcheinungen der Natur, ſeitdem ihr Geiſt die Gründe, den Zweck derſelben durchdrang und den ganzen wunderbaren Proceß dieſer Erſcheinungen frei und klar ſich deuten konnte! Strömte ein Regen vom Himmel, oder fielen ſeine Tropfen, in den Lüften erſtarrt, als Hagelkörner auf die Erde; tobte ein Gewitterſturm, den abergläubigen Nachbarn Schrecken einjagend, und ſchmückte ſich das Gewölk, wenn er vorüber war, mit dem bunten Regenbogen — ſo folgte Anjuta ruhig allen Verwandlungen der Elemente; ſie begrüßte wie alte Bekannten die dem Meer entſtiegenen Dünſte, welche einen gnädigen Regen auf die Flur herabträufelten, die Pflanzenwelt erquickten und, tief in die Erde eindringend, im Schoße derſelben Tropfen für Tropfen ſich ſammelten, um, aus ihrem Grabe wieder hinausdringend ans Licht und in die reine Luft, als fließende Waſſer ihrer Wiege, den Tiefen des Meeres ſich entgegenzuwälzen. Weder das Zucken des im Gewölk entzündeten Gaſes, noch das Praſſeln der verdünnten Luft konnte ſie ſchrecken; und während Alle um ſie her erblaßten, hatte Anjuta ihre Freude an den feurigen durch die ſchwarze Wolke dahinfahrenden Schlangen, und blieb dabei eben ſo ruhig, wie nachher beim Anblick der gebrochenen Sonnenſtrahlen, die ſich in den Tropfen der verkühlten Wolke prismatiſch reflectirten.

Nach allen Seiten ſich umſchauend, drang ſie kühn mit ihren Gedanken in den Schoß der Erde; ſie folgte mit Hochgefühl dem raſchen Fluge des Vogels in den Lüften, überholte ihn noch mit ihrem Gedankenfluge, drang weiter und höher, immer höher, dort jenſeit der Wolken, in die blaue Wölbung, bis zu Welten, die dem Menſchengeiſte unergründlich ſind, die er aber ausgemeſſen und deren Bahnen er berechnet hat — zu Welten, deren Daſein ſie jetzt eben ſo leicht ſich erklären konnte wie das Emporwachſen eines Feldblümchens oder die Fortbewegung des winzigſten Inſectes. In ſolchen Minuten geiſtiger Vertiefung ward es ihr wohl um's Herz; die Luft ſchien ihr reiner, der Himmel durchſichtiger, die Natur des Menſchen edler und erhabener. Zuweilen fühlte ſie ſich, ihre irdiſche Hülle vergeſſend, im Geiſte wiedergeboren und es ſchien ihr, als durchdränge und beherrſchte ihre Intelligenz das Weltall.

Allein es kam auch eine Zeit, in welcher ihr von dem Uebergang aus der Finsterniß ins Licht verblendeter Geist dieses Lichtes gewohnt ward; immer tiefer und tiefer in die Wissenschaften sich versenkend, erkannte sie mit Schrecken die enge Begränzung ihrer Kenntnisse, ja die Beschränktheit der Wissenschaft selber. Da begann ein Gefühl von Ueberdruß in ihre Beschäftigungen sich zu mischen; die Gegenstände ihrer Bewunderung verloren allmälig jeden Reiz, und Fragen der peinlichsten Unbefriedigung drängten sich wieder in ihrem Innern. Und was konnten auch ihrer nach poetischen Eindrücken schmachtenden Seele die Classification der organischen Wesen, die Aufzählung der mannigfaltigen über dem erstgeschaffenen Sienit gelagerten Strata, oder die Berechnung der Schnelligkeit des Lichtes und des Schalles für Befriedigung gewähren? Mit heiliger Ehrfurcht in alle Ansichten ihres Erziehers eingehend, wagte sie nicht einmal, zu vermuthen, daß es wohl noch etwas Schöneres und Höheres geben könne, als sein Unterricht; aber mit dem Verstande glaubend, zweifelte sie unwillkührlich im Herzen und fing an, mit geheimem Kummer sich zu gestehen, daß das Licht dieses Unterrichts die Seele erleuchtete, aber nicht erwärmte.

Wonach dürstete aber diese unersättliche Seele? zu was fühlte sie sich fortgezogen? was sehnte sie sich zu erreichen, ihr liebstes Eigenthum zu nennen? Anjuta selber wußte und begriff es nicht; aber tiefe Melancholie fand wieder Eingang in ihrer Brust und bisweilen kam es ihr so enge, so bang und dumpfig auf der Welt vor, als wäre der ganze Luftkreis, der unsere Erde umlagert, für sie allein zum Athmen nicht ausreichend gewesen.

Sie ließ ihre gewohnten Beschäftigungen nicht liegen; die Wissenschaften waren immer noch der beste Trost für ihren Verstand, aber das Herz blieb leer, und selbst die Unterhaltungen mit Heilfreund verloren ihren ehemaligen Zauber. Ihr kindlicher Hang zur Einsamkeit erwachte von Neuem; sie begann wieder, die Menschen zu fliehen, wie damals, nicht anders, als vergäße sie sich selber leichter, wenn sie keinen Anderen sah. Heilfreund, der ihren Tiefsinn bemerkte, schlug ihr vor, den Cursus der Analytik unter seiner Anleitung zu machen.

Dann und wann stieg Anjuta auf einen hohen Kurgan, ließ ihre Blicke über die umliegende Landschaft schweifen, die, ob zwar nicht reich an malerischer Abwechslung, so doch reizend war in ihrer ländlichen Einfalt, und heftete das Auge wieder traurig an den Boden. Woher dieser plötzliche Wechsel? Sie betrübte sich jetzt über das, was noch unlängst sie entzückt hatte; was ihr die ganze Welt in magischem Lichte gezeigt, das zerstörte jetzt den Zauber und ließ eine rohe widerwärtige Schlacke vor ihren Augen.

Sie hatte von allem, was in die Sinne fiel, eine zu positive, zu materielle Vorstellung. In der Natur wie in Menschenwerken blieb ihr das Erhabnere, das Ideale verborgen: wie schön, wie reich an Poesie ein Gegenstand auch sein, wie sehr er auch auf das Gefühl oder die Sehkraft wirken mochte — Anjuta konnte nicht in sein Inneres eindringen; unwillkührlich entkleidete sie Alles, zerlegte Alles in Theile, und der Reiz des Plastischen war für sie dahin. In dieser traurigen Richtung reiste ihr Geist; sie konnte nicht mit dem Gefühle allein sich begnügen, ohne daß die kalte Reflexion gleich hinzutrat; der edelste, der unbewußte Genuß war für sie nicht vorhanden!

„Wie!" sprach sie zuweilen voll Schwermuth: „diese schöne, üppige, duftende Erde wäre nur eine zufällige Anhäufung mineralischer Schichten und zwischen ihnen begrabener Gewächse, Muscheln und Thiere — ein nach Außen hin herrlich geschmücktes Grab, dessen Inneres keinen Schatz verhüllt, der nicht Merkmale des Todes und der Verwesung an sich trüge? Und ihre Bewohner, der gemeinsamen Wiege würdige Kinder, immer dahin strebend, einander zu verderben, zu verschlingen — sind sie nicht eher zum Tode geboren als zum Leben? Erscheinen sie etwa nur darum einen Augenblick auf der Welt, damit ihr Staub und ihr Gebein in ein Erdreich gesäet werde, das ewig nach Staub und Gebeinen lechzet?

Und diese herrlichen zarten Gewächse des Pflanzenreichs, unsere Freude und Erquickung, mit denen der Mensch vermöge einer unergründlichen Sympathie in solchem Grade sich befreundet, daß er, sie zu Symbolen seiner edelsten Empfindungen wählend, durch sie seine Liebe, seine Andacht ausdrückt, und, auf die Gräber seiner Freunde und Blutsver-

wandten sie pflanzend, ihnen seinen Schmerz und sein Gebet anvertraut, verhoffend, daß sie, Beides in sich aufnehmend, seinen Schmerz durch ihre Wurzeln den irdischen Ueberresten der Entschlafenen zuführen, sein Gebet aber mit ihrem lieblichen Dufte zum Himmel senden werden — Diese Bäume und Blumen — auch sie sind ein todt emporwachsendes Geflechte aus harzigen Substanzen, zarten Häutchen, Röhrchen, Knoren und Knoten — leblose Triebwerke, von einer unsichtbaren, aber klar ermittelten Triebfeder bewegt, ohne Willen, ohne Seele, und unser Mitgefühl für sie ist — eine abgeschmackte Grille, eine Frucht müßiger Träumerei . . .

Und selbst jene Abendwolken, so schön, so durchscheinend und ätherisch, daß man sie für Gottes Cherubim ansehen könnte, aus dem Himmel gesandt, um mit den Sonnenstrahlen zu spielen und bis morgen früh von dem Taggestirn Abschied zu nehmen — sie sind von kalter Luft zusammengeballte neblige Ausdünstungen unserer Erde, dieser unsittigen und empfindungslosen Masse, todt nach Außen und todt nach Innen, die dem lebendigen Gedanken schweigt, an die das warme Herz sich nicht schmiegen kann!" . . .

„Wozu kommt nur der mit Vernunft, Willen und Gefühl begabte Mensch auf die Welt? Warum wird ein lebendiges Wesen mit kühner, Alles durchdringender Denkkraft und mit einem Herzen voll glühender Empfindungen auf das ungeheuere Todtenfeld geworfen, mitten unter kalte organische Geschöpfe, mit denen es nichts gemein hat noch haben kann? Was soll der Mensch auf dieser von Atmosphäre umflossenen Feste, die man Welt nennt? — Er soll wachsen, im Geiste reifen, mit Gefühl sich beseelen, alle Gesetze der Erscheinungen kennen lernen, von der Leere und Nichtigkeit ihres Wesens sich überzeugen, nirgends Mitgefühl oder Erquickung finden, und endlich wieder scheidend der Erde seine pflichtmäßige Gabe abtragen — eine Hand voll Staub zur Ernährung des unersättlichen, Alles verschlingenden Riesen — des Moders!"

Zuweilen erschrak Anjuta über die Stärke ihrer Verzweiflung; dann bemühte sie sich, diese Betrachtungen niederzukämpfen, warf sich in Demuth vor dem Schöpfer nieder und flehte ihn an, ihr dieses sündhafte

Murren zu verzeihen; aber die Augenblicke der Reue gingen vorüber und von Neuem drängten einander die Zweifel in ihrem Geiste:

„Worin besteht nur eigentlich die Bestimmung des Menschen? Wo ist der Schauplatz seiner Wirksamkeit? Wo die Freude, die Nahrung, der Genuß seines Lebens?“ Und zur Antwort boten sich ihr: auf einer Seite thierische Dumpfheit; auf der anderen mörderische Alldurchdringung: eine klare logische Zerlegung aller die Seele bezaubernden Gegenstände, eine Zerlegung, die keinen freien Gedanken aufkommen läßt, alle Phantasie, jedes energische Gefühl unterdrückt — eine erkannte Wahrheit, die zur Bewunderung stimmt — aber welche Bewunderung findet nicht ihr Grab in der Gewöhnung?

Von der Bürde des Positiven und Wirklichen oft über ihre Kräfte gedrückt, trieb sich Anjuta wie ein Schatten auf den Feldern herum, mit Gedanken ohne Idee, mit einem Herzen ohne Empfindung, nicht mehr die Nebel unter dem Himmel, oder die Naturschätze dieser Erde analysirend. Die Thätigkeit ihres Verstandes war dahin; ihre müßige Einbildungskraft quälte sie; das Materielle und klar Bestimmte flößte ihr einen solchen Widerwillen ein, daß sie zuweilen Alles, was sie an Erkenntniß erworben, mit Gewalt in den Hintergrund ihres Gedächtnisses drängend, ihre ehemaligen Vorstellungen von den Dingen wieder belebte und freudig zu dem Aberglauben ihrer Kindheit zurückkehrte. Dann erst lebte auch die Natur vor ihren Blicken wieder auf: die mystischen Sagen, die Zauberer und Feen erstanden aus ihren Grüften, und Alles, von den am Himmelsgewölbe flimmernden Sternen bis zu der Heuschrecke die im Grase hüpfte, — Alles erhielt eine Seele, redete in einer für sie verständlichen Sprache. Jede Blume, die ihr bethautes Köpfchen zur Erde senkte, war eine weinende Schöne, und jeder kleine Schmetterling, der dem Blümchen zuflog, ein zärtlicher, seiner verzauberten Braut immer treuer Liebender. In der Abendluft sangen nicht Käfer, sondern Kikimora's ihre fröhlichen Lieder; im Feuer wimmerten kläglich die Seelen von Sündern, als blaue Flämmchen flatternd. Wiegten sich über dem Wasser die Sahlweiden, in nächtliches Dunkel gekleidet, so wurden sie von muthwilligen Rusulka's geschüttelt; schrie ein Vogel in den Zweigen, so rief er, von den Umarmungen der Unholde erdrückt, den Vorüberge-

henden um Hülfe an; die Turteltaube girrte ihren Kindern ein Wiegenlied; der Rabe rief krächzend die Hexen herbei. — Hu, was für eine Wehklage erhob sich eben auf der Flur? Es stöhnte die Seele eines Verstorbenen, die weder im Himmel noch auf Erden eine Zufluchtsstätte fand; aber sieh — dort flog ein Sternlein vom Himmel herab; es schimmerte, sprühte und erlosch, als es der Erde nahe kam — jetzt ist ein Engel des Herrn herabgesandt worden, um die Seele eines Geweihten in Empfang zu nehmen. —

Diese abergläubischen Sagen, in Anjuta's Einbildungskraft wachsend und sich entfaltend, fesselten sie mit ihrem mystischen Charakter, erfrischten ihr Herz auf Augenblicke mit dem Reize des Uebernatürlichen. Kam sie wieder zu sich selber, so schämte sie sich dieser Schwäche, kehrte aber nur mit einem tiefen Seufzer zu ihren gelehrten Theorieen zurück. Ohne einen Begriff von Poesie, von Musik, von Allem, was, den kalten Verstand in Schlaf lullend, die Seele so mächtig ergreift, konnte sich die Arme ihren Hang zu einer idealen Welt nicht erklären, und verzehrte sich im Grame über das Unerreichbare. —

II.

Ueber die drei Epochen der franzöſiſchen Literatur.

Von

Eduard Arnd.

II.

Sowie die großen Talente der Literatur des ſiebenzehnten Jahrhunderts faſt alle Dichter und Redner geweſen, ſo traten die der folgenden Epoche vor Allem als Moraliſten, Kritiker, Forſcher jeder Art, beſonders aber als Syſtematiker auf und bekamen von dieſer Richtung her den Namen „der Philoſophen", unter dem ſie in der Geſchichte der Entwicklung des franzöſiſchen Geiſtes ſo bekannt ſind. Unter ihnen hat Rouſſeau, ohne Zweifel, am Meiſten Genie und Originalität beſeſſen, zugleich aber den Hang ſeiner Zeit Alles auf mit der Wirklichkeit in keinem Zuſammenhange ſtehende und von dem was bisher gegolten, getrennte Syſteme zu bringen, auf das Weiteſte getrieben. Was man ſonſt gewöhnlich Philoſophie nennt, beſteht in Unterſuchungen über den Urſprung und die Natur des Vorhandenen, die Idee, die es ausſpricht, den Zweck, den es ſich vorgeſetzt, aus dem endlich ein Reſultat über deſſen Vorzüge und Mängel, eine neue Form der Wahrheit u. ſ. w. hervorgeht. In der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts aber und beſonders in Rouſſeau, iſt es eine von der Wirklichkeit und Gegenwart

vollkommen verschiedene Welt, die sich geltend machen will. Außerdem wird nicht das Leben des Geistes und der Natur überhaupt, die als in ihren letzten Quellen verborgen und unergründlich, der Spekulation so große Freiheit lassen, sondern es wird in diesen Systemen meist das Allersichtbarste und Bestimmteste, die bürgerliche Gesellschaft, zum Gegenstand der Untersuchung genommen. Das achtzehnte Jahrhundert, das in seiner Sittlichkeit so lax und schlaff erscheint, war jedoch von einer großen Strenge des Verstandes, von einem lebendigen Triebe zu Untersuchung und Zergliederung beseelt, ein Gegner alles Unmittelbaren und Absoluten und suchte durch die methodische Schärfe seiner Theorien seiner willkührlichen und zerfahrenden Praxis das Gleichgewicht zu halten. In Rousseau, der, wie jeder große Mann, in mancher Beziehung von seiner Zeit sich trennt, in andrer sich ihr auf das Festeste anschließt, erscheint, auf dieselbe Weise, der excentrischte Lebenslauf mit der systematischten Schärfe des Denkens gepaart. Dessen ungeachtet war der Geist dieser Epoche, bei ihrer Trennung und Geringschätzung der Wirklichkeit, in hohem Grade leichtgläubig, paradorial, und besonders zu allen moralischen Experimenten und Reformen geneigt, zu deren Ausführung es ihr aber an der nöthigen sittlichen Kraft fehlt. Eben so war Rousseau in seinem äußern Leben der schwächste, in seinen Ideen der kühnste aller Menschen und selbst seine genauesten und klarsten Auseinandersetzungen, z. B. im „Emile", werden plötzlich von extravaganten und selbst absurden Reflexionen und Sophismen unterbrochen, die ein Bild von dem zerrissenen, contradiktorischen, in seinem innersten Wesen erschütterten Charakter dieses Mannes und seiner Zeit geben. Was Rousseau angehört und ihn von Allem, was ihn umgab, unterscheidet, was der Geist des achtzehnten Jahrhunderts eher zu unterdrücken als zu befördern geeignet war, ist, aller seiner Paradoxen und Extravaganzen ungeachtet, der positive Kern seiner Natur, die unerschütterliche Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Grundsätze, und der Wille dieselben in seinem besondern Dasein, soweit dies möglich war, ohne Scheu und Rücksicht, selbst mit der größten persönlichen Aufopferung, zu realisiren. Aus dieser Kraft seiner Seele floß die drangvolle und glühende Schreibart, die ihn charakterisirt, in welcher der Ton einer wunderbaren Energie und Inspi-

ration weht, der, wenigstens unter der Form der Prosa, so nicht leicht wiedergefunden wird.

Die Feinde der politischen Freiheit überhaupt, aber auch selbst die, welche, sie für ein wahres Bedürfniß erklärend, nur dem Charakter, den sie in der französischen Revolution angenommen, entgegen sind, haben die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts angeklagt, dieselbe hervorgebracht zu haben und sie für alle ihre Gräuel und Zerstörungen verantwortlich gemacht. Da nun in demselben Volke und in demselben Jahrhundert die eine auf die andre gefolgt ist, da zwischen ihnen allerdings ein Zusammenhang, nur kein so fester und direkter, als gewöhnlich angenommen wird, stattfindet, so ist jene Anklage, die, so ausgedehnt, durchaus irrig ist, zu einer stehenden Maxime und ohne alle weitere Prüfung angenommen worden. Zu ihrer Verbreitung haben vorzüglich die beiden Parteien selbst, die sich in und nach der Revolution bekämpft, beigetragen. Die Anhänger der alten Ordnung haben, indem sie deren Rechte vertheidigten, die Erscheinung der Revolution nicht aus dem Verfalle der politischen Organisation des alten Frankreichs selbst, aus der Schwäche und Verdorbenheit derer, die an seiner Spitze standen, sondern aus rein moralischen und ideellen Einflüssen, aus den in der Masse des Volkes verbreiteten Meinungen und Grundsätzen, erklären wollen. Das Gezwungene und Willkührliche dieser Ansicht geht von selbst hervor. Wenn die französische Revolution, wie Niemand läugnet, vor Allem eine politische Begebenheit war, wenn sie, wie dies in der That der Fall gewesen, auf einem rein politischen Boden zum Ausbruch kam, so muß ihr Grund vornehmlich in der politischen Verfassung des Landes, aber nicht in dem moralischen Zustande desselben gesucht werden, der, als sie einmal erschienen war, sie mit Beifall aufgenommen, ihr förderlich gewesen ist, sie aber nicht eigentlich hervorgebracht hat. Welchen Einfluß kann die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, oder die französische Philosophie, wie man sie gewöhnlich nennt, auf die niedern Stände des französischen Volkes, den eigentlichen Stoff der Revolution, ausgeübt haben, die jedem ideellen Leben fremd, nur von den wirklich bestehenden Verhältnissen, d. h. von dem politischen Zustande des Landes, berührt wurden? Dieser war auf das Tiefste verderbt und verfallen zugleich, mit den

Wünschen und Bedürfnissen der Nation im Widerspruche und dies war die Ursache seines Sturzes. Auf der andern Seite haben die Anhänger der Revolution, nachdem diese sich wirklich geltend gemacht, ihre Grundsätze durch von der Nation geehrte ideelle Autoritäten, durch einzelne aus den Werken des achtzehnten Jahrhunderts gezogene Sentenzen und Maximen, vertheidigen und verbreiten wollen, aber beiläufig gesagt, Tacitus und Lukan noch mehr als Voltaire und Rousseau, auf den Lippen getragen. Wie oft ist nicht von verständigen Leuten und im Ernst, die Ansicht geäußert worden, daß die vor der Revolution mehr als jetzt in der Jugend verbreitete klassische Bildung zu dieser Begebenheit beigetragen! Die Einen haben demnach die französische Revolution aus der Literatur des achtzehnten, die Andern sie aus der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts erklären wollen, Manche sind bis zur römischen Republik zurückgegangen! Fast immer ist der Einfluß des moralischen Zustandes der Nation auf ihren Ausbruch zu sehr hervorgehoben, der des politischen zu sehr vernachläßigt worden. Die Einen haben sie aus der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts hergeleitet, um sie zu erheben, ihre materielle Nothwendigkeit zu idealisiren, die Andern haben ihr denselben Ursprung, aber um sie zu erniedrigen, um sie als ein Resultat schlechter Theorien, als ein Werk von Phantasten und Sophisten hinzustellen, beigelegt. Diese Ansicht, die wie jede andre, die sich mit dem Schein einer gewissen oberflächlichen Wahrscheinlichkeit ankündigt und mit Energie und Präcision ausgesprochen wird, hier zu Lande in raschen Umlauf kommt und bei der man, wie bei einer Münze, mehr auf ihr Gepräge als ihren Gehalt sieht, ist, so wie sie gewöhnlich genommen und verstanden wird, durch ihre Uebertreibung falsch und wirft auf die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, von der wir hier handeln, ein durchaus trügerisches Licht. Es liegt dieser Meinung außerdem noch ein anderer allgemeinerer Irrthum zu Grunde, der von Frankreich ausgehend, sich überall hin verbreitet hat und den idealen und realen Mächten, die das Leben der Menschheit leiten, ein Verhältniß zu einander andichtet, das der Natur der Dinge und der Erfahrung der Geschichte widerspricht. Noch nie ist ein großes historisches Ereigniß aus einem rein moralischen Grunde, sondern immer aus einer äußern Nothwendig-

keit, hervorgegangen, noch nie hat eine literarische Erscheinung eine politische Bewegung, die diesen Namen verdient, hervorgebracht. Einmal geboren, sucht ein äußeres Faktum sich mit den Ideen, die es vorfindet, in ein ihm günstiges Verhältniß zu setzen, sich auf sie zu stützen, sie in seinen Dienst zu bringen, aber es verdankt ihnen seinen Ursprung nicht, eben so strebt eine neu erscheinende Idee dahin, sich mit den vorhandenen Fakten zu vergleichen, auf sie einen Einfluß auszuüben, bleibt sich aber immer ihrer ursprünglichen Natur bewußt und trägt den Grund ihres Entstehens in sich selbst. Sobald die ideelle und reale Welt in der Betrachtung vollkommen identificirt wird, so hört im Grunde Philosophie und Geschichte, Literatur und Politik auf, und man verliert, ohne der innersten Quelle und dem gemeinsamen Ursprunge aller Dinge näher gekommen zu sein, die Kenntniß der Grenzen und das Gefühl für die besondre Natur der Erscheinungen. Wir werden bald sehen, welchen mittelbaren Einfluß die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts auf die Zerstörung des altfranzösischen Staates ausgeübt, derselbe ist aber in keiner Weise ein direkter, am Wenigsten unvermeidlicher und selbst nicht einmal auf das Resultat, zu dem er beigetragen, gerichtet gewesen. Fast alle französischen Literatoren jener Zeit, Rousseau ausgenommen, hingen von den Großen auf irgend eine Art ab, verdankten ihnen meist ihr äußeres Glück und gefielen sich, ungeachtet ihres häufigen Tadels, in einer so widerspruchsvollen und ungeordneten Verfassung, wie die Frankreichs unter Ludwig XV., die ihnen selbst so große Willkühr ließ. Nichts wäre ihrem ganzen Wesen fremder und feindlicher, als der milde zerstörende Drang der Revolution und die ausschließende einseitige Richtung gewesen, welche sie den Geistern eine Zeit lang aufzulegen verstand. Der totale Umsturz des alten Staates, der jener Zeit so nahe stand, daß er fast an ihre Thüre zu klopfen schien, ward von der Literatur so wenig geahnt, daß sich in den Werken jener Epoche keine Ahnung dieser drohenden Zukunft offenbart. Der einzige Rousseau sagt einmal bei einer gewissen Gelegenheit, daß Frankreich sich aus seinem gegenwärtigen Verfalle nur durch eine Revolution retten könne, giebt aber dieser Reflexion weiter keine Folge. Die Arbeiten der französischen Philosophen jener Epoche, und so werden die meisten Schriftsteller des achtzehnten

Jahrhunderts, auch wenn ſie wie Voltaire eigentlich Dichter, wie Montesquieu Publiciſten, wie D'Alembert Mathematiker, wie Helvetius, Diderot u. ſ. w. Moraliſten waren, genannt, und man kann ſie, ohne unverſtändlich zu werden, nicht anders bezeichnen, hatten einen außer ihrer ſpeziellen Beſtimmung liegenden Zweck, nämlich den: die, ihrer Meinung nach, beſtehenden moraliſchen und intellektuellen Vorurtheile, zu denen die Einen den Katholicismus, die Andern überhaupt jede poſitive Religionsform, Manche ſogar jedes unmittelbare geiſtige Princip rechneten, zu zerſtören und an deren Stelle einen gewiſſen idealiſtiſchen Syſtematismus, ohne eigentlichen Fond, eine Art permanenter Kritik, zu ſetzen. Hierin kommen ſie alle, ſo getrennt ſie ſonſt unter einander daſtehen, überein. Es iſt die allgemeine, nur ihren Schattirungen nach verſchiedene Farbe, die ſie tragen. Die franzöſiſche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts war, ihrem politiſchen Geiſte nach, liberal, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, d. h. philanthropiſch und kosmopolitiſch. Sie empfahl den Regierungen Billigkeit und Humanität, ſie verlangte für die Unterthanen eine größere Gleichheit der Rechte als damals beſtand u. ſ. w. Aber ihr in dieſer Beziehung unentſchloſſener, zwiſchen den Beiſpielen aller Zeiten und entgegengeſetzten Einflüſſen der Gegenwart ſchwankender Sinn war nichts weniger als revolutionair geſinnt und ihre im Ganzen weiche biegſame Natur erhob ſich, Rouſſeau ausgenommen, nicht einmal zu der Idee von beſtimmten politiſchen Garantien, am Wenigſten aber zu einer mit dem Beſtehenden in vollkommnem Widerſpruch ſtehenden Theorie.

Dieſe in ihren politiſchen Principien unentſchloſſene und ſchwache Partei, mit der die meiſten damaligen Fürſten, wie Friedrich II., Katharina II. und alle abſolutiſtiſchen Staatsmänner in Rußland, Italien, Oeſterreich, Spanien, ſympathiſirten, die ſelbſt vor Allem aus Hof- und Weltleuten beſtand und, Rouſſeau abgerechnet, in ihrer Art zu ſein mit den alten Philoſophen nichts als den Namen gemein hatte, dieſe, wie geſagt, in der Politik ſo zahme Oppoſition, wandte dagegen ihre ganze Kraft auf die Bekämpfung der katholiſchen Hierarchie und verſetzte nicht nur ihren Formen, ſondern ihrem Weſen, einen noch härtern Schlag als die proteſtantiſche Reformation gethan. In dieſer Richtung bewieſen

die franzöſiſchen Philoſophen eine Art von intellektuellem Fanatismus, der in dieſer Sphäre nie ſeines Gleichen gehabt hat. Gegen die Theokratie richteten ſie alle Kräfte ihres Geiſtes, ihren Verſtand, ihren Witz, ihre Gelehrſamkeit, ihren perſönlichen Einfluß, ohne die Anwendung oder den Beſitz von äußerer Gewalt, die der Katholicismus gleichwohl ſo oft für ſich gebraucht, einzig von dem herrſchenden Geiſte ihrer Zeit unterſtützt, deſſen vornehmſte Repräſentanten ſie in dieſer Beziehung wurden. Indem aber dieſe Partei den Katholicismus angriff, ſchwächte ſie die Kraft der chriſtlichen Idee ſelbſt im Gemüthe eines Volkes, dem ſie nur in der Form der Hierarchie zugänglich geworden war, und damit alles innere Leben, und verſetzte der individuellen und öffentlichen Moral einen tödtlichen Schlag. Indem dieſe ſyſtematiſche und unermüdliche Oppoſition gegen den Katholicismus ſich in einem Staate erhob, deſſen Inſtitutionen mit ihm auf das Innigſte verbunden waren, der unter ihnen ſogar die erſte Stelle einnahm und die älteſte und allgemein anerkannteſte aller öffentlichen Gewalten geworden, ſo erſchütterten ſie, ihn ſchwächend, die Grundlagen der politiſchen Organiſation ſelbſt, eine Wirkung, die damals ſchon gefühlt, ſpäter aber vollkommen begriffen wurde. Durch den Kampf gegen alles Abſolute, gegen den Glauben überhaupt, ward auch der an die Monarchie gemindert, die, wenn ſie nicht in reine Despotie ausartet, wenigſtens eben ſo ſehr auf einer Idee als auf einem Faktum beruht. In dieſem Sinne kann man behaupten, daß die franzöſiſche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, in der die Polemik und Kritik gegen die Hierarchie der hervortretendſte Punkt iſt, zu der großen Umwälzung, die franzöſiſche Revolution genannt, beigetragen habe. Aber nie hätte ſie allein und ihre Angriffe auf die Religion, den Staat umzuſtoßen vermocht, wäre dieſer auf etwas feſtern Füßen geſtanden und nicht ſchon ſo morſch und faul geweſen. Eine robuſtere politiſche Verfaſſung als die Frankreichs unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. hätte die religiöſen und philoſophiſchen Sekten aller Zeiten aushalten können, ohne von ihnen zerſtört zu werden. Denn noch einmal geſagt, die Wirklichkeit iſt nicht eine todte ſeelenloſe Maſſe, die von außer ihr liegenden Vorſtellungen und Meinungen, wie ein Schiff vom Winde, bewegt wird. Es wohnt ihr ein eigenthümliches von einer

innern Nothwendigkeit bewegtes Leben ein, durch das ſie ſteigt oder fällt, und erſt wenn dieſes im Sinken begriffen iſt, können die ihr feindlichen Ideen ihr gefährlich werden.

Die eigentliche Tendenz der franzöſiſchen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts war, gewiſſe ſubſtanzielle, ihren Zweck in ſich ſelbſt tragende Werke, deren Zahl übrigens gering iſt, ausgenommen, wie die des ſiebenzehnten gegen die Vergängenheit, das Herkommen und die Tradition gerichtet, aber mit dem Unterſchiede, daß wie Racine und Boileau ſich gegen die Rohheit und Willkühr, das Gemiſchte, Bizarre, Unzuſammenhängende in der vom Mittelalter überlieferten Sprache, Sitte und Vorſtellung gewandt und dieſen gegenüber allgemeinere und vollkommnere Formeln und Regeln aufgeſtellt, Voltaire und ſeine Schule vornehmlich den dogmatiſchen und abſoluten Principien im Glauben und den Gedanken, in den allgemeinen und beſondern Verhältniſſen des Lebens, den Krieg erklärten. Da ihnen nun das Chriſtenthum und namentlich der Katholicismus als Wurzel alles Dogmatiſchen und Abſoluten erſchien, ſo richteten ſie ihre Angriffe vorzüglich gegen ihn. Es war ihnen von ihren Vorgängern im ſiebenzehnten Jahrhundert inſoweit vorgearbeitet worden, als dieſe ebenfalls, nur auf andre Art und zu andern Zwecken, die Vergangenheit und Tradition bekämpft und in ihren Werken, einige religiöſe Talente wie Paskal und Boſſuet ausgenommen, keinen ſichtbaren Zuſammenhang mit dem Geiſte des Chriſtenthums dargeſtellt hatten. Die rein weltliche und äußerliche Richtung in den Produktionen der einflußreichſten jener großen Sprach- und Sittenbildner, wie Molière, Boileau, Lafontaine, La Bruyère u. ſ. w., hatte auf die Denk- und Gefühlsweiſe der franzöſiſchen Nation einen großen Einfluß ausgeübt und ſie dem Glauben und allem Religiöſen überhaupt nicht geradezu feindlich aber gleichgültig geſtimmt. Wenn die Literatur der Epoche Ludwig XIV. ſich im Grunde ohne allen Einfluß der ſonſt herrſchenden religiöſen Ideen, wie aus der Welt und der Zeit herausgebildet, ſo kehrte ſich die der Epoche Ludwig XV. gegen alles Ueberſinnliche und Göttliche und ſah in ihm nicht nur kein Mittel zur Erhebung und Beförderung der Menſchheit, ſondern das vornehmſte Hinderniß aller Geſittung und alles Fortſchrittes. Indeſſen beſtand, genau betrachtet,

in dieser Beziehung zwischen den beiden Schriftwelten kein tiefer Unterschied, die erstere war unreligiös, die andre antireligiös, eine nur ihrem Grade nach verschiedene Stimmung. Ein wirklicher großer Unterschied, obgleich allerdings mehr auf ihre Form als ihren Gehalt wirkend, geht jedoch aus einer Vergleichung beider hervor. Die Literatur des siebenzehnten Jahrhunderts war viel positiverer Natur, als die des achtzehnten, gewesen. Indem erstere der überkommenen Rohheit und Verworrenheit in Empfindung, Urtheil, Ausdruck, den Krieg erklärte, schuf sie eine Anzahl Werke, in denen ein Muster von Klarheit, Anmuth, Verstand und Adel der Gesinnung und der Sprache aufgestellt wurde, und wenn sie den Geist ihrer Nation durch ihren zu abstrakten Idealismus und den tiefen Bruch mit der Vergangenheit in etwas erkältete und verflachte, so trug sie, auf der andern Seite, nicht wenig zu seiner hohen formellen Ausbildung bei. Die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts dagegen brachte weniger selbstständige Werke hervor, war mehr negativer Natur, nahm eine fast ausschließend kritische und polemische Richtung und brachte, sich ebenso wie ihre Vorgängerin und noch weiter von allem Herkömmlichen, Gewordenen, Natürlichen entfernend, nicht, wie diese, etwas Neues, Festes, allgemein Gültiges und allgemein Anwendbares hervor. Durch ihre Angriffe auf alles Absolute und Innerliche erzeugte sie jenen materialistischen Skepticismus, der die revolutionairen Principien nicht hervorgebracht, aber deren Verbreitung erleichtert und die Mittel des Widerstandes gegen sie geschwächt hatte. Die Literatur der Epoche Ludwig XIV. hatte sich, in vieler Beziehung, zu sehr von der Natur und Wahrheit entfernt und an deren Stelle Formen der Konvenienz und Maximen des Verstandes gesetzt, indessen den Geist dennoch auf eine ideale Bahn mit sich fortgezogen, ihn nach allgemeinen Gesetzen auf ein allgemeines Ziel geführt, die Literatur der Epoche Ludwig XV. dagegen, die vornehmlich in einer Kritik alles Vorhandenen, einem Tadel und Zweifel an seinem Recht, seiner Wahrheit und Aechtheit bestand, individualisirte und isolirte wiederum jene auf das Allgemeine gerichtete Tendenz und trug vornehmlich durch die Art, wie sie ihre materialistischen Grundsätze nicht nur der Religion, sondern überhaupt allem Absoluten, Geistigen, Innerlichen, gegenüberstellte, zur Demoralisirung

der Individuen, zur Erniedrigung der Charaktere und, in letzter Inſtanz, zu der von unerwarteten äußern und großen Erſchütterungen beförderten Selbſt- und Eigenſucht bei, an der die heutige franzöſiſche Geſellſchaft vielleicht eben ſo ſehr, wie die vorrevolutionaire leidet, oder deren Folgen wenigſtens allgemein ſichtbarer werden.

Nach Voltaire's und Rouſſeau's Tode ſollte ſich für längere Zeit in Frankreich kein großes allgemeine Aufmerkſamkeit erregendes literariſches Talent erheben und die Schriftwelt dieſes Volkes überhaupt, obgleich in der Zukunft wiederum zu einem großen Einfluſſe beſtimmt, doch die Art von unbedingter Suprematie, die ſie über ein Jahrhundert lang ausgeübt, für immer verlieren. In der großen politiſchen Umwälzung, die ſich ein Jahrzehend nach dem Abſcheiden jener beiden außerordentlichen Männer erhob, verſchwand nicht nur alles eigentlich literariſche Leben faſt ſo als ob vorher nie ein ſolches beſtanden hätte, ſondern die Franzoſen ſchienen ihr moraliſches und intellektuelles Daſein eben ſo von vorn, wie ihr politiſches, anfangen zu wollen. Nicht nur alle ſo lang beſtandenen, aber zuletzt ſo hohl gewordenen Einrichtungen des öffentlichen Lebens, ſondern was noch befremdender iſt, alle ſcheinbar ſo feſtgewordenen Ideen, Formen und Sitten des individuellen Daſeins wurden von dem politiſchen Fanatismus, wie Spreu vom Winde, verweht. Nicht nur das politiſche, ſondern auch das literariſche Zeitalter Ludwig XIV. und Ludwig XV. verſchwanden zugleich, und die Epoche zwiſchen der Zerſtörung des Vorhandenen und den Verſuchen einer neuen Schöpfung ward von einer Art moderner Barbarei erfüllt, bei deren Anblick Voltaire und Rouſſeau höchſt wahrſcheinlich ihren Haß gegen die alte Kirche und den alten Staat abgeſchworen haben würden. So viel auch Beide, Voltaire durch ſeinen demoraliſirenden Skepticismus und Rouſſeau durch ſeinen politiſchen Idealismus, der eine die Sitten ſeiner Zeitgenoſſen verdorben, der andre ihnen ihre äußern Zuſtände verhaßt oder verächtlich gemacht haben mag, ſo viel Beide hiedurch den Ausbruch des Ungewitters beſchleunigt haben können, ſo lag in der franzöſiſchen Revolution dennoch etwas, das mit dem materialiſtiſchen Treiben Voltaire's und den extravaganten Sophismen Rouſſeau's nicht das Geringſte gemein hat, und das nur aus dem in dem vulkaniſchen

Daſein dieſer Nation, unter ihrer blumigen Hülle, ſeit Jahrhunderten gährenden Feuer- und Schlammſtoffe, von der Ohnmacht und Verwirrung ihrer öffentlichen Zuſtände zum Ausbruch gereizt, erklärt werden kann.

Sobald der Sturm ausgetobt hatte, das Werk der Zerſtörung vollendet war und die Geiſter wieder frei und ruhig genug geworden, um ſich über eine ſo nahe und furchtbare Vergangenheit Rechenſchaft abzulegen und einen Blick auf die Zukunft zu werfen, trat ſogleich das erſte aller geſellſchaftlichen Bedürfniſſe, das der Ordnung hervor, und eine neue politiſche Organiſation ward faſt eben ſo raſch vollendet als die früher beſtandene zerſtört worden war. Die Revolution hatte, mitten unter ihren anarchiſchen Gährungen, ihren Uebertreibungen und Täuſchungen, dennoch den weſentlichſten ihrer Zwecke: die Errichtung eines auf einer demokratiſchen Grundlage ruhenden Gemeinweſens — wirklich erreicht. Dieſe Demokratie bedurfte jedoch, um ihre noch lockern und beweglichen Beſtandtheile zuſammen zu halten, eines Alles überragenden Gipfels und fand einen ſolchen in dem militairiſchen und politiſchen Genie Napoleon's. Durch ſeine Erhebung ſicherte die Revolution eigentlich erſt ihre Eroberungen, denn wenn ihr dieſelben auch nie wieder ganz hätten abgenommen, ſo hätten ſie ihr doch noch länger ſtreitig gemacht werden können. Ungeachtet ſo vieler in den oberſten Regionen des Staates vorzunehmender Modifikazionen und Veränderungen, ward das demokratiſche Fundament des geſammten Zuſtandes, ſelbſt während des Despotismus und der Eroberungen Napoleon's ſo befeſtigt, daß eine neue und noch größere Revolution als die von 1789 dazu gehören würde, um es zu verwandeln, und wo ſollte dieſe herkommen und wer ſie beginnen? Sobald das Bedürfniß einer materiellen Ordnung befriedigt war, traten unter einem ſo begabten und lebendigen Volke die ideellen Forderungen des Geiſtes, der Drang nach Hervorbringung einer neuen Schriftwelt hervor. Die Literatur, die nicht eine Erfindung einiger beſonders begabten Geiſter, ſondern ein Ausdruck des geſammten Lebens einer Nation iſt, muß natürlich der Entwicklung deſſelben folgen und mehr oder weniger ein idealiſirtes Bild der Wirklichkeit ſein. Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts mußte demnach, wie die Geſellſchaft

ſelbſt, von einem andern Geiſt als die des ſiebenzehnten und achtzehnten belebt werden, eine vollkommne Erneuerung der letzteren war eben ſo wenig, wie die des geſellſchaftlichen Zuſtandes jener verſchwundenen Epochen, möglich. Die allgemeinen Formen der franzöſiſchen Schriftwelt konnten allerdings eben ſo wenig, wie die Sprache ſelbſt, verändert werden, ſie waren der natürliche Boden, der alles Neue zu tragen beſtimmt war, ſie mußten aber einen friſchen Saamen empfangen und demnach andre, als die bisherigen, Früchte, tragen. Ein neues Princip mußte ſich in dieſer ideellen Welt eben ſo wie in der realen geltend machen und, wenn es wirklich Leben haben ſollte, von letzterer nicht weſentlich verſchieden ſein. Der Charakter der neuen franzöſiſchen Literatur, die ſich im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts erhob, entſprach wirklich dieſen Forderungen ihrer Zeit und ſtellte in ſich, wie die Geſellſchaft, in der ſie entſtand, das Princip der Demokratie dar. Leſer, die mehr mit dem formellen und populairen Sinne allgemeiner Bezeichnungen, wie ſie namentlich grade im Augenblick in der Politik gebraucht werden, als mit deren innerer und urſprünglicher Bedeutung vertraut ſind, könnten hier glauben, wir meinten unter einer demokratiſchen Literatur eine ſolche, die ſich mit Vertheidigung oder Verbreitung der Demokratie beſchäftigte oder gar eine ſolche, die von den niedern Ständen ausgegangen oder vorzugsweiſe für dieſe beſtimmt ſei. Es wird jedoch bald klar ſein, was wir unter dem in der franzöſiſchen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts wirkenden Princip der Demokratie verſtehen. Die Literatur des ſiebenzehnten Jahrhunderts war unter dem Schutze eines großen Königs, in der Nähe eines glänzenden Hofes, in einer abſoluten Monarchie, und unter einem Volke entſtanden, das von dem Bedürfniſſe ergriffen war, mehr die allgemeinen Formen ſeines moraliſchen Daſeins als die ihm von der Natur verliehene innere Eigenthümlichkeit auszubilden. Daher der abſtrakte Idealismus in dieſer Literatur, die Vollendung ihrer Form bei verhältnißmäßig geringer Tiefe des Inhalts, die ſcharfe Umgrenzung, die Sicherheit und Würde, der kalte Glanz, mit dem ſie auftritt, und in Folge deſſen ihre ausſchließende, ablehnende nur mit ſich ſelbſt beſchäftigte Haltung. Dieſe Schriftwelt, in der die Form ſo hoch über dem Fond ſteht, in der der Verſtand und

seine Regeln dominiren, stand dem Volke, das von Gefühl und Phantasie lebt, nur von ihnen bewegt wird, unter allen denkbaren Erscheinungen der Art, am Fernsten. Dieser Literatur, die alle eigentlich populairen Elemente ausschloß, die nie zum Volke herunterstieg, sich zu ihm wie eine ideale Macht, eine Norm und Regel verhielt, wird Niemand die Bezeichnung einer vornehmen, ausschließenden, versagen, in ihr den Charakter des Aristokratismus verkennen. Dem literarischen Geiste dieser Epoche fehlte es vor allen Dingen an Freiheit, Bewegung und Empfänglichkeit. Er gefiel sich in dem Joche, das er sich selbst aufgelegt, versuchte es nie über die engen Grenzen hinauszugehen, die er sich gezogen und lehnte alles nicht nur seinem Princip, sondern auch nur seiner Form Fremde, mit einer besondern Art vornehmer Selbstgenügsamkeit, ab. Die französische Literatur des siebenzehnten Jahrhunderts, sich für alle andern als Regel und Muster aufstellend, nahm von ihnen nicht das Geringste an, schloß sich vollkommen in sich ab. Die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts stieg allerdings etwas von diesem idealen Standpunkte herab, riß die Mauer nieder, durch die sich ihre Vorgängerin von allem wirklichen äußern Leben getrennt hatte und trat unter die Menge, aber ihre fast ausschließend kritische und polemische Richtung, ihr Haß gegen Kirche und Staat, gab ihr den Charakter einer Faktion und machte den materialistischen Skepticismus fast eben so ausschließend wie früher der abstrakte Idealismus gewesen. Die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts nahm einen populairen Ton und Anstand an, sie war aber im Grunde eine Partei, die nach der Herrschaft strebte. Auch sie wollte weniger ein Bild, ein Ausdruck des nationalen Lebens als eine bestimmte Macht in demselben sein. Gegen das Ausland, gegen alles ihr nicht unmittelbar Zugehörige, und dies ist ein charakteristischer Zug, zeigte sie sich eben so ablehnend, wie ihre Vorgängerin gethan. Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, das, was die frühern Epochen wirklich Wahres und Aechtes geschaffen, in sich aufnehmend, ward jedoch von einem von ihnen durchaus verschiedenen Genius beseelt. Sie brach mit der Konvenienz und Etikette des siebenzehnten und der Skepsis und Polemik des achtzehnten Jahrhunderts. Sie zog der Natur den künstlichen Schleier ab, mit der man ihre Züge

verdeckt hatte, und sah ihr unmittelbar in's Auge, sie versenkte sich in den Abgrund des innern Lebens und suchte seine Nacht zu erhellen. Anstatt das Herkömmliche, Natürliche, Gewordene zu verachten, umfaßte sie dasselbe von Neuem und nicht nur unter dem Bilde ihrer eigenen Nation, sondern dem der Menschheit überhaupt. Die Darstellung der innern moralischen Interessen der menschlichen Natur wurden der vornehmste Gegenstand ihrer Thätigkeit. Sie verband aber nicht nur die nationale Gegenwart ihres Volkes mit dessen Vergangenheit und machte aus ihm wiederum ein Ganzes, sondern stellte den so lang unterbrochenen intellektuellen Austausch zwischen Frankreich und dem Auslande wieder her. Die Literatur des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hatten keine Gleichheit, keinen Wechselverkehr mit der Fremde anerkennen und sich ihr als ein Gesetz auflegen wollen, die des neunzehnten stellte die freie Konkurrenz des Geistes unter den producirenden Nationen Europa's wieder her. Sie strebte darnach sich zu verallgemeinern, zu geben und zu empfangen, den Kreis des allgemein Menschlichen überhaupt zu durchlaufen, dessen Wesen und nicht dessen zufällige Formen darzustellen und in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit ein Bild der Menschheit selbst zu umfassen. Diese natürlichere, freiere, menschlichere Richtung der neuesten französischen Schriftwelt nennen wir, im Gegensatze zu dem künstlichen, abstrakten, ausschließenden Charakter ihrer Vorgängerinnen, ihre demokratische Tendenz. Der Impuls zu dieser neuen Bewegung des französischen Geistes konnte ihm nur aus der großen politischen Umwälzung am Ende des achtzehnten Jahrhunderts kommen, allerdings nicht aus dieser materiellen Revolution, wie sie in der Wirklichkeit sich gezeigt, sondern aus der Idee, die in ihr verborgen lag.

Die Literatur des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hatte sich durch das Zusammenwirken einer Menge gleichzeitiger Talente erhoben, die des neunzehnten verdankte, allerdings nicht ihre volle Entfaltung, aber ihren ersten mächtigsten Anstoß und ihre genialsten Hervorbringungen, einem einzigen großen Talent: Chateaubriand. Eben so war die monarchische Größe Frankreichs unter Ludwig XIV. nicht das Werk dieses Königs, sondern das einer Zahl großer Staatsmänner und Feldherrn gewesen, während Napoleon seine Aufgabe fast allein löste

und alles um ihn her nur als Werkzeug brauchte. Die Revolution schien, in dem sie die Rechte ausgedehnt, das Genie concentrirt zu haben. Sonderbar genug war der politische Regenerator Frankreichs nicht nur von dunkelm Herkommen, sondern sogar fremden Blutes, während der literarische Regenerator aus einem der ältesten Häuser stammte, das unter den Plantagenets in England Lehne besessen und die alten Könige von Frankreich in ihren Zügen nach dem Orient begleitet hatte. Die Revolution hatte auch in dieser Beziehung die Rollen wunderbar umgekehrt. Wie man auch große praktische und ideale Talente, von denen erstere in der Gegenwart mächtiger wirken, letztere einen tiefer gehenden und länger dauernden Einfluß ausüben, zu einander stellen mag, immer ist gewiß, daß Chateaubriand nach Napoleon die größte Erscheinung des neunzehnten Jahrhunderts in Frankreich gewesen ist. Vor Allem zum Dichter geboren und in einer andern Zeit und in einer andern Sprache hätte er in dieser Beziehung noch viel Größeres geleistet, aber von widersprechenden Eindrücken erfüllt, von fast entgegengesetzten Elementen, wie den Erinnerungen der Feudalwelt, den Grundsätzen der modernen Freiheit, den Gefühlen des Katholicismus und der Bildung des achtzehnten Jahrhunderts hin und hergezogen, für die es wohl in der Poesie, wie er auch bewiesen, aber nicht leicht in der Wirklichkeit eine Vereinigung giebt, hat er in seiner politischen Laufbahn, in welche ihn weder sein Genie noch seine Neigung, sondern die gebieterischen Verhältnisse der Außenwelt warfen, nichts Großes, Ganzes, Festes geleistet, sich nie einer Richtung, einem Princip, ausschließend hingeben können, ist mit sich selbst in Widerspruch gerathen und auf diesem nicht von Ideen, sondern von Interessen bewegten Meere gescheitert. Sein Verhalten unter der Restauration, wo er anfangs eine Art Wiederbelebung der Feudalmonarchie mit einigen Ideen der neuesten Zeit gemischt predigte, allen mit der Gegenwart im schneidendsten Kontrast stehenden Phantasien der Reaktionspartei die Magie seines Talents lieh und sich und andere über die Bedeutung der bourbonischen Dynastie täuschte, sein späteres Streben die englischen und altfranzösischen Staatsgrundsätze, eine aristokratische Republik mit einem erblichen Oberhaupte und eine absolute Monarchie mit einigen nur dunkel begrenzten und schwach gestützten, mehr von der Meinung als dem

Geſetz anerkannten Garantien für das Volk mit einander zu vermiſchen, ſeine endliche Oppoſition zu Gunſten der modernen Freiheit, als er dieſelbe ernſtlich bedroht ſah, und ſein Widerſtand gegen deren letztes Reſultat, die Juliusrevolution, alle dieſe Inconſequenzen haben ſeinen Ruhm in der Gegenwart etwas verdunkelt und beweiſen wie ſelten, wenigſtens in unſrer Zeit, große für eine ideale Sphäre geſchaffene Talente geeignet ſind, in die complicirte Maſchine des politiſchen Lebens einzugreifen und wie viel ſie verlieren, wenn ſie aus dem Aether, in dem ſie geboren ſind, in eine dickere Atmoſphäre herabſteigen. In nach despotiſchen Grundſätzen regierten Ländern iſt den Staatsmännern ein gewiſſes literariſches Talent faſt überflüſſig und wird von ihnen gewöhnlich weder beſeſſen noch geſucht und geſchätzt, denn da herrſchen Fakten und nicht Ideen, die Stellung ſolcher Perſonen hängt nicht von der Meinung ſondern von dem Willen eines oberſten Gebieters ab, und der materielle und mechaniſche Zuſtand des öffentlichen Lebens hält die ideale und reale Welt möglichſt auseinander; in großen und freien Gemeinweſen aber iſt den politiſchen Perſonen einige literariſche Fertigkeit faſt unerläßlich, die meiſten engliſchen und franzöſiſchen Staatsmänner ſind mehr oder weniger Autoren, aber dennoch iſt es gewiß, daß eine überwiegende Kraft innern Lebens auf dem ſchlüpfrigen und beweglichen Boden der Politik ein Hinderniß und kein Vortheil iſt. Chateaubriand's Leben iſt hiefür ein hinlänglicher Beweis. Das größte ideale Genie der drei letzten Jahrhunderte, Göthe, wäre auf einem großen Theater gewiß ein trauriger Staatsmann geweſen, ſeine tiefe Einſicht würde ihn aber, ſelbſt unter den verführeriſchſten Umſtänden, von einer mit dem ſchöpferiſchen Drange ſeines Geiſtes unvereinbaren Thätigkeit abgehalten haben.

Die neue Richtung, die Chateaubriand im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts in die Literatur einzuführen verſuchte, und die wir, von der demokratiſchen Tendenz der neueſten franzöſiſchen Schriftwelt ſprechend, umſtändlicher charakteriſirt haben, fließ übrigens auf viel mehr Widerſtand als unter ähnlichen Umſtänden in andern Ländern ſtattgefunden. Die altfranzöſiſche Schriftwelt hatte ſich nicht nur durch eine Menge wirklich bedeutender Produktionen, beſonders aber durch die ſo allgemein verbreitete Vervielfältigung ihrer Formen, gewiſſermaßen des

ganzen Lebens der Nation bemächtigt und war zu einer Art fixem Typus geworden, außer und neben welchem man nicht nur nichts gelten, sondern sogar nichts für möglich und vernünftig halten wollte. Es hatte, um diese Art unbeweglicher Tradition in der Literatur selbst, und starrer Anhänglichkeit in dem Publikum, in etwas zu erschüttern, eine Revolution gehört, die, indem sie Kirche und Staat über den Haufen warf, den Gedanken einer Veränderung in den Verhältnissen des intellektuellen und moralischen Daseins wie in denen des politischen, möglich gemacht hatte. Da indessen die Formen der Intelligenz sich des Geistes einer Nation viel tiefer als die seiner äußern Existenz bemächtigen, so fand Chateaubriand, der die Revolution im Staate bekämpft, als er eine solche in die Literatur einführen wollte, großen Widerstand, und die, welche in der realen Wirklichkeit das Alte zerstört, wollten es in dem Reiche der Ideen um jeden Preis erhalten. Ein Umstand kam ihm bei seinem Unternehmen zu statten und erleichterte dasselbe, dies war der Ueberdruß und selbst der Haß, den die zerstörende Tendenz eines Theiles der alten Literatur und besonders die Schule des achtzehnten Jahrhunderts, durch den Einfluß, den man ihr auf die Revolution und deren Excesse Schuld gab, bei einem großen Theile der höhern Stände, erregt hatte. Der grenzenlose Leichtsinn Voltaire's und der Fanatismus Rousseau's fingen das Publikum zu ermüden und zu ängstigen an. Man fühlte, obwohl dunkel, daß der materialistische Skepticismus des einen die Sitten verdorben und die extravaganten Sophismen des andern das Urtheil verwirrt hatten und daß die intellektuelle Welt, wenn auch keiner totalen Veränderung, doch einer neuen Belebung bedürfe. Man sehnte sich nach einer andern Befriedigung, einem andern Kreise von Vorstellungen und Bildern. Die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts entsprach nicht mehr den Bedürfnissen der Gegenwart. Diese Stimmung theilte und begriff Chateaubriand, und sie übte auf die Entwicklung seines Talentes einen großen Einfluß aus.

Der von der Schule des siebenzehnten Jahrhunderts vollendetste Theil der Literatur war das Drama gewesen. Diese Partie, und auch hier nur die Tragödie, war im achtzehnten Jahrhundert, und auch nur zum Theil, von Voltaire aufrecht erhalten worden. Die vollendete Form

des franzöſiſchen Drama hatte in dem literariſch gebildeten Publikum eine Art eigenſinniger Kennerſchaft, wie man ſie ſonſt nur in den bildenden Künſten findet, hervorgebracht. Selbſt in Voltaire's Tragödien glaubte man oft ſchwache Pinſelſtriche zu entdecken, nicht daß man die Tragödie mit ſich ſelbſt, mit ihrem äußern Zweck und innern Geſetz verglichen hätte, ſondern indem man die voltaire'ſchen Produktionen z. B. an die von Racine oder Corneille hielt und ſie nach dieſen Muſtern richtete. Das Luſtſpiel, ein in der franzöſiſchen Literatur beſonders wichtiger Theil, war noch mehr geſunken. Chateaubriand beſaß kein dramatiſches Talent, ſeine Verſuche in dieſer Beziehung ſind ſehr mittelmäßig, auch hätte er in dieſer Sphäre nur Nachahmer ſein können. Auch war ihm offenbar, wie Rouſſeau, die Form der franzöſiſchen Poeſie überhaupt zu eng. Im Grunde entſprach keines der aus dem ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert überkommenen großen Muſter ſeinem Talent, das, wenn man es durchaus vergleichen will, zuweilen an Rouſſeau erinnert, obgleich Chateaubriand die harmoniſche Fülle und den begeiſternden Schwung der rouſſeau'ſchen Proſa nur ſelten erreicht, dabei aber, als eine viel poetiſchere Natur, ſeinen Geſtalten, Bildern und Reflexionen mehr Natur, Tiefe und Wahrheit zu geben verſtanden hat. Er wählte demnach die Proſa zur Form ſeines Talents, die, obgleich durch Voltaire und Rouſſeau zu einer in ihrer Art nicht zu übertreffenden Vollkommenheit gebracht, von einem eigenthümlichen Genie, einem andern Geiſte der Zeit, einen neuen Inhalt und damit natürlich auch viele äußere Modifikationen, erfahren konnte.

Vier Werke ſind es, durch die Chateaubriand ſeinen Einfluß in der franzöſiſchen Literatur begründet und ſie mit ſeinem Geiſt erfüllt hat: Attala, René, le Génie du christianisme und die Märtyrer. Seine übrigen Produktionen gehören nicht hieher, denn wir wollen nicht eine Geſchichte ſeines Talents liefern, ſondern nur deſſen Bedeutung für die franzöſiſche Schriftwelt des neunzehnten Jahrhunderts erklären und nachweiſen, warum er für den Vater und Führer des gegenwärtig herrſchenden literariſchen Geiſtes ſeiner Nation zu halten iſt. Wie bei allen großen Autoren, ſind es im Grunde nur einige Fundamentalwerke, in denen ſich Chateaubriand's Genius ausſpricht, das Uebrige iſt eine

Wiederholung und Anwendung, eine Erweiterung des schaffenden Geistes, aber keine neue Schöpfung selbst.

Zwei Verdienste sind es vornehmlich, die sich Chateaubriand um die französische Literatur, und so weit der sittliche Zustand einer Nation mit ihr verbunden ist, um diesen selbst erworben hat. Er hat die Franzosen, so weit eine in ihrem formellen Theile so vollendete Vorstellungs- und Anschauungsweise es zuließ, von dem Joche einer Menge bis zur Willkühr gehender Konvenienzen und falscher Regeln befreit und ihre Empfindung, ihre Sprache, und damit zuletzt ihr ganzes Wesen verjüngt, erwärmt und erhoben. Sein ernster, origineller, unter den größten Eindrücken und den gewaltigsten Ereignissen gereifter Geist zwang seine Landsleute, durch den Zauber seines Talents, in Attala die Liebe und Natur von allem bisherigen Putz und Tand befreiet, in René den Abgrund des innern Lebens, in einer ihnen vorher durchaus fremden, ihrer ganzen Weise zu denken und zu empfinden, so schwer zugänglichen Wahrheit und Kraft, kennen zu lernen. René ist überhaupt das Außerordentlichste was dieser Dichter hervorgebracht und aus ihm spricht ein Geist, der selbst in den übrigen Werken Chateaubriand's sich selten vernehmen läßt, von dem aber in der ganzen übrigen französischen Literatur keine Spur gefunden wird. Die französischen Kritiker, die diesen Namen verdienen, sehen diese kurze Novelle, mit Recht, als ein in ihrer Art unvergleichliches Werk an. Lord Byron Child Harold ist ein verlängerter aber nicht verstärkter Akkord des wunderbaren Tones, der in René weht. In dem „Génie du christianisme" und den „Märtyrern" führte Chateaubriand das französische Publikum nicht nur wieder auf die Betrachtung des Christenthums überhaupt zurück, weckte eine während des achtzehnten Jahrhunderts fast erstorbene religiöse Stimmung wieder auf, bot ihr eine neue Nahrung an, was Alles schon ein unermeßliches Verdienst gewesen, sondern er erneuete durch die Art wie er in dem „Génie du christianisme" einen großen Theil der Sitten, Gewohnheiten, Ueberlieferungen des französischen Volkes aus den Lehren und Formen der Kirche und zum Theil aus der ersten Zeit ihrer Verbreitung nachwies, in „den Märtyrern" durch seine Darstellungen des antik-heidnischen und christlich germanischen Lebens, den in dieser Nation fast ganz erloschenen

Sinn für die Vergangenheit, für jedes große von der Gegenwart verschiedene geschichtliche Dasein. Seine poetische Anschauungskraft gab dem französischen Publikum zum ersten Male eine Idee, wie eine verschwundene oder fremde Welt in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit dargestellt werden müsse; früher war Alles dem französischen Wesen auf irgend eine Art assimilirt und in einer verblasenen, halb sterilen, halb phantastischen Manier, der Gegenwart und oft der Mode gemäß, zugeschnitten worden. Chateaubriand ist nicht nur der Vater der neuen poetischen, sondern eben so gut der neuen historischen Schule in Frankreich, die als der Kern der gegenwärtigen französischen Literatur betrachtet werden muß und deren poetische Leistungen an Wichtigkeit und Einfluß bei Weitem übertrifft. Augustin Thierry, dessen Verdienst in Deutschland eben so wie in Frankreich anerkannt wird und der, wenn man den frühern Zustand der französischen Historik kennt, nicht genug bewundert werden kann, erklärt ausdrücklich, daß er in seiner Jugend durch die Lesung gewisser Scenen „der Märtyrer" zum ersten Male eine Vorstellung von einer wahrhaften Darstellung des Vergangenen bekommen und mit der schalen und falschen Manier der bisherigen französischen Geschichtschreibung zu brechen, hierdurch angeregt sei.

Wenn Chateaubriand durch seine Ideen und Anschauungen einen nicht zu verkennenden Einfluß auf die Vorstellungen und selbst auf den Charakter seiner Landsleute ausgeübt, wenn er ihnen eine tiefere und ernstere Stimmung wenigstens möglich gemacht, so hat er durch die individuelle Form seiner Darstellung die Sprache selbst neu belebt. Ohne Voltaire's unnachahmliche Anmuth und Leichtigkeit und Rousseau's drangvolle Präcision zu besitzen, hat er der französischen Prosa, die allmählig durch die immer fortgesetzte Arbeit eines sogenannten guten Geschmackes und einer ausschließenden Verstandesrichtung fast zu einer geometrischen Figur, einem transparenten Luftgebilde, einer einbalsamirten Mumie zu werden drohte, einen frischen Körper gegeben, in die offnen aber starren Augen ein neues Licht gegossen und den bleichen verglaßten Zügen eine neue Röthe eingehaucht. Er ist es gewesen, der der Phantasie, im eigentlichen Sinne des Wortes, im Geiste und der Sprache dieses Volkes wieder zu ihrem Recht verholfen hat. Im acht-

zehnten Jahrhundert hatte sich diese Sängerin und Seherin, vor den Umarmungen des Witzes, der sie in der Gestalt eines Greises verfolgt, sich rettend, zu andern Völkern gewandt und schien nach Frankreich nie mehr wiederkehren zu wollen. Chateaubriand in der Bretagne, dem Lande Merlin's, Lanzelot's und Tristan's geboren, besaß das Geheimniß die Flüchtige zurückzurufen. Es war aus der französischen Poesie allmählig alle Individualität verschwunden und dieselbe eine Ueberlieferung stehender Phrasen, Sentenzen und Charaktere geworden, die nur mit den Situationen ein wenig wechselten, im Grunde aber immer dieselben waren. Die poetische Intuition und Ahnung, ohne die es am Ende keine Erfindung giebt, war durch den Witz und Verstand verdrängt worden, die zum Zergliedern aber nicht zum Erzeugen taugen. Die gesammte Literatur hatte einen conventionellen gesellschaftlichen Charakter, eine einzige Farbe, dieselbe immer wiederkehrende Haltung bekommen. Dieses manierirte Wesen mußte zuletzt jede freie Lebensregung ersticken. In Chateaubriand's Werken muß aber, wer mit der französischen Sprache auch nur ganz oberflächlich bekannt ist, einen durchaus andern Ton entdecken. Mit ihm irrt man in den Urwäldern Amerika's, sieht die Riesenströme an sich vorüberziehen, hört die dunkle Stimme, mit der der „große Geist" im Rauschen der Eichen zu dem kupferbraunen Geschlecht spricht, und wird von dem scheuen Blicke des Wilden, dem Gesange der Vögel, dem Zischen der Schlangen, von dem Eindrucke einer so überreichen Natur und der Einsamkeit des Menschenherzens in Mitte dieser Fülle, wunderbar getroffen. Die Ruinen Rom's und Athen's, die verlassenen Ufer Morea's, die Trauer, die noch heute über Jerusalem schwebt, die Gräber der Pharaonen, dies Alles nnd zahllos Anderes wird, jedes in seiner besondern Art und Natur, dem Leser vor die Augen gerückt. Man glaubt in diesen Schilderungen oft Licht und Schatten, wie körperliche Dinge, unterscheiden zu können. Dieses große malende und bildende Talent Chateaubriand's, verbunden mit seiner Tiefe des Gefühls, erwärmte und erfüllte eine durch ihre allgemeine und idealistische Tendenz bis zur Leerheit ätherisirte Sprache.

Eine bemerkenswerthe Veränderung ging aus dieser neuen tiefern, individuellern, freiern Richtung der Literatur auf ihre äußere Stellung zur

öffentlichen Macht über. Der literariſche Geiſt des ſiebenzehnten Jahrhunderts hatte dem Staate gedient, der des achtzehnten ihn bekämpft, der des neunzehnten Jahrhunderts diente ihm nicht, bekämpfte ihn nicht, ſondern ſtrebte vor allen Dingen danach, wie er aus ſich ſchöpfte, auch ſich ſelbſt wiederum zu befriedigen. Die neueſte franzöſiſche Schriftwelt war's, ohne ihre Verbindung zum öffentlichen Leben und zur Geſellſchaft zu verlieren, doch in ſich weit unabhängiger, als ihre Vorgängerinnen geweſen. Sie ging weder darauf aus die Wirklichkeit ſo zu idealiſiren, wie es die des ſiebenzehnten Jahrhunderts gethan, noch ließ ſie ſich von ihr ſo materialiſiren, wie es der des achtzehnten ergangen. Dieſe natürlichere, würdigere und zugleich anſpruchsloſere Stellung der Literatur ward ebenfalls von Chateaubriand begonnen, der Napoleon weder ſchmeichelte, noch bekämpfte, ſondern ſich und ſeine Welt von ihm unabhängig ausbildete. Der Kaiſer, der, obgleich er die weſentlichſten Reſultate der Revolution, die abſolute Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Geſetz und die Zerſtörung aller aus dem Mittelalter ſtammenden Abhängigkeit von Perſon oder Beſitz anzutaſten, weder den Willen noch die Macht gehabt, haßte, als Despot und Eroberer, im Innerſten ſeines Herzens jede Erhebung der Individualität, die nicht von ihm ausging, jedes Streben nach moraliſcher oder politiſcher Unabhängigkeit. Er war deshalb dieſer neuen Richtung der Literatur, wie ihrem Urheber, obgleich er zu viel Geiſt beſaß, um deſſen Verdienſt zu verkennen, abgeneigt, vermochte jedoch nicht, da ſie aus einem intellektuellen tief gefühlten Bedürfniß hervorgegangen, ihre Verbreitung zu verhindern.

Neben dieſer neuen Literatur, welche das franzöſiſche Leben wieder der Natur und Wahrheit näher brachte und es zu der Quelle führte, in der ſie ſich ſelbſt begeiſtert, ging die alte traditionelle, dem ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert entlehnt, von Napoleon beſchützt, ihren gemeſſenen Gang fort. Die Dichter, Hiſtoriker u. ſ. w. der eigentlich napoleoniſchen Epoche traten genau in die Fußſtapfen ihrer Vorgänger und ſuchten gerade ſo wie Racine zu empfinden und wie Voltaire zu denken. Da es ihnen aber an allem Genie, an aller Freiheit fehlte, ſo ſanken ſie zu einer immer flachern, immer kältern Manier herab, die ſelbſt ihrem kaiſerlichen Beſchützer oft läſtig und ſogar lächerlich wurde, und

Napoleon griff dann zuweilen nach einem Werke Chateaubriand's, so wie man seine Blicke auf eine schöne Landschaft richtet, in der man gleichwohl das Haus eines Gegners entdecken kann. Diese literarische Tradition erhielt sich noch lange und wird überhaupt nie ganz verschwinden, sie ward aber immer schwächer und konnte die Verbreitung der neuen Schule nicht hindern, die im Gegensatze zu jener traditionellen, welche, die Formen des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nachahmend, wie diese selbst die lateinische Literatur nachgeahmt, die klassische hieß, die Benennung der romantischen, ihre Frische, Freiheit und Bewegung andeutend, erhielt.

Chateaubriand hat an den Uebertreibungen, in welche die romantische Schule verfallen, selbst keinen Theil genommen. Seine tiefe Einsicht in den Charakter seiner Sprache und die Eigenthümlichkeit seiner Nation hat ihn nie über die Grenzen dessen, was beiden angemessen ist, geführt. Er hat die alt und grau gewordene Literatur seines Volkes verjüngen aber nicht zerstören wollen, und sowohl sein erworbener Geschmack als der natürliche Adel seiner Gesinnung hat ihn vor den monstruosen Ausartungen bewahrt, in die einige seiner talentvollsten Nachahmer gefallen sind. Von diesen sind die freiern und menschlichern Ideen Chateaubriand's in der Literatur, ungefähr so wie meist die philanthropisch-kosmopolitischen Principien Lafayette's in der Politik, von den Sanskulottes des Terrorismus, gemißbraucht und verzerrt worden.

Wenn Chateaubriand durch sein originales Genie in der französischen Literatur eine neue Epoche begonnen, so trug der empfängliche und lebendige Geist der Frau von Staël, unter ungewöhnlich günstigen Einflüssen gebildet, dazu bei, diese literarische Regeneration mit der übrigen Welt in Verbindung zu bringen und in ihr durch die Berührung mit deutschen und englischen Ideen eine neue Flamme zu entzünden. Als Protestantin und Tochter eines genfer Banquiers und durch ihre Verheirathung mit dem Auslande in eine natürliche Verbindung gebracht, konnte sie, so sehr sie sich auch den Sitten ihres pariser Vaterlandes anschließen mochte, doch nie ihren fremden Ursprung vergessen und verläugnen und war zu einer Verbindung mit der Fremde weit mehr als der Sohn der altkatholischen und altadeligen Bretagne geeignet.

Ihr Werk „L'Allemagne“ machte, ſo erniedrigend es auch in vieler Beziehung für Deutſchland war, denn ſie ſah unſer Vaterland in einem Augenblicke, da es faſt auf die Stellung Polens und der Türkei herabgebracht war, durch ſeine Auffaſſung und Darſtellung der großen Züge des deutſchen Geiſtes und Charakters die Franzoſen wiederum mit der Eigenthümlichkeit eines Landes, das ihnen faſt ſo unbekannt wie das Innere Afrika's geblieben, und mit den Vorzügen einer Nation vertraut, die ſie nur durch ihre Mängel kennen gelernt hatten. Was dem Talent dieſer Frau zu großem Ruhme gereicht, iſt die ſo ſeltene Gabe, den permanenten Geiſt und Charakter einer Nation unter der momentanen Hülle ihrer äußern Zuſtände herausgefunden zu haben. Dieſes Werk hatte ſich die koloſſale Aufgabe geſtellt, das geſammte intellektuelle und moraliſche Leben der Deutſchen und beſonders ſeine Gegenſätze zu dem der Franzoſen in allen ſeinen Theilen zu verfolgen, es letztern verſtändlich und wo möglich anziehend zu machen. Dieſe Abſicht ward, ſo weit es die Kluft, die zwiſchen den beiden nationalen Eigenthümlichkeiten liegt, wirklich erreicht und iſt für Frankreich, wie wir in der Folge ſehen werden, nicht ohne tief eingreifende Bedeutung geweſen. Die übrigen Werke dieſer merkwürdigen Frau haben alle, obgleich in geringerm Grade, dazu beigetragen, den ſtarren Regelzwang, die ſonderbare Miſchung eines bis zur Leerheit künſtlichen Idealismus und eines ſelbſtſüchtigen ſeiner und Andrer ſpottenden Materialismus zu Wahrheit und Natur zurückzuführen. Obgleich Frau von Staël ſich in ihrem Leben und ihren Studien ſo viel mit Deutſchland beſchäftigt, ſo ſteht ſie in ihren eigenthümlichen Produktionen, wie: Corinna, Delphine u. ſ. w., deutſcher Gefühls- und Reflexionsweiſe viel ferner als man glauben ſollte. Aus ihrem Hauptwerke aber entſtand für Frankreich die Bekanntſchaft und allmählig die Einſicht in deutſches Leben und deutſche Literatur. Die großen Produktionen Göthe's und Schiller's, die Spekulationen Kant's und Fichte's, die zugleich geiſtreiche und gründliche Behandlung des Alterthums in den Werken von Voß, Schlegel u. ſ. w., die Vereinigung von antiker Ruhe und romantiſcher Tiefe in der Gedanken- und Gefühlswelt der Nation, die Fähigkeit das Fernſte und Fremdeſte zu durchdringen, zu begreifen und zu beleben, dies Alles ging, in ſolcher Stärke, den

Franzoſen damals zum erſten Male auf. Die unermeßliche Fülle intellektuellen Lebens in Deutſchland iſt, da die ganze Kraft der geiſtig begabteſten aller Nationen, bei ihrer politiſchen Hoffnungsloſigkeit, ſich ausſchließend auf dieſes Gebiet geworfen, wie ein Strom in zu engem Bette allmählig über ſeine Ufer getreten und wird mehr oder weniger alle Nachbarländer befruchten, aber es ſteht zu befürchten, daß die Quelle deſſelben, bei der tiefen Disharmonie des innern und äußern Lebens in Deutſchland, endlich verſiegen und daß der deutſche Geiſt, der wie ein Verſchwender offne Tafel gehalten und mehr an Andre als an ſich gedacht hat, endlich Bankerutt machen wird.

Chateaubriand, der wie alle großen originalen Genies mehr aus ſich und der Natur ſchöpfte als von Andern entlehnte, wäre zu einer ſolchen Propagation fremder Ideen und Arbeiten weniger als die in hohem Grade ſympathetiſche und empfängliche Natur ſeiner berühmten Zeitgenoſſin geeignet geweſen. Der im beſten Sinne des Wortes liberale, von keinen ausſchließenden Formen beherrſchte Geiſt dieſer Frau, machte ſie zur Auffaſſung fremder Zuſtände beſonders geſchickt; aber hätte Chateaubriand nicht durch einige tiefe Werke dem Geſchmacke der Nation eine neue Richtung gegeben, ſo würde das Beiſpiel der Frau von Staël nicht hingereicht haben, dem ſtarren traditionellen Charakter der franzöſiſchen Literatur ein neues Leben einzuhauchen. Die Leiſtungen dieſer neuen Literatur, von dem Genie Chateaubriand's befruchtet und von der durch Frau von Staël mit dem Auslande eröffneten Verbindung vielfach angeregt, werden uns in den nächſten Artikeln beſchäftigen.

III.

Ueber die Gesundheit der Gelehrten.

Von

Professor Dr. K. W. Ideler.

Zweiter Artikel.

Zur Erläuterung meiner früheren Darstellung möge es mir vergönnt sein, ein paar Sätze von Tissot zu entlehnen, um zu zeigen, wie er von vorn herein seine Aufgabe in eine falsche Stellung gebracht und sich dadurch eine befriedigende Lösung derselben unmöglich gemacht hat. An sich scheint zuvörderst sein Axiom unverwerflich, daß die Krankheiten der Gelehrten von zwei Ursachen abstammen, von angestrengter Arbeit des Geistes (also auch des Gehirns) und von anhaltender Ruhe des Körpers. Aber läßt sich denn höhere Geistesbildung nur bei einer Ruhe des Leibes gewinnen, in welcher alle Organe des letzteren erlahmen, und muß der Gelehrte daher nothwendig krank werden? Die Antwort hierauf mögen Sokrates, Plato und so viele andere gefeierte Denker Griechenlands geben, welche ihre höchste Geisteskultur mit der vollständigsten Pflege ihres Körpers in Einklang zu bringen wußten.

Ferner: „Unter übrigens gleichen Bedingungen verdaut derjenige am schlechtesten, welcher am meisten denkt, und umgekehrt geht die Verdauung bei einem Minimum von Denken am besten von Statten, dergestalt, daß der beschränkte Kopf dabei ein sitzendes Leben führen kann, während der Gelehrte bei gehöriger Leibesübung und gutem Tempera-

ment an seiner Verdauung zu leiden hat." — Unstreitig hat hier die den Franzosen eigene Vorliebe für Antithesen dem außerdem so nüchternen Beobachtungsgeiste Tissots einen schlimmen Streich gespielt, und ihn übersehen lassen, daß empirische Verhältnisse nur selten nach dem Schema dialektischer Gegensätze beurtheilt werden können, weil bei ihnen gewöhnlich eine Menge der verschiedenartigsten Nebenbedingungen wirksam, und daher ihr Erfolg der mannigfachsten Abweichungen fähig ist. Wie anders wird die Verdauung eines Gelehrten beschaffen sein, je nachdem er in der Jugend durch gymnastische Uebungen seinen Körper in naturgemäßer Entwickelung zur vollen Kraft gedeihen, oder in unablässigen scholastischen Grübeleien die Blüthe seines Lebens dahin welken ließ; je nachdem er Maaß und Ordnung in seinem Tagewerk zu halten sich gewöhnt hat, oder mit Verachtung aller diätetischen Gesetze jede Leibespflege versäumt, weder nach der Mahlzeit, noch in später Nacht sich Erholung gönnt, und durch künstliche Reize, Wein, Kaffee, Thee, Gewürze die Organe zu erzwungenen Anstrengungen stachelt, durch welche sehr bald auch die nachhaltigste Energie aufgerieben wird.

Wie oft giebt ein Umstand, der mit dem Einfluß der Geistesthätigkeit auf die Verdauung gar nichts zu schaffen hat, den Ausschlag, ob letztere frei von Statten geht, oder gehemmt wird, z. B. die Stellung und die Bekleidung des Körpers beim Studiren, weil Zusammendrückung des Unterleibes die Thätigkeit aller seiner Organe beeinträchtigt; ferner das reichliche oder sparsame Trinken, weil letzteres oft die alleinige Ursache der Hartleibigkeit ist, welche an sich schon hinreicht, den gesundesten Magen krank zu machen; oder die Verwöhnung an eine allzu zarte und weiche Kost, welche freilich die Verdauung ungemein erleichtert und abkürzt, aber sie auch immer mehr erschlaffen läßt u. dgl. m.

Eben so trägt alles, was Tissot über die Erschöpfung und Ausmergelung des Nervensystems durch Geistesarbeiten sagt, das Gepräge der Uebertreibung. Das Gehirn ist allerdings den allgemeinen Lebensbedingungen unterworfen, denen zufolge jedes Organ, nachdem es durch seine Thätigkeit eine theilweise Zersetzung seiner Substanz erfahren hat, einer angemessenen Ruhe bedarf, um durch die restaurirende Lebensthätigkeit die Integrität seiner Mischung und dadurch die verlornen Kräfte

herzustellen, daher es durch enorme und zu lange fortgesetzte Anstrengungen sich geradezu aufreibt. Daß also der Denker, welcher sein Gehirn auf die Folter spannt, dasselbe zu Grunde richtet, sich dadurch ein Heer von Krankheitszufällen zuzieht, seinen Tod beschleunigt, oder was noch schlimmer ist, für seinen Beruf invalide wird, und dann den Rest seines Lebens in einer an Blödsinn grenzenden Verstandesschwäche vertrauern muß — alles dies unterliegt freilich keinem Zweifel. Tissot beutet denn auch diese Erfahrung zu Gunsten seiner Meinung aus, indem er ein wirklich schauerliches Gemälde des Looses entwirft, dem, wie er glaubt, die Gelehrten nach anstrengenden Kopfarbeiten fast nicht ausweichen können, da sie blind, taub, lahm, schlagflüssig, geistesschwach werden und in einem erbärmlichen Zustande sterben sollen, welches er durch eine Menge von Beispielen zu beweisen sucht — Ist denn aber die Grenze zwischen dem Naturgemäßen und Unnatürlichen so schwer zu ziehen? Wer den Mißbrauch von dem rechten Gebrauch nicht zu unterscheiden weiß, wird keine einzige Lebensregel gehörig anwenden können. Mit gleichem Rechte wie Tissot, könnte man auch behaupten, es gäbe nichts Schädlicheres als die Muskelanstrengung, da durch sie oft Glieder verrenkt, Knochen gebrochen, Blutgefäße mit unmittelbar tödtlichem Erfolge gesprengt, Zerreißung und Verschiebung innerer Eingeweide bewirkt, Fieber, Entzündungen, Krämpfe, mit einem Worte alle möglichen Krankheiten verursacht worden sind.

Ueberdies verdient es wohl beherzigt zu werden, daß die Klagen über die gesundheitswidrigen, ja lebensfeindlichen Wirkungen der Gelehrsamkeit in neuerer Zeit weniger laut und allgemein geführt werden, als sonst, wofür sich meines Erachtens eine genügende Erklärung in dem weit freieren Geiste finden läßt, welcher die Wissenschaften jetzt beseelt. Vergleichen wir die lähmende Selbstquälerei, zu welcher die früheren Gelehrten im Gebiete einer todten Scholastik, abstruser metaphysischer Grübeleien, trockenen philologischen Krams, theosophischen Wustes, der kabbalistischen, astrologischen, alchemistischen und ähnlichen Träumereien nicht zu gedenken, sich verdammen mußten, mit dem freudigen kräftigen Gedeihen, dessen der Geist in dem lebensfrischen Elemente der Naturwissenschaften und eines objektiven Denkens überhaupt theilhaftig wird,

wozu die mächtigen Interessen einer tief bewegten Zeit unwiderstehlich hindrängen, so dürfte wohl keine Uebertreibung in den Worten liegen, daß der frühere Gelehrte sich zu dem jetzigen verhalte, wie der Sklave zu dem Freigebornen. Eben so darf nicht übersehen werden, daß die Nachtheile der geistigen Anstrengung unter übrigens gleichen Bedingungen erst dann recht fühlbar hervortreten, wenn sie als Zwangsmittel in Anwendung gesetzt wird, geistige Talente hervorzutreiben, zu denen die Natur schlechthin jede Anlage verweigert hat, wenn also der für empirischen Verstandesgebrauch organisirte Kopf zur spekulativen Philosophie erzogen, oder wenn die blühende Phantasie eines geborenen Dichters in die Mysterien der mathematischen Analysis eingeweiht werden soll. Wie oft sind die besten Gaben der Natur einer thörichten Eitelkeit geopfert worden, deren Eigensinn sich gerade darin gefällt, das Unmögliche erzwingen zu wollen. Alles dies und noch vieles Andere in Betreff der wissenschaftlichen Kultur, welches näher zu bezeichnen hier nicht der Ort ist, muß doch wohl erwogen werden, ehe man den platten Satz ausspricht, der geistige Reichthum sei nur durch einen Bankrott des körperlichen Lebens zu gewinnen.

Indeß Tissot huldigt nun einmal dieser trostlosen Ansicht, und um auf sie den stärksten Nachdruck zu legen, ruft er das Gespenst des Wahnsinns herbei, um dadurch die Gelehrten in Furcht und Schrecken zu versetzen, weil einige unter ihnen wirklich demselben zum Raube wurden. Der Kürze wegen muß ich mich auf meinen Grundriß der Seelenheilkunde beziehen, woselbst ich (Th. 2. §. 135.) den Beweis geführt zu haben glaube, daß die Seelenkrankheiten mit dem Geiste der ächten Wissenschaften im strengsten Gegensatze stehen. Nur so viel mag beiläufig bemerkt werden, daß Gelehrte, welche von zügellosen Leidenschaften, der ursprünglichen und wesentlichen Ursache des Wahnsinns, beherrscht werden, eben so gut wie andere Menschen die verderblichen Thorheiten derselben abbüßen müssen, wogegen nicht einmal eine erleuchtete Intelligenz schützen kann. Zu jenen Leidenschaften gehört namentlich auch die Hypochondrie, welche zwar durch eine geregelte Lebensweise selbst bei den anstrengendsten Geistesarbeiten sehr leicht verhütet werden kann, welche aber, wenn sie durch Zerrüttung der Nerven bei unmäßigem Studiren

habituell geworden ist, und dann das Bewußtsein ganz mit zügelloser Furcht vor den gefährlichsten und tödtlichsten Krankheiten erfüllt hat, nicht selten die seltsamsten Wahnvorstellungen erzeugt, z. B. daß der eigene Leib in Glas, Butter, in ein Gerstenkorn verwandelt sei, reißende Thiere, Heuwagen, Reitergeschwader, böse Geister, der Teufel an der Spitze, in sich beherberge, daß derselbe schon gestorben sei, in Fäulniß übergehe u. dgl. m. Auch hier bestätigt sich die allgemeine historische Wahrheit, daß jede bis zur höchsten Einseitigkeit entstellte Ansicht ihren schroffen Gegensatz in einer eben so extremen Vorstellung hervorruft. Je mehr die früheren Philosophen den Geist gleichsam aus dem Körper herauspräparirten, und seine innige Wechselwirkung mit demselben leugneten, um seine absolute Freiheit zu postuliren; um so geflissentlicher waren viele Aerzte bemüht, jener Wechselwirkung eine Deutung zu geben, welche den Geist in eine sklavische Abhängigkeit von dem Körper brachte, in welchem keine geringfügige Störung entstehen könnte, ohne sogleich eine Dissonanz im Bewußtsein hervorzurufen. Da nun kranke Nerven für die eigentliche Ursache des Wahnsinns gehalten wurden, alle Gelehrten aber an kranken Nerven leiden sollten; so hätte es nach jener Ansicht geradezu wunderbar erscheinen sollen, daß noch irgend ein Literat bei gesundem Verstande sein könnte. Ja Tissot verschmähte es nicht, schlecht verbürgte Anekdoten heranzuziehen, um die Liste wahnsinnig gewordener Gelehrten, deren er eine Menge nennt, recht groß zu machen. „Man bewundert, sagte er, das Genie des Aristoteles, und man begreift daher nicht sein Benehmen gegen die Pythias; es ist wohl erlaubt, seine Frau anzubeten (adorer), ohne ein Narr zu sein, aber nur ein Verrückter kann ihr eine religiöse Verehrung weihen (offrir des sacrifices)."

Ist es nicht überhaupt seltsam, daß gerade dem Vater der Naturkunde, und dem Meister des objektiven Denkens überhaupt, nämlich dem Aristoteles, eine Menge wahnwitziger Streiche, freilich nur von alten Scholiasten, aufgebürdet wird? So erzählt denn Quercetanus in seinem diaeteticon polyhistoricum auf Bericht derselben ganz treuherzig, Aristoteles habe sich zu Tode gegrämt, weil er nicht ergründen konnte, warum in der Meerenge zwischen Euböa und Böotien Ebbe und Fluth binnen 24 Stunden siebenmal wechselten; ja nach der Angabe Anderer habe er

sich ins Wasser gestürzt, woher das alte Sprichwort komme: quoniam Aristoteles non cepit Euripum, Euripus cepit Aristotelem.

Aber man könnte mir einwerfen, daß die Widerlegung dieser und ähnlicher Uebertreibungen noch nicht berechtige, das Mißverhältniß abzuleugnen, in welches das Gehirn zu den übrigen organischen Systemen trete, wenn ihm durch seine vorzugsweise Bethätigung beim wissenschaftlichen Denken ein zu großes und bleibendes Uebergewicht über diese verliehen werde, da doch eine gediegene Gesundheit stets die Harmonie aller Organe und Funktionen unter einander voraussetze. Dieser in den meisten diätetischen Schriften wiederholte Grundsatz ist aber eigentlich nur ein willkührliches Postulat, nicht eine aus übersichtlicher Erfahrung abgeleitete Folgerung. An und für sich stellt jene Harmonie schon einen Begriff dar, für dessen Anwendung in konkreten Fällen uns jeder Maaßstab fehlt, da das Verhältniß der Organe und ihrer Funktionen zu einander in den verschiedenen Lebensaltern, Geschlechtern, Konstitutionen und Temperamenten naturgemäß die größten Verschiedenheiten darbietet, und selbst in wirkliche Gegensätze übertritt.

Sollte ferner die Vorstellung eines harmonischen Verhältnisses irgend eine positive Bedeutung gewinnen, etwa nach dem Vorbilde der chemischen Proportionen, in welchen die Elemente der verschiedenen Mischungen stehen; so müßten wir doch wenigstens annäherungsweise quantitative Ausdrücke für den dynamischen oder materiellen Werth der einzelnen Lebenselemente bestimmen können. Wer möchte es sich aber wohl getrauen, die Energieen des Gehirns, Herzens, Magens, der Muskeln u. s. w. in Zahlen auszudrücken, um danach festzustellen, daß sie im Ebenmaaße ständen, wenn sie gleiche Größen bildeten, oder etwa in dem Verhältniß von 1, 2, 3 oder umgekehrt von 3, 2, 1 zusammenträten? Der Begriff der Harmonie kann also nicht mehr als die ganz schwankende Vorstellung in sich schließen, daß der Körper gesund sei, wenn seine einzelnen Funktionen nicht nur ungestört nebeneinander von Statten gehen, sondern wenn sie auch auf eine gegenseitig förderliche Weise in einander greifen, und dadurch ein allgemeines Gefühl von Kraft und Wohlsein hervorrufen. Diese Vorstellung muß ich deshalb eine schwankende nennen, weil sie nicht nur für die schon bezeichneten ursprünglichen Verschieden-

heiten des Alters, Geschlechts, Temperaments gültig, sondern auch in einem sehr weiten Sinne auf alle Modifikationen anwendbar ist, welche durch den Beruf, die ganze Lebensweise und den großen Wechsel der äußeren Einflüsse in dem Verhältniß der Kräfte bedingt werden. Wie ersprießlich auch für die menschliche Anatomie und Physiologie ihre Verbindung mit der vergleichenden Untersuchung des Lebens und der Organisation der Thiere geworden ist; so darf darüber doch nicht die grundwesentliche Verschiedenheit des menschlichen Lebens von dem thierischen übersehen werden, in sofern ersteres eine unendliche Fülle von Bildungsformen und somit die möglichste Freiheit und Allseitigkeit der Entwickelung in sich schließt, während der Lebensgang der Thiere auf eine sehr genau vorgezeichnete Bahn eingeschränkt ist. Es widerspricht daher geradezu dem Urbegriff des Lebens, wenn man ein für alle Individuen normgebendes Schema als das Urgesetz einer idealen Gesundheit aufstellen will; vielmehr kommt man mit der Physiologie so wie mit Psychologie des Menschen nur dann ins Reine, wenn man voraussetzt, daß jedes individuelle Leben nur einen Bruchtheil seines allgemeinen Begriffs ausmacht, weil letzterer eine so unendliche Fülle von Bestimmungen, ja von gegenseitig sich widerstrebenden Richtungen in sich schließt, daß letztere nur durch das ganze Geschlecht zur objektiven Darstellung kommen können.

In welcher Klasse von Menschen sollen wir auch die Prototypen der Gesundheit aufsuchen? Die Träume von einem goldenen paradiesischen Zeitalter, in welches man ehemals alle Musterbilder von Weisheit, Tugend und Kraft, ja selbst den Wahnglauben an eine leibliche Unsterblichkeit zurückdatirte, sind mit Recht in Vergessenheit gerathen. Man pflegt zwar häufig den Landmann, Jäger, ja den nomadisirenden Wilden die beneidenswerthen Glücklichen zu nennen, welche im Schooße der Natur lebend, aus deren Brüsten die Quelle urkräftiger Gesundheit trinken. Ja wenn im Menschen keine Nöthigung zum höheren und freieren Selbstbewußtsein enthalten wäre, welche den unaufhaltsamen Antrieb zu einer jene engen Verhältnisse durchbrechenden Entwickelung edlerer Kräfte giebt; dann möchte mit jener Ansicht das Maaß der menschlichen Natur bezeichnet sein, und wir fänden vielleicht unsern

Vortheil bei einer noch größeren Vereinfachung des Lebens nach dem Rathe Rousseau's, in die Wälder zurückzukehren, und auf allen Vieren zu laufen. Wer indeß auch jene Nöthigung zur geistigen Kultur ein naturwidriges Kunstprodukt der Civilisation zu nennen wagt, muß doch wenigstens die Thatsache einräumen, daß die außerordentliche Fruchtbarkeit der Menschen die größten Volksmassen erzeugt, welche in jenen idyllischen Verhältnissen keinen Raum finden, und daher die Reflexion zu Hülfe nehmen müssen, um sich in Städten, auf Schiffen, in Werkstätten, Bergwerken u. s. w. die Möglichkeit einer Existenz zu verschaffen. Es ist eine offenbare Uebertreibung, wenn man an diesen Lebensweisen nur Schattenseiten auffindet, um das Landleben in ein um so günstigeres Licht zu stellen; letzteres hat eben so gut, wie jene, seine Nachtheile, und es fehlt uns nicht an Schriften über Krankheiten, denen die Landbewohner vorzugsweise ausgesetzt sind. Die große Bildsamkeit und Gefügigkeit des menschlichen Lebens, welches eben so gut auf die Tropen, wie auf die Polarländer, auf die Gebirgsregionen, wie auf die Meeresflächen, auf die gelehrten Arbeiten, wie auf die Muskelanstrengungen berechnet ist, bringt die verschiedenartigsten Lagen und Bedingungen so ziemlich in das gleiche Niveau, vorausgesetzt, daß der Mensch sich in ein angemessenes Verhältniß zu seinem neuen Berufe zu stellen, nach einem wohlberechneten Plan sich in denselben hineinzuleben, und auch in leiblicher Beziehung den Gebrauch seiner Kräfte in die Uebereinstimmung eines stetigen Charakters zu setzen weiß, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß diese Bedingungen in einfachen Verhältnissen leichter, in verwickelten schwerer zu verwirklichen sind.

Müssen wir jeden konkreten Menschen auch in physiologischer Beziehung einen Bruchtheil des allgemeinen Begriffs seiner Natur nennen, in so fern er nur einen Theil seiner Kräfte zur vollen Entwickelung bringen kann, und manche Seiten seines Lebens brach liegen zu lassen genöthigt ist; so ist allgemein genommen der Gelehrte bei dem einseitigen Vorherrschen seines Gehirns nicht übler berathen, als derjenige, bei welchem das Muskelsystem den Vorrang durch kräftige Bewegung gewonnen hat. Bei letzterem wird freilich Alles, was die äußere Körperlichkeit betrifft, zu einer tüchtigeren Durchbildung gelangen; wie

wenig aber das Leben an und für sich eins ist mit der Massenhaftigkeit seiner äußern Erscheinung, wußten die altgriechischen Aerzte schon sehr bestimmt, indem sie die Gesundheit der Athleten eine trügerische nannten. Ist dagegen der oberste Charakter des Lebens im Gegensatze zu allen unorganischen Erscheinungen in seiner thätigen Selbstbestimmung nach einer ihm zum Grunde liegenden Idee enthalten, um das Schema derselben durch die Aneignung und Gestaltung eines äußeren Stoffes in einer stufenweise fortschreitenden Entwickelung zu verwirklichen, und diese im Konflikte mit den verschiedenartigsten Außenbedingungen beharrlich durchzuführen; so wächst der Werth des Lebens mit seiner Selbstständigkeit, also mit dem Maaße der Energie, mit welcher es die Fülle seiner Bildungen und Bewegungen in Ordnung und Eintracht zu erhalten, und gegen störende Einflüsse zu behaupten vermag. In diesem Sinne gewinnt die Ansicht, welche das Nervensystem als das den Inbegriff aller Körperorgane zur Einheit verknüpfende, also das richtige Verhältniß aller Funktionen bestimmende Band betrachtet, ihre volle Bedeutung, und es unterliegt somit keinem Zweifel, daß die naturgemäße Kultur des Nervensystems die Hauptaufgabe der Diätetik ausmacht.

Nun will ich freilich keineswegs in Abrede stellen, daß die Kultur der Nerventhätigkeit im ganz vorzüglichen Grade durch Alles, was im weitesten Sinne zur Gymnastik gehört, also auch durch die Geschäfte des Landmanns, Jägers u. s. w. erzielt wird, weil mit jeder Steigerung der Muskelkraft auch die Energie der Nerven gleichen Schritt hält, und ich bin fest davon überzeugt, daß alle diätetischen Anklagen gegen die Gelehrsamkeit erst dann völlig verstummen werden, wenn die Gymnastik nicht blos zum wesentlichen Elemente der Schul- und Universitätsbildung, sondern auch zur unverbrüchlichen Lebensregel für jeden Literaten geworden ist. Aber hierdurch wird der Begriff einer Kultur des Nervensystems noch keineswegs erschöpft, weil dasselbe zugleich der Träger aller mächtigen Bewegungen ist, welche von der Seele aus den Körper durchströmen, und welche mehr als alles Andere geeignet sind, die selbstständige Energie desselben auf den höchsten Grad zu steigern. Wie wahr dies sei, ergiebt sich aus einer einfachen Vergleichung der Thätigkeit, welche der Körper bei gewöhnlichen Muskelanstrengungen entwickelt, mit

der Schwungkraft, welche ächte Begeisterung ihm verleiht. Erstere ermattet bald, wenn das tägliche Maaß des physischen Vermögens erschöpft ist; letztere aber eröffnet ganz neue Lebensquellen, welche eine Fülle von Kräften ergießend, sie zur Riesenstärke anschwellen lassen, mit welcher allein jede wahrhaft große That durchgeführt werden kann. Und zwar wird dadurch der innere Lebensfonds so wenig geschwächt, daß vielmehr ein in allen Beziehungen erhöhtes und veredeltes Wirken zum dauernden Besitz aufgeschlossen, ja daß ein siecher, abgenutzter Körper gleichsam wiedergeboren, und von einer Menge von Plagen und Gebrechen befreit wird, wofür zahlreiche Erfahrungsbeweise in medizinischen Schriften zeugen.

Freilich muß es ein von höheren Ideen erfülltes geistiges Streben sein, an welchem also auch das Gemüth mit der ganzen Kraft seiner edelsten Interessen Theil nimmt, wenn man sich von dem angestrengten Denken alle diätetischen Vortheile versprechen soll, welche geltend zu machen der Zweck dieses Aufsatzes ist. Daß ein solches Denken die dringendste Forderung des Zeitgeistes sein muß, wenn das große Wort Hegels: „Die Weltgeschichte ist der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit," zur Wahrheit werden soll; dies haben alle diejenigen erkannt, welche ein strenges Gericht über die todte Gelahrtheit halten, in deren Fesseln eine lange Reihe von Geschlechtern seit den Alexandrinischen Schulen durch das ganze Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert so sehr geistig erstarrt war, daß nur die Höherbegabten darüber zur Besinnung kamen, ächte Geisteskultur sei etwas anderes, als philologisches und archäologisches Ausklauben alter Pergamente und verwitterter Inschriften, und Griechenlands Literatur habe nur insofern das Recht, die geistige Palästra der Jugend aller kommenden Zeiten zu bleiben, als in ihr die Lebenswärme der Begeisterung für alles Große, Edle und Schöne gleicht, deren Thermometer die Grammatik und Prosodie wahrlich nicht ist. Ein trockenes, grüblerisches, von allen Gemüthsinteressen abstrahirendes sogenanntes Denken muß ich als Arzt für einen giftigen Wurm erklären, der an dem Mark des Lebens schmarotzend zehrt, und ich würde meinen Beruf gänzlich verkennen, wenn ich eine solche Verirrung des Geistes verwechselte mit der aufgeklärten Intelligenz, welche in der ewi-

gen Natur der Dinge als der Offenbarung des Weltgeistes die unversiegliche Quelle des Wissens entdeckt, und die Gesetze derselben auf das Selbstbewußtsein übertragend, letzteres mit göttlichem Leben erfüllt, um ihm dadurch eine wahrhaft schöpferische Kraft anzueignen.

Es muß uns aber vorzüglich darum zu thun sein, die freien geistigen Impulse für eine höhere Belebung unseres Daseins zu gewinnen, da sie es am Ende allein sind, welche das Leben gegen einen frühzeitigen Verfall schützen, aus ihm immer von neuem frische Blüthen und Früchte hervortreiben können. Die bloße physische Lebensführung, wenn sie auch noch so sehr im naturgemäßen Geleise sich erhält, bleibt ein einförmiger Kreislauf, der sich, nachdem er eine gewisse Ausdehnung erlangt hatte, immer näher um seinen Mittelpunkt zusammenzieht, und eben deshalb träger und stockender wird. In dem Maaße, als die geistigen Interessen verstummen, welches nur allzu früh geschieht, wenn sie nicht zur fortschreitenden Entwickelung gelangten, werden die innersten Triebfedern des Lebens matter und steiler, und je mehr letzteres den Charakter der jugendlichen Bildungs- und Bewegungsfülle einbüßt, um so mehr geht es auch seiner Selbstständigkeit verlustig, welche in wesentlicher Bedeutung sich als schöpferisches Vermögen zu erkennen giebt. Alibert bemerkt hierüber in seiner Physiologie der Leidenschaften sehr treffend: „Es lassen sich tausend Thatsachen zusammenstellen, daß die zur Gewohnheit gewordene Uebung der intellektuellen Kräfte sich in einem ausgezeichneten Grade nützlich für die physische Fortdauer unserer Organe erweiset. So ist es z. B. eine stets wiederholte Bemerkung der beobachtenden Aerzte, daß man viele Greise unter den Gelehrten und Literaten antrifft. Die Listen unserer Akademien bestätigen diese Behauptung. Eben so sehen wir täglich Personen, welche keiner geistigen Kultur theilhaftig geworden sind, und deren Existenz eine durchaus materielle war, mehr als Andere dem Einfluß atmosphärischer Schädlichkeiten und den Chancen der Sterblichkeit ausgesetzt. Der Mensch muß es eben so lernen, seine Vorstellungen zu combiniren, wie er es lernt, seine Glieder zu bewegen. Was soll man wohl von einem Individuum denken, welches mit kräftigen Armen und Beinen geboren, von denselben keinen Gebrauch machen wollte? Wenn die physischen Federn unsrer Organi-

sation, um Stärke zu erlangen, nicht in Unthätigkeit bleiben dürfen; wie sollte man daran zweifeln, daß ein wohlgeregeltes Spiel der geistigen Funktionen zum langen Leben beitrage?"

Nur zu deutlich fühle ich es, daß allen diesen Sätzen als bloßen Andeutungen das Gewicht und die vollgültige Beweiskraft fehlt, welche eine tiefer eindringende Erörterung und Zergliederung allein ihnen verleihen könnte. Es genügt hier durchaus kein kühnes Postuliren allgemeiner Thesen, denen man um so leichter zu einer scheinbaren Evidenz verhelfen kann, je mehr sie mit unsern theuersten Interessen im Einklange stehen. Wie oft haben wirklich übertriebene Darstellungen der vortrefflichen Eigenschaften der menschlichen Natur die bereitwilligste Anerkennung und weiteste Verbreitung gefunden, weil sie dem Selbstgefühl mit den schönsten Illusionen schmeichelten. Die Wissenschaften und die Art der ihnen gewidmeten Pflege bedürfen noch gar sehr der schärfsten Prüfung, um aus ihnen Alles abzuscheiden, welches ihnen bisher nur allzu nachtheilig geworden ist. Verhielte es sich nicht so, dann würde nicht noch immerfort die Beschwerde geführt werden, daß die Natur den Menschen aus widerstreitenden Elementen zusammengefügt habe, und es ihm dadurch unmöglich mache, seine edelsten Bestrebungen mit den Bedingungen seiner physischen Wohlfahrt in Uebereinstimmung zu bringen. Wohl aber dürfen wir die Ueberzeugung hegen, daß der Begriff der Civilisation erst dann auf eine ganz naturgemäße Weise verwirklicht, und gegen jeden sophistischen Tadel thatsächlich gerechtfertigt sein wird, wenn die Wissenschaft nicht blos als das Prinzip des geistigen Lebens, sondern auch als die unerschöpfliche Quelle einer bis in das Greisenalter fortdauernden jugendfrischen Körpergesundheit sich bewährt haben wird.

IV.

Die Morgue in Paris.

Von

A. Horwitz.

In der Cité, auf dem Quai du marché neuf ſteht ein ſchlichtes, einſtöckiges Haus mit dem Rücken hart an die Seine gelehnt. Der Quai ſelber, der von dem Pont St. Michel nach dem Petit-Pont führt, hat in ſeinen Verkehrsäußerungen nichts Ungewöhnliches: Magazine und Boutiken, Leben und lärmende Bewegung wie in ganz Paris und namentlich in der Cité.

Und doch, — wer über dieſen Quai ſchreitet und dieſes Haus gewahrt, muß entweder einkehren, oder, wenn er's nicht über ſich gewinnt, ernſtlich davor Halt machen. Das Haus heißt: die Morgue. Morgue bedeutet urſprünglich: Stolz, Uebermuth. Doch dieſer Name klingt an dieſem Hauſe wie ein ſchonungsloſer Spott. Denn wahrlich, in ſeinen Räumen iſt nicht Stolz noch Uebermuth; und die davor ſtehen, ſchütteln wenigſtens für einen Moment die eiteln Prunkfedern des Lebens ab und laſſen die oft von ſich gewieſene Macht der Demuth über ſich ergehen. Die Morgue iſt das Todtenhaus von Paris. All jene Unglücksopfer, die Noth, Verbrechen oder Verzweiflung dem Leben abgerungen, werden hier deponirt. All diejenigen, die auf eine ſo gewaltſame und unnatürliche Weiſe aus dem Verbande und aus der Gemeinſchaft der Lebendigen getreten, werden hier noch ein Mal dem Leben gegenübergeſtellt: ob die

Ordnung ihre Sühnopfer vielleicht reclamire? Denn fürwahr, es sind Sühnopfer, deren Sterbebett die Seine oder die offne Straße gewesen, und deren Weg aus der Zeit in die Ewigkeit durch die Morgue geht. Ein trauriger, einsamer, meist thränenloser Weg! —

Es ist hier weder die Absicht dies Bild menschlichen Elends ganz aufzurollen, noch ist die Möglichkeit dazu vorhanden. Wer wollte all die Lebensfäden, die hier gewaltsam abgerissen, wieder aufnehmen und sie durch die Unzahl trüber und wirrer Verkettungen zu ihrem Anfang führen? Ein ausgestellter Mensch in der Morgue kann uns tief ergreifen und erschüttern: unsre Phantasie nimmt den abgerissenen Faden auf, entknotet, entwirrt und ergänzt ihn, so gut sie es kann, und formt daraus allerlei trübe Figuren und Zusammenstellungen. Das ist der Charakter des speciellen Unglücks. Hundert ausgestellte Menschen hingegen erzeugen in uns jenes dumpfe Verstummen, das jeder tiefern Sympathie für das Unglück entbehrt. Das ist der Charakter des generellen Unglücks. Die trüben Verwahrnisse der Morgue sind nicht besondere und abgeschlossene; jeder Tag erneuert sie; sie wechseln in einem gewissen System von Ordnung und Berechenbarkeit; und dieser Gang von Stetigkeit und Allgemeinheit stumpft nothwendig die Lebhaftigkeit der Sympathie ab, die diese Stätte des Jammers, dies Asyl in letzter Instanz wohl für sich in Anspruch nehmen dürften. Darum keine Bilder und Scenen. Es giebt eine Sprache der Thatsachen, von der das Wort sich zurückzieht; die Morgue ist eine solche Sprache.

Aber ein Anderes. Ein Blick auf die Statistik der Morgue wendet unsern Sinn auf einen andern Punkt, bei dem wir nicht in dumpfer Gefühlsallgemeinheit, sondern hell und bewußt stehen bleiben müssen.

Von den jährlichen Opfern, die die Morgue aufzuweisen hat, gehört die Hälfte dem Selbstmord an; ein Viertel ist durch Andre getödtet worden, so daß die blutigen Leiber vor uns später noch andre nach sich ziehen werden; das letzte Viertel haben Zufälle allerlei Art und der Tod auf offner Straße überrascht. — Wieviel Verzweiflung, Verbrechen und Noth! — Und dies nicht in Paris, sondern da, wo eine Million Menschen beisammen sind; und diese Unheilssumme nicht nothwendig aus der menschlichen Natur heraus, sondern aus den Verhältnissen über den

Menschen hereinbrechend. Wenn es aber wahr ist, daß jede große Menschengemeinschaft verpflichtet ist zu solchen Tributen, und wir haben einen Zeugen vor uns, der die Wahrheit bestätigt, dann müssen wir vor der Morgue stehen bleiben nicht wie vor dem Asyl menschlichen Jammers, sondern wie vor dem Schaufenster der gesellschaftlichen Gebrechen. Und wer noch durch die Bande der Ordnung an die Gesellschaft geknüpft ist und mit einem tiefern Gefühl von Solidarität vor dies Schaufenster tritt, in dem läßt die dumpfe Gefühlsgährung einen festen, unabweislichen Gedanken wie einen festen Bodensatz zurück. Dieser Gedanke heißt: Unzulänglichkeit, Ohnmacht, Gebrechen. Es ist das Geschäft der Gedanken, uns das zum Bewußtsein zu bringen, was in unsern Gefühlen nur halb und unklar lebt. In dem vorliegenden Falle ist das Bewußtsein, das wir erlangen, ein trübes und schmerzvolles, es ist das Bewußtsein von den tiefen Gebrechen der Gesellschaft. Schmerzvoll, daß es wahr ist; und schmerzvoll, daß diese Wahrheit nicht denen mit der factischen Lebendigkeit an das Herz schlägt, in deren Hände das Leben vorzugsweise seine Mittel und Kräfte niedergelegt, nicht als ein todtes und müßiges Depot, sondern als ein Gemeingut, von dessen unendlicher Verwaltung der Allgemeinheit so viele Wunden und Verwirrungen kommen. Darum kann man einem Hause, wie die Morgue, nimmermehr gleichgültig vorübergehen. In einer solchen Mahnung liegt eine nachhaltige Lection, und aus solchen Lectionen geht Ermannung und Besserung hervor. Vor allem bedürfen dieser Mahnung unsre Socialisten, die großen und kleinen, sie seien die Präconen oder die Propheten des Heils; sie seien die Verkünder oder die Vorbereiter des Friedens in der Gesellschaft. Wer sich mit dem Leben befaßt und ihm in Wahrheit dienen will, der muß zuförderst ehrliche und tiefe Blicke haben nach allen Seiten hin. Es ist nicht Sabbath noch Sühne unter uns; und wer sich über seine Wunden nicht täuscht, wird Muth und Ausdauer zu ihrer Heilung haben. Die Wunden der Gesellschaft können nur durch die Gesellschaft selber geheilt werden, und darum darf ihr von ihrem Zustande kein Hehl gemacht werden.

Lamennais läßt uns in seinem Werkchen „Ueber die moderne Sclaverei" aus den verschiedenen Culturstufen der Geschichte verschiedene

Sclavengruppen vorbeipaſſiren; von den Heloten abwärts bis auf unſre Zeit. Sparta, Rom, das Mittelalter, der Abſolutismus, die Vertretung — das iſt eine lange bedenkliche Proceſſion, mit und ohne Ketten, mit und ohne Stempel der Leibeigenſchaft, alle aber mit einer dumpfen, unterdrückten Schmerzensdeviſe, die all dieſe Sudras der Geſchichte zu einer einzigen großen Kaſte zeichnet. Die neuſte Culturphaſe hat nicht Ketten noch Leibeigenſchaft. Es ſind die Rechte der Menſchheit proclamirt worden, daß das Erdrund davon wiedertönte. Der Leib iſt frei gemacht und die Seele iſt frei geſchaffen, wer alſo wollte den Namen Sclave nennen? — Ein langes Zaudern! — Lamennais thut es. Ein dumpfes Looſungswort hat ihm die alte Kaſte verrathen, die man für immer aufgehoben geglaubt. Das Looſungswort heißt: Hunger! —

Und in Wahrheit — dieſes Looſungswort findet bald ein langgedehntes, dumpfes Echo; es ſammeln und ſchaaren ſich die bleichen Genoſſen, und wir ſtehen vor einer Kaſte, die ihr Lager aufgeſchlagen von einem Ende der Civiliſation bis zum andern. Dieſe Collectiv-Deviſe: Hunger entſpricht zum Theil dem Cultur-Dogma unſerer Zeit: der Leib iſt frei und der Wille gehört ſich ſelber; er kann ſich veräußern für Brod, oder unveräußerlich bleiben bei Hunger. Die neuſten Fabrikunruhen in England ſind ein ſprechender Commentar zu dieſen Worten. Doch wozu England und wozu Unruhen? der Hunger bildet eine große unabſehbare Gemeine, eine geſchloſſene, aber ohnmächtige Oppoſition, die nur in äußerſter Verzweiflung ihr Feldgeſchrei anſtimmt, auf Tod und Leben: la bourse ou la vie! zumeiſt aber ſtumm und abgezehrt und thatverkümmert durch das Leben ſchleicht, den Kindern das dumpfe Looſungswort vererbend. Das iſt die Genealogie dieſer ſtillen, verkümmerten Gemeine! —

Und wie ſchon bemerkt, Hunger iſt nur ein Collectivname, der eine Unzahl ſocialer Dürftigkeiten in ſich faßt. Wen kann es befremden, daß dieſes bloße Wort ein ſo tiefes und vieltöniges Echo findet? Wer kann hier, Angeſichts der Morgue, jene unterdrückte Vielſtimmigkeit, jene hohle und klägliche Symphonie überhören, die aus dieſem Worte herausklingt? Hunger, Noth und Verzweiflung haben manchem hier das Bett bereitet und ihn in roher Unbarmherzigkeit ausgeſtoßen aus der menſch-

lichen Gemeinschaft. Darum ist der tiefe Wiederhall in uns ein wahrer und natürlicher. Der Pauperismus ist ein altes gesellschaftliches Problem, vielleicht das älteste. Alle Socialisten von Moses bis Fourier herab haben mehr oder minder daran gearbeitet. Jahrtausende jedoch haben in dieser Beziehung nur geringe Resultate errungen; und wir würden erschrecken und trübseligst erstaunen, wenn die Stadt Paris hier auf diesem Quai, zwischen uns und der Morgue, seine noch übrigen Opfer von Noth und Verkümmerung defiliren ließe. Und es ist gleichgültig für die Stadt Paris irgend einen Landstrich gleicher Bevölkerung zu nehmen. Wer weiß, eine solche drastische Musterung, eine solche lebendige Statistik würde an die Legislatoren und an das schauluſtige Publikum einen mächtigern Aufruf erlassen, als es irgend ein Wort oder ein Bild zu thun vermag. Zerlumpte Leiber, verhungerte Gesichter und eingefallene Augen, eine bleiche, abgehärmte Mutter, sich fortschleppend unter der Last ihres aufgebunsenen Kindes und vielleicht noch ein zweites an der Hand führend — das sind sich selber die besten Wortführer, da, wo man einen solchen Text nicht mit Füßen von sich stößt.

Und ferner, all dieses, all diese sprechenden Citate erschöpfen nimmermehr das lange trübe Kapitel von den gesellschaftlichen Wunden. Die offne Misere, unstät und flüchtig wie sie ist, unbarmherzig gezeichnet von Kopf bis zu Füßen, und sich an jeder Thür, an jedem Zugang zur Schau stellend, wo der Wohlstand passiren muß, ist häufig noch nicht das schlimmste. Dieses Stadium, so fluchbehaftet es auch ist, hat mindestens jene negative Milderung einer letzten Instanz: die Gewißheit, die Verurtheilung. Aber es giebt noch eine Unzahl von Menschen, die den Proceß mit dem Leben, oft schon von den Eltern und Ureltern eingeleitet, nimmermehr verloren geben wollen, trotz aller bedenklichen Anzeichen. In diesem Stadium des Ringens, der Erschöpfung und der Ungewißheit zieht sich die bedrängte und geängstigte Partei gar häufig in einen entlegenen Dachwinkel zurück, dort aus der Eintönigkeit des Elends allminütlich auffahrend, bei jedem Windzug, bei jedem Fußtritt; wer weiß, es kann Jemand nahen, vom Leben Begnadigung oder Verurtheilung bringend. Und was ist Begnadigung? Oft die Summa von zehn Thalern oder — wer weiß das nicht, — ein Stück Brod zur rechten

Stunde. Die Verurtheilung aber hat nicht Namen und Bilder genug für ihre Gestalten und Erscheinungen. Mitten in diesem ewigen Zittern und Zagen zwischen winziger Hoffnung und steter Bedrohung schlägt irgend einmal eine böse Stunde, und die Fehde zwischen dem erschöpften Kämpfer und der Macht der Verhältnisse ist beendigt. Es ist eine böse, traurige Stunde, in der die Exmission aus dem letzten Dachwinkel der gesellschaftlichen Ordnung geschieht. Der Verurtheilte, der bisher gerungen und sich mit seinem Blute an jeden Dachstein hätte klammern mögen, ist jetzt ruhig und resignirt, die offne Straße und die offne Ungunst des Lebens nehmen ihn auf, und wer weiß, nach langem Umherirren öffnet sich vor ihm die Pforte irgend eines Gefängnisses, oder gar die Gitterthür des Hauses, vor dem wir stehen.

Wer das Leben und die Mannigfachheit seiner rauhen Aeußerungen kennt, der wird die hier berührten Data keineswegs als eine bloße Metapherſprache ansehen, in der sich die Wahrheit breiter und glänzender machen möchte als sie wirklich ist. Im Gegentheil, die Wahrheit, von der dieses Kapitel handelt, ist mächtig und redend, die Poesie darf nichts hinzuthun; und wenn sie den Verurtheilten beim Ausscheiden aus der Gesellschaft und in der Einsamkeit und Ungewißheit des übrigen Weges die Dornenkrone um das Haupt flicht, so geschieht es sicherlich mehr die Grausamkeit dieser Wahrheit und dieses Anblicks zu mildern als zu erhöhen. Es ist hier nicht gedankenlos von einer Apotheose der Bettelorden der Zucht- und Gefängnißhäuser die Rede, wohl aber von einer wärmern und heiligern Anwaltschaft der Noth und der Bedrängniß. Wohl muß die Noth ein altes Uebel sein, eine materia peccans, die schon dem ersten Menschenpaar bei der Beschaffung ihres Brodes als Schweiß auf das Angesicht gelegt wird; und Moses, dieser erste und begeisterte Anwalt der Armen, der es in strenger Gesetzesform vorschreibt, nicht das Tagelohn eines Arbeiters und das Gewand eines Dürftigen bei sich übernachten zu lassen, und der durch sein herrliches Schemitah- und Jubel-Gesetz wenigstens alle sieben, und in ausgedehnterm Maaße alle funfzig Jahre die Unebenheiten des Besitzes nivelliren, und Herrn und Knecht und Magd und Fremdling gleich frei und unabhängig neben einander hinstellen möchte, zeigt eben durch diese strenge Verwahrung die

Größe seiner Befürchtung; er sagt sogar ausdrücklich: denn der Dürftige wird nimmer fehlen in Deiner Mitte. Von einer spartanischen Normalsättigung oder von einem stumpfsinnigen Eudämonismus wird also der Gesellschaft im Allgemeinen das Heil nicht kommen können; das wußte schon Moses. Der Schweiß im Angesicht, das ist das Muttermal der Menschheit, das sich forterbt von Geschlecht auf Geschlecht, bis das wieder Staub wird, was aus Staub entstanden. An diesem Muttermal erkennt man den Beruf und die Bedeutung des Trägers. Unser deutsches Wort Nothwendigkeit muß aus einer tiefen Anschauung hervorgegangen sein; es bezeichnet die Wendungen, die die Noth macht, um sich einen Ausweg zu bereiten, und diesen Wendungen und Forschungen der Noth, dieser Nothwendigkeit werden mit Recht so viele Auswege, Hülfsmittel und Erfindungen zugeschrieben. Die Lebensnoth hat also auch Vortheile und Verdienste. Es giebt eine medizinische Thesis: sunt morbi qui corpori prosint; und sicherlich, die Noth, diese materia peccans des Lebens, richtig zertheilt in dem weiten Organismus der Gesellschaft, kann gleichfalls zu Segen und zu Gesundheit werden. Wo dies aber nicht geschieht, und wo sie sich massenhaft anlagert an einzelnen Stellen, da wird jede Kraft gehemmt, jede Wendung, jeder Ausweg und jedes Hülfsmittel unmöglich, und dann ist das Muttermal von Schweiß und Noth ein Kainsmal, das den Träger zu Fluch und Elend zeichnet. Wer kennt nicht jenen vegetativen Stumpfsinn, jene thatverkümmerte Unbeweglichkeit ganzer Volksklassen oder gar ganzer Landstriche, auf denen Mangel und Dürftigkeit mit ihrer ganzen unerbittlichen Last wuchten! — Wer kennt nicht jene letzten und traurigen Consequenzen dieser harten und traurigen Voraussetzungen: Schuld und Verbrechen! — Salomo betet: „Zweierlei, Herr, erbitte ich mir von dir, entziehe sie mir nicht bis ich sterbe: Falsches und Lügenrede halte von mir fern; — Armuth und Reichthum gieb mir nicht, laß mich essen mein beschieden Brod. Daß ich nicht übersatt verleugne und spreche: Wer ist der Ewige? Und daß ich nicht verarme und stehle, und mich vergreife an dem Namen meines Gottes.“ —

Man muß hier unterscheiden: eine absolute Gesundheit, zu der wir nicht berufen scheinen, kann nicht von der Gesellschaft gefordert werden,

aber nach einer relativ allgemeinen müssen wir ringen, da sie nicht unter uns ist. Die Krankheitsstoffe haben zu gedrängte und zu geschlossene Anlagerungen, wer möchte das bezweifeln, der aus dem wirren Bankett des Lebens plötzlich hieher tritt vor dieses einsame Haus! An den Tafeln, die sich dort für alle nicht gleich und ebenmäßig decken können und auch wohl nicht sollten, sind die diätetischen Fehler zu häufig, zu stark und zu tödtlich. Die Morgue steht für diese generelle Wahrheit nur als vereinzelter, gelegentlicher Zeuge da; denn wahrlich wollten wir die Zeugen nur eines einzigen civilisirten Landes abhören, wir hätten durch eine lange, lange Straße zu wandern, gebildet aus Häusern, wie das vor uns, und angefüllt von Bewohnern gleicher Art. Doch genug dieser allgemeinen Bemerkungen. Die Armensünderglocke, die in diesen Zeilen von selbst in Schwingungen gerathen, mag endlich austönen. Diese Musik, so einsam und verlassen sie sich anhören mag, ist niemals ohne alle Sympathie geblieben, und es steht zu hoffen, daß sie auch diesmal nicht ganz ungehört in die laute Behendigkeit manches Vorübereilenden hinausklingen werde. Möchten jedoch die letzten Vibrationen dieses Glöckleins, eh sie ganz verklingen und verzittern, nicht den Weg verfehlen, der für sie vorzugsweise gewünscht wird.

Den Publicisten und den Begüterten sind diese Zeilen besonders gewidmet. Die Publicisten, und hier ist nur von den redlichen und befähigten die Rede, stehen im Dienste der Gesellschaft, sie untersuchen ihre Gebrechen und verschreiben die Heilmittel. Sie sind die Therapeuten der Menschheit. Wer aber kann's besser sagen als jeder sich selbst, wie unvermögend, wie ohnmächtig die vereinzelte Kraft in dem Universalübel aufgeht, an das sie sich heranmacht. Wer will die Menschheit diagnosticiren, wer ihr Therapeut sein? Es fehlt indessen nicht an Aspiranten. Das ist ein großes Uebel. Kräfte, die sich an der Menschheit zerschellen, könnten, den Menschen zugewendet, sehr nützlich werden. Die Menschheit hat zu viel Diener; das kommt daher, weil dieser Dienst der leichteste ist. Es ist bequemer die ganze, kranke Menschheit abzuwarten, als einen einzigen, kranken Menschen. Dort findet man sich mit einer Theorie, mit einem Worte ab, hier braucht man die Praxis, die That, und man weiß, wie viel lieber die Menschen reden als thun. Jenen

großen Collectiv-Gestalten, die die Einsicht ganzer Jahrhunderte in sich tragen, mag es überlassen bleiben, dem generellen Bedürfnisse ihre generelle Thatkraft gegenüber zu stellen. Wo aber dies nicht ist, und die Zahl jener Erscheinungen ist von jeher nicht übergroß gewesen, da gebe man lieber seine Anwaltschaft für die Menschheit, diese Centralfunction auf und wende sich in Treue einer Spezialverwaltung zu. Das Leben ist so wunderbar und mannigfach abgestuft, daß auch für je eine Kraft der Gegenstand zu ihrer Bestätigung nicht fehlt. Nur gebe Gott, daß jeder, der dem Leben ehrlich und bewußt dienen will, seinen Gegenstand erkenne. Dann wäre gar oft den Menschen besser geholfen und somit der Menschheit, wie partiell auch immer.

Den Begüterten gleichfalls ein paar Worte. Aeußere Glücksgüter sind wie das Talent, das Genie, oder eine moralische Fähigkeit besondere Vergünstigungen des Lebens. Der Wohlstand hat ein Recht sich zu fühlen und sich zu installiren, und es ist sündlich auf ihn hämisch und mißgünstig herabzusehen. Doch bei der innigen Solidarität, die einmal das Wesen der Gesellschaft ausmacht, ist nichts für den Einzelnen da. Die Dinge in ihrer bloßen egoistischen Zurückgezogenheit haben noch keine Existenz. Talent und Genie, Charakter und Reichthum ewig unter Schloß und Riegel existiren nicht. Alles muß sich nach Außen kehren und objectiviren in der Gesellschaft: das Talent giebt sich in der Production, das Genie im Schaffen, der Charakter in der Konsequenz der Thaten, der Reichthum endlich — in der Erschlossenheit des Herzens und der Hand. Alles muß also geben. Das ist die Theorie des Wohlthuns. Die Theorie drückt immer die Nothwendigkeit der Erscheinung aus, und man sieht, der Reiche muß geben wie der Dichter dichten, der Held siegen, das ist die Ordnung der Dinge, nichts weiter. Doch auf diese Theorie, die gottlob keinen Widerstand findet, ist es hier nicht abgesehen. Nur einige Worte über den praktischen Verkehr zwischen den Armen und den Reichen.

Im Ganzen genommen ist dieser Verkehr größer als man glaubt; man muß gerecht sein. Abgesehen von den öffentlichen wohlthätigen Anstalten wird noch viel Gutes im Stillen verübt, das keiner hört noch sieht. Ein leichtfertiger Ausfall gegen den Reichthum wäre eine Unge-

rechtigkeit. Man muß ſich den Reichthum nicht als Abſtractum denken, dieſe Anſchauung verführt immer. Reichthum bedeutet Einzelne die reich ſind. Vereinzelte Kräfte können nimmer hinreichend reagiren gegen Univerſalhinderniſſe. Ein Millionär kann ſich zum Bettler machen durch fortgeſetztes Wohlthun und Geben, und die Noth wird Noth bleiben, das liegt in der Geſellſchaft, und der Socialiſt ſoll noch geboren werden, der unſere Verhältniſſe von dieſem incarnirten Uebel heilt. Keine generellen Klagen alſo gegen den Reichthum, ſondern nur ein paar Worte, die ſich auf den Verkehr der Reichen mit den Armen beziehen.

Armuth iſt keine Schande; das ſagen die Armen und die Reichen; wer von Beiden das Wort erfunden, iſt die Frage, wahrſcheinlich die Armen; doch gleichviel, im praktiſchen Verkehr hat dies Wort nicht die volle Bedeutung. Wenn Jemand, irgend ein Menſch, der ſich noch fühlt, mit einem zerriſſenen Rock vor einen wohlgekleideten Reichen tritt, ſo drückt ihn ein unabweisliches Gefühl von Erniedrigung und Beſchämung, ohne daß er recht weiß, warum. Doch es hat ſeinen Grund. Der Mangel übt, außer der ſpecifiſchen Schwere ſeiner ſelbſt, bisweilen einen noch viel härtern moraliſchen Druck auf den Träger aus. Das kommt daher, daß der Reichthum gar häufig Mangel und Verſchuldung identificirt; und wenn daher der Mangel, der dies aus der Erfahrung weiß, vor eine ſolche Identitätstheorie tritt, ſo geſellt ſich zu dem mitgebrachten Druck noch jener erniedrigende, moraliſche. Die Laſt der Noth kann der Reiche dem Armen nicht ſo leicht abnehmen, wohl aber die Laſt der Beſchämung und Erniedrigung: durch ein bloßes Wort, durch einen bloßen Blick. Eine ſolche Losſprechung giebt Troſt, Vertrauen und Kraft wie eine gerichtliche Abſolution und rettet oft einen Menſchen, der ſich ſelber aufgegeben. Wo das aber nicht geſchieht, und wo man auf die unverſchuldete Noth noch Verdacht und Mißtrauen ladet, da geht der ſo Beladene verurtheilt von dannen und bleibt oft verdammt ſein Lebelang. Das iſt die große Theſe, die wir den Reichen zurufen: Identificirt nicht Noth und Schuld! Und wenn Jemand eine lange Reihe von Fällen aufzählte, und das iſt nicht ſchwer, um zu beweiſen, daß Noth und Verſchuldung dennoch Eins ſind, ſo ließe ſich vielleicht eben ſo ſchnell eine eben ſolche Reihe conſtruiren, in der Reichthum und

Verſchuldung Eins iſt. Wer kann das bezweifeln? Doch abusus non tollit usum! —

Im Zuſammenhange mit der eben angedeuteten Identitätstheorie vieler Reichen ſteht eine andre Ungerechtigkeit, die gegen die Armuth ſowohl als auch gegen die phyſiſche Dienſtbarkeit verübt wird. Wer kennt nicht das Maaß moraliſcher Anforderungen, das man grade da anlegt, wo die eiſernen Bande der Noth jede freie Willensregung erdrücken und wo der verhungerte Leib nach den letzten Mitteln greift ſich zu retten? Wenn ein Bettler, an Körper und Seele verwahrloſt, eine Lüge ſagt, vorgiebt noch nüchtern zu ſein, während man einen harten Thaler bei ihm findet, wer will den verruchten Sünder vertheidigen? Und doch iſt dieſer Bettler weniger ſchuldig als tauſend andre, denen alle Vortheile der Erziehung zu Gute gekommen, die jetzt im Ueberfluß leben, über ſchlechte Zeiten klagen und vor Sorgen nicht ſchlafen können. Wer kennt nicht jene unerquicklichen Kapitulationen gebildeter Hausfrauen, wenn ſie den Dienſtboten bei einer vorgeblichen Lüge ertappt, bei irgend einem Worte vor der Thür, an dem Brunnen oder an des Nachbars Mädchen? An dem Pferdedienſt ſollen alle Tugenden in ihren ſubtilſten Erſcheinungen haften, während man ſie da in ihren einfachſten Umriſſen vergeblich ſucht, wo alle Mittel ſich vereinigten ihr Gedeihen zu begünſtigen. Das iſt eine Ungerechtigkeit, die wahrlich der gedrückten Klaſſe des Lebens die Bürde nicht leichter macht.

Somit das letzte Wort. Was die Menſchheit verſchuldet, kann nicht an den Menſchen gerichtet werden. Die Menſchheit kann nur Gott erlöſen, die Menſchen aber unſer eigner Wille. Und da der vereinzelte Wille nichts für die Menſchheit vermag, ſo haben wir in dieſen Zeilen mehr an die Menſchen, als an die Menſchheit gedacht; und wenn dadurch einem einzigen Bettler, einem einzigen Verkümmerten ein beſſeres Loos entſpringen ſollte, ſo iſt ihr Zweck erfüllt.

Wir treten ab von dieſer Stätte, die uns angeregt zu manchem trüben Hinblick auf das Leben. Du kleines Haus, du haſt viel Gäſte gehabt und wirſt deren noch viel haben, lebendige und todte; die Todten können nicht hören, den Lebendigen aber flüſtere das Wort deines ganzen trübſeligen Geheimniſſes in die Seele, es wird nicht ohne

Wirkung bleiben. Noch einen Blick; rechts ſchauen auf dich die Zinnen des Juſtizpallaſtes herab, und links die Thürme von Notre-Dame, die beiden Zeugen von der Gerechtigkeit der Menſchen und der Barmherzigkeit des Himmels. In der Demuth und Inbrunſt eines aufrichtig Flehenden rufen wir hier an dieſer Stätte des Jammers für dich, bedrückte Menſchheit, dieſen Doppelſchutz an: die Gerechtigkeit der Menſchen und die Barmherzigkeit des Himmels, und ſomit ſcheiden wir.

V.

Ein Brief Seydelmann's.

Mitgetheilt von

Karl von Holtei.

In einem Aufſatze, welchen ich der Redaktion der Allg. Wiener Theaterzeitung überſendete, und worin ich mich bemühte, in flüchtigen Zügen, wie Raum und Zeit es geſtatten mochten, ein Abbild meines verſtorbenen Freundes Seydelmann zu geben, habe ich auch anzudeuten verſucht, wie unverdient der ihm ſo oft und von ſo vielen Seiten gemachte Vorwurf der Gemüthloſigkeit, der ſchroffen Kälte geweſen. Anzudeuten! aber auch weiter nichts; denn um erſchöpfend durchzuführen, was ſich über dieſen Punkt von ihm ſagen ließe, müßte man eine pſychologiſche Charakterentwickelung ſchreiben. Und wozu? Für Jene, welche den Mann kannten, iſt eine kurze Andeutung ſchon genügend. Auf diejenigen, welche ihn nicht kannten, weil ſie ihn nicht kennen wollten, würde die breiteſte Auseinanderſetzung auch keinen Eindruck machen.

Und die Maſſe der Leſewelt im Großen und Allgemeinen, bekümmert ſich darum nicht; würde auch gewiß nur Langeweile in der Lektüre eines quasi Rechtfertigungs-Zeugniſſes, welches der Freund dem dahingeſchiedenen Freunde ausſtellt, gefunden, wohl gar darüber geſpöttelt haben.

Anders ſteht es mit einem Zeugniſſe, welches unmittelbar aus dem Herzen und der Feder des Menſchen kommt, für den es ſprechen ſoll.

Ein solches Zeugniß ist ein Brief!

Ich weiß, es giebt der Briefe vielerlei. Man schreibt an Leute, vor denen man sich zeigen will; und an andere, vor denen man sich nicht zeigen will; man schreibt an Leute, deren Meinung man für sich zu gewinnen wünscht, denen man gefallen, die man blenden will. Man schreibt studirte Briefe; man schreibt berechnete Briefe; man schreibt ostensible Briefe; man begeht schreibend dieselben Perfidien und Eitelkeiten, deren man sich mündlich auch alle Tage schuldig macht; und wer in unsern komplizirten Verhältnissen, als eine mehr oder weniger öffentliche Person, nach verschiedenen Richtungen hin Verbindungen anzuknüpfen und zu unterhalten hat, kann und wird von diesen kleinen Sünden niemals frei bleiben. Und wenn man endlich an diejenigen schreibt, die man noch so sehr liebt und achtet, vor deren geistigen Bedeutung man aber Respekt fühlt, so nimmt man sich wenigstens zusammen; man läßt sich nicht so unbedingt gehen, wie man es vielleicht denselben Menschen gegenüber, in einem mündlichen Gespräche, aufgeregt von Gegen- und Ein-Reden thun möchte. Deshalb wäre mir ein Brief, den Seydelmann, vorzüglich in späteren Jahren, an einen der Literatur, dem Theater gehörigen Bekannten geschrieben, — sei dieser Bekannte ihm auch ein näherer Freund gewesen! — durchaus kein unumstößlicher Beweis, daß Alles, was darin ausgesprochen ist, so geradezu und unumwunden aus dem Herzen auf's Papier gekommen sei. Schlage Jeder an seine Brust, in ähnlichem Falle.

Was Seydelmann also, zum Beispiel, in früherer Zeit an unsern alten Freund Karl Schall, was er an Lewald, was er an seinen Gönner, den Reichsgrafen zu Herberstein; — was er später an Professor Rötscher in Bromberg, an Heinrich Laube, an Werder, an Gans, an viele Andere brieflich richtete, das wird, wie zunächst von seiner geistigen Bedeutung, dann auch gewiß von seiner herzlichen, liebevollen und dankbaren Gesinnung für diese Männer Kunde geben; — aber es wird immer unter dem Einflusse einer ernsten Selbstbeobachtung geschrieben sein; aus jeder Zeile wird der feine, gewandte Weltmann hervorblicken, der sehr gut den Ton zu treffen weiß, welchen er anzuschlagen hat, und der nie vergißt, mit wem er sich unterhält.

Alle diese Briefe, sollte ein günstiges Geschick über kurz oder lang eine Sammlung derselben gewähren, werden seinen Verehrern ein schönes und reiches Bild des denkenden, fühlenden Künstlers, des reichbegabten, edlen Menschen gestatten. Aber einen Blick in die tiefste Natürlichkeit des treuherzigen Schlesiers werden wir dadurch nicht gewinnen. Trat dieser doch im persönlichen Umgange mit dem vertrautesten Genossen nur dann hervor, wenn es eben die Heimath war, deren Erinnerungen ihn ergriffen.

Aus diesem Gesichtspunkte ist mir nachfolgendes Schreiben, welches der Zufall in meine Hände geführt, und welches ich hier mittheile, so wichtig für Seydelmann's Charakteristik erschienen. Hier kann keine Absicht, kein Bedenken seiner Seits obgewaltet haben; hier hat die Hand, mechanisch ihre Feder führend, nur dem Zuge des Herzens Folge geleistet; dieses Schreiben ist nicht gedacht, es ist nur gefühlt.

Gerichtet ist es an einen Gespielen seiner Kinder-, einen Gefährten seiner Jünglings-Jahre, an einen schlichten, biederen Handwerker in der Heimath. Aus diesen Zeilen spricht der Mensch, der wahre, natürliche, unbefangene Mensch; und weil dieser bei unserem verstorbenen Freunde mit dem Künstler so innig verschmolzen war, redet der Letztere eben auch mit.

Alle Bemerkungen und Erklärungen über den Brief darf ich mir schenken; sie würden den Eindruck nur verkümmern, den er nach meiner Meinung auf jeden unbefangenen Leser hervorbringen muß.

Merkwürdig erschien mir in diesen vor beinahe vier Jahren geschriebnen Zeilen, die bestimmte Hindeutung auf ein nahes Ende. Also schon damals fühlte der Arme den Tod im Herzen!?

Berlin, 1. Sept. 1839.

Mein lieber S.....

„„Herzliche Freude machte mir Dein unvermutheter Brief vom 26. Aug. Wie oft habe ich an Dich gedacht! Nie wußte ich mit Gewißheit wo Du lebtest, und aus einem Schreiben, das mir Freund Gl. einmal zuschickte, konnte ich Deinen damaligen Aufenthalt auch nicht

errathen. So liegt denn die Schuld meines bisherigen Schweigens wohl nicht allein an mir.

Mein Leben war dazu auch ein sehr bewegtes: meine Kräfte, meine Thätigkeit waren fortwährend in Anspruch genommen; ich war viel auf Reisen, und zu Hause konnte ich mich nie einem süßen Hinschlendern überlassen. Wie rasch nun in fortdauernder Aufregung Tage — und Jahre vorübergehen; wie man auch entfernte Gegenstände und Personen zuweilen wohl vergessen kann, brauche ich Dir nicht zu sagen; das Alles hast Du an Dir selbst erfahren. Indeß, auch ohne Briefe von Dir aus dem Schranke hervorzuholen, habe ich Deiner doch oft, sehr oft gedacht, und unsere Jugend zog dann an meinem innern Blicke vorüber.

Erst neulich, als ich die Rolle des Präsidenten in „Kabale und Liebe" zu wiederholen hatte, sah ich mich — freilich nur in Gedanken — plötzlich an Deiner und G.'s Seite sitzen. Weißt Du noch? es war an einem freundlichen Sonntage, des Nachmittags, nach der Kirche; da schlenderten wir Drei zwischen den frommen Spaziergängern hin und ließen uns, zwischen dem grünen und böhm'schen Thore*), dem neuen Kirchel gegenüber, im Festungsgebüsch auf dem grünen Rasen nieder und ich zog, in freudiger Hast, ein anderes Gebetbuch aus meiner Tasche, den Schiller, und las. Ihr zwei lagertet Euch links und rechts, strecktet Euch recht bequem, sah't mir in's Gesicht und horchtet mit einem Antheil, der mich immer mehr begeisterte, und mich Ingrimm und Liebe, Schmerz und Freude, wie der Dichter es wollte, wirklich empfinden ließ. Ich lachte und weinte und auch Euere ruhigeren Naturen waren von der Gluth unseres Dichters ergriffen worden. Ich las „Kabale und Liebe"; und als wir, von der einbrechenden Dunkelheit und vom Lärmen des Zapfenstreichs an beiden Thoren, aus unserer Phantasiewelt aufgeschreckt, nach Hause gingen, waren wir tief erfüllt vom empfangenen Eindrucke und blieben lange stumm und still. Dann löst'e sich die Sprache und Ihr begannt, die Rollen zu vertheilen, im Falle das Stück in unserm Tabernentheater sollte gegeben werden. Du, mein Lieber, warst, wie meist, ein sehr ruhiger, nach jeder Persönlichkeit hin, höchst

*) in Glatz, zu Preuß. Schlesien gehörig.

wohlwollender Regisseur; Franz G. hingegen war schon weit strenger und zeigte sich, vom kleinsten Widerspruche aufgeregt, schon damals als ein rechter Streithahn. Ich schwieg; mich hatte das ganze Werk so erfaßt, daß mich der Meister, bei der Aufführung, auf den unbedeutendsten Platz hätte stellen können, er würde doch meine volle Liebe wahrgenommen haben.

Ist mir's doch, als wären seit diesem Nachmittage nicht so viele Jahre, sondern kaum so viele Stunden nur verflossen.

Ich habe inzwischen alle Männerrollen in „Kabale und Liebe" spielen müssen; aber weder Du, noch G. wart irgendwo dabei! — Wenn wir uns nun auf die beschriebene Stelle setzten, dem Kirchhofe gegenüber, und besprächen die Vergangenheit! —

Du schreibst mir, seit drei Jahren wohnest Du wieder in Glatz? Wo warst Du früher? In welcher Verbindung stehst Du mit A? Er scheint nicht in den besten Verhältnissen zu leben. Sollte er das verschuldet haben? Seine Neigungen schienen ihn frühzeitig einer bestimmten, nützlichen Thätigkeit zu entführen. —

Das Blatt mit seiner Aufschrift habe ich ohne Verzug durch die Stadtpost besorgen lassen.

Weißt Du nichts von G.? Dann und wann schreiben wir uns; jetzt ist es wieder längere Zeit unterblieben. Er ist auf's Neue verheirathet, und Vater. Seine Mußestunden füllt er mit Musik und mit Streitigkeiten über die Breslauer Theaterverhältnisse. Ich hätte ihn in diesem Jahre sehen können; ich erhielt eine Einladung zum Gastspiel; allein, es wurden mir von allen Seiten so abschreckende Schilderungen von den Breslauer Bühnenzuständen gemacht, daß ich mich nicht entschließen konnte, der Einladung zu folgen. Vielleicht geschieht es im nächsten Jahre.

Ich kann Dir nicht beschreiben, welchen Drang ich oft nach unserm Vaterländchen empfinde, nach unserm traulichen Glatz, oder seinen lieben und geliebten Umgebungen. Zu Fuße hin zu eilen, und ganz allein, wäre mir fast eine größere Lust, als in Gesellschaft hin zu fahren; wär' es auch nur die Gesellschaft eines Kutschers und seiner Pferde.

Es giebt Freuden, deren Vollgenuß darin besteht, daß wir durch keinen Zweiten darin gestört werden; dahin zähle ich den Wiedereintritt in die Heimath, nach langen, langen Jahren! der Anblick des Platzes, auf dem unsere Wiege stand, auf dem wir zuerst empfanden, weinten und lachten, — auf den wir zurückkommen mit der Summe, oder der Last von Erfahrungen, die wir, fern vom Spielplatze unserer sorglosen Jugend, in der Fremde gemacht: die süße und auch bittre Kraft eines solchen Anblicks will ohne Zeugen empfunden sein.

Herumgehen, allein, ganz allein, möchte ich nun als Mann auf allen Wegen, auf denen sonst der rasche Knabe lief. Von diesem Anfang meines Lebens möchte ich ausschauen bis zum nahen, — nahen Ende!

Ich bin nicht unglücklich gewesen. Mir ward ein freundliches Loos; freundlicher als das von Vielen, die gleiche Ansprüche mit mir zu machen hatten. — Wofür ich Gott recht innig danke, ist, daß er mir meinen letzten Wohnort im Vaterlande angewiesen hat. Ich war, wo ich war, gern; lieber aber als irgendwo, bin ich in Berlin; hier bin ich, wohin ich ja von der Wiege aus gehöre, unter Menschen, die, — wenn auch einander noch so fremd, — doch durch ein Gefühl zusammengehalten werden, und eng verbunden sind: durch das Gefühl für ihren angestammten König und ihr Vaterland! O gewiß, ich werde hier ruhiger sterben, als ich in Schwaben, Hessen, Böhmen, oder Steyermark gestorben wäre. Wohl ist Gottes Welt überall schön; am schönsten aber ist es doch daheim!

Mein Sohn, — Wilhelm heißt er, — ist tüchtig herangewachsen; er wird von Allen, die ihn seh'n, ein hübscher Bursch genannt. Er ist größer, als ich, und obwohl schlank, doch auch sehr kräftig gebaut. Er will durchaus auch zum Theater. Zum Glück besitzt er eine gute Singstimme, die er nun fleißig ausbildet; dann mag Gott und unermüdliches Streben ihn seinem Ziele näher bringen. Ohne Ausdauer läßt sich nichts Rechtes erreichen!

Meine Frau und Schwester sind ziemlich wohl und grüßen Dich und Deine Schwester tausendmal. Das Gleiche thun ich und mein

Sohn. Der Himmel behüte Dich! Und ſchreibſt Du auch nicht gern, ſo ſchreibe doch; ich will Dir dann die Antwort nicht ſchuldig bleiben. Dein Seydelmann.

Wenn Du mir wieder ſchreibſt, ſo ſage mir doch, welche von unſeren früheren Bekannten und Genoſſen noch oder wieder in Glatz ſind und was ſie machen, wie es ihnen geht?

Ich bitte Dich! Mit Gott!""

VI.

Vermiſchte Nachrichten.

Sämmtliche Tragödien des Sophokles, metriſch übertragen von Franz Fritze.

Unter dieſem Titel erſcheint binnen kurzem im Verlage von Albert Förſtner in Berlin eine neue Uebertragung des Sophokles in einem Bande von ſieben Lieferungen, welche dem Könige von Preußen gewidmet, und von Ludwig Tieck durch eine Vorrede empfehlend eingeleitet iſt. Auf dieſe Uebertragung machen wir darum ſchon im Voraus aufmerkſam, weil der Ueberſezer in ihr eine neue Bahn betreten hat. Bei aller Treue nämlich, mit der er den Text behandelt und die Versmaße der ſtrophiſchen Geſänge wiedergiebt, hat er doch für den Dialog den hendecaſyllabiſchen Vers in wechſelnder Schlußform dem Trimeter vorgezogen, um das Werk, das überall von einem ächt antiken Geiſte durchweht wird, dem deutſchen Genius näher zu bringen, und dem Genuſſe des Sophokles dadurch bei dem größern Publicum mehr Eingang zu verſchaffen. In ſeiner Vorrede entwickelt der Verfaſſer ausführlich die Gründe für eine ſolche Abweichung vom Originale. Kurzgefaßt ſind es folgende:

Er geht davon aus, daß der Trimeter im Dialoge der griechiſchen Tragödie und Comödie gleichzeitig gebraucht, mithin nicht von dem Weſen der Erſtern bedingt worden, ſondern nur im Allgemeinen das, der griechiſchen Sprache angemeſſenſte Organ geweſen ſei, den Dialog im Drama überhaupt zu behandeln. Dann weiſt er nach, wie für die deutſche Spracheigenthümlichkeit deſſen Anwendbarkeit wegfalle, da der Trimeter im Deutſchen für das Ohr ein viel längerer Vers ſei, als im Griechiſchen, mithin im Deutſchen einen gezerrten, breiten Klang habe, wo er im Griechiſchen als ein leicht dahinfließender, ſauber für das Gehör abgemeſſener Vers ſich darſtelle. Daher könnten Ueberſetzungen im Trimeter niemals die üppige Kraft und reizende Grazie des Originals recht anſchaulich machen, die möglichſt wiederzugeben, doch die Hauptaufgabe des

Ueberſetzers ſein müſſe. Hierauf entwickelt er, wie die Formation des Trimeters an ſich, — für deſſen Bildung die griechiſche Sprache alle Elemente, theils in den Poſitionslängen, theils in den Wörtern iambiſchen Schwunges beſitze, — der deutſchen Sprache mit ihren Quantitätseigenthümlichkeiten, und den trochäiſch gemeſſenen Wörtern widerſtrebe, was, um einen Trimeter in allen Lagen zu bilden, namentlich in Ueberſetzungen, oft ſinnwidrige Flickworte, und unſchöne Conſtruktionsverſtellungen bedinge, wodurch der Eindruck noch mehr geſchwächt werde. Endlich bezieht er ſich auf das Beiſpiel aller großen deutſchen Dichter, von denen Keiner, und ſelbſt in Werken antiken Stoffes, und neben ſtrophiſchen Geſängen nicht, den Trimeter angewandt habe, was augenſcheinlich für deſſen Unanwendbarkeit ſpreche, und führt aus, wie für das Ohr denn auch wirklich der deutſche hendecaſyllabiſche Jambus denſelben Eindruck gewähre, wie im Griechiſchen der Trimeter, da er ziemlich dieſelbe Zeitlänge habe.

Inwiefern der Ueberſetzer Recht habe oder im Irrthume befangen ſei, behalten wir einer ſpätern Prüfung vor. Für jetzt können wir uns nicht entbrechen, im Allgemeinen ſeinen Anſichten beizutreten, wenn wir die uns beiſpielsweiſe eingeſandte Erzählung des Erziehers vom Tode des Oreſtes in der Elektra V. 680, was ihren Eindruck betrifft, mit dem Originale vergleichen. Sie möge als Probe hier folgen:

Klytämneſtra.

. . . . . Aber Du
Erzähl' in Wahrheit mir, wie war ſein Tod?

Erzieher.

Hiezu geſandt, verkünd' ich Alles Dir.
Er war, um Delphi's Preiſe zu erringen,
Zu Hellas ſtolzer Spiele Pracht gekommen,
Und herrlich trat er ein, als lauten Rufs
Der Herold zu dem erſten Kampfſpiel trieb,
— Dem Wettlauf; — Staunen faßte rings die Menge.
Was alſo er verheißen, dem entſprach
Des Laufes Ausgang; er verließ die Bahn,
Des Sieges Ehrenpreis um ſeine Stirn'.
Wie ich mit kurzem Wort' aus vielen nun
Die Werk' und Thaten eines ſolchen Mannes
Dir nenne, weiß ich nicht; Ein's wiſſe bloß:
Mit welchen Gängen auf der Doppelbahn
Den Fünfkampf, wie der Brauch ihn heiſcht, die Richter
Verkünden ließen, er gewann in allen
Sich jeden Ehrenſold, man pries ihn ſelig,

Man rief ihn als Argiver aus, genannt
Oreſtes, Agamemnons Sohn, der einſt
Das edle Heer von Hellas angeführt.
So war es. Aber droht ein Gott zu ſchaden,
Vermag der Starke ſelber nicht zu fliehn;
Denn andern Tages, als beim erſten Strahl
Der Sonne ſich der flüchtig ſchnelle Kampf
Der Roſſebändiger erhob, da trat
Auch Er mit vielen Wagenlenkern ein.
Hier ein Achajer und Spartaner, dort
Zwei Libyer, geſchirrter Wagen kundig.
Dann Jener unter ihnen, als der Fünfte,
Mit Roſſen aus Theſſalia; der ſechste
Mit gelben Füllen ein Aetolier;
Der ſiebente war aus Magneſia;
Ein Xenier mit weißem Roß der Achte;
Der Neunte von Athen, der Götterſtadt;
Den zehnten Sitz füllt ein Böoter aus.
Und wie die auserwählten Richter ſie
Verlooſt, und ihre Wagen aufgeſtellt,
So flohn ſie beim Drommetenſchall dahin.
Die Zügel ſchüttelnd, feuerten insgeſammt
Der Roſſe Lauf ſie an. Die ganze Bahn
Erfüllte raſſelnder Wagen laut Getöſ';
Staub wirbelt auf; einander drängend ſchonten
Sie nicht der Stachel; Jeder wollte dem Andern
Mit ſeiner Achſ' und ſeiner Roſſe Schnauben
Vorüberfliehn; um Räder-Lauf und Rücken
Selbſt ſchäumt', und drang der Roſſe Hauch hinein.
Doch Jener, hart ſich an der Innerſten
Der Säulen haltend, drängte die Achſ' heran;
Das rechte Handpferd ließ er los, und hielt
Das an der Säule laufende zurück;
Und Anfangs blieben unverſehrt die Wagen.
Doch ſpäter ſtürmen zügellos die Füllen
Des Xeniers davon, und während ſie,
Umlenkend, ihren ſechsten Lauf, ja ſchon
Den ſiebenten vollenden, ſtoßen ſie
Mit ihrer Stirn' an des Barkäers Wagen.

Von jetzt ab, durch des Einen Ungeschick,
Zerschmettert Ein Gespann das Andre, und stürzt
Darauf; und Wagentrümmer füllten rings
Die Ebne Krissa's. Dies erkannte schlau
Der Zügelführer aus Athen, er lenkt
Nach Außen hin, hält an, und läßt der Wagen
Verworr'nes Wogen auf der Bahn vorbei.
Orestes aber fuhr als Innerster,
Und trieb die Rosse schwächer; — auf das Ziel
Des Kampfes bauend. Doch als Jener ihn
Allein noch übrig sieht, so schmettert er
Den flücht'gen Füllen scharf Geschrei durch's Ohr;
Er jagt ihm nach; und Beide führen nun
Sich gleichend im Gespann, bald der, bald der,
Mit seines Rossewagens Haupt im Vorsprung.
Und glücklich endet all die andern Gänge
Der Arme, fest in seinem festen Sitz.
Da läßt er seinem Ross' den linken Zügel
Im Wenden nach, und trifft nun unbewußt
Hart an die Säul'; er bricht die Achse durch,
Und schleudert von dem Sitz herab, ihn schleifen
Die schöngeschnittnen Zügel, und die Rosse
Des Stürzenden fliehn mitten in die Bahn.
Doch wie das Volk ihn sieht, hinabgestürzt
Vom Wagensitz, beklagt es laut den Jüngling,
Dem solches Loos nach solchen Thaten ward;
Der bald am Boden liegt, und bald dem Himmel
Die Glieder zeigt; bis Wagenlenker ihn,
Mit Mühe hemmend seiner Rosse Lauf,
Verstümmelt abgelöst, so daß ihn Keiner
Der Freund' im armen Leichnam mehr erkennt.
Die Gluth verzehrt' ihn schnell; und Abgesandte
Der Phoker bringen nun in kleinem Krug'
Elender Asche so den größten Leib,
Daß ihm ein Grab in Vatererde sei.
Also geschah's. Wie schon in Worten herb,
So war es uns, die wir es sahn, das Größte
Von allen Schrecken, die ich je gesehn.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

VII.

Die Malteser

von 1565 und von 1798.

Von

Professor A. Herrmann.

So wie Luft und Erde auf die sichtbaren Erzeugnisse der Natur bald befruchtend bald zerstörend einwirken: eben so waltet der unsichtbare Zeitgeist über menschlichen Unternehmungen und politischen Instituten. Sie wachsen und breiten sich, wie die tief wurzelnde, himmelan wipfelnde Eiche, entkeimten sie einem allgemein gefühlten Bedürfnisse, einer der Gegenwart unerläßlichen Nothwendigkeit; sie verkümmern von Anbeginn, oder sinken rettungslos in Trümmer, frommten sie jenem Genius nicht, oder war der belebende Funke in ihnen erloschen. Die geistlichen Ritterorden, von einer schwärmerisch frommen Zeit in's Dasein gerufen, bestätigen, was wir behaupteten. Großes und Staunenswerthes verrichteten kleine, aber für Glauben und Christenthum begeisterte Schaaren; in kläglicher Schwäche erscheinen sie, als jener kräftigende Sinn von ihnen gewichen.

Der Orden der Malteser, früher Johanniter genannt, hat eine glorreiche, heldenähnliche Geschichte; was Tapferkeit, Seelenadel, großherzige Dahingebung für Ehre, Pflicht und Gottesglauben vermögen, hat er zur Bewunderung der Welt bewiesen; aber ruhm- und

ſpurlos iſt er dennoch der Vergeſſenheit anheim gefallen, weil die zerſetzende Neuzeit ſeinen innern Kern verzehrte. Betrachten wir, was die Malteſer noch waren im 16. Jahrhunderte, und was aus ihnen geworden im 18., ſo erblicken wir gleichſam das thatenkräftige Jünglingsalter und die letzten Jahre des dahinſterbenden Greiſes neben einander. Wenn dieſe Wechſel und Wandlungen den Denker beſchäftigen können, ſo ſcheint uns der Ort auch, wo ſo Erhabenes und wiederum ſo unmännlich Kleinmüthiges geſchehen, der Beachtung werth, darum beginnen wir zuvörderſt mit einem flüchtigen Abriſſe der Inſel Malta.

Malta, 10 Meilen von Sicilien und 35 Meilen von der Africaniſchen Küſte entfernt, erhebt ſich nur 540′ über die Meeresfläche, im Ganzen 6 Quadratmeilen enthaltend. In 8 Stunden durchmißt man ihre Länge, in 4 Stunden ihre Breite. Südweſtlich peitſchen die Wogen die ſchroff und hoch anſteigenden Felſen; nordöſtlich ſenkt ſich der Boden feſt bis zur Tiefe des Meeresſpiegels, und mehre Buchten ſchneiden in die Küſte ein. Die Seewinde kühlen das, an ſich heiße, Klima, ſo daß es, bei einer durchſchnittlichen Temperatur von 16 Graden, zu den ſehr geſunden gehört. Alle Südfrüchte gedeihen auf dieſem Kalkfelſen, wohin man die Erde theils aus dem benachbarten Sicilien ſchafft, theils den felſigen Boden durch Auflockern und Bewäſſerung culturfähig macht. Eine Bevölkerung von 100,000 Seelen lebt hier zuſammengedrängt, 16,000 wenigſtens auf einer Quadratmeile, ſo daß Malta der bevölkertſte Punkt auf der Erde iſt. Die Einwohner tragen, in Geſtalt und Charakter, den Typus des nahen Africa's. Der Malteſer hat ſchwarze, krauſe Haare, eine platte Naſe, dicke Lippen, eine dunkelbraune Geſichtsfarbe, und iſt klein und unterſetzt. Sein Vaterland liebt er mit Begeiſterung; er nennt es „die Blume der Welt", il fiore del mondo, und wenn er es als Matroſe, Bedienter, Soldat u. ſ. w. verläßt, ſo hegt er immer die Hoffnung der Rückkehr, die er gewiß auch zu ermöglichen ſucht, hat er ſich einige Baarſchaft erübrigt. Er iſt ein ſtrenger Katholik, abergläubiſch und höchſt unwiſſend. Von 100,000 können 69,000 weder leſen noch ſchreiben; 22,000 können nur leſen und ſchreiben, und blos gegen 9000 beſitzen mehr als Elementarkenntniſſe. Vermöge ſeines feurigen Temperaments iſt der Bewohner von Malta zur

Eifersucht, zum Jähzorn und zur Rachsucht geneigt. Die Sprache des gemeinen Volks ist ein verdorbenes Italienisch, Patois, das auch die Gebildeten in vertraulichen Cirkeln sprechen, während sie sich sonst des rein Italienischen bedienen.

Malta hat 6 Städte, wovon La Valetta an der Küste, und Citta Vecchia, im Innern, die bedeutendsten; außerdem zählt man noch 22 Dörfer. Acht Hauptstraßen durchkreuzen die Insel, zwei nach ihrer Länge, und sechs nach ihrer Breite.

Die Hauptstadt La Valetta, vor 175 Jahren erbaut, mit 50,000 Einwohnern, ist der Centralpunkt der weit verzweigten Fortificationen. Sie liegt auf einer Landzunge, welche den großen Meerbusen in zwei Hälften theilt; der Golf zur rechten heißt „der große Hafen"; der zur linken „Marsa-Musset". Ein Angriff von der Seeseite gegen die auf steilen Felsen erbaute und von Bollwerken rings umschirmte Stadt würde vergeblich sein. Zwei, in einen Winkel zusammenlaufende, durch breite Gräben und Vorwerke gesicherte Mauern schützen sie von der, vielleicht angreifbaren, Landseite. Ein verdeckter Weg führt zu den äußersten Werken; acht Bastionen machen nach dieser Seite den letzten Gürtel. An dem äußersten Punkte der Landzunge seewärts erhebt sich das felsenfeste Fort St. Elmo. Es beherrscht die Eingänge zu beiden Häfen, und mit dem Kreuzfeuer der rechts und links gegenüber befindlichen Forts brächte es hindurchsegelnden Schiffen gewissen Untergang. Drei Landspitzen treten, La Valetta gegenüber, in den großen Hafen hinein, sämmtlich an den äußersten Punkten mit Forts, genannt Fort Ricasoli, St. Angelo und St. Michael, versehen. Sie decken sich gegenseitig, und am Strande hin ziehen sich amphitheatralisch 4 Batterien, mit 50 Kanonen den Wasserspiegel bestreichend.

Den Eingang des Hafens Marsa-Musset, zur Linken der Stadt, beherrscht, correspondirend mit dem Fort St. Elmo, das Fort Tigné. Auf einer kleinen Insel im Hafen selbst liegt das Fort Manoel; es kreuzt sein Feuer mit dem nur genannten Fort, und gegenüber mit dem der Wälle von La Valetta und bestreicht auch die Küste bis in den innersten Winkel des Hafens. Das Pesthospital, durch Gräben abgesperrt, steht gleichfalls auf dieser Insel. Außerdem ziehen sich noch

Redouten, Batterien, Schanzen, mit Thürmen, die sich gegenseitig decken, am Strande hin, den Krümmungen, Buchten und Vorsprüngen desselben folgend und einen großen Halbmond bildend, dessen beide Enden sich südlich und östlich nach La Valetta zu biegen, das von seiner Felsenhöhe auf selbige herabschaut.

Das im Innern der Insel auf einem Hügel liegende Città Vecchia, mit 5500 Einwohnern, ist zwar mit Mauern und einigen Außenwerken versehen, doch zu einem langen Widerstande nicht geeignet. So gleicht demnach Malta einer durch Kunst und Natur gefesteten Felsenburg, die, wenn von tapferen Streitern vertheidigt, jedes Angriffs spotten mag.

Nordwestlich von Malta liegt, durch eine seichte, drei Meilen breite Meerenge getrennt, die kleine Insel Gozzo, von 2 Quadratmeilen, mit 15,000 Einwohnern. Auch sie ist am Strande militärisch befestigt, und in der Mitte erhebt sich auf einem Felsen ein Schloß, zu welchem sich der Weg schneckenförmig empor windet. Ehemals zogen sich die Bewohner jede Nacht in selbiges zurück, um vor den Ueberfällen der Barbaresken sicher zu sein. In der Mitte der Meerenge endlich liegt das Inselchen Comino, mit 900 Einwohnern. Auch dieses beschirmt ein Thurm mit Strandbatterien und Redouten.

Die Geschichte gedenkt dieser unscheinbaren Felsengruppen schon in den frühesten Jahrhunderten. Alle Völker, welche das Mittelmeer befchifften, haben nach ihrem Besitze gestrebt und sie beachtet als ein willkommenes Bollwerk zwischen dem Occident und Orient, als einen bequemen Ruhepunkt für die Flotten, als eine treffliche Niederlage für Waaren, die man nach den nahen und fernen Küsten führt, oder von dorther empfängt. Die Phönicier, jene kühnen Seefahrer der alten Welt, siedelten bereits im 13. Jahrhunderte v. Ch. (1270) auf Malta und Gozzo eine Colonie an, gaben ihr eine monarchische Verfassung und trieben durch sie und mit ihr einen lebhaften Handel. Nach einem Besitz von 500 Jahren mußten sie diese Eilande den in Sicilien oder Großgriechenland wohnenden Griechen überlassen, um 757 v. Ch. Eine republicanische Verfassung trat an die Stelle der bisherigen monar-

chischen; der Handel blühete immer mehr, und die Leinwand und die baumwollenen Stoffe, die man in Malta fertigte, wurden weit gesuchte Artikel. Auch gaben die Griechen dieser Insel den Namen Melite, entweder wegen des trefflichen Honigs, den man hier fand, oder der Nymphe Melite zu Ehren, der Tochter der Doris und des Nereus. Die Carthager, Herren des Mittelmeers geworden, entrissen Malta den Griechen 528 v. Ch. und besaßen es über 200 Jahre. Die Herrschaft dieses kaufmännischen Volkes war hart und drückend, darum warfen sich die Malteser den Römern gern in die Arme, 216 am Anfange des zweiten Punischen Kriegs. Unter der Regierung der Carthager war der frühere Wohlstand verkümmert; er hob sich wieder unter der gesetzlich geregelten Regierung der Römer. Die Stoffe von Malta wurden auf's Neue berühmt unter den Artikeln des Luxus; die Maltesischen Schooshündchen waren Lieblinge der römischen Damen, die Tempel der Juno, Proserpina, des Apollo, Hercules u. a., sowie ihre Statuen prangten als berühmte Kunstwerke; auch das Christenthum faßte hier Wurzel, wozu der Apostel Paulus, welcher unter der Regierung des Kaisers Nero 58 n. Ch. auf Malta Schiffbruch litt, den ersten Saamen ausgestreut haben soll. Sechs Jahrhunderte gingen jetzt ohne wesentliche Veränderungen vorüber, da brach der verheerende Strom der Völkerwanderung über Europa herein, zertrümmerte das colossale römische Abendland, und selbst dessen entfernteste Winkel erzitterten von dem mächtigen Falle. Das kleine Malta theilte das allgemeine Völkergeschick. Die Vandalen verbreiteten ihre Verheerungen bis dorthin; ihnen folgten die Ostgothen, und die 80 Jahre, während welcher diese Barbaren schalteten, waren mehr als hinreichend, den bisherigen Wohlstand bis auf die Wurzel zu zerstören. Der tapfere Arm Belisars machte ihren Unbilden ein Ende; Malta kam unter die Herrschaft der griechischen Kaiser, litt aber schmerzlich unter ihren räuberischen Statthaltern; darum erschienen die Araber den geängstigten Maltesern als willkommene Befreier, als sie sich ihrer Insel im 9. Jahrhunderte (870) nach zweimaligem Angriffe bleibend bemächtigten. Ihre Herrschaft war erträglich; die Malteser wurden kühne Schiffer und Corsaren und das Fort St. Elmo verdankt den Arabern seinen Ursprung.

Ihre Herrschaft hatte 220 Jahre gedauert, da machte sich Roger, der jüngste der Söhne des tapfern Tancred von Hauteville, zum Großgrafen von Sicilien 1085. Mit richtigem Blicke erkannte er die Wichtigkeit des nahen Malta's und 1090 hatte er es seinem Scepter erobert. Von nun an gehorchte Malta den Königen beider Sicilien. Es wechselten dort die Dynastien; der Normännischen folgte die der Hohenstaufen und dieser wiederum das Haus Anjou. Als die Sicilianische Vesper Sicilien unter Spanische Oberherrschaft brachte, 1282, folgte Malta ebenfalls und blieb 246 Jahre den Spanischen Königen unterthan.

Das 16. Jahrhundert führte für Malta eine neue Epoche herbei. Die Eroberung der Insel Rhodus durch die Türken 1522 entriß den Johannitern ihr bisheriges Asyl und machte sie heimathlos. Sie flohen größtentheils nach Sicilien, und von hier aus bat der Großmeister Villiers de l'Isle-Adam den Kaiser Karl V., dem Orden die Insel Malta und Gozzo einzuräumen. Sie verursachten dem Staate nur eine lästige Ausgabe, ohne irgend einen Gewinn; im Besitze des Ordens konnten sie als ein erwünschtes Bollwerk dienen gegen die räuberischen Anfälle der Barbaresken, welche sie nur zu häufig an den Italienischen Küsten verübten, darum willigte der Kaiser in die verlangte Ueberlassung, und den 21. Juni 1530 trat er Malta als ein Lehen an den Johanniterorden ab, mit der Bedingung, daß dem Könige oder Vicekönige von Sicilien als Zeichen der Huldigung jährlich ein Falke zum Geschenke dargebracht werde. Der Großmeister erhielt Souverainitätsrechte, entschied über Leben und Tod und übte die Justiz nach allen ihren Verzweigungen. Nur ungern fügten sich die Einwohner dieser über sie verhängten Maßregel; lieber wären sie die Unterthanen eines Monarchen, als die einer Corporation geblieben, auch vererbte sich ein stiller Widerwille gegen diese Regierung von Generation zu Generation; nie gab es ein inniges Band zwischen den Insulanern und den Rittern, und diese Stimmung gibt zum Theil den Schlüssel zur Enträthselung der letzten Katastrophe auf Malta.

Von nun an hießen die Johanniter Malteser; sie theilten sich in acht Zungen oder Nationen, nämlich in:

Provence,
Auvergne,
Frankreich,
Italien,
Aragonien,
Kastilien,
England,
Deutschland.

28 Großmeister haben in Malta 267 Jahre, 7 Monate und 8 Tage regiert. Von diesen waren 12 Franzosen, 9 Spanier, 4 Italiener, 2 Portugiesen, nur Einer ein Deutscher; der erste hieß Villiers de l'Isle-Adam, der letzte Ferdinand von Hompesch. Die Einkünfte des Ordens betrugen jährlich gegen 2½ Mill. Franken, die Ausgaben etwas über 2 Mill. Franken, es blieb ein ungefährer Ueberschuß von 254,000 Franken.

Der furchtbare Soliman II., unter welchem das Reich der Osmanen den Scheitelpunkt seiner Macht erreichte, saß noch auf dem Throne, als die Ritter bereits 35 Jahre im Besitz von Malta waren. Trotz ihrer Vertreibung aus Rhodus hatte er sie nicht aus den Augen verloren; ihre Kreuzfahrten auf dem Mittelmeere, wo sie den Corsaren der Ungläubigen bald christliche Fahrzeuge entrissen, bald türkische Schiffe als gute Prise aufbrachten, hatten schon längst seinen Unmuth erregt. Als sie aber einst ein türkisches Handelsschiff, das für den Kislar-Aga und für die Odalisken des Serails befrachtet gewesen, caperten, entloderte sein Grimm siebenfach, und beim Allah schwur er, nicht eher zu rasten, bis er die Brut der Ungläubigen auf ihrem neuen Felsennefte bis auf die letzte Spur vertilgt habe.

Sofort flogen Befehle an die Obersten seiner See- und Landmacht nah und fern. Eine ungewöhnliche Thätigkeit in den Arsenalen, den Kriegshäfen, rasche Bewegungen und Verstärkungen der Landtruppen verkündigten die Nähe eines großen Unternehmens, und alle Gerüchte stimmten bald dahin überein, daß Malta der Zielpunkt jener drohenden Anstalten sei.

Ein würdiges Oberhaupt stand damals an der Spitze der Malteser. Jean de la Valette hatte, seitdem er das Kreuz genommen, Malta nie wieder verlassen. Von den untersten Graden war er bis zu den höhern emporgestiegen, denn überall und in allen Fährlichkeiten erschien er als der Beste; der ganze Orden liebte ihn als einen biedern Waffengenossen, darum ward er auch 1557 bei eingetretener Erledigung einstimmig zum Großmeister erwählt. Mit schnellem Blicke sah er voraus, daß jetzt ein Kampf zu bestehen sein werde um Sein oder Nichtsein, und er war entschlossen, ihn zu kämpfen bis auf den letzten Hauch, als Ritter, als Streiter des Kreuzes, das er auf der Brust trug.

Alle Bollwerke der Insel wurden einer genauen Durchsicht unterworfen und, wo es nöthig, verstärkt und ausgebessert. Nach allen Landen gingen ferner Befehle an die dort zerstreuten Ritter, sich unter des Großmeisters Paniere zu schaaren; Agenten warben Söldner, um in die Reihen der Kämpfer zu treten; von allen Seiten eilten freiwillig Kampflustige herbei. Am 6. Mai 1565 hielt la Valette Heerschau; sie ergab 8992 Mann, davon 587 Ritter. Diese versammelte er in engem Kreise. „Theure Waffenbrüder!" sprach er mit fester, männlicher Stimme, „Ein furchtbares Heer und eine Wolke von Barbaren stehen im Begriffe, gegen diese Insel loszubrechen. Es sind die Feinde Christi, und jetzt gilt es, ob der Glaube, ob das Evangelium obsiegen soll, oder der Koran; jetzt verlangt Gott von uns das Leben wieder, das wir ihm schon durch unsern Eid weiheten. Heil denen, welche für eine solche Sache fallen! Laßt uns, meine Brüder, unser Gelübde am Altare des Herrn erneuen; ein Jeder schöpfe im Blute unsers Erlösers und in dem Genusse des heiligen Sacraments jene edle Todesverachtung, die uns allein unbesiegbar machen kann." Sämmtliche Ritter vollzogen hierauf die Communion, und eine fromme Begeisterung befeuerte sie zum nahen Kampfe. Jeder Zunge wieß darauf der Großmeister ihren Posten an. Wie sie ihn vertheidigen, wie sie nur Schritt für Schritt weichen, um jeden Fußbreit Boden streiten sollten, schärfte er ihnen genau ein und vergaß nichts, was ihnen zu wissen von nöthen.

Am 8. Mai tauchten die Wimpel der türkischen Flotte am fernen Horizonte auf; sie näherte sich, und man unterschied allmählig 131 Ga-

leeren, 7 Galioten und 55 Transportschiffe. Piali Bassa befehligte die Flotte, der Pascha Mustafa die Armee, 48,000 Mann stark. Sie führte ein vollständiges Belagerungsgeschütz, darunter 50 Achtzigpfünder, 2 Mörser, um centnerschwere Steine zu schleudern, und Proviant auf 6 Monate. Hierzu stießen etwas später noch 6 Galeeren mit 900 Mann, unter dem Commando eines Renegaten, Ulucci-Aly, 13 Galeeren und 2 Galioten mit 1500 Mann, unter dem berüchtigten Corsaren Dragut, Vicekönig von Tripolis, und 2000 Mann, welche Hascen, der Vicekönig von Algier, befehligte, so daß nebst dem Trosse die ganze zum Untergange der Ritter vereinigte Masse auf 80,000 Mann angeschlagen werden konnte. Gegen Abend ging die türkische Flotte in einer Bucht vor Anker und 3000 Mann stiegen ungesäumt an's Land. Bald sah man die zerstreut liegenden Häuser in Flammen, und am folgenden Tage bedeckte sich die Ebene mit Soldaten des Halbmondes. Einzelne Scharmützel mit den Vorwachten der Ritter fanden statt, welche der Großmeister anfangs als Vorübung erlaubte, dann aber einstellen ließ.

Nach gepflogenem Kriegsrathe beschloß Mustafa seinen ersten Angriff gegen das Fort St. Elmo, den Schlüssel zu beiden Häfen, zu richten, das, seiner Meinung nach, in 5 Tagen fallen müsse. Am 24. Mai eröffnete er sein Feuer gegen dasselbe mit 10 Achtzigpfündern, 2 sechzigpfündigen Feldschlangen und einem ungeheuern Feldstück, welches steinerne Kugeln von 160 Pfund Schwere warf. Jeder Schuß traf, und obgleich das Fort lebhaft antwortete, so hielt sich doch der Commandant ohne Verstärkung für zu schwach zu einem langen Widerstande. Er schickte daher den Ritter Lacerda an den Großmeister, um Hülfe zu verlangen. „Was habt Ihr denn verloren?" erwiederte la Valette düster, „daß Ihr schon um Hülfe schreiet?" „Excellenz!" versetzte Lacerda, „das Fort ist wie ein schwacher Kranker, der nur durch fortwährende Arznei erhalten werden kann!" „So werde ich selbst der Arzt sein," antwortete la Valette; „Andere werden mit mir kommen, und können sie Euch nicht von der Furcht heilen, so soll ihre Tapferkeit doch wenigstens hindern, daß die Ungläubigen das Fort nicht nehmen!" In der That schickte er sich an, Verstärkung in Person dahin zu führen, doch die Ritter und Geistlichen widersetzten sich der Preisgebung seiner Per-

son, darum wählte er drei der tapfersten Ritter, Gonzales, Madron und de la Motte, sich mit ihren Compagnien in den Platz zu werfen; andere Ritter schlossen sich als Freiwillige an.

La Valette wußte sehr wohl, daß, ohne Hülfe von Außen, St. Elmo gegen eine solche Uebermacht nicht zu halten sei. Auf diese aber rechnete er mit Zuversicht von Seiten des Vicekönigs von Sicilien, Don Garcias von Toledo. In der That hatte er selbige mit vielen Worten versprochen, war aber keineswegs gemeint, sie zu leisten. Ein geheimer Befehl Philipp's II. gebot ihm, seine Streitkräfte vornehmlich für die Vertheidigung Siciliens bei dessen möglichem Angriffe zu sparen, und Malta nur beizuspringen, wenn dessen Rettung wahrscheinlich sei. Die eigne Zaghaftigkeit des Vicekönigs, der vor Allem eine Seeschlacht gegen die Türken fürchtete, gab jenem Befehle eine möglichst weite Ausdehnung; den immer dringendern Bitten des Großmeisters setzte er Ausflüchte entgegen und erklärte unter Anderm, daß, wenn St. Elmo verloren gehe, seinerseits für Malta's Rettung nichts geschehen könne. Darum aber auch setzte la Valette für dessen Erhaltung Alles daran.

Die Türken gewannen indeß, wenn schon unter mörderischen Kämpfen, mehr Boden und schlossen den Platz enger ein. Abermals baten die Ritter um Abberufung, weil ihr Posten nicht länger haltbar sei. Der tapfere Madron war ihr Dolmetscher, und ein Kriegsrath stimmte gleichfalls für die Aufgebung. „Von der möglichst langen Vertheidigung des Forts," entgegnete der Großmeister, „hängt Malta's Rettung, vielleicht die Existenz unseres Ordens ab, sie muß statthaben, es koste, was es wolle." Er ließ den Rittern sagen, ihres Eides eingedenk zu sein, und ihres Gelübdes, das Leben für die Religion zu lassen; übrigens solle ihnen, so viel immer möglich, Hülfe werden. Auf ein nochmaliges Gesuch um Ablösung antwortete er mit Ironie: „So kommt denn herüber in's Kloster; Ihr könnt dann ruhiger für Euer Leben, wie für Erhaltung eines Platzes sein, an dem Alles gelegen." Jetzt baten die Ritter selbst darum, zu bleiben. Des Nachts glitten Barken über den großen Hafen mit neuer Mannschaft, mit Kriegs- und Mundvorräthen für das Fort, und trugen dagegen die Verwundeten herüber. Zur Abwehr der anstürmenden Türken fertigte man eigenthümlicherweise Reifen,

die mit Baumwolle und andern brennbaren Stoffen, welche man in Branntwein getaucht, denen Salpeter, Schwefel und Pulver beigemischt waren, umwickelt wurden. Diese schleuderte man brennend von oben auf die Feinde, und Viele fanden in diesem Flammenkreise einen qualvollen Tod.

Mustafa schäumte vor Wuth, seit einem Monate so viele der Seinen gegen ein unbedeutendes Schloß zu verlieren, und verordnete einen Generalsturm für den 18. Juni. Unter dem Schall der Trompeten und Trommeln griffen die Türken von der Landseite an, während die Schiffe von der Seeseite gegen das Fort donnerten. Aber auch von diesem aus sprüheten Tod und Verderben in die Ferne; und wer die Wälle erklomm, auf den regneten die Feuerreifen, oder es empfingen ihn die Ritter mit der Pike, dem Dolche, rangen Mann gegen Mann. Zugleich spielten die Batterien von St. Angelo gegenüber und trugen den Tod in die Reihen der Feinde. Sechs Stunden hatte der wüthende Kampf bereits schon gewährt, und die Türken gewannen keinen Fuß breit; da ließ der Pascha zum Rückzug blasen; 2000 Türken lagen auf dem Wahlplatze, 17 Ritter fielen in der Bresche. Den 21. Juni wiederholte Mustafa seine Angriffe; dreimal ließ er anstürmen, ward dreimal zurückgeworfen und mußte wiederum abstehen. Aber die Schaar der Christen war schauervoll geschmolzen, nur Wenige gab es ohne Wunden. In der Nacht schickten sie noch einen rüstigen Schwimmer über den Hafen an den Großmeister; „erhalten wir nicht schleunig Hülfe," ließen sie ihm sagen, „so sind wir verloren!" Gern hätte der Großmeister sie gewährt, allein die Türken bestrichen jetzt mit ihren Kanonen alle Landungspunkte und schnitten jede Möglichkeit zur Rettung ab. So sank denn die letzte Nacht für die edlen Kämpfer von St. Elmo herein, der 22. Juni. Sie sahen ihren gewissen Untergang und bereiteten sich zum Tode als Männer und Christen. Sie reichten sich das Abendmahl, umarmten einander, Abschied nehmend, und erwarteten dann still auf ihren Posten das Tageslicht; auch die Verwundeten ließen sich mit ihren Waffen auf die Wälle tragen. Mit dem Aufgang der Sonne ertönte das Schlachtgeschrei der Türken wieder. Doch hart ist der Kampf gegen den Verzweifelnden; theuer wollten die christlichen Streiter ihr Leben verkaufen,

und ihren allmähligen Rückzug nach den innern Werken bezeichneten Tausende von Leichen der Feinde. Plötzlich hörte man das Signal zum Rückzuge, und die Türken verließen den bereits vierstündigen Kampf. Die Belagerten schöpften Athem und hofften einige Augenblicke auf Rettung. Doch der Pascha hatte nur einige Außenwerke wegnehmen lassen wollen; um die Stunde des Mittags ließ er den Sturm erneuern. Schwächer ward der Widerstand der Christen, so wie ihre Zahl sich minderte, und er hörte ganz auf als der letzte Streiter gefallen war. Jetzt drangen die Türken in die Trümmer von St. Elmo, wo das Schweigen des Todes nur durch das Röcheln der Sterbenden unterbrochen wurde. Mustafa, den geringen Umfang des Forts mit den Augen messend, und von dem hier geleisteten Widerstande auf den der Hauptstadt schließend, rief: „was wird nicht der Vater thun, wenn uns der Sohn so viel kostet!" 8000 seiner Soldaten waren gefallen, und 130 Ritter nebst 1300 gemeinen Kriegern hatten den Tod gefunden im Laufe der Vertheidigung. Aus Ingrimm ließ der Pascha die Leichen der gefallenen Christen auf Breter binden, ein Kreuz in den Leib schneiden und auf den Wellen nach dem jenseitigen Ufer des Hafens treiben. Zur Vergeltung schoß der Großmeister die blutenden Köpfe türkischer Kriegsgefangener zu den Feinden hinüber.

So fiel die kleine Schaar der heldenmüthigen Vertheidiger von St. Elmo, ein Opfer der Pflicht und der Saumseligkeit des Vicekönigs von Sicilien, dessen gleisnerischen Versprechungen man vertraut.

Eine tiefe Niedergeschlagenheit über ihre gefallenen Brüder verbreitete sich unter den Rittern des Ordens. Dieses wahrnehmend berief sie der Großmeister zu einer Versammlung. „Unsere Brüder," sprach er, „sind tapfer fechtend für den Glauben gefallen. Für ihren Ruhm und das Heil ihrer Seelen haben sie genug gelebt. Folget ihrem Muthe und ihrem Eifer, denn nur überwältigt, nicht entmuthigt erlagen sie. Auch die Haufen der Ungläubigen schmelzen in den Gefechten, Krankheiten und Mangel lichten schon täglich ihre Reihen. Der Besitz von St. Elmo gewährt ihnen noch keinen Gewinn gegen die übrigen Bollwerke unserer Insel, wo die Kräfte des Ordens noch ungeschwächt leben. Noch kann uns Hülfe werden; am Fuße unserer Bastionen und Wälle gedenke ich

den Feind zu vernichten oder in einer Schlacht zu überwältigen." Der männliche Ton des ehrwürdigen la Valette, das Feuer, welches aus seinen Augen blitzte, die Bürgschaft seines Muthes und seiner Mannhaftigkeit, gossen neues Leben in die Seelen der Trauernden, und einmüthig riefen sie: „Verspritzen wollen wir den letzten Tropfen unseres Bluts für den Orden und den Glauben!"

Jetzt, meinte der Pascha, würden die Ritter gebeugt und zur Ergebung geneigt sein, darum schickte er einen seiner Offiziere mit einer weißen Fahne an sie ab, den ein Christensklave als Dolmetscher begleitete. Nur diesem ward der Eintritt in die Burg erlaubt. La Valette empfing ihn von seinen Rittern umgeben; kaum aber hatte er das Wort Capitulation ausgesprochen, so rief der Großmeister dem Zunächststehenden zu: „laßt ihn hängen!" ein Wink und ein geheimes Wort belehrten ihn aber, den Boten blos mit der Angst zu entlassen. Dieser Arme war ein 70jähriger Greis und hatte 30 Jahre in der Sklaverei geschmachtet. Das Anerbieten, zurückzubleiben, lehnte er ab, um nicht bei der, wie er glaubte, unausbleiblichen Eroberung des Platzes, als Ueberläufer gepeinigt zu werden. Man führte ihn hierauf durch die Reihen der Soldaten, zeigte ihm die Brustwehren, Wälle und tiefen Gräben; „das nur haben wir für den Pascha," sagte der ihn geleitende Ritter, „und hier wollen wir ihn nebst allen seinen Janitscharen begraben."

Kaum hatte Mustafa diese stolze Antwort vernommen, so schickte er sich an, die Werke, welche den großen Hafen vertheidigen, anzugreifen. Die Forts St. Angelo, St. Michael, die Burg und la Sangle, trotzten den Muselmännern als unerschütterliche Felsenburgen entgegen. Am 5. Juli eröffnete der Pascha das Feuer aus allen seinen Batterien. Weithin ertönte der Donner des Geschützes der Belagerer und der Belagerten; in dichte Dampfwolken gehüllt, welche die Blitze der Feuerschlünde durchzuckten, glich die Insel Malta einem tobenden Vulkane. Es war dies das Beginnen eines Kampfes, welcher sich zween Monden lang immer grimmiger erneuerte. Fast kein Tag verging ohne Gefecht. Alles versuchte der Pascha, was nur die Kunst des Krieges ersonnen, Minen, Trancheen, offene und verdeckte Batterien, dazu wiederholte Stürme gegen die entstandenen Mauerlücken; — alles scheiterte an der

faſt übermenſchlichen Tapferkeit der Beſatzung. Am 20. Aug. fand man ein verſiegeltes Billet an den Großmeiſter, das in die Feſtung geworfen worden. „Auf den Donnerstag" — ſtand darin geſchrieben, und nichts weiter. In der That unternahmen die Türken an dem bezeichneten Tage einen Angriff, wie noch nie. Der Paſcha führte die Truppen in eigener Perſon an, ermunterte, lobte die einen, hieb mit ſeinem Säbel die Verzagten und Säumigen nieder. Sechs Stunden ließ er die Blutarbeit fortſetzen und mußte endlich den Befehl zum Rückzuge ertheilen. Das Fort St. Michael ſchien endlich ſeinem Falle nahe. Schon riethen die Ritter es aufzugeben, um ſich für die andern Punkte zu erhalten. „Hier, meine Brüder, müſſen wir ſterben, oder den Feind vertreiben," war die Antwort des Großmeiſters, und wich nicht aus dem Platze.

Jetzt meldeten die Artillerieoffiziere dem Paſcha, daß es bald an Pulver fehlen werde, und die Proviantmeiſter, daß man nur noch auf 25 Tage Mehl habe, denn ein Getreideſchiff ſei den Feinden in die Hände gefallen. Außer ſich über ſo vielfältiges Mißgeſchick, und entſchloſſen, um jeden Preis doch etwas zu gewinnen, nahm er 4000 Mann ſeiner beſten Truppen, um Citta Vecchia zu überrumpeln. Die Feſtungswerke waren ſchwach, — doch die Tapferkeit iſt ſtärker, als Baſtionen und Wälle, — der Commandant, der Portugieſiſche Ritter Mosquita, leiſtete unerſchütterlichen Widerſtand; bewaffnete die Bürger, ließ ſogar die Frauen als Männer verkleidet auf den Wällen in die Reihen der Streiter treten, um den Schein der Vollzahl zu gewinnen. Der Erfolg krönte ſeine Beharrlichkeit, und Muſtafa mußte auch von hier abziehen.

Jetzt endlich machte der Vicekönig von Sicilien ſeinen Zögerungen ein Ende; von allen Seiten beſtürmt führte er eine Flotte zur Hülfe von Malta. Am 6. Sept. lief er in den Canal von Gozzo ein, ſetzte am folgenden Tage in der Bai von Melleſa 600 Mann mit allem Kriegsbedarf ans Land, entfernte ſich ſelbſt aber klüglich wiederum nach Sicilien. Ein paniſcher Schrecken befiel bei jener Kunde die Türken. Sie hatten eine Landung am großen Hafen erwartet und ſelbigen mit einer Kette geſperrt. Nun fürchteten ſie von dem bereits in der Inſel befindlichen Corps jeden Augenblick angegriffen zu werden, und nichts vermochte ſie länger zurückzuhalten. Mit Hinterlaſſung des Geſchützes

stürzten sie sich nach der Küste und warfen sich in voller Hast auf die Schiffe. Voll Schaam vernahm Mustafa bald darauf, wie gering die Anzahl der Feinde sei; mit Stockschlägen trieb er seine Soldaten wieder an's Land, um die Belagerung zu erneuern. Allein Mißmuth und Niedergeschlagenheit lähmten jeden ihrer Schritte, frischer Muth und neue Hoffnung begeisterten dagegen die christlichen Streiter; überall schimpflich unterliegend mußte sich der Pascha endlich zu einer nochmaligen Einschiffung und zum gänzlichen Abzuge bequemen. Ueber 40,000 Mann hatte er in diesem viermonatlichen Kampfe geopfert.

Malta war gerettet! Tausend und aber tausend Dankgebete stiegen inbrünstig zum Himmel. Dann aber gedachte man des heldenmüthigen Vertheidigers der Insel, des edlen la Valette. Er war, nächst Gott, der Hort und Schirm gewesen, der Einzige, der nie verzagte, der ritterliche König seiner Schaaren. Alle brachten ihm ihre Huldigung dar, Alle bekannten mit einem Munde, daß ihm der Preis der Tapferkeit, der Standhaftigkeit, des festen, frommen Glaubens vor allen andern gebühre.

Schnell, wie der Gedanke, flog der Ruhm des Retters von Malta durch ganz Europa; mit Jubel vernahmen die christlichen Völker und Fürsten die herrliche Kunde und beeilten sich wetteifernd, dem heldenmüthigen Großmeister ihre Verehrung auszudrücken. In feierlicher Versammlung ließ ihm Philipp II. durch einen Grauden einen kostbaren Dolch und Degen überreichen, mit der Zusicherung, „sein Monarch betrachte ihn als einen der größten Feldherrn seiner Zeit." Auch der Papst Pius IV. wollte nicht zurückstehen; er übersendete ihm den Cardinalshut; la Valette lehnte diese Ehre, als mit seiner militärischen Würde unverträglich, ab. Wohl mochten jetzt hehre Gefühle die Brust des hochherzigen Mannes erweitern; wohl mochten ihm jetzt Augenblicke vergelten, was er seit Monden gesorgt, getragen, gelitten, denn großer Seelen seligster Lohn ist das Hochgefühl der erfüllten Pflicht!

Doch trübe war bei alle dem noch die Gegenwart, sorgenvoll stellte sich die Zukunft dar. Malta glich einer Ruine; ein großer Theil der Festungswerke lag in Trümmern; das Innere der Insel zeigte nichts als traurige Verödung, denn die erbitterten Barbaren hatten nichts verschont.

Ueber 260 Ritter waren in den mannigfaltigen Kämpfen geblieben; die Zahl der Soldaten und Eingebornen, welche den Tod gefunden, betrug gegen 8000; etwa 600 Mann waffenfähiger blieben übrig und noch trugen die meiſten von dieſen ſchwere Wunden. Was war nicht alles zu beſorgen, wenn die Türken ihren Angriff erneuerten! Und dieſes ſtand in der That zu befürchten. Unter wüthenden Schmähungen und Verwünſchungen hatte der Sultan das Schreiben Muſtafa's, das ſeinen Abzug meldete, zur Erde geworfen und mit Füßen getreten. „Zum nächſten Frühling", rief er, „will ich ſelbſt gen Malta ziehen und alles, was lebt, mit der Schärfe des Schwertes vertilgen!" Zugleich ließ er Siegesnachrichten ausſtreuen in Conſtantinopel. Malta ſei erobert, hieß es; die Ritter ſeien todt oder gefangen, die Armee kehre nur zurück, weil man ſie nicht auf einem öden, fernen Felſen habe laſſen wollen; ſollten es jedoch die chriſtlichen Corſaren wagen, ſich dort aufs Neue einzuniſten, ſo lägen die Flotten bereit es zu verhindern. Um dieſe Erdichtungen zu beglaubigen, bezahlte Muſtafa, gegen das Herkommen, ſeine Niederlage nicht mit dem Kopfe. Neue Rüſtungen aber ſchienen jene Drohungen zu bethätigen. Tauſend Hände regten ſich in den Arſenalen, und eine Menge Galeeren und Galioten wurden gezimmert auf den Werften; doch eine unerwartete Kataſtrophe vernichtete dieſe ſtolzen Rüſtungen in einem Nu. Eine grimmige Feuersbrunſt brach aus in dem Arſenale, verzehrte alles, was dort aufgeſpeichert lag, entzündete die Pulvervorräthe; brennende Trümmer wurden durch die Exploſion auf die Werfte geſchleudert, die dort liegenden Schiffe gingen gleichfalls in Feuer auf; Hunderte von Menſchen wurden zerſchmettert, und nach wenigen Stunden war nichts mehr vorhanden von dem was mit überſchwenglichem Aufwande geſchaffen worden. Man argwöhnte, der Großmeiſter habe dieſen Greuel der Verwüſtung durch Sendlinge anſtiften laſſen. Offene Beweiſe liegen nicht vor, doch der damals unbedenklich angenommene Grundſatz, gegen den Feind der Chriſtenheit ſei alles erlaubt, gibt jener Vermuthung ziemliche Wahrſcheinlichkeit. Der Erfolg wenigſtens war für Malta vollkommen erwünſcht. Soliman vermochte nicht den erlittenen Verluſt ſogleich zu erſetzen; er unternahm dagegen einen Zug nach Ungarn und belagerte die kleine Feſtung Szigeth. Hier

fand er selbst Gelegenheit den Muth der Christen zu bewundern. Der heldenkühne Zrini vertheidigte die Feste mit 3000 gegen 65,000 Mann, und stürzte sich endlich, da keine Rettung mehr vorhanden, mit dem letzten Reste der Seinen in einem Ausfalle unter die Feinde, suchte und fand den Tod, ein Theil der in die Festung dringenden Türken aber wurde unter den Trümmern der in die Luft fliegenden Burg begraben, denn Zrini hatte vor seinem Ausfalle eine brennende Lunte an das Pulvermagazin gelegt. Soliman fand gleichfalls den Tod vor Szigeth. Eine Lagerkrankheit hatte ihn bereits befallen; Zorn und Wuth über die schmachvollen Verluste, die er durch eine Handvoll Verzweifelnder erlitten, rieben seine letzten Kräfte auf; er starb den 4. September 1566, einige Tage vor der Erstürmung des Platzes, und nun war Malta von dem furchtbarsten seiner Feinde befreit. Nie haben die Türken einen zweiten Zug gegen dieses Eiland unternommen, nie kehrten solche Schreckenstage für selbiges wieder.

Jetzt athmete la Valette freier. Er gedachte Malta für die Gegenwart und die Zukunft zu sichern, darum begnügte er sich nicht, die bereits vorhandenen aber zerstörten Festungswerke wieder herzustellen, sondern beschloß, auch eine neue Stadt zu erbauen. Die Landzunge, welche die beiden Häfen trennt, war dazumal nur durch das Fort St. Elmo vertheidigt, er aber wollte noch eine Stadt auf derselben errichten, ein unerschütterliches Bollwerk gegen jeden feindlichen Angriff und der künftige Hauptsitz der Ritter. Aber hierzu bedurfte es großer Geldmittel, welche die Kräfte des Ordens und der Insel bei weitem überstiegen! La Valette wendete sich an den Pabst, an die Könige von Frankreich, von Spanien, von Portugal, an die größern Staaten von Italien, um Zuschüsse für sein Unternehmen von ihnen zu erbitten. Sie gewährten sie sämmtlich, und so wurde den 28. März 1566, an einem Donnerstage, der Grundstein zu der neuen Stadt gelegt; ihr Name sollte „la Valette" sein, zum unvergänglichen Andenken an den großherzigen Gründer. In festlicher Ordenstracht, von allen Rittern, der Geistlichkeit und den obersten Magistraten begleitet, begab sich der Großmeister zu dem festgesetzten Tage an den erkiesten Ort; ein feierlicher Gottesdienst eröffnete die Ceremonie, dann versenkte man goldene und silberne Denk-

münzen in die Erde, und deckte ſie durch den Grundſtein, welcher das Wappen la Valette's trug, ein Löwenrachen im goldenen Felde.

Schnell ſtieg die neue Stadt durch vereinte Kräfte und Thätigkeit und unter der ſorgfältigſten Ueberwachung des Großmeiſters empor. Zwei Jahre lebte er noch und ſah den gedeihlichen Fortgang ſeines Werks. Der Tod ereilte ihn den 22. Auguſt 1568, den er mit derſelben Standhaftigkeit, derſelben ritterlich-frommen Ergebung erwartete, welche er ſo glänzend in ſeinem Leben bewährt hatte. Seine Gebeine ruhen in der Hauptkirche zu La Valetta, und ein Denkmal bezeichnet ſeine Ruheſtätte. La Valette iſt gleichſam der letzte Repräſentant des reinen, edlen Ritterthums. Alles für Gott und die Ehre, der Wahlſpruch des Ordens, wurde von ihm heldenmüthig bethätigt. Wie Willenskraft und frommer Sinn ſelbſt auf Geiſter tiefern Ranges zauberiſch wirken, hat er ruhmwürdig bewieſen, darum glänzt auch ſein Name mit Recht in der Reihe der Männer höherer Weihe.

Doch nun ſind wir angelangt auf dem Höhenpunkte der Geſchichte der Malteſer. Fortan gewährt ſie keinen großartigen, das Gemüth erwärmenden Anblick mehr, ſondern der Verein der einſt ſo wackern Streiter verfällt der flachen Alltäglichkeit und dem Getriebe kleinlicher Intereſſen. Die neuere Politik der europäiſchen Staaten verrückte ſchon den Strebepunkt des Ordens der Malteſer; ſie geſtattete Einzelnkämpfe gegen die Ungläubigen nicht weiter; die Pforte trat in die Reihe der übrigen Mächte; ſie ſchloß mit ihnen Bündniſſe und Verträge und jene ritterlichen Züge gegen die Türken mußten aufhören. Noch blieb den Rittern ein weites Feld kriegeriſchen Ruhms gegen die Barbareskken. Wider dieſe hätten ſie die chriſtlichen Staaten des Mittelmeers ſchirmen und ſegensreiche Lorbeeren ernten können. Allein Wohlleben und Sittenloſigkeit, zum Theil von einigen Großmeiſtern ſelbſt angeregt, entnervten den alten Geiſt der Ritter von Malta, und ſo wurden die, von Zeit zu Zeit zwar angeſtellten Fahrten gegen die Barbareskken müßige Luſtpartien nach irgend einem benachbarten italieniſchen Hafen. Deſpotiſche Willkühr der Großmeiſter, Zwietracht unter den verſchiedenen Nationen oder Zungen, Parteilichkeit bei Verleihung der Aemter und Würden vertilgten allen Einklang im Innern; hierzu kam noch der allmählige Verfall

der Finanzen, theils herbeigeführt durch eine schlechte oder unredliche Verwaltung, theils auch durch die vielfachen Verluste von Besitzungen und Einkünften von Außen her, welche die neuern politischen Umwälzungen verursachten, so daß die frühern Einkünfte des Ordens von jährlich 2½ Million Franken auf 1 Million herabsanken, und zuletzt ein höchst bedenkliches, immer größer werdendes Deficit gegen die Zeit der französischen Revolution sich herausstellte. Die frühere Kraft des Malteserordens war demnach in allen Wurzeln und Zweigen vertrocknet; er war ein entlaubter, dürrer Baum, welcher den Stürmen der Neuzeit nicht mehr zu trotzen vermochte; solch eine verknöcherte Adelsaristokratie konnte gegen den Strom der neuen Ideen nicht ferner Stand halten.

Mit gewohnter Schläfrigkeit hatte man in Malta anfangs den Zuckungen der französischen Revolution unbekümmert zugesehen, so lange sie in der Ferne erbrauste. Als sie sich aber zertrümmernd, das Bestehende umwandelnd, auch über Italien ergoß; als der 27-jährige Führer der Neufranken, als General Bonaparte in nie gehörtem Siegeslaufe den Kirchenstaat, Sardinien, Venedig, Parma, Modena, die Lombardei niederdonnerte; als endlich die Ideen der Freiheit und Gleichheit durch die engen Handelsverbindungen mit Frankreich auch bei dem hart bedrückten Volke von Malta Eingang fanden: erwachten die Ritter doch aus ihrer bisherigen Sicherheit und fingen an zu begreifen, daß auch ihrer Felsenburg wichtige Veränderungen bevorstehen dürften.

Früher schon hatten die betheiligten Großmächte Malta's gedacht und die Wichtigkeit seines Besitzes erwogen. England, Rußland, Oestreich, Frankreich, selbst das machtlose Spanien und Neapel, richteten ihre Blicke dahin, und ein reges Intriguenspiel vermehrte die dortige Zerfallenheit. Jetzt hätte es eines tüchtigen Hauptes bedurft, eines Herrschers von Umsicht, Muth und Entschlossenheit, eines la Valette, um das aufsteigende Ungewitter zu beschwören. Allein der damalige Großmeister, Ferdinand Freiherr von Hompesch, wurde von der Natur nicht ausgeprägt, um als Held und Gebieter zu glänzen. Geboren zu Düsseldorf 1744, war er in seinem 12. Jahre als Page des Großmeisters nach Malta gekommen. Nach und nach zum Großkreuz empor-

geſtiegen, bekleidete er 25 Jahre lang den Poſten eines Abgeordneten des Malteſerordens zu Wien, und wurde 1797 durch das Uebergewicht der deutſchen oder bairiſchen Zunge zum Großmeiſter gewählt. Rathloſigkeit, Beſchränktheit und daneben kopfloſe Hartnäckigkeit bezeichnen während der verhängnißvollen Kriſis faſt alle ſeine Schritte. „Ich weiß Alles — ich habe für Alles geſorgt — man kann ruhig ſein —" war der gewöhnliche Beſcheid, den er auf die ihm geäußerten Beſorgniſſe ertheilte.

Der Friede zu Campo Formio, den 18. Oct. 1797, gewährte Frankreich eine kurze Ruhe, der General Bonaparte aber, von ſeinem ſtürmiſchen Genius getrieben, legte dem Directorium einen Plan zur Eroberung Aegyptens vor. Die Wegnahme und Beſetzung Malta's gehörten in denſelben. Alles wurde genehmigt, und die Rüſtungen zur Ausführung begannen.

Bei dem Chaos der verſchiedenartigſten Meinungen, die ſich auf Malta über die zu ergreifenden Maßregeln durchkreuzten, war man doch darin einſtimmig, daß ſich der Orden unter den Schutz einer gewichtigen Großmacht ſtellen müſſe. England, Rußland und Frankreich kamen dabei vornehmlich in Frage. Von den 332 anweſenden Rittern waren 200 Franzoſen. Wie der übrige franzöſiſche Adel meinten auch ſie, die Revolution ſei nur ein vorübergehender Zuſtand, dem die alten Ordnungen bald wieder folgen würden; darum ſtimmten ſie entſchieden für eine Anſchließung ſelbſt an das jetzige Frankreich. Die Bewohner der Städte, durch Handelsintereſſen mit ſelbigem vielfach verbunden, hegten gleiche Wünſche; nur das Landvolk, von unwiſſenden und fanatiſchen Prieſtern gegängelt, verabſcheute die, von der katholiſchen Kirche abtrünnig gewordenen, Franzoſen, haßte daneben aber auch das tyranniſche Großmeiſterthum und wünſchte, mit dämmernder Unbeſtimmtheit, Veränderung des gegenwärtigen Zuſtandes. Kein überragender Kopf war vorhanden, dieſen Wirren eine beſtimmte Richtung vorzuzeichnen, die franzöſiſche Regierung aber hatte dieſe Zerriſſenheit beſtens benutzt, eine Menge Sendlinge nach Malta geſchickt und eine Partei gewonnen, die für ſie den Ausſchlag geben mußte.

Die augenfälligen Rüstungen in den Häfen von Toulon, Genua, Civita-Vecchia vermochten den Großmeister Hompesch endlich doch Anstalten zur Vertheidigung der Insel zu treffen. Die gesammte Streitmacht betrug über 17,000 Mann, nebst 1500 Geschützen, 35,000 Flinten und 12,000 Fässern Pulver. Hierzu kamen noch 2 Linienschiffe, eine Fregatte und mehre kleinere Kriegsfahrzeuge. Der Großmeister beschloß, mit Zustimmung eines Kriegsraths, alle festen Punkte der Insel zu besetzen und selbst die Küsten zu vertheidigen. Voll Einsicht rieth der Oberingenieur des Ordens, der Ritter Tousard, sich nur auf die Vertheidigung der Hauptforts zu beschränken und die Streitkräfte überhaupt zu concentriren; allein des Franzosenthums verdächtig, wurde er nicht gehört, es blieb bei dem ersten Plane. Hätte man jenen Vorschlag genehmigt, so wurde Malta wahrscheinlich erhalten. Bonaparte wußte sehr wohl, daß ihn Admiral Nelson aufsuche und verfolge; er durfte nirgends weilen und an die Wegnahme Malta's nicht denken, leistete man ernstlichen Widerstand; nur durch einen Handstreich war dieses zu ermöglichen.

Den 6. Juni 1798 erblickte man die erste Abtheilung der großen französischen Expedition, aus zwei Fregatten, mehren Kanonenböten und 70 Transportschiffen bestehend. Sie entfaltete sich vor dem Hafen von La Valetta, rückte dann auf Kanonschußweite heran und nahm Stellung, die Bordseite der Küste zugewendet. Nur einige Barken landeten, um, wie sie sagten, Wasser einzunehmen. Man verhinderte es nicht. Auf die an die Matrosen gerichtete Frage, wozu die Leitern dienen sollten, welche man auswendig am Bord der Schiffe angebunden sah, antworteten sie, man brauche sie zur Belagerung von Alexandria. Diese Auskunft war für den Großmeister ein beruhigender Balsam, und er wiederholte sie allen denen, welche über das Erscheinen dieser Flotte Besorgnisse äußerten. Am 8. Juni schloß sich die zweite Abtheilung an die erste an, und am 9. signalisirte man bei Tagesanbruch die dritte. Das Admiralschiff, der Orient, segelte voran. Der General Bonaparte und der Admiral Brueys befanden sich auf demselben. Jetzt war die ganze Flotte vereinigt, bestehend aus 18 Linienschiffen, 90 Fregatten, Corvetten, Bricks, Kanonierschaluppen und andern bewaffneten Fahrzeugen,

und hatte 40,000 Mann Truppen an Bord. Um 9 Uhr des Morgens wurde das Signal, Stellung zu nehmen, gegeben, und um 1 Uhr bildete die Flotte einen unabſehbaren Halbkreis, von der Inſel Gozzo an bis zum äußerſten Cap Marſa-Scirocco, alſo alle angreifbaren Punkte der Küſte bedrohend. Wie ein Wald ragten die unzähligen Maſten empor; langhin flatterten die dreifarbigen Wimpel in der Luft — ſeit Sollimans Zeiten war eine ſolche Flotte an Malta's Geſtaden nicht geſehen worden.

Jetzt erhielt der franzöſiſche Conſul auf Malta, Caruſon, einen Brief von dem Admiral Brueys, worin er mancherlei Nachweiſungen verlangte. Ehe dieſes jedoch geſchehen konnte, beſtieg Bonaparte voll Ungeduld eine Fregatte, recognoscirte von ſelbiger aus die Küſte von Oſt nach Weſt und bemerkte ſich die angreifbaren Punkte, auch ſchickte er eine Ordre an Caruſon, des Inhalts, er ſolle vom Großmeiſter das Einlaufen der geſammten Flotte in den Hafen verlangen, weil ſie ſich verproviantiren, Waſſer einnehmen, ausbeſſern, die Kranken an's Land bringen, die Offiziere und Soldaten ausruhen laſſen wolle.

Caruſon entledigte ſich ſeines Auftrags bei dem Großmeiſter; dieſer antwortete, er könne das Geſuch nicht genehmigen. Auf die Bemerkung des Conſuls, er möge wohl bedenken, was er thue, entgegnete Hompeſch, er müſſe zuvor einen Rath verſammeln, dann ſolle ihm Antwort werden. Caruſon entfernte ſich; der Rath trat zuſammen und nach ſtürmiſchen Debatten entſchied man ſich endlich, das Einlaufen der Flotte nicht zu geſtatten, jedoch die Kranken aufzunehmen und Lebensmittel zu ſchaffen. Der Großmeiſter theilte dieſen Beſchluß dem franzöſiſchen Conſul mit. Dieſer bat, daß ihm der Beſcheid ſchriftlich zugeſtellt werde. Hompeſch erwiederte, das ſei gegen den Gebrauch. „So werde ich doch wenigſtens", fuhr Caruſon fort, „eine Abſchrift von der gehaltenen Berathung erhalten können!" Auch dieſes muß ich abſchlagen, antwortete der Großmeiſter. „Dann", ſagte Caruſon weiter, „bitte ich um die Erlaubniß, mich zum General Bonaparte begeben zu dürfen, um ihm mündlich Bericht abzuſtatten." Dem widerſetze ich mich nicht, antwortete Hompeſch, und Caruſon begab ſich ungeſäumt auf den Orient.

Mit gespannter Aufmerksamkeit hörte der General Bonaparte seinen Bericht an und überschüttete ihn dann mit unzähligen kurzen Fragen über die Oertlichkeiten, die Streitkräfte, die Stimmung in der Insel. Darüber war es spät geworden und der Consul bat nun um Beurlaubung, aus Besorgniß für seine zurückgebliebene Familie. „Man wird sich wohl hüten, ihr etwas zu Leide zu thun," sagte Bonaparte, „und geschähe es, so soll mir der Großmeister dafür haften. Er hat mich nicht wollen Wasser einnehmen lassen; nun ich werde es doch, und wir werden sehen, ob er mir es wehren soll!" Sogleich ertheilte er dem Admiral und dem Chef des Generalstabes Befehl, alle Anstalten zur Landung zu treffen mit Anbruch des Tages.

Alsbald steigen Tausende von Raketen aus den Schiffen auf und die Laternen flammen auf den Spitzen der Masten; der ganzen Linie entlang donnern Signalschüsse und die Capitaine begeben sich auf ihren Posten. Auch die Führer der Landungstruppen erhalten ihre letzten Befehle, besteigen die Böte, ordnen ihre Haufen und harren des kommenden Morgens.

Während auf der französischen Flotte Wort und That in schöpferischem Einklange walteten und wirkten, bot der Großmeister nebst seinen Umgebungen das traurigste Gegenstück dar. Jetzt endlich fielen ihm die Schuppen von den Augen und er glaubte nun an einen feindlichen Angriff. Aber auch den thörichten Plan, die ganze Insel vertheidigen zu wollen, hielt er noch fest. In hastiger Eil wurden Ritter mit Mannschaften nach den entfernten Forts und Redouten entsendet; in Verwirrung stürzten diese fort, verfehlten theils die ihnen angewiesenen Posten, oder fanden sie bereits von früher beorderten besetzt. Mit gleicher Planlosigkeit trug und schleppte man Kriegs- und Mundvorräthe von einem Orte zum andern, und gleich einem aufgestörten Ameisenhaufen lief und wimmelte alles kopf- und rathlos durch- und gegeneinander.

Der Morgen des 10. Juni brach an. Mit einem Tempo stießen drei Abtheilungen der französischen Truppen von den Schiffen ab, ruderten der Küste zu und standen bald an drei verschiednen Punkten auf dem Lande. Stürmenden Schrittes setzten sie sich gegen die Fortificationen

in Bewegung. Wie gescheuchte Rehe verließen die Malteser Soldaten selbige meistens schon vor dem Anlangen des Feindes, oder überließen sie ihm doch beim ersten Angriffe. Um leichter zu flüchten, warfen sie ihre Waffen von sich und verschwanden in den nahen und fernen Dörfern. Der Operationsplan des Obergenerals ward pünktlich, wie auf einem Schachbrete, vollzogen; ein Corps nach dem andern rückte in die ihm vorausbestimmte Stellung ein und an demselben Tage war Malta, bis auf La Valetta, in den Händen der Franzosen.

Jeden Augenblick traf dort die Meldung eines neuen Verlustes, der Gefangennehmung eines Truppenhaufens ein. Plötzlich stürzten Schaaren von Landleuten in die Stadt und verlangten mit lautem Geschrei Waffen. Die Feigheit der Soldaten, die Treulosigkeit vieler Ritter, welche unsichtbar geworden, hatten sie empört, sie selbst wollten Heerd und Eigenthum gegen die heidnischen Fremdlinge vertheidigen. Dies war einer jener Momente, welche das Verhängniß auf der Grenzlinie großer Entscheidungen wohl zugesteht, die, wenn von einem Genius höherer Weihe erfaßt, dem Rade des Schicksals Stillestand gebieten und oft wunderähnliche Wandlungen geschaffen haben. Wäre jetzt ein Mann von starker Seele vorhanden gewesen, so hätte wenigstens La Valette, das feste, unbezwingliche, gerettet, mindestens die Schmach eines ehrlosen, kampflosen Falles vermieden werden können. Allein ein solcher Geist waltete schon längst nicht mehr unter den entarteten Rittern. „Es ist zu spät!" war der kleinmüthige Bescheid des Großmeisters und seines rathlosen Capitels; die wackern Landleute wurden abgewiesen, und die letzte Hand, welche das Schicksal zur Rettung bot — man ergriff sie nicht.

Die Zahl von 17,000 Streitern war auf 7000 geschmolzen. Von Getödteten und Verwundeten schweigen die Berichte; wohl aber erzählen sie von Gefangenen, Flüchtigen und Versprengten. Ein Ritter wurde von den Seinen erdolcht, weil er ihrer Wuth einen Feigen entreißen wollte, welcher seine Untergebenen mit Drohungen und Schlägen an der Gegenwehr hatte zu verhindern gesucht. Einen offenbaren Schritt meuterischer Pflichtvergessenheit that der Großmeister Bosredon de Ransijat;

er überschickte dem Großmeister die Schlüssel mit der Erklärung, nur gegen die Türken sei er verbunden zu fechten; er verhalte sich neutral.

Jetzt zeigte sich auch unter der Bewohnerschaft von La Valetta eine bedenkliche Stimmung; und was that der Großmeister, um sie zu beschwichtigen? Er ließ das Bild St. Pauls, des Schutzheiligen der Insel, in feierlicher Procession auf den Wällen der Stadt herumtragen!

Mittlerweile schlossen die Franzosen die Hauptstadt von allen Seiten ein, trafen Anstalten zum Bombardement und zum Andringen mit Sturm. Dies brach die letzten Schranken des Gehorsams unter der Bürgerschaft. Sie schickte eine Deputation an den Großmeister; ein junger Advocat, Namens Guido, führte das Wort, und erklärte, man bitte den Großmeister, einen Waffenstillestand nachzusuchen, da eine glückliche Vertheidigung der Stadt unwahrscheinlich und die Bürgerschaft nicht gemeint sei, die Schrecken eines Bombardements und die Greuel einer Erstürmung über sich ergehen zu lassen. Geschrei und ohnmächtige Drohungen in dem Capitel. Als aber die Meldung einging, es seien so eben zween Ritter von dem ergrimmten Volke ermordet worden, verstummten die Hochmögenden; bleicher Schrecken erfaßte vor allem den Großmeister; er schickte einen französischen Emigranten, Namens Malan, nach dem Admiralsschiffe, um dem General einen Waffenstillestand anzubieten, zugleich ließ er die weiße Fahne auf dem Fort St. Elmo und Ricasoli aufpflanzen und erwartete mit Zagen die Rückkunft des Boten. „Morgen Mittag", brachte dieser zur Antwort, „werde ein Offizier zur Abschließung des Waffenstillestandes in der Stadt erscheinen." Der Brigadechef Junot, erster Adjutant Bonaparte's, traf mit einigen Begleitern zur bestimmten Zeit ein. Sein Geschäft, die Abschließung eines 24-stündigen Waffenstillstandes, war bald abgethan; eine Deputation sollte das Weitere mit dem Obergeneral auf dem Orient abmachen.

Die Deputation, aus den Rittern und der Bürgerschaft gewählt, ging sogleich mit Junot ab, ohne bestimmte Instruktion, ohne Anweisung, was und wie viel sie zugestehen solle, denn der Großmeister sagte, er überließe sich der Großmuth des Generals Bonaparte unbedingt. Dieser empfing die Deputirten artig; „gut, daß Sie kommen, meine Herren,"

redete er ſie lächelnd an; „das Geſchütz wird ſchon ausgeſchifft und das Bombardement ſollte eben beginnen!“ Dann ſchritt er ſogleich zur Abfaſſung der Capitulation, die er eine Convention nannte, um, wie er ſagte, die Ehre des Ordens zu ſchonen. Er allein diktirte ſie faſt ohne Widerſpruch. Ueberlaſſung der Inſel Malta und Gozzo an die franzöſiſche Republik; Garantie für die katholiſche Religion, Schutz des Eigenthums und Gnadengehalte für die Mitglieder des Ordens waren die weſentlichſten Punkte dieſer Convention. Am 13. Juni gegen Abend hielt der Obergeneral Bonaparte ſeinen Einzug in La Valetta, welches zuvor durch eine Halbbrigade beſetzt worden war. Die Civilbehörden empfingen ihn am Ufer; der Großmeiſter hatte mehre Equipagen und ſeine eigene, mit 6 Pferden beſpannt, entgegen geſchickt. Bonaparte bediente ſich derſelben nicht, ſondern ging zu Fuße, von ſeinem Generalſtabe gefolgt, in die Stadt. Zuerſt begab er ſich auf das Rathhaus, um den dortigen Behörden die Fortſetzung ihrer Funktionen, bis auf Weiteres, anzubefehlen, dann nahm er ſein Hauptquartier in dem Hotel eines Malteſiſchen Barons v. Pariſi. Er ſtattete dem Großmeiſter keinen Beſuch ab, daher bat dieſer am zweiten Tage um eine Unterredung. Bleich, haltungslos ſah man denſelben mit vielen Rittern bei dem General eintreten. Die Unterredung war froſtig, alltäglich und kurz. Als ſich der Großmeiſter bereits wieder auf der Treppe befand, rief man ihn noch einmal zurück, um ihm zu ſagen, er möge Malta ſo bald als möglich verlaſſen. Er that dieſes in der Nacht vom 17—18. Juni, ſchiffte ſich nach Trieſt ein und nahm einige Reliquien, ein Stück von dem Kreuze Chriſti, einen Arm des heiligen Johannes und ein Marienbild mit ſich.

So endete die Herrſchaft der Malteſer nach einer Dauer von 268 Jahren. Schamröthe würde ihre erlauchten Vorfahren übergoſſen haben, hätten ſie auf ihre entarteten Ordenserben herniedergeblickt. Auch ſie waren zwar gewichen aus Jeruſalem, Acre, Cäſarea, Candia, Cypern und Rhodus: allein es war der Rückzug des Löwen, der auch weichend noch ſchreckt. Soliman vergoß Thränen der Bewunderung, als der tapfere Villiers de l'Isle-Adam von Rhodus abzog. Drei Tage nur brauchte der franzöſiſche Oberbefehlshaber, um das felſenfeſte Malta in ſeine Hände zu bekommen; vier Monden vertheidigte es la Valette ge-

gen einen überlegenen Feind und blieb Sieger. Weder Bedauern noch Mitgefühl wurde jetzt diesem Kriegerstaate zu Theil bei seinem Untergange, denn er hatte die Achtung der Welt schon längst verloren und erlag einem wohlverdienten Verhängniß.

Hompesch erhielt als Entschädigung 100,000 Fl. und die Zusage eines Jahrgehalts von gleichem Betrage, den er aber nie bekam. Als Abfindungsquantum für eine allmählig angewachsene Forderung von 2 Millionen mußte er sich mit 15,000 Franken begnügen. Er starb 1803 in dunkler Zurückgezogenheit. Die übrigen Ritter zerstreuten sich von Malta theils in ihre Heimath, theils traten sie in die nach Aegypten bestimmte Armee; einigen Altersschwachen wurde vergönnt, in Malta zu bleiben, und etliche fanden Anstellungen bei dem daselbst eintretenden französischen Gouvernement. Bonaparte verweilte nur 8 Tage und segelte den 18. Juni ab, nachdem er Malta in der Eile eine Verfassung nach damaligem französisch-republikanischen Zuschnitte gegeben hatte. Der General Vaubois blieb mit 4000 Mann zurück. Seine Lage wurde bald sehr schwierig. Die gemachten Neuerungen, und vor allem die Räubereien der Franzosen gegen Kassen, Kostbarkeiten, ehrwürdige Denkmäler der Insel erzeugten Aufstände unter den Einwohnern. Nach dem Siege bei Abukir, den 1. August 1798, aber erschien eine englische Flotte vor Malta, setzte Truppen an's Land und begann eine strenge Blokade. Vaubois beschränkte sich nur auf die Vertheidigung von La Valetta, welches er zwei Jahre behauptete; erst 1800 im September übergab er es den Engländern durch Capitulation und gegen freien Abzug, nachdem, wegen gänzlichen Mangels an Lebensmitteln, eine längere Behauptung unmöglich geworden.

Seit 42 Jahren steht Malta unter der Herrschaft Großbritanniens und ist, hinsichtlich der innern Verwaltung, des Handels, der Industrie weit besser geregelt, als in frühern Zeiten. Trotz dieser materiellen Vortheile aber findet noch immer keine innige Verschmelzung statt zwischen den Insulanern und den Engländern, denen sie sich nach Sprache, Sitten und Religion fortwährend entfremdet fühlen.

Wir sind am Schlusse unserer Erzählung. Die Malteser bilden, im Vergleich mit den großen, Länder und Völker erfassenden und er-

ſchütternden Weltereigniſſen, nur einen kaum wahrnehmbaren Punkt. Aber auch ſie beſtätigen in dieſer ihrer Kleinheit eine Wahrheit, die ſich auch an den mächtigſten Staaten erhärtet, die Wahrheit, daß menſchliche Einrichtungen nur auf dem Boden moraliſcher Kraft und Würde gedeihen und dauern können.

Hist. des chevaliers hospitaliers etc. par Vertot.
Hist. de Malte par Miège. 1841.

VIII.

Die vergebliche Gabe.

Novelle

von

Helena Andrejewna Hahn, gebornen Fadejewa.

Nach dem Russischen von Professor

Wilhelm Schott.

Zweiter Abschnitt.

Viertes Capitel.

Während diese Krisis im Innern des jungen Mädchens vorging, ereignete sich auch eine wichtige Veränderung in ihrem äußeren Schicksal.

Der alte Baitschenko stürzte auf einer Hasenjagd vom Pferde und wurde todt nach Hause getragen. Zu dem Schmerze der Wittwe und der verwaisten Tochter gesellten sich nun bald auch drückende Sorgen um ihren Lebensunterhalt. Der Verstorbene hatte, indem er das Gut der Gräfin verwaltete, nie etwas sich angeeignet, das ihm nicht mit vollstem Rechte zukam; sein eigner kleiner Besitz aber war schon lange verpfändet und mit neuen Schulden seines Sohnes belastet; nach seinem Tode wurde Alles in Beschlag genommen und öffentlich verkauft. Die Wittwe und ihre Tochter sammelten ihre wenigen Habseligkeiten und verließen die angestammte Wohnung; der junge Baitschenko aber, seiner

hülflosen Lage sich schämend, nahm bei den Truppen im Kaukasus Dienste und ließ nie wieder von sich hören. Nur Heilfreund blieb ein treuer Gefährte der beiden Verlassenen: er verschaffte ihnen mit Mühe ein kleines Asyl in dem unbewohnten Hause der Gräfin, miethete sich in ihrer Nähe auf demselben Gute eine Wohnung und übernahm, da er mit den Eigenschaften vieler Heilkräuter bekannt war, das Amt eines Arztes für Menschen und Thiere, um das Loos seiner armen jungen Freundin und ihrer Mutter etwas erleichtern zu können.

Jetzt veränderte sich Anjuta's Lebensweise ganz und gar; ihre von Kummer und Noth niedergedrückte Mutter wurde in kurzer Zeit aus einer rüstigen Frau eine hinfällige Alte. Die Tochter mußte sie pflegen, mit eigner Handarbeit ihr das zum Leben Nöthige verschaffen. Das Gefühl dieser heiligen Pflicht erhob Anjuta's gesunkenen Muth wieder; sie ergab sich mit liebendem Eifer den neuen Beschäftigungen, und diese beschworen den Aufruhr ihres Innern eine Zeitlang, allein er schwieg nur, er wurde nicht bewältigt. Bei den mechanischen Arbeiten Anjuta's blieben ihre Gedanken eine Zeitlang müßig; aber bald machten sie diese Freiheit sich zu Nutze und quälten von Neuem ihr Herz, das von herben Verlusten noch wund war.

Es blieb ihr jetzt wenige Zeit zum Lesen und zu geistiger Thätigkeit; um aber diese nicht ganz entbehren zu müssen, entzog sie jede Nacht der Erholung von den Mühen des Tages ein paar Stunden. Sobald ihre Mutter in tiefen Schlaf gesunken war, zündete sie ihre Lampe an und stahl sich mit unhörbaren Schritten nach dem andern Ende des Gebäudes, wo ein besonderer Schrank die Bücher verwahrte, die Heilfreund für sie ausgesucht hatte; die ganze übrige Bibliothek wurde nie geöffnet, und Anjuta war schon gewohnt, den Inhalt derselben für eine ihr verbotene Frucht zu halten. Allein die Natur- und Völker-Geschichten konnten sie mit ihren allzuhäufigen Wiederholungen bekannter Dinge nicht lange fesseln. Oft, wenn sie über einem Buche saß und Zeile für Zeile emsig mit den Blicken verfolgte, verstand sie plötzlich das Gelesene nicht mehr; vergebens überlas sie dann eine und dieselbe Seite wohl zwanzig Mal, vergebens strengte sie ihre ganze Fassungskraft an, um das zu begreifen, was sie beinahe schon auswendig wußte; ihr Kopf

wurde ſchwer, ihre Begriffe trübten und verwirrten ſich: eine Art von geiſtigem Starrkrampf überkam ſie und ließ ihr weder Gedanken noch Gefühle.... In ſolchen Augenblicken erwachte ein anderes Daſein in ihr; ihre Bruſt erweiterte ſich, wurde voll überirdiſcher Empfindungen: es waren dies keine Reflexe des täglichen Lebens, keine Traumgeſichte, keine Ideen oder Töne — ſanfter als das Wehen des Frühlingswindes, durchſcheinender als der Aether, berührten dieſe Erſcheinungen ihre körperlichen Organe nicht, und doch wurden ſie von ihr geſehen, gehört, empfunden, und doch waren ſie bei ihr, in ihr, um ſie her; allein ſie offenbarten ſich ihr, wie einer zärtlich liebenden Seele die Annäherung des geliebten Gegenſtandes ſich offenbart, ehe ihn noch ein menſchliches Auge erfaſſen kann; ſie wurden von ihr empfunden wie die Anweſenheit ſeines ſchützenden Engels von einem Jüngling, wenn er ſein brünſtigſtes Gebet ſpricht.

Zu ſich ſelbſt gekommen, wußte Anjuta nicht, was mit ihr vorgegangen war; ihr Gedächtniß bewahrte keinen der berauſchenden Eindrücke eines ſolchen Seelenzuſtandes; nur ein Gefühl des Entfeſſeltſeins, ein Gefühl himmliſcher Erquickung war mit einem Mal an die Stelle der kummervollen Gepreßtheit getreten; ihr Herz ſchlug friſcher, ruhiger, und ein unnennbares Sehnen ergriff ſie nach irgend etwas Theuerem, ihr Verwandtem, das auf eine Minute zu ihr auf die Erde geſandt und wieder verſchwunden war, ſie verwaiſt zurücklaſſend.

In einer dieſer Nächte fühlte ſich Anjuta nach einem ſolchen verklärten Zuſtande, wie wir es nennen wollen, äußerſt beklommen. Ihr Auge forderte Thränen; aber die Thränen waren gleichſam im Herzen erſtarrt; ſie drückte ihre Hand an die Bruſt — da war es leer und kalt; ſie berührte ihren Kopf — dieſer ſenkte ſich wie unter dem Drucke einer furchtbaren Laſt zu Boden. Anjuta ſah ſich im Gemache um, und zum erſten Male machte ein Gefühl abergläubiſcher Furcht ſie zittern....

Das große hohe Zimmer war finſter und feucht, wie ein Todtengewölbe; die Stuccatur hatte ſich von der Decke faſt abgelöſt, und wenige noch ganz gebliebene Figuren von Faunen ſahen mit ſtarrem Grinſen aus ihrem Dunkel hervor. Die von der Zeit geſchwärzten Schränke ſtanden da wie alte ägyptiſche Todtenbehälter. Ein Tiſchchen und ein

Stuhl, die sie Beide in einen Winkel gestellt hatte, waren die einzigen Möbeln der verödeten Wohnung, und es herrschte eine so grausige Stille, daß Anjuta das Klopfen der Pulsader in ihren Schläfen hören konnte.

Draußen aber wüthete ein furchtbarer Schneesturm; durch die Ritzen des Daches eindringend sauste der Wind auf den Böden und heulte in den Rauchfängen; die Bäume im Garten krachten, der Schnee schlug heftig an die Fenster, und die Hofhunde winselten in ihren Ställen vor Kälte.

Ein eisiger Schauer durchrieselte Anjuta; um diese kindische Furcht zu bemeistern, schritt sie mehrmals im Zimmer auf und ab, erholte sich und wollte wieder lesen; aber nach den Minuten himmlischer Selbstvergessenheit kam ihr die Lectüre lästig und langweilig vor, und zum ersten Male stieß sie das Buch mit Verachtung von sich....

Sie stieß es von sich, und im selben Augenblick that es ihr Leid um das arme, unschuldige Buch, das sie so oft mit Küssen bedeckt, beim Schlafengehen unter ihr Kopfkissen gelegt und am Morgen wie ihren besten Freund wieder begrüßt hatte. Das Buch war noch unverändert, aber Anjuta fand bei seinen einfachen Theorien keine Befriedigung mehr; sie dürstete nach einem anderen Lichte.

Anjuta versank in Nachdenken: die Ideen verfolgten einander in ihrem Geiste, allein sie waren unfaßlich und trübe wie die Atome eines Chaos. Aber mitten aus dem Labyrinthe dieser Ideen tauchte jetzt die Frage: ist denn in der ganzen Welt eben so wie in den Büchern, die vor mir offen liegen, Alles nur für den Verstand, für die kalte Beobachtung gemacht? und hat wohl unter so vielen Menschen, die sich geistigem Streben widmeten, nicht Einer etwas für das Herz, oder zu wohlthätiger Erholung des von angestrengtem Nachdenken abgespannten Geistes entdeckt? Warum ist doch dem Menschen die Liebe zu allem Geheimnißvollen und Uebernatürlichen eingegeben? und warum lebt in seinem Busen ein Gefühl, das dazu verurtheilt ist, im Dunkeln und unbeschäftigt hinzusterben, wie ein Schatz modert, der in die Erde einer unbewohnten Insel verscharrt worden?.... Und es war ihr, als müsse diese Welt zwei Arten von Welten in sich schließen — sichtbare, fühlbare und andere von reinerer, schönerer Natur, aber unermeßlich und

unerreichbar wie das Weſen, das ſie geſchaffen. Dort war Alles dem Gefühl und der Einbildungskraft erſchloſſen; ein ſchrankenloſer Horizont hemmte nicht das freie Wirken der Idee mit gelehrten Theorien, und das Herz ſchlummerte nicht, allen Genüſſen entfremdet und beſtändig ſich fragend, warum die Natur ſein organiſches Leben mit höheren Empfindungen beſeelt hat?....

Fühlte ſich ihre Seele nicht eben dorthin gezogen? ſtrebte ſie nicht aus ihrem dumpfigen Kerker jenen Welten zu? Allein wo waren ſie? wo ihr nicht zu ermeſſender Himmel mit der ewig hellen und wärmenden Sonne? wo ſeine freundlichen Engel, ſeine frohen, muthwilligen Geiſter?....

Anjuta wußte, daß es ferne Länder giebt, wo die üppige Natur niemals welket und mit ihrer Größe, ihrer wunderbaren Schönheit die Blicke bezaubert.... Winkte ihr das Glück von dorther?.... Nein, dort ſind die Menſchen ja dieſelben, dort iſt dieſelbe Erde, die ſie täglich mit Füßen tritt, und dort, wie hier, würde ſie im Staube, in Einſamkeit und Seelenpein ſich hinſchleppen.... „Wo ſoll ich mir aber das Labſal ſuchen?“ fragte Anjuta, traurig im Kreiſe herumblickend. „Wer wird mich beruhigen, mir das Mittel zum Heile zeigen? Und wem ſoll ich mich anvertrauen, wie ſoll ich dieſes Leiden, dieſe unerklärliche Qual einem Andern deutlich machen? Wer kann mir auch nur den Namen der Schlange nennen, die mein Herzblut, meine Lebenskraft ausſaugt, und dafür das Gift eines unbegreiflichen ſtürmiſchen Sehnens in meine Adern gießt? — O Gott, Gott! laß deinen Frieden über mich kommen! heile mich von dieſer entſetzlichen Krankheit“ — Und ſie betete mit aller Gluth, aller Inbrunſt eines von ſchwerer Sorge vollen Herzens; aber keine Thräne wollte ihr Auge erfriſchen, und das arme Herz blieb nach wie vor zerriſſen.

„Nein, ich fühle, daß ich auf Erden keine Ruhe finden ſoll!“ ſagte ſie tief entmuthigt, warf ſich auf die Lehne des Stuhls und ließ ihre ſchwermüthigen Blicke wieder im ganzen Zimmer ſich ergehen. Jetzt wie vorhin ſtarrten ihr die Satyrn mit widerlichem Grinſen in's Geſicht, und die ſchwarzen Schränke ſtanden reglos und geheimnißvoll an den

Wänden herum. Die letzteren feſſelten unwillkürlich Anjuta's Aufmerkſamkeit.

„Was mag in ihnen verborgen ſein?“ flüſterte ihr ein Gedanke der Verſuchung zu. Mit welchem Unheil hat ihr Heilfreund gedroht, wofern ſie nur eines der Bücher öffnete, die in dieſen Behältern vergraben lagen? Mit einem Unheil?.... An die ſchwarze Kunſt glaubt Anjuta nicht! Böſe Geiſter werden ihr gewiß nicht erſcheinen — aber die Neuheit, die Zerſtreuung — ſo anlockend in Augenblicken des bangſten Ueberdruſſes — Anjuta ſieht nach dem Schlüſſelbund und erhebt ſich nicht vom Stuhle. Es wird ihr ſchrecklich zu Muthe; das Bild ihres in Welt- und Menſchenkenntniß ergrauten Freundes ſteht vor ihr — es ſcheint ihr zu drohen und zugleich ſie zu bitten — Aber ihr Leben iſt ja ſo öde, ſo langweilig — auch zählt ſie ſchon ſechszehn Jahre; ſie iſt kein Kind mehr, ihre religiöſen und ſittlichen Grundſätze ſind unerſchütterlich; nichts kann ihre Ueberzeugung wankend machen, ihr Herz beflecken — Und ſchon drehte ſich der Schlüſſel in dem Schloſſe eines der verbotenen Schränke; die verroſteten Angeln knarrten, Anjuta trat ſchaudernd zurück; allein ihr Auge heftete ſich ſchon lechzend an die Titelblätter der Bücher — es flimmert ihr vor den Augen — die Buchſtaben bewegen ſich — die Bände ſcheinen zu hüpfen — Anjuta greift auf's Ungefähr nach einem der Bücher und eilt damit an's Licht.

Sie blättert in dem Buche, ſie lieſt — ſonderbar! die ihr ſo wohlbekannte deutſche Sprache ſtellt ſich hier in neuen Formen dar, in neuen, unſerer Anjuta unbekannten Wendungen; die Phraſen haben ein harmoniſches Ebenmaß; ihre Endungen ſind ſo übereinſtimmend und doch wieder ſo mannigfaltig; es herrſcht ein ſo wunderbarer Einklang unter ihnen, ſie tönen, ſie ſingen — Was iſt das? — ſind es Verſe? Ach nein, das wohl nicht! In ihrer Kindheit hat einmal Anjuta das „Ruſſiſche Liederbuch“ geleſen, und Heilfreund hat dieſe Lieder Verſe genannt; dem Anſehen nach waren die Zeilen da ungefähr eben ſo geordnet; aber nein — das iſt etwas Anderes geweſen! Da hörte man bloß Worte, hier aber dringen Klänge, wunderbare, himmliſche Klänge zum Ohr — und was ſingen ſie? was drücken ſie aus? — das iſt keine trockene Erklärung, keine theoretiſche Zergliederung irgend eines

Gegenstandes — Anjuta kann den Sinn dieser neuen Sprache noch nicht ganz erfassen, allein sie wird davon entzückt; diese Sprache schmeichelt ihrem Ohr, schmeichelt ihrer Seele — sie liest, und immer heller wird es in ihren Gedanken, ihr Athem wird freier, eine unerklärliche, süße Befriedigung ergießt sich über ihr ganzes Wesen — Aber nicht mit dem Verstande begreift sie diese Musik; nicht mit dem Pochen des Herzens mißt sie ihre Taktfälle; bei der Entdeckung dieses neuen zauberischen Elementes der Harmonie und der Ideen wird in ihrem Busen gleichsam ein sechster Sinn geboren, um es zu erfassen und zu genießen — nein, er wird nicht erst geboren; aber tief eingekerkert, von Zwang und Unthätigkeit erlahmt, von einer ihm nicht befreundeten Sphäre umgeben, hat er geschmachtet, und erst jetzt erquickt er sich, wie durch befreundeten Zuruf, und erwacht voll Leben, Kraft und Feuer.

Kennt ihr wohl die Sage von jenem Kräutchen, das, in der Nacht zum ersten Mai hervorkommend, nicht wächst, nicht welket, nicht blüht und nicht abstirbt, sondern blüthenlos und saftlos, wie vorjähriges Pfriemengras, immer dicht am Grunde bleibt? Kein Thau erfrischt es, kein Sonnenstrahl erwärmt es, kein Sturmwind krümmt es, und selbst der Frühlingsregen, der Alles rundum belebt, läßt dieses Kräutchen unerquickt, als würde es von Tod und Leben verschmäht. Wenn aber zufällig am Frühmorgen ein Mägdlein zu der Stelle kommt, sich niederbückt und eine heiße Thräne der Liebe auf das Kräutchen fallen läßt, so grünt es mit einem Male, strebt empor, öffnet seine Blüthe und versendet weithin seinen lieblichen Duft. Dann aber pflücket ja nicht seine Blume, verpflanzet es nicht in einen Boden, der ihm fremd ist — ein Kind des Schmerzes und der Liebe, nährt es sich und athmet durch beide; es stirbt in der marmornen Vase wie im Sande, im üppigen Garten wie in der Wildniß; und dann wird es keine irdische Kunst wieder in's Dasein rufen.

War nicht Anjuta's Herz mit diesem Kräutchen verwandt? hat nicht die Sympathie es aufblühen lassen? Aber was ist nur diese Sammlung von Worten, Klängen, Gedanken und Gefühlen? Mit welcher unbegreiflichen Gewalt gießen sie ein neues Leben in ihre Adern? Welches Licht enthüllen sie ihrer Phantasie, mit welchem Zau-

ber berauſchen ſie ihre Seele? Sie reden von Wäldern, von Bergſtrömen, von der Schönheit der Frühlingstage — und vor Anjuta rauſchen Bäche, zwitſchern Vöglein, wiegt ſich der grünende Wald, und ein warmer Lufthauch weht ihr den Duft der Jasminen zu — Aber dort in der Ferne, auf einem bemooſten Steine ſitzend, härmt ſich ein in's fremde Land verwieſener Alpenbewohner; er ſehnt ſich nach ſeinen mit ewigem Schnee bekränzten Bergen, nach ſeinen ſchattigen Thälern und den munteren Heerden darin — er weint, ſingt, und ſein Lied iſt ſo ſtill, ſo rein wie ſeine Thränen, und es antwortet ihm eine ſtille Thräne, die aus den Augen der tief bewegten Anjuta dringt.... Schnell wenden ſich die Blätter, die lebensvollen Bilder wechſeln — hier iſt eine Mutter an der Wiege ihres Erſtgebornen — wie glücklich macht ſie ſein ruhiger Schlaf!.... Dort erſcheint ein jugendlicher Dichter, der auf dem Schlachtfelde gefallen iſt: das Blut quillt aus ſeinen Wunden, die Zunge verdorrt, das Auge verlöſcht; allein er ſammelt noch ſeine letzten Kräfte, um ſein Vaterland, ſeine Freunde zu ſegnen, und empfiehlt ſeine Seele dem Herrn — der Herr nimmt ſie auf, und die Waffengefährten ſenken den Leib ſtill in das Grab, das ſie ihm unter dem Schatten einer Eiche gegraben; und ſtatt des Leichenſteins bezeichnen ſeine kreuzweiſe gelegten Waffen die Stätte.... Siehe da ein Mädchen.... warum weint ſie und härmt ſie ſich ſo untröſtlich? warum ſind ihre Wangen ſo bleich und eingeſunken? warum verflucht ſie mit ſolcher Verzweiflung ihr Daſein und ruft den Tod als Erlöſer an?.... warum nennt ſie den Tod den glücklichen Augenblick ihrer Vereinigung und das Sterbekiſſen ihren bräutlichen Kranz? — es iſt die Liebe!.... Anjuta kennt nicht den vollen Sinn dieſes Wortes, allein ihr Herz iſt gepreßt von Theilnahme; ſie liebt und leidet mit der Unglücklichen.... Auf einmal — hu! ertönt eine Sturmglocke — und purpurn wie Blut lodern die Flammen der Feuersbrunſt — in furchtbarer Beleuchtung erſcheint Alles rings umher; wie ein Höllenrachen ſiedet es in den Lüften und auf der Erde; das Volk rennet, rettet ſich, lärmet; der Wind heulet; es berſten die Dächer; die Fenſter zerſpringen praſſelnd; Pfeiler ſtürzen ein, ganze Gebäude ſinken in Schutt, und mit Jammergeſchrei ihren Kindern rufend, irren die Mütter verzweiflungsvoll herum, und das Geſchrei der Kinder

miſcht ſich mit dem Brüllen und dem kläglichen Winſeln der Thiere, die unter den rauchenden Trümmern begraben werden.... Vergebens mühen die Menſchen ſich ab; vergebens ſprudeln Waſſerſtrahlen: von den Hinderniſſen noch mehr aufgeregt, wird die Flamme immer mächtiger, immer unbezwinglicher; in gigantiſchen Säulen wälzt ſie ſich zum Himmel empor und der Himmel ſtrahlt ſie zurück.... Was geht mit Anjuta vor? Sie bebt, ihr Kopf ſchwindelt, die Thränen erkalten an ihren Wimpern;... es wird ihr heiß und ſchwül; Dampf und Funken ſind vor ihren Augen, und der Widerſchein des Feuers iſt ſchon nahe, ganz nahe.... Den Namen ihrer Mutter ausrufend, ſpringt ſie vom Stuhle und eilt — wohin?.... Das Zimmer iſt leer, Alles ruhig; draußen lagert ſchwarze Nacht, und es heult keine Flamme, nur der Winterſturm; es dröhnt keine Glocke, nur der Wind in den Rauchfängen! Wo iſt ſie aber geweſen? was hat ſie geſehen? Wer hat mit ihr geſprochen und abwechſelnd ihr geſchmeichelt, ſie getröſtet, vor ihr geweint, mit einem entſetzlichen Schauſpiele ſie erſchreckt? Hat nicht wieder ein Augenblick ſüßen Selbſtvergeſſens ſie getäuſcht? Nein, in jenem Selbſtvergeſſen erzählte ihr Niemand ſo lebendig, brachte ſie Niemand zum Weinen, zur Fröhlichkeit, zum Erzittern: dort war nur ein Vorgefühl, hier iſt Gefühl: dort antwortete ein Wiederhall in ihrer Seele auf einen Ton, der, Gott weiß wo, erklungen — hier fanden die Töne ſelbſt ſich ein, floſſen in einen himmliſchen Chor zuſammen, überſtrömten ſie mit nie gekannter Seligkeit, öffneten ihr einen Himmel des Entzückens.... So iſt alſo dies, ja dies der Himmel, nach dem ihre Seele ſchmachtete, den ſie geahnet, erwartet, geſucht, ohne zu wiſſen, wo ſie ihn finden ſollte, um den ſie heiße Thränen geweint hatte! Ja dies iſt die unbetretene, ewig junge und blühende Welt, die Welt unerſchöpflichen Troſtes und Genuſſes, das Aſyl, welches dem Leidenden immer winket, die Zufluchtſtätte, die uns immer offen ſteht, und wohin kein irdiſcher Kummer, keine Sorge, kein läſtiger Beſucher ſeinen Weg findet.... hier kann man die Erinnerung in Schlaf lullen, das Gefühl erfriſchen, das Daſein verjüngen....

O, jetzt mögen Krankheit, Unglück, ſchwere Arbeit auf mir laſten, die Menſchen mich demüthigen.... Du Leben, ich fürchte deine Leere.

nicht! Du Schickſal, deine Verfolgungen ſind mir nicht mehr ſchrecklich — ich habe eine Zuflucht, ein Paradies; auch für mich giebt es ein Glück auf Erden.... Und zum erſten Male zitterte Anjuta in froher Beſtürzung; das längſt Erſehnte war ihr geworden; und zum erſten Male prieß ſie ſich glücklich!

Fünftes Capitel.

Es giebt Menſchen, die weder das Seelenleiden noch die Entzückungen meiner Anjuta verſtehen; es giebt ſogar Viele, die Beides für Unſinn erklären werden; zufrieden mit ihrer Exiſtenz, im Getümmel des Lebens ſich umtreibend, ſind ſie beſtändig zerſtreut, beſchäftigt, angenehm unterhalten; ihnen iſt weder eine Leere, noch die Qual geiſtiger Unthätigkeit bekannt — auch ſie ſind glücklich.

Wen aber das Schickſal nicht immer angelächelt hat, wer nicht immer mit eitlen weltlichen Zerſtreuungen Geiſt und Herz ausfüllen konnte, wer Zeiten erlebt hat, in welchen Verluſte, Gram und Befürchtungen dem Menſchen in ſolchem Grade zuſetzen, daß er, ohne die Kraft oder die Möglichkeit, ihre furchtbare Gegenwart los zu werden, ſich ſelbſt betäuben muß, um ſeinem gemarterten Innern einige Ruhe zu ſchaffen — der wird Anjuta's Freudenthränen verſtehen, als ſie ein Aſyl entdeckte, das keinen Wechſeln des Geſchickes unterworfen war; der hat die Zauberkraft der Phantaſie kennen gelernt, hat ſie geliebt, ihr geſchmeichelt, und in ihren magiſchen Träumen ſeine herbe Wirklichkeit vergeſſen.

Was aber nennen die Menſchen Phantaſie? Wie ſoll man das Walten dieſer unbegreiflichen, ſchöpferiſchen Macht erklären, welche ſo oft die ſtolze Vernunft des Menſchen und ſeine Empfindungen ſich unterwirft, über ſein ganzes Daſein herrſchet? Iſt ſie nicht das weſentlichſte Element in unſerem Daſein, unſere einzige unermüdliche und immer treue Gefährtin von der Wiege bis zum Grabe, die uns nie beſchwerlich wird in den Tagen der Freude und immer unſerem Rufe gehorcht in Augenblicken der Schwermuth?

Freilich iſt ſie nicht Jedem in gleichem Grade zugetheilt, aber vielleicht ahnet der gute Engel, der uns in das Leben begleitet, das traurige

Erdenloos Vieler und läßt aus Mitleid ihren armen, noch unſchuldigen Seelen eine Erinnerung an die Welten des Lichts, in denen ſie ſelig waren vor ihrer zeitlichen Verweiſung auf die Erde. Ein ſolcher Menſch wächſt heran; zuerſt ſpielt er, dann plagt er ſich, leidet, weinet; im unaufhörlichen Kampfe mit ſeines Gleichen und mit dem Schickſal, würde er den Tag ſeiner Geburt verfluchen, vielleicht wider ſein Leben ſich waffnen — aber lebendig bleibt in ihm die Erinnerung von der Mitleidsthräne des Himmliſchen beſiegelt: ſie glüht als heller Funken in ſeiner Seele fort, erleuchtet ſeine Gedanken, heiligt ſeine Empfindungen, löſet bisweilen die irdiſchen Feſſeln und entrückt ihn zu Regionen, wo er ſeinen Erinnerungen Geſtalt giebt, ſeine Seufzer in Lieder umwandelt, wo er ſingt, ſchafft und ſelig iſt im Selbſtvergeſſen!

Solche Augenblicke kamen auch über Anjuta, und ſollte man ihr nicht Glück wünſchen zum Beſitze der Himmelsgabe, die ſo urplötzlich ihr todtes Daſein belebte?

Zwar hatte Anjuta noch keine großen Unglücksfälle erfahren; gleich einem Feldblümchen, das in ſeinem ſchützenden Dickicht aufſprießt, kannte ſie die Stürme, die verſchlingenden Fluthen der Welt nicht. Der Tod ihres Vaters war ihr erſter heftiger Schmerz, und der Uebergang vom Wohlſtande zur Armuth die erſte Veränderung in ihrem Schickſal. Allein wie enge auch der Kreis ihrer Welt, wie klein auch die Zahl der ſie umgebenden Menſchen ſein mochte — dieſe Miniaturwelt hatte ihre Leidenſchaften, ihre Geſetze und Veränderungen; die Menſchen darin kannten, wie Andere, den Haß, den Neid, die Habgier; auch unter ihnen herrſchten Zwietracht und Feindſchaft; nur waren die Veranlaſſungen dazu noch kleinlicher und kurzweiliger, als in der großen Welt; dafür war aber ihre Feindſchaft bösartiger und ihr Haß verſteckte ſich nicht einmal hinter einer Larve von Höflichkeit und Wohlwollen.

In dieſem Kreiſe konnte Anjuta von Kindheit an wegen der Sonderbarkeit ihrer Neigungen und Zeitvertreibe nicht gefallen. Alles an ihr mußte Leuten anſtößig ſein, die, in jeder Beziehung der Denk- und Lebensweiſe ihrer Väter treu bleibend, ein paar hundert von ihnen erlernte Phraſen auf's Gerathewohl anwendeten, ohne jemals den Sinn derſelben mit ihren eigenen Ideen zu confrontiren. Anjuta's durch Nach-

denken geläuterte und von Gefühl durchglühte Sprache kam ihnen wunderlich vor, und die eigenthümlichen Manieren des Mädchens waren in den Augen ihrer Beurtheiler frech und sündhaft; aber das größte Herzeleid machte die Ueberlegenheit ihres Geistes den guten Leuten; sie wollten diese zwar nicht anerkennen, konnten sich aber dabei einer unangenehmen Ahnung ihrer eignen geistigen Dumpfheit nicht erwehren. Es war ihnen bei Anjuta unbehaglich und, wie es nicht blos in Steppen Sitte ist, die Schuld davon fiel auf das Mädchen. Als aber Anjuta mit der Arbeit ihrer Hände ihren täglichen Unterhalt erwerben mußte, da brach aller Haß der Nachbarn über sie los; er äußerte sich in den giftigsten Spottreden, den rohesten Kränkungen; man nannte sie die Ursache des Unglücks ihrer Familie und reizte nicht selten ihre eigne Mutter gegen sie auf.

In diesen kleinlichen aber endlosen Quälereien vergingen Anjuta's Tage und dazu kam noch die selbstgeschaffene innere Qual. Für Leute, die in der großen Welt leben, giebt es, wo nicht eine Erholung, so doch eine Zerstreuung und zwar gerade in der ihnen lästigen Gesellschaft. Ungern sehen sie ihre Freunde und Feinde, ungern nehmen sie Theil an den Ergötzlichkeiten derselben; sie werden fortgerissen und machen oft mit Erstaunen die Bemerkung, daß ein Kummer, der ihnen gar keiner Linderung fähig schien, eine Zeitlang in ihrem Herzen verstummt ist. Solche Zerstreuungen, solche unfreiwillige Selbstbetäubungen kannte die arme Anjuta nie, das Leben zeigte ihr nicht einmal seinen falschen Glanz. Schrecklich einsam, verfolgt, bespöttelt, gedemüthigt, war ihr Leben eigentlich nur ein Leiden gewesen, als das Licht der Poesie in ihr Inneres drang und den poetischen Keim ihrer eignen Seele durch Begeisterung zur Reife brachte.

Seit jenem Augenblick schien ihr das Leben freundlicher und schöner, sie ertrug muthiger die Beschwerden und das Ungemach jedes Tages; denn mit der einfallenden Dämmerung brach ihre Morgenröthe an; sobald es dunkelte und Nacht ward, eilte sie in ihr Asyl — alle die Bücherschränke öffneten sich vor ihr, und sie lebte nicht mehr auf dieser Erde. Deutsche, französische und russische Dichter beschäftigten sie um die Reihe; sie lächelte, weinte, plauderte sogar in Augenblicken der Selbstvergessen-

heit mit ihnen, wurde mit allen Geheimniſſen der Dichtkunſt vertraut, und wagte es dann und wann, ihre eignen Gedanken dem Papiere anzuvertrauen. Anfangs griff ſie beinahe ihr ſelber unbewußt, ganz ohne Antheil des Willens, nach dem Bleiſtifte: es drückte ſie etwas in der Bruſt; es wollte etwas aus ihrem Herzen heraus in's Freie; die Empfindungen wogten, die Gedanken ſchwärmten — aber die Sprache ſchien ihr zu arm und ſchwach; die Sprache hemmte ihren Flug, hielt ihre Ergüſſe zurück; in ihrer Ungeduld warf ſie den Bleiſtift hin, zerriß die beſchriebenen Blätter und ſagte wiederholt:

„Poſſen — Unſinn.... ſollte es mir gegeben ſein, ſo wunderbare Töne nachzuahmen?.... Nimmermehr!"

Aber in der folgenden Nacht verlockte die Begeiſterung ſie wieder; der Bleiſtift näherte ſich wiederum gleichſam verſtohlen dem Papier und beſchrieb von Neuem ganze Blätter. Als aber mit der Zeit ihre Naturgabe erſtarkte und ſich beflügelte, ſchrieb ſie nur die erſten Zeilen ſchüchtern nieder; ihre Einbildungskraft wurde entflammt, die Phantaſieen erwachten; die Bilder derſelben zeichneten ſich immer klarer, lebhafter, wunderſamer; raſch verwandelten ſie ſich in Ideen, die Ideen in Worte; die Worte reihten ſich wie aufgeſchnürte Perlen zu Zeilen, die Zeilen wurden durch Reime abgerundet, und unſerer Anjuta blieb keine Erinnerung mehr.... ſie arbeitete und drechſelte nicht an ihren Phraſen: von Ideen hell erleuchtet, ſtrömten ihre Gefühle und kleideten ſich ohne allen Zwang, ohne alle bewußte Ausſchmückung in rhythmiſche Formen.

Demohnerachtet fühlte Anjuta immer noch Mißtrauen gegen ſich ſelber und hielt ihre nächtlichen Beſchäftigungen Jedermann geheim. Selbſt Heilfreund ahnete ihr poetiſches Talent nicht.

Sie war ruhiger, heiterer; der Greis, über ihre Ruhe ſich freuend, begann in Feierſtunden wieder, ſie mit gelehrten Gegenſtänden zu beſchäftigen, und als ſie nicht ihre Brauen verzog und mit der vorigen Aufmerkſamkeit ihn anhörte, da triumphirte er im Innerſten und dachte: die Wiſſenſchaften haben den irdiſchen Kummer in ihr überwunden! Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß Anjuta die Natur von Neuem liebte, ſeitdem die Poeſie dem kalten Skelet eine Seele eingehaucht und dem entzauberten Geiſte des Mädchens die poetiſche Seite aller Dinge

gezeigt hatten. Er ahnete nicht, daß die Poeſie ihren Gefühlen beſſer als alle Erfahrungswiſſenſchaften die Harmonie der Welt erſchloſſen hatte. Dieſe Harmonie, mit magiſchem Pinſel Alles vereinend, was unſerer Anjuta ſo lange als unzuſammenhangende Theile eines ungeheueren aber todten Gebäudes erſchienen war, dolmetſchte ihr mit ganz neuem Reize die Anziehungskraft in den Metallen, die Sympathie in den Blumen, die Gefühle und Neigungen in den Thieren und die Liebe, welche den Menſchen erhebt und veredelt.

Durch die Poeſie lernte ſie das Leben als voll von Kämpfen und Leidenſchaften kennen, welche, mögen ſie nun das Daſein des Menſchen beglücken oder trüben, ihn immer weit über die Kette der übrigen ſichtbaren Weſen erheben, den göttlichen Urſprung ſeines Geiſtes offenbarend. Die menſchliche Geſellſchaft im Großen blieb Anjuta unbekannt, wie vorher; allein ſie befreundete ſich mit den Heroen des Utopiens, das die Poeten in Augenblicken ſchufen, wann winterliche Kälte oder die Unfreundlichkeit der Menſchen ſie antrieb, ihr Herz in der Sonne ihrer Phantaſie zu erwärmen. Den Umgang mit dieſen eingebildeten Weſen hätte Anjuta damals um keine geſellſchaftlichen Genüſſe ausgetauſcht.

Unterdeß wurde ihr aber das wirkliche Leben immer drückender; die Krankheit ihrer Mutter verſchlimmerte ſich und die Mittel zum Lebensunterhalte wurden mit jedem Tage geringer. Klein war der Lohn für Anjuta's Arbeiten; und dieſe Arbeiten ſelbſt verlangte man ſehr ſelten: die Bauern bedurften derſelben nicht und die Gutsbeſitzer in der Nachbarſchaft fanden ſehr viel daran zu tadeln. Auf Alles eingehend, was man in dieſer Hinſicht von ihr verlangte, hörte Anjuta die Vorwürfe und Mäkeleien geduldig an, plagte ſich vom frühen Morgen bis in die Nacht, verzichtete auf Alles und konnte doch ihrer Mutter kaum das Nothwendigſte erarbeiten. Heilfreund wurde zuſehends gebrechlicher; auch ſein Ende nahte heran.

In einer Nacht war Anjuta wie gewöhnlich nach der Bibliothek gegangen, hatte aus ihrem Lieblings-Schranke einige Bücher genommen und in den Winkel ſich niedergeſetzt, wo auf einem Tiſche vor ihr ein dünnes Licht brannte. Sie las, ſchrieb und überlas von Neuem fremde und eigene Geiſtesproducte; unter Anderem fielen ihr Verſe in die Hand,

die sie erst kürzlich niedergeschrieben und in welchen ihr ganzes vergangenes und gegenwärtiges Seelenleben einfach aber mit kräftigen Zügen geschildert war. Rührend waren ihre Erinnerungen an die Kindheit, herzzerreißend der Ausdruck ihrer so lange unergründlichen und unbesiegbaren Seelenpein, glühend der Erguß ihres Entzückens als sie zum ersten Male die heilige Poesie entdeckte, zum ersten Male in eine Welt eintrat, wo lichte, ruhige, heitere Erscheinungen ihr begegneten, mit lieblichen Weisen ihre Seele erquickten, ihr Herz erwärmten und an dem finsteren, freudenlosen Horizonte ihres Daseins Myriaden unverlöschbarer Sterne entzündeten. Von ihrer Begeisterung fortgerissen, las Anjuta laut; ihre Stimme tönte lieblich in den Mauern der verödeten Wohnung: sie zitterte, das Blut rollte glühend durch ihre Adern und die bleichen Wangen rötheten sich wie Wölkchen des Frühmorgens, die das Licht eines noch unsichtbaren aber prachtvollen Sonnenkörpers abspiegeln. Nur das leuchtende Auge hatte sich den Ausdruck des Kummers so innig angeeignet, daß selbst die Begeisterung ihn nicht fortscheuchen konnte, und dieser Schatten in dem von Enthusiasmus strahlenden Antlitz schien eine Erinnerung an die himmlische Heimath zu sein.

Anjuta schwieg, und es war als lauschte sie noch einige Minuten lang den Tönen ihrer eignen Verse.

— „Gott! sprach sie endlich halblaut und noch mit dem Ausdrucke der Nichtbefriedigung: — sollte denn auch mir ... die Poesie ... diese wunderbare Gabe ... sollte sie auch mir geworden sein? ... O mein Gott! bin ich wirklich eine Dichterin?“ ...

Thränen stürzten ihr aus den Augen und sie erhob sich rasch von ihrem Sitze.

— „Ja, ja, du bist eine Dichterin!“ antwortete ihr eine männliche Stimme. Anjuta fuhr zusammen — Heilfreund stand vor ihr. Sein langes graues Haar fiel verworren auf die Schultern; eine ungewohnte innere Aufregung malte sich in seinen Zügen und reichliche Thränen rannen in die Runzeln des bleichen Angesichts. Er streckte ihr seine Hand entgegen. Anjuta fiel ihm um den Hals.

— „Verzeih' mir, verzeihe! flüsterte der Greis: — ich bin schuldig, habe deinen Beruf nicht verstanden und nur Verstandeskräfte da gesehen,

wo Keime des Genie's waren. ... dieſe hätte ich in dir beinahe erſtickt, und welche Verantwortung laſtete dann auf meiner Seele, Anjuta! Aber, Gott ſei Preis! deine wunderbare Gabe hat über meine ſündhaften Beſtrebungen obgeſiegt; ſie iſt entwickelt, lebensvoll und gewaltig; ſie wird dir Glück und Ruhm einbringen ... bewahre ſie, pflege ſie, mein Kind! von dieſem Augenblick an bedarfſt du meines Unterrichts nicht mehr; nur mein Segen ſoll dich begleiten ... wandle die von der Vorſehung dir angewieſene Bahn und — noch einmal — verzeih' den Fehlgriff eines Greiſes!"

— „„Mein Vater, mein Freund! was ſagt ihr da? Ihr hättet mich um Verzeihung zu bitten? weshalb?""

„Ich habe dein ſchönes Talent in dir zu morden geſucht" ...

„„Talent ... Gabe ... iſt es denn wahr? ... O, wenn doch ... Aber ſprechet, welches war euere Befürchtung, als ihr mir unterſagtet, die Schränke zu öffnen, die ſo viel Genußreiches in ſich bargen?""

„Anjuta, du kannſt weder meine Beſorgniſſe, noch die Urſachen meines Verfahrens vollkommen verſtehen. Engel der Unſchuld, du ahneſt nicht, was für entſetzliches Unglück in dieſer Welt ein weibliches Weſen bedroht, das mit einer ſo glühenden Phantaſie und einem ſo tief fühlenden Herzen begabt iſt! Wirſt du immer bei dem Spiele deiner Phantaſie allein dich befriedigen? Werden die Gebilde deines Dichtergeiſtes ausreichen, um alle Leeren deiner Exiſtenz auszufüllen? Anjuta — fuhr er beklommen fort — meine arme Anjuta, du haſt etwas erfahren, das dir beſſer unbekannt geblieben wäre! Du haſt dich mit einer Welt edler Gefühle und großartiger Thaten befreundet; aber dieſe Welt wird dir ewig verſchloſſen bleiben, dieſer Gefühle wirſt du niemals dich erfreuen" ...

„„Allein ich freue mich ihrer ja ſchon und bin glücklich durch ſie!"" rief Anjuta, den Greis mit Verwunderung anſehend.

— „Glücklich? Ja, in deiner Einbildung. Aber die Wirklichkeit, dein trauriges wirkliches Leben, deine Zukunft?" ...

„„Wegen meiner Zukunft ſeid ohne Sorge! Ich bin jetzt zufrieden, beruhigt und fürchte keine Zukunft. Ihr ſeht, wie mein Leben in Arbeit und Erholung, in Schmerz und die heiligſte Freude getheilt iſt. Jetzt

wird die Arbeit meine Kräfte nicht erschöpfen; ich werde über die Plackereien und unfreundlichen Begegnungen jedes Tages nicht mehr in Thränen zerfließen; der Gedanke, es kommt die Nacht und mit ihr Trost und Beseligung, hält mich jede Minute aufrecht! An mir ist das Wort des Herrn in Erfüllung gegangen: „Selig sind die Weinenden, denn sie werden getröstet". Mehr als Andere habe ich Gram bei Tage; dafür bringt die Nacht Anderen nur den Schlaf, mir aber — Bilder aus dem Paradiese."" ...

„Gott gebe, daß nichts dir diese Freuden verkümmere! Allein, wo hast du denn die schönen Erzeugnisse deines Geistes? Reiche mir Alles, Alles, was du geschrieben hast, Anjuta; ich will es lesen."

Das Mädchen gehorchte; der Alte las lange, und weinte und lächelte abwechselnd, wie ein gerührtes Kind; endlich lehnte er sich sehr nachdenklich über einen Stuhl. ... Anjuta trat schüchtern zu ihm heran; er schwieg, als merkte er ihre Nähe nicht.

„Ihr habt euch wohl getäuscht, sprach sie zuletzt ängstlich — oder ... ihr habt mir geschmeichelt" ...

Heilfreund erhob das Haupt und wieder glänzten Thränen in seinen Augen.

„Nein, ich habe mich nicht getäuscht und würde dich niemals täuschen, Anjuta! Deine Gabe ist schön ... aber wo giebt es auf Erden einen Schauplatz, ein Ziel oder eine Belohnung für sie? An Geist und Seele eine Schwester jener großen Dichter, die du verehrst, wirst du niemals ein gleiches Loos haben wie sie. ... O Männer! wie groß sind euere Vortheile, wie gesegnet euere Rechte! Euch stehen alle Bahnen der Kunst, der Wissenschaft, der Poesie, des Ruhmes offen. ... Etwas Geduld und Plage, ein unerschütterlicher Wille — und ihr könnt Alles erreichen, während ein Weib, das euch an Talenten gleich ist, und an Gemüth hoch überragt, in äußerster Abgeschiedenheit leben muß, fern von der Welt, von allen großen Mustern, von allen Mitteln zur Belehrung, nach denen ihre Seele lechzet, und Alles nur darum, weil sie ein Weib ist! ... Und vergeblich ist ihre Gabe, vergeblich ihr Streben nach vollkommner Entwicklung: einmal von dem Geschick in ein abgelegenes Dickicht geworfen, kann sie, wie ein von der Gesellschaft aus-

geſtoßener Verbrecher, nie ſich losreißen und zum Lichte oder zum Leben dringen; ohne Geſellſchaft, ohne Eindrücke, ohne Sympathieen, nichts ſehend und nichts hörend, das ihrer würdig, modert ſie in Finſterniß; kein wohlthätiger Strahl fällt in ihren Geiſt, kein Lebenshauch weht ihr Herz an! Wo ſoll ſie denn Nahrung hernehmen für ihre Phantaſie, wo Farben für die reichen Skizzen, die ihr Geiſt entwirft? Alles nur aus der Fundgrube ihres Innern ſchöpfend, ſchreibt ſie wohl fünf oder zehn ſchöne Gedichte nieder und ermattet im Herzen, wird abgeſtumpft im Geiſte, welket, verdorrt, verhärtet ſich. ... Warum auch haſt du ſie ſo freigebig ausgeſtattet, Natur? Warum ihr Geiſt, Talente, die Kraft, alles Erhabene zu faſſen, die lebendigſte Sympathie für alles Schöne zugetheilt? ... Aber freilich iſt es nicht die Natur, was dem Weibe einen höheren Beruf verkümmert! Es ſind die Menſchen, die Geſetze, die geſellſchaftlichen Einrichtungen ... die Stärkeren haben ihre Rechte begründet; aber machen ſich auch Viele dieſen Vortheil zu Nutze? ſtreben auch Viele auf der Bahn vorwärts, die ihnen ſo weit geöffnet iſt?!““ ...

Der Greis vergaß, daß Anjuta vor ihm ſtand; von dem Vorgefühl ihres Schickſals tief erſchüttert, hatte er ſeine Gedanken unwillkürlich laut werden laſſen.

„Ach“ — entgegnete ſie bewegt — „ich verſtehe euere Bekümmerniß nicht, mein guter Freund; wozu gebrauche ich dieſe Vortheile, dieſe Rechte? was ſoll mir auch die Geſellſchaft, die ihr ſo hart anklagt?“

„„Ich will damit ſagen, daß Gott dir ein Talent verliehen hat, und daß du es nicht in die Erde verſcharren ſollſt. Ich weiß, daß die Bahn, die ich dir zeige, nicht mit Roſen beſtreut iſt, zumal hier, in einem halbwilden Lande, wo eine Schriftſtellerin, eine Dichterin Jedem als ein wunderliches und ſogar ſchreckbares Weſen — als eine Art von Ungethüm erſcheint; ich weiß, daß viele Mißgunſt, Verſpottung, Verläumdung auf dieſem Schauplatze deiner warten, viele unwillkommene Freunde, giftige Schmähungen und kränkende Lobpreiſungen. Allein es werden ſich auch edlere Menſchen finden, welche dir ihre Hand entgegenſtrecken und aus vollem Herzen Glück wünſchen oder für die Augenblicke des Genuſſes, die ſie deinen Dichtungen verdanken, für den reinen Wiederhall

ihrer eignen Gefühle dich im Stillen segnen. Außerdem, liebe Anjuta, bist du arm, lebst in Dürftigkeit, und hast eine Mutter — die Vorsehung selbst schickt dir ein Mittel zur Erleichterung eueres Looses. Eine heilige Verpflichtung ruht auf dir; du darfst sie nicht vernachlässigen. Gieb mir Abschriften deiner Gedichte. Ich habe noch einen Freund auf der Welt — ich schicke sie an diesen, nach Petersburg.""

„Nach Petersburg?" ... Und Anjuta's Miene veränderte sich.

„„Ja, nach Petersburg; sie müssen gedruckt werden; nur dort kann das Talent unparteiische Würdigung finden; dort wirst du verstanden und vielleicht gefeiert."" ...

„Aber wozu das Alles? was sollen mir diese unparteiischen Beurtheiler? was habe ich davon, wenn sie mich verstehen und mich rühmen?"

„„Mein Kind"" — antwortete der Greis lächelnd: — „„weißt du nicht, daß dein Talent dich reich machen kann?""

„Reich machen? diese vereinzelten Ergüsse meiner Phantasie? Ich verstehe euch nicht."

Jetzt übernahm es Heilfreund, ihr zu erklären, wie die auf's Papier ergossene Begeisterung sich in eine Waare verwandelt; wie die Buchhändler sie kaufen, drucken, in Umsatz bringen; wie der Dichter dadurch zu Ruhm gelangt und dieser Ruhm in der Folge ein Capital wird, das ihm ansehnliche Zinsen einbringt.

Anjuta hörte mit gespannter Aufmerksamkeit; ihre Miene wurde immer ernsthafter und die niedergeschlagenen Wimpern verhüllten ihre Augen.

„Nun, verstehst du mich jetzt?" fragte der Greis, als er mit seiner Erklärung zu Ende war.

Anjuta warf ihm einen strafenden Blick zu und schüttelte den Kopf.

„Und ihr meintet, daß ich einen solchen Vorschlag annehmen würde?" begann sie mit stolzer Würde: — „Ihr konntet euch einbilden, ich würde mich entschließen, diese Gedanken, diese Gefühle, den Abglanz meines Paradieses, den edelsten Theil meiner Selbst — zu verkaufen, wie ich

meine gestrickten Arbeiten und Stickereien verkaufe? Wißt ihr denn auch, was ihr von mir verlangt? — Ich soll vor der ganzen Welt meine Seele und mein Herz offen legen, das Volk zusammenrufen und mit meinen Entzückungen, meinen Thränen und Leiden ergötzen, wie mit der Vorstellung einer Puppenkomödie, um einen verächtlichen Geldpreis?... O Gott! Gott! — fuhr sie schwermüthig fort — und in euerem Geiste konnte ein so sündhafter Gedanke entstehen, und euere Zunge konnte eine so bittere Kränkung für mich aussprechen..."

Vergebens bemühte sich der Greis, seine Meinung zu vertheidigen, ihr die Unsträflichkeit und den hohen Nutzen eines solchen Handels darthuend; vergebens sprach er ihr von der schnellen Verbreitung der Ideen, von dem Ruhm der Talente, von allgemeiner Volksaufklärung.

„Lasset ab, schweiget, ihr überzeugt mich nicht!" rief Anjuta mit wachsendem Unwillen. — „Wenn eine Mutter ihr Kind verkauft, das sie mit Blut und Thränen genährt, das sie geherzt, geliebkoset, ihr ganzes Leben, ihren tröstenden Engel genannt hat — nun dann — Und begreifet ihr selbst nicht, daß diese Gedichte meine Kinder, mein Leben und die Erquickung meiner Seele sind? daß ich diese Begeisterung mir als eine Gabe anrechne, die ich von Gott selbst zu meinem Troste und meiner Stärkung empfangen? Und ich sollte diesen Schatz verkaufen, den Menschen Preis geben um eines Lohnes willen, der seiner unwürdig ist? — Und wer wird ihn tariren? mit wie viel Rubeln oder Kopeken wird man den ersten freien Seufzer meiner Brust, meine erste Freudenthräne bezahlen? Nein, erniedriget mich nicht mit solchem Rathe; ich kann ihm unter keiner Bedingung folgen — gute Nacht!"

„„Bleibe doch, Anjuta, bleibe"", sagte Heilfreund, seine Schülerin festhaltend: — „„Du vergissest den erhabenen Zweck dieses Handels: kann etwa der Zweck die Mittel nicht heiligen? Du kannst Deine Mutter aus dem Elend retten, ihre letzten Tage versüßen —""

„Meine Mutter hat mir das körperliche Dasein gegeben, und die Arbeiten von meiner Hand sollen ihr geweiht sein, so lange ein Tropfen lebendiges Blut in mir ist. Aber die unsterbliche Seele habe ich von Gott, und mit dem, was sie hervorbringt, darf ich um keines Zweckes

willen Handel treiben! Sie ist frei, sie gehört der Erde nicht an — Haltet mich nicht länger; schlafet wohl!" —

Und Anjuta schlüpfte wie ein Schatten zur Thüre hinaus; der Alte sah ihr lange mit tiefer Bekümmerniß nach.

Sechstes Capitel.

Nach dieser Unterhaltung kam Heilfreund eine Zeitlang nicht mehr in der Bibliothek zu Anjuta; dagegen bemühte er sich auf alle Weise, sie mit der materiellen Seite ihres poetischen Berufes zu befreunden. Er erzählte ihr von den bedeutendsten Dichtern und Künstlern, erklärte ihr die Stellung und die Bestimmung solcher Leute in der Gesellschaft, und malte mit lebendigen Farben den Ruhm, den Wohlstand und die Auszeichnungen, welche sie durch ihr Talent erwarben. In der Absicht, ihre exaltirten Begriffe vom Leben zu mildern, enthüllte er ihr die wirkliche Welt immer mehr, setzte sie von den gegenseitigen Verhältnissen der Menschen, von den Bedingungen ihres Zusammenlebens in Kenntniß und sprach häufig von ihren Gewohnheiten und Zeitvertreiben. Dies Alles war für Anjuta fremd und neu; sie hörte seine Erzählungen mit großem Interesse und änderte unmerklich einige ihrer Ansichten. Schuldlos und unerfahren wie das jüngste Kind, mit einem Herzen voll Empfänglichkeit, gab sie sich allen Eindrücken, die auf ihre Einbildungskraft wirkten, willig hin und besonders, wenn diese Eindrücke von dem Manne in ihr erzeugt wurden, der ihr unbedingtes Vertrauen besaß.

So vergingen einige Wochen; Heilfreund erneuerte Anjuta seine Winke, ihre Gedichte bekannt machen zu lassen: er hielt ihr auf der einen Seite den traurigen Zustand ihrer Mutter und ihr eignes geplagtes Leben vor und zeigte ihr auf der anderen die lockende Perspective der Berühmtheit. Von dem Talente seiner Schülerin entzückt, ließ der gute Alte von seiner Liebe zu ihr in solchem Grade sich hinreißen, daß ihm der Kopf schwindelte. Nachdem er zuerst über die Natur ihrer Anlagen sich getäuscht hatte, täuschte er sich jetzt mit überspannten Hoffnungen, die er Tag und Nacht in seiner Seele hegte und pflegte, bis sie endlich

zu fester Ueberzeugung wurden, zu einem Factum, das nothwendig in Erfüllung gehen mußte.

Die Gedichte seiner Anjuta unaufhörlich lesend, wurde der alte Mann, der dem Leben und seinen Genüssen für immer entsagt hatte, beinahe neu geboren, voll Hoffnung, Ehrgeiz und Glauben an eine herrliche Zukunft, nur nicht für sich! — er sah schon das vor ihm offene Grab — aber der Gedanke, daß die Vorsehung Anjuta gewiß ein ihrer würdiges Loos bereitete, versöhnte ihn mit seiner Vergangenheit, und mit einem Fuß im Grabe segnete er sein Schicksal.

Anjuta's Mutter verließ das Bett nicht mehr; ein Arzt aus dem benachbarten Kreisstädtchen übernahm es, sie zu heilen; dazu waren aber Geldmittel nöthig. Die alte Frau murrte und weinte bittere Thränen. Anjuta litt im Stillen und klagte niemals; die Mutter nahm ihr Schweigen für Gleichgültigkeit und überhäufte sie nicht selten mit Vorwürfen.

Um diese Zeit verbreitete sich das Gerücht, als werde die Gräfin endlich einmal kommen und ihr Gut besuchen; sie schickte einen neuen Verwalter aus Petersburg, einen harten und unfreundlichen Mann, der mit einer großen Familie belastet war; dieser bedeutete der armen Wittwe, daß er den von ihr bewohnten kleinen Flügel des Gebäudes nicht entbehren könne, und wies ihr eine Bauerhütte zur Wohnung an. Der Winter war in jenem Jahre ungewöhnlich kalt, das Getraide stieg im Preise, Jedermann sparte sein übriges Geld auf die bösen Tage und fast Niemand bestellte mehr Handarbeiten bei Anjuta. Sie plagte sich, das arme Mädchen; keine Beschäftigung schien ihr zu erniedrigend, keine Mühe zu schwer: nicht selten litt sie Hunger und Kälte, um nur ihre kranke Mutter vor Beidem zu schützen, und eines Tages reichte sie Heilfreund ein beschriebenes Heft mit den Worten:

„Da ist mein einziger Schatz, nehmt ihn — verkauft ihn, macht damit, was Ihr wollt, wenn nur Hülfe kommt — ach, schnelle, schnelle Hülfe!“ — Sie erhob ihre Augen nicht, wendete sich schnell ab, als befürchtete sie, in ihrem Entschlusse wankend zu werden, und trocknete heimlich ihre Thränen.

Heilfreund suchte sie zu beruhigen und ihr Hoffnung zu machen; aber Anjuta hörte seine Trostgründe nicht an: sie verließ ihn und sagte

nur noch, auf ihre Bruſt deutend, mit gepreßter Stimme: „Es iſt mir, als hätte ſich hier etwas von mir losgeriſſen!“

Heilfreund ſchickte ihre Gedichte mit der erſten Poſt nach Petersburg und machte ſich in ſeinen müßigen Stunden bei Zeiten daran, die Biographie ſeiner Schülerin zu ſchreiben.

Der Schnee thaute wieder und auf den Feldern brachen die jungen Keime hervor, als Heilfreund aus Petersburg einen Brief erhielt — und was für einen Brief! Der Alte weinte und hüpfte beinahe vor Freude.

„Anjuta! liebe Anjuta!“ rief er, in ihre ärmliche Wohnung ſtürzend — „Anjuta, mein Töchterchen, mein einziger Troſt! da ſchau einmal, was man mir aus Petersburg ſchreibt, wie deine Gedichte dort aufgenommen worden ſind, wo die Leute einen ſo feinen und hohen Sinn für das Schöne haben — man hat dich verſtanden und zu ſchätzen gewußt.“ —

Der alte gute Bekannte Heilfreund's ſchrieb ihm ſehr herzlich, daß er, als ein ſchlechter Kenner der Poeſie und der ruſſiſchen Sprache dazu, die ihm überſchickten Gedichte einem namhaften Literaten gegeben habe. Dieſer habe ſich von denſelben ſehr angeſprochen gefühlt und ſogar Einige in einer Geſellſchaft ihm befreundeter Liebhaber und Liebhaberinnen der Poeſie vorgeleſen. Viele der Zuhörer ſeien in Entzücken gerathen, hätten Anjuta ein Phänomen, einen Genius, eine ruſſiſche Sappho, eine zweite Eliſabeth Kulmann genannt und ſich äußerſt neugierig gezeigt, die näheren Umſtände des Lebens und der Erziehung eines jungen Mädchens von ſo wunderbarem Talente zu erfahren. Hinſichtlich des Druckes ihrer Gedichte aber bemerkte der Correſpondent, die Petersburger Buchhändler ſeien nicht geneigt, ſie auf eigne Koſten herauszugeben, dagegen machten ſie der Verfaſſerin den Vorſchlag, die Koſten des Druckes ſelbſt zu beſtreiten und ihnen den Abſatz der vorräthigen Exemplare zu überlaſſen. Die Journaliſten, ſo verſicherte er, zeigten ſich ſehr bereit, alle Schöpfungen eines ſo eminenten Talentes in ihre Journale aufzunehmen, allein ſie ſeien gewohnt, nur ſolchen Dichtern, die ſchon Ruf und einen berühmten Namen hätten, ihre Verſe zu bezahlen.

Diese Stelle des Briefs mißfiel Heilfreund etwas; allein er zeigte sie Anjuta nicht. Warum sollte er die erste Hoffnung, die in ihr aufleuchtete, auch nur mit dem kleinsten Wölkchen trüben? Dazu kam noch, daß der von Freude berauschte Greis sich selber zu überreden suchte, der vornehmste Schritt sei nun geschehen, Anjuta's Talent sei anerkannt, und der Lohn, das Geld werde seiner Zeit schon kommen, müsse unfehlbar kommen.

Von jenem Augenblick an brachte er alle seine freien Augenblicke bei Anjuta zu, schmeichelte ihr unaufhörlich mit glücklichen Erfolgen, malte ihr eine glänzende Zukunft aus und sagte:

„Nun kommt auch die Gräfin hierher; gewiß dringt der Name der Tochter ihres gewesenen Verwalters schon in der Residenz zu ihren Ohren; sie wird Anjuta zu sich rufen lassen, an ihr Gefallen finden, sie mit sich nach Petersburg nehmen, und dort giebt es keine Hindernisse mehr — alle Bahnen stehen dem genialen Mädchen offen; dort vervollkommnet sich ihr Talent, die Kenntniß der Welt öffnet ihren Gaben eine neue ergiebige Quelle und sie wird als ein Stern erster Größe am Himmel der russischen Literatur strahlen, die größten Dichter werden ihr brüderlich die Hand reichen und in der Gesellschaft wird des Lobes und der Aufmerksamkeit, die man ihr spendet, gar kein Ende sein" —

Armer Greis! er sah nicht ein, wie gefährlich es ist, in das Herz eines noch unschuldigen Mädchens den glühenden Funken der Ruhmsucht zu werfen. Fest überzeugt von ihrer herrlichen Zukunft, weckte er abenteuerliche Gedanken und Träume in ihr. — Er hatte die Welt immer nur wenig aus Erfahrung gekannt und in seinem traurigen, unsteten Leben dies Wenige noch vergessen.

Anjuta schwieg; sie konnte vor Freude die Augen kaum aufschlagen, und ihre Nadel bewegte sich mit der vorigen Raschheit zwischen den Fingern; nur ein bebendes Athemholen und eine Röthe, wie sie selten auf ihren Wangen erschien, verkündeten die heftige Wallung ihres Blutes.

O Ruhm, du Heiligenschein der Unsterblichkeit, von der dankbaren und bewundernden Nachwelt über den Häuptern der Erwählten Gottes entzündet — du nie erlöschender, wenn auch erst spät, erst über den Gräbern genialer und bei ihren Lebzeiten verkannter Dulder aufglän-

zende Stern — du vergängliches Wetterleuchten der eitlen Lieblinge des Glückes, in dem sie ein paar Augenblicke wandeln, um dann für immer in Nacht begraben zu sein — du streutest die Saat der Selbsttäuschung auch in den Busen unserer armen Anjuta, machtest auch ihr Haupt schwindeln!

Unbekannt mit der gleißnerischen Außenseite der Welt und mit den lügenhaften Titeln, die sie aus vollen Händen spendet, wußte Anjuta nicht, daß es einen Ruhm von eigner Art giebt, der weder leuchtet, noch wärmet, und nur in gedruckten Lobsprüchen enthalten ist, die nicht immer von Herzen gehen, in einem vergänglichen Bekanntsein, in leeren Complimenten und neugierigen Blicken, die öfter übelwollend als schmeichelnd sind. Von Kindheit an unverdienter Geringschätzung Preis gegeben, identificirte sie die Idee des Ruhmes mit der Liebe und Freundschaft ihrer Mitmenschen. Sie sehnte sich nicht nach Bewunderung, nur nach liebreicher Behandlung, nicht nach Erhöhung über die Anderen, nur nach Gleichstellung mit ihnen, und zu Zeiten nach einer herzlichen Begrüßung, einem antwortenden Blicke auf ihren von Liebe und Wohlwollen überfließenden Blick.

Dann muß man noch bedenken, daß Leute, die niemals in gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt gelebt, keinen Begriff davon haben, welche magische Anziehungskraft diese bunte, geräuschvolle, glänzende Welt auf unfreiwillige, in der Oede lebendig begrabene Einsiedler ausübt. Wie alle fernen Gegenstände, so vergrößerte und verherrlichte sich auch dieser in Anjuta's Einbildung; sie malte sich die große Welt fast eben so schön, nur nicht so ätherisch, wie ihre idealen Welten, und bevölkerte sie mit Menschen, in denen sie naiver Weise die Originale der Heroen und Heroinnen ihrer Lieblingsdichter sah. Und nun die harmonienreichen Orchester, die Theater, die Gärten, die großartigen Schöpfungen der schönen Kunst, sogar die kalte Pracht massiver Gebäude, zu unabsehbaren Straßen an einander gereiht, sogar das gedankenlose Hin- und Herwogen der Volksmenge — Alles fesselte sie mit unbesiegbarem Reize. In ihrem ganzen Leben hatte die Arme ja nur eine vom Horizont umschlungene und gleichsam erdrückte Steppe gesehen, nur in ihrer Phantasie sich Wälder, Ströme und Bergketten ausgemalt. In einer früheren Zeit seufzte sie nach dem Unerreichbaren; jetzt aber,

von Hoffnung belebt, fühlte sie sich wachend und träumend zu jenen Menschen, jener Natur fortgerissen und sagte öfter: „Dorthin! dorthin! nur einmal sie mit Blick und Seele umfassen und dann in Gottes Namen sterben, nur nicht hier, nur fern, fern von diesem Steppenlande."

Unterdeß verstrich die Zeit, und Heilfreund's Correspondent schwieg. Vergebens entzog sich der Greis nothwendige Bedürfnisse, um das Briefporto zu erschwingen, und schrieb allwöchentlich nach Petersburg — dort hatte man die Leistungen Anjuta's und mit ihnen die Existenz der jungen Dichterin schon vergessen.

Jetzt sah Heilfreund ein, daß er mit seinen Vorspiegelungen sehr übereilt gewesen; auch bemerkte er, wie bei Anjuta die frühere Entmuthigung wiederkehrte. Das Bewußtsein seines Fehlgriffs machte ihm ein unruhiges Gewissen und er fing an, jedem Zwiegespräche mit ihr auszuweichen. Seine erste Verirrung hatte ihr nur heitere Augenblicke geraubt; die zweite — drohte sie in Verzweiflung zu stürzen. Es war ihm aus Erfahrung bekannt, daß im Unglück eine gescheiterte Hoffnung schmerzlicher ist, als ein ganzes hoffnungsloses Leben. Aber inmitten seiner Zweifel und Befürchtungen las er noch öfter, was Anjuta gedichtet hatte, und konnte sich von seinem Glauben an die Zukunft, die der Himmel ihr bestimmt habe, nicht losreißen.

„Nein, nicht zwecklos flammt ein himmlisches Feuer auf Erden — solche Lieder sind nicht da, um in der Einöde zu verhallen!" sagte er sich oft im Geiste vor; und fand er sich seitdem wieder mit Anjuta allein, so ließ er seine glänzenden Prophezeiungen bei Seite und sprach nur leise: „Anjuta, verliere den Muth nicht — schreibe — Gott ist gerecht!" Dann entfernte er sich, aus Besorgniß, seine Liebe zu ihr werde ihm eine neue Unklugheit eingeben.

„Kind!" hub er einmal an: — „weißt du, was für ein Gedanke mir zuweilen in den Kopf kommt? Vielleicht druckt man deine Gedichte darum nicht, weil ihrer wenige sind; wenn erstlich ein ganzer Band beisammen wäre, so würden die Buchhändler sie gewiß kaufen und drucken — schreibe" —

Herbstliches Gewölk verdüsterte den Himmel; ein dichter Regen drang durch das morsche Strohdach und näßte die Decke; der Wind pfiff

durch die klaffenden Fugen der Fenster, und das kleine Feuer im Ofen fand an dem durchnäßten Reisig kaum Nahrung. Dunkel, feucht und kalt war es in dem Gemache und es herrschte eine Grabesstille, die nur dann und wann von dem Stöhnen der kranken Mutter aus dem anstoßenden Kämmerchen unterbrochen ward.

Wo ein Mittel hernehmen, um die unfreundliche Luft in der Hütte zu erwärmen, das Feuer in Glut zu bringen und das Leiden der gequälten Frau zu erleichtern, vielleicht sogar ihren Hunger zu stillen? Ach es ist nirgends, nirgends — Da ergriff Anjuta mit Fieberschauer die Feder, und nicht selten wurde die Tinte von ihren Thränen bleicher; keine Begeisterung mehr, nur Herzensqual und körperliches Leiden führten den Kiel — ihre Finger starrten, das Auge unterschied kaum die Buchstaben; die Nachtlampe warf einen matten Schein auf das Papier — matt und krankhaft regten sich die Gedanken — dennoch schrieb Anjuta!

Sie schrieb! wo aber war der frühere Schwung, das frühere Feuer ihrer Verse? Wo waren die Hoffnungen, die Freudenthränen, die lichten Phantasiebilder? Alles war hingeschwunden!

Ein zarter Keim — Gott weiß, ob von einem Sturme oder einem Frühlingshauch in Anjuta's Busen geweht — hatte sich einst entwickelt und Blüthen getragen. Mit welchem Entzücken pflegte sie, wie andächtig verwahrte sie das junge Pflänzchen vor den Blicken der Menschen, wie berauschte sie sich in stillen Nächten an seinem paradiesischen Dufte, der sie alles Weh ihres Daseins vergessen ließ!

Da erschien plötzlich ein ungebetener Gast und sagte: laß den Wohlgeruch deines Blümchens auch Andere genießen, theile deinen Schatz mit ihnen und sie werden dich dafür lieben, rühmen, beglücken — Das arme Mägdlein glaubte ihm; ein irdischer Glanz verblendete ihr Auge, und sie gab die edelste Blüthe ihrer Begeisterung, das tiefe Geheimniß ihrer Seele und eitle Hoffnungen hin. Noch einmal schlug ihr Herz von freudigen Empfindungen, noch einmal lächelte ihr ein Glück, aber auch dieses fiel bald wie eine Sternschnuppe, und jetzt war das irdische Licht vor ihren Augen erloschen wie der Himmelsfunken in ihrer Seele.

Ja, ihre schönen und zauberischen Traumgesichte, die Minuten ihrer Verwandlung aus einem irdischen Wesen in einen reinen Geist — nichts kehrte wieder seit der Zeit, als es beständig in ihr tönte: „Schreibe, schreibe; du mußt schreiben!"

Bald war es so weit gekommen, daß sie mit Verzweiflung auf Feder und Papier hinblickte, daß vor dem Schreiben eine seltsame Bangigkeit sie ergriff — eine Bangigkeit, wie sie bei Hellsehenden vor ihrem gewaltsamen Schlafe sich zeigt. Es schien, als wollte sie, an Körper und Seele leidend, nicht noch ein drittes Leiden sich schaffen, Erscheinungen heraufbeschwören, die, einige Minuten lang ihr Haupt umnebelnd und die Fibern des Herzens erregend, ihr alle Schrecknisse ihres Daseins, alle im Aufblühen abgewelkte Hoffnungen und den einzigen unwandelbaren Gefährten — den Gram, noch unbarmherziger zeigen mußten.

Und dem ohngeachtet schrieb sie. Heilfreund wurde von ihren Liedern nicht mehr entzückt; er weinte darüber, da er nur noch Seufzer aus ihnen vernahm; aber diese Seufzer hatten sich in schönen Versen ergossen: Heilfreund schickte sie nach Petersburg und bekam gar keine Antwort.

Anjuta klagte ihm niemals; allein er machte sich wegen ihrer geheimen Leiden, wegen jeder Spur von Thränen, die er an ihr bemerkte, bittere Vorwürfe und wurde vom Grame niedergedrückt. Bald streckte ihn eine Krankheit auf sein Lager, von der er nicht wieder genesen sollte.

Zwei Wochen lang pflegte Anjuta ihre kranke Mutter und ihren sterbenden Lehrer; der Letztere sprach selten mit ihr, und nur in Augenblicken, wenn sie ihn nicht sehen konnte, warf er einen kummervollen Blick auf sie und wendete das Auge nicht eher ab, bis die Thränen ihn zwangen, es zu schließen.

Warum härmte sich, worüber weinte der Greis? War es inniges Mitleid mit Anjuta oder späte Reue, was auf seiner Seele lastete? Wenn er das zarte, so früh hinwelkende Wesen ansah, machte er sich da keine Vorwürfe, den Verstand eines Mädchens aufgeklärt und ihre Gefühle veredelt zu haben, die vielleicht in der Unwissenheit ihrer Väter glücklicher gewesen wäre? Und in der That, was nützten ihr die Er-

kenntniſſe, zu denen ſie durchgedrungen war? Was für Vortheile verſchaffte ihr das Vermögen, Alles zu erfaſſen und tiefer als Andere zu empfinden? Er nahm die Binde von ihren Augen, damit ſie die Grube, die ihr auf Erden zur Wohnung angewieſen war, in ihrer ganzen ſchreckbaren Leerheit ſchaute, damit die Menſchen, unter denen ſie zu leben verurtheilt war, ihr als rohe Geſchöpfe erſchienen, blind und taub für Alles was Gott Herrliches geſchaffen hat. Er läuterte ihr Herz und es wurde weichlich, empfindlich, krankhaft erregbar: jede Berührung machte dieſes Herz ſchaudern; jeder Laut fand in ihm einen Wiederhall, und in ihrem eigenen Geiſte war kein Gedanke, der nicht im Gemüth ein entſprechendes Gefühl geweckt hätte.

Waren es Betrachtungen ſolcher Art, die des Greiſes Seele heftig bewegten, wenn ſeine ermattende Hand die Hand Anjuta's krampfhaft drückte, oder ſchaute er am Rand des Grabes unwillkührlich zurück auf ſeine genußreiche Jugend, und ſah er dann, nachdem ſein frühes Glück ſchneller als Morgennebel zerronnen war, ſein ſpäteres Leben wie ein Geſpenſt, gemartert von Leiden, von Dürftigkeit, von Verachtung der Menſchen? Vielleicht verſetzte er ſich im Geiſte aus der dumpfigen Luft ſeiner Hütte nach den Fluren der Heimat, nach der ſtillen Wohnung, wo an der Wiege zweier Säuglinge ſein junges Weib ihm einſt zulächelte — Doch nein! Selbſt in der Todesſtunde hatte er keine Gedanken, keine Gefühle für ſich — vor ihm ſtand Anjuta!

In der Nacht athmete der Greis ſchwerer, und ſah mit ſchrecklich ſtarren Blicken um ſich her. Sein Auge wurde immer trüber. Er zwang ſich etwas zu ſprechen, allein die Worte erſtarben auf ſeiner Zunge. Es ſchien, als wollte er einen letzten Gedanken, der ihn quälte, ausſprechen und als hielte ihn eine Befürchtung wieder davon zurück. Er betete in ſeinem Kampfe ſo brünſtig, wie nur ein Gerechter oder ein tief zerknirſchter Sünder beten kann. Endlich, ſeine nahe Auflöſung fühlend, ſagte er mit gebrochener Stimme:

„Anjuta, ich verlaſſe dich — du bleibſt allein zurück — verzweifle nicht, liebes Mädchen — du biſt noch ſo jung; deine Zukunft iſt ſo groß; Geduld, Standhaftigkeit und Vertrauen, — Um Eines bitte ich dich: bemühe dich, dieſe ſchreckliche Macht der Phantaſie niederzukäm-

pfen — sie ist gefährlich — spiele, erheitere dich an poetischen Idealen, aber verzehre dich nicht über dem Unerreichbaren — deine Eingebungen — sind Kinder des Himmels, aber etwas Himmlisches gedeiht nicht auf Erden: weder das wahre Glück, noch das wahrhaft Schöne findet hienieden eine Stätte! Harre nicht vergebens auf höhere Vollendung — du findest sie vielleicht — dort! — Wenn aber die Gräfin kommt, so bemühe dich, ihre Zuneigung zu erwerben — sie ist reich, glücklich — vielleicht streckt sie dir ihre Hand entgegen — Und wem ist Mildthätigkeit höhere Pflicht, als dem Glücklichen. — " Der Greis schwieg eine Weile und fuhr dann mit Wehmuth fort: „Armes, armes Kind! sollst du denn niemals ein besseres Loos erfahren? Giebt es für dich keinen Strahl der Freude mehr? — Anjuta (hier überfiel ihn ein Zittern und sein Gesicht veränderte sich merklich) — Anjuta, zuweilen kommt es mir vor, als wäre ich unwillkührlich die Ursache deiner Leiden gewesen — Gott weiß es, wie innig — wie viel Gutes ich dir gewünscht habe! — Du bist unglücklich, das Schicksal prüfet dich hart — wenn ich aber auch nur einen Tropfen Wermuth deinen Leiden zugegossen — o so verzeihe, verzeihe und fluche nicht einst dem alten Freunde."

Er bedeckte laut weinend sein Gesicht mit den Händen.

Als die kindlichen Liebkosungen und Tröstungen Anjuta's ihn beruhigt hatten, dankte er ihr noch einmal für ihre Pflege, ihre innige Erkenntlichkeit, für die heiteren Augenblicke, mit denen sie sein Alter versüßt hatte, segnete sie und sank in Bewußtlosigkeit.

Ungefähr eine Stunde lang herrschte eine Todesstille im Gemache, die nur von dem röchelnden Athem des Kranken unterbrochen ward. Zu seinem Haupte brannte ein gelbes Wachslicht. Anjuta stand vor dem Bette, und wer in diesem Augenblick ihre hohe schmächtige Gestalt, das melancholisch gesenkte Haupt, die von Thränen befeuchteten Wimpern und ihr bleiches Antlitz gesehen hätte, das so ganz von Gram erfüllt war, daß ein Lächeln der Freude ihm unmöglich schien, der würde sie leicht für einen Todesengel gehalten haben, vom Himmel herabgesandt, um eine Seele, die auf Erden ausgelitten, in seinen Armen zu empfangen.

Plötzlich regte sich der Schlummernde, blickte seine Schülerin an, und flüsterte, seine letzten Kräfte sammelnd:

„Ich sterbe — Anjuta — O Gott — was erwartet dich?“ —

Bei diesen Worten erhielt sein Auge einen wunderbaren Ausdruck und — mochte sich ihm nun in den eingefallenen Zügen des Mädchens das ihr bestimmte Schicksal offenbaren, oder mochte seine von der irdischen Fessel schon gelöste Seele in die Zukunft blicken — soviel schien sich zu ergeben, daß seine Frage nicht ohne Antwort blieb; er wurde ruhig und schlug eine Zeitlang die Augen nieder; dann richtete er den schon gebrochenen Blick noch einmal auf Anjuta, und seinem Mund entflogen mit dem letzten Hauche die Worte:

„Bis auf Wiedersehen!“

Siebentes Capitel.

Ein Jahr oder zwei Jahre früher würde Heilfreund's Tod Anjuta in Verzweiflung gestürzt haben; sie hätte sich über den Leichnam des Mannes geworfen, der ihr Eltern und Freunde ersetzte. Aber jetzt war ihre Seele so sehr mit dem Kummer vertraut, ihre Lebenskraft so sehr erschöpft, daß sie nicht einmal herzlich weinen konnte. Mit stillen Thränen folgte sie der Leiche ihres Lehrers nach dem mit Kreuzen übersäeten Kurgan, warf eine Hand voll Erde in sein frisches Grab, und ging dann wieder an ihre täglichen Beschäftigungen. Dem Aeußeren nach zu urtheilen, war in ihrem Wesen nichts verändert.

Und was für eine Veränderung sollte auch mit ihr vorgehen? Hatte sie überhaupt noch ein äußerliches Dasein?

Einförmige Beschäftigungen, einförmige Plage; Armuth, unvermeidliche Verluste und Kränkungen — dies war augenscheinlich Anjuta's Loos, das gewöhnliche Loos der größeren Hälfte der Menschen, die zur Welt kommen, leben und sterben, ohne irgend Jemanden Theilnahme oder Mitleid eingeflößt zu haben, weil ihr Unglück der Welt nichts Ueberraschendes, ja nicht einmal etwas schlechthin Merkwürdiges darbietet. Das innere Leben des Mädchens vermochte Keiner zu ahnen. Und hätte man es auch gekannt, würden wohl Viele im Stande gewe-

sen sein, zu begreifen, daß es unter den Menschen, wie im Pflanzenreiche, seltsame Wesen giebt, die blüthenlos, farblos und anscheinend ohne Lebensmark aufwachsen, in denen die ganze Kraft des Daseins unergründlich tief verborgen ist, der ganze Lebensproceß selbst dem erfahrensten Beobachter räthselhaft bleibt?

Und würden wohl Viele geglaubt haben, daß in tiefster Einsamkeit, in der Stille des leidenschaftslosesten Daseins ein thatkräftiges, wildbewegtes inneres Leben, alle Abschattungen der Gefühle, Stürme der Gedanken und Stürme der Empfindungen möglich seien — daß man, auch fern von allen Lockungen der großen Welt in Entzücken vergehen, blutige Thränen weinen, Alles hoffen, Alles verlieren und, vorzeitig reif geworden im Verstande, im Herzen hinwelken könne, ohne die Möglichkeit einer Wiedergeburt?

Anjuta erlebte dies Alles; sie überlebte schnell ihre Blüthezeit und eilte raschen Schrittes dem frühen Herbste entgegen!

Mit Heilfreund's Tode waren ihre letzten Hoffnungen dahin. Jetzt fand sich kein anderes befreundetes Wesen, das in Augenblicken der Entmuthigung sie aufrichtete, den wankenden Glauben an ihre schöne Gabe in ihr befestigte und von dem gelobten Lande sprach, wo die Poesie und das Talent reifen sollten wie köstliche Früchte, im Schatten einer wohlthätigen Aufklärung. Der Ruhm, die fernen Zauberländer, die Liebe seelenverwandter Menschen, Alles, was früher sie anlockte, worin sie so süß schwärmte, was sie schon beinahe ihr Eigenthum genannt — erschien ihr jetzt trübe und farblos in der Vergangenheit, wie ein entschwundener Traum. Hatte man sie nicht auch im Traume eine Dichterin genannt? Waren ihr nicht blos im Traume jene begeisterten Eingebungen geworden, die sie in glücklicher Unwissenheit für eine Offenbarung des Himmels hielt? — Nein, nein, dies Einzige konnte die Wirklichkeit ihr nicht entreißen; ihre Gabe blieb ihr — diese ist es allein, was ihr Herz pochend erhält.

Die Mutter zankte oft mit Anjuta wegen ihrer nächtlichen Beschäftigungen und sagte in zornigem Tone: „Du wirst über den Büchern verrückt!" Und gleichzeitig war es Anjuta, als flüstere ihr eine sterbende Stimme in's Ohr: „Kämpfe deine Phantasie nieder — sie ist gefährlich — etwas Himmlisches gedeiht nicht auf Erden!"

Bei dieſer Erinnerung ſtarrte das Blut in den Adern des armen Mädchens und ſie ſagte wiederholt zu ſich ſelber:

„Nicht ſchreiben? meine Phantaſie niederkämpfen? Was verlangt man von mir? Bewahre das Aroma und vernichte die Blume, aus der es ſich entwickelt — Entweder Alles dran geben, Alles niederkämpfen und leben — wie leben?! — Nein, es iſt unmöglich!“

Und ſie ſchmeichelte mit zitternder Hand ihrem Hefte und ihrer Feder.

Als Anjuta eines Morgens aus dem benachbarten Dorfe heimkehrte, erblickte ſie mit Verwunderung in ihrer ärmlichen Hütte den Verwalter, der, trotz ſeines großſtädtiſchen Dünkels, äußerſt freundlich mit ihrer Mutter plauderte und dabei in Papieren blätterte. Die Alte ſchien ihre Krankheit vergeſſen zu haben; ſie ſaß aufrecht, ſtöhnte nicht und ſchaute ſo heiter um ſich, als wär' ihr ein himmliſches Licht aufgegangen.

„Komm her, Anjuta,“ rief die Wittwe ihrer Tochter entgegen — „komm und bedanke dich; Gott ſchickt uns einen Retter“ —

Aber Anjuta hörte nichts und ſtürzte mit einem Jammerſchrei auf den Tiſch los — ſie hatte in den Händen des Verwalters ihre Gedichte erkannt.

Dieſer wendete ſich mit ſpöttiſchem Lächeln von ihr ab, zuckte die Achſeln, und warf der Alten einen bedeutſamen Blick zu, als wollte er ſagen: „Seht ihr, daß ich Recht habe?“

„„Wartet etwas, Väterchen, wartet!““ ſagte die Alte mit angſtvoller Haſt. — Ich habe euch ja nicht verſchwiegen, daß ſie mir etwas wunderlich vorkommt — Gott ſtehe mir bei! Aber ſie iſt dabei doch eine gute Tochter und, wahrlich, ſie folgt mir in allen Stücken.““

Nun theilte ſie ihrer Tochter mit, daß der Herr Verwalter ihnen Beiden vorgeſchlagen, zu ihm ins Haus zu kommen und ganz auf ſeine Koſten zu leben; auch verſpreche er, einen Doctor und Arzneien für ſie (die Alte) aus der Stadt kommen zu laſſen, unter der Bedingung, daß Anjuta ſeine Kinder unterrichte und die Aufſicht über ſie führe.

„Das iſt eine Wohlthat Gottes, Anjuta,“ ſetzte die Mutter hinzu: — „man wird mich heilen und wir Beide werden keine Noth und keine Kälte mehr erleiden.“

„„Recht ſchön, recht gut — allein was ſollen hier dieſe Papiere? wie ſind ſie hierher gerathen?““ fragte die Arme unter Thränen, die auf dem Tiſche und am Boden zerſtreuten Blätter ſammelnd.

Die Alte wechſelte wieder Blicke mit dem Verwalter.

„Es war zu meinen Ohren gekommen“ — hub er an, gravitätiſch von ſeinem Sitze ſich erhebend — „daß ihr nicht ſelten ganze Nächte mit Leſen und Schreiben zubringet und ſo wollte ich gern ſehen, was ihr denn Alles ſchreibet. Nachdem ich nun all das tolle Zeug geleſen, iſt mir wieder eingefallen, was der ſelige Heilfreund mir bereits von euerer Schwachheit gemeldet hatte. Er iſt verkehrt mit euch umgegangen und hat Viel verſchuldet, aber möglicher Weiſe läßt ſich dem Uebel noch abhelfen. Ihr verſtehet gut Franzöſiſch und Deutſch, auch die Rechenkunſt und die Religionslehre — wollt ihr alſo mit meinen Kindern euch beſchäftigen, ſo verſpreche ich euch Abhülfe aus euerer Noth. Aber ich ſtelle euch zu dieſem Zweck noch eine unerläßliche Bedingung: ihr müßt mir eidlich geloben, daß ihr euer nächtliches Sitzen einſtellet, und die Verſemacherei wie auch das Leſen der Bücher, die euch den Kopf ſo ſehr verdrehen, ganz und gar dran gebet. Auf das Letztere werdet ihr übrigens ohnehin bald verzichten müſſen, weil ich bei der Umbauung des Hauſes ſämmtliche Bücher ihrer Gnaden ordnen und die Bibliothek verſchließen muß. Gehabet euch einſtweilen wohl; überleget die Sache mit euerer Mutter und kommt morgen früh, mir zu melden, ob ihr in meinen Vorſchlag eingehet.“

Er verneigte ſich und ging. Anjuta blieb kaum athmend und wie vom Wetterſtrahl getroffen mitten im Zimmer ſtehen. Ihre Mutter redete ihr lange zu, weinte, flehte und erzürnte ſich; aber Anjuta ſchien kaum etwas zu hören und ſprach auf die zudringlichen Bitten der Alten nur einmal in leiſem zögernden Tone:

„Lebe ich nicht für euch allein auf der Welt? Bringe ich meine Geſundheit, meine Kräfte nicht euch allein zum Opfer? Und ihr wollt — ihr wollt mir das Leben nehmen!“

Und den ganzen Tag ging ſie herum wie eine Wahnſinnige, ohne etwas zu ſehen oder zu hören, was um ſie her vorging.

Am Abend, als Anjuta ihre Mutter zu Bett gebracht hatte, klammerte sich die Alte wieder um den Hals der Tochter und flehte sie um Gotteswillen, ihr nicht die Ruhe ihrer alten Tage zu rauben und das eigene Glück nicht zu verscherzen.

„Geh' morgen zum Verwalter, mein Kindlein, mein Täubchen, und schwöre ihm, daß du jene verfluchten Bücher nicht wieder zur Hand nehmen willst — verschwöre dich in Gottes Namen nur auf ein einziges kurzes Jahr — mein Herz verkündet mir, daß sie dich nimmermehr zum Guten führen. Kann sein, daß ich nach einem Jahre wieder gesund bin; dann wollen wir gemeinschaftlich arbeiten — kann sein, daß ich sterbe, und dann thue was dir gefällt."

Bei diesen Worten flossen ihre heißen Thränen auf Anjuta's Wange; es war unverkennbar, daß nicht bloßer Egoismus ihr diese Bitten eingab: auch das mütterliche Herz hatte seinen Theil daran.

In derselben Nacht legte sich Anjuta nicht schlafen. Als der Tag graute, zündete sie Feuer an; eine helle Flamme loderte im Ofen, und als sie nach einer Minute wieder verlöschte, begleitete ein halb unterdrücktes Wimmern ihre ausglimmenden Funken. Die Alte schlief fest und hörte nichts. —

Am Morgen ging Anjuta zu dem Verwalter, übergab ihm alle ihre Bücher und leistete den verlangten Schwur. Noch am selben Tage zog sie mit ihrer Mutter zu ihm in's Haus.

Von dieser Zeit an floß ihr äußeres Leben ruhiger dahin; sie brauchte sich weniger zu plagen, die bitteren Nahrungssorgen hatten ein Ende. Gewissenhaft ihre neuen Pflichten erfüllend, trennte sie sich nie von den muthwilligen Kindern. Die Ausgelassenheit ihrer Zöglinge raubte ihr nie die Geduld, aber selbst die Liebkosungen und die drolligen Einfälle der Kleinen brachten sie nie zu einem Lächeln: immer kalt, ruhig und schweigsam, schien sie das Abbild einer verzweifelten Ergebung in ihr Schicksal.

So vergingen die Herbstmonate, so verging der Winter. Mit dem eintretenden Frühling bemerkte die ganze Familie des Verwalters in dem

Aeußeren und im Benehmen Anjuta's eine sonderbare Veränderung. Sie zehrte ab, wurde auffallend schwächer; einige Mal des Tages überzog eine Todtenblässe und dann wieder eine flammende Röthe ihr Gesicht, und in solchen Augenblicken malte sich eine so gluthvoll sprühende Lebendigkeit in ihrem Auge, als hätten alle ihre Lebenskräfte hier, wie in einem Brennpunkte, sich zusammengedrängt.

Unaufhörlich beschäftigt, vermied sie jeden Tag sorglicher eine müssige Minute, als wäre die Erholung ihr schlimmster Feind gewesen. Jeden Augenblick ersann sie sich eine neue Thätigkeit, aber nichts schien sie zu befriedigen: sie eilte mit einer Art von Gierigkeit zu anderen Arbeiten und alle waren für sie gleich nichtig und wirkungslos: das Bedürfniß einer verbotenen Thätigkeit quälte ihre Seele.

Oft brachte Anjuta ganze Nächte ohne Schlaf zu, ging mit schnellen Schritten im Zimmer auf und ab, legte sich einen Augenblick nieder um schon im nächsten wieder aufzuspringen, betete unter heißen Thränen vor dem Bilde des Erlösers, oder öffnete ein Fenster nach dem Garten und suchte ihr Haupt in der Luft zu erfrischen, die noch nicht von dem ganz entwickelten Frühling durchwärmt war.

Gleichwohl antwortete sie auf alle bekümmerten Fragen ihrer Mutter, daß sie sich ganz gesund fühle.

Als aber die Bäume grünten und die ersten Blüthen aufbrachen, nahm das körperliche Leiden Anjuta's sichtbar zu. Die arme Mutter betrachtete sie mit Schrecken, und so oft der Kreisarzt den Ort besuchte, versäumte er es nie, ihr den Puls zu fühlen und sie über ihr Befinden zu befragen. In diesen Unterredungen mit ihr vernahm er ihre Antworten mit gespannter Aufmerksamkeit.

Anjuta merkte dies gar nicht; ihr Geist schien immer nur mit Gegenständen beschäftigt, die dieser Erde nicht angehörten. Wo sie auch sich befinden mochte, in der Kirche, beim Unterricht der Kinder oder im Besuchzimmer, wo die Leute um sie her lebhaft plauderten und ausvollem Halse lachten — überall befiel sie plötzlich eine unerklärbare Unruhe. Dann warf sie ihre Blicke nach allen Seiten, als suchte sie etwas Verlorenes, und ihr Blick wurde allmälig starr und seelenlos; aus dem gewöhnlich so ausdrucksvollen Auge verschwand sogar das organische Leben

und es fixirte, durchscheinend wie Glas, einen einzigen Gegenstand, aber bei gänzlicher Abwesenheit des Willens und der Gedanken. Dennoch war nichts Wildes, dem Blicke der Wahnsinnigen Aehnliches in diesem Auge zu bemerken; nicht der Verstand, nur die Seele schien von ihr gewichen; und wer in solchen Minuten seine Hand an ihre Brust gelegt hätte, dem würde das heftige und schnelle Pochen ihres Herzens offenbart haben, wo ihr Leben sich verbarg und wo ihre zu verzehrender Unthätigkeit verurtheilte Seele ein Asyl suchte.

Diese Anfälle, wie Anjuta's Mutter sie nannte, waren von keiner langen Dauer: wenn sie den ersten Zuruf nicht hörte, so fuhr sie bei dem zweiten zusammen, und auf den dritten antwortete sie ganz vernünftig mit der vorigen Melancholie und Gutherzigkeit im Gesichte.

War aber Anjuta zufällig allein im Zimmer, oder im Garten, wo Niemand in ihrem Selbstvergessen sie störte — so erhielten ihre anfangs erstorbenen Blicke allmälig den Ausdruck des gewaltigsten, leidenschaftlichsten Gefühls; ihre edle Gestalt wurde majestätischer, die Lippen öffneten sich, und wie eine von dem Geiste des Gottes augenblicklich erfüllte Pythia, verwandelte sich ihr ganzes Wesen in reinen Geist, reine Seele. Die Worte, erst flüsternd und ohne Zusammenhang, ergossen sich dann in melodischen Versen aus ihrer Brust.

Bisweilen belauschten sie Kinder und Erwachsene; allein weder Kinder noch Erwachsene verstanden sie. Nur einmal hörte der Verwalter selbst, der sich herabgelassen hatte, am Abend in ein Gebüsch zu kriechen, den Declamationen des Mädchens lange zu und sagte dann, in die Hände klopfend: „Ja, ja, so ist es; ich wußte vorher, daß es damit enden würde!"

Von dieser Zeit an konnte es Anjuta, wie wenig sie auch um die Menschen sich kümmerte, nicht unbemerkt bleiben, daß Jedermann im Hause und außer dem Hause sein Benehmen gegen sie jählings änderte. Trat sie ins Zimmer, so schwiegen Alle oder setzten, nach ihr hindeutend, die Unterhaltung flüsternd fort. Fing sie an, zu reden, so sah man ihr unverwandt ins Auge, horchte auf jedes ihrer Worte, und antwortete zögernd, mit Wiederholungen, wie man Kindern zu antworten pflegt, aus Ungewißheit, ob sie auch fähig sind, Alles zu begreifen, was man

ihnen ſagt. Außer dem Hauſe, im Freien, wurde ſie mit Neugier betrachtet; Viele eilten ihr ſogar aus dem Wege, und die Mutter, die ihr ſelten einmal von der Seite wich, machte immer unter Thränen und Gebeten das Zeichen des Kreuzes über ſie. — „Was bedeutet das nur?“ fragte ſich Anjuta unruhig und vergebens in ihrem Kopfe eine Antwort ſuchend. „Was bedeutet das?“ fragte ſie zuweilen Andere. In einem ſolchen Falle verſicherten ihr Einige, daß ſie ſich Alles nur einbilde; Andere machten es noch ſchlimmer und antworteten mit rohem Spotte.

Wohl zehnmal des Tages betrachtete die Arme ihren Anzug, ihr Aeußeres. Mit Schrecken ihren Kopf betaſtend und ihre Gedanken ſammelnd, prüfte ſie dieſelben mit äußerſter Strenge: keine einzige Idee hatte ſich in ihrem Geiſte verwirrt, keine einzige Erinnerung war in ihm verdüſtert; ihr Kleid war einfach, aber ſittſam. Das unbegreifliche Benehmen der Leute beſtimmte ſie, faſt Jedermann zu fliehen; aber je ſeltener die Leute im Dorf ihr begegneten, deſto ſtaunender und verblüffter ſahen ſie nach ihr hin.

Eines Tages hatte ſie in einem Zimmer zu thun, das durch eine dünne Wand von dem Beſuchzimmer geſchieden war, und blieb zitternd ſtehen: in dem Letzteren wehklagte ihre Mutter; mehrere verworrene Stimmen tröſteten ſie und wiederholten dabei unaufhörlich die Worte: „St! — ſtille — ſtille — euere Tochter kann dazu kommen und dann iſt Alles fehlgeſchlagen!“

„Ich habe das vorhergeſehen“ — ſagte der Verwalter, ſich gravitätiſch räuſpernd. „Schon damals äußerte ich euch meine Befürchtungen hinſichtlich der Zerrüttung ihres Verſtandes. Der alte Narr, der Heilfreund hat ihr aus langer Weile mit allen erdenklichen Lappalien den Kopf verrückt und nachher ſelbſt nicht gewußt, wie er ihn wieder zurechtſetzen ſollte.“

„„Ja — ja — er hat auch mein Kind zu Grunde gerichtet,““ ſchluchzte die Alte.

„Warum hat man ihr nicht bloß die ruſſiſche Schrift und das Geſetz Gottes beigebracht?“ bemerkten Einige. — „Wozu mit Sprachen ſich abgeben, die über dem Meere geſprochen werden? Da haben wir die Frucht des Studirens und des vielen Leſens.“

Jetzt tönte die Stimme des Kreisarztes mit hinein: „Ja wohl," sagte er — „übrigens habe ich vernommen, daß schon in ihrer Kindheit Symptome des Wahnsinns an ihr bemerklich gewesen sind."

„„Freilich wohl, 's wär' eine Sünde, das geheim zu halten,"" entgegnete die Alte — „„immer war so was Unmenschliches in ihrem Kopfe; nicht umsonst nannten die Nachbarn sie närrisch.""

„Vielleicht wäre das mit den Jahren vergangen," hub der Verwalter wieder an: — „Aber, wie ihr selbst mir erzählt, so bildete der alte Heilfreund sich ein, sie besitze eine Art von Wundergaben; er erlaubte ihr, Alles ohne Auswahl zu lesen, und als er endlich bemerkte, daß sie in einem Punkte verrückt ward, da schmeichelte er noch dazu ihrer Eitelkeit, überredete sie, jeden Fetzen Papier, den sie besudelt hatte, nach Petersburg zu schicken, als bekäme sie von dort her Antworten, Lobsprüche und Gott weiß, was Alles — Mit solcherlei Dingen kann man schon einen gesunden Kopf verdrehen, geschweige denn einen kranken."

„„Hm! — es sind Fälle denkbar, wo es gefährlich ist, Geisteskranken zu widersprechen,"" wendete der Doctor ein. — „„Der Selige verstand etwas von der Medizin und hatte vielleicht darum Nachsicht mit ihr, weil er fürchtete, ihre Geistesverwirrung könne sich in Raserei verwandeln. Man hat viele Exempel der Art. Uebrigens halte ich es noch gar nicht für nöthig, daß man sie von hier entferne; denn sie ist nur einseitig geisteskrank, sonst versteht sie Alles, hat in Allem ein klares Urtheil und thut sogar ihre Schuldigkeit auf das Beste. Wenn sie aber nach der Stadt und in eine Irrenanstalt gebracht würde —""

„O! um nichts in der Welt!" jammerte die Alte: — „sie hat mich ernährt, mein Täubchen, und jetzt werde ich selbst sie pflegen und beaufsichtigen, müßte ich auch unter den Fenstern der Leute die Hand ausstrecken und mein Brod erbetteln —"

Anjuta eilte mit einem unnennbaren Grausen zur Thür hinaus.

Irrenanstalt! Geisteskrank — von Kindheit an im Kopfe verwirrt — Nachbarn, Doctor, die Mutter, ja die leibliche Mutter, — Alle nennen sie unsinnig — und hätte ihr seliger Freund ihr wirklich nur aus Mitleid oder Nachsicht die Gabe der Poesie zuerkannt? — und hätte er so unbarmherzig sie täuschen können? — Ihre Poesie, ihre Himmelsgabe —

eine Lüge, ein Betrug, tönende Glöckchen, womit man Kinder und — Verrückte beschwichtigt! — Nein, nein, das ist eine schreckliche Verläumdung! — Allein wer verläumdet hier? die Mutter! Hat aber nicht Heilfreund selbst sie auf seinem Sterbebette vor der Macht der Phantasie gewarnt? Und können die Leute wohl so lange, so grob sich täuschen? — Und halten wohl Geisteskranke jemals sich selber für das, was sie sind?

Diese Gedanken verfolgten einander schneller als Blitze in Anjuta's Geiste. Bebend wie das herbstliche Laub im Sturme, faßte sie ihren Kopf.

Ihr Kopf glühte, die Pulse schlugen nicht in den Schläfen — sie zitterten wie gespannte Saiten — vor ihren Augen wurde es dunkel — in der Brust enge zum Ersticken — Wie? jene Erscheinungen, die ihr Tag und Nacht folgen, jene Töne, die so oft in ihrem Haupte sich drängen, jene quälende Bangigkeit ohne alle Veranlassung — Alles wäre Wahnsinn? — O entsetzlich!

Ihren Kopf immer noch mit den Händen fassend, stürzte Anjuta in den Garten.

Als man sie zum Doctor führen wollte, damit er ihre Krankheit gründlicher ausforsche, wurde sie vergebens in allen Zimmern gesucht, vergebens im Garten gerufen — Anjuta war verschwunden!

Jener Tag war der Vorabend eines hehren Feiertages. Die täglichen Arbeiten auf den Feldern wurden früher als gewöhnlich eingestellt. Dem warmen Tage folgte ein ruhiger Frühlingsabend; heiter war der Himmel, schön glühte die Sonne im Westen und das vergoldete Kreuz auf der Kuppel der Kirche schimmerte wie zwei einander kreuzende Lichtstrahlen. Die Glocke läutete zum nächtlichen Gottesdienst. Das von den Feldern zurückkehrende Volk drängte sich in der Gasse; alte Mütterchen, die sich verspätet hatten, eilten, so gut ihre Füße es erlaubten, dem Gotteshause zu, und die Dorfkinder spielten lärmend unter dem Glockenthurm, auf der Freitreppe, als Anjuta in der Ferne sich zeigte: ihr Gesicht war blaß, jeder ihrer Züge starr, wie an einem Marmorbilde, oder an einer Leiche, die das Siegel des Todes noch nicht entstellt hat; kein lebhaftes Leiden, nur ein Schatten tödtlicher innerer Qual drückte sich in ihren Mienen aus und auf den verworren herabfallenden Locken

waren Ueberreste von Blättern und weißen Kirschenblüthen zerstreut, wie bei einem Kinde, das sich lange in Gebüschen versteckt hat. Ihr Kleid war zerknittert, stellenweise sogar aufgerissen. Empfindungslos Kopf und Hände senkend, ging sie allein, zögernd, ängstlich die Nähe anderer Menschen vermeidend — und warf keinen Blick auf die Vorübergehenden. Aber sichtlich hatte die Kunde von ihrem angeblichen Wahnsinn schon allgemein sich verbreitet; denn wer ihr begegnete, grüßte sie nicht mehr, wie sonst, sondern gab seinen Nachbarn Winke und betrachtete Anjuta vom Kopfe bis zu den Füßen. Nur Frauen schüttelten den Kopf und sagten mitleidig: „die arme Verirrte!"

Anjuta schauderte und ging weiter. Die Kinder am Glockenthurm liefen bei ihrem Anblick schreiend aus einander. Anjuta schauderte von Neuem. In der Kirche trat Jedermann vor ihr zurück; Alle scheuten ihre Nachbarschaft. Sie ging weit ab, versteckte sich in einen finstern Winkel, kniete da nieder und schlug zum ersten Mal ihre Augen auf, die mit dem Ausdruck des Grausens und der Verzweiflung unter den geschwollenen Lidern hervorglänzten.

Der Geistliche las die Metten; die eintönige Stimme des Diakon's und der Chor begleiteten seine Gebete, und Alles beobachtete ein tiefes Schweigen. Es wurde dämmerig; der Weihrauch zog sich in dichten Wolken durch die Kirche; die zitternden rothen Flämmchen der Kerzen wurden trübe. Bei dem Scheine zweier matten Lichter nahmen die Bilder auf den Fensterscheiben seltsame Formen an. Die arme Anjuta wollte beten und konnte die Worte des Gebetes, das sie noch gestern mit solcher Inbrunst wiederholt gesprochen, nicht in ihr Gedächtniß zurückrufen; sie wollte sich wenigstens im Herzen zu Gott erheben, aber es lebte kein Gefühl in ihrer Brust; selbst die Zunge war gelähmt, ihre Hand unfähig, das Zeichen des Kreuzes zu machen. Regungslos knieend, heftete Anjuta den Blick auf die Heiligenbilder, und nach und nach verwandelte sich das Dunkel vor ihr in ein Gewimmel fliegender Funken, die Farben wurden bunt, die Gegenstände kamen in rasche kreisende Bewegung, selbst die Mauern des Tempels schienen zu wanken, und von Oben, von Unten, von allen Seiten schossen ihr hundert Augen wilde, dräuende Blicke zu, als wäre auch ihnen Anjuta's Erscheinung

zuwider..... Vor Grauſen erbebend, verſucht ſie zu fliehen und kann nicht von der Stelle; wie in einem ſchrecklichen Traume ſcheinen alle ihre Glieder angeſchmiedet, alle Anſtrengungen ihrer Bruſt bringen nicht einmal einen matten Seufzer hervor — Und plötzlich, als kämen ſie vom Himmel, dröhnen ihr die Worte entgegen: „Du wendeſt ab dein Antlitz und ſie werden beſtürzt; du nimmſt ihnen den Odem und ſie vergehen!“ Anjuta glaubte in dieſem Spruch eine prophetiſche Deutung ihres Schickſals und eine Weiſſagung ihrer ganzen Zukunft zu leſen. Hatte nicht der Herr auch von ihr ſein Antlitz abgewendet, und waren nicht darum die Leute gegen ſie aufgeſtanden? Das bis dahin erkaltete Blut drängte ihr jetzt wieder in einem glühenden Strome zum Herzen, und wohlthätige Thränen befeuchteten ihr Geſicht.

„O Herr!“ ſprach ſie, Hände und Blicke zum Himmel erhebend — „barmherziger Schöpfer! du weißt, wie viel ich gelitten habe, du ſiehſt, wie viel ich leide! Wende nur du dein Antlitz nicht von mir ab und lehre mich jene ſchrecklichen Beſchuldigungen zu Nichte machen; oder verfinſtere bis zum Tode meine Urtheilskraft und verſteinere das Herz in mir!“

Anjuta hatte, ihr ſelber unbewußt, laut geſprochen; die Leute drängten ſich um ſie her, da ſie aber nichts bemerkte, fuhr ſie mit ſteigender Glut fort:

„Habe ich vor dir geſündigt, an irdiſchen Ruhm und irdiſche Freuden gedacht — bin ich dafür nicht beſtraft durch Noth und Elend, Hunger und Krankheiten? — O laß dieſen bitteren Kelch an mir vorübergehen — Erlöſe mich, o erlöſe mich von den Schmähungen der Menſchen und rufe mich bald zu dir! Mein Körper iſt hinfällig, meine Seele ermattet — ich habe keine Kräfte, keine Thränen mehr — Es iſt Zeit — es iſt Zeit!“

Ein Blutſtrom drang ihr aus dem Munde, und ſie fiel ohne Beſinnung auf die Steinplatten. In demſelben Augenblick ſang der Chor, als wär' es ein Nachklang ihres Gebetes geweſen: „Rette meine Seele aus ihrem Kerker!“

Man trug Anjuta in einer tiefen Ohnmacht nach Hauſe.

Seit jenem Abende entwickelte der Keim des Todes sich schnell in dem Busen des jungen Mädchens; sie fühlte ihr herannahendes, ersehntes Ende und wurde ruhiger. Ihre Gedanken lösten sich von allem Irdischen, die Seele spiegelte schon das Ewige in sich ab; der Geist verklärte sich — und die Leute flüsterten bei ihrem Anblick einander zu: „sie geneset!"

* * *

„Aber sie muß auch wieder genesen — Doctor, um Gotteswillen, rettet sie" — sprach die Gräfin, bis in's Innerste erschüttert.

„Ich zweifle, daß medizinische Hülfe sie der Welt wird erhalten können."

„„Aber die Ruhe, ein gemächliches Leben, Veränderung des Ortes und unsere Theilnahme, unsere Freundschaft —""

„Ja, solche Heilmittel werden in ihrem Zustande wirksamer sein."

„„So gehet nun gleich zu ihr, Doctor — eilet und saget ihr —""

„Morgen, Gräfin, morgen: jetzt würde ich sie nur heftig aufregen und ihre fieberhafte Reizbarkeit vermehren."

„„O morgen besuche ich selbst sie in jedem Falle!""

„Wie seid ihr gütig, Gräfin!" sagte ich, ihre Hand drückend, und frug den Doctor, ob er seit dieser unverhofften Entdeckung seine Patientin wieder gesehen habe.

„„Heute morgen"" — gab er zur Antwort — „„holte ich — verzeiht, Gräfin, daß es ohne euere Erlaubniß geschah — einige Bücher, die Anjuta vor Allen liebte, aus der Bibliothek und ging zu ihr. Nachdem ich sie über ihr Befinden befragt, rieth ich ihr, sich etwas geistige Zerstreuung zu machen, und legte die Bücher auf das Tischchen vor ihrem Bette. In dieser Minute hättet ihr sie sehen sollen! Ihr Auge sprühte Funken, sie fiel, am ganzen Körper zitternd, über die Bücher her, stieß sie aber gleich wieder von sich und sagte halblaut: „Ach, ich habe ja geschworen, daß ich kein Buch mehr anrühren will!" Jetzt rief ich ihre Mutter und den Verwalter und beredete Beide, sie des Eides, den sie ihr aufgezwungen, wieder zu entbinden. Die Arme ergriff meine Hand, dankte mir, als hätte ich sie in den Besitz aller Schätze dieser

Welt geſetzt, und unterhielt ſich nun zum erſten Male lange und ganz offenherzig mit mir. Welch ein Geiſt, Gräfin, was für Kenntniſſe, welch eine lebendige und glühende Sprache! — Und das Alles haben die Leute im Fundament untergraben — Alles haben ſie zerſtört und vernichtet — ""

„Wir werden wieder gut machen, was die Unwiſſenheit übel gemacht hat — wir werden ſie retten!"

„„Gott gebe es!"" ſagte der Doctor mit kummervoll zweifelnder Miene.

Einige Briefe und Journale, die mit der Poſt ankamen, unterbrachen unſere Unterhaltung.

Achtes Capitel.

Am folgenden Tage kamen wir überein, den Doctor zu Anjuta zu ſchicken, damit er ſie auf unſeren Beſuch vorbereitete. Seinen Worten zufolge war ihr Zuſtand von der Art, daß eine plötzliche Freude ſie tödten konnte.

Nicht ohne ein inneres Beben trat ich in's Haus des Verwalters: die Hoffnung, das unglückliche Mädchen zu retten, und die Befürchtung, ſie auf ihrem Sterbelager zu ſehen, erſchütterten mich heftig — die Gräfin theilte meine Empfindungen.

Der Doctor öffnete uns die Thüre, und wir traten in Anjuta's Stube.

Sie ſaß auf dem Bette, den Rücken an Kiſſen lehnend. Ihre Wangen glühten noch mehr, und der Glanz ihrer großen Augen war noch ſtärker als an dem Morgen unſerer Begegnung — ich bemerkte mit Schrecken, welche entſetzliche Fortſchritte ihre Krankheit gemacht hatte.

Anjuta wurde bei unſerem Eintreten unruhig; ſie wollte aufſtehen, konnte aber nicht und begrüßte uns nur mit kaum vernehmlicher Stimme.

Die Gräfin ſetzte ſich an ihre Seite, überhäufte ſie mit Liebkoſungen und begann äußerſt herzlich von ihrer Geſundheit und ihren Neigungen mit ihr zu ſprechen. Sie verſprach, ihr von allen Sorgen zu helfen, ſie nach ihrer Geneſung mit ſich aus dieſem Lande zu nehmen,

ihr Freundin und Mutter zu sein und mit ihrer Liebe alle Wunden zu heilen, die ein hartes Schicksal ihr geschlagen habe.

Anjuta hörte der Gräfin schüchtern und fast ungläubig zu; bisweilen dankte sie mit einem stummen Nicken, öfter aber sah sie nach allen Seiten sich um und betastete ihre Stirn mit krankhafter Unruhe.

Um sie dreister zu machen, beschrieb ihr die Gräfin das Land, nach welchem sie ihr folgen sollte; sie entwarf eine glänzende Schilderung von dem Südgestade der Krym, von seinen Granitmauern und wildromantischen Abhängen; malte ihr die in blühenden Gärten über dem Meere schwebenden Dörfer, die Pracht der südlichen Nächte und den Reiz des immer klaren Himmels.

Anjuta erhob ihr schwimmendes Auge, faltete die Hände auf den Knieen und horchte mit einer Art Lüsternheit. Ein Anflug von Mißtrauen war gleichwohl in ihren Mienen bemerklich.

Die Gräfin machte sich diese Aufmerksamkeit zu Nutze und ging spielend von den Schönheiten der Natur zu denen der Poesie über: sie berührte die ausgezeichnetsten poetischen Schöpfungen unseres Jahrhunderts und kam, nachdem sie die empfindsamsten Seiten in der Brust des Mädchens erschüttert hatte, auf Anjuta's eignes Talent zurück; sie redete ihr zu, daß sie Muth fassen, ihrer Freundschaft trauen, an die Zukunft glauben, jetzt aber nur für ihre Wiederherstellung sorgen möge.

Die mit Thränen erfüllten Augen niederschlagend, blieb Anjuta lange in Schweigen versunken; endlich von ihren Zweifeln und der Heftigkeit des innern Kampfes fortgerissen, unterbrach sie die Gräfin mit zitternder und zugleich flehender Stimme:

„Ihr seid so gut, so barmherzig, Gräfin! Aber — wenn Alles dies — um Gotteswillen, täuschet mich nicht! — Wenn alle diese Versprechen nur Mittel sind, um meinen Kopf zu heilen — erbarmt euch über mein armes Herz, Gräfin — Nach einer solchen Cur — raubt mir die Genesung das Leben!"

Und sie drückte ihr Gesicht mit heißen Thränen an das Kissen.

„Mein Gott, wie haben diese Leute sie gequält, Doctor!" sprach die Gräfin, dem Letzteren zugewendet: — „Befreit sie von dem unglücklichen Gedanken an Wahnsinn und helft mir, sie von der Aufrichtigkeit

meiner Versprechungen überzeugen — Armes Kind" — sagte sie wieder zu Anjuta — „Womit soll ich dir beweisen — dir den Glauben beibringen? — Sieh mich an, täuscht man etwa auf solche Weise, und erkennst du die Stimme der aufrichtigsten Gefühle noch nicht? Als ich von deinen Leiden, von deinem Herzen und Geiste hörte, schwur ich, dich als Tochter anzunehmen, und werde den Schwur halten, Gott ist mein Zeuge! Ermuthige dich, traue mir, vergiß den Argwohn dieser Leute und verzeih' ihnen: sie wußten nicht, was sie thaten. — Bei mir wirst du wie von Neuem geboren werden; ich bringe dich in eine andere Welt, zu anderen Menschen — dort findest du Mitgefühl und Freundschaft; dort wirst du frei deinem natürlichen Berufe leben, und die Ergüsse deiner Begeisterung wird Keiner mehr Wahnsinn nennen."

„„Gräfin"" — hub Anjuta an, als ob sie, an der Grenze des Lichtes und der Finsterniß stehend, unwillkührlich rückwärts schaute: — „„Gräfin — Ihr seid gut — aber die Menschen — aber die Gesellschaft — nein, nein! auch dort, wie hier, werden sie mich mit Verachtung von sich stoßen —""

„Glaube das ja nicht, mein Kind!" sagte ihr die Gräfin: — „Dichter verläumden oft die Menschen, weil sie ihre eignen Rechte verkennen und falsche Ansprüche machen; Viele suchen mit ihrem Talent irdische Huldigung und stürmischen Beifall, während ihre Herrschaft doch eine unsichtbare ist: ihre Lieder wecken den süßesten Wiederhall in der Einsamkeit; man huldigt ihnen mit stillen Thränen, stillem Genusse, und der Tempel ihres Ruhms wird nicht im Freien, vor den Augen der großen Menge, sondern in den Herzen der Menschen errichtet. — Ich verstehe dein Mißtrauen, liebe junge Freundin; du hast zu viel gelitten; aber das Glück wird alle Wolken des Argwohns in dir verscheuchen, und du wirst dieses Leben und die Menschen wieder lieb gewinnen."

„„Die Gräfin hat Recht,"" sagte der Doctor: — „„bei uns weiß man das Talent zu schätzen; noch gestern Abend fand ich einen Beweis davon in einem unserer Journale; ich glaube, daß ich die Nummer noch bei mir habe.""

Er holte ein Journal aus der Tasche und las ein herrliches Lob, das einem in derselben Zeitschrift abgedruckten Gedichte gespendet wurde.

Der Name des Dichters war unbekannt; allein man bat ihn dringend, das Publikum noch oft mit seinen Schöpfungen zu beschenken, die durch Originalität der Ideen, Wärme und Tiefe des Gefühls, Kraft und Wohllaut der Sprache alle Freunde der Poesie begeistern und hinreißen müßten.

„Siehst du, meine Freundin," sagte die Gräfin zu Anjuta: — „das wahre Talent wird in der gebildeten Gesellschaft immer hoch geschätzt — "

„„Ja, das wahre — aber hatte ich auch ein Talent? — Ich glaubte es früher — jetzt aber sagt man mir, ich sei aus Nachsicht getäuscht worden — ""

Anjuta senkte ihr Haupt; aber schon nach einer Minute erhob sie sich mit dem ganzen Körper und sprach voll Feuer:

„Gräfin, Doctor, um Gottes Willen, saget mir: bin ich auch sonst, wie jetzt, niemals geisteskrank gewesen? — Und die Augenblicke meines Selbstvergessens, die Glut im Kopfe und das Beben des Herzens, und meine heiteren, bezaubernden Gesichte — war das Alles die Wirkung schaffender Begeisterung und nicht eines zerrütteten Verstandes? — O, saget mir die Wahrheit — schonet meiner nicht!""

„„Beruhiget euch,"" entgegnete der Doctor lächelnd: — „„starke Aufregung ist euch schädlich. Ihr habt nie Symptome von Geisteskrankheit gezeigt — hundert Mal hab' ich euch das versichert. Daß man aber in Augenblicken des geistigen Schaffens eine ganze Legion Erscheinungen sehen kann, dies beweiset auch der Dichter, der in diesem Journal gepriesen ist. — Wollt ihr seine Verse hören?""

Er begann zu lesen —

„Was ist das? Was leset ihr da?" — rief Anjuta, wie außer sich, sprang vom Bette und riß ihm das Blatt aus der Hand; aber kaum hatte sie die erste Seite angeblickt, als sie es wieder fallen ließ: alle ihre Fibern zitterten, ein neues Leben durchzuckte sie; mit überirdischer Begeisterung begann sie ihre in dem Journal gepriesenen Verse aus dem Gedächtniß herzusagen, und ihre Stimme, bis dahin bebend und schwach, wurde mit einem Male volltönend, stark und lieblich zugleich.

Mit Staunen ſahen wir das ganz umgewandelte Mädchen an; mir war es, als hörte ich den letzten Geſang des Schwanes.

„Und bei einem ſolchen Talente zweifelteſt du an dir ſelbſt? — Und dieſe Macht der Begeiſterung in dir hat man einen Wahnſinn genannt? — Doch Alles iſt nun vorüber, meine liebe, theuere Freundin; du ſiehſt nun deutlich, dein inneres Gefühl hat dich nicht betrogen; der Himmel hat dir eine herrliche Gabe geſchenkt und jetzt ſchenkt er dir noch eine Freundin dazu — ſo lebe denn zum Glücke, zum Ruhme, dir ſelbſt und deinen Freunden zur Freude —"

Anjuta hörte dieſe Worte kaum: noch glühte ſie in einer Art Verzückung, ſog gierig die Luft ein und ſah freudetrunken umher, wie ein Schläfer, der nach einer langen finſtern Nacht wieder Gottes freundliches Licht ſieht.

„Nein, kein Wahnſinn," rief ſie mit entzückter Selbſtvergeſſenheit, ihre Hände bald an das Haupt und bald an das Herz drückend: — „kein Wahnſinn und kein Traum — Alles klar, hell und licht in mir — Ich bin wieder geſund, glücklich — Ja, ich habe Glück, habe Ruhe, Ruhm, Freunde — und meine Poeſie — meine wunderbare himmliſche Gabe — So gebt mir auch das Leben — ich will leben — das Leben und meine Feder — mein Papier — ſie haben mir Alles genommen, Alles verbrannt — Aber ich werde es wieder ſchaffen — Nur geſchwind, Feder und Leben! Ich habe Glück — habe Freunde — und ein Talent — nur ſchnell, ſchnell!"

Aber plötzlich überzog Todesbläſſe ihr Geſicht, ſie ſank auf das Kiſſen zurück, und kein Laut ihrer Stimme, nur ein Seufzer ſagte: „zu ſpät!"

Der Doctor bat, wir möchten uns jetzt entfernen.

Als wir am folgenden Tage Anjuta wieder beſuchten, befand ſie ſich im Zuſtande äußerſter Entkräftung: weder in ihrem Geſicht, noch in ihrer Seele war eine Spur der freudigen Aufwallungen von geſtern zurückgeblieben. Sie begriff ihren Zuſtand.

Ich verſuchte, ſie noch mit Hoffnung zu beleben, allein ſie antwortete mir nur mit einem Drucke der Hand und ſchüttelte verneinend den Kopf.

Die Gräfin bat sie, ihr zu sagen, ob sie nichts für sie thun könne. „Rettet meine Mutter aus der Noth.“

„„Aber für dich selbst?““

„Für mich? — o ja! — viel — viel —“ Sie hielt inne und sah die Gräfin schüchtern und lieblich an, wie ein Kind, das seinen Wunsch nicht auszusprechen wagt.

„Nun was denn?“

„„Erlaubt mir noch einmal — eueren Gesang zu hören!““

Noch am selben Tage brachte man die Harfe zu Anjuta, und die Gräfin sang zwei Abende vor ihrem Bette.

Am dritten Abende ließ die Kranke selbst uns zu sich bitten. Wir kamen in Begleitung des Doctors.

Ihr Bett stand nicht mehr an der Wand, sondern quer im Zimmer vor dem geöffneten Fenster. Anjuta saß, von ihrer Mutter unterstützt, und blickte nachdenklich in die Ferne. Still war es im Hause, still in der Umgegend; nur die Vöglein zwitscherten in den Gebüschen gerade unterm Fenster und flogen zuweilen auf das Gesims, keck in's Zimmer guckend, als fühlten sie, daß ihnen hier niemand ein Leid anthun könne. Keine Wolke schwebte am Himmel, kein Lüftchen wehte über der Erde; der kleine See war ein glatter Spiegel; der Rauch aus den Schornsteinen stieg in leichten, durchscheinenden Säulen zur blauen Wölbung empor, und die Bäume im Garten standen reglos, als fürchteten sie, ihre rothgelben Blätter zu verlieren. Hoch aufgeschichtete Garben, mit wildem Hopfen umwunden, zeichneten schon ihre dunkele Silhouette auf der Flur; die Abendschatten wurden dichter, wuchsen — aber im fernen West glühte noch die Sonne, und ihre verlängerten prächtigen Strahlen ergossen ein goldnes Licht über die Natur und spiegelten sich mit dem ganzen Farbenspiel der Abendwolken in den Gewässern des Sees. Am fernen jenseitigen Ufer wiegte sich ein kleiner festgebundener Kahn, jetzt wie sonst, zwischen dem Röhricht; aber aus dem Kahne blickte Niemand mehr in die Wellen.

Anjuta reichte der Gräfin ihre Hand, die so abgezehrt war, daß es mir schien, als könne das Sonnenlicht hindurchscheinen. Ihre Miene war vollkommen ruhig, nur in den Augen malte sich Schwermuth.

„Gräfin," ſprach ſie: — „verzeiht, ich ſehnte mich, euch noch einmal zu ſehen und euch zu danken für die letzten frohen Stunden meines Lebens —"

„„Warum denn unaufhörlich an den Tod denken, Anjuta?""

„Ich denke ſchon nicht mehr an ihn, ich vernehme ihn, ich fühle ihn hier (ſie deutete auf ihre Bruſt) — Tröſtet mich nicht mit vergeblicher Hoffnung, Gräfin, ich bin auch ohne das zufrieden. Ihr habt einen ſchrecklichen Zweifel aus meiner Seele genommen, habt mich mit der Menſchheit ausgeſöhnt — euer Geſang hat mir von den himmliſchen Chören einen Begriff gegeben und euere Güte den wankenden Glauben an die Vaterhuld des Schöpfers in mir befeſtigt — Ich danke euch Gräfin, ich danke euch —"

Sie wendete ihre Blicke wieder dem Fenſter zu, ſchwieg eine Zeitlang nachdenklich und flüſterte dann, als ſpräche ſie mit ſich ſelbſt:

„O, wie ſchön iſt Gottes Welt! — ſie hat eine Sonne, hat blühende Fluren, hat Glück und Liebe und — Menſchen wie Engel — aber dies Alles war nicht für mich da — zu ſpät!"

An ihren Wimpern glänzten Thränen und ſie fuhr, uns zugekehrt, fort:

„Es ſcheint mir, als hätt' ich lange, lange gelebt, und doch ſind es nur achtzehn Jahre! — das irdiſche Glück iſt ſo lockend — und hier (an ihre Stirn deutend) war ſo viel — es wollte ſich ausſprechen — ja, viel — und im Herzen auch; aber Alles nur zum Leiden. Es war, als hätte ich für die Freude keinen Sinn mehr, als könne das Glück nicht mit mir ſich vertragen — Gewiß haben ſie mein Glück vorſätzlich drüben gelaſſen, wohl wiſſend, daß ich nur Augenblicke hier verweilen und ſchnell wieder heimkehren würde. Was ſoll ich nun noch beklagen auf Erden?"

Sie erhob das Haupt; an der Bewegung ihrer Lippen merkte man, daß ſie betete.

Die Sonne fing an, unterzugehen; ihre ſcheidenden Strahlen verbreiteten ein roſiges Licht am Horizonte. Anjuta belebte ſich etwas und ſah mit Liebe unverwandt nach dem Abendhimmel.

Die Sonne sank unter; das obere Gewölk wurde blau und floß in eine dunkle Masse zusammen, während das untere, noch hell und durchscheinend, in goldnen Farben prangte. Allein auch dieser Lichtrand verlor mit jeder Minute von seinem Glanze, er verblich und schwand hin — bald war Alles ausgeglüht und erloschen —

Ich sah nach Anjuta — sie saß noch immer, das Auge dem Niedergang zugewendet; aber dieses Auge konnte schon Himmel und Erde nicht mehr unterscheiden.

Der Doctor faßte sie an der Hand, hielt eine Feder an ihre Lippen und schüttelte bedeutsam den Kopf. Die Mutter verstand dieses Zeichen eher als wir Alle; sie bekreuzte sich einige Mal, drückte ihrer Tochter die Augenlider zu und fiel laut weinend vor dem Bette nieder.

Neuntes Capitel.

Eine Woche später fuhren unsere Reisewagen an der Freitreppe vor; wir warfen einen letzten Blick nach dem kleinen Hause, wo die Dulderin geendet hatte, und verließen das Dorf mit schmerzlichen Erinnerungen.

Als unser Wagen in's Freie kam, sah ich unwillkührlich durch's Fenster; an der linken Seite des Weges erhob sich ein Kurgan und auf ihm, über einem frischen Grabe, ein neues hölzernes Kreuz —

Um uns her war Alles öde; endlos erstreckte sich die Steppe, deren gelbes, verdorrtes Gras den Boden kaum bedeckte; schwarze Wolken umzogen den Himmel, und der Wind stürmte heulend über die Ebene. Hoch an den Wolken flog ein Schwarm Kraniche; sie verfolgten einander mit so fröhlichem Geschrei und eilten so munter dem Süden zu, als ob nur dort das Glück ihrer wartete und herbe Knechtschaft ihnen nachsetzte. Da mit einem Mal riß sich ein armes verdorrtes Büschelkraut aus seiner Wurzel und strebte in derselben Richtung vorwärts. Der Wind schleuderte das verwaiste Pflänzchen nach allen Seiten; allein es mühte sich rastlos ab, dem Schwarme der freien Kraniche nachzukommen; zuweilen klammerte es sich an ein Pfriemengras und wand und krümmte sich so

kläglich, als ob eine unbesiegbare geheime Macht es fortrisse auf diesem Wege — Aber der Sturm packte die kleine Pflanze wieder, hob sie hoch über die Erde, wirbelte sie im Kreise herum, spielte ein paar Minuten mit ihr und warf sie auf den Kurgan, wo sie unten am Kreuz über dem frischen Grabe liegen blieb! — Die frohen Kraniche zogen weiter und weiter, bis sie im Gewölk verschwanden.

Dies war das letzte Bild, das meine noch neuen Erinnerungen mir vorschweben ließen. Bald aber verwandelte sich die Scene: das Steppenland umher floh vor uns, wie unsere geflügelten Begleiter, und wir eilten dem Süden zu. — Aus meiner Versunkenheit erwachend, schlug ich die Augen auf — unser Wagen bewegte sich noch immer zögernd in tiefem Sande; zur Rechten toste das Meer und zur Linken schimmerte wie eine schneebedeckte Fläche die weiße Kruste der Salzseen; das Dämmerlicht machte mehr und mehr dem nächtlichen Dunkel Platz; der Wind blies stärker, und von allen lebenden Wesen weckten nur Seevögel mit ihrem gellenden Geschrei den Wiederhall der Einöde.

IX.

Holstein und der deutsche Zollverein.

Von

Chr. Feldmann.

Was den Deutschen vor Allem Noth thut, ist: etwas Gemeinsames und etwas Praktisches. Beiderlei Anforderungen verspricht der deutsche Zollverein zu erfüllen. Man darf sich daher auch nicht wundern, daß gleich bei seinem Entstehen die Blicke aller Vaterlandsfreunde sich ihm zuwandten. Zuerst zwar mehr prüfend, beanstandend und überlegend; denn die Sache war eben noch neu, und grade, weil sie praktisch zu werden verhieß, auch um so viel bedenklicher. Es kam ja auf die rechte Praxis an, nachdem man so lange gezögert, die bodenlose Theorie, seit unvordenklicher Zeit das eigentliche Element der Deutschen, zu verlassen. Da machte sich vor Allem Ein Bedenken geltend, was der Verfasser, damals in Hessen lebend, durch Wort und Schrift zu verbreiten bemüht war, und dem gar viele seiner Freunde und Bekannten ihre Zustimmung gaben: die absolute Regierungsform Preußens, gegenüber den freiern Verfassungen anderer deutscher Staaten. Allein schon damals haben die Gegner des Beitrittes sich nie verhehlt, daß dieses Bedenken nur so lange bestand, als nur noch einzelne deutsche Staaten über den Anschluß mit Preußen verhandelten. War dieser Anschluß aber einmal erfolgt, so ward es vielmehr für die noch übrigen Staaten

eine patriotische Pflicht, dem einmal gegebenen Beispiele in der Kürze nachzufolgen. Denn wie Preußens unbedingter Einfluß durch den Beitritt einzelner Staaten sich wesentlich vermehrte, so mußte er durch den Beitritt der übrigen auch wiederum begrenzt und eingeschränkt werden, vielmehr, er konnte nur durch solche Ausdehnung zum vollen Verständniß seiner eigentlichen Wirksamkeit und des klaren Begriffs seiner Stärke gelangen. Einzelne deutsche Bundesstaaten, mit Preußen im nämlichen Zollverbande, mußten preußische Färbung annehmen; der Beitritt der Mehrzahl mußte Preußen eine deutsche Färbung geben. Und wie über Alles wichtig war diese letztere, wie so ganz im gemeinsamen Interesse Preußens, wie des übrigen Deutschlands! Die Bürgschaft der Fortdauer Preußens liegt darin, daß es die Fahne der Intelligenz den übrigen deutschen Staaten voranträgt; diese Fahne aber ist von deutscher Hand gearbeitet, Stoff und Inschrift derselben ist deutsch. Preußen wird unüberwindlich sein, so lange es dieselbe bewahrt; denn ihr Anblick wird alle deutsche Völker unter dem nämlichen Banner versammeln, und freie Neigung wird mannhafter Selbstständigkeit sich bereitwillig anschließen. Aber diese Selbstständigkeit Preußens reicht ohne innige Verbrüderung mit den übrigen Deutschen so wenig aus, als diese jemals ohne Einigung mit Preußen zu politischer Bedeutung nach außen und constitutioneller Freiheit im Innern gelangen werden. Zu beiderseitigem Heile ist deshalb zu wünschen, daß Preußen mehr und mehr den Geist und die Richtung deutscher Bestrebungen in der Gegenwart erkennen möge, und wir dürfen dieser Hoffnung uns um so eher hingeben, je mehr dieselbe Richtung in neuester Zeit auch unter dem preußischen Volke selbst Boden zu gewinnen scheint. Hier allein war bisher das Haupthinderniß einer näheren Einigung zwischen Preußen und Deutschland. Die preußische Regierung, wenn auch unumschränkt, ist nicht der Art, einen dem Gesammtwunsche besonnener Patrioten des Landes geradezu entgegengesetzten Weg einzuschlagen, und es gehört zu den Vorzügen eines größeren, und darum selbstständigern, Staatskörpers, daß hier, ohne Rücksicht auf Regierungsform, Gesetze und Politik der öffentlichen Meinung um Vieles verähnlichter sein müssen. Die Bewohner Preußens können nicht verkennen, daß das Stre-

ben des intelligenten Deutschlands mehr und mehr nach constitutionellen Bürgschaften zielt; daß die Hoffnung, dieses Ziel zu erreichen, zugleich die Bedingung ist, mit der das kaum begonnene Einheits- und Nationalitätsgefühl zugleich steht und fällt. Geht auch die preußische Bevölkerung auf diese Ansicht wenigstens in so weit ein, daß sie nicht mehr als unbedingte Gegnerin derselben betrachtet werden kann, und gelingt es ihr, auch den Vater des Vaterlandes diese Idee adoptiren zu lassen, dann erst hat der Zollverein volle Bedeutung für Preußen und Deutschland; außerdem ist er mehr oder minder ein todter Körper, ohne belebendes Princip, und darum früher oder später der Verwesung verfallen. Denn bei den materiellen Gütern, welche er außerdem seinen Mitgliedern bieten mag, wie begehrenswerth sie immer seien, findet Bot und Ueberbot Statt, und deshalb kann das scheinbar aufs engste Verbundene oft unerwartet wieder auseinander gehen. Nur die freie geistige Idee ist unschätzbar und ewig unverkäuflich.

Vertrauen wir dem neu erwachten Geiste der Zeit, der eben jetzt auch nach Preußen sich Bahn zu brechen im Begriffe steht! Verzweifeln wir nicht an seiner Kraft in dem nämlichen Augenblicke, wo er mehr als je dem vorgesteckten Ziele sich zu nähern scheint! Wir haben keine andere Periode der deutschen Geschichte, die mit der jetzigen in Betreff der ernsten und besonnenen politischen Richtung der Nation in Vergleich zu stellen wäre. Der Aufschwung der Jahre 1812, 13 und 14 war der eines Jünglings, welcher handelt, ehe er reiflich überlegen konnte, weil die Verhältnisse ihn zu raschem Handeln fortrissen. Darin liegt kein Tadel für den Jüngling, welcher handelte und handeln mußte. Der Mann aber soll über den Verhältnissen stehen; er soll sie voraus sehen und ihnen, wo möglich, gebieten, nicht von ihnen fortgerissen werden, damit, wenn die außergewöhnlichen Umstände vorüber sind, und der Strom der Zeitgeschichte wieder im hergebrachten Bette der Gewohnheit fließt, er weder der Versäumniß, noch Uebereilung sich anklage, keine zu späte Reue das Fest der Rückerinnerung trübe, und er weder sich selbst, noch die Genossen einer großen Zeit, bald allzu hoch, bald allzu niedrig stelle. Letzteres hat sich, in mehr als einer Hinsicht, in Betreff der Befreiungskriege ereignet. Sie überkamen uns unverhofft und unvorberei-

tet. Die Vorsehung bedarf solcher Momente, um den Schlafenden aus dem Traume zu wecken, und wohl ihm, wenn er sofort zu dem Nächsten und Nöthigsten gerüstet ist. Aber noch mehr wohl demjenigen, der schon während der Windstille sich auf mögliche, ja gewisse Stürme der Zukunft vorbereitet, und das ist der Punkt, in Hinsicht dessen ich unsere Zeit, im Vergleich mit einer früheren, als neu und hoffnungsreich bezeichne. Die deutsche Geschichte erfreut sich, wie jede andere, mancher längeren Friedensperiode; wann aber hätte man früher in solcher sich, wie jetzt, im Voraus auf die Zeit der Stürme und Gewitter gerüstet, wann hätte man, wie jetzt, sie wachend erwartet, um auf alle Wechselfälle der Zukunft gerüstet zu sein? Stürme und Gewitter reinigen die Luft, sie sind unentbehrlich, um das Gedeihen der Gewächse zu befördern, aber nur diejenigen Felder gedeihen dadurch am freudigsten, welche lange vorher bestellt und mit dem fruchtbarsten Saamen versehen sind.

Ich habe in meiner bisherigen Erörterung der mercantilischen Grundsätze des Zollvereins nicht Erwähnung gethan. Ich glaubte sie übergehen zu können, einestheils, weil sie meinem Gesichtspunkte ferner liegen, dann aber auch, weil die bisherige Ausdehnung des Vereins auf ihre Bewährtheit schließen läßt. Denn nur sie, sie ganz allein kam in Betracht, als die ersten deutschen Bundesstaaten sich zum Beitritt zu dem Vereine entschlossen. Gegenwärtig ist der letztere zu einem Punkte gelangt, wo er, voraussichtlich, nicht weiter würde vorrücken können, wenn nicht der Vorgang so vieler Staaten die Nachfolge der übrigen wahrscheinlich, ja nothwendig machte. Wohlfeiler Zucker, Kaffee u.s.w. ist für die große Masse der Menschen ein hochwichtiger Umstand geworden, der auch in das historische Leben hinein sich mehr verzweigt als man gewöhnlich annehmen mag. Die Vertheurung dieser und ähnlicher Artikel befürchtet man aber ganz besonders im nördlichen Deutschland als Folge des Anschlusses an den Zollverein. Indeß hat man, wie es scheint, bei dieser Besorgniß nicht gehörig berücksichtigt, daß die Zollansätze des Vereins ja nicht unabänderlich sind, und höchst wahrscheinlich wesentlich modificirt werden können und müssen, sobald der Verein bis zur Elbe, Nord- und Ostsee vorgerückt ist. Neben dieser Aussicht besteht übrigens die anerkannte Thatsache, daß die Verhältnisse oft stärker sind,

wie die Personen, und hiernach begreift es sich schwer, wie nach dem als nahe bevorstehend verkündigten Beitritt Hannovers und Oldenburgs die Hansestädte und Holstein sich noch lange von dem Vereine ausschließen könnten. Möge dann der Anschluß ihnen immerhin als ein Uebel erscheinen — es bleibt ihnen nur die Wahl zwischen diesem und einem noch bei weitem größeren.

Welche politische Folge wird nun der, früher oder später gewiß zu erwartende Beitritt Holsteins zum Zollverein für dieses Land und für das größere deutsche Vaterland überhaupt haben? — Ich bin, meiner Gesinnung nach, Deutscher vor Allem, und dann bin ich auch Holsteiner. Ich glaube, daß in dieser Reihenfolge die politische Rubrik nationeller deutscher Gesinnung aufzuführen ist. Es führt nicht zum Zwecke, den die Nation jetzt vor Augen haben muß, wenn die Bewohner eines jeden der 39 deutschen Staaten zunächst nur das Interesse des größeren und kleineren Landstriches vor Augen haben, nach welchem sie sich nennen. Die Gesundheit des ganzen Körpers ist allemal wichtiger, als die der einzelnen Glieder, wiewohl man diese letzteren eben so wenig vernachlässigen darf; aber das Gemeinwohl des Gesammtkörpers, seine gesunde Constitution und die ihm gewidmete diätetische Sorgfalt bedingt gewissermaßen zugleich die Gesundheit der einzelnen Glieder. Möchten auch meine Landsleute mehr und mehr zu dieser Ueberzeugung gelangen! Es bedürfte dazu wahrlich nicht eines weitläuftigen Lehrcursus. Ich, zum Beispiel, ward auf die natürlichste Weise dahin geführt durch mehrjährigen Aufenthalt in verschiedenen deutschen Ländern, in denen meine Wiege nicht gestanden hatte, und wo ich gleichfalls meine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten nicht verleugnen konnte. Diese Theilnahme ward nun eine rein deutsche, weil sie nicht wohl eine rein holsteinische, eine rein hessische u. s. w. sein konnte. Sollten denn nicht so viele unserer Professoren sich im nämlichen Falle befinden? Mir scheint dieß in der That ein eben so ehrenvoller, als leider! noch wenig besetzter Lehrstuhl, dessen ich als eigenmächtiger Privatdocent und nach meinen geringen Fähigkeiten mich nur allzuunwürdig fühle.

Der alte Justin sagt schon: die griechischen Staaten, indem sie einzeln nach der Herrschaft strebten, verloren insgesammt ihre Unabhän-

gigkeit. Goldene Worte, die schon auf den Schulen für das Gemüth der Knaben praktisch gemacht werden sollten! Von eigentlicher Herrschsucht ist zwar bei der Mehrzahl deutscher Staaten nicht die Rede; aber es ist noch gar nicht lange her, daß sie eine besondere Ehre darin suchten, sich von den übrigen möglichst zu isoliren, und diese Isolirung nannten sie dann selbstständige Politik. So lange nicht die staatlichen Verhältnisse in Preußen, Braunschweig, Hannover u. s. w. jeden gebildeten Deutschen, wohne er im Norden oder Süden des großen Vaterlandes, aufs lebendigste interessiren, so lange nicht das Bewußtsein gegenseitiger Theilnahme die Herzen der Deutschen erfüllt, so lange hat jeder Deutsche nur ein kleines Vaterland.

Fassen wir aus diesem Gesichtspunkte den deutschen Zollverein näher ins Auge, so ist nicht nur so viel an sich klar, daß er bei verständiger Benutzung, ein treffliches Mittel werden kann, das Getrennte näher zu verbinden, sondern es ist auch insbesondere leicht nachzuweisen, daß durch seine Ausdehnung nach Holstein das Vaterland einen neuen Zuwachs innerer Stärke gewinnen muß. Die innere Stärke jedes Staates wird nicht unbedingt durch seine äußere Ausdehnung vermehrt. Es ist die Frage, ob Preußen ohne die früher von Polen abgerissenen Provinzen nicht noch mächtiger dastände, als jetzt. Das aber ist keine Frage, daß die Kraft der Staaten auf vaterländischem Sinne, ihr Ruin auf Zertrümmerung des letztern beruht. Ein wenig Sauerteig kann den ganzen Teig versauern, Ein krankes Glied den ganzen Körper in Gefahr bringen. Holstein ist ein krankes Glied, und der deutsche Zollverein kann es heilen — das wünsche ich in Folgendem näher auseinander zu setzen.

Meine politische Ueberzeugung in Betreff meiner nächsten Heimath ist, glaub' ich, bekannt genug. Ich bekenne mich zu derjenigen Partei, welche die Gegner die neu-holsteinische nennen, die aber mit viel größerem Rechte die holsteinisch-deutsche heißen könnte. Die Gründe, welche diese Partei für ihre Ueberzeugung anzuführen hat, sind von ihr in öffentlichen Blättern klar genug entwickelt worden, ich brauche hier nicht auf dieselben zurückzukommen. Die vorgebrachten Gegengründe haben mich bisher nicht überzeugen können, so sorgfältig ich auch bemüht war, sie

von den Schmähungen, mit denen sie gleichsam zusammen gewachsen schienen, zu trennen — wahrhaftig weder eine leichte, noch erfreuliche Arbeit! Nur so viel ist mir, auch durch diese Erörterungen, immer klarer geworden, daß bei der factischen Verbindung, wie sie nun einmal zwischen den Herzogthümern Holstein und Schleswig besteht, es eine sehr schwierige Aufgabe ist, Holsteins selbstständige Ansprüche als rein deutsches Land zu realisiren. Der deutsche Zollverein kann nun aber ein Mittel werden, diese Aufgabe wesentlich zu erleichtern. — Ich muß, um diese Folge klar zu machen, das Herzogthum Schleswig in meine Berechnungen mit hineinziehen. Dieses Land hat mit Holstein gemein: das Ober-Appellationsgericht, die schleswig-holstein-lauenburgsche Kanzlei und die Landes-Universität. Getrennt sind die beiden Obergerichte, abweichend zum Theil die Gesetze, getrennt ist die Volksvertretung, verschieden theilweise die Sprache, verschieden die Abstammung, verschieden das politische Band, indem nur Holstein zum deutschen Bunde gehört. Aus letzterem Verhältnisse geht nun auch die jetzt festgesetzte Regulirung des Bundescontingents hervor, welches nur mit Bewohnern der Herzogthümer Holstein und Lauenburg recrutirt werden darf, und da die eben erwähnte Verfügung die erste ist, welche an unser Militär in deutscher Sprache erlassen worden, so knüpft sich daran die gegründete Hoffnung, daß in der Kürze auch das deutsche Commando beim holstein-lauenburgischen Bundescontingent neuerdings in seine Rechte werde eingesetzt werden. Durch diese Veränderung wird Holsteins militärisches Bewußtsein auch mehr geweckt werden, und da solches Bewußtsein gewissermaßen den Körper des geistigen Bewußtseins bildet, ohne deren Vereinigung kein gesundes National-Leben denkbar ist, so ist zu hoffen, daß das deutsche National-Leben in Holstein mehr und mehr erstarken werde. Wie vertragen sich aber hiermit die factischen Zustände des mit Holstein in vielfacher Berührung stehenden Herzogthums Schleswig? Es ist oben erwähnt, daß das vorwaltende Streben deutscher Bevölkerung gegenwärtig auf constitutionelle Bürgschaften gerichtet ist, daß nur unter dieser Bedingung das kaum begonnene Nationalitäts- und Einheitsgefühl der Deutschen erstarken kann. Das wird auch in dem kleinen Holstein nicht anders sein, und

der factisch-absolute, aber einsichtsvolle Monarch dürfte vielleicht nicht abgeneigt sein, seinen besonnenen deutschen Unterthanen ähnliche Zugeständnisse zu machen, als deren sich Würtemberg, Baden, Sachsen, die Bewohner beider Hessen u. s. w. erfreuen. Dem wahren Begriffe der Souveränetät thun solche Zugeständnisse sicherlich keinen Abbruch, und es möchte sich leicht nachweisen lassen, daß eine größere Beschränkung und Theilung der höchsten Gewalt grade bei den absolutesten Regierungsformen durch den hergebrachten und für nothwendig erachteten Einfluß des Beamten- und Aristokratenwesens stattfindet. Wie kann aber bei einer Verfassung, wie sie z. B. Würtemberg hat, die bisherige Verbindung zwischen Holstein und Schleswig fernerhin bestehen? Will man eine separate Volksvertretung für Holstein mit dem Rechte der Steuerregulirung und Mitzustimmung bei den Gesetzen, so versteht es sich ja von selbst, daß in diesem Falle die holsteinischen Finanzen nicht nur von den dänischen, sondern auch von den schleswigschen getrennt werden müssen, und auch die Gesetze beider Herzogthümer werden höchst wahrscheinlich nach jedem Termine der ständischen Einberufung von einander abweichender werden. Will man hingegen gemeinsame schleswig-holsteinische Stände mit gleicher Berechtigung, so würde nicht allein die Bürgschaft des deutschen Bundes für die neue Verfassung mangeln, da das Herzogthum Schleswig nicht zum Bunde gehört, sondern auch das Bundesschiedsgericht würde aus gleichem Grunde bei den schleswig-holsteinischen Ständen nicht zur Anwendung kommen können. Oder will man etwa sagen: wozu auch Bundesschiedsgericht? Die Einigkeit der Schleswig-Holsteiner findet ihre Bürgschaft in sich selbst? — Wenn man so sagt, so führt uns dieß zu einer näheren Musterung der politischen Parteien im Herzogthum Schleswig. Es existiren ihrer dort aber eigentlich vier. Zuerst die dänische Partei, besonders im nördlichen Schleswig, repräsentirt in neuester Zeit durch den Abg. Lorenzen von Hadersleben, welche den politisch liberalen Fortschritten der Dänen vertraut, und von dorther auch Schleswigs Wiedergeburt erwartet. Unter dieser Voraussetzung ist sie zur Verschmelzung mit Dänemark bereit, da auch Sprache und Sitte nach dieser Seite hinneigen, und es, genau betrachtet, nur materielle Interessen waren, welche dort zuerst einen Ge-

genſatz gegen Dänemark begründeten. Zweitens das reine Herzogthum Schleswig, worin die Hauptſtadt Flensburg, deſſen Bewohner vor Allem nur das Intereſſe des Herzogthums, beſonders deſſen Handelsintereſſen, berückſichtigt wiſſen wollen — loyale Unterthanen quand même, deren Wahlſpruch im Kriege, wie im Frieden, ſein würde: deß Brot ich eß, deß Lied ich ſing'! Drittens die ſchleswig-holſteiniſche Partei, vorzüglich in Südſchleswig verbreitet, zunächſt begründet von der Advocaten- und Beamtenwelt, die in einem beſtändigen Wandern von Holſtein nach Schleswig und von Schleswig nach Holſtein begriffen iſt. Die Holſteiner konnten in Schleswig nicht ganz und gar vergeſſen, daß ſie Holſteiner, die Schleswiger in Holſtein nicht, daß ſie Schleswiger waren — ſo entſtand die doctrinäre Amphibie: der Schleswig-Holſteiner, ein zartgebautes, aber zähes Geſchöpf, das nicht leicht lernt, aber auch ſchwer vergißt, das nicht eben von Neugier geplagt wird nach dem, was ſich außerhalb ſeiner Heimath begiebt, dagegen mit edler Feſtigkeit an dem Türkenglauben hält, der imaginäre Staat: Schleswig-Holſtein ſei ſtark genug, einer ganzen Welt von Feinden zu trotzen. Deutſchland iſt ihm nur eine große Kinderſtube, und er, der glücklich Erwachſene, will ſich wohl hüten, wieder hineinzugehen. Sein Wahlſpruch iſt: Weder däniſch, noch deutſch! Schleswig-holſteiniſch für immer! Endlich giebt es noch eine vierte, erſt in allerneueſter Zeit gebildete Partei, entſtanden aus der ſchleswig-holſteiniſchen, welche ich die holſtein-ſchleswigſche nennen möchte. Dieſe Partei iſt zu der Einſicht gelangt, daß es ihr an äußern Mitteln fehlt, Holſtein vollſtändig nach Schleswig hinüber zu ziehen, daß daher die bisherige Verbindung der beiden Herzogthümer nur aufrecht erhalten werden kann, wenn jene ſich dazu verſteht, der Richtung Holſteins zu folgen. Dieſe Richtung geht in neueſter Zeit immer mehr nach Deutſchland, und ſo entſchloß ſich denn die genannte Abtheilung der Schleswig-Holſteiner — denn daraus beſtand dieſelbe urſprünglich — zuerſt Holſtein-Schleswiger, und ſo gewiſſermaßen auch Deutſche zu werden. Sie entſchloß ſich dazu erſt dann, als die Tendenz der ſogenannten Neu-Holſteiner, das Band mit dem übrigen Deutſchland aufs engſte zu knüpfen, und ſich davon durch keine doctrinär-hiſtoriſche Schule zurückhalten zu laſſen, immer deutlicher

hervortrat. Es war erst ihr letzter, verzweifelter Versuch, einen neuen Knoten in das morsch gewordene schleswig-holsteinische Band zu schürzen. Von dem unwiderstehlichen Triebe eines überwiegenden National-Gefühls, der, über jede künstliche Berechnung erhaben, nur dem Impulse der Nothwendigkeit folgt, war hier also freilich nicht die Rede. Doch konnte dieser Umstand kein Grund sein, die Bedeutung und Verdienstlichkeit dieser Bestrebungen deshalb zu verkennen. Aeußere und innere Umstände haben noch ganz andere Bevölkerungen dem deutschen Staatskörper einverleibt, und der vereinte Sieg deutscher Sitte und Sprache wiegt in der Wage der Nationalität zuletzt immer höher, als der eingebildete Anspruch directer Abstammung. Der vorläufige Schritt der Holstein-Schleswiger in dieser Angelegenheit bestand nun darin, daß ihre Partei in der schleswigschen Stände-Versammlung — wo sie für jetzt auch wohl fast nur allein anzutreffen sein möchte — sich für den Anschluß des Herzogthums zum deutschen Bunde aussprach; doch konnte ein förmlicher Antrag darauf um so weniger durchgesetzt werden, nachdem der königliche Commissär einige scheinbar beruhigende Worte über die Absicht der Staatsregierung, in den bisherigen Verhältnissen der Herzogthümer zu einander nichts zu ändern, gesprochen hatte. Diese Worte machten selbst einige der Holstein-Schleswiger sofort wieder zu Schleswig-Holsteinern; man ging nicht allein befriedigt, sondern selbst jubelnd aus der Versammlung, und bei einem spätern patriotischen Mahle brachte einer der freisinnigsten Abgeordneten, ein Mann, der auch außerdem in Schleswig mit Recht der allgemeinsten Achtung genießt, einen Toast auf „das letzte königliche Wort" aus, der, genauer betrachtet, eine Apotheose des beliebten österreichischen Refrains war: Lossen's holter beim Alten! —

Was geht aus den eben namhaft gemachten Verhältnissen und den Stellungen der schleswigschen Parteien zu einander hervor? In Beziehung auf Holstein und dessen deutsche Berechtigung, wie mir scheint, nichts anders, als dieß: die Verbindung Holsteins mit Schleswig muß entweder vollständig gelöst, oder Schleswig durch äußere Verhältnisse so eng an Holstein geknüpft werden, daß es zugleich mit demselben auch allen Phasen der

deutschen Entwickelung folgen muß. Aber eine solche Wendung der Dinge scheint mehr durch äußere Anlässe, als durch die einseitigen Bemühungen der schleswigschen Stände herbeigeführt werden zu können. Für's Erste ist durch letztere die dänische Bevölkerung in Nordschleswig bisher fast gar nicht vertreten, und deshalb befindet sich die Opposition, welche billig innerhalb der schleswigschen Stände-Versammlung sein sollte, jetzt außerhalb derselben. So wird es auch bleiben, bis eine völlig gleiche Berechtigung der dänischen Sprache innerhalb der Versammlung von derselben anerkannt ist. Dann aber wird auch unstreitig ihre Deutschthümlichkeit, die, wie wir sahen, überhaupt noch nicht von großer Bedeutung ist, einen viel schwerern Stand haben. Es würde aber auch ferner selbst ein durchgegangener Antrag auf den Beitritt Schleswigs zum deutschen Bunde für's Erste gewiß keine praktischen Folgen haben. Der königliche Commissär hat sich darüber bereits erklärt, und auch ohne seine Erklärung ist die Sache wohl einleuchtend genug. In dieser Hinsicht wenigstens herrscht gewiß zwischen der dänischen Regierung und der dänischen Bevölkerung die größte Einstimmigkeit. So gewiß Schleswig dem deutschen Bunde beitreten würde und müßte, wenn dort später die Herzoglich-Augustenburgische Linie zur Erbfolge gelangen sollte, weil diese dann in solchem Beitritt eine vermehrte Bürgschaft des fortdauernden Besitzes erblicken würde, so gewiß ist daran unter der Regierung der gegenwärtigen Dynastie niemals zu denken. Dagegen verspricht uns das Vorrücken des Zollvereins bis an die Grenze Holsteins auch eine Entscheidung der oben postulirten Alternative. Denn es wird dann zunächst in Frage stehen, ob blos Holstein, oder ob zugleich auch Schleswig dem deutschen Zollvereine beitreten soll. In jenem Falle wird das Band zwischen beiden Herzogthümern sich mehr und mehr lockern, und man wird bei dem Anlaß sehen, daß es eigentlich nur materielle Interessen waren, die es um Vieles fester erscheinen ließen, als in der That der Fall war. Holstein wird immer mehr mit dem übrigen Deutschland, das ihm dann seinen Arm reicht, und mehr als jetzt von seinen materiellen und politischen Bedürfnissen Notiz nehmen muß, Schritt halten; es wird sich eines schönen Morgens den Schlaf aus den Augen reiben und nicht begreifen, wie es

früher sein großes, schönes Vaterland als „Ausland" bezeichnen konnte. Würde hingegen, was minder wahrscheinlich ist, auch Schleswig zum deutschen Zollvereine gezogen, so würden unstreitig die Holstein-Schleswiger dadurch ein starkes Uebergewicht erhalten, es wäre damit ein großer Schritt zur wirklichen Germanisirung des Herzogthums gethan, und eine solche, wenn sie in der That stattfände, müßte die Gefahren, womit die Verbindung Schleswigs mit Holstein gegenwärtig die deutsche Nationalität des letztern Landes bedroht, allerdings um Vieles vermindern. Ist Schleswig wirklich deutsch, so wird es auch der deutschen Berechtigung Holsteins fernerhin keine Hindernisse in den Weg legen wollen. Es wird nicht von Verrath sprechen, wenn Holstein schon jetzt sein Verhältniß zum deutschen Bunde geltend zu machen sucht, um nicht vor den Augen seiner deutschen Brüder geringschätziger dazustehen, als die Herzogthümer Gotha und Schwarzburg-Sondershausen, deren Regierung und Verwaltung deutsch ist, und deren Finanzverhältnisse nicht ohne Zuziehung der Stände regulirt werden. Freilich bedingen eben diese Ansprüche, wie schon oben bemerkt ward, eine fortdauernde Trennung des holsteinischen Landtages von dem schleswigschen; aber in diesem Punkte kann nur der Gott der Geschichte die Wünsche der Holstein-Schleswiger befriedigen. Ich sage nicht: der Schleswig-Holsteiner; denn diese denken: Schleswig vor Allem, und dann auch Holstein! Der deutschgesinnte Holsteiner aber, der, als Patriot, von keinem Eigennutze geleitet wird, kann unmöglich der Verbindung mit Schleswig Ansprüche opfern, welche die Ehre jedes deutschen Volksstammes bedingen. Kleinliche Rücksichten auf Schleswig wären hier eben so ungebührlich, als wenn bei der Kiel-Altonaer Eisenbahn die beiden Städte, welche den Endpunkt bilden, nur auf ihren speciellen Vortheil, nicht auf den Einfluß der Bahn in den Flor des ganzen Landes, Bedacht nehmen wollten. Bei der Frage, die uns beschäftigt, ist weder von Holstein, noch von Schleswig allein, es ist von der Ehre, der Einigkeit, der innigen Verbrüderung des gesammten Deutschlands die Rede. Uebrigens ist allerdings nicht zu übersehen, daß die Frage, ob vielleicht in naher Zeit die Augustenburger Linie im Herzogthume Schleswig zur Erbfolge gelangt — ein Fall, der höchst

wahrscheinlich den Beitritt Schleswigs zum deutschen Bunde herbeiführen, und die Hindernisse einer Vereinigung der schleswigschen und holsteinischen Stände-Versammlung beseitigen würde — wohl nicht blos auf theoretischem Wege gelöst werden möchte. Es dürften hierüber wohl mannigfaltige Unterhandlungen gepflogen werden, und der Umstand, daß Schleswig dem deutschen Zollverein angehörte, könnte dann vielleicht sehr schwer in's Gewicht fallen. Dieß ist indessen eben kein Grund für die Annahme dieses Beitritts, und soll ich auch hier, als Deutscher, meine Meinung sagen, so scheint es mir, der deutsche Zollverein dürfe, seiner Bedeutung wegen, auch nur in deutschen Ländern wurzeln. Auf den deutschen Zollverein, (der aber später nicht mehr auf Zeit geschlossen werden wird) auf eine deutsche Marine, seine natürliche Folge, und auf die europäische Vertretung der kleineren deutschen Bundesstaaten, neben Preußen und Oesterreich (S. Märzheft der Minerva) gründen sich meine Hoffnungen künftiger National-Selbstständigkeit Deutschlands. Vor der Hand war es allerdings sehr passend, daß den Vereinsstaaten die Kündigung in bestimmten Terminen vorbehalten blieb. Sagt doch der Dichter:

Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet;
Die Wahl ist kurz — die Reu ist lang!

Aber die höchste Weihe erhält die Verbindung doch nur, indem man sie auf ewig schließt. Deutschland hat noch viele Prüfungen zu bestehen, innerlich und äußerlich. Sie werden nicht ausbleiben; denn sie sind ihm nöthig. Dann wird der Drang nach Einheit immer mächtiger hervortreten, in der Brust der kleineren, wie der größern Staaten. Dann werden jene die zu bringenden Opfer nicht scheuen, und diese dieselben nicht unentgeltlich verlangen. Denn Vieles ist möglich bei redlichem Willen und gegenseitiger Verständigung. Dann endlich wird man wissen, wo Deutschlands Grenze beginnt, und wo sie aufhört, und unsere politischen Blätter werden sie nicht mehr auszudehnen vermeinen, indem sie Länder hineinrechnen, die nicht derselbe politische Verband umfaßt. Wenn jetzt die Allg. deutsche Zeitung Schleswig-Holstein (also auch Flensburg und Apenrode) unter Deutschland einreiht, dann gehört

auch Kurland und Dorpat darunter, und die deutſche Nationalität verſchwimmt und verſchmilzt ſanft mit der ſlaviſchen, wie der königliche Rhein ſich zuletzt im Sande verliert. Darum fort mit dieſem Zwitterweſen, das den politiſchen Unglauben ſanctionirt, und vorwärts den Blick auf jene hoffnungsvolle Zeit gerichtet, wo der deutſche Staatsverband mehr bedeutet, als das zufällige Nebeneinanderleben von Sprachgenoſſen!

Kiel, im April 1843.

X.

Bücherſchau.

Wanderbuch von Franz Dingelſtedt. II. Leipzig. Verlag von Wilhelm Einhorn. 1843.

Die Anſchauungsfriſche des Dichters Dingelſtedt iſt auch dem Reiſenden treu geblieben, nur daß ſie hier noch mit künſtlicheren Lichtern verſetzt erſcheint. Die Manierirtheit, die uns in den poetiſchen Darſtellungen Dingelſtedts öfter erkältet, geht auch hier in die objective Erſcheinungswelt mit hinüber, und bringt in die Urtheile über Länder- und Völkerzuſtände zuweilen als ein fremdes Medium ein. Dingelſtedt hat ſich ſeit ſeinen Nachtwächterliedern, in denen er manche glückliche Bezeichnung für die Tageswirren gefunden, mannigfach in der äußern Welt umher bewegt und wir dürfen von den reichen Eindrücken, die ihm geworden, auch wohl eine Belebung und Erweiterung ſeiner eigenen poetiſchen Kräfte erwarten. Wir würden dies Reſultat ſeines Wanderns dann höher ſchätzen, als das, was er darüber raiſonnirend, humoriſirend und ſentimentaliſirend jetzt zu Markte bringt, obwohl wir den Werth und das Intereſſe mancher dieſer kleinen und bunten Mittheilungen, die er in ſeinem Wanderbuch zuſammengeſtellt hat, nicht ableugnen wollen. Beſonders ſind ſeine Anſchauungen von Paris theilweiſe ſehr treffend ausgefallen, und man ſieht, daß Dingelſtedt nicht nur ein Gefühl, ſondern auch ein Kopf iſt, der auf dem rechten Punct der heutigen Zeit- und Lebensverhältniſſe ſteht, oder doch wenigſtens immer Fähigkeit und Beweglichkeit genug beſitzt, um ſich auf denſelben mit Glück zu verſetzen. Dies abſichtliche und geſuchte Hin- und Herwenden der Anſchauungen, um immer ein möglichſt pikantes Bild zu geſtalten, dürfte aber beſonders in der Auffaſſung und Darſtellung von Zeitzuſtänden nicht mehr die erſtrebenswerthe Form ſein. Die Völkerverhältniſſe, und das was das Entſcheidende an ihnen und für ſie iſt, ſind einfacher als jemals geworden, und müſſen auch in ihrer höchſten und intereſſanteſten Bedeutung einfach dar-

gestellt werden können. Was Dingelstedt von seiner fortgesetzten Betrachtung der Länder- und Völker-Verhältnisse, zu der wir ihm Glück und Ausdauer wünschen, vorzugsweise lernen möge, sei die Einfachheit, die keiner manierirten und übertriebenen Veranstaltungen bedarf, um zum Ziel der That zu gelangen. —

Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre. Vom Verfasser des Legitimen, des Virey ꝛc. Zweite durchgesehene Auflage. Stuttgart. Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung. 5 Bände.

Die so schnell nöthig gewordene zweite Auflage dieses Buches beweist zur Genüge den tiefen Antheil, den das deutsche Publicum an den Productionen dieses Schriftstellers nimmt, ein Antheil, der aber auch vollkommen durch den Inhalt des vorliegenden Werkes gerechtfertigt wird. Wer dasselbe in die Hand nimmt, in der Hoffnung einen jener Romane zu finden, der, das Interesse des Lesers anspannend und bis auf die Spitze treibend, ihn fortwährend in fieberischer Spannung erhält, wer nach pikanten Situationen, geistreichen Verwickelungen und Intriguen gelüstet, der wird dies Buch unbefriedigt aus der Hand legen; es ist kein Roman, es ist darin zuweilen sogar etwas absichtlich die poetische Form vernachlässigt, aber als Schilderung von Völkerzuständen, Sitten, Charakteren und Gebräuchen ist es unübertrefflich, und wird fortan zum Studium Amerika's sogar unentbehrlich sein. Die eigenthümliche Mischung in dem Charakter des Amerikaners, diese Mischung von Wildheit und Cultur, von Zartheit und Rohheit, von Selbstsucht und Größe, von Eigenliebe und Demuth, dies Alles ist vortrefflich ausgedrückt, und wenn man auch hie und da den politischen Ansichten, von deutschem Standpuncte aus, widersprechen möchte, so muß man doch in das begeisterte Lob des Amerikaners, der nichts Schöneres kennt, als sein Land, einstimmen. Es liegt etwas so Bewältigendes, Fortreißendes, Unwiderstehliches in dieser überschwänglichen Liebe des Amerikaners für sein Land, für seine Einrichtungen und Institutionen, und wenn der Verfasser, selber ein Amerikaner, bei all dieser großen Liebe für die Heimath und Landsleute, uns doch mit einem gutmüthigen Lächeln ihre Fehler aufdeckt, ihre großen Schwächen und Mängel, so können wir nicht umhin, diese letztern zu verzeihn und zu vergessen, um der überwiegendern Tugenden und Größen. — Der Charakter der Creolen, dieser französisch leichtsinnigen frohen unbekümmerten Menschen, ist sehr glücklich gezeichnet, und bildet einen eigenthümlichen Gegensatz zu dem ernsten, überlegenden, besonnenen Amerikaner. Der Creole jagt nach Festen und Vergnügungen, ein Ball ist ihm eben so wichtig, wie dem Amerikaner ein politisches Meeting, und das „public good", das der Amerikaner stets im Munde trägt, für das er arbeitet und sorgt, denkt und handelt, ist dem Creolen ein lästiges, ihn in seiner Ruhe und

ſeinem Hausfrieden ſtörendes Wort. Die Scene, wo die Creolen auf dem Dampfſchiffe den politiſirenden und für einen neuen Präſidenten Stimmen ſammelnden Hinterwäldlern und Demokraten entgegen treten, und in Klagen ausbrechen über die amerikaniſche Freiheit, und das „selfgovernment“ iſt mit draſtiſcher Komik gezeichnet, aber ſo ſehr die Amerikaner auch in ſpöttiſches Lachen, endlich in brüllendes Gelächter ausbrechen über dieſe Creolen, ſo ſehr ſie dieſelben auch verachten und verſpotten um ihrer politiſchen Unfähigkeit, wir unſrerſeits können Herrn Rideau, dem Wortführer der Creolen, nicht ſo ganz Unrecht geben, wenn er dieſe Freiheit der Amerikaner ſehr läſtig und unbequem findet.

„Ruhe! Diable, wann haben Sie gehört, daß die Gentlemen in Amerika Ruhe geben! Sie neue Dämme am Red River brauchen, ſie brauchen Reinigung des Flußbettes, ſie brauchen Kirchen, Markthallen, in Alexandria, Natchitoches, der Himmel weiß, wo, überall, ſie brauchen Geld und wieder Geld zu ihren improvements (Verbeſſerungen), ſie brauchen Millionen, und wir ſollen immer geben, und nur geben, und kein Aufhören, keine Ruhe! Diable, ſagen wir, wir wollen Ruhe, aber die Gentlemen kennen keine Ruhe! Ruhe iſt nicht unter dieſem Gouvernement zu finden! Sind von der Meeting, wo wir die Straße, die Flußreinigung beſchloſſen, kaum zu Hauſe angelangt, haben noch nicht unſere Kleider gewechſelt, kommt der Conſtable: Meſſieurs, zur Grande-Jury, zur Petite-Jury. Au diable mit der Jury! Wofür bezahlen wir die Richter, wenn wir uns mit den Frigons plagen ſollen? Was gehen uns die Quarter Sessions an? Helfen nichts alle unſere Klagen, Einwendungen, müſſen fort in die Jury, oder Strafe bezahlen; müſſen vier und zwanzig Stunden bei einem Kruge Waſſer ſitzen, wenn es einem dickköpfigen Gentleman einfällt, ſich entêté zu zeigen! Verdammtes Selfgovernment, wie ſie es nennen, das weder uns, noch die Unſrigen ruhig ſchlafen läßt, uns zwingt, immer auf der alerte zu ſein, unſer Geld wegzugeben für das maudit public good! Au diable mit dem public good! Was geht das public good uns an! Was ſoll uns das public good? Giebt es uns ein friſches Hemd im Sommer, eine Capote im Winter? Wollte der Teufel holte das public good und die improvements, und das Selfgovernment etc.!“

Ja, ja, die Freiheit hat auch ihre Beſchwerlichkeiten, vorzüglich aber die amerikaniſche Freiheit, die freilich eine andere, eine ganz andere iſt, wie wir Deutſche in unſern poetiſchen Entzückungen ſie uns träumen.

„Die Freiheit“, ſagt der Verfaſſer (Theil III. S. 276), „iſt eine züchtige, ernſte, nüchterne, gereifte Dame, bereits in Jahren vorgerückt, mit einem hausmütterlichen, ja ſtrengen Antlitze, einer Kappe auf dem Haupte, die mit einer Seemannskappe viel Aehnlichkeit hat, und weniger auf Grazie und feine Manieren, als auf unverdroſſene Arbeitſamkeit deutet, eine Spielereien und dem Tande abholde, matronliche, Tag und Nacht wachſame, mißtrauiſch ſcharf ihren Blick umherwerfende, ihren Heerd, ihr Haus bewachende, poſitive, ihrer Würde ſtets ſich vollkommen bewußte, gottesfürch-

tige Dame, die unaufgefordert, von selbst bei Euch einkehrt, so wie ihr diese ihre Lieblingstugenden euch beigelegt, euch aber auch in demselben Augenblicke den Rücken wendet, wo Ihr üppig ausgelassen ihre warnende Stimme überhört, oder träge die Bürde Eures Haushaltes auf die Schultern verrätherischer Miethlinge wälzet."

Ein ächtes Bild der amerikanischen Freiheitsgöttin, und zu diesem Bilde geben die vorliegenden fünf Bände Lebensbilder gewissermaßen nur den Commentar ab. Der Verfasser hat dies Werk „der zum Bewußtsein ihrer Kraft und Würde erwachenden deutschen Nation" zugeeignet, und er hat wohl gethan. Denn nur der Deutsche kann solche Schilderungen fremder Nationalität, fremder Sitten und Denkweise goutiren, für den Franzosen, den Italiäner, ja, vielleicht für alle andern Nationen wäre dies Buch ungenießbar; nur der Deutsche hat diese liebenswürdige Hingabe, dies sich selbst aufgebende Interesse für etwas außer ihm Liegendes, ihm völlig Fremdes, nur der Deutsche hat diese Demuth, alles Fremdländische höher zu stellen, als sich selber, und so ist dies Buch wirklich ein recht für uns Deutsche passendes. Wir lernen darin so genau und umständlich die fremden Sitten, die fremden Gewohnheiten, die fremde Sprachweise kennen, denn das Buch ist ganz vollgepfropft voll amerikanischer Redensarten, wir blicken so tief in die Wirthschaft der Pflanzer, der Hinterwäldler, in den Verkehr der Herren mit ihren Sclaven, ja, wir werden zuletzt vollkommene Anhänger der Sclaverei, und begreifen, daß es für die armen Neger mehr eine Wohlthat, denn ein Unglück ist, von Amerikanern gehalten zu werden. Sie werden so gut gehalten, diese amerikanischen Sclaven, sie werden aus dem niedrigsten, thierischen Zustande, in dem sie sich befinden, erst von ihren Herren gewissermaßen zu Menschen erzogen, und sind dabei so charakterlos, undankbar, wollüstig, faul und schmutzig, daß wir zuletzt mehr den Herrn, als den Sclaven beklagen müssen. —

Meisterhaft ist die Schilderung des Wettkampfes zweier Dampfschiffe, so wie die Darstellung des Squatter-Lebens, das ein Drittheil des ganzen Werkes einnimmt.

Aus dem Böhmerwalde. Von Josef Rank. Leipzig. Verlag von Wilhelm Einhorn.

Eine frische, kräftige und gesunde Anschauung des Volkslebens ist es zunächst, was uns an diesen Bildern aus dem Böhmerwalde, von denen mehrere schon früher im Freihafen, und auch in andern Journalen abgedruckt waren, anspricht. Es sind so harmlos gemüthvolle Schilderungen, und es thut Einem ganz wohl, sich aus aller Reflexion und allem politischen Jammer auf Augenblicke in die böhmischen Wälder zu retten, und mit den allerliebsten Maderls und den fröhlichen Burschen in ihrer Volkssprache sich erzählen zu lassen von ihren Freuden und Leiden, ihren Festen und Arbeitstagen, ihren Vergnügungen und Lasten. Die Schilderungen der „Kirmeß", „der

nächtliche Besuch", „Hochzeit" ꝛc. sind ganz vortrefflich, frisch aus dem Leben. Dazu sind hübsche Volksliedern eingestreut, und die Melodieen beigefügt, die, weil an Ort und Stelle erlauscht, ein eigenes Interesse für sich haben. Weniger genügend als diese erste Abtheilung „Sitten und Gebräuche" erscheinen uns die „Volksnovellen", die nicht so einfach und ungesucht, sondern mehr gemacht, und mitunter etwas trivial erscheinen, z. B. Falstaff II. Einfach und rührend aber ist die Erzählung vom Kirchweihfeste und „die Geschichte meiner Schwester", obwohl es ein Mangel an Zartgefühl scheint, wenn der Verfasser hier schonungslos seiner eignen und einzigen Schwester Schuld und Schande der lauten Welt preis giebt. Das Mädchen, verlassen von ihrem Geliebten und Verführer, stirbt an gebrochenem Herzen, stirbt aus Gram über die verlorne Unschuld, über ihre Schmach, über des Geliebten Treulosigkeit und Härte, der sie noch schlägt, nachdem er sie verrathen. Und dieses tiefverschwiegene Leid eines gebrochenen Herzens schreit der Bruder hinaus in die laute Welt, und indem er der Schwester ein Denkmal setzen will, schreibt er auf dieses Denkmal die Geschichte ihrer Schmach! —

Die Ausstattung des Buches ist sehr geschmackvoll und elegant.

Dänemark und seine Könige bis zum Antritt des Oldenburger Hauses. Vom Grafen Ernst Reventlow-Farve. II Bände. Kiel. Schwer'sche Buchhandlung.

Eine sehr gute, gründliche und nach den besten Quellen bearbeitete Geschichte Dänemarks, die wir freudig willkommen hießen, wenn sie nicht durch sich selbst den ganzen Standpunct verrückte, von dem aus wir sie gern betrachten möchten. Es ist ein streng historisches Werk, aber geschrieben — in gereimten Versen. — Das macht das Ganze ungenießbar, und erinnert uns an unsre Schulknabenzeit, wo wir aus der lateinischen Grammatik die schwierigsten Endungen in gereimte Verse geschmiedet, auswendig lernten; der Reim ist da weiter nichts als eine leichtere Eintrichterungsart für das Gedächtniß; z. B. so:

„Doch konnte sich der König Erich sagen,
„Daß bald der Hansa Bund auf Rache denkt,
„Und es erscheint auch bald vor Kopenhagen
„Des Feindes mächt'ges Flottenheer und drängt

„Im Sturm die feste Stadt von allen Seiten;
„Allein der König und die Königin
„Philippa, die voran zum Kampfe schreiten,
„Begeben sich nach allen Orten hin." ꝛc.

Oder so:

„Der alte König Magnus wird vertrieben
„Und Hakons Heer, das einen Einfall wagt,
„In blut'ger Schlacht vom Schwerdte aufgerieben,
„So daß der Vater, wie der Sohn verzagt.“ ꝛc.

Der Sagenschatz des Frankenlandes. Herausgegeben von Ludwig Bechstein. Erster Theil. Würzburg bei Voigt und Mocker.

Ludwig Bechstein ist genugsam als sorgsamer und fleißiger Sammler von Volkssagen und Mythen bekannt, als daß wir ihn nicht freudig wieder auf diesem Felde der Literatur willkommen heißen sollten. In einfacher, anspruchsloser Weise, ungeschminkt und ungenirt erzählt er uns hier die Sagen des Frankenlandes, ganz in jener kurzen, prägnanten und naiven Sprachweise, wie sie den Leuten aus dem Volke eigen zu sein pflegt, und wieder auch am Besten von ihnen verstanden und begriffen wird. — Diese Sagen sind meist alle kurz und bündig, — das Volk hat nicht Zeit, seine Geschichten so gottselig lang auszudehnen, als wir unsere Novellen und Romane. Statt jeder weitern Kritik theilen wir hier lieber, um einen Begriff des Ganzen zu geben, eine dieser Sagen mit. Sie heißt:

Judenfrevel.

„Vor alten Zeiten begab sich's, daß ein Weib einem Juden eine große Summe Geld schuldete. Da sie nicht zahlen konnte, sprach zu ihr der Hebräer, er wolle ihr die Schuld erlassen, aber sie solle ihm geben etwas von ihrer Milch, da sie gerade ein zu stillendes Kind hatte. Das Weib versprach's zu thun. Als aber der Jude fort war, ward sie nachdenklich über sein Begehren, ging zum Stall und molk ein Mutterschwein, von dessen Milch gab sie dem Juden, als er am andern Morgen wieder kam. Da es nun Abend worden, ging der Jude mit noch einem Gesellen zum Galgen, hieß jenen die Leiter hinaufsteigen, und die Milch in die Hirnschale eines Gehenkten eingießen und wohl umrütteln. Der Gefährte that's und der Jude fragte: „Was siehst Du?“ — „Nichts!“ antwortete jener. So fragte der Jude noch einmal und auch zum dritten Mal, und beim dritten Male sagte der Geselle auf der Leiter: „Ich sehe eine große Heerde Schweine!“ — „Waih!“ schrie der Jude, „so hat mich betrogen das vermaledeite Weib, und es wird kommen ein Sterb unter die Schweine, und nicht unter die Christen.“ Und als nun eine große Krankheit unter die Schweine kam, daran des Weibes Mutterschwein auch drauf ging, merkte diese den Frevel, machte Anzeige, und es wurde nicht nur der Jude an den Galgen gehenkt, sondern auch alle andern wurden aus der Stadt vertrieben.“

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

XI.

Ein Liebesdienst.

Novellette

von

L. Mühlbach.

I.

Durch die hohen Laubgänge des Parks wandelte Gräfin Amelie von Beauvart, ihr zur Seite Charles von Ramillan, der Adjutant ihres Gatten, des Generals von Beauvart. Die Natur erglänzte in schönster Frühlingspracht, Nachtigallen sangen in den duftenden Fliedergebüschen, murmelnde Cascaden blitzten mit silbernem Strahl im Licht der Sonne, glänzende Schmetterlinge flogen von Blume zu Blume, in den hohen Bäumen rauschte der Wind mit süßem Gelispel, und über Alles hin wölbte sich in herrlicher Bläue der Himmel. Das Lächeln des Frühlings lag über der Natur, aber es fand keinen Abglanz in der Gräfin schönen Zügen; ihr großes dunkles Auge blickte theilnahmlos in die Weite, und kein Roth der Freude färbte ihre zarte durchsichtige Wange. Ein Zug schmerzlicher Resignation spielte um die schmalen leicht zusammen gekniffenen Lippen, und die hohe weiße Stirn schien gleichsam umwölkt von Kummer. In dem schwarzen Haar, das in kunstlosen Locken zu beiden Seiten der Wangen hinabfiel, blitzten schimmernde Brillanten, und auch der Gürtel, der die schlanke Taille umschloß, war mit Brillanten verziert, deren blendendes Weiß durch den schwarzen Atlas des Gewandes nur noch mehr gehoben ward. Sie war schön, Gräfin Amelie,

ſchön mit dieſem kummervollen Angeſicht, und dieſen bleichen, theilnahmloſen Zügen; aber Charles von Ramillan hätte ſein Leben darum hingeben mögen, nur einmal dieſe Züge von einem Lächeln durchleuchtet, nur einmal dies Angeſicht vom Hauch der Freude geröthet zu ſehen, und er ſagte zu ſich ſelbſt: dachte ich mir die Engel und die Heiligen nicht immer heiter und froh in unzerſtörbarem Frieden? Ich will's nicht mehr denken, denn Amelie iſt ein Engel und eine Heilige, und doch ſo traurig! — Er wagte nicht das Schweigen zu unterbrechen, und forſchte nur ſtill in der Gräfin Zügen nach irgend einem Wunſch, einem Begehren, das zu erkennen er auch ohne Worte verſtand. Er hing an ihren Blicken, wie es der Taubſtumme thut, um die ungehörte Rede zu vernehmen, und die unverſtandenen Worte zu erkennen. Jetzt haftete ihr Auge an der vollen Roſe, die vor ihnen im Boskет blühte, und Charles eilte hin, ſie zu pflücken, und ſie ihr zu reichen. Sie nahm ſie hin, und ſagte gleichgültig: „ah, eine ſchöne Blume!" Charles hörte an dieſem Ton, daß ſie ohne Verlangen, nur bewußtlos auf die Blume geſehen, und er ſeufzte, als ſie dieſelbe jetzt gleichgültig wieder fallen ließ. — An ihrem langſamern Gange glaubte er zu errathen, daß ſie ermüdet ſei, und als ſie jetzt an einer Bank vorüber kamen, der zur Seite ein Springbrunnen plätſcherte, fragte er leiſe: ob ſie hier zu ruhen gedenke?

„Sind Sie ſchon müde?" fragte ſie.

„Ich hoffte, Sie wären es," ſagte Charles.

„Sie hofften es," betonte ſie, „und warum?"

„Um einmal mindeſtens ein irdiſches Verlangen, eine irdiſche Schwäche an Ihnen zu gewahren, Gräfin," ſagte Charles glühend, „um Sie dem Leben, dem irdiſchen Daſein verwandter zu fühlen, und nicht in jeder Stunde erkennen zu müſſen, daß hienieden nicht Ihre Heimath iſt, und daß Sie nur zur Erde hernieder geſtiegen ſind, wie jener indiſche Gott, der Menſch ward, um die Qualen der Menſchen zu empfinden, und zu mildern, was er als zu groß und ſchwer erkannt!"

Gräfin Amelie preßte ihre weißen ſchmalen Hände an ihre Bruſt, und ſagte heftig: „ich habe ſie alle empfunden, die Qualen der Menſchen, ich habe ihn geleert bis auf den Grund den Kelch der Leiden,

und an meinen Martern erst ganz meine menschliche Schwäche und Ohnmacht erkannt."

Sie ließ sich niedergleiten auf den Rasensitz, und blickte starr und bleich in die plätschernden Wasser des Springbrunnens, während Charles, verloren in ihren Anblick, vor ihr stand.

Dann sagte sie, mit einer Stimme, so weich und klagend, wie das Sterbelied des Schwans: „wo giebt es ein Leid, das ich nicht gekostet, wo eine Qual, die nicht meine arme Brust zerfleischte? Wie oft, wie oft habe ich nicht gemeint, all diesem Elend, dieser Angst und Pein erliegen zu müssen! Ach, und diese elende, irdische Natur ertrug sie immer wieder, rankte sich immer wieder auf an neuer Hoffnung! O, nur ein Mensch kann leiden, was ich gelitten, ein Gott wäre diesen Qualen erlegen, denn das Reinste und Höchste erliegt am sichersten dem Elend der niedern Erde, und das Niedrige nur und menschlich Irdische vermag der Erde Leid zu tragen! Meine Vergangenheit ist wie der Scheiterhaufen auf dem alle Freuden, alles Glück verbrannt und vernichtet werden mußte, und das Schicksal nahm selbst noch die Asche des verwüsteten, verbrannten Glückes, sie in alle Winde zu streuen, damit nichts mir bliebe, als die leer gebrannte Stätte, welche mein armes Herz ist. Ach wäre mir mindestens vergönnt, über dem Aschenkrug zu weinen, und mein Leid auszuströmen in Thränen! Aber jede meiner Thränen ist eine Anklage, und jeder meiner Seufzer ist ein Verbrechen!"

Ihre Stimme verhallte, wie ein Seufzer, und lange noch, als sie geendet, lauschte Charles ihrem melodischen Geflüster, das ihm erklungen, wie das Rauschen des Windes in einer Trauerweide.

Stille war es um sie her, nur Springbrunnen plätscherten im gleichmäßigen Tacte, gleichsam die Begleitung zu der Klage des schönen, trauernden Weibes.

Charles konnte es nicht mehr ertragen, und der Gräfin Hände an seine Lippen drückend, sagte er weich: „o Amelie, könnten Sie in mein Herz schauen, könnten Sie sehen, wie ganz es Ihnen gehört, wie es das Ihre ist, mit jedem seiner Schläge, mit jedem Tropfen seines Blutes, Sie würden Vertrauen fassen zu meiner Liebe und der Wahrheit meiner Gesinnung, Sie würden es nicht verschmähen, dem Freunde rückhaltlos

Ihr von Kummer belastetes Herz zu zeigen, und in vertraute Freundesbrust Ihre Klagen zu ergießen! Und habe ich nicht ein Recht auf dies Vertrauen? Bin ich nicht der Gefährte Ihrer Kindheit, Ihnen verwandt durch die Bande des Blutes? Amelie, wollen Sie mir nicht vertrauen?"

Sie wiegte leise ihr Haupt, und sagte matt: „meine Gedanken sind verworren und ohne Zusammenhang. Wie soll ich also erzählen können? Nacht ist es in meiner Brust, eine schwere unheilsvolle Gewitternacht, nur zuweilen durchzuckt von gräßlichen Blitzen, die mir Greuel und Verwüstung mit der Helle des Tages beleuchten, diese Blitze, das sind die Gedanken an die Vergangenheit, zerschmetternd, tödtend, vernichtend."

„Aber auch die schwersten Gewitter ziehn endlich vorüber," sagte Charles, „und nach dem schwärzesten Unwetter scheint endlich die Sonne wieder!"

Sie sah ihn fast geringschätzend an, und sagte unwillig: „Sie sind ein Kind, und wissen nicht, was Sie da sagen!" Dann, als fühle sie, daß sie ihn verletzt, reichte sie ihm ihre Hand dar, und sagte mit unendlichem Liebreiz: „Charles, zürnen Sie nicht!"

Er stürzte nieder zu ihren Füßen, und sagte leidenschaftlich: „Amelie, wer könnte Ihnen zürnen?"

Sie lächelte bitter, indem sie erwiederte: „fragen Sie darnach meinen Gemahl, den Grafen Beauvart, und er wird Ihnen Antwort geben, er wird Ihnen sagen, daß ich ihn erzürne zu jeder Stunde des Tages durch mein schwermuthvolles Angesicht und meine von Thränen gerötheten Augen, daß ich zu jeder Stunde der Nacht ihn erzürne durch meine Seufzer und mein schluchzendes Weinen, das ich nicht ganz zu unterdrücken vermag."

Charles faßte ihre Hand, und sagte dringend: „und warum alle diese Thränen, diese Seufzer? Was Alles ist geschehen, seit ich Sie nicht sah, und wie können wenige Jahre ein sonnenhelles Leben so verfinstern!"

„Wenige Jahre!" wiederholte sie, „ah, ein Tag in solcher Schreckenszeit häufte Thaten auf, die zu erfüllen man sonst Jahrzehende nicht

lang genug gehalten! Das Blut Tausender ward vergossen oft an einem Tage, und diese Hingeschlachteten waren die Edelsten ihres Landes!"

„Ich weiß, ich weiß," seufzte Charles, „während es meiner Mutter gelang, mit mir zu entfliehen, war mein Oheim Ramillan weniger glücklich."

„Wir wollten entfliehen," sagte Amelie kurz, „Beauvart, meines Vaters Geheimschreiber verrieth uns!"

„Entsetzlich!" sagte Charles schaudernd, und Amelie fuhr fort: „Man schleppte uns in die Bastille. Vier Monate verbrachten wir dort, sahen rings umher Greuel und Entsetzen, und erwarteten schaudernd die Stunde, die unsre eignen Häupter unter das Messer der Guillotine liefern sollte. Aber Beauvart, Robespierre's Liebling und Freund, war mächtig im Senat und angesehen unter den Jacobinern, und er versprach mir, meine Aeltern zu befreien, wenn ich vor dem Altar ihm meine Hand reichte. Ich liebte meine Aeltern, liebte sie mehr als mich selber, war ihnen treuer in Liebe, als meinem Geliebten, dem mein Herz gehörte, und der im französischen Heere fern von mir war. Beauvart schwur, um diesen Preis meine Aeltern zu retten, und ich gab ihm meine Hand."

„Und Beauvart hielt nicht sein Wort?" fragte Charles leise.

Sie sah ihn an mit einem unaussprechlichen Blick, und sagte: „warum sollte er sein Wort halten, da er doch erreicht, was er gewollt, da ich die Schmach auf mich genommen, sein Weib zu sein. O, es ist eine Schmach," fuhr sie heftiger fort, und ein glühendes Schamroth überflog einen Moment ihre Wangen, um dann einer noch tiefern Bläße zu weichen, „es ist eine Schmach, ohne Liebe sich einem Manne zu ergeben, eine so entsetzliche Entwürdigung, daß die Sprache keinen Ausdruck dafür hat; tausendmal dachte ich daran, ihn, den Mann, der mich so zur Verachtung meiner selbst trieb, zu ermorden, tausendmal wünschte ich mir selber den Tod, und hätte ihn über mich herein brechen lassen, wenn nicht der Gedanke an meine Aeltern mich zum Leben ermuthigt hätte. Sie bedurften meiner, meiner Liebe, meiner Pflege, denn noch immer schmachteten sie im Kerker, und Beauvart antwortete nur mit einem Hohnlachen, wenn ich ihn an sein Versprechen erinnerte. Vier

Monate aber nach meiner Verheirathung," fuhr sie mit dumpfem Tone fort, „schleppte man meine Aeltern dennoch zum Richtplatz, — ich begleitete sie und sah ihr Haupt unter der Guillotine fallen."

Hier schwieg Amelie, während Charles, mehr noch fast ergriffen von dem ruhigen, resignirten Tone, mit dem sie gesprochen, als von dem, was sie sprach, sich, laut ächzend, das Gesicht mit den Händen bedeckte, und seufzte: „o Amelie, was haben Sie gelitten!"

„Ich sah meine Aeltern fallen, für die ich ein schmachvolles, aber vergebliches Opfer gebracht," sagte Amelie ruhig, „ich sah ihre geliebten Häupter hoch empor gehoben von Henkers Hand, und bin nicht wahnsinnig geworden. Einen Moment dachte ich daran, mein Haupt auch unter das blutige Beil zu legen und den Henker zu zwingen, mir auch den Todesstreich zu geben, dann erinnerte ich mich des Kindes, das unter meinem Herzen ruhte, ich wußte nun, daß ich leben müßte, und ich lebte! Wenige Tage später fiel Robespierre und Danton, meine armen Aeltern waren fast die letzten Opfer jener Schreckenszeit. Gestehen Sie, Cousin, es war ein harter Zufall, daß Beauvart nicht die Laune gehabt, noch einige Tage mit der Hinrichtung meiner Aeltern zu zögern; diese Zögerung hätte sie gerettet. Buonaparte ward Consul von Frankreich, und als ich meine Tochter gebar, war mein Gemahl zum Range eines Generals erhoben. Man wußte seine Verdienste zu belohnen! O, meine Tochter," fuhr Amelie fort, und ihre Stimme, vorher so hart und fest, zitterte nun in Wehmuth, „mein Kind! Vier Jahre hindurch war es mein Trost und meine Hoffnung, war der Balsam, der alle meine Schmerzen linderte, die Zuflucht, die alle meine Qualen sänftigte und mich vor Verzweiflung bewahrte. Ich dachte nicht daran, daß ich auch dies verlieren könnte, und wenn ich es in meinen Armen hielt und es mich aus seinen schönen, großen blauen Augen so mild und sonnig anblickte, so dachte ich nie an den Tod, nur an das Leben, das ich mir wieder erworben glaubte in meinem Kinde. Es war ja mein; unter Schmerzen hatte ich es geboren, und ich glaubte um dieser Schmerzen willen, daß es mein bleiben würde, weil alle Schmerzen mir gehörten, und weil ich nur an dem zweifelte, was schmerzlos mir gegeben war. Und dies Kind, dies Licht meiner Tage, diese Hoffnung meiner verzwei-

selten Gedanken, — ich mußte auch dies verlieren! Vor vier Wochen, Cousin, Sie wissen es, an dem Tage Ihrer Rückkehr, ist es gestorben!"

Wieder schwieg Amelie, eine Thräne glitt langsam über ihr bleiches Gesicht und fiel nieder auf ihren Busen, der sich in schweren Seufzern hob und senkte.

„Arme Mutter!" sagte Charles leise, und nie war ihm Amelie so heilig erschienen, als in der Verklärung dieses Mutterschmerzes, der alle andere Liebe und Sehnsucht in ihm beschwichtigte und sänftigte.

Der Mann hat eine instinktmäßige Verehrung vor dem Weibe, das auch Mutter ist, und diese Verehrung umleuchtet die Mutter wie mit einer Glorie und schützt das schöne Weib vor Gefahr und Angriff.

„Und warum lebe ich jetzt noch?" flüsterte Amelie leise, wie zu sich selber. „Jetzt noch, da meine Aeltern, mein Kind nicht mehr mein bedürfen! Unglückliche, die ich bin, lebe ich von einer sündhaften Hoffnung und stärke mein Herz an einem strafbaren Wunsche! Bete ich nicht Morgens und Abends mit gerungenen Händen und zermarterter Brust: laß mich ihn wieder sehen! Ihn, den ich geliebt habe in Schmerz und Qual, ihn, den ich nie vergessen kann! Ist nicht diese Hoffnung auf Wiedersehen der Athem meines Lebens und der Pulsschlag meines Daseins geworden? Ich werde sterben, wenn er nicht zurückkehrt."

Charles war bleich geworden, während sie so sprach, und mit zitternder Lippe fragte er: „und haben Sie Hoffnung, ihn wieder zu sehen?"

Sie schreckte zusammen und blickte auf: „Sie hier? Verzeihung, ich hatte Sie vergessen!"

Charles lächelte schmerzvoll, und sagte: „man vergißt so leicht, was man nicht liebt!"

„Ja, aber man gedenkt ewig dessen, was man liebt," rief Amelie erglühend! „Und ich werde ihn wieder sehen! Bald, bald! Mein Gemahl selbst erzählte mir, daß er in diesen Tagen schon zurückkehren würde, Buonaparte hat ihn zurück gerufen!"

„Und weiß Ihr Gemahl um ihre Liebe?" fragte Charles.

Sie sagte ernst: „er würde den Marquis tödten, wenn er davon wüßte, daß ich ihn liebe."

Charles senkte sein Haupt auf seine Brust, und murmelte in sich hinein: „wohl, so kann ich doch Etwas für sie thun, ich kann ihre Liebe schützen vor Verrath.“

Stimmen wurden im Garten hörbar, und Amelie's Kammerdiener war es, der sagte: „nur hier diese Allee gehen Sie hinunter, Herr Marquis, dort am Springbrunnen finden Sie die Frau Gräfin.“

Amelie zuckte zusammen, und sagte athemlos: „wäre es möglich, — möglich —

Mehr sagte sie nicht, denn am Ende jener Allee, die zu dem Springbrunnen führte, erschien eine hohe männliche Gestalt in strahlender Uniform. Amelie stand da, bleich und zitternd; sie fühlte ihr Herz still stehen, fühlte sich wie der Erde entrückt! Er war es, ihr Geliebter, ihr Adolphe!

Wie er näher und näher kam, wich die Erstarrung der Freude von ihr, und mit einem lauten Ausruf stürzte sie ihm entgegen! Er breitete die Arme nach ihr aus, und nun hielten sie sich umschlungen, fest und innig, riefen einander mit den zärtlichsten Namen, weinten und lachten vor Lust und Wonne.

Vergessen war alle Qual, alles Meiden, vergessen alle Trennung, vergessen Alles, Alles; nur ihrer Liebe bewußt, hielten sie sich fest umschlungen, und erinnerten sich nur des Wiedersehens.

Charles aber vergaß nicht die Gefahr, in der sie schwebten, vergaß nicht den Schwur, den er sich selber gethan, Amelie's Liebe zu schützen, und sein Auge abwendend von dem in Liebe beseligten Paare, ließ er es spähend umher schweifen durch die Gänge und Alleen, die nach dem Platze mündeten! Jetzt, dort durch jene Zweige schimmert etwas Glänzendes. Ha, es sind die Epauletts des Generals Beauvart.

„Der General kommt!“ ruft er ängstlich, — sie hören ihn nicht, hören nichts, als die leisen Ausrufungen des Entzückens, die, ihnen selber unbewußt, von ihren Lippen beben, hören nichts, weil sie gar nicht mehr wissen, daß ein Dritter neben ihnen ist.

Die Gefahr wird dringender, und Charles ruft vergebens seine Warnung. Ha, dort erscheint der General am Ende des Ganges! — Charles stürzt zu den beiden Liebenden, faßt heftig den Arm des Mar-

quis, und zieht ihn in das nahe Gebüsch, ihm haſtig ins Ohr raunend: „bedenken Sie, wo Sie ſind! Dort kommt der General!“

Durch ein Labyrinth von Gängen und dunklen Alleen des dichtbelaubten Parkes zieht er den erſtaunten betäubten Marquis bis zu einer verborgenen Pforte, und dieſe öffnend, ſagt er ernſt: „jetzt gehen Sie, Herr Marquis, und ſein Sie in der Zukunft beſonnener, um Amelie's willen.“

Der Marquis reicht ihm die Hand: „Dank für Ihren Rath! Ich leſe in Ihren Augen, daß ich Ihnen vertrauen darf. Wir dürfen auf Ihre Verſchwiegenheit rechnen?“

„Bauen Sie auf mich; ſo lange Amelie Sie liebt, bin ich Ihr Freund, ſo lange Sie ſie glücklich machen! Wenn aber nicht, wenn Sie jemals dieſen holden Augen Thränen erpreßten, dann —“

„Dann?“ fragte der Marquis geſpannt, als Charles ſchwieg.

„Dann ermorde ich Sie!“ ſagte Charles feſt.

„Sehr verbunden für dieſe gütige Zuſicherung,“ rief der Marquis, „und darf man fragen, wem ich ſie verdanke, und was Ihnen ein Recht dazu giebt?“

„Amelie's Couſin hat ein Recht ſo zu ſprechen,“ erwiederte Charles, „und jetzt gehen Sie, mein Herr, und laſſen Sie mich zurückkehren zu Amelie.“

Der Marquis reichte ihm noch einmal die Hand, und ſagte: „ich ſehe, Sie ſind ein treuer Freund der Gräfin, ſo müſſen auch wir Freunde ſein!“

„So lange Amelie durch Sie glücklich iſt, ja!“

Sie ſchüttelten einander ſchweigend die Hände, dann trat der Marquis durch die Pforte, und bald war er Charles' Blicken entſchwunden. Dieſer aber preßte ſeine Hände auf ſein Herz und flüſterte: „ſtill, ſtill mein Herz! Es muß eine Himmelswonne ſein, von ihr geliebt zu werden, aber es iſt auch ſchon ein Glück ſie lieben und für ſie ſorgen zu können.“

II.

Dunkle schweigende Nacht ruhte über der Erde, und bedeckte die Gänge des Parkes, die zum Palais des Grafen Beauvart führten, mit verhüllendem Schleier. Oede und leer war es in den Sälen und Gemächern, kein Fußtritt durchhallte die langen Corridore, die von einzelnen Lampen nur trübe erhellt waren. Alles schlummerte im Palais des Generals Beauvart, die Lichter waren verlöscht, die Augen geschlossen. Nur in einem Zimmer brannte noch Licht, und zwei Augen, ach und welche helle glänzende Augen, waren noch offen, — in Amelie's Boudoir allein wachte Amelie. Wie hatten wenige Tage die Züge der Gräfin verändert! Wie leuchteten sie jetzt in Lust und Wonne, welch' ein tiefes Roth bedeckte ihre Wangen, welch' ein süßes glückverkündendes Lächeln umspielte ihre purpurnen Lippen. Das Glück macht so schön, und Amelie war so glücklich! Ja, sie war glücklich, ihr Herz war wieder jung geworden und lebensvoll, ihr Blut floß wieder stürmisch und urkräftig durch ihre Adern, Wunsch und Verlangen schwellte wieder ihre Brust, und machte sie beklommen und bebend, sie war wieder jung geworden in sich selber; die Trauer der Tochter, der Schmerz der Mutter, die Schmach der Gattin, Alles dies war wie mit einem Zauberschlag von ihr genommen, und nur das in Schmerz und Wonne der Liebe jauchzende Weib war geblieben. Abwärts flutheten Schmerz und Qual mit den nie stillstehenden Strömen der Vergangenheit, ein neuer Lebensborn war in ihr emporgesprudelt, und sie fühlte mit demselben neue Lebenskraft durch ihre Adern strömen. Sonst hatte sie nach dem Tode gebangt, wie nach dem letzten rettenden Freunde, jetzt wollte sie nur Leben, volles sprühendes Leben, und wäre dies Leben auch ein reißender Strom, der sie zum Tode in seinen Fluthen hinab riß! Mögen die Wogen immerhin über ihrem Haupte zusammenschlagen, sie hat ihn dann doch gekostet den Lebensquell, mögen tosende Wellen auch ihr Haupt in den Brandungen zerwirbeln, sie hat doch die Blumen an den Ufern erschaut und von ihnen gepflückt, sie an ihren Busen zu stecken! Mag Unheil und Verderben auch über sie kommen, was kümmert es sie, jetzt, da es noch ferne ist? Was kümmert es sie, was der Tag bringen kann und

mag, was er beſcheint mit ſeinem Lichte, und verräth mit ſeiner Klarheit? Sie will nur dieſe Nacht, ah, und dieſe Nacht iſt ſo dunkel und ſchweigſam, und erſt mit dem kommenden Tage kehrt der General von jenem Feſte zurück, dem Amelie klug ſich entzogen! Die nächſten Stunden gehören ihr, und in dieſe Stunden muß all das Glück, all die Luſt, all die Wonne ſich zuſammen drängen, welche die Vergangenheit ihr entzog. Berauſchen will ſie ſich in Glück, vergehen will ſie in Liebe! — Horch, — ſchleicht es dort nicht in dem Corridor, zu dem die geheime Treppe führt? Leiſe, leiſe, kaum hörbar? Das Ohr der Liebe hört ſcharf, und Amelie fühlt die Nähe des Geliebten, ſchon ehe ſie ihn ſieht. Wie ihre Knie beben, wie der Athem in ihrer Bruſt ſtockt! Jetzt öffnet ſich leiſe die in der Wand verborgene Tapetenthür, — jetzt — ein kaum unterdrückter Freudenſchrei zittert von ihren Lippen, und nun hat ſie wieder Kraft, Kraft, ihm entgegen zu ſtürzen und ihn feſt, feſt zu umklammern mit ihren vollen ſchönen Armen.

„Biſt Du da, wirklich da, mein Adolphe? Und dieſe Arme, ſie können Dich wirklich umfangen, dies Herz, das fünf Jahr nach Dir vergeblich gebangt, es kann wieder ausruhen an dem Deinen?"

„Und Du, Amelie, Du meine holde ſchöne Blume, Du willſt mir wieder blühen, mir wieder leuchten? O, ſieh mich an! Deine Blicke ſind wie ein Blüthenregen in der heißen wolluſtathmenden Sommernacht, und Dein Athem eine Feuerflamme, die alle meine Vernunft, alle meine Beſonnenheit zu Aſche verbrennt."

„Laß, o laß Beſonnenheit und Vernunft," ſagte ſie, und zog ihn neben ſich nieder auf die ſchwellenden Polſter des Divans, „laß ſie den Kindern und den Weiſen, uns aber bleibe die Liebe!"

„Ja, ſo ſei es!" jubelte er, und ihre Lippen begegneten ſich zu glühenden Küſſen.

„Du, Du," hauchte ſie dann, ſich ſeinen Armen entziehend, um ihn anzuſehen mit ſchwimmenden Blicken und zitternden Lippen, „weißt Du, daß Du ein Zauberer biſt? Sieh, ich war eine Greiſin, alt an Erfahrungen, matt gehetzt von Sturm und Qual und ſatt des Lebens, und unter Deinem Blick bin ich wieder zu einem Kinde geworden, das noch Alles hofft, Alles erwartet vom Leben, zu einem Mädchen, das nichts

weiß von der Welt und das mit jungfräulichem Bangen vor der verschlossenen Pforte des Lebens steht, hinter der sie ein Paradies sich wähnt! Und so, mein Adolphe, stehe ich Dir gegenüber mit demselben Gefühl, in derselben Gesinnung als damals, wo ich, ein unschuldiges Mädchen, zum letzten Male Abschied nehmend an Deinem Herzen lag. Schmerzvolle Jahre sind seitdem über meinem Haupte dahin gerauscht, sie haben Alles in mir zerstört, außer meiner Liebe, und das Weib, die Mutter bewahrte in dem heiligsten tief verborgenen Winkel ihres Herzens die reine unschuldige Liebe des Mädchens, die Liebe zu Dir, mein Adolphe."

Er drückte sie stürmisch an sich, und sie war zu glücklich, um sich über sein Schweigen zu wundern, sie wußte auch nicht, daß, wenn ihr Herz auch jung geblieben, doch ihr Verstand alt geworden und erfahrungsreich, und daß dieser von dem Geliebten mehr fordere als das Mädchen, welchem der feurige, schöne Liebhaber genügt hatte. Ihr Herz war so voll, daß sie dessen Fülle unwissentlich auf Adolphe übertrug, und in seinen Augen las sie die Gedanken, die in ihrem Busen wogten. Solche Zeichendeuterei aber ist das Verderben und das Elend des Weibes, und selten ist es, daß die Prophetin hier auch Wahrsagerin ist!

Adolphe liebte in Amelie das schöne Weib, sie liebte in ihm die Liebe, den Traum ihres Lebens, den sie noch nicht ausgeträumt glaubte, das Gebilde ihrer Phantasie.

Wie berauschend ist diese Stille um sie her, wie süß umnebelnd das Dämmerlicht der Ampel, das im Verhüllen doch entschleiert, wie hoch schlagen ihre Herzen aneinander, — da, — horch, schallen nicht Schritte im Vorzimmer? Amelie erbebt, und richtet sich lauschend aus des Geliebten Armen empor. Jetzt versucht es leise die Eingangsthüre zu öffnen, in athemloser Angst lauschen die Beiden, ob sie sich nicht getäuscht — nein, — der Drücker bewegt sich.

„Die Thür ist verschlossen!" zischelt Amelie, und nun gleitet sie leise und unhörbar von dem Divan, ihrem Freunde durch Zeichen bedeutend, ihr zu folgen. So schleichen sie zu der Tapetenthüre, durch welche Adolphe gekommen. Aber sie ist ins Schloß gefallen, nur von außen ist sie zu öffnen, und jetzt ist sie unzugänglich. Amelie erbebt, ihre

Wange wird bleich wie der Tod, und ihr scheuer Blick fliegt wieder nach der Eingangsthüre. Abermals sieht sie ganz deutlich die Thürklinke sich bewegen!

„Es ist mein Gemahl," zischelt Amelie, „so kommt er oft Nachts, um mich zu überraschen in der Wuth seiner Eifersucht!"

„Wo verberg ich mich?" flüsterte Adolphe, und blickt spähend umher.

„Da, da, tritt hinaus auf den Balcon," flüstert Amelie in athemloser Angst, und öffnet ihm rasch die Thüre. „Eine Treppe führt hinab in den Garten und mündet oben in dem hohen Gitter des Balcons. Versuche die Feder zu finden, die im Gitter verborgen ist und den Eingang zur Treppe öffnet, nur so kannst Du entkommen!" Sie schiebt ihn hinaus und schließt mit fliegenden Händen die Balconsthüre. Es schwindelt vor ihren Blicken, es sauset vor ihren Augen, — sie denkt aber an die Gefahr, in der ihr Geliebter schwebt, und mit übermenschlicher Kraft sich zur Besonnenheit zwingend, überlegt sie, was zu thun sei. — Nun, wie beseelt von einem entscheidenden Entschlusse schlüpft sie leise zu der großen Eingangsthür, schiebt vorsichtig und ohne Geräusch den Nachtriegel, der sie verschloß, zurück, eilt dann auf den Fußspitzen zum Divan, und sich auf demselben hinstreckend, schließt sie die Augen, und athmet schwer, gleich einer Schlummernden.

Abermals und stärker wird jetzt an die Thürklinke gefaßt, sie giebt nach, die Thür öffnet sich und der General tritt herein. Einen spähenden wilden Blick voll Mißtrauen und Zorn wirft er im Gemach umher, dann läßt er ihn verweilen auf der ruhenden Gestalt seiner anscheinend schlummernden Gattin, und ein Lächeln des Hohns tritt auf seine zusammengekniffenen Lippen. Wie er jetzt durch das Gemach hinschreitet, tönen seine festen gewichtigen Schritte schauerlich laut in der tiefen Stille rings umher. Nun steht er vor dem Divan, und schaut lange und prüfend auf sein Weib, das unter seinem Blick, dessen grausamen Ausdruck sie fühlt, ohne ihn zu sehen, sich wie erstarrt und ersterbend fühlt. Dann faßt er sie unsanft am Arm und sagt mit rauhem Lachen: „Du schläfst nicht, denn hättest Du wirklich geschlafen, so wärst Du erwacht von meinem geräuschvollen Schritte."

Amelie richtete sich langsam empor, und die Augen öffnend, mit dem Anschein, als habe sie seine Worte nicht gehört, fragte sie leise: „Sind Sie da, mein Gemahl?"

„Warum sind Sie nicht zu Bette gegangen, Gräfin?" fragte er entgegen.

„Weil ich Sie erwarten wollte," sagte sie mit niedergeschlagenen Augen, erröthend vor ihren unwahren Worten.

„Und in der Erwartung schliefen Sie ein?" fragte er höhnend, „wie? vermochte Ihre liebende Ungeduld Sie nicht wach zu erhalten?"

Während er so sprach, ging er spähend und forschend im Zimmer umher, mit seinen wilden Blicken jedes Plätzchen durchforschend, wo Jemand verborgen sein konnte. Dann, vom vergeblichen Suchen noch zorniger und wilder gemacht, blieb er vor seiner Gemahlin stehen, und sie durchdringend anblickend, fragte er barsch: „wie kam es, daß ich zwei Schatten an den herunter gezogenen Vorhängen bemerkte, als ich unten vor Ihren Fenstern vorüber ging?"

„Meine Kammerfrau war bei mir," sagte Amelie leise.

„Und doch sind Sie noch nicht ausgekleidet?" fragte der General, „Gräfin, hüten Sie Sich, daß ich —"

Ein Geräusch auf dem Balcon machte ihn verstummen, laut ächzend sank Amelie auf den Divan zurück, — eine athemlose Pause trat ein, dann stürzte der General durch das Zimmer, und Amelie, die ihn zurückhalten wollte, von sich schleudernd, riß er mit einem wilden Fluch die Balconthüre auf.

Durch die geöffnete Thüre sah er eine hohe Männergestalt die Treppe hinunter eilen, bebend vor Zorn stürzt er nach.

„Stehe, Verführer, Verräther, und gieb Rechenschaft von deinen Thaten!" ruft er mit donnernder Stimme, „antworte mir, was willst du hier?"

Keine Antwort ertönt; der General aber hat ihn jetzt erreicht und seine Hand fest auf Adolphe's Schulter legend, sagt er wüthend: „Fluch über diese Nacht, die mir das Antlitz eines Schurken verbirgt. Licht, Licht, herbei meine Diener, Lichter her!" schreit er dann, zum Schlosse gewandt, während Amelie mit lautem Schluchzen sich über den Balcon

lehnt, und ihre Ohren zu ihren Augen machend in athemloſer Angſt den Ausgang dieſer Scene erwartet.

„Licht, Licht!“ wiederholt der General, noch immer ſeines Gefangenen Arm feſt umklammernd.

Im Schloſſe beginnt es lebendig zu werden, einzelne Lichter ſchwanken an den Fenſtern hin und her.

„Ah, jetzt wird es hell werden!“ ſagt der General, und ſeinen Degen ziehend, ſagt er wild zu Adolphe, der ſich loszuwinden ſucht: „noch eine Bewegung, und mein ſcharfer Degen lehrt Sie ruhig ſein.“

Jetzt erſcheint in der großen Pforte ein Diener mit brennender Lampe. Amelie ſchreit laut in wahnſinniger Angſt.

„Hierher!“ ſchreit der General.

Da, mit einer gewaltigen Kraftanſtrengung, windet Adolphe ſich los, nun hört man einen dumpfen Schmerzensſchrei, und dann eilenden Laufes verſchwindet die dunkle Geſtalt im Gebüſch.

„Ihm nach, ihm nach!“ brüllt der General; da verlöſcht ein Windhauch das Licht, in doppelt finſterer Nacht ſteht der General, und er hebt die geballte Fauſt gen Himmel, und ſagt zähneknirſchend: „verwünſcht ſei dieſe ſchwarze Nacht! Meine Augen brannten wie Feuer in meinem Hirn, ha, und konnten doch nicht dieſes Dunkel erhellen!“

Langſam ſtieg er die Stufen zum Balcon wieder hinan, dort lag Amelie, hingeſunken in tödtlicher Ohnmacht.

III.

Mit großen Schritten und zornigem Blick ging der General im Zimmer auf und ab, dann blieb er ſtehen vor dem Sopha, auf dem Amelie, matt und erſchöpft von der langen ſchlafloſen Nacht, ruhte, und ſagte: „Sie wollen mich alſo wirklich glauben machen, daß jene nächtliche Erſcheinung auf dem Balcon Ihnen ganz unbekannt? Ich ſoll wirklich das alberne Mährchen für wahr halten, es habe ein Dieb ſich einſchleichen wollen? Ja wohl ein Dieb,“ fuhr er wüthender fort, „aber ein Dieb, der kam, meine Ehre zu rauben, und das Herz meiner Gemahlin.“

„Sie wissen es," sagte Amelie fest, und richtete sich aus ihrer ruhenden Stellung auf, um ihren Gemahl mit stolzem und verächtlichem Blicke anzusehen, „Sie wissen es, daß Sie dies nie besessen haben. Erinnern Sie Sich, weshalb ich Ihnen meine Hand reichte, und bedenken Sie auch, wie Sie damals Ihr Ehrenwort mir erfüllt. Und Sie scheuen Sich nicht nach allem diesen, nach einem Leben voller Ehrlosigkeit und Schande, zu mir, Ihrem armen schmachbeladenen Weibe von Ihrer Ehre zu sprechen? Zu mir, die ich in mancher kummervollen Nacht mir die Hände wund gerungen im Gebet zu Gott, daß er mich möge vergessen lassen all die Schmach, die Schande, die das Haupt meines Gatten bedeckt, daß er, um meines Kindes willen, mir einen Funken von Achtung für den Vater desselben einflößen möge! Ja, gleich einer prüfenden Sonde habe im meine Gedanken, meine Blicke in Ihr Herz gesenkt, um in demselben nach einem Atom, einem Funken des göttlichen Feuers zu suchen, o, nur nach einem zuckenden Nerv für das Edle und Wahre. Aber, wehe über mich, ich fand nichts, als thierisches Gelüste und eigennütziges Begehren, nichts als Schmach und Schande!"

„Sie wagen es, so zu mir zu sprechen," sagte der General, bebend vor Zorn, und stürzte auf Amelie hin.

Sie richtete sich vollends auf und stand stolz und ruhig vor ihm da, daß er unwillkührlich ehrfurchtsvoll einen Schritt zurück wich.

„Ich wage es!" sagte sie fest. „Oder meinen Sie, Ihre glänzende Uniform und das schimmernde Brillantkreuz auf Ihrer Brust habe mich eines Bessern belehrt. Lassen Sie die Kinder und Thoren vor diesem glänzenden Tand sich beugen, mir aber erlauben Sie, in dem General mich jenes Mannes zu erinnern, der mit falschem Schwur und Ehrenwort mich zu seinem Weibe machte und meine Aeltern mordete, um sich zum Erben ihrer Güter zu machen! — Sie wundern Sich," fuhr sie nach einer Pause fort, während der General stumm in der Fensternische lehnte und mit der goldenen Ordenskette spielte, die der erste Consul Buonaparte gestern erst um seinen Hals gehängt, „Sie wundern Sich, daß ich jetzt so zu Ihnen spreche, während ich vier Jahre lang duldete und schwieg. Ich that es, weil Sie zu meinem Grauen der Vater

meines Kindes waren, ich wollte den Menschen vergessen, und nur den Vater in Ihnen sehen! — Gott aber hat dies Kind zu sich gerufen, das einzige Band, das uns noch aneinander kettete, ist zerrissen, und so fordre ich jetzt von Ihnen, daß Sie auch vor der Welt dies Band zerreißen, das in seiner Unnatur auch für Sie nur eine drückende Fessel sein kann!"

„Nie, nie soll das geschehen!" rief der General, „und wäre es auch nur, um mich zu rächen für Alles, was Sie mir da eben gesagt, nie willige ich ein, mich von Ihnen zu trennen, und halten Sie es für eine Schmach, mein Weib zu sein, wohlan, — tragen Sie die Schmach! Ich will sie nicht von Ihnen nehmen, und wenn Sie kalt und starr in meinen Armen liegen, so will ich mich zu größerer Zärtlichkeit berauschen in dem Gedanken, daß Sie unter meinen Küssen vor Zorn und Abscheu beben! So rächt sich ein Gatte an seiner Gattin! — Wähnen Sie aber nicht, Madame," fuhr er fort, „daß die geschickte Wendung, die Sie dem Gespräch gegeben, mich den Anfang unserer Unterredung vergessen ließe, und wehe Ihnen, wenn mein Argwohn nicht ungegründet ist!"

Mit schnellen Schritten ging er einige Male im Zimmer auf und ab, dann faßte er Amelie's Hand und sagte mit einer Stimme, die vor innerem Zorn zitterte: „Erinnern Sie Sich, daß mir Ihre frühere alberne Liebe zu dem Marquis Adolphe von Craquis bekannt ist, und daß er, jetzt zurückgekehrt, mir und Ihnen seinen Besuch gemacht. Fluch und Verderben über Sie und ihn, wenn Sie dem Marquis gegenüber die alte Zeit erneuern möchten! Meinen Sie, daß mir Ihre seltsame Laune der letzten Tage nicht aufgefallen ist? Warum sind Ihre Wangen nicht mehr so bleich, wie früher, und warum zuckt Ihr Mund nicht mehr so schmerzlich?"

„Haben Sie mir nicht oftmals gezürnt über meine Schwermuth," sagte Amelie furchtsam, „und nun sind Sie unzufrieden, weil sie von mir gewichen!"

„Ich zürnte Ihrer Schwermuth, weil ich den Grund derselben kannte, und ich hasse Ihre frohe Laune, weil ich die Ursache derselben nicht kenne. Wehe aber Ihnen, wenn ich sie errathe!"

Ein leiſes Klopfen an die Thür unterbrach hier das Geſpräch, und auf ein lautes Herein des Generals trat der Gärtner mit ehrfurchtsvoller Verneigung ein, ſein Eintreten damit entſchuldigend, daß er dem General etwas zu bringen habe, was ihn vielleicht auf die Spur des Diebes, der dieſe Nacht im Park geweſen, führen könnte.

So ſprechend, reichte er dem General ein kleines Päckchen dar, indem er mit einem grinſenden Lachen bemerkte, daß ſolche Saat in ſeinem Garten wahrſcheinlich doch nicht aufgehen würde!

Mit einem vielſagenden Blick auf Amelie entfaltete der General das Papier, — ein Ausruf der Verwunderung entfuhr ſeinen Lippen, dann brach er in ein wildes lautes Lachen aus, und näher zu Amelie hintretend, ſagte er höhniſch: „ſieh, welch eine ſeltne Blume unſer Gärtner uns da bringt!“

Als Amelie ihre Augen auf das Dargereichte hinwandte, ſchreckte ſie zuſammen, und bedeckte ſchaudernd mit ihren Händen ihr Geſicht!

Der General winkte dem Gärtner ſich zu entfernen, und als er wieder allein war mit ſeiner Gemahlin, ſagte er: „warum erſchrecken Sie ſo vor dieſer Blume! Wahrlich eine ſeltne Blume, die mein guter Degen recht künſtlich gepflückt. Sehen Sie, Gräfin, es iſt ein Finger, ſo ſchlank und zierlich, wie nur irgend ein Cavalier ihn haben kann. Wollen Sie mich nun noch überreden, daß es ein Dieb war, der dieſe Nacht Ihnen nahe war? Sehen Sie die zarte Haut dieſes Fingers, ſeine Weiße und die ſchlanke Form, — nur ein ſehr vornehmer Dieb kann ſo zarte Finger haben, — ah, mich dünket, dieſer Finger duftet noch nach dem Hyacinthenwaſſer, in dem ſein früherer Beſitzer ihn kurz zuvor gebadet haben mag, ehe er ihn für immer verlor, und, ſehen Sie, Gräfin, dieſen koſtbaren Ring, der noch an dieſem Finger ſteckt, — wahrlich, den Dieb möchte ich kennen, der einen ſolchen Solitair beſitzt. Ich glaube aber, ich kenne ihn, fuhr er mit plötzlich veränderter furchtbarer Stimme fort, irre ich nicht, ſo ſah ich an der rechten Hand des Marquis Craquis einen ſolchen Solitair.“

Amelie hatte nicht die Kraft zu antworten, und war lautlos in den Sopha zurückgeſunken, auch der General ſchwieg einige Zeit, in der er

sich zu sammeln suchte; dann sagte er ruhig: „nun, wir werden ja sehen! Sie wissen, heute Abend ist bei uns ein großes Fest, auch der Marquis hat zugesagt zu erscheinen. Wir werden sehen, ob er kommt. Ist dieser Finger sein, dann fürchte ich, daß das Wundfieber ihn am Kommen verhindern könnte, dann aber besorge ich auch, daß dieses Wundfieber im Stande ist, ihn zu tödten."

„Sie wollen doch nicht —"

„Sein Leben," unterbrach sie der General, „ja, gewiß, das will ich, die Gesetze der Ehre, Madame, erlauben mir, den Räuber meiner Ehre zu strafen, und mein Dolch trifft sicher! Hier ist die Liste unserer Gäste, sie haben Alle zugesagt, wehe dem, der ausbleibt; damit aber keine Kunde von Ihnen den Besitzer dieses Fingers erreicht, werden Sie mir erlauben müssen, Gräfin, diesen ganzen Tag über an Ihrer Seite zu bleiben. Auch wenn Sie Ihre Toilette zum Feste machen, werden Sie Ihrem zärtlichen Gemahle erlauben müssen neben Ihnen zu sein."

Amelie fand nicht Kraft zur Erwiederung, und neigte widerstandlos ihr Haupt auf ihre Brust. Furchtbar waren die Gefühle, die ihre arme Brust bewegten. Entsetzen und Jammer über das Unglück und die Verwundung ihres Geliebten vereinte sich mit der Furcht für sein Leben und seine Sicherheit, um sie völlig niederzubeugen. Und keine Möglichkeit ihn zu warnen, ihn zu beschwören, daß er fliehe, daß er augenblicklich Paris verlasse, um nie wieder zurückzukehren! Keinen Moment des Alleinseins, des ungestörten Nachdenkens, immer jener Mann an ihrer Seite, der ihr Gemahl war, und für den sie jetzt einen verzehrenden unauslöschlichen Haß empfand. Immer seine spähenden beobachtenden Blicke auf sie gerichtet, jede ihrer Bewegungen belauschend, jeden ihrer Seufzer mit einem Hohnlächeln erwiedernd. Sie fühlte sich wie zerbrochen in sich selber, und in ihrem zitternden Herzen flehte sie zu Gott, er möge ihr den Tod schicken, daß er sie von hinnen führe, ehe der Abend die Entwickelung und Auflösung dieses entsetzlichen Dramas herbeiführe. Einmal dachte sie daran, ihn, der seine kalten blitzenden Augen unablässig auf sie gerichtet hatte, zu ermorden, ihn zu erwürgen mit diesen ihren Händen, die sie krampfhaft in einander gepreßt hatte, dann erinnerte sie sich ihrer Schwäche, blickte auf zu der heldenmäßigen Gestalt

des Generals, und die Mordgedanken ſchlichen ſcheu und weibiſch zagend in ihre Bruſt zurück. Aber ſich ſelbſt, ſich ſelbſt kann ſie tödten, um dieſer grauſamen Marter ein Ende zu machen! O, es bedarf nur dieſer ſilbernen Nadel, mit der ihre Haarflechten befeſtiget ſind, nur ein Stoß damit in ihr armes pochendes, ſtockendes Herz, und alle Qual, aller Jammer weicht von ihr. Aber Er, wird Er dadurch gerettet, ihr Adolphe? Wird ſie durch ihren Tod ihm nicht Schmerz und Qual bereiten, ihm, den zu beglücken ſie ihr Blut tropfenweiſe hingeben möchte? Die Hand, mit der ſie ſchon die Nadel erfaßte, ſinkt zurück, und ſeufzend fühlt ſie, daß ſie leben müſſe. Wie entſetzlich langſam aber die Stunden hinſchleichen an der Seite dieſes verhaßten Gemahls, Gott, welch eine Ewigkeit, ehe der Zeiger jener Uhr, auf den ſie lange und ſtarr hinblickt, nur einmal die Runde gemacht! O, eine Ewigkeit liegt in ſolcher Stunde! Und doch, — nein, wie raſch die Stunden eilen, jede Stunde führt ſie dem Abend näher, und noch iſt nichts gethan, um ihren Adolphe vor Unheil und Gefahr zu ſchützen! So fleht ſie in ihrem zerriſſenen Herzen mit zitternden Lippen und bebendem Athem zu Gott, bald, er möge dieſe entſetzlich langſamen Stunden beſchleunigen, bald, er möge ſie dehnen, dehnen zu Ewigkeiten. Aber die Stunde und die Zeit geht ihren Gang, und kein Flehen hält ſie auf, kein Flehen beſchleunigt ſie. Nur wenige Minuten des Alleinſeins, und nur wenige unbewachte Momente, um auszuführen, was blitzartig ihre Seele durchleuchtet, und worauf ſie nun einen Rettungsplan baut! Sie denkt an Charles, er wird helfen, er kann zu Adolphe eilen, ihn warnen, ihn beſchwören zu entfliehen! Und dort auf jenem Tiſche iſt Feder und Papier, — nur einige Zeilen möchte ſie ſchreiben, und Alles könnte noch gut werden. Ach, aber die Gelegenheit dieſe zu ſchreiben! — Ha, da nähern ſich Schritte der Thüre, — ha, es klopft! Nun, mein Herz, nun halte aus, und ein bischen Beſonnenheit, ein bischen Ueberlegung, nun kann Rettung kommen! ſeufzt Amelie leiſe in ſich ſelbſt, und preßt ihre zitternden Hände auf ihr hochklopfendes Herz.

„Eine Ordonnanz des Conſuls wartet im Vorzimmer!“ meldet der eintretende Diener, — der General geht hinaus, und verſchließt hinter ſich die Thüre.

Amelie war allein! Dankend hob sie ihre Hände gen Himmel, ihr Auge glänzte wie in Verklärung, dann stürzte sie zum Schreibtisch hin, und schrieb mit zitternden Händen:

„Charles, wenn Sie wollen, daß ich lebe, eilen Sie, retten Sie den Marquis. Er ist verwundet, der Finger mit einem Solitair ist in des Generals Händen. Er muß fliehen. Sein Leben, mein Leben steht auf dem Spiel! Eilen Sie zu ihm, retten Sie ihn um jeden Preis!"

Nun faltet sie das Blatt zusammen und schiebt es in ihren Busen, dann fliegt sie zum Lehnsessel und wirft sich hinein. Und jetzt wird auch schon die Thüre rasch aufgerissen, und der General, der leise geschlichen war, um sie zu überraschen, trat herein. Amelie aber sitzt ruhig an derselben Stelle, auf der er sie verlassen. — Kurze Zeit ist verflossen, da schallen abermals Schritte, und jetzt meldet der Kammerdiener den Feldmarschall von Z.... Der General kann sich nicht verleugnen lassen, er muß den vornehmen Besuch empfangen, aber ehe er hinaus geht, verschließt er die Thüre, durch die Amelie hinaus kommen könnte, und steckt den Schlüssel zu sich.

Amelie ist wieder allein; sie stürzt nieder auf ihre Knie, und ihre Hände gen Himmel erhebend, fleht sie mit verworrenen Gedanken und verzweiflungsvoller Angst zu Gott um Gnade, um Rettung! Dann steht sie auf, und geht mechanisch zum Fenster, das in den Park hinaus führt! — Wie, täuschen ihre Augen sie nicht? Jener Mann, der dort den Gang hinunter kommt, ist das nicht Charles? — Ja, Gott hat ihr Gebet erhört! Er ist es! — Sie reißt das Fenster auf, und winkt mit ihrem Tuch, Charles sieht sie, Charles fliegt heran. Nun wirft sie das Zettelchen hinunter und ein großmüthiger Windhauch trägt es gerade zu Charles Füßen nieder. Sie sieht noch, wie er es aufhebt, dann, nach so viel Angst, so viel Qual und Aufregung fühlt sie ihre Kräfte, ihre Sinne schwinden, und sinkt ohnmächtig zusammen. —

Charles aber, als er das Billet gelesen, eilte sogleich zum Marquis von Craquis, und verweilte lange bei ihm in ernster wichtiger Unterredung. — Dann ging er in seine Wohnung, und in seinem Gemach auf- und abschreitend, schien seine Seele in tief ernste Gedanken versenkt. Jetzt blieb er stehen, ein großer Entschluß war in ihm gereift, sein Auge leuch-

tete, seine Wange glühte, und mit mächtiger Stimme, die doch zitterte vor innerer Bewegung, sagte er: ja, Amelie, Du sollst dich nicht in mir getäuscht haben, ich will ihn retten um jeden Preis, und Du — Du sollst nicht von Deinem Geliebten getrennt werden!

Dann verließ er kräftigen Schrittes seine Wohnung, und durch die Straßen eilend, sah man ihn bald in einem stattlichen, palaisartigen Hause verschwinden. An dem Schilde der Hausklingel aber war zu lesen: Dupuytren, professeur de médecine.

IV.

Die Kronleuchter brannten und gossen ein Lichtmeer durch die großen glänzend geschmückten Säle des Palais Beauvart. Blumenfestons umwandten und umkränzten die ganz aus Spiegel bestehenden Wände, und verbreiteten einen berauschenden Duft in den prachtvollen Räumen. Schöne Frauenbilder saßen auf den sammtnen Polstern umher, oder gingen in schäkernden Gruppen auf und ab, hier verstohlen ihre herrlichen Gestalten in den Spiegelwänden prüfend und bewundernd, dort ihre schimmernden Brillanten in den strahlenden Lichtern der Kronleuchter blitzen lassend. Zierliche, geschnigelte, pomadirte und aufgestutzte Cavaliere umschwärmten, Schmetterlingen gleich, die Schönen, flüsterten mit der Einen von Liebe, und zischelten der Zweiten eine Moquerie ins Ohr über die Erste, die mit beifälligem Lächeln aufgenommen ward, forderten hier eine junge Schöne zum Tanze, und besprachen mit jener alternden Dame die on dit des Tages. Zwischen den jugendlichen Gruppen auf und ab bewegten sich glänzende Uniformen und mit Orden reichlich decorirte Gestalten, die Damen mit jener Courtoisie grüßend, die sie von Ludwig des Sechszehnten Hof auch in das neue Regime mit hinüber genommen. Von den hohen mit Sammet behangenen Tribünen herab ließen in jedem Salon Musikchöre ihre bald neckischen, bald wollüstigen, bald schwermüthigen Weisen ertönen, und übertäubten das Lachen und Schwatzen, das Auf- und Niederwogen der Gäste, das nur bei den leisen sanft verhauchenden Adagios wie unterdrücktes Murmeln und Rauschen zu vernehmen war. Aber inmitten aller dieser Pracht und dieses

Glanzes, dieser Räume, welche die Freude und die Lust sich zu ihrem Wohnsitz schien erkoren zu haben, war Amelie's Brust beklommen und schmerzbeladen; die Pracht ihres Anzuges und die Blumen in ihrem Haar schienen wie ein Hohn ihrer bleichen unbeweglichen Züge, ihrer schmerzlich zuckenden Lippen. Aber der Schmerz erhöhte ihre Schönheit nur noch mehr, und wie sie in ihrer stolzen, unbeweglichen Ruhe, ihrer königlichen Haltung da stand, glich sie einem herrlichen erhabenen Marmorbilde, das zu bewundern und anzubeten die festlich geschmückten Kinder der Erde gekommen waren. In dem ersten Gemache der langen glänzenden Zimmerreihe saß sie im vergoldeten Lehnsessel, jeden ihrer eintretenden Gäste mit einem huldvollen milden Lächeln begrüßend, während ihre bleiche, kummervolle Schönheit Jeden zum unbegriffenen unwillkührlichen Mitleid bewegte. Immer neue Gäste rief die laute Stimme des Thürstehers in den Saal hinein, schon waren alle Räume gedrängt angefüllt, — Amelie lehnte matt und überwältigt ihr Haupt zurück an die Lehne des Fauteuils, die Stunde der Entscheidung war nahe, und sie fühlte sich ganz kraftlos. Jetzt trat der General zu ihr heran, und sich mit zärtlicher Miene zu ihr neigend, als flüstere er ihr Worte der Liebe ins Ohr, sagte er: „warum so bleich und athemlos, Madame? Hören Sie, wie fröhlich die Musik aus dem andern Salon zu uns herüber tönt? Sein Sie heiter, Gräfin, heiter, wie ich es bin! Oder wie? Fürchten Sie vielleicht, der Dieb der vorigen finstern Nacht möchte bei diesem Glanz und dieser Helle hier sich scheuen zu erscheinen? Madame, es fehlen nur noch zwei unserer Gäste, der Marquis von Craquis und Charles von Ramillan, Ihr Cousin."

„Ich weiß es," sagte Amelie ruhig, und suchte gefaßt zu scheinen, „und ich denke, Sie werden kommen, wie die Uebrigen."

„Glauben Sie wirklich?" sagte der General höhnisch, „nun, dann hat mein Dolch heute Nacht Ruhe."

In diesem Moment rissen die Lakaien die Flügelthüren auf, und der Portier rief mit lauter durchdringender Stimme: der Marquis Adolphe von Craquis!

Amelie zuckte zusammen wie von einem elektrischen Schlage getroffen, dunkle Röthe bedeckte ihre Wangen, ihr Busen hob und senkte sich

in stürmischer Bewegung, während der General, überrascht und verwirrt, sich umwandte den unvermutheten Gast zu empfangen.

— In ernster, ruhiger Haltung stand der Marquis vor ihm da, fest und kalt begegnete sein Auge dem Blick des Generals, und nachdem er diesen begrüßt, wandte er sich an Amelie, die kaum Kraft fand aufzustehen und ihm ihre bebende Rechte zu reichen. Er führte ihre Hand, ohne Amelie auch nur anzublicken, an seine Lippen, und sagte mit gemessenem Tone dazu einige Worte der ehrerbietigsten Höflichkeit. Dankbar für diese Ruhe, diese Ueberwindung drückte sie ihre Hand fester in der seinen, — dann erbebte sie und sank mit einem leisen Schrei auf ihren Sessel zurück, ach, sie hatte bei dem Druck ihrer Hand empfunden, daß der eine Finger dieser geliebten Hand den Druck nicht erwiedern konnte, daß der Handschuh nur ausgestopft war, und sie erinnerte sich nun erst wieder der Verwundung ihres Geliebten, die sie bei seinem Anblick ganz vergessen hatte. Ein Glück für sie, daß der General, den ein so eben hinzugetretener Bekannter in ein Gespräch verwickelt hatte, ihre Bewegung nicht bemerkte, und daß die Musik ihren Schrei übertäubte!

Adolphe sprach zu ihr, sie hörte kaum, was er sagte, und bei der schmerzlichen Bewegung ihrer Seele berührte seine unbefangene laute Rede, sein fröhliches Lachen ihr wundes Innere schmerzlich und unangenehm, wenn sie sich auch gestehen mußte, daß Adolphe klug handle und recht. Es that ihr weh, daß er sich, ihr gegenüber, so ganz zu beherrschen vermochte, während sie sich ihm so weich und hingegeben fühlte.

Ein Diener trat ein, und flüsterte dem General einige Worte zu. „Ich komme sogleich!" antwortete dieser, und sich dann zu seiner Gemahlin wendend, sagte er ihr leise ins Ohr: „Gräfin, ich habe Sie um Verzeihung zu bitten wegen eines ungerechten Verdachtes hinsichtlich des Marquis. Auch Ramillan ist hier. Wähnen Sie aber nicht, daß ich nun an den nächtlichen Dieb glaube. Es giebt noch mehr schöne Herrn in Paris, und bei Gott, ich werde unter diesen den Liebhaber meiner keuschen Gemahlin zu finden wissen."

So sprechend, wandte er sich ab, und verließ den Salon. Draußen aber, tief in seinen Mantel gehüllt, lehnte in einer Fensternische Charles von Ramillan, und er flüsterte, wie um sich Muth einzusprechen, zu sich

ſelber: „es iſt nicht genug, daß ſie für den Marquis nichts zu fürchten hat, ſie muß auch von allem Verdacht befreit werden!“

Jetzt trat er dem General entgegen mit ehrfurchtsvoller ſtummer Verneigung.

„Sie ließen mich rufen,“ ſagte dieſer, „weil Sie mir etwas ins Geheim zu ſagen haben? Nun, was iſt's, und wie kommt es, daß ich Sie, meinen Adjutanten, heute, den ganzen Tag über nicht ſah?“

„Ich war unwohl,“ ſagte Charles leiſe.

Der General bebte zuſammen, und von einem plötzlichen neuen Argwohn ergriffen, fragte er barſch: „unwohl? Und woran litten Sie?“

„Davon nachher!“ ſagte Charles. Ich habe Ihnen etwas Geheimes zu ſagen, mich dünkt aber, der Vorſaal iſt nicht der Ort dazu.“

„So folgen Sie mir,“ ſagte der General, und ging ihm voran in ein kleines Boudoir, das durch eine Tapetenthüre in Verbindung ſtand mit dem angrenzenden Salon, in dem Amelie weilte.

Scherzende fröhliche Tanzmuſik tönte neckend zu ihnen her.

Charles ſagte feſt: „mein General! Erlauben Sie mir, Ihnen eine kurze Geſchichte zu erzählen, und Sie um Ihren Rath zu bitten.“

„Sprechen Sie!“ rief der General ungeduldig.

„Ein Jüngling,“ fuhr Charles fort, „liebte ein herrliches, erhabenes Weib. Er liebte ſie, wie man Heilige liebt, und wenn er zu ihr aufſchaute, war kein Begehren in ihm, und wenn er an ſie dachte, waren ſeine Gedanken wie Gebete an ſie.“

„Ein ſehr ſchwärmeriſcher Jüngling!“ bemerkte der General ſpöttiſch.

„Die Jugend ſollte immer für das Schöne und Erhabene ſchwärmen, mein General. Die Empfindung bedarf eines Quells, in den ſie ſich ergieße, und was blieb dem Jüngling anders übrig als die Schwärmerei, und Anbetung, da er auf keine Gegenliebe zu hoffen hatte? Das Ideal ſeines Herzens war ihm unerreichbar, — das Weib ſeiner Liebe war verheirathet, und ihr ſtrenger Blick hielt ihn ſtets in ſeinen Schranken. Aber endlich beſiegte ſeine Leidenſchaft jede Scheu, jede Ehrfurcht, ſeine Liebe ſteigerte ſich zur Wuth, des Weibes Kälte und Strenge

machte ihn wie rasend, und er schwur, sie zu besitzen, und koste es auch sein Leben!"

Charles schwieg und der General sagte gespannt: „weiter! weiter!" —

Die Musik war indessen verstummt, und als Charles jetzt wieder sprach, tönte seine Stimme feierlich laut und ernst.

„Es war Nacht. Er wußte, daß das Weib seiner Liebe allein sei, ihr Gemahl entfernt, und er hatte geschworen, sie in dieser Nacht ihres Widerstrebens unerachtet zu besitzen. Durch den Garten eilend, stieg er die Treppe zum Balcon hinan, ein Druck seines Fingers öffnete die ihm wohlbekannte Thür im Gitter des Balcons, und durch das Fenster schaute er in das Zimmer hinein, in welchem seine Geliebte sich befand. Schon wollte er zu ihr eintreten, als —"

Der General, nicht mehr im Stande, seine wüthende Ungeduld zu bezähmen, unterbrach ihn hier: „als die Hauptthüre sich öffnete, und ihr Gemahl eintrat. Nicht wahr, ist es nicht so?"

„Es ist so," sagte Charles kalt, „und der Gemahl bemerkte den Lauscher und stürzte hinaus, ihm nach die Treppe hinunter, erfaßte den Fliehenden —"

„Ich weiß Alles!" schrie der General, „seinen Namen, sagen Sie mir seinen Namen, daß meine Hand ihn erwürge —"

Charles warf seinen Mantel zurück, und seine rechte Hand hoch empor hebend, sagte er feierlich: „ich bin es, Charles von Ramillan! Sehen Sie hier das Zeichen!"

An der emporgehobenen Rechten fehlte der Vorderfinger, der General sah es, und schäumend vor Wuth, seiner Sinne kaum mächtig, stürzte er auf Charles ein, mit wilder Stimme brüllend: „Räuber, schändlicher Bube! Mit deinem Blut sollst du mir zahlen —"

Der entblößte Degen blitzte in seiner Hand.

„Zurück!" schrie Charles.

„Vertheidige Dich, oder ich durchstoße Dich! Du bist ein Schurke!"

Charles zog seinen Degen, und ein wüthender Kampf, begleitet von des Generals lauten Flüchen und Ausrufungen, begann.

Indeß hatte man des Generals Abwesenheit bemerkt, man fragte, man flüsterte untereinander, die Musik war verstummt, auch die Gesell-

schaft war stumm geworden, und jetzt vernahm man deutlich und nahe des Generals wüthende Stimme, und hörte das Klirren der Schwerdter.

Kaum wissend, was sie that, flog Amelie empor, und mit einem Schrei zu jener Tapetenthür stürzend, von woher das Geräusch zu kommen schien, öffnete sie diese und blieb dann wie erstarrt stehen bei dem Anblick der Kämpfenden.

Wüthender noch gemacht durch den Widerstand, stürmte der General auf Charles ein, der jeden Angriff nur, ohne selbst anzugreifen, geschickt mit seiner Klinge abwehrte.

„Ein Ehrenräuber, ein Dieb bist Du!" schrie der General, „ein elender Bube!"

Indeß hatte die Gesellschaft sich näher heran gedrängt, und schaute neugierig zu den Kämpfenden hin. Einige von den Beherztern wagten sich hinein, versuchend, mit Worten die Kämpfer zu beschwichtigen.

„Zurück!" donnerte der General. „Ich will sein Blut, sein Leben! Seht, diesen ehrlosen Schurken, der sich heimlich, bei Nacht wie ein Dieb in das Zimmer meiner Gemahlin schleichen wollte, um sie zu überfallen und zu entehren, aus Rache, weil sie seine schamlosen Bewerbungen zurück gewiesen! Seht, in jener Nacht habe ich ihn gezeichnet, mein Degen verstümmelte seine Hand, jetzt aber muß ich sein Leben haben, und Niemand soll mich hindern."

Amelie verstand jetzt alles, verstand des großmüthigen Freundes Opfer, verstand seine Liebe und Hingebung, aber ihr edles Herz sträubte sich, den Unschuldigen, mit Schmach überhäuft, leiden zu sehen für fremde Schuld.

„Haltet ein!" rief sie, vorwärts stürzend, „er ist —"

Eine starke Hand zog sie zurück, und Adolphe flüsterte ihr ins Ohr: „Unsinnige, willst Du uns Beide verderben?"

Amelie verstummte und blickte ihn an, mit einem Entsetzen, als habe sie eben ein Gespenst erschaut. Als er ihr seine Hand bot, sie hinauszuführen, wehrte sie diese zurück und wandte ihm stolz den Rücken. Niemand bemerkte diese Scene, aller Augen waren auf die Kämpfenden gerichtet, deren Kampf immer heftiger und wilder zu werden schien. — Da, — ein unberechneter Stoß des Generals, und sein Degen bohrte

ſich in Charles Bruſt. Mit einem dumpfen Schrei ſank er zur Erde, und im nächſten Moment kniete Amelie an ſeiner Seite, ihren Shawl über die Wunde deckend, aus der das Blut in heißen Strömen ſich ergoß.

Sein brechender Blick heftete ſich auf ihr Antlitz, und ſeine zitternden Lippen hauchten leiſe: „Du wollteſt, er ſollte gerettet ſein um jeden Preis!“

Und nun ſenkte eine todesähnliche Ohnmacht ſich über ihn hernieder.

V.

Ein Jahr war ſeit jener Scene verfloſſen, und Vieles hatte die Zeit ſeitdem geändert, in Frankreich, wie im Hauſe des Generals von Beauvart. Wenige Tage nach jenem unglücklichen Zweikampf rief ihn ſeine Pflicht an die Spitze ſeiner Armee, und eine Woche ſpäter traf eine feindliche Kugel in der Schlacht ihn gerade ins Herz. Amelie ſah ihn nicht wieder, aber ſie legte die Trauerkleider an, und lebte in ſtiller Zurückgezogenheit gleich einer trauernden Witwe.

Amelie ſaß in ihrem Boudoir, ihr zur Seite Adolphe von Craquis.

„Alſo morgen, morgen iſt dies verhängnißvolle Trauerjahr verfloſſen,“ ſagte er zärtlich, „und morgen wird Amelie mein Weib. O, ſein Sie nicht länger grauſam! Schenken Sie ſchon heute mir einen Vorſchmack jenes himmliſchen Glückes, deſſen Sie mich morgen wollen theilhaftig machen! Habe ich nicht bis jetzt, ein getreuer Ritter, den Befehlen meiner Dame pünktlich gehorcht? Habe ich es je gewagt, ſeit einem Jahre meine Lippen auf dieſen ſchönen Mund zu preſſen, meine Arme um dieſen ſchönen Leib zu ſchlingen?“

„Sie haben es nicht gethan,“ ſagte Amelie, „weil Sie es mir feierlich gelobt hatten in meine Hand. Ich konnte meinem Gefühl nach nicht eines zweiten Mannes zärtliche Geliebte ſein, während die Trauerkleider um einen andern Mann meine Glieder umhüllten. Es war dies ein Sühnopfer, das ich den Manen des Verſtorbenen ſchuldete. Auch, Marquis, wollte ich ſehen, ob Ihre Liebe ſtark genug ſei, dieſe Prüfung zu beſtehen.“

„Und Sie fanden sie beständig und treu," sagte Adolphe, „darum belohnen Sie mich heute schon mit einem Kuß, theuerste Amelie. Reichen Sie mir heute freiwillig, was ich morgen ein Recht habe zu fordern!"

Er hatte sich vor ihr auf ein Knie nieder gelassen, und blickte sie zärtlich und verlangend an. Amelie aber trat einen Schritt zurück und sagte ernst: „wie, Marquis, wollen Sie am Ziele Ihrer Prüfung noch schwach sein und unmännlich? Stehen Sie auf, Marquis, kommen Sie! Lesen Sie doch diesen Brief, den ich so eben von unserm großmüthigen Freunde, Charles von Ramillan, empfing!"

„Ach, von dem!" sagte Adolphe gleichgültig, sich von seinen Knien erhebend. „Mich dünkt, Sie correspondiren sehr fleißig mit diesem schwärmerischen Helden."

Amelie erwiederte ernst: „Sie sind grausam und undankbar, Marquis, und vergessen, daß Sie von dem Manne sprechen, der sich freiwillig für unsre Liebe opferte!"

„Pah, wir würden auch ohne ihn mit dem Leben davon gekommen sein," sagte Adolphe rauh.

„Die Pflichten der Dankbarkeit sind drückend, wie es scheint," erwiederte Amelie empfindlich, „Sie mindestens wissen sie nicht zu erfüllen. — Aber, da, lesen Sie Charles Brief."

Adolphe nahm den ihm dargereichten Brief, und hinein blickend rief er lachend: „sollte man doch meinen, ein Schulknabe habe das geschrieben, so steif und unbeholfen sind die Buchstaben gemalt."

Amelie erröthete leicht, und sagte unwillig: „Sie vergessen, Marquis, daß der arme Ramillan sich die Hand mußte abnehmen lassen, weil die Wunde am Finger brandig geworden war, und daß diese Schriftzüge so steif sind, weil er erst lernt mit der linken Hand zu schreiben! Aber geben Sie mir den Brief zurück! Ich sehe, Sie sind nicht würdig, ihn zu lesen!"

„Wie schön Sie sind, wenn Sie zürnen!" sagte Adolphe, ihr mit galanter Verbeugung den Brief zurückgebend.

Amelie wandte sich ab, und ihre Stirne überflogen leichte Wolken des Unmuths.

„Wie lange iſt er eigentlich ſchon abweſend, der zarte Baron Ramillan?“ fragte Adolphe nach einer Pauſe.

„Seit dem Tage, als die Nachricht von dem Tode meines Gemahls hier eintraf,“ ſagte Amelie. „Aber ſehen Sie, Marquis, es beginnt Abend zu werden —“

„Und ich wünſche allein zu ſein,“ unterbrach ſie der Marquis, „nicht wahr, Amelie, das wollten Sie ſagen?“

„Sie wiſſen, daß es mein Grundſatz iſt, Abends allein zu ſein!“

„Ich weiß, ich weiß,“ ſagte der Marquis, ſeinen Hut nehmend, „und heute gehe ich mit um ſo leichterem Herzen, da es der letzte Tag iſt, an dem dies ſtrenge Verbot auch mich betrifft. Leben Sie wohl, Amelie, und morgen, ja morgen ſinken dieſe ſchwarzen Gewänder, und meine Amelie tritt mir im Brautſchmuck entgegen.“

Er nahm ihre Hand und drückte ſie ſtürmiſch an ſeine Lippen.

„Leben Sie wohl!“ ſagte ſie bebend.

„Leben Sie wohl, Amelie! Alſo auf morgen.“

Leichten Muthes verließ er das Zimmer, Amelie ſtand und horchte ſeinem Schritte, bis er verhallt war, und dann ſagte ſie leiſe: „er iſt fort!“

Lange ging ſie nachdenkend im Zimmer auf und ab, dann trat ſie entſchloſſen zum Schreibtiſch und ſchrieb:

„Adolphe, ich muß Ihnen ein großes Geheimniß ſagen, ein Geheimniß, das ſeit vielen Monden mein Herz belaſtet, und mich in Ihrer Nähe oft ſtumm machte vor Entſetzen und Qual. Zürnen Sie mir auch nicht, daß ich es Ihnen jetzt erſt ſage! Ich hoffte für Sie und mich noch immer, daß es anders werden ſollte, anders werden könnte, daß der Traum meiner Jugend als Wahrheit und Wirklichkeit unſer Leben beglücken könnte, daß dieſes Stillſtehen meines Herzens nur ſei, wie die Ebbe des Meeres, die bald in einer höhern Fluth wieder verſchwindet. Ich hatte mich aber getäuſcht, — die Waſſer floſſen abwärts und nahmen einen andern Lauf. Hier mein Geheimniß:

Ich liebe Sie nicht mehr!

Und da Sie es nun wiſſen, ſo wiſſen Sie auch, daß ich nie die Ihre werden kann.

Das Herz des Weibes ist ein wunderliches Räthsel, Sie waren nicht der Mann, es zu lösen. Sie haben mich geliebt mit Ihrem Herzen, ich aber wollte geliebt sein auch mit der Seele! Darum forderte ich, daß Sie der äußern Zärtlichkeit entsagten, weil ich wußte, daß es leichter ist, zu der Geliebten mit Küssen zu sprechen, als mit Worten. Ich aber wollte Ihre Worte, wollte in diesen die Seele erkennen, die Seele, vor der ich mich neigen, der ich mich unterthan fühlen konnte, wollte den Geist vernehmen, der erhaben über den meinen, der mich lenken, leiten und führen konnte. Denn der Mann soll des Weibes Herr sein, und das nicht bloß in irdischer Beziehung, sondern auch in rein geistiger. Sie waren aber nicht mein Herr, und ich habe Sie nicht verehren gelernt, — ich will aber, daß der, den ich liebe, mir auch sei, wie eine Gottheit, der ich unbedingt vertraue und gehorche, eine Gottheit, die ich in allen Drangsalen um Schutz anflehe. Ich habe nie zu Ihnen beten können, Adolphe. Wissen Sie noch, Adolphe, daß wir in manchen Stunden uns gähnend gegenüber saßen? Ich weiß, es wäre nicht so gewesen, wenn ich Ihnen erlaubt hätte, mich zu umarmen und zu küssen, denn die Männer ergießen oft ihre Langeweile in Zärtlichkeiten, und küssen, wenn sie nicht zu sprechen wissen. Ich habe oft Ihnen gegenüber eine Oede, eine Leere, eine Langeweile empfunden, die entsetzlich war. Ein Weib aber kann es niemals vergeben, wenn ihr Geliebter sie langweilt, und wenn er in ihrer Gegenwart gähnt, so heißt das ihrer Liebe den Todesstoß geben. Und ich sah Sie mehrmals gähnen, mitten in jenen Gesprächen, in denen meine ganze Seele sich vor Ihnen in Worten ergoß, niemals aber, wenn ich zu Ihnen von Ihren Pferden, Ihren Jagdhunden sprach. Hier trennten sich unsre Wege, — Sie wissen aber, daß, wenn der Strom seine Ufer durchbricht und eine neue Bahn sich sucht, er niemals zurück kehrt zu der alten Straße. Die Wellen des Stroms fließen nie rückwärts, auch die des Herzens nicht!

Soll ich Ihnen sagen, wenn ich zuerst in Ihnen den Menschen erkannte, während Sie so lange Jahre meine Gottheit gewesen?

Es war an jenem unglücklichen Abende, an welchem Charles für uns sich opferte. Sie konnten es dulden, daß er beschimpft ward für Sie. Sie sahen sein Blut fließen, für Sie, und konnten schweigen.

Ja, Sie hielten mich zurück, als ich freimüthig unsre Schuld bekennen wollte, und Ihren Lippen entfuhr für mich ein hartes Wort.

Das war nicht tapfer, war nicht heldenmäßig, und von jenem Abende an habe ich bei Ihnen nie mehr an Schutz und Beistand geglaubt. Ich wußte, es sei möglich, daß Sie mich in der Stunde der Gefahr verleugneten. Seit jenem Abende habe ich auch nie wieder vor Ihnen gezittert, weil mein Glaube an Ihren Muth erschüttert war. Ein Mann, der von einem Manne ein Opfer annehmen kann, ist nicht werth, daß es ihm gebracht wird. Und ein Mann, der seiner Geliebten, sei's auch in der Aufregung, ein grobes, verletzendes Wort sagen kann, denkt in seiner innersten Seele nicht zart und fein fühlend, denn in der Erregung offenbart sich das innerste Wesen.

Und wenn ich in einsamen und bangen Stunden dies Alles überdachte, dann tauchte aus der Tiefe meines Herzens das Bild jenes Freundes auf, der in seiner Großmuth für uns duldete und litt, der mich liebte mit einer Liebe, der frei von Egoismus und Begehren, in sich selber ihr Genüge fand und ihren Lohn, der in seiner zarten Sinnesart von dem Momente an, wo der Tod meines Gatten mich frei gab, sich meinen Blicken entzog, damit ich frei schalte über mein Herz und meine Hand. — Es ist traurig und schmerzvoll, wenn das Weib den Mann ihrer Liebe mit einem andern vergleichen muß, der den Geliebten überragt, und niemals wird dieser dann auch der Geliebte bleiben, denn die Liebe will Blindheit und Anbetung, und wenn diese schwindet, — dann bleibt auch die Liebe nicht! —

Was soll ich Ihnen noch weiter sagen, Adolphe? Soll ich Sie um Verzeihung bitten? O nein, die ersten Tage, in denen Sie mir zürnen, vielleicht um mich trauern, werden vorübergehen, und dann werden für Sie schöne glückliche Jahre kommen, in denen Sie an der Seite eines andern Weibes erkennen, daß ich recht gehandelt! Adolphe, dann werden Sie mich segnen um das, weshalb Sie jetzt mir zürnen! Indem ich Ihnen jetzt Lebewohl sage, denke ich an diese ferne Zeit, und dieser Gedanke macht mir den Abschied minder schwer! — Amelie."

Die Feder entsank ihrer Hand, und gedankenvoll starrte Amelie vor sich hin; da schmetterte der lustige Ton eines Posthorns zu ihr

herauf, und der Kammerdiener trat ein, um zu melden, daß Alles bereit sei.

Amelie stand auf, faltete den Brief und übergab ihn dem Diener mit dem Befehl, ihn gleich nach ihrer Abreise dem Marquis von Craquis zu bringen. — Dann hüllte sie sich in ihren Mantel, und eilte, begleitet von ihrer Kammerfrau, zum harrenden Wagen, der sie fern in die Weite bringen sollte.

VI.

In einer einsamen Villa, nahe am Ufer des Meeres, zu Nizza, wohnte Charles von Ramillan. Die reine Luft sollte seine Brust stärken, die gelitten seit der vom General Beauvart erhaltenen Wunde, und die weite Entfernung von Paris, so hoffte er, sollte seinen Muth und seine Kraft zur Entsagung stählen. Aber sein Herz und seine Gedanken waren mächtiger als sein Wille und wollten nicht weichen von Amelie, der so lange Geliebten, der so lange Ersehnten! —

Einsam und trauernd wandelte er in seinem Gemache auf und ab, das Heranrollen eines Wagens störte ihn nicht in seinem Sinnen und Träumen, und selbst das leise Oeffnen der Thüre erweckte nicht seine Aufmerksamkeit.

Da rief eine weiche melodische Stimme seinen Namen, und jetzt wandte Charles sich um, dann blieb er wie erstarrt und gelähmt vom freudigen Schreck, regungslos stehen, und sagte leise: „wie? Träume ich denn? Amelie —"

Und Amelie, die bis dahin zitternd vor mächtiger Bewegung an der Thüre gelehnt, fand jetzt die Kraft, sich aufzurichten, leichten schwebenden Ganges nahte sie dem Freunde, und sagte mit einer Stimme, die alle Fibern seines Herzens erbeben machte: „nein, mein Charles, es ist kein Traum! Amelie steht vor Dir! Amelie, die Du geliebt, für die Du gelitten hast schweigend und stumm. Charles, ich aber träumte einen bösen Traum von erster Liebe, laß mich an Deinem Herzen erwachen zu der wirklichen ersten Liebe, welche kein Traum ist, sondern Wahrheit."

Sie kniete vor ihm nieder, und seinen Arm an ihr Herz drückend, flüsterte sie unter Thränen: „Du hast für mich Deine Hand hingegeben, ohne Klage, ohne Wunsch der Vergeltung, nimm dafür meine Hand, ich reiche sie Dir hier zum ewigen Bunde. —"

Und Charles, hohe Verklärung im Blick, jauchzte laut: „o Amelie, Geliebte, dies Glück, dies Entzücken —"

Mehr sagte er nicht, Thränen entstürzten seinen Augen, Amelie richtete sich auf, sie von seiner Wange zu küssen, und dann hielten sie sich lange und innig umschlungen! —

XII.

Die deutsche Oper.

Von

Friedrich Steinmann.

Erster Artikel.

Die deutsche Oper und nicht die Oper in Deutschland ist die Aufschrift, welche ich für die nachfolgenden Blätter gewählt habe, um von vorn herein die Tendenz dieser Mittheilung zu bezeichnen. Sie soll nur eine historische Darstellung der deutschen Oper enthalten, nicht eine Erörterung der Erscheinungen im Gebiete der Oper, wie sie in Deutschland aufgetaucht sind, aus dem Opernwesen des Auslandes überpflanzt, sondern auf deutschem Grund und Boden erzeugt.

Wie die deutsche Oper, aus heimischer Quelle ihren Ursprung nehmend, sich eigenthümlich gestaltet, entwickelt und fortgebildet, sowohl hinsichtlich der Operndichtung wie der Opernmusik — das und nichts Anderes soll hier dargethan werden.

Unter allen Länder des neueren Europa ist Italien das erste, welches vollständige Opern aufzuweisen hat, und zwar zuerst zu Ende des 16. Jahrhunderts, wiewohl man schon lange vorher Gesang auf der Bühne gehabt hatte. Die Chöre in den Tragödien, worin man den Alten nachzuahmen suchte, sowie in den Schäferspielen, welche jenen folgten z. B. im Aminta des Tasso und im Pastor fido des Guarini, waren gesungen worden. Den Schauspielen hatte man außer musikali-

schen Prologen zuweilen auch Intermezzi hinzugefügt, wo zwischen jedem Acte Schauspieler auftraten, und eine einfache Handlung mit Gesängen begleiteten, die sich entweder auf das aufgeführte Spiel bezogen, oder ein für sich bestehendes Ganze ausmachten. Dergleichen musikalische Intermezzi, von mythischen oder allegorischen Personen dargestellt, wurden zuweilen auch außer der Bühne bei mancherlei Festen aufgeführt, wie z. B. bei dem prachtvollen Turnier, das die Hochzeit des Großherzogs Franz von Florenz mit der schönen Bianca Capello verherrlichte. Ja — man hatte schon einigemal von Emilio del Cavaliere componirte Schäferspiele, in denen die ganze Handlung mit Gesang begleitet war, aufgeführt. Indeß waren doch diese Schäferspiele und jene Intermezzi von der Art von Singspielen, die späterhin Opern genannt wurden, noch sehr verschieden. Sie bestanden nämlich blos aus Reihen von Chören, Arien, Duetten, Terzetten u. s. w. die nie ein Recitativ unterbrach, und alle diese Gesänge waren in dem damals allgemein beliebten Musikstyle geschrieben, der den musikalischen Vortrag der Poesie so wenig begünstigte; das Recitativ war noch gar nicht erfunden. — Florenz, dem die Künste soviel verdanken, hatte die Ehre, auch diese Vervollkommnung der Musik in seinen Mauern entstehn zu sehn. Die erste Idee dazu entwickelte sich in einer Gesellschaft von Kunstfreunden, die sich in dem Hause des Grafen Bardi von Vermio, der selbst Dichter und Musiker war, versammelten. Sie beschäftigten sich vorzüglich mit Untersuchungen über die Musik der Alten, die sie für vollkommner hielten, als die Musik ihrer Zeit. Ihr Zweck war, diese durch jene zu reformiren, und durch Nachahmung der einfacheren und ausdruckvolleren Gesangweise der Alten den damaligen Geschmack an leeren, schwerfälligen Schnörkeleien und Künsteleien zu verdrängen. Als Bardi Florenz verließ, bildete sich ein ähnlicher Verein im Hause des Florentiners Jacopo Corsi, eines Musikfreundes, der selbst componirte. Er und seine Freunde setzten jene Untersuchungen fort; besonders lebhaften Antheil daran nahmen Ottavio Rinuccini, ein junger Dichter, Jacopo Peri, ein sehr geschickter Componist und Giulio Caccini, ein Dilettant, der mit Glück componirte, und ein guter Sänger war. Nach vielen Nachforschungen glaubten sie endlich die wahre Gesangweise der Alten in einer

Art von musikalischer Declamation, die zwischen Reden und Singen die Mitte hielt, wiedergefunden zu haben; sie beschlossen, damit einen Versuch auf der Bühne zu machen. Rinuccini, der ein sehr glückliches Talent zur musikalischen Poesie hatte, schrieb ein kleines Stück, das die Fabel von der Daphne (nach Ovid) zum Gegenstand hatte. Peri und Caccini setzten das Stück in Musik. Im Jahre 1594 wurde dieses componirte Sing- und Schäferspiel Daphne zuerst von einem kleinen Kreise von Musikfreunden gegeben, und kurz darauf mit manchen Verbesserungen vor einer sehr glänzenden Versammlung, der die Großherzogin und einige Cardinäle beiwohnten, wiederholt. Ermuntert durch den allgemeinen Beifall, der diesem ersten Versuche ward, schrieb Rinuccini für die 1600 zu Florenz zu feiernde Vermählung der Maria von Medicis mit König Heinrich IV. ein zweites größeres Drama, ein — wie es der Dichter nannte — musikalisches Trauerspiel, das die Geschichte der Eurydice darstellte. Peri componirte es, Corsi einige Arien und Caccini einige Chöre. Alles wurde von geschickten Musikern glücklich executirt, und erhielt bei der prachtvollen Aufführung allgemeines Lob. Da dieser neue „Canto recitativo" Beifall erhielt, so verbreitete sich der Ruf davon schnell durch ganz Italien. Die Folgen zeigten sich schon in den nächsten Jahren. Wo ein großes Hoffest recht glänzend und geschmackvoll gefeiert werden sollte, da erschien ein nach der neuen Weise componirtes Singspiel. Die Eurydice ist es also vorzüglich, welche die Italiener zur Ausbildung des musikalischen Drama in seiner jetzigen Gestalt aufgemuntert hat; aber diese Eurydice wäre nicht erschienen, wenn ihr nicht als gelungenes Vorbild die Daphne vorausgegangen wäre. Rinuccini dichtete auch Arianna mit Musik von Monteverde bei Gelegenheit der Vermählung des Herzogs von Mantua (1608); Monteverde ging darauf nach Venedig, von wo aus sich die Oper weiter durch Italien verbreitete.

Frankreich erhielt die Oper aus Italien, indem sie im Jahre 1646 durch den Cardinal Mazarin dahin verpflanzt wurde; Spanien entlehnte sie von Frankreich. England hat in seinem ältesten Trauerspiel: Gordobuc Chöre, welche gesungen wurden. Es ward nach Warton hist. of Poetry (tom. III. p. 376) 1561 zuerst aufgeführt, und die älteste

eigentliche Oper, welche in England 1674 erſchien, war Ariadne or the Marriage of Bacchus (Ariadne oder die Vermählung des Bacchus); ſie war indeß aus dem Franzöſiſchen überſetzt und von dem Franzoſen L. Grahut componirt.

In Deutſchland waren die erſten Producte der dramatiſchen Poeſie recitirend; ſie wurden geſprochen. Hie und da finden ſich kleine Lieder, namentlich Volkslieder, welche grade zur Zeit viel geſungen wurden, eingeflochten; dieſe wurden von irgend einer Perſon des Stücks geſungen. So z. B. heißt es in dem Faſtnachtſpiel von Hans Sachs: Der alte Buler mit der Zauberei (gedichtet am 1. Febr. 1554. H. Sachs Werke Band II. Theil 4. Blatt 29—33) „Marthe ſingt's Bauernmaidlein", ein damals allgemein bekanntes und beliebtes Volkslied, welches — ſoviel mir bekannt — nicht auf uns gekommen iſt; nur der erſte Vers:

Bauernmaidlein, laß dir's wohl gefallen!

findet ſich in einem andern Faſtnachtſpiele von Hans Sachs. Gleichergeſtalt fing man an, einzelne Stellen eines Drama, beſonders am Schluß der Acte, mit Muſik zu begleiten, und ſpäter zu ſingen. In einem Trauerſpiele von Paul Rebhun vom Jahre 1535

Ein Geiſtlich ſpil von der Gottfurchtigen und keuſchen Frawen Suſannen ganz luſtig und fruchtbarlich zu leſen, gedruckt in der Churfürſtlichen Stadt Zwickau durch Wolffgang Meyerpeck.

finden ſich nämlich zwiſchen jedem Act nach griechiſcher Weiſe eingeſchobene, reflectirende Chöre, die regelmäßig in Strophen und Gegenſtrophen eingetheilt, und wobei zugleich dem Texte die Noten vorgedruckt ſind, wornach die Geſänge geſungen werden ſollten. Gottſched theilt in ſeinem nöthigen Vorrath zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt Geſänge und Noten (Compoſitionen) als Probe mit. Auch in mehreren geiſtlichen Schauſpielen, ſowohl in den alten katholiſchen Myſterien, als in anderen, ſpäterhin meiſt von Proteſtanten geſchriebenen bibliſchen Dramen findet man Lieder und Geſänge eingewebt. Auch in Adam Puſchmanns Comödie von Jacob und Joſeph findet man den Gebrauch, die Zwiſchenacte des Stücks mit Muſik auszufüllen. Am Schluſſe jeder Scene des erſten Acts ſtehen die Worte: „Man ſchlecht

(schlägt) aufm Instrumentum", und am Ende desselben Acts: „Man braucht ein Instrumentum oder den Gesang zum ersten Actus." Am Schlusse jeder Scene ist das Wort „Instrumentum" und nach jedem Acte die obige Bemerkung wiederholt. Die fünf Gesänge, „die man — wie Puschmann in der Vorrede sagt — im Fall der Noth zwischen den Actus an stad eines Instruments singen mag", waren von ihm selbst componirt. Es war also nichts weiter als eine musikalische Begleitung der einzelnen Scenen und zur Ausfüllung der Pausen zwischen den Acten. An Singspiele ward in der frühesten Zeit unseres Drama und Theaters nicht gedacht, und in den theils gedruckt, theils handschriftlich auf uns gekommenen Dichtungen unserer ältesten dramatischen Dichter Rosenplüt, genannt der Schnepperer, von Schnepper (Instrument zum Aderlaß, da er Bader (Wundarzt) zu Nürnberg war), Hans Sachs, Hans Folz, Peter Probst u. s. w. findet sich keine Spur derselben, wohl aber in den dramatischen Dichtungen von

Jacob Ayrer,

der als der erste, uns bekannte, deutsche Singspieldichter dasteht. Er war Notarius und Procurator zu Nürnberg, und zwar, wie es in der Vorrede zur Sammlung seiner dramatischen Schriften heißt: „Kayserlicher Notarius, Burger und der Gerichten allhie zu Nürnberg geschworner Procurator, der das Laster Ocium (Otium, Müßiggang) heftig gescheuet, und in erregung des alten Proverbii: Ocia dant vitia (Müßiggang ist aller Laster Anfang) aller jugendt ein gutes Exempel gegeben, in seinen lebzeiten, neben seinen nicht wenig obgelegenen, sowohl Ampts- als Privatgeschefften, nach fleißiger Expedirung derselben, zu seinen müßigen Ruhestunden und Erquickzeiten, jhme (sich) belleben lassen, in der Löblichen Poeterei, dazu er dann sonderlich einen guten geist vnd foelix ja Divinum ingenium gehabt, sich selbst zu erlustirn und zu ergötzen." Er war ein unmittelbarer Nachfolger von H. Sachs, indem schon 1585 zu Speier ein Stück erschien unter dem Titel:

Iacobi Frischlini Iulius et Cicero redivivus, wie sie wieder auff die Erden kommen, vnd weß sie sich verwundern, spielweiß verfaßt von Jacob Ayrern.

Hierdurch möchte Tieck's Behauptung (in seinem altdeutschen Theater

Bd. I. S. XXII.), die wenigsten seiner Stücke möchten vor dem Jahre 1610 geschrieben sein, in Verbindung damit, daß Ayrer's Schriften kurz nach seinem Tode 1618 zu Nürnberg gesammelt erschienen, widerlegt zu sein scheinen. Diese Sammlung führt den Titel:

Opus Theatricum oder dreißig ausbündige schöne Komedien und Tragedien von allerhand denkwürdigen alten römischen Historien und anderen politischen Gedichten und Geschichten, Sampt noch anderen Sechs vnd dreißig schönen lustigen vnd kurtzweiligen Fastnacht oder Possen-Spilen. Durch Weyland den Erbarn vnd wolgelahrten Herrn Jacobum Ayrer u. s. w. seeligen. Auß mancherley alten Poeten vnd Scribenten zu seiner weil und lust mit sonderm fleiß zusammencolligiret vnd in Teutsche Reime Spilweiß verfasset, das man alles Persönlich agirn kann. Nürnberg. 1618 fol.

Gottsched besaß diese Sammlung in einem geschriebenen Folianten ohne Jahreszahl. Sie enthält 30 verschiedene Stücke, außer welchen von Ayrer noch 40 andere vorhanden waren, und heißt es hinsichtlich dieser in der Vorrede zum Opus theatricum, daß man dieselben herausgeben würde, wenn der erste Theil gute Aufnahme fände. Dieß ist nicht geschehn, und möchte schon daraus allein zu entnehmen sein, daß Ayrer's dramatische Schriften nicht den Grad von Vollkommenheit erreicht haben und weniger Beifall fanden, als Hans Sachs in mehreren Ausgaben und Auflagen im Druck erschienene Werke. Dieses näher zu erwägen, ist hier der Ort nicht, da diese Blätter Ayrer nur als Singspieldichter zu besprechen haben.

In der eben gedachten Sammlung der Dramen Ayrer's finden sich nämlich neue Singspiele — Singetsspiele nennt sie der Dichter. Sie führen folgende Titel:

Ein schön singets Spil, der verlarfft Franziscus mit der Venedisch jung Wittfrauen, mit 4 Personen. In deß Rolandis Thon.

Ein schön neu singets Spil von einem vngerechten Juristen, der ein Münch worden, mit 6 Personen. Im Thon:
Liebhaben steht eim jeden frey.

Ein singets spil von dreyen bösen Weibern, denen weder Gott noch jre Männer recht thun können, mit 6 Personen. Im Thon, wie man den Englischen Roland singt.

Ein schön singets Spil, der Forster im Schmaltzkübel, mit 4 Personen. Im Thon:

Auß frischem freyen Muth
Tantz' du, mein edles Blut.

Ein schönes neus singets Spil von dem Knörren Cüntzlein mit 4 Personen. Im Thon:

Venus du und dein Kind,
Sind alle beyde blint.

Ein schön neu singets Spil, ist genannt der Münch im Keßkorb mit 5 Personen. Im Thon des englischen Roland.

Ein singets Spil der Wittenbergisch Magister in der Narrenkappen mit 7 Personen. Im Thon, wie man den Dillathey o Narr dummel dich (tummle dich) singt.

Ein schön neu singets Spil von etlichen närrischen Reden des Claus Narrn vnd anderer, zusammencolligirt mit 6 Personen. Im Thon:

Laßt uns ein weyl bey einander bleiben.

Ein schön neu singets Spil von dem Eulenspiegel mit dem Kaufmann und Pfeiffenmacher mit 6 Personen. In des englischen Rolands Thon.

Diese Singetsspiele Ayrer's nun sind die ersten rohen Versuche im Singspiel, die Uranfänge der Oper in Deutschland, in gleichförmig gebauten Strophen und mit bestimmtem Rhythmus geschrieben. Wie schon aus dem Zusatze auf den Titeln: Im Thon u. s. w. hervorgeht, wurden diese Singspiele durchgehends ohne Abwechslung in der Musik von Anfang bis zum Ende nach einer Melodie, nach der Weise irgend eines beliebten Liedes oder bekannten Gesanges gesungen. Diese Melodien waren theils Meistersängerlieder-Weisen oder Weisen von bekannten Volksliedern. Eine Strophe wurde nach der anderen von den im Stücke auftretenden Personen hergesungen, gewiß höchst langweilig für den Zuhörer, da ein solches Singspiel zwischen 50 bis 60 Strophen enthält, wobei nur einigermaßen ein Wechsel durch die Stimmenverschiedenheit der executirenden Individuen eintrat. Zudem sind viele dieser Lieder eigentlicher Choralgesang, und mehrere Kirchenmelodien der heutigen

Zeit wurden früher auf den deutschen Bühnen gesungen, indem diese Melodieen ursprünglich Volksliederweisen waren, wornach die Reformatoren und die gleichzeitigen und späteren Kirchenliederdichter ihre Gesänge dichteten, oder auch nur den Text umarbeiteten.

Was den Stoff der Singspiele Ayrer's betrifft, so mögen hier einige Proben eines Singspiels ihre Stelle finden. Ich wähle das Singspiel: Der verlarvte Franziscus mit der venedischen jungen Wittwe. Die Melodie ist die des Liedes von Roland, das Versmaaß vierfüßige Jamben; die Strophen, deren das Singspiel vier und funfzig enthält, bestehen aus 8 mit männlichen und weiblichen Reimen abwechselnden Versen. Das erste Duett zwischen der Wittwe Leonore und ihrer Magd Ancilla lautet also:

Leonore.

Ach! weh meins jungen Hertzen,
Daß mir mein Mann ist todt!
Das bringt mir großen Schmertzen,
Darzu jammer und noht, (Noth)
Daß ich auf dieser Erden
All meines Lebens tag
Nimmer kann frölich werden.

Ancilla.

Ach, Frau, was soll die Klag'?

Ihr seid ein junges Weibe,
Auch reich an Gelt und Gut,
Und habt ein graden Leibe;
Umb euch auch werben thut
Viel mancher junger G'selle.
Nemmt euch ein andern Mann,
Der euch eur ungefelle
In Freud verwenden kann.

Leonore.

Ach, schweig, was thust du sagen!
Ich will meins lebens tag
Nach keinem Mann mehr fragen,
Zubringn in leid und klag,

Und in der Kirchen beten,
Hören Predig vnd Meß;
Darum thu mir nachtreten,
Daß ich meins leidts vergeß',

Kein Menſch auff Erd mich das beredt,
Daß ich vergiß meins Manns;
Keins andern gunſt mir nicht eingeht.

Ancilla.

Ei ja — der Signor Hans,
Der euch nächten hofiret,
Iſt ein ſchöne Perſon.

Leonore.

Laß mich nur unverirret;
Du hörſt, ich will kein Mann.

Dieſe Proben mögen genügen. In der Weiſe der Singſpieldichtungen Ayrer's ſind keine ähnlichen auf uns gekommen. Ob Ayrer zuerſt und allein ſolche Singſpiele geſchrieben, iſt nicht zu ermitteln, aber auch nicht anzunehmen. Der Schluß ſeines Singſpiels von den böſen drei Weibern beweiſt nur, daß ſie in Nürnberg etwas Neues waren. Ohne Zweifel wurden ſie indeß ſchon vor dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts, mithin vor Aufführung der erſten Oper in Italien aufgeführt.

In dem zweiten Theil der im Jahre 1624 erſchienenen Engliſchen Comödien und Tragödien (einer Sammlung von Bühnenſpielen, welche von wandernden Schauſpielergeſellſchaften, die ſich engliſche Comödianten nannten, in Deutſchland aufgeführt wurden) finden ſich zwei „Singecomödien" abgedruckt, welche jedenfalls auch aufgeführt worden ſind.

Außerdem finden wir die erſte Spur der Aufführung eines größeren ſogenannten muſikaliſchen Schauſpiels in Deutſchland ſchon im Jahre 1597 zu München. Es hatte: Den Kampf des Erzengels Michael mit Lucifer zum Gegenſtande. Ob es die erſte Oper zu nennen, läßt ſich aus den weiterhin anzuführenden Gründen bezweifeln;

aber es war in anderer Hinsicht eine merkwürdige Erscheinung. Noch nie war in Deutschland ein Singspiel mit solchem Pompe und so verschwenderischer Pracht in Decoration und Kostümirung aufgeführt worden. Die Veranlassung dazu gab die Vollendung der den Jesuiten eingeräumten, neben ihrem Collegium in München aufgeführten, großen und prächtigen Michaeliskirche. Der Erbauer, der fromme und prachtliebende Herzog Wilhelm V. wünschte das Fest ihrer Einweihung, dem viele fürstliche Personen beiwohnen wollten, möglichst zu verherrlichen, und die Jesuiten beeiferten sich, den Wünschen ihres Beschützers und Wohlthäters zu entsprechen. Was ihr Witz und ihr Wissen in Prosa und Poesie vermochte, wurde zu diesem Feste aufgeboten. Bei dem großen Gastmale, womit der Herzog nach Einweihung der Kirche 1700 Personen in den Sälen und Gängen des Collegiums bewirthete, wurden 5 Reden, eine sogar in hebräischer Sprache gehalten. Ganz vorzüglich bemühten sie sich bei dem Schauspiele, das von den Jesuitenschülern und auf des freigebigen Herzogs Kosten am folgenden Tage aufgeführt ward, auch die kühnsten Erwartungen zu übertreffen. Das große, mit vielen Maschinen und Decorationen versehene Theater war unter freiem Himmel auf dem geräumigen, an die Kirche und das Collegium stoßenden Platze errichtet. Vor der Bühne befanden sich Sitze für die vornehmste, und Amphitheater für die mittlere Klasse der Zuschauer. Daneben war noch Raum genug für die übrigen geringeren Klassen, die sich, wie man voraus sehn konnte, in unzähliger Menge einfanden. Tausend Mann Soldaten hielten in diesem Gedränge Ordnung. So kolossal der Schauplatz war, so ungewöhnlich zahlreich war auch das Personal der bei der Aufführung des Spiels mitwirkenden Personen, über welche der Dichter gebieten konnte; denn das Collegium zählte mehr als 900 Schüler von den verschiedensten Altern, Gestalten und Stimmen, so daß der Dichter, da jeder gern mitspielen wollte, in die selten vorkommende Verlegenheit gerieth, nicht wo er die Schauspieler hernehmen, sondern wo er sie placiren sollte. Indeß trat ein Umstand ein, der es ihm möglich machte, das Hauptthema seines Singspiels, das ohnehin schon zahlreiche Schaaren von Engeln und Teufeln als Gefolge Michael's und Lucifer's anzubringen erlaubte, noch mehr zu erweitern. Der Herzog wünschte näm-

lich, daß bei dieſem Feſtſpiele nicht blos der Erzengel Michael, ſondern auch die h. Märtyrer, deren Reliquien in der Kirche niedergelegt waren, gefeiert werden möchten. Da die Zahl der letztern ſehr groß war, ſo wurde dadurch der Dichter aufgefordert, faſt die ganze ältere Kirchengeſchichte in ſein Drama zu verweben. Freilich ſchlug ihm ſein poetiſches Gewiſſen, als er gegen die drei Einheiten des Ariſtotekes ſo gewaltig anſtoßen ſollte. Indeß fand er es am Ende gerathener, wie der Pater Agricola erzählt, ſich lieber dem Wunſche des Herzogs, als dem Regelkrame des alten Aeſthetikers zu fügen. Frei von den läſtigen Beſchränkungen durch Zeit und Raum bediente er ſich alſo der ganzen Freiheit der romantiſchen Poeſie. Sein Drama, das nur durch die Idee von einem fortwährenden Kampfe des guten Princips gegen das böſe locker zuſammengehalten ward, ſchilderte nicht nur den vorgeſchichtlichen Streit des Erzengels Michael mit Lucifer, ſondern auch die ſpätern Machinationen deſſelben, womit er das neuentſtandene Chriſtenthum durch die Anhänger des Götzendienſtes zu ſtürzen ſuchte. Dadurch ward es dem Dichter möglich, außer jenen Schaaren von Engeln und Teufeln, auch noch eine zahlreiche Menge von Chriſtenverfolgern und Märtyrern mit ihrem beiderſeitigen Gefolge auf die Bühne zu bringen, ſo daß wirklich neunhundert Perſonen zur Aufführung erforderlich waren. Zugleich bot ſich ihm Gelegenheit dar, durch die überraſchendſten Verwandlungen der Bühne und durch allen Zubehör eines glänzenden und geräuſchvollen Spektakelſtückes die Zuſchauer zu vergnügen.

Schon die erſten Scenen ſetzten die Zuſchauer in Erſtaunen. Lucifer, in Geſtalt eines abſcheulichen Drachen, war ſchauerlich anzuſehn. Als ſeine Gegnerin, jene ſymboliſche Geſtalt aus einer Viſion der Apokalypſe, erſchien, erhob er ſich, ſie zu verderben; aber umſonſt ſpie er einen Feuerſtrom und dicke Rauchwolken aus; die Gegnerin wurde ihm auf den Flügeln eines Adlers ſchnell entrückt. Als er hierauf, ſtolz auf ſeinen Sieg, ſeine Drachenlarve ablegte, und verwandelt in eine ſchöne Heldengeſtalt, den Himmel zu erſteigen, und dort ſeinen Thron zu beſteigen ſich rüſtete, erſchien Michael mit ſeinen Schaaren. Blitze zuckten vom Himmel, ein Feuerregen ſtrömte nieder, alles hallte von Donnerſchlägen wieder, die Erde öffnete ihren feuerſpeienden Schlund, und Lu-

cifer wurde mit seinen Genossen in den Abgrund gestürzt. Dieser bewunderten Schreckensscene folgte ein lieblicher tönender Lobgesang, den die Engelchöre, als sie sich wieder zum Himmel erhoben, zum Preise Gottes und des h. Michael anstimmten.

Lucifer suchte nun, was er mit Gewalt nicht hatte erlangen können, durch List zu erreichen, und verband sich mit den mächtigsten, götzendienerischen Königen der Erde. Dies führte einige prächtige Aufzüge herbei, die nicht über das Theater, sondern über den Platz mitten durch den Zuschauerhaufen bis zur Bühne zogen. So langten dort nach und nach von vier verschiedenen Eingängen des Platzes vier als Christenverfolger berühmte römische Kaiser: Nero, Diocletian, Decius und Marentius an — freilich ein etwas starker romantischer Anachronismus; aber wer dachte daran, wenn er den Schimmer ihrer vier- und sechsspännigen Wagen und den Glanz ihres zahlreichen Gefolges von Rittern, Hofherren und Trabanten erblickte, und die vorgetragenen Adler und Fahnen, und die lorbeerbekränzten Lictoren mit den Ruthenbündeln, die ihren Herrn in dem Gedränge Platz machten? — An der Bühne stiegen die Kaiser aus, und ließen Pferde und Wagen davon ziehn. Da jener höllische Proteus unter stets wechselnden Gestalten, bald als die Apostasie, bald als die Ketzerei, bald als die Heuchelei, und bald als die Afterpolitik verlarvt, sich stets neue Kampfgenossen anzuwerben suchte, so fanden sich auch bei ihm Kaiser Julian, der Abtrünnige und Furius, der Anführer der Ketzer ein. Beide begleitete ein zahlreiches Gefolge, welches bestimmt war, nicht durch seine Pracht, sondern durch seine lächerlich häßlichen Gestalten die Zuschauer zu belustigen. Nun folgte eine lange Reihe von Scenen, welche die mit abwechselndem Glücke geführten Kämpfe zwischen Lucifer's Verbündeten und den unter Michael's Schutze streitenden Christen darstellten. Endlich als alle Widersacher überwunden waren, schloß sich dieser Krieg mit einer herrlichen Siegesfeier. Vorher sah man noch einmal die Hölle und die schauderhaften Qualen, zu welchen die besiegten Tyrannen und Feinde des Christenthums waren verdammt worden. Aber plötzlich verschwand dies gräßliche Gemälde, und man erblickte eine anmuthige Gegend. Hier zeigte sich die allegorische Person der Kirche als eine triumphirende Königin.

Gesandte aus Aegypten, Aethiopien und andern Gegenden Afrika's, Asiens und Amerika's, alle in dem Costüm ihrer Völker und die jedem eigene Sprache redend (?) zogen herbei, um der Kirche zu huldigen und Gehorsam zu geloben. Dann nahten sich ihr die Engel, die Michael nach allen Seiten ausgesandt hatte, um die Reliquien der tapferen Martyrer, die in jenen Kämpfen gefallen waren, zu sammeln. Sie brachten sie, mit Gold und Edelsteinen überdeckt, herbei, und die Kirche entschied mit Genehmigung des h. Michael's, daß sie in dem neu erbauten, ihm geweihten Tempel niedergelegt werden sollten. Als sich dieser, um zum Himmel heimzukehren, erhob, und mit der Spitze seiner Lanze die Wolken berührte, gingen sie plötzlich auseinander, und man erblickte die Sitze der Seligen, die von zahllosen Sternen schimmerten, und vom Jubel froher Siegsgesänge wiederhallten. Hier zeigten sich alle jene Martyrer, die man an den ihnen eigenen Attributen erkannte, in himmlischer Glorie. Michael rief hierauf Baierns Schutzengel, und schilderte ihm die Macht und das Glück dieser so herrlich belohnten Kämpfer. Dann versprach er Baiern seinen immerwährenden Schutz; dasselbe versprachen die Martyrer; endlich beschloß ein Wechselchor von Lobgesängen im Himmel und Danklieder auf der Erde diesen Triumph des siegreichen Erzengels. Die Aufführung währte zehn Stunden. Dieses Spiel führt den Titel:

Triumpf vnd Frewdenfest zu Ehren dem h. Ertzengel Michael als Schutzfürsten vnd Patron der Newgeweyhten herrlichen Kirchen. Vor und von dem Gymnasio der Societät JESU angerichtet vnd gehalten auf den Siebenden Tag July. München bei Adam Berg. 3 Bogen. 4. 1597.

Es ist indeß dieses das Stück selbst nicht, sondern nur ein Scenarium. Der Verfasser dieses in 5 Actus getheilten Stücks hat, wie es in der Vorrede heißt, die Absicht gehabt, „gleich als in einer gemalten Tafel der Streitbaren Kirchen jetz trawrige, jetz fröliche gestalt, Tugenden, Streit vnd mit Hülff des h. Ertzengels offt erlangten Sieg fürzuhalten nach Anleitung des 12. Cap. Apoc. Damit aber ein jeder leicht fassen vnnd verstehen mögte, was auff dem Theater fürgehet, vnd was jedes bedeuttet, so ist aller Act vnd jeder Scenen summarischer Innhalt kürtz-

lich allhie verfasset worden." Ob das Stück selbst in lateinischer oder deutscher Sprache aufgeführt worden, darüber sind uns keine Nachrichten; das Scenarium ist aber deutsch geschrieben. Der Name des Verfassers des Stücks ist nicht bekannt; dagegen wohl der des Componisten. Es war George Victorin, Musikdirector an der neuen Michaelskirche zu München. Ueber den Gehalt der Composition ist auch nichts bekannt; möglich, daß die Partitur noch in der Bibliothek eines Klosters in Baiern versteckt ist. Man kann daher nur behaupten, da man nichts Näheres bis jetzt ermittelt hat, Victorin's musikalisches Drama sei das erste kunstmäßige Singspiel gewesen, das in Deutschland aufgeführt worden.

Dagegen hat, wie bei den Italienern Florenz, bei den Deutschen Dresden die Ehre, mit Aufführung der ersten Oper voranzugehen. Die Veranlassung dazu gab die Vermählung der ältesten Tochter des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen, der Prinzessin Sophie Eleonore mit dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt, Georg II. Sie wurde mit ihm schon zu Anfang des Jahres 1625, wo er noch Erbprinz war, verlobt, und die Vermählung sollte im folgenden Jahre vollzogen werden. Um den Glanz dieses Hochzeitsfestes zu erhöhen, kam man auf den Gedanken, es nicht blos, wie damals Sitte in Deutschland war, mit Kampfjagden, Ringrennen, Tänzen, Feuerwerken u. s. w. zu feiern, sondern auch nach der Weise der italienischen Höfe die Aufführung eines musikalischen Drama's damit zu verbinden. Vielleicht brachte diesen Gedanken Heinrich Schütz, der Kapelldirector des Kurfürsten, der die Musik zu Venedig studirt hatte, in Anregung, vielleicht der Kurfürst selbst, der in früheren Jahren in Italien gewesen war. Es galt nur, einen Dichter zu finden, der ein solches Drama in deutscher Sprache zu schreiben übernähme, und dazu bot sich eine treffliche Gelegenheit dar.

Martin Opitz von Boberfeld,

geboren 1597 zu Bunzlau in Schlesien, gestorben am 20. August 1639 zu Danzig, der schon damals als einer der vorzüglichsten Dichter Deutschlands berühmt war, lebte gerade zu dieser Zeit in Sachsen. Er hatte sich beinahe ein halbes Jahr bei seinem Freunde, dem Professor Buchner

zu Wittenberg aufgehalten, wo er die Trojanerinnen des Seneca überſetzte, und beſuchte von dort aus auch Dresden, wo er mit dem Secretair Seußius, einem damals nicht unbekannten Poeten, und mit dem Hofmeiſter der kurfürſtlichen Prinzen, Aneſorge, der ſich durch ſeine Gelehrſamkeit und Weltkenntniß auszeichnete, in vertraute Bekanntſchaft kam. Wahrſcheinlich waren es dieſe neuen Freunde, welche ihn, obgleich er wenig Neigung dazu zeigte, bewogen, die deutſche Bearbeitung eines italieniſchen Singſpiels für jenes Hochzeitfeſt zu übernehmen. Daß man die Daphne des Rinuccini dazu wählte, geſchah vermuthlich, weil es ein ſehr einfaches Schäferſpiel war, zu deſſen Aufführung man weder ſehr koſtſpieliger Decorationen, noch eines ſehr zahlreichen Perſonals von Sängern und Sängerinnen bedurfte. Opitz entſchloß ſich ungern zur Bearbeitung der Daphne, weil ſie den Ideen, die er ſich nach den Dramen der Alten von den Erforderniſſen eines guten Schauſpiels gebildet hatte, nicht entſprach. Man ſieht dieß aus ſeiner Vorrede, wo er ſagt: er habe dieſes mehrentheils aus dem Italieniſchen genommene Drama auf ſelbige (italieniſche) Art und heutigem Gebrauche ſich zu bequem geſchrieben, ob ihm gleich nicht unbekannt ſei, was die Alten wegen der Trauerſpiele und Komödien zu befehlen pflegen. Erleichtert hat er ſich die Arbeit allerdings dadurch, daß er faſt überall ſehr frei überſetzte, auch für die Chöre die Versmaaße des Originals nicht beibehalten, ſondern ſolche gewählt hat, die ihm und ſeinen Landsleuten bekannter und geläufiger waren. Es mochte dieß auch damals ſehr nöthig ſein; für Deutſche jener Zeit mußte man das Ausländiſche wirklich verdeutſchen; was gar zu fremdartig war, ſprach nicht an. Im Ganzen aber iſt Opitz, ſoviel Freiheiten er ſich auch im Einzelnen erlaubt hat, dem Originale ſehr treu geblieben, und hat im Gange der Handlung wenig geändert. Einen Chor hat er eingeſchoben, der im Originale fehlt. Er iſt in Verſen, die wohlklingender und fließender als die Verſe der überſetzten Chöre ſind, geſchrieben, und rühmt, damit die Liebe nicht gar zu verführeriſch erſcheint, die männliche Tapferkeit, die ihr widerſteht. Auch dem Schlußchore hat Opitz einige Strophen von ſeiner Erfindung hinzugefügt, um zur Anſpielung auf das Feſt, das die Oper verſchönern ſollte, neben dem Lorbeer auch die ſächſiſche Raute zu preiſen. Die be-

deutendste Veränderung findet sich am Ende des Stücks, wo bei Rinuccini ein Hirt den Nymphen die Verwandlung der Daphne nur erzählt. Opitz läßt diese Verwandlung auf der Bühne vor sich gehn, vermuthlich weil man sich von diesem Theatercoup, bei dem auch der Maschinist seine Kunst zu zeigen Gelegenheit erhielt, viel Wirkung versprach. Das Stück ist in 5 Acte getheilt; jeder hat nur eine oder ein paar Scenen und einen Chor. Das Ganze nimmt sich ziemlich kahl und mager aus, und erscheint, da ihm der Wohllaut der italienischen Verse abgeht, noch unbedeutender, als das nicht sehr gehaltreiche Original. Dennoch ist Opitzen's Daphne, im Vergleich mit anderen Producten der damaligen deutschen dramatischen Dichter, immer noch ein nicht übel gerathener Versuch.

Was der Kapelldirector Schütz, der diese Oper componirte, gethan hat, um ihr mehr Werth und Bedeutung zu geben, läßt sich nicht beurtheilen, da die Composition nicht bekannt ist. Schütz galt damals für einen der besten Musiker Deutschlands, und da er sich in Italien gebildet hatte, so war ihm der neue Recitativstyl gewiß nicht unbekannt; doch wird er, da er so oft und gern für den Kirchengesang componirte, die Gelegenheit wohl nicht haben entgehen lassen, wenigstens in den Chören recht kunstreichen, vielstimmigen Gesang anzubringen.

Noch weniger wissen wir von der Aufführung dieser Oper. Zwar wird überall, wo man dieser ersten deutschen Oper gedenkt, erzählt, sie sei zuerst in Dresden gegeben; es muß dieß aber ein Irrthum sein, weil das Vermählungsfest, wofür sie geschrieben war, nicht in Dresden begangen ward, da es, weil der Landgraf Georg 1626 seinen Vater verlor, und beim Regierungsantritte viele dringende Geschäfte vorfand, bis auf den 1. April 1627 verschoben und nach Torgau verlegt worden. Weck nennt in seiner Dresdner Chronik alle die fürstlichen Personen, welche sich zu dieser Hochzeit nach Torgau verfügten, und setzt hinzu: Es wurden bei dieser Zusammenkunft Ring- und Quintan-Rennen, Bären- und Wolfsjagden, Armbrustschießen, auch Feuerwerke gehalten, und bestunde die Freude bis zum 12. April. Der Aufführung eines Singspiels erwähnt er nicht; doch scheint unzweifelhaft, daß die Daphne damals wirklich in Torgau aufgeführt worden; denn Opitz sagt in der

Ueberschrift des Gedichts, womit er dasselbe dem fürstlichen Brautpaar dedicirt, ausdrücklich: sie sei bei ihrem Beilager 1627 durch H. Schütz musikalisch auf den Schauplatz gebracht worden. Nach einer anderen Nachricht ist sie erst zu Dresden und drauf zu Torgau aufgeführt worden.

Eher könnte man zweifeln, ob sie auch mit den gehörigen Decorationen und Verkleidungen vorgestellt sei, da es in einer anderen Nachricht heißt, sie sei bei der Tafel abgesungen worden. Indeß ist es nicht wahrscheinlich, daß man sie ohne allen theatralischen Pomp nur als Cantate vorgetragen.

Ob Opitzen's zweite Oper, welche unter dem Titel:

Judith, ein Singespiel 1633.

erschien, bei welcher „an Erfindung und Worten einen großen Theil aus dem Italienischen entlehnet worden", aufgeführt ist, fehlt es an Nachrichten.

David Schirmer

trat im Jahre 1650 mit einem

Ballet von dem Paris und der Helena, in Dreßden auf dem Riesensaal gehalten. In Versen.

auf. Es war die erste deutsche Oper, oder vielmehr ein Ballet mit Pantomimen und Musik, die nach dem westphälischen Frieden in Deutschland aufgeführt wurde. Außerdem schrieb er und erschien im selben Jahre:

Der triumphirende Amor. Ein Singspiel.

Zwar finden sich noch mehrere Opern aufgezeichnet, welche in Dresden gegeben worden; indeß geschah dieß nur bei Festlichkeiten am Hofe. Von einem dazumal schon vorhandenen Opernhause ist aber nichts bekannt. Die deutsche Oper wurde hier später auch durch eine italienische Oper ganz verdrängt.

Nach David Schirmer tritt der als deutscher Dramatiker so bedeutende

Andreas Gryphius (Gryph),

geboren am 2. Octbr. 1616 zu Großglogau in Schlesien und gestorben daselbst am 16. Juli 1664, auch als Singspieldichter auf. Nach beendigten Studien und großen Reisen durch Holland, England, Frankreich und Italien kehrte er ins Vaterland zurück, und ward 1647 Landsyndikus des Fürstenthums Glogau. Seit 1662 war er Mitglied der fruchtbrin-

genden Gesellschaft, in welcher er den Namen „der Unsterbliche" führte. Der kaiserliche Pfalzgraf G. Schönborner, der ihn 1637 zum Dichter gekrönt, ertheilte ihm auch den Adelsbrief. Mitten in einer Versammlung der Landstände starb er, vom Schlage getroffen. — Bedeutend als dramatischer Dichter im Felde der Tragödie und des Lustspiels, ist er minder bedeutend als Operndichter. Von seinen zahlreichen dramatischen Schriften gehören seine Singspiele hieher, drei an der Zahl. Sie sind:

1. Majuma, Freudenspiel, auf dem Schauplatz gesangsweise vorgestellt im Maimond 1653

zu Ehren Ferdinand's IV., der damals römischer König wurde. Es ist das einzige Stück Gryph's, welches wie das unter Nr. 3 aufgeführte wirklich auf die Bühne kam. Der Name: Freudenspiel ward nach Philipp von Zesens Verdeutschung damals statt Komödie oder Lustspiel gebraucht. Eigentlich keine Oper, ist es in Versen geschrieben, und einzelne Gesänge sind eingeflochten. Es hat 3 Aufzüge. Als Probe stehe hier folgender Gesang:

Du allein, o Preis der Schönen,
Bist mein einzig höchstes Gut.
Laßt erhitzter Wetter Glut
Berg und See mit Blitzen krönen;
Dennoch scheidet uns, mein Licht,
Weder Blitz, noch Wetter nicht

Unter Majuma ist übrigens das bekannte römische Blumenfest zu verstehn; die Haupthandlung des Stücks besteht darin, daß Mars auf Verlangen der Chloris entwaffnet wird.

2. Piastus, Lust- und Gesangspiel in 6 Aufzügen,

entlehnt seinen Stoff aus der bekannten Legende aus der alten polnischen Geschichte. In diesem, in Versen geschriebenen Spiele kommen Engel auf die Bühne, welche bei dem Piasten einkehren, sein Haus segnen und von ihm dankbar verehrt werden. Es scheint zu einer Feierlichkeit bestimmt gewesen zu sein.

3. Das verliebte Gespenst, Gesangspiel.

Dieses in Versen geschriebene, mit Gesängen vermischte Schauspiel wurde auf dem „Schauplatz" zu Glogau am 10. Octbr. 1659 zu Ehren der

Braut Herzogs Georg zu Brieg, Liegnitz u. s. w. Elisabeth Marie Charlotte, gebornen Pfalzgräfin bei Rhein u. s. w. aufgeführt. Es hat vier Aufzüge; zwischen jedem derselben ward ein Act des Zwischenspiels: die geliebte Dornrose, gegeben, dessen Personen schlesische Bauern sind, die der Dichter in ihrem eigenthümlichen Dialecte sprechen läßt. Auch dieses Zwischenspiel ist mit Gesängen untermischt.

Im Todesjahre des Andreas Gryph trat

Constantin Christian Dedekind

mit seiner ersten Oper auf. Er war kursächsischer Steuercassirer zu Dresden und ebenfalls kaiserlicher gekrönter Poet. Sein erstes Singspiel führt den Titel:

Altaniens wertheſter Hirtenknabe Filareto am 12. des Heumonats 1665 unter einer ſchäferiſchen Spiel- und Sang-Luſt ꝛc. Dresden mit Seyffert's Druck. Fol.

Später erschienen von ihm, und zwar zum ersten Male 1670 und zum andern Male gedruckt 1676

Neue geiſtliche Schauſpiele, bekwemet (bequemet) zur Muſik. Darin sind enthalten: 1. Himmel auff Erden, daß iſt Got als Mänſch im Freuden-Spile der gebuhrt Chriſti vohrgeſtället. 2. Stern aus Jacob vnd Kindermörder Herodes, verfaſſet in ein ſingendes Trauer-Spil, Anderer Theil von Jeſu Gebuhrt. 3. Sterbender Jeſus auff Thränenreicher Schau-Bühne eines bluhtigen Trauer-Spils zu ſchuldigſter Erinnerung wehmüthigſt vohrgeſtället. 4. Siegender Jeſus in einem Freuden-Spile ſeiner triumphirenden Höllen-Fahrt vnd Aufferſtehung vohrgeſtället. 5. Theatraliſch-poetiſcher Ahnhang zur neuen Kirchenmuſic, gewiſſer Sonn- und Feſt-Tage eingerichtet, und ſeinen ſingenden Schauſpielen als Zugabe beigelegt. Ferner gab er heraus:

Heilige Arbeit über Freud und Leid der alten und neuen Zeit in Muſic-bekwehmen Schau-Spielen angewendet. Dresden 1676.

Hierin sind enthalten: 1. Verſündigte und begnadigte Aeltern, Adam und Eva. 2. M. J. erſter Märtyrer Abel. Trauer-Schauſpiel. 3. Der Wunder-gehorſahme Iſaak und großgläubiger Abraham. 4. Theatraliſch-poetiſcher Ahnhang zur geiſtlichen Taffel-Muſic. 5. Simſon. 6. Him-

mel auff Erden und die in der ersten Sammlung unter 2. 3. und 4. aufgeführten Stücke. Der Dichter widmete sie dem Kurfürsten Georg II. von Sachsen; sie sind italienischen Mustern der Mehrzahl nach geschmacklos genug nachgebildet. Christi Geburt, Kreuzigung, Höllenfahrt und alle Teufel kommen darin vor; aber die darin auftretenden Nebenpersonen, z. B. der Gastwirth zu Bethlehem, die Kriegsknechte u. s. w. treiben Possen. Sie wurden wiederholt zu Dresden in dem „herrlichst erbauten Schauhause" gegeben.

XIII.

Sprachenkämpfe der Fremden und Sprachsünden der Deutschen.

Von

Dr. Adolph Wiesner.

Jetzt, wo die Kämpfe für die Muttersprache unserer Zeit einen ganz eigenthümlichen Character verleihen, wo in Ungarn Magyaren, Deutsche und Slaven; in Böhmen Czechen und Deutsche, in dem ungeheuern Ländergebiete des Czars Russen und Polen, in Dänemark Dänen und Deutsche in getrennten Lagern entschieden für das Recht der Muttersprache kämpfen, jetzt könnte man mit vollem Rechte sagen: das Wort ist lebendig geworden.

Mehr als Fahnen, Standarten, Landesfarben und Wappen dient jetzt das Wort zur Bezeichnung der Nationalität. Und mit Recht. Man kann sich nämlich unter eine fremde Fahne stellen, man kann ein fremdes Wappen anwenden, die Landesfarben aus wichtigen politischen Gründen ändern — deßhalb verwerfen die Völker, die sich ihrer Nationalität bewußt werden, die veränderlichen Zeichen ihres Ursprunges, und wählten in der Sprache ein Schibolet ihres Nationalcharacters, das kein Fremder mißbrauchen kann, das von der Zeit nicht zerstört, sondern bei einiger Cultur immer mehr ausgebildet wird, das in Freud und Leid uns nachfolgt, und stets mit unserem innersten Wesen innig verbunden bleibt.

Seit die Sprache, wie jetzt der Fall, vorzugsweise das Signal der Nationalität geworden, seit man an ihre Ausbildung die theuersten Hoffnungen knüpft, seit verschiedene Sprachen mitten in einem und demselben Ländergebiete eine neue Art markanter politischer Gränzen bilden, hat das Wort an Kraft, Gehalt und Bedeutung unendlich gewonnen.

Wir Deutsche in Deutschland sehen den Sprachenkampf mit verschränkten Armen und passiver Gleichgültigkeit, und dennoch giebt er auch uns mehr als eine nachdrückliche Lehre.

Zwar haben wir nicht nöthig, uns gleich den Slaven und Magyaren eine blüten- und fruchtreiche Literatur zu erschaffen, oder uns für die Ausbildung des deutschen Wortes mit besonderer Anstrengung zu rüsten, aber die Sprache ist uns noch nicht geworden, was sie uns sein sollte: der verehrte Herold unserer Nationalität, das Signal zum nationalen Fortschritt. Wir haben uns gar viele Sünden gegen unsere Sprache vorzuwerfen. Unsere Sprache ist reich, unendlich reich, sie steht auf einer hohen Stufe der Ausbildung, sie bereichert sich von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde, dennoch schwärzen wir von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde fremde Ausdrücke in ihr Gebiet, dennoch zählt unsere Umgangssprache Worte, die in keinem Wörterbuche, sei es deutsch, lateinisch, griechisch, englisch, italienisch u. s. w., das Bürgerrecht erhielten, die keine Nation versteht, als eben nur die deutsche, weil sie aus einer Sprache ihren Ursprung, aus einer andern ihre seltsame Gestaltung ableiten.

Wer würde nicht lachen, wenn Jemand, der eine große Menge inländischer, im Vaterlande wohl bekannter und geschätzter Goldstücke besitzt, von Zeit zu Zeit einer Anzahl derselben mit großer Mühe ein fremdes Gepräge verliehe, das im Inlande, mit dem er vorzugsweise verkehrt, nur bei Numismatikern, Wechslern und Münzstätten, keineswegs aber bei der Masse des Volkes bekannt ist? Nun wir machen es mit unserer Sprache gerade so, wie jener mit seinen Goldstücken.

Wir wenden eine Anzahl Fremdworte, die wir uns mühselig angeeignet, in und außer dem Hause, im mündlichen und schriftlichen Verkehr, so wie in der Literatur mit vieler Vorliebe auch da an, wo uns eine Fülle vaterländischer Ausdrücke zu Gebote stände, die jedermann im

Lande versteht, während jene nur Wenigen bekannt sind, und daher einen sehr beschränkten Curs haben.

Während also Magyaren und Slaven ihre noch nicht ausgebildete Sprache mit jugendlichem Feuer lieben, während sie unausgesetzt streben, alle fremden Elemente, so viel als möglich, aus derselben zu verbannen, thun wir gerade das Entgegengesetzte, adoptiren wir unausgesetzt fremde Worte, die minder scharf bezeichnend als die eigenen sind, spotten wir gleichsam der Ausbildung unserer Sprache, indem wir sie so behandeln, als ob sie noch in der Wiege läge, und daher des fremden Gängelbandes, der fremden Unterstützung und Leitung unausgesetzt bedürfte.

Darin liegt eine große Sünde gegen unsere Muttersprache. Wenn wir sie innig liebten, so würden wir sie nicht ohne Noth so oft hintansetzen, wenn wir sie als höchstes Nationalgut, als Signal der Nationalität achten würden, wie könnte dann die Liebe zu den fremden Klängen so sehr überhand nehmen?

Der Deutsche, der im Umgange mit Deutschen ein fremdes Wort nicht versteht, schämt sich der Unkunde des fremden Wortes, statt darob zu zürnen, daß man unverständlich spricht, wo man verständlich sprechen könnte, oder doch über die Koketterien mit dem fremden Worte mitleidig zu lächeln.

Der Franzose, Engländer, Italiener würde in demselben Falle keineswegs erröthen, sondern ganz unbefangen, ohne verlegen zu stammeln, ohne sich zu entschuldigen, seine Unkunde der fremden Sprache eingestehen.

Dieß rührt daher, weil Franzosen, Engländer, Italiener, ja alle Völker ihre Sprache mehr lieben, als die Deutschen die ihrige.

Diese Thatsachen, sowie auch andere, die ich später anführen werde, bewähren hinlänglich, daß wir in dem gegenwärtigen Sprachenkampfe ganz ohne Grund eine müßige Stellung einnehmen, sie bewähren ferner, daß auch wir auf dem klangvollen Tongebiete der Sprache noch manches thun, noch viel vermeiden müssen.

In unserer Literatur nimmt die Vorliebe für fremde Ausdrücke besonders überhand. Sonderbar! statt für einen ausgedehnten Lesekreis zu schreiben, statt populäre Gegenstände, oder solche, die populär werden sollen, so darzustellen, daß sie das ganze Volk leicht auffassen könnte,

ziehen es viele deutsche Schriftsteller vor, ihre Werke durch eine Anzahl von Fremdworten, die sich in denselben spreizen, für den größten Theil ihrer Landsleute zu öden, mit Hieroglyphen bemalten Sarkophagen zu machen. Nimmt der nicht gelehrte Leser ja ein solches Buch zur Hand, so legt er es, nachdem er auf zehn oder zwanzig dieser Fremdlinge gestoßen, wieder unwillig bei Seite. Dabei leiden beide Theile: der Schriftsteller, weil ihm die ehrende Popularität, so wie das Bewußtsein entgeht, in möglichst weiten Kreisen gewirkt zu haben — das Publikum, weil es auf einen ungenießbaren Stoff stößt, wo es Belehrung und Aufklärung über wichtige Gegenstände erwartete.

Die Schöpfer der deutschen Literatur haben ihr Werk damit begonnen, daß sie alle fremden Ausdrücke in ihren Schriften sorgfältig vermieden, und doch waren sie in fremden Sprachen so bewandert, als die modernen Autoren.

Der Schriftsteller muß sich, bevor er öffentlich mit Erfolg auftreten kann, der Sprache vollständig bemeistert haben. Die Beherrschung einer Sprache wird nur durch langjähriges, eifriges Forschen erlangt, sie ist der Preis unausgesetzter Uebung und Anstrengung, er wird jedoch muthwillig in die Schanze geschlagen, wenn man die eigenen Gedanken nicht in der eigenen Sprache, sondern zum Theil deutsch, zum Theil griechisch, lateinisch oder französisch ausdrückt, und daher fremde, gleich Harlekinen uniformirte Miethtruppen ins Gefecht führt für Wahrheit und Recht.

Kein Volk consumirt so viele Fremdwörterbücher, als eben das deutsche. Wie weit es in dieser Hinsicht gekommen, beweist unter andern das Fremdwörterbuch des Doctors und Rectors W. J. Wiedemann, das in kurzer Frist neun Auflagen erlebte, weil es nicht weniger als sechstausend Fremdwörter erklärt, welche sowohl in unserer Umgangssprache, als in Zeitungen und Büchern häufig vorkommen.

Also sechstausend Sünden an unserer so reichen Muttersprache, sechstausend Kniebeugungen vor fremden Zungen, deren jede ärmer als die unsrige ist!

Soll das Uebel noch weiter um sich greifen, soll es seine Wurzeln noch üppiger ausbreiten, dann werden wir in dem allgemeinen Spra-

chenkampfe nicht nur erröthen müssen, sondern auch und zwar mit vollem Rechte verlacht werden.

Doch die Folgen dieser Verkehrtheit äußern sich noch auf andre Art, und sind jedenfalls schwerer, als man beim ersten Anscheine glauben möchte.

Die Sprache des Menschen trägt so deutlich den Stempel seines Ursprungs, daß sie ein unverkennbares Signal der Nationalität bildet, das bei der ersten artikulirten Klangfigur, die von den Lippen tönt, den Volksstamm, welchem der Sprechende angehört, klar und deutlich andeutet.

Die Dialekte einer Sprache bezeichnen die Provinz, den Kreis, Bezirk oder Distrikt eines Landes, in dem man geboren oder erzogen wurde. So erkennen wir den Süd- und Norddeutschen an den ersten Worten, die er an uns richtet, ebenso verräth der Oestreicher, Preuße, Sachse, Schwabe, Hanoveraner u. s. f., ehe wir noch seinen Heimatschein gesehen, oder seinen Paß entfaltet haben, das Vaterland, dem er angehört.

Da also die Sprache die Nationalität wie eine Glocke die Zeit anschlägt, da sie, wie der geistreiche Venedey sagt, das Herz des Volkes ist, so sollte der Deutsche diese Glocke nicht so oft, oder vielmehr nie durch fremde Mißtöne entweihen, so sollten Deutsche ihr Herz nicht so oft gegen ein anderes vertauschen.

In dieser Rücksicht fehlen und fehlten die Größten wie die Kleinsten.

Göthe freute sich auf seiner Reise nach Italien, als er Roveredo erreichte, daß das Deutsche nun dem Italienischen nicht nur halbwegs, sondern ganz weiche. „Wie froh bin ich," schrieb damals der große Meister, „daß nunmehr die geliebte Sprache lebendig die Sprache des Gebrauches wird." Ein Franzose hätte einige Beklommenheit empfunden, wenn ihn plötzlich, statt der französischen, die deutsche Sprache umhallt hätte. Und doch war Göthe von dem großen Einflusse der Sprache durchdrungen, äußerte er doch selbst: „Von dem höchsten bis zum tiefsten Worte bezieht sich alles auf Eigenthümlichkeiten der Nation, es sei nun in Character, Gesängen und Zuständen."

Man kann nicht läugnen, daß die allzugütige und zuvorkommende Aufnahme, welche insbesondere die französische Sprache unter uns gefunden, die Entwicklung des deutschen Nationalgefühles bedeutend gehemmt habe. Unsere Kinder haben sehr häufig nicht eine, sondern zwei Muttersprachen, die französische und die deutsche, denn sie werden in beiden erzogen. Doch lernen sie, um eine reine Aussprache, einen echt gallischen Accent zu erhalten, französisch zuerst; wenn sie sich hier tact- und sprechfest bewähren, kommt das liebe Deutsch an die Reihe, das sie früher nur hin und wieder von der Amme oder ihrer Wärterin hörten. Der nachtheilige Einfluß, den diese Gewohnheit auf die nationale Gesinnung äußern muß, wird noch dadurch unendlich erhöht, daß nicht Deutsche, sondern Franzosen in den höhern Ständen, wie schon Denis eiferte, Erzieher der deutschen Jugend sind.

Wie freuen sich die guten Aeltern, wenn sie ihr Kind, statt auf gemein deutsch guten Morgen zu sagen, zum ersten Male mit dem köstlichen bon jour begrüßt. Wie wird da das liebe Kind geherzt und geküßt, daß es nicht guten Morgen, sondern bon jour sagt!

Doch den guten Aeltern stehen noch köstlichere Genüsse bevor. An ihrem Geburts- oder Namensfeste tritt das Kind, während sie beim Frühstücke sitzen, in einem neuen französischen Kleidchen in's Zimmer, macht, statt auf die Aeltern kindlich unbefangen loszulaufen, und sich mit deutschen Jubelworten an ihre Brust zu werfen, in gehöriger Entfernung drei ceremoniöse Verbeugungen, und beginnt mit allem Aufwande kindischer Deklamation einen Glückwunsch in französischer Sprache.

So lernt ein großer Theil der Deutschen seine innigsten Gefühle von frühster Kindheit an in fremde Worte kleiden. Sollte diese Verkehrtheit nicht den nachtheiligsten Einfluß auf die Entwicklung des Nationalgefühles üben, so müßten die Eindrücke, die wir in der Kindheit empfangen, nicht die wirksamsten, die Beispiele, die uns im Flügelkleide vorschweben, nicht die nachhaltigsten für das ganze Leben sein.

Erst dann, wenn das Kind geläufig französisch spricht und liest, erst dann lernt es deutsch sprechen, lesen und schreiben. Manchmal kommt das Deutsche nicht so schnell an die Reihe; tauchte doch schon neben der Gallomanie auch die Anglomanie auf, so daß das Englische,

nicht das Deutsche, auf das Französische folgt, der Muttersprache aber erst zuletzt einige Aufmerksamkeit gewidmet wird.

Ist die Gesinnung des Kindes, wenn es das Flügelkleid abgestreift hat, echt deutsch? Nein, das Ideal des Schönen, Großen und Zarten ist und bleibt ihm Paris, die feinste Nation ist die gallische, natürlich auch die gebildetste. Das hat ihm die Bonne beigebracht.

Doch verlassen wir die Kinderstube; wir finden leider auch außerhalb derselben deutsche Sprachsünden in Hülle und Fülle.

Seit die deutsche Sprache das Organ der Diplomatie wurde, hat der Deutsche mit auffallender Vorliebe dem Fremden gehuldigt; von der Aufnahme der fremden Sprache in unser Familienleben datirt sich der Vorwurf der Characterlosigkeit, den man leider nur zu oft den Deutschen aufbürdet.

Joseph II. liebte die deutsche Sprache innig. Als Knabe mußte er auf Befehl in französischen Komödien spielen, als Kaiser verbannte er das fremde Idiom von seinem Hofe, und räumte der deutschen Sprache auch am Throne das Recht ein, das sie in der Hütte genoß. Joseph handelte auch hier echt menschlich und weise. Ihn kümmerte nicht der Schrecken des Hofes, der seine Zunge plötzlich mit dem schwerfälligen, plumpen Deutsch belästigen sollte. Joseph wollte deutsche Klänge hören, in seinem Hause sollte es frischweg vom Herzen gehn. Hätte Joseph länger gelebt, vielleicht wäre dann die fremde Sprache auch aus den Kreisen der Diplomatie verbannt worden, denn Joseph war nicht gewohnt, ein Werk nur halb zu vollenden.

Die geringe Liebe, die der Deutsche für seine Muttersprache zeigt, trägt auch einen großen Theil der großen Schuld, daß das deutsche Volk Jahrhunderte lang von fremden Gesetzen beherrscht wurde, ja jetzt noch — Oestreich und Preußen bilden allein Ausnahmen — größtentheils keine einheimischen, sondern fremde Gesetze hat, die es nicht versteht, die es nicht prüfen, nicht lesen kann. Die Schlacht im Teutoburger Walde hat daher das römische Joch fruchtlos zerbrochen, da die Deutschen später freiwillig die fremden Satzungen adoptirten, freiwillig auf ein deutsches, in deutscher Sprache geschriebenes Recht zum großen Nachtheile ihrer Nationalität Verzicht geleistet haben. Noch jetzt sind die Urtheile, die

in Deutschland, Oestreich und Preußen ausgenommen, über streitige Privatrechte ergehen, durch lateinische Worte, durch römischen Stil so verworren und unklar, daß die Parteien einer langen Auseinandersetzung ihrer Sachwalter bedürfen, um zu einem Verständnisse des gefällten Spruches zu gelangen.

Unsere Vorfahren unterhielten einen lebhaften Verkehr mit den Römern, ja dienten häufig in römischen Legionen, aber nie war ihnen die feine lateinische Sprache theurer als ihre eigene, die damals rauh und ungebildet war, nie setzten sie diese jener nach.

Hätten wir später die französische Sprache, und mit ihr französische Sitte und Verkehrtheit, mit minderer Vorliebe betrieben, so wären wir wohl in den letzten Kriegen nicht durch Niederlagen zum Siege geschritten, denn die Begeisterung, welche den Franzosen die Schreckenstage der Revolution einflößten, wäre bei uns überwältigend aus einer edlern Quelle dem mächtig erstarkten Nationalgefühle entsprungen. Dann hätte ein deutscher Volksstamm in der Erniedrigung des andern seine eigene Schmach erblickt, dann hätte es keine partiellen Interessen, keine verschiedenen Fahnen in Deutschland, endlich keine Kämpfe gegeben, wo Brüder gegen Brüder die Waffen zückten.

Als dasselbe Volk, dessen Sprache wir so liebevoll adoptirt hatten, Deutschland geknechtet hatte, verhallte die deutsche Sprache vor dem Lärm, den die gallische machte, die sich jetzt auch bei den untersten Ständen einzuschwärzen wußte.

Hunderttausende von Sprachmeistern, deren Grammatik auf der Klinge des Schwertes eingegraben war, drangen jetzt mit ihren Quartiermeistern in alle Häuser, lagerten am Herde der Deutschen, feierten rauschende Bacchanalien, und freuten sich innig, daß selbst Kinder geläufig mit ihnen sprechen konnten.

Zur Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands feierte die französische Sprache ihren stolzesten Triumph in Deutschland!

Selbst betagte Leute, deren Zunge bereits schwerfällig geworden, bemühten sich, die fremden Laute, die sie früher nicht erlernen konnten, eifrig nachzulallen. Diese Verleugnung der Muttersprache konnte das entschlummerte Nationalgefühl nicht erwecken. Die Sprache war das ein-

zige Gut, das uns der übermächtige Sieger nicht rauben konnte, aber wir schienen bereit, es ohne empörende Zwangsmaßregeln freiwillig aufgeben zu wollen. Damals konnte Rückert mit vollem Rechte jenes geharnischte Sonett an seine Landsleute richten, das wir hier wiederholen wollen, weil es die Gefahr andeutet, in welcher damals die deutsche Sprache schwebte, weil es eine Mahnung enthält, die ganz überflüssig gewesen wäre, wenn wir unsere Sprache stets so geliebt hätten, als sie verdient, als die Würde der Nation verlangt.

Ihr Deutschen von dem Flutenbett des Rheines,
Bis wo die Elbe sich in's Nordmeer gießet,
Die ihr vordem ein Volk, ein großes, hießet,
Was habt ihr denn, um noch zu heißen, eines?

Was habt ihr denn noch Großes, Allgemeines,
Welch' Band, das euch als Volk zusammenschließet?
Seit ihr den Kaiserscepter brechen ließet,
Und euer Reich zerspalten, habt ihr keines.

Nur noch ein einzig Band ist euch geblieben,
Das ist die Sprache, die ihr sonst verachtet,
Jetzt müßt ihr sie als euer einz'ges lieben,

Sie ist noch euer, ihr selber seid verpachtet,
Sie haltet fest, wenn Alles wird zerrieben,
Daß ihr doch klagen könnt, wie ihr verschmachtet.

Rückerts Mahnung war an der Zeit. Damals schien selbst das heilige Mitleid unsere Sprache verrathen zu wollen, denn die Tausende im Kampfe gegen Deutschlands Freiheit verwundeter Franzosen, die der Deutsche mit hochherziger Großmuth liebevoll pflegte, verstanden die deutsche Sprache nicht, und so mußte man wohl, um ihre Klagen, ihre Bitten zu verstehen, um ihnen Linderung und Hülfe zu gewähren, mit scharfer Aufmerksamkeit den fremden Klängen lauschen. Dolmetscher waren in jener Drangperiode gesucht und geschätzt, der Feind, der sie brauchte, zeichnete sie aus, ebenso der Freund, der gegen die rohe Willkür der Fremden protestiren wollte, Rückerts Mahnung war daher zeitgemäß, verhallte aber, wie einst die ernste Mahnung Sineb's und Anderer.

Nach dem Friedensschlusse nahm das Uebel, statt abzunehmen, noch mehr überhand.

Doch wir wollen nicht nur gegen die Sprache unserer überrheinischen Nachbarn, wir wollen gegen jede fremde Sprache eifern, insofern sie in Werken deutscher Männer das deutsche Wort verdrängen will.

Wir haben es daher eben so gut mit der griechischen und lateinischen Sprache zu thun, deren Klänge zwar nicht im Volksverkehr, aber doch in unserer Literatur nicht selten die Reinheit des deutschen Stiles beeinträchtigen. So sehen wir z. B., daß fast alle sogenannten technischen Ausdrücke der griechischen Sprache entlehnt werden, daß kostbare Naturalien- und Kunstsammlungen Namen führen, die nur der Gelehrte, oder der in der höhern Bildung bereits weit Vorgerückte ohne fremde Hülfe sogleich entziffert, daß neue Erfindungen ebenfalls fremdländisch getauft werden, ja daß selbst unsere nationalen Denkmale mit lateinischen Inschriften prangen, die für die Mehrzahl des Volkes eben so unverständlich als Hieroglyphen sind.

Diese Thatsachen bilden eben so viele Sünden an unserer Muttersprache.

Warum verläugnen wir so oft das deutsche Wort? Wäre es für Werke unserer gelehrten Welt nicht ersprießlicher, wenn sie ohne fremde Titellarve in's Leben träten? Wäre es vielleicht den Manen unserer dahingeschiedenen Helden und Dichter nicht angenehmer, wenn ihr Ruhm durch das deutsche Wort zu dem deutschen Volke dränge?

Die deutsche Sprache ist reich, bildungsfähig und biegsam genug, um auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst Selbstherrscherin zu sein, warum flüchten wir so oft zu der griechischen, die für das Volk ein ödipisches Räthsel ist?

Der Künstler, der Fabrikant, der Handwerker übersieht manches Werk, das ihm höchst nützlich sein, das den Kreis seines Wissens bedeutend erweitern könnte, weil ihm der unverständliche Titel die Ansicht aufdringt, das Buch sei nur für den Gelehrten geschrieben. Viele, welche die Aufschrift gerne verstehen möchten, ermüden endlich, das Räthsel zu lösen, nachdem sie zehn Andere, die zum Unglück nur deutsch verstehen,

um den ersehnten Orakelspruch befragt haben. Auf diese Weise bleibt das Buch Vielen verschlossen, die es mit Nutzen lesen könnten.

Was die deutschen Denkmäler betrifft, so stimmt man hauptsächlich deßhalb für lateinische Aufschriften, die von ihren Marmor- oder Metallspiegeln glänzen, weil die Sprache der alten Römer, als eine sogenannte gelehrte, den Gebildeten aller Nationen verständlich ist. Drauf entgegne man: wir setzen ja unsere Denkmale zur Verherrlichung deutscher Größen, wir stellen sie auf, um das Gedächtniß vergangener Thaten nicht erlöschen zu lassen, um Deutsche zur Nacheiferung zu begeistern, um zu zeigen, daß das Verdienst unsterblich sei, daß der Deutsche, der für das allgemeine Wohl gewirkt, auf die Dankbarkeit seiner Brüder zählen könne.

Wie aber können diese Zwecke vollständig erreicht werden, wenn unter Tausenden, die an dem Monumente vorüberschreiten, nur Hunderte die Bedeutung derselben entziffern, wenn die fremde Aufschrift sich gleichsam wie ein dichter Schleier um das Denkmal legt?

Dasselbe gilt von Gedächtnißmünzen, Medaillen u. s. w.; die deutsche Sprache sollte auf keiner derselben verdrängt werden.

Mögen Franzosen und Engländer ihre Monumente mit lateinischen In- und Aufschriften zieren, was kümmert das uns, uns, deren Nationalität noch nicht so fest, so bleibend ausgeprägt ist, als wir wünschen müssen, als Engländer und Franzosen in Bezug auf die ihrige nicht zu wünschen brauchen.

Die wenig ergiebige Liebe der germanischen Stämme zu ihrer Muttersprache, oder mit Rückert zu reden, die Verachtung derselben, war ihnen von jeher höchst verderblich. Sie entblätterte alle Siegeskränze, die sie, wie Helden kämpfend, sich um die Schläfen wanden, sie zerstörte die Früchte ihrer Unabhängigkeitskriege, sie brachte sie um den unberechenbaren Vortheil, den volksthümliche Institutionen auf die Entwicklung des Nationalcharacters äußern müssen. Auch Völker, bei welchen die Civilisation noch in der Wiege liegt, deren Geist noch dunkle Nacht umfängt, erfreuen sich eigener, in ihrer Sprache verfaßter Gesetze, die Deutschen allein blieben dieses Vorrechtes beraubt, weil sie ihre Sprache verachteten! Die bürgerlichen Verhältnisse der Deutschen wurden nach Gesetzen gemodelt, welche mit Rücksicht auf Sitten, Gewohn-

heiten und Denkweise eines andern Volkes gegeben wurden. Was Varus nicht ungestraft wagte, das frevelte der Deutsche an sich selber, indem er die römischen Gesetze harmlos über sich herrschen ließ, indem er ein Recht anerkannte, das er nicht verstand, das seinem Auge mit siebenfachen Schleiern verhüllt blieb. Ein Volk aber, das seine Sprache liebt, das nach allen Seiten hin erstarken will, muß das Gesetz kennen, das über ihm waltet. Die Hebräer kannten ihre Gesetze, ebenso die Griechen, nicht minder die Römer, nur den Deutschen blieb das einheimische Recht ein dreifach versiegeltes Geheimniß.

Als die Römer sich Gesetze aus Griechenland holten, fiel es ihnen nicht im Traume ein, die fremden Satzungen auf dem Markte auszustellen, damit das Volk sie begaffe, und sich wohlgefällig sage, jene Tafeln, die wir nicht verstehn, deren Sinn uns ein Räthsel ist, enthalten die Gesetze, nach welchen wir unsere Handlungen einrichten sollen. Eine solche Verfügung blieb ferne von dem praktischen Sinne der Römer, sie konnte bei einem Volke nicht Statt finden, das seine Sprache ehrte und liebte. Die Römer dachten: ein Gesetz, das für das Volk, dem es gegeben wurde, ein Geheimniß bleibt, das bloß Prätoren, Patrone, kurz Rechtsgelehrte verstehen, ist ein Unding, ist eine Sonne, die bei Nacht leuchten, ein Stern, der im Mittagsglanze aufgehen soll, und in dieser Ansicht übertrugen sie die griechischen Satzungen in die Sprache des Volkes, die nirgends, am wenigsten aber im Tempel der Themis mißachtet werden soll; Anders verhielt es sich, wie gesagt, bei den Deutschen. Bei diesen wurden Gesetze und Staatsurkunden in lateinischer Sprache abgefaßt.

Die lateinische Sprache wucherte damals in Deutschland, wie gegenwärtig die französische; verschmähten es doch deutsche Schriftsteller, welche deutsche Thaten und Tugenden der Nachwelt überliefern wollten, in deutscher Sprache zu schreiben, und wählten das fremde Wort zur Verewigung der vaterländischen That.

Ein Glück, daß damals der Dichter auch Sänger im eigentlichen Sinne des Wortes war, denn wenn man sein Lied auch nicht lesen konnte, so hörte man es doch, begleitet von den Klängen des Saitenspiels, das den Sänger auf allen seinen Wanderzügen begleitete.

Die Buchdruckerkunst, die herrlichste aller Erfindungen, die innigste Freundin des Gedankens, der Cultur und des steten Fortschrittes, ward zwar in Deutschlands Gauen erfunden, konnte jedoch den Deutschen nicht jenen wohlthätigen Enthusiasmus für ihre Sprache einflößen, der zur Entwicklung des nationalen Bewußtseins unumgänglich nothwendig ist.

Der Gleichgültigkeit für die Muttersprache dürfte es auch zugeschrieben werden, daß die französische Sprache zum Organ der Diplomatie erhoben wurde. Während also Jeder, der auf den Ruf der Gelehrsamkeit Anspruch machte, griechisch und latein im Schweiße seines Angesichts studirte, mußte er noch dazu die französische Sprache erlernen, theils um sich Bahn zu den höhern Beamten- und Hofstellen zu brechen, theils um in den Salons keine stumme Rolle zu spielen. Wie konnte nun in diesem Sprachgewirre, das durch brittische und wälsche Konversation noch chaotischer wurde, die deutsche Muttersprache auf die Belebung des Nationalgefühles einwirken? Trotz ihres angebornen Reichthums, trotz ihrer tausend und aber tausend Wurzelwörter, die zeugungskräftig wie die Liane, immer neue Sprossen treiben, wurde daher die deutsche Sprache so wenig geachtet, oder mit Rückert zu reden, so gründlich von den Deutschen verachtet, daß wir die herrlichen Werke unserer biedern Altvordern gänzlich vergaßen, und erst im achtzehnten Jahrhunderte zu einer neuen, lebensfrischen Literatur gelangten. Erst im achtzehnten Jahrhunderte zogen wir, oder vielmehr nur einige von uns — denn eine allgemeine Anregung fehlte — die Werke unserer Ahnen aus dem Staube der Vergessenheit, in dem sie moderten, und im neunzehnten haben wir es noch nicht so weit gebracht, daß sie ins Volk gedrungen wären, für das sie verfaßt, an das sie gerichtet wurden. Wie Wenige kennen den Froschmäusler von Rollenhagen, Tristan und Iselde, das Narrenschiff? Wir kennen Scribe, Delavigne, Victor Hugo, Dümas, Mellesville und andere französische Autoren der Neuzeit, wie wir Racine, Corneille, Molière, Rousseau, Montesquieu kennen, aber wir kennen weder das glückhafte Schiff von Johann Fischart, noch die Werke des biedern Hans Sachs, den Baumgarten Rosenblüts, den Teuerdank, den Gutrun, den Otnit, kurz den großen, herrlichen Schatz altdeutscher

Poesie, die weder griechische noch lateinische, englische oder französische Musterbilder hatte, und daher im eigentlichsten Sinne des Wortes volksthümlich ist.

Selbst das Nibelungenlied, diese unschätzbare Perle altdeutscher Poesie, ist noch nicht in's Volk gedrungen. Wir fliehen also zu den Werken fremder Nationen, ehe wir unsere Literaturschätze erkannt, gewürdigt und liebgewonnen — eine Sünde an der Sprache, die sich noch kein anderes Volk, als eben das deutsche auf's Gewissen geladen hat.

Die Türken sagen: Wer eine neue Sprache lernt, bekommt eine neue Seele. Wie viele Seelen haben die Deutschen, die alle Sprachen lernen, wenn dieser Ausspruch gegründet ist? Jedenfalls mehr als zur raschen Entwicklung der Volksthümlichkeit nothwendig und ersprießlich ist.

Der Deutsche hört mit bewunderungswürdigem Gleichmuth seine Muttersprache schmähen und verläumden; ihn reizt es nicht zur warmen Vertheidigung, wenn man die deutsche Sprache roh, ungeschlacht, ungefügig und hart schilt. Es ist noch nicht lange her, daß ein Ungenannter in den berlinischen Jahrbüchern die Behauptung aufstellen durfte, daß unsere Sprache am meisten von den Tönen des Bären, am wenigsten von denen des Pferdes — letzteres gegen die Meinung Karls V. entlehnt habe.

Wenn nun die Sprache, selbst nach der Ansicht der rohen Türken, die Seele, oder nach Venedey das Herz des Volkes ist, wie wenig nationalen Schwung muß die deutsche Volksseele, wie wenig volksthümliche Begeisterung das deutsche Herz damals gehabt haben, wenn man in einem wissenschaftlichen Journale die deutsche Sprache mit dem Gewieher des Pferdes, oder dem Gebrumm des Bären vergleichen durfte!

Ja unsere Sprachsünden sind groß, so groß, daß wir erst jetzt wieder an die Belebung des Nationalgefühles denken, daß wir uns erst jetzt zur deutschen Einheit emporzuschwingen streben, statt diese Einheit, wie ein altes, durch keine Argonauten geraubtes goldenes Wundervließ, von den ersten Anfängen unserer politischen Existenz begründet und bewahrt zu haben.

Doch unterbrechen wir jetzt wenigsten für einen Augenblick unser Sprachsündenregister, um uns wieder zu den Sprachenkämpfen der Frem-

den zu wenden, die unsere Zeit auf eine so merkwürdige Weise charakterisiren. Nicht jetzt erst erkennt man den hohen Werth der Muttersprache, sie ward zu allen Zeiten von ausgezeichneten Geistern als unschätzbares Gut einer Nation, als Palladium der Volksthümlichkeit, als unversiegbare Quelle des Trostes im Unglück, erklärt und gefeiert.

Die Herrschaft der Römer konnte die Griechen nicht ihres Idioms berauben, sie hatten ihre Unabhängigkeit verloren, ihre Uebermacht zur See eingebüßt, aber an ihrer Sprache hielten sie fest, so fest, daß ihre stolzen Ueberwinder ihr Vaterland verließen, um in Athen die Sprache der Ueberwundenen zu erlernen.

Ein gleiches Beispiel gab später Rom und das übrige Italien. Trotz der langjährigen Herrschaft der Deutschen, trotz der vielen Römerzüge, die Tausende der Deutschen in Italiens blühende Gauen führte, hielten die Italiener stets fest an der Muttersprache, liebten sie dieselbe so innig, daß sie keinen Augenblick sich von ihr trennen wollten, um die Sprache ihrer Gebieter zu erlernen.

Sie lernten lieber die göttlichen Werke ihrer Dichtergrößen auswendig, der Fischer, der Gondelführer studirte seinen Arioſto und Taſſo mit derselben Vorliebe, wie der Marchese und Conte, und während sie von allen Seiten die fremde Kriegsparole, der stolze Befehl verhaßter Fremdlinge umhallte, tröstete es ihre gebeugten Seelen, daß sie kein Wort davon verstanden, und zu Land und zur See grüßten sie einander mit Strophen und Gegenstrophen ihrer Dichterfürsten.

So führten sie einen unblutigen, aber erfolgreichen Vertheidigungskrieg gegen die fremde Sprache, und wenn die Griechen und Italiener tief sanken, so tief sanken sie nie, daß sie ihre Sprache aufgegeben, oder je aufgehört hätten, sie innig und treu zu lieben, und die fremde als eine barbarische zu verachten.

Auch die Niederländer hielten unter dem spanischen Joche fest an ihrer Muttersprache, Alba konnte die Niederländer in tyrannische Fesseln schlagen, sein König Tausende auf dem Scheiterhaufen qualvoll ihr Leben verhauchen, Tausende im dunklen Abgrund des Kerkers verschmachten lassen, das Land war geknechtet, die Sprache ließ sich nicht knechten, und deßhalb ging dem Lande das Morgenroth der Freiheit wieder auf.

Unter allen Lobrednern der Muttersprache nimmt wohl Shakespeare den ersten Rang ein. Dieser edle Genius, dessen klarem Seherauge die Tiefen und Abgründe des menschlichen Herzens unverschleiert waren; er, der die geheimste Triebfeder kannte, die in demselben ihre Spannkraft äußert, er sprach in seinem Richard II. nur seine eigene Gesinnung aus, wenn er den armen Mowbray, Herzog von Norfolk, in dem Augenblicke, als ihn der König aus England verbannt, in die herrlichen und so bedeutungsvollen Worte ausbrechen läßt:

Ein harter Spruch, mein hoher Lehensherr.
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Die Sprache, die ich vierzig Jahr gelernt,
Mein mütterliches Erbtheil muß ich nun
Verlassen, und mir hilft nun meine Zunge
Nicht mehr als eine Harfe ohne Saiten,
Ein künstlich Instrument, das eingeschlossen,
Oder aufgethan, in dessen Hände kommt,
Der keinen Griff kennt seinen Ton zu stimmen.
Ihr habt die Zung' in meinen Mund gekerkert,
Der Zähn' und Lippen doppelt Gitter vor,
Und dumpfe, dürftige Unwissenheit
Ist mir zum Kerkermeister nun gegeben.
Ich bin zu alt, der Amme liebzukosen,
Zu weit in Jahren, Zögling noch zu sein,
Was ist dein Urtheil denn als stummer Tod,
Das eig'nen Hauch zu athmen mir verbot?

Diese Rede hat eine wunderbare, erschütternde Kraft. Nicht die Trennung von seinen Verwandten und Freunden, die er niemals wieder sehen, niemals mehr an's Herz drücken soll; nicht der Verlust seines Vaterlandes, das ihn grausam in die Fremde hinausstößt, schmerzt ihn so tief, so innig, so unauslöschlich, als der Verlust seiner Muttersprache, deren holde Töne er im fernen Lande nicht vernehmen, deren Saiten er unter Fremden zu süßen Strophen und Gegenstrophen nicht mehr anschlagen kann. Den Verlust seiner Muttersprache beklagt Mowbray, wie ein

Dichter das Erlöschen seiner Phantasie beklagt, deren goldne Schwingen ihn früher siegreich über die dunkle Erdennacht erhoben; um seine Muttersprache klagt er, wie eine heisere Nachtigall um die verlorne Sangkraft, mit der sie die Morgenröthe so oft begrüßt, so oft im magischen Mondschein ihr Nest umschmettert hatte. Sie gilt ihm mehr als aller Glanz der Erde, mehr als die süße durch vierzig Jahre geübte Gewohnheit des Lebens, mehr als der Umgang mit seinen Verwandten, mehr als der treue Freund, mehr selbst als sein ganzes, schönes, von der Silbersee umgürtetes Vaterland. Sie soll er nicht mehr als höchstens im traurigen Selbstgespräch von den Lippen tönen lassen, sie soll ihm nicht mehr entgegenschallen im Umgang mit Andern, Gedanken gegen Gedanken, Seele gegen Seele austauschend im sorglos heitern Wechselverkehr. Das ist der tiefe, bodenlose Abgrund, den der Spruch des Königs vor seinen entsetzten Blicken aufwarf. Seine Zunge ist ihm nun nichts mehr, als „eine Harfe ohne Saiten, ein künstlich Instrument, das eingeschlossen, oder aufgethan, in dessen Hände kommt, der keinen Griff kennt, seinen Ton zu stimmen."

Armer Mowbray! dein Leid ist groß, deine Klage gerecht, aber wenn wir sie hören, füllt keine Thräne unser Auge, weil — weil wir deinen Gram nicht begreifen, wir, die von Kindesbeinen an gehalten werden, unsere Sprachwerkzeuge an die Fremdlingslaute ausländischer Sprachen zu gewöhnen, wir, die zuerst wie im Spiele französisch, dann lateinisch, dann griechisch, dann italienisch und englisch lernen, und, nach Indien verbannt, jubeln könnten, weil uns das Strafurtheil die frohe Aussicht eröffnete, an den Ufern des Ganges, im Umgange mit weisen Braminen, das Sanskrit an der Quelle studiren zu können; wir, die selbst die Sprache des himmlischen Reiches bezwingen, und dafür die freudige Genugthuung haben, einen unserer Landsleute in China als Dolmetscher der Engländer fungiren zu sehen.

Armer Mowbray, du zähltest erst vierzig Jahre, du warst noch jung genug, französisch oder welsch zu lernen, warum klagst du also so herzzerreißend? Mit 6000 und noch mehr Fremdwörtern, die wir Deutsche so bereitwillig, so herzlich, so gastlich in das melodische Tonreich unserer Sprache aufnahmen, hättest du das lustige Frankreich durchwallen, hät-

test du die Hesperidengärten Italiens bewundern können, umschwebt von süßen Lautenklängen, begleitet von fröhlichen Gesängen, die hervorquellen aus den duftigen Laubgehängen der Orangenhaine.

So oft ich von dem Schweigesysteme höre, mit dem man die Sträflinge in den vereinigten Staaten von Nordamerika martert, angeblich um die rastlos nagende Natter — Reue — in ihrer Brust zu erwecken, gedenke ich des armen Mowbray, der nicht verwiesen ward in eine einsame, öde Zelle, sondern in die weite herrliche Gotteswelt, wo er englisch mit sich selbst, und durch Zeichen mit Andern frei verkehren durfte, dennoch aber den Verlust der Muttersprache so herzzerreißend beklagt.

Daß alle Bewohner Albions Mowbray's glühende Liebe zur Muttersprache theilen, beweist wohl der Umstand, daß die Normänner, obwohl sie das Land unterjocht und die eingebornen Angelsachsen mit eisernem Scepter beherrscht hatten, den am Boden liegenden Sklaven doch nicht ihr Normännisch aufzudringen vermochten. Die Angelsachsen hielten fest an ihrem letzten und höchsten Nationalgute, und wenn sich auch im Laufe der Zeit normännische Worte in dieselbe schwärzten, die angelsächsischen Elemente derselben blieben dennoch in derselben vorherrschend, und die stolzen Sieger mußten sich endlich bequemen, die Sprache des Volkes anzunehmen.

Die Kenntniß mehrerer Sprachen macht uns praktisch, sagen Viele; sie giebt uns eine gewisse kosmopolitische Färbung, meinen Andere, sie setzt uns gleichsam mit der ganzen Welt in einen telegraphischen Rapport, sie macht uns mit dem Ideengange und Fortschritten anderer Nationen bekannt, wir werden also durch ihre Aneignung vielseitiger, lebenstüchtiger und gewandter.

Dieser Behauptung widerspricht die Erfahrung; denn die Deutschen beschäftigen sich unter allen civilisirten Völkern am meisten mit der Erlernung fremder Sprachen, es giebt fast kein bedeutenderes Idiom, in dessen Lebensgeheimniß sie nicht eindrangen. Sind sie deßhalb praktisch geworden? — Als Voß die unsterblichen Werke Homers so herrlich in die deutsche Sprache verpflanzte, dunkelte eben die Zopfzeit, in der man an deutsche Nationalität, an deutsche Nationaleinheit nicht einmal im Traume dachte, in der trotz des deutschen Kaiserscepters ein deutscher

Volksstamm von dem andern nichts wissen wollte. Als die Schlegel, Tieck, Gries u. A. die englischen und spanischen Meisterwerke in das deutsche Sprachgebiet verpflanzten, und durch ihre Uebersetzungen zeigten, wie geläufig den Deutschen fremde Sprachen sind, trugen wir eben die Ketten des französischen Joches. Engländer und Franzosen werfen dem Deutschen noch immer vor, daß er unpraktisch sei, sie schenken ihm den Ruhm der Gelehrsamkeit und Geistestiefe, und beuten auf seine Unkosten die Erfindungen aus, die er in's Leben gerufen!

Der Franzose kümmert sich wenig um fremde Sprachen, denn seine Sprache ist ihm die liebste auf der Welt. Nicht einmal eine Stunde täglich will er sich ihrer entäußern, um seine Sprachwerkzeuge mit der Accentuirung fremder Worte zu quälen, und doch ist er praktisch, unendlich praktisch. Hat er doch dem sprachenkundigen Deutschen Elsaß, Lothringen und Burgund abgenommen, und, gestehen wir es offen, die Bewohner dieser Gebietstheile so an sich zu fesseln gewußt, daß sie keine Wiedervereinigung mit Deutschland verlangen. In Lothringen und Burgund ist die deutsche Sprache ausgestorben, im Elsaß unterschreiben die Deutschen die vor Gericht aufgenommenen Protokolle, ohne dieselben zu verstehn. Da der Deutsche so wenig seine Muttersprache liebt, so reißt er sich auch leichter von Deutschland los, er kennt insbesondere jenes tiefe, heilige Heimweh nicht, das einen Pallast in der Ferne verschmäht, wenn man auf der mütterlichen Erde eine schwankende Hütte besitzen kann, jenes Heimweh, das weder Krösusschätze, noch ein sybaritisches Leben in der Fremde zu heilen vermögen, das nicht eher endet, bis der vom Vaterlande Getrennte wieder jauchzend zurückkehrt, und, aufgelöst in heilige Luft, den Boden küßt, auf dem er geboren wurde, auf dem seine Wiege stand, wo er spielte und litt, wo er hoffte und bangte, wo er Luftschlösser baute, kühne Pläne entwarf, wo er den Bund der Liebe und Freundschaft schloß.

Tausende unserer deutschen Brüder wenden jährlich dem deutschen Vaterlande den Rücken, um in fremden Welttheilen, unter einem neuen Himmelsstriche ihr Heil zu suchen. Nicht bloß der Arme, dessen Sorgen nur das tägliche Brod zum Ziele haben, pilgert in die Fremde, in der er ein gelobtes Land erblickt, auch Personen, die im Vaterlande Haus

und Hof besitzen, verlassen schaarenweise den väterlichen Herd, und tragen das heilige Feuer desselben auf die fremde Erde. Wir könnten diesen Verlust verschmerzen, wir könnten uns mit dem Gedanken trösten, daß unsern Brüdern in der Ferne schönere Sterne glänzen, wenn sie auch in der Ferne an der deutschen Sprache, an deutscher Sitte fest hielten, und dadurch für immer mit uns verbunden blieben. Allein dem ist nicht so. Ueber die deutsche Grenzmark hinaus geht der Deutsche dem Deutschen verloren, die Einflüsse, die das fremde Land, die fremde Bevölkerung äußert, verlöschen leider nur allzubald die Erinnerungen an die Heimath, und so ist das nationale Band gelöst, das alle Deutsche unter allen Zonen zum Frommen deutscher Einheit auf ewig verbinden sollte. Von den deutschen Brüdern, die einst nach Italien auswanderten, und im lombardisch-venetianischen Königreiche die sogenannten dreizehn Gemeinden bildeten, wissen wir nichts, oder nur sehr wenig, die Deutschen, die nach Spanien pilgerten, vertauschten dort ihre heimathlichen Sitten mit denen ihrer Nachbarn, ja gaben sogar ihre Sprache auf, so daß man gegenwärtig nur mit Mühe das germanische Element in ihren Nachkommen entdecken kann. So ist es auch mit vielen Tausenden unserer Brüder in den vereinigten Staaten von Nordamerika gegangen, so geht es noch täglich fort, so wird es bleiben und währen, bis der Deutsche mit kindlicher Innigkeit, mit ehrenfester Männertreue an seiner Sprache hängen, und in ihr das echte Palladium seiner Nationalität erkennen wird.

Dann werden wir, die in den heimathlichen Gauen zurückbleiben, unsere Brüder jenseits des Oceans nicht mehr so schnell vergessen, als jetzt, dann werden sie mit uns, wir mit ihnen verbunden bleiben in der Erinnerung, in der Gesinnung, in werkthätiger That, in ausdauernder bis zum letzten Athemzuge währender Liebe für das deutsche Vaterland, das deutsche Wort, die deutsche Nationalität.

XIV.

Skizzen aus Podolien.

I.

Von Wischnowiec, wo der Reisende die Reichthümer der alten Fürstenfamilie, welche mit 39,610 untergebenen Familien mit Grundbesitz, in Volhynien allein gegen 300 Dörfer, in Lithauen gegen 100 zählt, angestaunt hat, begiebt er sich auf den Weg nach Podolien, und freut sich über die Palläste dieser üppigen Provinz. Gleich in Czayczyn findet er einen, woran er uns die Galanterie der polnischen Großen bezeichnet.

Nämlich die Fürstin Tekla, geborene Radziwill, Gattin des letzten Wischeniewiecki verirrte einst in die Wildnisse von Czayczyn. Ihr, als einem Weibe, gefiel hauptsächlich die Neuheit dieser nie gesehenen Gegend, und sie unterließ nicht, darüber vor dem Fürsten zu sprechen. Dieser hörte sie anscheinend gleichgültig an, suchte sie jedoch von dem für sie so reizvollen Orte fern zu halten. In einem Monate war der Namenstag der Fürstin, und der ganze Hof rückt nach dem wilden Czayczyn aus, wo durch zauberische Hand in wenigen Wochen ein prunkender Pallast mit dem Wappen der verschwägerten Fürstenfamilien erstanden ist.

Kraszewski nannte Volhynien das Land der Magnaten und Palläste, unser Vorarbeiter, der freilich kein Tourist ist, und die Schriftwerke der Grafen Czedkiowicz und Potocki theilweise benützt hat, behauptet von Podolien, daß man fast mit jedem Schritte auf Burgen und Palläste

stoße. Das Schloß in Zukowiec, sagt er, ist ein Meisterwerk der Architectur, seine Salons sind voller Schmuck, und gewöhnlich durch ausgewählte Gesellschaften belebt. Es wird umgeben von einem Park, den die Hand einer Frau pflegt, und der so geschmackvoll, so duftend, so frisch vor den Augen liegt, daß er sogleich das Werk einer Frau verräth. Ueberhaupt — sagt Przezdziecki — sind in unserm Lande die Landsitze der Magnaten von eigenthümlicher Schönheit. Architectur, Gartenbau, Geschmack und Luxus, alles bildet eine harmonische Ganzheit, die das Auge des Kenners vom ersten Moment bewundert. Die Erhaltung dieser etwas kostbaren Wohnungen hält die Eigenthümer an dieselben gebunden. In ihren ländlichen Burgen führen die Magnaten gern ein halb feudales, halb patriarchalisches Leben, und sehnen sich daher nie nach den Städten; daher das stille häusliche Leben der Weiber, der Hang der Männer zum Müßiggange. Die Frauen haben mehr Zeit zur häuslichen Beschäftigung, zur Bücherlectüre, bilden ihren Verstand, lesen Alles, was in Paris und Brüssel erscheint, schreiben französische Briefe voller Witz und Gefühl, im Stil, der eines Balzac und einer Sevigné würdig ist.

Die Männer, welche anscheinend mit ihrer Wirthschaft beschäftigt sind, überlassen diese jedoch gern ihren Inspectoren, und verwenden ihre ganze Zeit und Geschicklichkeit auf Führung von Prozessen und den Verkauf ihrer Producte. Ihr Zeitvertreib ist Jagd, Besuche in die Nachbarschaft, der Jahrmärkte und vorzüglich Kartenspiel bei brennender Pfeife. Diese Zerstreuung der Väter ist die einzige Beschäftigung der Söhne, die noch nicht an Prozesse und Productenverkauf denken und wissenschaftliche Beschäftigungen ihren Nachfolgern in der Schule überlassen. Sie scheuen sogar die Verrichtung jedes Ehrendienstes und wollen aus Furcht vor Störung ihrer ländlichen Ruhe nicht einmal in den Städten wohnen. So begraben sie ihre geistigen Fähigkeiten, welche durch die erste mütterliche Erziehung, wenigstens bis zu einem gewissen Grade entwickelt waren. Alles geht ohne Nutzen für's Land wieder zu Grabe, und es ist mit wenigen Ausnahmen dahin gekommen, daß dem weiblichen Geschlecht bei uns die Palme der geistigen Bildung zukommt. —

Die Städte verfallen mitterweile immer mehr, und werden aus-

ſchließliches Eigenthum der Juden, dieſes trotzigen Geſchlechts, das ſeit 7 Jahrhunderten in einem Lande wohnt und ſeither nicht ein Korn ſeiner Eigenthümlichkeit aufgegeben hat, dieſes Volks, das einen beſondern ſocialen und religiöſen Körper im Staate bildet. Dieſen Juden gehören die Städte, neue Jeruſalems, worin ſie Schacherhandel treiben. Alles Geld im Lande geht durch ihre Hände, und der Bauernſtand wird durch ſie vollends elend. Uebrigens heißen dieſe Wohnorte uneigentlich Städte, da ſie nur zuſammengedrängte Hütten und etwas mehr Schmutz als die Dörfer zeigen. Wenn der reiche Adel ſeine Palläſte in den Städten erbaute, die wir auf den Dörfern ſehen, ſo könnten wir uns auf unſere Städte etwas zu Gute thun. Die Palläſte würden in der Stadt für immer benutzt werden können, während auf den Landſitzen der Sohn den Pallaſt des Vaters verläßt, und ihn zum Aufenthalt für Nachtvögel hingiebt. Der Bauer befindet ſich noch heut in demſelben Elend, wie zur Zeit der Tartaren-Kriege. Noch herrſcht jene ſelbe Noth und Finſterniß. Ihre Arbeit gleicht der des Viehes; ſie müſſen geleitet werden; denn ſich allein überlaſſen, werden dieſe Bauern weder für ſich, noch für ihre Herrn arbeiten. Das Leben hat einen Reiz für ſie, doch mehr ihre Heimath, daher haſſen ſie den Militairdienſt, und lange vor der Rekrutirung muß man die Kandidaten in Ketten legen, um ihrer ſich zu verſichern. Nur mit geiſtigem Getränk wiſſen ſie ihren Jammer wegzuſpülen; in den Schenken lagern Männer und Weiber und begehen in der Sinnesbetäubung tauſenderlei Frevel.

Im Ganzen iſt der Character dieſer Bauern ſanft, man hört unter ihnen ſelten von Gewaltthätigkeiten und Todtſchlag. Die Tugend der Geduld üben ſie bis zum hohen Grade, und ſollte jene ihnen eine glimpflichere Behandlung Seitens ihrer Herrn wohl gewinnen. Die Verbeſſerung des materiellen Lebens würde die moraliſche Vervollkommnung nach ſich ziehen; die Sitten würden nicht ſo verderbt, die Finſterniß nicht ſo ſchwarz ſein.

In der Hand der Magnaten liegt das Werk der Civiliſation, die Regierung erlaubt die Errichtung von Parochial-Schulen auf den Dörfern. Solche Schulen, Zufluchtsorte für Kinder, Hoſpitale für Kranke,

und ähnliche Stiftungen und Bestrebungen der Magnaten könnten in wenigen Jahrzehenden eine neue, ganz veränderte Generation erzeugen. —

Verläßt man Volhyniens Grenze, so fährt man durch die Steppe von Bembnowiec und gelangt dann unter die grünen Haine Podoliens. Unweit schneidet der Weg einen breiten mit Wasser gefüllten Graben, der die Fläche, soweit das Auge reicht, durchzieht. An seiner linken Seite wuchert ein üppiger Garten, den eine lange Brücke mit einer von dem Graben umschlossenen grünen Insel verbindet. In der Mitte der Insel steht unter dichten Bäumen ein Wohnhaus und am entgegengesetzten Ende der Brücke erhebt sich an einer Terrasse von Felsstufen ein Pallast von italischer Architectur. Hier hält man am Boh, der den Graben füllt, und See und Insel bildet.

Ist man über den Fluß gelangt, so fährt man in die Stadt Mszaniec, wo man zuerst die Kirche mit ihren Statuen bewundert. Vor derselben ist von Bäumen ein Quadrat (square) gebildet. —

Sobald ich angekommen, erzählt unserm Autor ein Anonymus, — eilte ich mit Julien aufs Schloß. Der Hof liegt in Quadratform auf einem Hügel, rings umgeben ihn Wälle; vom Thore führt der Weg zwischen Akazienbäumen zum Schlosse. Das Schloß, in Form eines Parallelogramms gebaut, trug ein grünes Blechdach und zeichnet sich durch einen mit Blumen verzierten Balkon aus. Zur linken Seite ist eine gemauerte Officin belegen, zur rechten ein Altan, gebildet von riesigen Pappeln; von beiden Seiten schimmert der silberne Wasserspiegel.

Keine lebende Seele ist auf dem Hofe; endlich zeigt sich aus einem Souterrain eine halb nackte, barfüßige Menschengestalt; ihre Bewegungen sind ängstlich, doch bemerkte ich auf ihrem Gesicht ein boshaftes Lächeln. Ich rief die Figur an, und forderte sie auf, näher zu kommen, sie drängte sich still an die Schloßwand, ich trat heran und fragte, wer uns den Pallast und den Garten zeigen würde. Der Angeredete senkte die Augen, erhob sie wieder und entwischte mir nach der Officin, wo er verschwand. In der Officin fand ich die Thüre geöffnet und sah in einem Vorzimmer einen mit Leinewand bezogenen Rahmen stehen. Ein Maler! dachte ich, und trete an die nächste verschlossene Thür, welche mir von einem Manne geöffnet wurde, der sich wie ein Fremder und

zwar in italieniſcher Sprache verſtändlich machte. Es war Signore Baccelli. Er wohnte in Krzemieniec, im Hauſe des Czacki*), und zwar einige Jahre vor dem Fall des dortigen Lyceums**), und ſeine Gemälde befinden ſich in faſt allen bedeutenden Kirchen jener Gegend, ſowie ſeine Portraits in den meiſten Palläſten Volhyniens und Podoliens. Als Kinder kannten wir ihn Alle. Er hatte auch mich in ſeinem Andenken behalten. „Signore Alessandro, con son contento di rive clerla!“ — Ich bat ihn, mir die Merkwürdigkeit des Pallaſtes in Czarno Oſtrow zu zeigen.

„Comè! Lei è moritato? Mi presentera alla sua signora sposa,“ „Sehr gern“ — „Édio faro il Cicerone; und dann werde ich Ihnen auch mein Laboratorium zeigen.“ „Anders führen wir nicht von hier.“ —

Der Italiener nahm Stock und Hut und führte uns nach den Pappeln, um uns zunächſt den Park zu zeigen. —

Die hintere Schloßſeite liegt dem See zu; an der Wand wird die Säulenhalle durch eine indiſche verandah vertreten. Zwiſchen Citronen- und Pomeranzenbäumen ſtehen mit Blumen umgebene Sophas und Stühle. Der Maler nöthigte uns zum Sitzen und zeigte uns die bezaubernde Ausſicht; von unſern Füßen bis zum See hinab führten Steintreppen in der Länge von fünfhundert Ellen. Aus dem Häuschen der Inſel, das wir ſchon vorher bemerkt hatten, vernahmen wir die Töne von Flöte und Oboe. Die Bäume des Gartens und der Inſel bilden eine dichte Wand, in deren Mitte italieniſche Pappeln ihr ſtolzes Haupt hervorſtrecken. Das weitere überlaſſen wir der Phantaſie des Leſers.

Nachdem uns der Italiener noch ein gothiſches Mühlwerk gezeigt hatte, führte er uns zu dem engliſchen Häuschen der Inſel, „und hier iſt unſer Cottage,“ ſagte er; „wenns gefällig iſt, ſo wollen wir etwas ausruhen.“ Er führte uns auf das platte Dach, auf welchem ſchön verzierte Galerien angebracht waren, und von welchem wir eine weite Ausſicht genoſſen. Wo jetzt ſich der Boh in den See ergießt, lag früher

*) ein berühmter polniſcher Hiſtoriker. —

**) Das Lyceum bildete die berühmteſten Männer Polens.

eine Feste, und bis zum heutigen Tage befinden sich dort Granaten, türkische Feldzeichen und verschiedene Münzen. Der Italiener ließ uns durch den Archivar des Schlosses die Geschichte der Stadt erzählen, während wir auf einer Gondel den See durchschwammen und uns in dem sogenannten Thiergarten aussetzen ließen, der diesen Namen jedoch eben so wenig verdient wie der Berliner.

Nachdem die Besichtigung der Gegend ein Ende genommen, führte uns der Maler in sein Arbeitszimmer. Einige Kirchengemälde und drei bis vier Portraits bildeten heute seine Ausstellung; sie verriethen deutliche Zeichnung und academische Gründlichkeit, was eher frappirt als Mangel an Originalität in der Komposition und Leben im Kolorit.

„Questo zeigte ich primo," sagte Baccelli, „e doppo, il gran quadro di heiligen Hieronymus." Wir folgten ihm auf den ersten Stock des Schlosses, gingen durch einige Säle, wo die Mosaiken und gelben und weißen Stuccatur-Arbeiten besonders Julien in Anspruch nahmen, bis wir in einem langen Saale, vor einem Gemälde, welches einen großen Theil der Wand einnahm, Halt machten. Wer hätte nicht die Darstellung der Kommunion des heiligen Hieronymus gesehen? Wir haben sie vor uns, aber im ganzen Reiz ihrer natürlichen Größe, im ganzen Glanze des Kolorits ihres großen Meisters. Dieses Gemälde — dessen weiterer Schilderung wir uns enthalten — kaufte der Vater des jetzigen Besitzers von Czarny Ostrow in Italien, wie uns Baccelli sagte. Die Tradition will, es sei dies das Original Dominikino's, für die Kirche des heiligen Hieronymus della carita in Rom gemalt. Es kann keine Copie sein; denn überall bemerkt man den kühnen Pinsel Dominikino's. Es sind vielfache Untersuchungen über den Ursprung dieses Gemäldes angestellt worden. In Dominikino's Leben wird Folgendes erzählt.

In der Kirche des h. Hieronymus della carita traf Dominikino einen unbekannten Maler an, der sein Gemälde copirte; er nähert sich unerkannt, macht einige Bemerkungen über die Copie und tadelt manches an derselben. Der Copist ist der Kritik überdrüssig und wirft dem Kritiker den Pinsel nach den Augen, indem er ihn aufforderte, es besser zu machen, wenn er könne. Dominikino hob den Pinsel auf, setzte sich zur

Arbeit und verrieth sich durch die ersten Striche. Die Copie wurde ein verbessertes Original*). Vielleicht befindet sich dieses Gemälde in Ostrow? vielleicht liegt in dieser Anekdote der Schlüssel des bisher ungelösten Räthsels? König Stanislaus August ließ durch seinen Kanzler für dieses Gemälde 5000 Dukaten bieten; aber der glückliche Besitzer antwortete dem Schwager, für nichts wolle er sich solches Schatzes nicht entschlagen.

In stummen Staunen standen wir vor dem Meisterwerke; ich konnte nicht begreifen, wie ich nicht eher davon gehört hatte. Wir wissen von jeder Kleinigkeit im Auslande, und im eigenen Lande kümmert man sich weder um die Werke der Kunst, noch um Naturschönheiten. Wie viele Landsleute mögen wohl dieses Gemälde, oder die Statue des Perseus, das Werk Canova's, in Volhynien gesehen haben? hat wohl einer von denen, welche die Ufer des Rheins besucht, schon eine Reise am Dniestr gewagt? Bei Dominikino's Gemälde verschwindet alles Uebrige; kaum einen Blick werfen wir auf „die Rettung des Moses" und den „Gruß der heiligen drei Könige" aus der Venetianischen Schule — und auf die Familiengemälde, worunter weibliche Gesichter von seltener Schönheit; wir folgten dem Maler zur Bibliothek. Ich bewunderte nur mehrere polnische und italienische Manuscripte, worunter sich noch eins von Casanova vorfand, nämlich: **Istoria delle turbolenze della Polonia dalla morte di Elisabet Petrowna fino all' anno 1786.**

Während ich mich in die Manuscripte vertiefte, forderte Julie den Maler im Nebenzimmer zu einer Partie Billard auf. —

Hierauf erzählte uns Przezdziecki Einiges aus der Geschichte Podoliens.

Dieses war ewig ein Zankapfel für die Nachbarstämme; auch seit seiner Vereinigung mit dem Kronlande (Polen) hörte sein Unglück nicht auf; als die Vormauer Polens gegen die Tartaren war es ewig mit Blut gedüngt, und die Elite seiner Männer mußte in die Gefangenschaft der Bisurmanen wandern, wie einst die Athener zum Kretischen Minotaur. Dem podolischen Adel halfen keine Wälle, keine Schutzgräben,

*) Füßling. Allgemeines Kunstlerikon; 7. Suppl. — S. 217.

keine eisernen Panzer. Schon im Jahre 1438 drangen die Tartaren unter Schach Achmet nach Podolien ein und machten große Beute an Hab und Gut, an Weibern und Kindern. Da sammelte sich der reußische und podolische Adel, warf sich mit furchtbarer Kampfwuth auf die Barbaren und blieb sammt seinem Führer, dem Wojwoden von Kaminiec auf dem Kampfplatze.

Seit dieser Zeit besuchte der grausame Gast täglich dies bedrängte Land. Die Städte wurden in Asche gelegt, manche spurlos vom Erdboden vertilgt und die Einwohnerschaft lebte zur Zeit des Krieges in Wäldern und Erdhöhlen. Nicht weit von Sucotryez, diesem einst berühmten Orte, sieht der Reisende eine Grotte, die etwa 20 Mann faßt. Diese ist voller Menschenknochen, und das Volk erzählt sich folgende Sage davon. Die Tartaren waren nicht weit; die sie begleitenden Räucherwolken waren ein übles Anzeichen; die Bewohner flohen aus den Dörfern und verbargen sich, wo es anging. Ein ganzer Haufe warf sich in diese Grotte, um dem Eisen der Tartaren zu entgehen. Unter den Kindern und Greisen waren Braut und Bräutigam, die schon den nächsten Tag vor den Altar treten sollten — und alle diese verschlang ein Grab.

„O mein Hryc," wiederholt oft die gefühlvolle Hanka, „warum bin ich nicht wenigstens mit dem Namen Deiner Frau ins Grab gegangen! Ein böser Gedanke nagt an meinem Herzen — Du wirst nicht mein Mann!" so weinte sie und riß aus ihrem schwarzen Haar die rothen Schleifen. Hrycko tröstete die Braut, aber auch er hatte üble Ahnungen und sagte: „Höre, Hanka, wenn ein Theil der Jugend nach Lebensmitteln in der Nacht ausgeht, dann ziehe ich mit ihnen und führe den Pater Cyrillus her, damit er uns traue — und Hanka ist morgen mein Weib."

Hrycko that, was er gesagt hatte, und nach Mitternacht war der Pater in der Grotte. Man will die Braut putzen, doch sie sitzt noch eben so traurig, wie vorher, und wirft ihre Haarflechten auseinander, Niemand weiß, was mit ihr anzufangen ist. Sie will einen Rosmarinkranz und anders geht sie nicht zur Trauung; sie entwischt aus der Grotte, eilt selbst nach Rosmarinzweigen und kehrt athemlos damit zu-

rück. Wie sie in die Grotte springt, folgt ihr ein Tartar auf dem Fuße; er winkt ihr mit einer Hand zu kommen, mit der anderen spannt er den Bogen. Das Mädchen schrie vor Entsetzen, der Pfeil fiel neben ihr nieder und sie sprang in die Grotte, wo sie besinnungslos unter den Brautdienern zur Erde fiel.

Nach zwei Stunden war die Grotte von einem Haufen Tartaren umgeben; es erscholl unter ihnen ein satanisches Gelächter, dem aus der Grotte Schmerzenslaute antworteten. Giftiger Rauch füllte die Gruft, denn die Tartaren brachten Stroh und zündeten es an; Hanka lag noch besinnungslos am Boden, und Hrycko umwand ihr Haupt mit Rosmarin. Da öffnete sie zum letzten Mal die Augen, und umarmte zum letzten Mal den Geliebten; in wenigen Stunden waren nur die Gebeine der Unglücklichen zu sehen.

Wenn man Ostrow verläßt und sich nach Makow versetzt, so entsteht durch den Anblick dieser Stadt, welche die Kaminicer Schweiz berührt, ein fast entgegengesetzter Eindruck. Ein großes Judenhaus, um welches sich noch wenige schlechte Hütten schließen, bildet die ganze Stadt. Aber desto mehr ergötzen die malerischen Bilder der dortigen Natur. Berühmt sind die Blumen, die Früchte und das Schloß von Makow; von hier tönen dem Reisenden schon in der Entfernung Frohsinn und Lust einer heiteren Gesellschaft entgegen. Es lockt ihn, Platz zu nehmen auf den mit Blumen umwachsenen Gartensitzen und die Hüte, Schärpen und Mantillen sich aus der Nähe zu besehen, die ihn so beweglich in die Augen stechen.

Die Geselligkeit in der Provinz ist eine andere als die der Residenz. Dort malen sich die Charactere und Sitten weit deutlicher. Wer kennt nicht die Klätschereien der Gesellschaft in der Provinz? Nach Namenstagen, Hochzeiten, Kindtaufen, überhaupt nach jeder Feierlichkeit, und nach Jahrmärkten (denn ohne dergleichen kann man auf dem Land nicht existiren) herrscht immer eine erhöhte Beweglichkeit im Landleben; wenn, weil's keine Tänze mehr giebt, die Mütter mit ihren Töchtern nach Hause fahren, und die Garçons, weil die Banken bereits eingezogen, die Beamten, wenn die großen Mittage vorbei sind, und in der Stadt die Tribunale und Kanzleien ihrer harren, die Jugend, weil in der

Nachbarschaft eine große Jagd veranstaltet wird — ich sage, wenn diese alle folgen, dann wird die Feierlichkeit zum Gegenstand einer Kaffeestubenkritik gemacht. Bei den Festgebern bleiben nur einige unzertrennliche Freunde und Freundinnen einige Kammerjungfern, ein Musikliebhaber, einige Zeitungsleser, kurz, eine ganze Coterie zurück.

Diese Coterie, welche man hier, wie in den Residenzen als eine **Alliance defensive et offensive** bezeichnen muß, hat zum Zweck ihrer Kaneragen eine *active* und eine *passive* Hauptperson. Die letztere giebt Mittage, Jagden, Bälle, verspielt in den Karten und verborgt Gelder, wofür sie von Allen unwiderstehlich geliebt wird; die active Figur leitet alle Interessen, unterhält Korrespondenzen, schickt Gesandtschaften u. s. w. Die erstere würde in der französischen Nomenklatur **Roi fainéant**, die letztere **Maire du Palais** heißen. — So viel zur Erläuterung.

Nach einem guten Mittage, einem abendlichen Spaziergange, und nach einer ausgerauchten Pfeife, wird im Salon Thee gereicht. Die artige Wirthin selbst gießt den duftigen Trank in Tassen von altem sächsischen Porzellan. Dann wirds draußen ein stürmischer regniger Abend, die Kammerdiener lassen die Rouleaux der Fenster herunter, und der gemüthliche Kreis des Salons rückt eng an einander.

Man erfährt, daß Herr X. mit seiner Frau nicht mehr so grausam umgehe; daß die reiche Staroſtin N. noch nicht verheirathet, daß sich aber dennoch die Herrn A., B., C., D. und einige andere um sie reißen; daß man Y. und Madam S. einander noch immer nicht leiden können. Aus Warschau schreibt man über Podolien so, aus Kijow *anders*; aus Wilna sind die Nachrichten noch nicht eingelaufen; aber dagegen ein Brief aus Kaminiec, ebenso aus der Ukraine und Podlachien; bis jetzt ist alles ruhig; von einigen Ehescheidungen nur dumpfe Gerüchte. Aus Galizien nichts Neues, aber es wird sich bald etwas ereignen, vielleicht ein Duell, oder eine Hochzeit, oder eine Ehescheidung; denn daran fehlts doch nie. Bekanntlich, sagt Przezdziecki, giebts in keinem Lande so viele Ehescheidungen wie bei uns, so daß dauerhafte Ehen zu den Ausnahmen gehören. Mit Schamgefühl müssen wir die Wahrheit dessen anerkennen, was in Folgendem ein fremder Schriftsteller von uns sagt:

„die Vornehmen heirathen gern, doch selten lebt ein Paar an demselben Orte. Separationen und Ehescheidungen sind leichter als irgend etwas, und die frühern Ehehälften werden Freunde und Freundinnen. Man trifft in der Gesellschaft Männer mit 2 bis 3 Frauen, und Frauen mit 2 bis 3 Männern. Die Kinder aus solchen Ehen sind glücklich, denn statt zweier Eltern sorgen für sie Viere. —"

Unsere Gesellschaft, von der wir etwas abgekommen, fängt endlich an zu verstummen; dem Herrn Prandota ist der Stoff ausgelaufen und man legt sich auf abgerissene Witzeleien; die Sitzung löst sich nach Mitternacht auf, man wünscht gute Nacht und glückliche Reise und Jeder bemüht sich, das in der Gesellschaft Eroberte nach seiner Gegend zu tragen und dieselbe acht Tage zu unterhalten. Wir können nicht umhin, uns den Jahrmarkt einer podolischen Stadt zu vergegenwärtigen, den uns Przezdziecki recht gegenwärtig schildert.

Der Jahrmarkt ist für die Stadt, worin er gehalten werden soll, ein Jahresfest. Die Häuser werden hübsch geweißt, ein etwaniges Kloster zu Speisesälen für den Adel eingerichtet, und durch alle Straßen wogen zur Johannizeit lebende Geschöpfe aller Art, und unter diesen Russen, Deutsche, Polen. Der arme Rataj kommt auf seinem schlichten Wagen mit unsymmetrischer Vorspannung, der Edelmann mit zahlreichen Kutschwagen, und zwar die Magnaten in Wiener Karreten, der schlichte Adel in Britschken und Kariolwagen, oder auch reitend. Die Häuser sind von allen Juden für die vornehmen Gäste geräumt, der Magnat putzt die ärmlichen Wände mit seinen Divans, oder schlägt sich Zelte in den Gärten auf.

Irgend ein Stall wird auch zum Theater umgeschaffen, wo unter Malinowski's Direction die Komödien Fredro's und Skarzynski's zur Aufführung kommen. In andern Ställen befinden sich gelehrte Affen und andere Sehenswürdigkeiten, und jedes Talent wird hier reichlich unterstützt.

Die erste Rolle auf solchen Jahrmärkten spielt die sogenannte Jugend zwischen 20 und 50 Jahren. Die Einen reiten Kosaken-, die Anderen Czerkessenpferde und unternehmen wahnsinnige Wettrennen.

Die andern in barbariſchen Bärten und weißen Mützen frequentiren die Konditorei, um ſich beim weiblichen Geſchlecht zu inſinuiren. Es giebt in Podolien nicht nur Fabriken, es giebt deren ſogar für Putz- und Modewaaren. Gräfin N. iſt das Journal, und wenn Staroſtin F. einen Hut kauft, ſo muß er um kein Haar anders ſein, als der der Gräfin. Mitten in der Nacht läßt ſich auf einer Tribüne ſogar ein Chor von Pragern hören, und Alles ſieht und ſtaunt! Auf dem Ringe wird man erdrückt. Man eilt ins Kloſter zum Mittageſſen, vielleicht ſind ſchöne Damen dort, vielleicht Cordelia ..... Cordelia? ha, die ſteht in meiner Brieftaſche Nro. 4, ſie hat 500,000 — alſo ins Kloſter. Der regiſtrirende Jüngling von 30 Jahren ſitzt im Nu an der Kloſtertafel und neben Cordelien. Hier macht ihn ein Freund aufmerkſam, er ſei noch zu jung. „Wann bin ich nicht mehr zu jung?" fragte der Verliebte. „Wenn Du ein Amt haſt; ſieh, vor Dir ſtehen Jünglinge und Staatsmänner. Von dieſen iſt jeder Marſchall, Präſident (wenn auch im Auslande), Deputirter, Gerichtsherr u. ſ. w., und wehe Dir, wenn Du ſeinen Titel vergißt; unter 100 Staatsmännern haſt Du 50 Marſchälle, von denen die Hälfte von 20 Jahren ein Amt hatte; doch ſie haben dies noch nicht vergeſſen; denn ſie nahmen das Amt nur eines Titels wegen. Unter den Damen iſt dieſelbe Nomenklatur gültig und geſetzlich." — „Bei uns", antwortete der Belehrte, welcher ein Poſener war, „kennt man dergleichen nicht; man kann den Edelmann nicht mehr ehren, als wenn man ihn national nennt." „Ich weiß es, denn ich war im Poſenſchen, behielt mir ein theures Andenken Eurer Gaſtfreundſchaft und vergöttere die edle Einfalt Eurer Sitten. Vielleicht kommt's auch bei uns dazu; wir möchten uns losreißen von unſerer Titelmanie, die jetzt nur ein eitles Spielzeug iſt."

„Wohin gehen alle jene Herrn? zum Spiel?" „allons mit ihnen." „Ich kenne keinen davon." — „Haſt Du einen Paß?" „Nein" — „aber Geld?" — „Welche Frage?" — „Nun ſo ſtelle einige Dukaten ein, und Du biſt bekannt. Hier hat nur Geld Werth." —

Der Poſener verlor ſeine Dukaten und wollte ſeinen Schmerz darüber im „polniſchen Volksfreunde" ausſchütten, um ſich durch's Honorar! zu entſchädigen. Hier muß ich eine Hiſtorie herſchreiben, die ich

am Orte des Jahrmarktes erfuhr. Am Ende des vorigen Jahrhunderts kam hierher ein armer Pilger, Vornamens Joseph, seiner Abkunft nach ein Maronit. Von Almosen hatte sich der Greis durch die ganze Türkei erhalten und bezahlte diese mit heilsamen Kräutern. In Podolien angelangt, wurde er selbst von den Großen consultirt, erwarb Vermögen und heirathete eine vornehme Dame.

Da brach 1770 die Pest im Lande aus. Alles eilte zum Maroniten, der uneingedenk seiner eigenen Rettung den Kranken Hülfe gewährte, und ihnen die in der Türkei gesammelten Kräuter zubereitete. Die Pest richtete eine furchtbare Verheerung an, und da der Mann vom Libanon nicht helfen konnte, so glaubte man die Menschen von ihm vergiftet, und beschloß sofort ihn unschädlich zu machen. Des Morgens geht der Naturarzt, wie gewöhnlich, mit Kräutern zu den Kranken, und unterwegens ruft ihm Jemand zu: „Halt, Du sollst uns die Krankheit heben; aber auf eine andere Art; laß Dir die Augen zubinden." Man setzte den Maroniten mit verbundenen Augen auf einen Wagen, ein Faß mit Oel neben ihn, und eine Karavane begab sich mit ihm aus der Stadt. Hier war ein großer Scheiterhaufen errichtet, das Faß mit Oel hinaufgelegt, der Maronit in das Faß gesteckt — und der Scheiterhaufen entzündet. Die Pest wüthete noch lange. Der so grausam Getödtete wurde von seinen Verwandten später gerächt, weil sie Successoren seines durch die Frau erlangten Vermögens wurden. Zu diesem gehörte die Stadt Tynna, welche durch die Fürstenfamilie Sanguszko durch Heirath an den Herzog Karl von Nassau-Siegen überging. In diesem Winkel Podoliens also wohnte der Held vom Ende des 18. Jahrhunderts, ein deutscher Herzog, ein spanischer Grande erster Klasse, Admiral der russischen Flotte, zum Andenken ein ausgezeichneter Schütze, der in Afrika Löwen und in Litthauen die Bären des Fürsten Radziwill bezwungen hat. Auf dem polnischen Reichstage von 1784 erhielt der Herzog das Indigenat, und hinterließ in Warschau an der Weichsel einen prachtvollen Pallast. Nachdem der Herzog bis zum 19. Jahrhundert Napoleon's Schicksale getheilt, wohnte er bis an sein Ende ruhig in Tynna, wo er seinen Landsleuten, die vor der Guillotine flohen, ein freundschaftliches Asyl bereitete. Auch die Familie von Polignac wohnte bei ihm. Sein

Vermögen ging nach seinem Tode an eine junge Griechin, Ekomen, über, welche seine Frau auf der Krimm kennen lernte und liebgewann. Die Nachbarorte von Tynna, wie namentlich Jarmolince und Satanow können manches für die Geschichte wichtiges Moment liefern, es bedarf nur der Aufmerksamkeit der Reisenden. Die Gegend hat Anmuth genug, um dieselben zu locken, und läßt uns an den meisten Orten Podoliens die Wunder der Schweiz vergessen. Man sieht hier nicht bloß die langen Flächen des Waizenlandes, sondern die frappante Abwechselung von Berg und Thal, von Wasser, Wald und Palläsien. Eine schalkhafte Podolierin sagte: „C'est notre manière d'avoir des montagnes" und sie hatte ganz Recht.

A. M.

XV.

Vermiſchte Nachrichten.

(Das Oratorium Moſe von A. B. Marx.)

Unter den größern Tonwerken der neueſten Zeit tritt uns als von höchſter Bedeutſamkeit für die Kunſt, „Moſe", ein Oratorium von A. B. Marx, entgegen.

Mehrere Aufführungen deſſelben fanden vorigen Winter in Breslau ſtatt. Die letzte wurde in dieſem Frühjahr in Neuſtrelitz veranſtaltet; und wie verlautet werden jetzt von mehreren Seiten her Anſtalten getroffen, dieſes Tonwerk des genialen Begründers eines neuen Syſtems in der muſikaliſchen Kunſtlehre zur Ausführung zu bringen! — Nicht daß daſſelbe nur in jener langen Reihe von Meiſterwerken gleicher Art, die vor ihm geweſen, und deren rieſenhafte Geſtalten die Vorzeit uns übermachte, das jüngſte, letzte bilde, das man darum ſelig preiſen müßte, weil es jenen unvergänglichen Muſtern möglichſt ähnlich ſehe — nein, das Oratorium Moſe bricht ſich ſelbſt eine neue Bahn; und im Hinblick auf die gänzlich umgeſtalteten Zeitverhältniſſe ruft es auch eine völlige Reform im Gebiete des Oratoriums hervor!

Händel und Joh. Seb. Bach, die uns die größten Meiſterwerke dieſer Art hinterlaſſen haben, ſchrieben theils im Dienſte des Zeitgeſchmacks, theils im Dienſte der Kirche. Dies letztere war beſonders, ja ausſchließlich bei Bach der Fall. Auch ſein größtes Werk, das unſterbliche Paſſions-Oratorium, trägt deutlich die Beweiſe ſeines Urſprungs aus dem alten kirchlichen Ritus, der Zeit ſeines Entſtehens an ſich!

Noch ſind an manchen Orten im ſüdlichen Deutſchland die ſogenannten Myſterien gebräuchlich, die in der früheſten Zeit nur darin beſtanden, daß die bibliſchen Erzählungen der Gemeinde vorgeführt wurden, indem der Geiſtliche, den Faden der Erzählung leitend, den Evangeliſten vorſtellte, alle in der Erzählung aber auftretenden Perſonen von andern Jungenten dargeſtellt wurden. Der anfangs gewiß nur redeweiſe Vortrag geſtaltete ſich ſpäter zum Recitativ, bald ſchob man auch, um die Feierlichkeit zu er-

höhn, darauf bezügliche Gesänge des Chors und der Gemeinde dazwischen; und so bildete sich der Gottesdienst aus der Zusammenstellung einer gewissermaaßen dramatischen Darstellung der biblischen Erzählungen und der daran sich schließenden Betrachtungen und Empfindungen des Chors und der Gemeinde.

Ganz dieselbe Zusammenstellung nun bildet den Stoff des Passions-Oratoriums. Hier sind die Choräle ursprünglich wirklich zur Theilnahme der Gemeinde bestimmt, die Gesänge, in welchen sie ihre Empfindungen ergoß und durch welche sie zu einer wahrhaft geistigen Theilnahme an der sich weiter spinnenden Erzählung emporgehoben wurde. Die einzelnen Chöre und Arien aber sind wiederum die feinern Reflexionen, welche eine Persönlichkeit, die gewissermaaßen vermittelnd zwischen Gemeinde und Geistlichkeit steht, zur Erbauung der ersteren an die Erzählung knüpft.

So erscheint das Oratorium gleichsam als Agende des Gottesdienstes; und nur, wenn ein Gottesdienst in diesem Sinne angeordnet werden könnte, würden wir einen Eindruck von jenem Werke erhalten, wie er ihm ursprünglich inne wohnte. — Aus jenen Zeitumständen herausgerissen, entkleidet seines innigen Zusammenhangs mit dem Gottesdienst einer ganzen versammelten Gemeinde, hineingedrängt in unsre Concertsäle, kann es unmöglich mehr in uns jene geistige Sympathie erwecken, die es damals erweckte; es ist nicht Blut von unserm Blut, nicht Fleisch von unserm Fleisch; — das, was sonst die Gluth religiöser Begeisterung in die andächtigen Seelen goß, es erweckt in uns nur höchstens noch ein warmes Kunstinteresse. Ist dies ein Schatten jener Herrlichkeit?

Das Oratorium, sobald es aus dem Dienste der Kirche heraustritt, sobald es aufhört, selbst ein Gottesdienst zu sein, und sich als ein selbständiges Tonwerk, dessen Gestaltung und Zusammenhang seine Begründung in sich selbst trägt, daher an sich fremd einer versammelten Zuhörerschaft gegenüberstellt, tritt ganz in die Situation des Dramas.

Nicht eine willkührliche Aufeinanderfolge schöner Musikstücke soll dem Hörer gegeben werden, nein! vor seinen Augen entfaltet sich ein Ganzes, dessen innern Zusammenhang, zu rechter Würdigung desselben, er erkennen, dessen Entwickelung er also theilnehmend folgen soll! — Trägt nun diese Entwickelung nicht das Gepräge einer innern Nothwendigkeit, ist sie eine willkührliche Zusammenstellung aus Zufälligkeiten, und knüpft sich daran wohl gar noch der Erguß individueller Betrachtungen und Empfindungen, dann kann von einem wahrhaft geistigen Interesse an der Entwickelung nicht mehr die Rede sein, und der Eindruck sinkt herab zu einem bloßen Sinnenreiz durch geistreiche Verwendung melodischer und harmonischer Mittel. — Die Chöre gefallen uns nur als Chöre, die Arien als Arien, und die feierlichen Choräle erinnern uns höchstens daran, wie erbaut wir uns sonst fühlen, wenn wir umschwebt von den heiligen mächtigen Klängen der Orgel auch unsre Stimme mischen in den Gesang einer ganzen versammelten Gemeinde, die anbetend ihr Herz zu Gott erhebt! Uebrigens aber könnten wir dem Sän-

ger, der, am Schlusse seiner Arie den ganzen Reiz seiner Stimme zusammenfassend, den drittletzten Schlußton aus der schönsten Fülle seiner Kraft hinabschmelzen läßt zum leisesten Pianissimo, als wollte er mit ihm seine Seele aushauchen, ihm könnten wir, wär's im Oratorium uns nicht verpönt, das herzlichste Bravo zurufen, so entsetzlich kalt, so besonnen genießen läßt uns die Sache an sich, so weit entfernt sind wir von allen geistlichen Empfindungen bei dieser sogenannten geistlichen Musik. —

Nicht so im Oratorium Moses. Hier sieht man die bleichen Wangen des aufs Aeußerste gebrachten israelitischen Volkes; mit ihm fühlt man die Last des Jammers, der über dasselbe hereingebrochen, mit Mirjam möchte man „bitterlich weinen" über „die Verstörung ihres Volkes" — kurz der Eindruck des Werkes in seiner ganzen dramatischen Einheit und Consequenz ist ein unbeschreiblicher, eigenthümlicher und neuer. In einer höchst geistreichen Zusammenstellung biblischer Stellen, führt der Componist des Mose ein ganzes Drama an unsrer Seele vorüber, dessen Gegenstand die Befreiung des israelitischen Volkes aus ägyptischem Joche durch Mose ist. Die einzelnen Personen treten selbst redend und handelnd auf, indem ihre Charactere durch die ihnen in Mund gelegte Bibelworte aufs schärfste gezeichnet worden; die Handlung drängt sich nach den Gesetzen einer innern Nothwendigkeit weiter und weiter, und gewinnt so das lebhafteste, innigste geistige Interesse der Versammlung. Die Musik aber, die ihr ganzes Verdienst darin sucht bis ins kleinste Detail treu und wahrhaft zu zeichnen, bringt alle jene Vorstellungen in uns zur höchsten Lebendigkeit.

Es liegt in der Natur der Sache, daß bei einer so durchaus durchgeisteten Darstellung des Stoffes, sich auch die höchste Vergeistigung aller angewandten musikalischen Formen geltend mache. Die kunstreichsten Formen, die sonst in ihrer breiten, gelehrten, beabsichtigten Entwickelung selten verfehlen dem Hörer das Bewußtsein seiner Laienschaft aufs peinlichste vor die Seele zu führen, kommen ihm hier in ihrem Erscheinen kaum zum Bewußtsein, weil sie ihn durch ihre Begründung in der innersten Nothwendigkeit und durch die Wahrheit in ihrem Auftreten mit sich fortreißen; — er fühlt, so, und nicht anders müsse es sein!

Welche Stimmen sich nun auch gegen dies Werk erheben mögen, und welcher Art auch selbst begründete Ausstellungen, denn welches menschliche Werk wäre wohl ohne Mängel, sein mögen — das Oratorium „Mose" repräsentirt einen Fortschritt der Kunst, durch welchen allein das Oratorium vom todten Tonwerk wieder zur lebendigen Wahrheit, von der Antiquität wieder zum Eigenthum unsrer Zeit und ihrer Verhältnisse emporgehoben werden kann! —

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß

des zweiten Vierteljahrsheftes 1843.

Seite

I. Die vergebliche Gabe. Novelle von Helena Andrejewna Hahn, gebornen Fadejewna. Nach dem Russischen von Professor **Wilhelm Schott.** (Erster Abschnitt.) 1

II. Ueber die drei Epochen der französischen Literatur. Von **Eduard Arnd.** 31

III. Ueber die Gesundheit der Gelehrten. Von Professor **Dr. K. W. Ideler.** (Zweiter Artikel.) 56

IV. Die Morgue in Paris. Von **A. Horwitz.** 68

V. Ein Brief Seydelmann's. Mitgetheilt von **Karl von Holtei.** 80

VI. Vermischte Nachrichten. 87

VII. Die Malteser von 1565 und von 1798. Von Professor **A. Herrmann.** 91

VIII. Die vergebliche Gabe. Novelle von Helena Andrejewna Hahn, gebornen Fadejewna. Nach dem Russischen von Professor **Wilhelm Schott.** (Zweiter Abschnitt.) 119

IX. Holstein und der deutsche Zollverein. Von **Chr. Feldmann.** 171

X. Bücherschau. 185

Seite

XI. Ein Liebesdienst. Novellette von **L. Mühlbach.** . . . 191

XII. Die deutsche Oper. Von **Friedrich Steinmann.** (Erster Artikel.) 225

XIII. Sprachenkämpfe der Fremden und Sprachsünden der Deutschen. Von **Dr. Adolph Wiesner.** 245

XIV. Skizzen aus Podolien. Von A. M. [illegible] . . 265

XV. Vermischte Nachrichten. 279

Der

Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern
aus den
Kreisen der Literatur, Gesellschaft und Wissenschaft.

Herausgegeben
von
Theodor Mundt.

Sechster Jahrgang.
1843.

Drittes Vierteljahrsheft.

In drei Lieferungen.

Aus der Schulzeschen Buchhandlung in Oldenburg

Altona,
Joh. Friedr. Hammerich.
1843.

I.

Irma von Pack.

Scenen aus einem hiſtoriſchen Roman.

Von

Theodor Mundt.

1.

In dem Hauſe des Herrn Otto von Pack, welches in Dresden am Markt ſtattlich gelegen und prächtig eingerichtet war, hatte es heut Abend ein glänzendes Feſt gegeben, zu welchem ſich die auserleſenſte Geſellſchaft der Stadt und des Hofes eingefunden. Denn in dem gaſtfreien Hauſe des Vicekanzlers befand man ſich immer wohl, ſeine Säle ſtrahlten von heiterer und geſchmackvoller Pracht, und die Bewirthung floß gewiſſermaßen über von allem Leckeren und Koſtbaren, das nur die Lebensweiſe jener, im Ganzen doch mäßigen, Zeit der Reformation verſtatten mochte. Herzog Georg ſelbſt, deſſen vertrauteſter Rath damals Herr von Pack war, beſuchte zuweilen dieſe Geſellſchaften und erheiterte ſeine nicht immer gute Laune und Gemüthsart an den Geſprächen ſeines witzigen Lieblings, deſſen ſehr ausgeſuchte und mundrecht gebotene Weine ebenfalls nicht abgewieſen wurden. Dies gab der Stellung Packs und dem meißniſchen Adel überhaupt, welchem er durch ſeine Familie angehörte, und der damals am Hofe dieſes ſächſiſchen Fürſten eine beſondere Geltung gewonnen zu haben ſchien, noch ein höheres Gewicht.

Bei dem heutigen Festgelage, welches im Februar des Jahres 1528 stattfand, sah man jedoch den Herzog nicht erscheinen. Auch der berühmte Gelehrte Cochläus, ein Mann von schwerfälligem Auftreten aber immer erwecklicher Unterhaltung, den man sonst hier wohl herumstolpern und zur sichtlichen Freude Herzogs Georg, wo er ging und stand, gegen Luther disputiren hörte, ließ sich diesen Abend nicht blicken. Man wollte seit einiger Zeit von einer Hinneigung des Herrn von Pack zu den lutherischen Bewegungen der Zeit gehört haben, und es gab in den Vertiefungen des Prachtsaals heut einige bedenklich flüsternde Gruppen, welche von heimlichen Mißverhältnissen, nicht zu vermeidender Ungnade, und andern schlimmen Dingen ein Wort fallen ließen. Um so geräuschvoller, üppiger und verschwenderischer nur schien Otto von Pack sein Fest veranstaltet zu haben. Er selbst zeigte sich wie immer bei glänzender und übermüthiger Laune; beweglich und für Jeden eine Beziehung, eine Anspielung, ein Witzwort in Bereitschaft habend, wandte er sich von Einem zum Andern, und suchte die mißlichen Gesichter, die durchaus etwas Besonderes entdecken und errathen wollten, durch sein eigenes unbefangenes Benehmen auf das Muthwilligste zu foppen. Er war eine anziehende, schöne und kraftvolle Gestalt, in der aber eine beständige Unruhe ausgeprägt lag, und den scharfen Gesichtszügen sah man ebenso den durchdringenden Verstand, die ausgesuchteste List und Verschlagenheit, wie den leichten und lockeren Sinn, die Hinneigung zu einem sorglosen und verschwenderischen Leben an. Und in dieser Weise kannte man ihn, und hatte ihn von verschiedenen Seiten zu benutzen gewußt, wobei jedoch stets zweifelhaft bleiben mochte, wer der Benutzte oder der Benutzende in den mit Pack betriebenen Angelegenheiten gewesen. Er war in die verborgensten Beziehungen der Zeit und in viele Geheimnisse der Machthaber eingeweiht, und seine Talente, die Gewandtheit und Biegsamkeit seines Charakters, wie seine überlegene Kenntniß der Verhältnisse, hatten ihn bei vielen Sendungen und Staatsgeschäften unentbehrlich gemacht.

Heute hatte er die Liebenswürdigkeit seiner Person besonders geltend zu machen verstanden, und nur Eine Gestalt in diesen schimmernden Sälen erschien unempfänglich für den Zauber, den er um sich her zu

verbreiten suchte. Dies war seine Gattin, eine noch jugendlich schöne Frau, deren Reize in der anmuthigen Spätblüthe, in welcher sie standen, noch mehr ins Auge gefallen wären, wenn nicht ein geheimer Gram, der sich in jeder Art an ihr ausdrückte, sie überschleiert hätte. Sie folgte den Anstrengungen, die ihr Gemahl zur Unterhaltung seiner Gäste machte, nur mit sichtlichem Widerwillen, und wo er Jubel entzündete, begegnete man zugleich mit Betroffenheit ihren verweinten Augen, die dunkelglühend, bedeutungsvoll, aber unendlich schmerzlich über das Alles hinwegsahen. Sie schien diesem prunkenden Gesellschaftsgetümmel weit entrückt, und konnte ihre Zerstreuung, ihr bekümmert abgewandtes Wesen, nicht bergen. Endlich neigte sich, gewiß ihrem Verlangen nicht zu früh, das Fest seinem Ende, die Kerzen in den Sälen waren bis auf den Rest herabgeschmolzen, allmählig war der letzte Laut der geräuschvollen Unterhaltung verstummt, die Gäste hatten sich verabschiedet, und Frau von Pack sah sich ihrem Gatten allein gegenüber, der sie mit stechenden Blicken und dann laut lachend betrachtete.

Du bist wieder ohne Noth traurig und zaghaft, Sophie! sagte er, ihr einen flüchtigen Kuß über die Stirn hauchend. Wo Deine Sorgen anfangen, haben meine schon immer aufgehört, und so ist es auch diesmal. Vertraue doch nur meinem Stern, dem prächtigsten und verheißungsvollsten am Horizont dieser Zeit, es ist der Stern der Klugheit! Vivat, dieser Stern! Und der Teufel hinter all das Geschmeis drein, das uns heut Abend gelangweilt und uns die letzten Goldstücke, die wir noch unser nannten, gekostet hat!

Damit schritt er, sich die Hände reibend, schnell und unruhig in dem kleinen Gemach auf und nieder, in welches sich Beide jetzt zurückgezogen hatten. Frau von Pack hatte sich seufzend auf den Divan fallen lassen, und sah ihm mit stummen Thränen zu, die er nicht bemerkte.

Herr von Pack aber schellte der Dienerschaft und befahl, ihm sein neues Staatskleid herbeizubringen, welches er sich vor Kurzem hatte anfertigen lassen. Es war inzwischen spät geworden, und Sophie sah, mit Erstaunen sich emporrichtend, wie ihr Mann geschäftig war, sich von Neuem zu schmücken und wie zu einer besonderen Feierlichkeit auf

das Gewählteſte anzuthun. Schüchtern fragte ſie ihn nach ſeinem Beginnen.

Ja, jetzt erſt will ich mich putzen und zum Tanz anſchicken! rief Pack mit einer luſtigen Gebärde. Nun erſt beginnt das wahre Feſt, heiſa, und es kann viel Ernſtes und Spaßhaftes ſich daran knüpfen für alle Zeiten. Mein Kind, es geht etwas vor, ein wichtiges Ding hat ſich in den Schooß dieſer Nacht geflüchtet und wird daraus mit Blitzesmacht an den Tag hervorgehen, und dann aller Orten einſchlagen im ganzen Deutſchland. Glaubſt Du denn, ich würde ſo thöricht geweſen ſein, heut wieder dieſen Schlemmern und Praſſern von Dresden den Tiſch zu decken, während wir ſelbſt kein Geld haben, wenn ich nicht gerade durch dies Feſt heut Nacht die Aufmerkſamkeit der Leute von meinem Hauſe hätte ablenken wollen. Nur keine Heimlichkeit, wenn man Geheimniſſe hat, das wäre das ſicherſte Mittel Alles zu verrathen! Wenn alle Leute mit offenen Augen zuſehen, kann man ihnen am beſten etwas vormachen! Darum hatte ich mir heut große Geſellſchaft geladen, da fällt dem Volk nicht ein, daß es dicht dabei ſteht neben etwas Bedeutenderem, das ihm vor der Naſe ſich zutragen ſoll! Wiſſe denn, daß ich heut Nacht, und die Stunde wird bald geſchlagen haben, noch einen hohen Beſuch in unſerm Hauſe zu empfangen habe!

Was verſuchſt Du nicht Alles, erwiederte Sophie, und dabei wird unſere Lage nur immer ſchlechter und gefährlicher! Dieſen täglichen glänzenden Zerſtreuungen in unſerm Hauſe müſſen wir am Ende erliegen, ſchon ſehe ich unſere Verhältniſſe gänzlich zerrüttet, und Deine wunderlichen Wagniſſe aller Art führen uns nur immer tiefer in unabſehbare Verwickelungen hinein. Mich verzehren dieſe Sorgen, mich tödten ſie um Dich, mich und unſer Kind!

Und mich erhalten ſie friſch und jung! rief Pack, indem er die Erneuerung ſeines Anzugs, mit welcher er beſchäftigt war, durch Umthun einer koſtbaren goldnen Bruſtkette vollendete, die ein Geſchenk des Landgrafen Philipp von Heſſen war, da er dieſem Herrn, an welchen er vor einem Jahr als Beiſtand in einer öffentlichen Rechtsſache abgeſandt war, nicht unwichtige Dienſte darin geleiſtet.

Dieſe Sorgen, mein Kind, fuhr er fort, indem er ſich zu ſeiner Gattin niederſetzte, ſind das geſchmeidigende Oel, ohne das mein immer reizbedürftiges Leben ſtocken würde! Laß mich nur umſpringen mit dieſen Sorgen, ſoweit ſie das elende Geld betreffen, ſollen ſie mir niemals über den Kopf wachſen! Du weißt ja, wie ich Geld zu münzen verſtehe aus den Verhältniſſen, und dieſe Münze läßt mich nicht im Stich, denn die Verhältniſſe kommen von ſelbſt zu mir, um ſich prägen zu laſſen, ich brauche mich nicht einmal nach ihnen zu bemühn! Und der heutige Stand der öffentlichen Dinge iſt ganz beſonders dazu angethan, jenes Geldſchlagen aus den Verhältniſſen, durch das ein Weltverſtand wie der meinige ſich hervorthun muß, zu begünſtigen. Alles iſt heutzutage unſicher geworden und in ſich bewegt, Keiner traut mehr dem Andern, die Fürſten ſind unter ſich zerfallen und mit dem Kaiſer, und das Volk iſt wie berauſcht von einem ſeltſamen Ding, welches es die Zukunft nennt, und der neue Glauben, um den ſich jetzt Alles handelt, iſt gewiſſermaßen der Taufpathe dieſer Zukunft. Durch dieſe beiden Dinge, den Glauben und die Zukunft, welche man vor Kurzem noch über die Achſel angeſehen hatte, iſt nun der große Riß in die Welt gekommen, durch den Alles wackelig geworden, was noch feſt geſtanden! Eine herrliche Zeit für mich! Wo die ganze Welt im Schmelztiegel ſteckt, da muß auch das verhängnißvollſte Metall der Erde flüſſig werden für mich, und mehr als ich brauche! Manche gute deutſche Stadt, der ich meinen Rechtsbeiſtand gewidmet, hat mir ſchon hübſche Sümmchen gezahlt, geborgt oder irgendwie abgelaſſen, und hat keinen Schaden dabei gehabt. Da wir aber fortwährend viel Geld zu unſerm Haushalt nöthig haben, mein Schatz, und mein Verhältniß hier zu Lande zu ſchwanken droht, ſo bin ich in der letzten Zeit auf den Gedanken eines noch viel größeren Handels gekommen, der uns entſchieden die Kaſſe füllen muß, und der die Potentaten dieſer Erde auf eine höchſt beluſtigende Art ſämmtlich nach meiner Pfeife tanzen machen wird. Und den Lohn für mein ſchönes Pfeifen hoffe ich noch heut Abend zu empfangen. Wiſſe denn, ich erwarte dieſen Abend den Beſuch des Herrn Landgrafen Philipp von Heſſen bei mir!

Sophie ſchrak heftig zuſammen, und ihr Geſicht erſchien einen An-

genblick lang todesbleich und ohne Leben. Sie kannte den kühnen Unternehmungssinn ihres Gatten, der sich gern in das Schwindelndste und Abenteuerlichste einließ, zu geheimen Bewegungen und Ränken ebenso viel Geschick wie Tollkühnheit besaß, und dabei sorglos und mit der Laune eines Kindes über Abgründe hinwegtaumelte, in die sie ihn in ihrem besorgten Geist früher oder später hinabstürzen sah. Und sie wußte zugleich, wie es eigentlich im Tiefsten seines Herzens aussah, und daß dort eine Natur schlief, die durch das bunte Weltleben nur gewaltsam zurückgedrängt worden, in sich selbst aber besser war als all das Treiben, dem sie sich hatte gefangen geben müssen. Was sich aber die edle Frau beständig zum Vorwurf machte, und woran ihr Leben im tiefsten Grunde krank lag, war, daß ihr nicht hatte gelingen wollen, durch die Macht ihrer Liebe und ihrer Einwirkung seinem Wesen die reine Gestalt zu erhalten, in der sie ihn in ihren ersten Jugendträumen erblickt. —

Und was macht Irma, unsere Tochter? begann Pack wieder, das vorige Gespräch abbrechend, indem er plötzlich ernst und verdüstert aussah. Dies ist die einzige Sorge, die mich traurig zu machen versteht, die Sorge um unser Kind, und wenn ich es mit allen andern Vorkommenheiten dieser krausen Welt lachend aufnehme, so setzt mich hier schon jede Fliege, die Irma's zarte Wange auftreift, in Schrecken. Denn dies Mädchen muß ganz besonders gehütet werden. Lieber möchte ich meinen Kopf verlieren, als daß nur ein Gliedchen ihres Fingers an ihr verloren ginge. Und sie ist in gefährlichen Schwankungen begriffen, das liebe, heftige, aufgeregte Kind! Aengstlich bewache ich jeden ihrer Schritte, wie den einer Nachtwandlerin, und kann doch ihren geheimnißvollen Geist nicht ergründen, in den sie sich uns ganz verschlossen hat. Sie hat sich krank gemeldet, um diesen Abend nicht in der Gesellschaft zu erscheinen, doch ich weiß, sie meidet unsere Lustbarkeiten vielmehr aus Haß und andern Beweggründen. Hast Du schon nach ihr gesehen, befindet sich Irma auf ihrem Zimmer?

Sie ist ein eigensinniges Kind, antwortete Sophie, und macht es uns schwer, unsere Liebe an ihr zu zeigen. Wüßte ich nicht, daß sie in ihrem übermüthigen Sinn alle Cavaliere des Hofes, und jeden Mann

verachtet, so würde ich sie in irgend einem geheimen Verhältniß befangen glauben. Aber eher hat sie sich wohl in ihrem versteckten Geist auf jenes mir so verhaßte lutherische Wesen gerichtet, das jetzt immer mehr im Schwange geht, und von dem auch Du, mein Gemahl, zuweilen so seltsame Reden fallen läßest!

Wenn es Das nur wäre, erwiederte Pack nachdenkend, so würde es mir zum Theil ganz recht sein, und der neuesten Wendung meiner Verhältnisse nicht widersprechen. Aber ich fürchte, daß sie in etwas bei weitem Schlimmeres sich eingelassen, und nach diesem Schlimmeren sieht mir jetzt ihr ganzes Wesen und Benehmen aus.

Um Jesus und alle Heiligen, was ist es, was kann es sein? fuhr Sophie erschrocken auf.

Pack wollte etwas zur Beruhigung seiner Gattin erwiedern, als sie draußen auf dem Corridor, auf welchen die Thür des Gemachs stieß, plötzlich ein seltsames Geräusch vernahmen, indem es war, als wenn Jemand rasch und heimlich, und mit der schlecht gelungenen Bemühung, unhörbar zu werden, durch den Gang schleichen wollte.

Pack lauschte einen Augenblick lang in ängstlicher Spannung. Dann riß er hastig die Thür auf, und that einige Schritte über den nur noch spärlich erhellten Gang, dessen Lichter dem Verlöschen nahe waren. Eine tiefverhüllte weibliche Gestalt, die eben an ihm vorüber schlüpfen wollte, stürzte sich ihm jetzt, als sie nicht mehr ausweichen konnte, mit einem lauten Schrei in seine Arme.

Irma! rief Pack im höchsten Erstaunen, als er seine Tochter erkannte. Ist es möglich, daß Du es bist, um diese nächtliche Stunde, und in solchem Aufzug! Wo kommst Du her, gewiß nicht aus Deinem Bett, in welchem Du krank liegen zu bleiben uns vorgabst? Nein, denn Du zitterst vor Kälte, Dein Gesicht ist roth und erstarrt, und trägt die Spuren der Winternacht draußen, in deren Dunkel Dich irgend ein Geheimniß hinausgetrieben hat, mein Kind, mein Kind!

Irma warf den Mantel ab, in welchen sie sich verhüllt hatte, und sank schweigend auf ihre Knie nieder, indem sie wie in einem krampfhaften Schmerz die Hände ihrer Eltern zu fassen suchte. Die schöne Gestalt des jungen, kaum siebzehnjährigen Mädchens war in der heftig-

sten Bewegung. Die großen dunkeln Augen glühten ein wunderbares Feuer aus, das selbst durch die Thränen, mit welchen sie sich füllten, seinen hell strahlenden Schimmer nicht verlor. Dies Mädchen war von eigenthümlicher und hoher Schönheit, doch hatte Alles an ihr ein fast zu geistiges Wesen, das sich verschwiegen und scheu in sich selbst zurückgezogen zu haben schien. Jetzt war sie im Begriff, in diesem ihr so qualvollen Moment, von dem ihre ganze Seele betroffen schien, sich durch ein Bekenntniß zu erleichtern, und alle ihre Glieder flogen zuckend, Alles an ihr verrieth die Leidenschaft, die schon in ihrem jungen Geist so himmelhoch emporzuschlagen fähig war.

Da wollte sie sprechen, als schnell die Thür geöffnet wurde, und Pack mit dem Ausruf: mein allergnädigster Herr Landgraf! einer am Eingange des Gemachs sich zeigenden männlichen Gestalt, unter tiefen Verbeugungen, entgegeneilte.

Es war der tapfere Landgraf Philipp von Hessen, welcher erst in dieser Nacht in Dresden angelangt war, und diese seltsame Stunde und Gelegenheit bestimmt hatte, mit dem vertrauten und in alle Verhältnisse eingeweihten Rath seines Schwiegervaters, dem Doctor der Rechte Otto von Pack, in einer durch ihre Wichtigkeit ohne Zweifel drängenden Angelegenheit diese Zusammenkunft zu haben.

Auf einen schweigenden Wink des Landgrafen führte Pack den hohen Herrn rasch in sein geheimes Kabinet, und schloß sich mit ihm in demselben ein.

Die beiden Frauen aber eilten bestürzt auf ihre Gemächer.

II.

Nun, mein guter Herr von Pack, begann der Landgraf das Gespräch, Ihr seht mich hier wie den Dieb in der Nacht bei Euch erscheinen! Doch der Himmel weiß, daß wir nichts stehlen wollen als die lautere Wahrheit des Wortes Gottes in dieser Zeit, und daß wir noch heimlich und mit versteckter Hand nach ihr langen müssen, das ist, bei unserer Ehre, auch nicht an uns gelegen und an unserm Schwert, das uns

immer ungeduldiger in der Scheide zittert! Aber die Dinge stehen schlecht, das Uebel geht von den höchsten Stellen, vom Kaiser und seiner Sippschaft aus, und Alles hat sich so unredlich durcheinandergewoben, daß selbst der ehrliche Mann nicht mehr geradaus kann, sondern durch Hinterthüren zu seinem Ziel schleichen muß! Doch zur Sache, Pack, habt ihr Euerm Versprechen gemäß für uns gewirkt, und endlich beigebracht, was uns tausend Zeichen längst als gewiß annehmen ließen?

Pack zuckte die Achsel und überließ sich, mit der Miene der höchsten Unschlüssigkeit, einem längeren Nachsinnen, während Landgraf Philipp eine immer heftigere Bewegung und Unruhe auf seinem Gesicht ausdrückte. Er strich sich, wie er dann zu thun pflegte, mit beiden Händen den lang herabreichenden Knebelbart, welcher den bedeutungsvoll geformten Mund überschattete. In seinen Augen, die sonst so viel Frömmigkeit, Klarheit und Milde verriethen, sprühte ein ungewöhnliches Feuer, seine Hände zitterten, und die leidenschaftliche Spannung, deren Philipp in der letzten Zeit kaum mehr Herr zu werden vermocht hatte, trat in den schwellenden großen Adern auf seiner Stirn hervor.

Es ist etwas im Werke, fuhr der Landgraf immer aufgeregter fort, gegen den freien evangelischen Glauben, gegen mich, gegen den wackern Churfürsten von Sachsen! Es umschleichen uns aller Orten Gespenster, die sich noch immer kein Halt gebieten lassen, und unheimliches Nachtgeflügel, mit seinem Flug ich weiß nicht was bedeutend, schwirrt auf allen unsern Wegen, und umkrächzt uns unheilvoll, daß man fast schon an sein Verderben glauben sollte! Es geht etwas vor, es geht etwas vor, das weiß ich, und will nicht Philipp von Hessen genannt werden, wenn ich nicht unter Gottes Beistand durchdringe durch dies Gespinnst, das man uns so heimtückisch über den Kopf werfen will! Unsere Feinde handeln geheim, während wir offen mit den neuen Gestaltungen unseres Glaubens und unserer Kirche uns in der Sonnen Licht, dem wir nachstreben, entwickeln! Wir müssen so handeln, denn das ist unsere Sache selbst in ihrer freimüthigen Art, aber Jene sind Buben, wenn sie sich mit Plänen wider uns zusammenrotten, welche das Licht scheuen! Und daß solche Pläne umgehen, Freund Pack, davon seid Ihr mir noch die Be-

weise schuldig, die Ihr schon voriges Jahr, als Ihr in Cassel bei mir anwesend waret, zu liefern Euch vermaßet!

Mein gnädigster Herr Landgraf, erwiederte Pack zögernd, ich wollte, daß ich niemals vor Euern erlauchten Ohren dieser höchst mißlichen Sache Erwähnung gethan! Seht lieber, ich bitte Euch, Alles, was ich Euch darüber geäußert, für nicht ausgesprochen an, und schreibt die schüchternen Versuche, die ich gewagt, Euch aufzuklären, lediglich der übergroßen Verehrung zu Euerer hohen Person und der inbrünstigen Liebe zu der Glaubensfreiheit zu, die Ihr so heldengroß in unserer Zeit zu verfechten unternommen! Sonst, glaubt mir, bin ich ein armer beklagenswerther Mann, denn ich habe mich thöricht zwischen zwei Feuer gestellt, die mich nun unabläßig brennen bis in der Seelen Tiefe hinein! Denn wenn mich die Liebe zu Euch treibt, Das gänzlich an den Tag bringen zu wollen, was ich durch meines Amtes Stellung und durch geheime Kenntniß der Verhältnisse allerdings habe erfahren können und müssen, so schlägt mich wieder die Pflicht mit der Flamme des Gewissens, die Pflicht gegen meinen Herrn, gegen mein Weib und Kind, die ich schon obdachlos umherirren sehe, wenn ich mein ganzes Dasein aufs Spiel setzen soll!

Darüber sind wir ja einig, mein lieber Pack, erwiederte der Landgraf mit äußerster Ungeduld. Durch den Dienst, den Ihr nicht mir, sondern der lutherischen Sache leisten wollet, werdet Ihr mein Schutzbefohlener und der Meinen Einer, und empfanget zugleich die zehntausend Gulden, zur Erstattung Euerer Vortheile, die Euch hier verlustig gehen könnten. Das Geld habe ich Euch zugesichert, sobald ihr die Urkunde uns liefert von jenem unheilvollen geheimen Bündniß, dessen Bestehen Ihr mir schon zugestanden, das Ihr kennt und genau eingesehen habt, und das ich seitdem träumend und wachend nicht mehr aus den Gedanken bringe. Dies Bündniß, es ist sicherlich nicht bloß ein Alp meiner Einbildung, der so schwer auf meinen Tagen lastet, dies Bündniß, unter des Kaisers höchstem Schutz und seines Bruders Ferdinand leidenschaftlichem Betrieb geschlossen, soll uns Lutherische alle, ehe wir uns des Angriffs versehen, überrumpeln, ausrotten, vertilgen, und die Fürsten, welche es mit dieser Sache halten, um Kopf, Land und Leute

bringen! Ich weiß es, so iſt es, ſo habe ich es Euch ſchon in Caſſel geſagt, Herr Doctor, und Ihr zögert noch immer, mir Das zu ſchaffen, was darüber ohne Zweifel in Euern Händen befindlich ſein muß?

Nun, wenn Ihr es denn ſo genau wißt, gnädigſter Herr, entgegnete Pack, mit einem ſeltſamen Ausdruck lächelnd, ſo kann es Euch auch nicht länger vorenthalten bleiben, dann gehört es Euch ſchon! So ſeht denn her!

Damit trat er an ſeinen Schreibtiſch, und ſchon im Begriff, ein geheimes Schubfach deſſelben auszuziehen, taumelte er doch, wie in ſich ſelbſt zuſammenſchreckend, wieder zurück, kehrte ſich bleich und zitternd wieder zu dem Landgrafen um, und ſtürzte zu ſeinen Füßen nieder.

Gnädigſter Herr, begann er, mit hochemporgehobenen Händen redend, was ich Euch auch jetzt mittheilen mag, und wie es immer Euern Geiſt erregen und Eure Handlungen beſtimmen mag, verſprecht mir zuvörderſt auf Euer hohes fürſtliches Wort, daß Ihr davon keinen Gebrauch machen wollet zum perſönlichen Nachtheil meines gegenwärtigen Herrn, des Herrn Herzog Georg, Eueres erlauchten Schwiegervaters, dem ich ſo lange treulich und eifrig gedient, und der fürwahr immer ein guter und gnädiger Herr gegen mich geweſen! Hängt er auch in ſeines ſtarken Sinnes Trotz an dem alten Glauben feſt, ſo wollen wir doch darum, daß wir erleuchtet worden ſind, fortzuſchreiten in unſerer Erkenntniß, nicht ihn, den Zurückgebliebenen, Unerleuchteten, unſerm Haß überantworten, wogegen mein chriſtliches Gewiſſen hiermit zu wahren ich mich vor Euch unterſtanden haben will!

Steht nur auf, Pack, Ihr ſprecht ganz nach meinem Sinne, entgegnete der Landgraf, ihm gerührt die Hand darbietend. Jetzt erſt ſehe ich ein, welchen Mann im Drangſal dieſer Zeiten mir Gott an Euch geſchenkt, und wie ich Euch vertrauen darf ebenſo ſehr, wie ich Eurer bedarf! Nein, mein theurer Pack, Ihr ſollt keine ſolche Beſchwerung Eueres Gewiſſens wider die Natur erleiden, und ich ſelbſt arbeite mit aller Kraft meines Herzens daran und flehe Gott in meinem täglichen Gebet, daß die Trennung der Meinungen zwiſchen mir und meinem Herrn Schwiegervater nicht zu einem Zwiſt entbrennen möge, wie er nur ein Gräuel werden kann allen Gerechten!

Pack erhob sich, und wischte sich eine Thräne aus den Augen. Und noch Etwas, begann er dann wieder, ist in dieser Sache wider mein christliches Gewissen, das ich zuvörderst auf's Reine gebracht haben muß. Ihr habt, Herr Landgraf, nun einmal des leidigen Geldes erwähnt, dieses unsaubern Erdenteufels, mit dem ich beständig auf gespanntem Fuße lebe, und von dem schon zu hören mir jedesmal graut. Namentlich bei dieser Begebenheit widerstrebt es mir denn auf das Aeußerste, daß davon Erwähnung geschehen muß, doch wollen uns leider die Umstände, wie sie sind, dazu zwingen. So muß ich mich denn zu meiner entschiedenen Bekümmerniß dazu verstehen, jene zehntausend Gulden zu empfangen, die ich in jenem Augenblick nicht einmal ganz zu verdienen vermag, da ich noch nicht das Original dieses von Euch mit so vielem Scharfblick erschauten Bündnisses übergeben kann, welches vielmehr unser Kanzler in guter Absicht bei Seite gelegt zu haben scheint! Doch gebt mir immerhin das ganze Geld, da es einmal sein muß, und ich überliefere Euch heut inzwischen eine Abschrift jenes Originals, die, mit dem Handsiegel unsers Herzogs Georg versehen, Euch nicht minder beweiskräftig und in der ganzen Bedeutsamkeit dieses wunderbaren Handels entgegentreten soll! Und ich glaube bestimmt versprechen zu können, daß ich das Original in wenigen Wochen nachliefern werde!

So empfangt heut, wenn Euch das in Euerer überzarten Gewissenhaftigkeit lieber erscheint, vorerst nur viertausend Gulden, bis Ihr das wirkliche Original uns geschafft! erwiederte Landgraf Philipp. Mein Secretair, der draußen meiner harrt, wird angewiesen sein, sie Euch zu zahlen.

Ohne zu erwiedern, begab sich nun Pack, mit einem sonderbaren Ausdruck im Gesicht, abermals zu seinem Schreibtisch, und nahm aus der Schublade ein Papier, das er langsam und mit bedeutungsvollen Blicken entfaltete. Mit Hast stürzte der Landgraf auf ihn zu, und riß ihm das verhängnißvolle Actenstück aus der Hand. Erst überflog er es mit irrenden Blicken, das Papier schwankte in seiner Hand, Alles schien an ihm zu zittern. Dann versuchte er, es genauer zu lesen, ließ es aber wieder in seiner Hand niedersinken, und bedeckte sich dann einen Augen-

blick lang die Augen, wie schwindelnd vor dem Inhalt, dessen er hier gewiß werden sollte.

Seht hier das merkwürdigste Document! sagte Pack, indem er mit einer kalten Ruhe das Papier, welches der Landgraf hielt, an dem einen Ende anfaßte, und seinem Gönner zu erklären begann.

Und das ist der ganze Höllenbund, im Reich der Finsterniß ersonnen, zum Triumph der Finsterniß geschlossen! schrie Landgraf Philipp im höchsten Ton seiner Aufregung, indem er mit flammenden Blicken auf das Schwert an seiner Seite schlug. Da stehen sie ja Alle auf diesem Papier, alle die katholischen Herren leiblich und geistig vereint, vereint auf Tod und Leben, auf Hölle und Teufel, vereint wider den neuen und freien Geist der Zeit, wider Luther und die Vernunft, wider Churfürst und Landgraf! Da stehen sie ja, geschaart und gerüstet, obenan Herr König Ferdinand, und mit ihm die Herren Churfürsten von Mainz und Brandenburg, dann der Erzbischof zu Salzburg, unser wohlbekannter lustiger Herr Matthias Lang, auch die Herren Bischöfe zu Bamberg und Würzburg, und nun hier, mein theuerer Schwiegervater, Herr Herzog Georg zu Sachsen, er selbst, er selbst, auch zuguterletzt noch die Herzöge Wilhelm und Ludwig von Baiern! Das sind die Männer des Bundes, und ihres Bundes Sache ist die. Sie geloben sich mit ihren Eiden zu Schutz und Trutz, zuvörderst König Ferdinanden Ungarn erobern zu helfen und wider den Woiwoden in Siebenbürgen zu ziehn, sodann aber zur Ausrottung Dessen, was sie die Ketzerei in Deutschland nennen, ihre gesammten Streitmächte aufzubieten und noch durch anderer Fürsten und Völker Kräfte möglichst zu verstärken. Vereint wollen sie dann zunächst mein braves Chur-Sachsen anfallen, wozu ein besonderes Mandat vom Kaiser ausgewirkt werden soll. Doch, wie barmherzig, es soll zuvor dem armen Churfürsten nachsichtig geboten werden, den Luther mit allen andern Ketzern auszuliefern, den Gottesdienst wieder in seinen vorigen Stand zu setzen, und alle Klöster und Kirchen, die dort eingezogen worden, herzustellen. Und weigert sich solchen Ansinnens unser Churfürst, so sehen wir hier ganz bündig weiter, wie auch für diesen Fall schon bestens gesorgt ist. Dann nämlich sollen und wollen König Ferdinand und Churmainz die Sächsischen, Meißnischen und Thüringi-

schen Lande mit Krieg überziehn, die beiden Bischöfe von Bamberg und Würzburg aber werden in das Fränkische einfallen, und Herzog Georg die Mährischen und Schlesischen Gebiete sammt der Lausitz besetzen. So wird mein guter Churfürst von Sachsen, der Freund des edeln Luther, verjagt, und sein Land getheilt werden. Auch die wackere freigesinnte Stadt Magdeburg soll alsdann gezwungen und wieder unter unsern Erzbischof gestellt werden. Und nun, Du armer junger Landgraf Philipp von Hessen, wird Dir das Lied gesungen, und der hohe Bund will auch Dich berücksichtigen, noch dazu recht glimpflich und gnädig, wie es scheint. Denn an diesem Landgrafen soll, in Betracht seiner Jugend, und weil er ja auch des Herrn Herzogs Georg Eidam ist, erst ein recht ernstlicher Bekehrungsversuch gemacht werden, ob er nicht seine argen Ketzereien, und die kirchlichen Neuerungen alle, die er in seinem Land unternommen, lieber abschwören und von Herzen bereuen wolle? Wenn er aber dies nicht erfülle, sollen auch ihm seine Lande genommen und Herzogen Georg zugetheilt werden. Und dann haben auch die Herren bereits mit schönster Genauigkeit festgesetzt, wie sie die Lande des Churfürsten von Sachsen unter sich theilen, und es mit den andern Gebieten halten wollen, welche bei dieser Gelegenheit an ihren Fingern kleben bleiben dürften! Nicht minder wird auch hier genau angegeben, was Jeder beitragen solle an Geld und Volk zu diesem höchst verwünschten Spiel! Nun, Gott sei Dank, daß man noch einen freien Kopf, ein gesundes Herz, und ein unbezwungenes Schwert hat, welches Alles Gott, dem es dient, nicht wird zu Schanden werden lassen. Jetzt heißt es, sich rüsten und losschlagen ungesäumt, ehe uns das schon geknüpfte Netz so heimtückisch über den Kopf zusammengezogen wird!

Und hier, sagte Pack, leset die Unterschrift des Actenstücks: Geschehen zu Gottes Ehre zu Breslau, Mittwoch nach Jubilate (den funfzehnten Mai) im funfzehn hunderten und darnach im sieben und zwanzigsten Jahre!

Ja, zur Ehre Gottes soll sich dieser Handel ausweisen! rief der Landgraf, das Papier wieder und wieder mit hastiger Begier durchfliegend. Noch in dieser Nacht will ich gen Weimar aufbrechen zum Churfürsten. Kein Augenblick darf jetzt verloren werden, wir müssen die Ersten sein

auf dem Kampfplatz, die Ersten, welche das Schwert ziehen, während unsere Feinde noch in dem dunkeln Versteck ihrer Pläne brüten! Ihr aber, Pack, sollt Alles daran setzen, mir das Original dieser Schrift baldigst zu Handen zu liefern! Ihr dienet damit der wahren Freiheit und Gerechtigkeit dieser Zeit, und werdet mir fortan unzertrennlich verbunden sein!

Das Original ist vorhanden, und ich habe es selbst gesehen! erwiederte Pack. Alle Genossen dieses sonderbaren Bundes haben es eigenhändig unterzeichnet und ihre Siegel dazugefügt. Nur muß ich bemerken, daß das Siegel des Herzogs Georg darauf gänzlich zerrieben erscheint, woraus hervorgehen mag, daß dieser mein gnädigster Herr vielleicht wieder von der Vereinigung zurückgetreten! Diese Abschrift aber, die ich aus der Canzlei des Herzogs genommen, trägt nicht minder alle Zeichen ihres ächten Ursprungs an sich. An der Schnur, welche durch das ganze Papier geht, bemerkt Ihr hier an beiden Enden das sächsische Canzleisiegel, und hier, Herr Landgraf, seht Ihr, wie Herr Herzog Georg mit seinem eigenen Handring darunter gesiegelt hat. Ihr kennt ja den Rautenkranz und die zwei Löwen in Eures Herrn Schwiegervaters Ring.

Ich hege keinen Zweifel, entgegnete der Landgraf. Dieser Bund erscheint zu treu im Sinne seiner Urheber und im Geist der Verhältnisse. Jetzt aber lasset meinen Secretair flugs eine Abschrift davon entnehmen.

Der Landgraf öffnete die Thür, und auf seinen Wink traten die beiden Herren, welche ihn begleitet hatten, ins Gemach, deren einer, sein Geheimschreiber, sich sofort niedersetzen mußte, um das Document genau nachzuschreiben, während der andere die Befehle des Landgrafen empfing, für die ungesäumte Weiterreise nach Weimar Anstalten zu treffen. Indem die Feder des Schreibers hörbar flog, und Pack die viertausend Gulden, welche er zugleich von dem letzteren in Empfang hatte nehmen müssen, mit verächtlicher Sorglosigkeit in die Ecke eines Schrankes warf, ging Landgraf Philipp mit stürmischen Schritten, voll tobender Unruhe in sich selbst, aufundab, und seine Brust schien kaum alle die drängenden Empfindungen und Entschlüsse fassen zu können, welche in diesem Augenblick über ihn einstürmten. Seine edele Gestalt schwankte in der Gewalt-

samkeit ihrer innern Bewegung, und schien zugleich erfüllt von dem stolzen Muth, mit dem Philipp in seinem Geiste die Zukunft der deutschen Nation durchmaß, für welche in diesen arglistigen Verwickelungen der Gegenwart zu wirken als wahrer Held, mit Glauben und Handeln, mit seinem Wort und seinem Schwert, er jetzt inbrünstiger als je, und mit aller Schwärmerei seiner frischen Jugend, sich gelobte. Draußen lag die Nacht im tiefsten Frieden über der Stadt, und die Stille, welche weithin herrschte, trat in einen wundersamen Gegensatz zu den Bewegungen, welche in der Verborgenheit dieses Gemachs sich ereigneten.

Mein treuer Pack, begann der Landgraf das Gespräch wieder, da der Geheimschreiber mit dem weitläufigen Actenstück noch immer nicht geendet hatte, — Ihr habt mir heut Nacht eine Mittheilung gegeben, welche mich zu der wichtigsten Entscheidung meines Lebens treibt! Und Gottlob, daß das Eis endlich brechen soll, welches über unserm Haupte so lange erstickend gelegen in dieser ganzen Zeit! Es wird nun einen freien und fröhlichen Strom geben, auf welchem wir zwar mit schwerer Gefahr unsres Leibes dahintreiben werden, aber Geist und Herz sind uns doch flott geworden, und kämen wir elendiglich um in den Wogen, welche wir aufregen werden, so wird doch der Geist Gottes, welcher auch über diesen Wassern schwebet, uns darin verklären mit seinem Freiheitsglanz, nach dem wir lediglich trachten. Sind wir doch nun dieser niederträchtigen Munkeleien los, mit denen wir schon seit länger als einem Jahr nicht wußten was anzufangen, und können unsere Feinde zwingen, uns in unser ehrliches Gesicht zu blicken, dem sie sich in ihrer argen Verstellung noch immer entzogen! Dies Breslauer Bündniß kann mir denn in der That nichts Neues sein. Haben sie doch schon früher ihr Mainzer Bündniß abgeschlossen; und hat doch Kaiser Carl schon vor zwei Jahren aus Sevilla seine geheimnißvollen Instructionen gesandt, wodurch in Deutschland die Spaltung der Gemüther eigentlich erst befestigt worden! Und was hat kaum vor Jahresfrist König Ferdinandus uns von Ofen aus für ein gar schreckliches Religionsgesetz geschenkt, worin die sogenannten lutherischen Ketzer von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen werden und die Wiederherstellung des papistischen Gottesdienstes überall eingeschärft wird! Nehme ich dazu, was mir seit lange in den Ohren

summt, die eigenen Worte meines Schwiegervaters wider Luther und die Lutherischen, die ich oft mitanhören müssen, und wie sein Kanzler öffentlich zu Torgau mit einem fast grimmigen Gemüth geäußert, daß der Lutherischen Sache nicht lange mehr Bestand haben solle, so klären sich mir nun alle Vorgänge immer deutlicher auf! Ja, noch manches Erschreckende, das ich mir selbst gern verhehlen möchte, kommt mir jetzt in mein Gedächtniß zurück! So auch, daß mein Herr Herzog Georg zu etlichen von des Churfürsten Räthen sich geäußert, wenn er wollte, könne er Churfürst von Sachsen sein. Und hat er nicht schon damals, nachdem wir die unglücklichen Bauern bei Mühlhausen besiegt, mit den Herren von Braunschweig, Brandenburg und Mainz ein heimliches Bündniß zu Dessau abgeschlossen, das gegen Alles, was wir in dem Abschied von Mühlhausen festgesetzt, gerichtet gewesen, indem es gegen das neu emporkommende Werk des freien christlichen Glaubens Beschlüsse enthielt und deshalb schon eine geheime Verbindung mit dem Kaiser bezweckte. Ich, der ich gut angelassen wurde, solange ich mit meinem ehrlichen Schwert auf die Bauern losgeschlagen, erschien ihnen doch nicht rein und lauter genug, um eingeweiht zu werden in solche Pläne, gegen die ich mich denn sogleich mit aller Kraft meines Gewissens erklärte. Und seitdem sind wir selbst gewachsen in unseres Glaubens Stärke, und die neue Wahrheit ist uns immer freudiger durch Mark und Bein gedrungen, daß wir danach, wie nach jungem Most, uns muthiger bewegt haben auch in unsern eigenen Landen. Dort haben wir, in unserm Hessen, inzwischen schon die offensten Gestaltungen einer freien deutschen Kirche versucht, und haben einen langen, doch gewiß gerechten Kampf mit den Klöstern bestanden, in deren verdächtiges Dunkel auch das neue Wort der Wahrheit endlich hineintagen mußte, wenn auch theilweise zu ihrem Verderben. Und das ist keine lutherische Kirche, die wir begründen, wie uns die Feinde des großen Mannes mit Schmähung nachsagen wollen, sondern bloß die Kirche des wahren und freien Wortes Gottes, die einfach ist in ihrer Art wie das Licht selbst, und deren Anfang wir allerdings ewig danken diesem theuern Martin Luther! Nicht aber um Luther, nicht um Personen und Namen und Worte handelt es sich, sondern um das Licht des Geistes, dessen wir fröhlich werden wollen mit

unſern Völkern. Und dies Licht ſoll uns, die wir an die Spitze gerufen ſind, nicht bloß im Herzen getroffen haben, ſondern auch in allen unſern Gliedern, die heldenkräftig danach geworden ſind zum Kampf wider die Gegnerſchaft einer ganzen Welt! —

Des Landgrafen Geheimſchreiber hatte inzwiſchen ſeine Arbeit geendet, wie auch in dieſem Augenblick gemeldet wurde, daß die Pferde zur Weiterreiſe bereit ſtänden.

So lebt denn wohl, mein lieber Freund, ſagte Philipp, indem er Pack die Hand reichte, ich betrachte Euch nun mir zugehörig für immerdar, und möget Ihr für die nächſte Zeit unſeres Auftrages gewärtig ſein, mit dem wir Euch zu einem wichtigen Geſchäft hinauszuſenden gedenken. Jetzt nach Weimar, damit wir auch die lieben Augen unſres Churfürſten öffnen!

Nachdem Pack dem Landgrafen das Geleit gegeben, kehrte er auf ſein Gemach zurück, und warf ſich nachſinnend auf den Divan. So befänden wir uns denn nun in Landgraf Philipps Dienſten! ſagte er zu ſich ſelbſt. Mit einem ſchlechten Handgeld fürwahr, dieſe lumpigen viertauſend Gulden, die der erſte Hauch meines Mundes ſchon wieder fortbläſt.

Er nahm das Geld, wog es in der Hand, warf es ſpielend mehreremal in die Höhe, und fing es wieder auf. Dann ſchleuderte er es heftig neben ſich zur Seite, daß die einzelnen Geldſtücke umherrollten.

Da ſtürzt er nun hin, der junge Mann, und wird ſein Schwert ziehen und ſeine Völker aufrühren! fuhr Pack mit ſich ſelbſt zu reden fort. Ein junger Fürſt, ein guter Kopf, eine raſche Hand, was will man mehr? Und ich hab' ihm immerhin einen folgereichen Dienſt geleiſtet, denn dies Bündniß, das ich ihm aufgetiſcht, hat doch ſeine wahre Seite, und eine Art von Gültigkeit, die man ihm nie wird abläugnen können, und nach der ohne Zweifel gehandelt werden muß. So wird er es mir ewig danken müſſen, daß ich ihm dieſe Mittheilung gemacht, denn ich habe ihm dadurch die wirklichen Verhältniſſe dieſer Zeit in eine ganz richtige Formel gebracht, nach der er, ehe es für ihn zu ſpät geworden, ſeine Handlungen beſtimmen kann. Denn je eiliger er ſich rüſtet, je mehr ihn die Umſtände ſchlagfertig treffen, deſto nützlicher wird es für

ihn und seine Sache sein. Also hab' ich es gut mit Landgraf Philipp gemeint, und denke, daß mit der Zeit auch unser Vortheil sich dabei gestalten werde. Denn mit mir und dem guten Herzog Georg ist es vorbei, hat er mich doch in letzter Zeit gar nicht mehr in seinem Rath gebraucht, und da ist es ja natürlich, daß Doctor Pack seinen schönen Rath lieber in eines andern Herrn Busen ausschüttet. Hoffen wir, daß wir noch gute Geschäfte mit Herrn Philipp machen! —

Unter diesen Gedanken begann Pack allmählig einzuschlummern und lockende Träume von buntbewegten Abenteuern und Unternehmungen umgaukelten ihn. Der bleiche Morgenstrahl drang schon herein zu ihm durch die Fenster, und legte sich auf seine Stirn, auf welcher sich die unruhigen Bilder seines innern Lebens ausdrückten.

Da trat eine schöne Mädchengestalt hastig in das Gemach und blieb vor dem Schlummernden stehen. Es war Irma, die Tochter Pack's, welche den Vater jetzt mit einer wehmüthigen Bewegung betrachtete. Thränen entstürzten ihren glänzenden Augen, und eine seltsame Schwärmerei schien das holde junge Mädchen im Innersten zu bewegen. Alles an ihr drückte die Leidenschaftlichkeit ihres Wesens aus, die mit ihrer noch so zarten Jugend in einem sonderbaren Widerspruch sich befand. Aber indem sie sich jetzt zu ihrem schlummernden Vater herunterneigte, schienen ihre Lippen ein frommes Gebet über ihn hinzuhauchen, und herzinnige Kindeswünsche drückten sich auf ihrem Gesicht für ihn aus.

Armer Vater, flüsterte sie seufzend, wie bitte ich Gott täglich für Deinen Frieden, und flehe ihn an, daß Du nicht verloren geheſt in allen diesen Irrsalen! Das elende Gold dieser Welt liegt um Dich her gestreut, und hat selbst Deinen Schlaf, in dem wir doch alle bloß in Gottes Hand gegeben, mit seiner irdischen Last bedeckt! Ach, nun bist Du wohl wieder reich, mein Vater, und doch weiß ich, wie arm Du bist, wie elend und verworfen!

III.

Irma hatte sich den ganzen Tag über der Aufmerksamkeit ihres Vaters zu entziehen gewußt, und ihre Mutter befand sich seit der vorigen Nacht so leidend, daß sie auf ihr Kind nicht achten konnte. Pack aber schien von der Vorbereitung zu neuen und dringenden Geschäften ganz hingenommen, und hatte deshalb die Unterredung mit seiner Tochter, welche in der Nacht durch die plötzliche Ankunft des Landgrafen unterbrochen worden, noch nicht wieder aufzunehmen gesucht. Er schien auch bereits zu wissen, was ihm Irma würde zu bekennen haben, denn seinem Scharfblick und seinen geheimen Spähungen, die er nach allen Seiten hin zu unterhalten pflegte, konnten sich auch die Vorgänge nicht entzogen haben, die seine junge Tochter in der letzten Zeit betroffen hatten. Darüber mochte er denn wohl ohne Zweifel schon seinen Entschluß gefaßt haben.

Als sich aber der Tag zu Ende neigte, schickte sich Irma an, ihr Zimmer zu verlassen, auf dem sie sich bis jetzt in stiller Einsamkeit verborgen gehalten. Ihr ganzes Wesen schien von einer leidenschaftlichen Freude ergriffen, als der Abend draußen heranzudunkeln begann, und mit einem ihr Herz erleichternden Seufzer warf sie sich den Mantel um ihre Glieder. Das schöne Haupt barg sie tief in einen schwarzen Schleier, daß es zur Unkenntlichkeit darin verhüllt war.

So bin ich fertig, sagte sie fröhlich zu sich selbst, und Gott geleitet mich, daß ich zu meinen Freunden komme. Da kann ich sicher gehen, und wandern.

Dann drückte sie leise die Thür, und schlüpfte über die Gänge des Hauses, unbemerkt von allen seinen Bewohnern. Nur der alte ihr vertraute Pförtner, welcher sie mit seinen Segenssprüchen entließ, kannte das Geheimniß ihrer nächtlichen Ausgänge, und hatte ihr oft sorglich seinen erwachsenen Knaben mitgegeben, um sie auf ihrem Wege zu geleiten. Heut aber zog sie es vor, ganz allein zu gehen, denn sie war von einem freudigen Muth erfüllt, und sehnte sich hinaus nach der freien stillen Winternacht draußen, die jetzt die hellsten Sterne über ihren Pfaden leuchten lassen wollte.

Irma ging in eiligen und kräftigen Schritten durch die stillen Straßen, und gewann bald durch das Thor, durch welches sie ihren Weg zu nehmen hatte, das Freie. Es war heftig kalt, und das Gefilde weit und breit mit frischgefallenem Schnee bedeckt, der unter den Füßen des wandernden Mädchens knisterte. Aber die Nacht war so schön, und von allen Gestirnen erleuchtet, daß Irma, deren Sinne offen waren für die Natur und trunken von ihren Eindrücken, sich wie an einem hohen Festtag dünkte. Und die Luft selbst, heiter und durchsichtig, klang wie mit Feierglocken dazu, während der Mond dem Schneeglanz der Landschaft die wunderbarsten Farbenspiele lieh. Die ganze Schöpfung tönte in Irma's Geist wieder, und umflossen und umstrahlt von allen Herrlichkeiten dieser Nacht, setzte sie in einem Taumel von Entzücken ihre Wanderschaft fort, die für jedes andere Mädchen ein bedenkliches Wagestück erschienen wäre. Aber je einsamer sie sich sah in der Weite der unabsehbaren, weißschimmernden Nacht, desto sicherer und heimischer gewissermaßen fühlte sie sich, und ein inneres Jauchzen geleitete sie von einer Stelle zur andern, bald an dem zugefrorenen Strom der Elbe entlang, von deren jenseitigen Ufern die in seltsame Schatten getauchten Bergeshäupter sie ernst anschauten und wie mit bedeutungsvollem Schwanken und Neigen auf ihren Schritten zu verfolgen schienen, bald abseits über verschneite Waldespfade, wo der Frost in den unheimlich glänzenden Bäumen knarrte, Raubvögel krächzend aufflogen, und in den eisbehangenen Gebüschen das Märchenleben der Winternacht sich regte.

Aber in Irma steigerte Alles, was sie auf diesem Wege erfuhr, nur die innere Kraft ihres Geistes, von der sie sich erfüllt und dahingetrieben wußte. Rüstig schritt sie fort und fort, und wie auch die jugendzarten Glieder sich anstrengen mußten, um so manche Beschwer dieser Wanderung zu überwinden, so ermüdeten sie doch keinen Augenblick, sondern die innere Stärke und Tüchtigkeit, welche dem Mädchen eigen war, erhob und beflügelte sie stets von Neuem. Eine unendliche Glückseligkeit fühlte sie in sich angehen, sie lächelte dem Mond zu und den Sternen, Himmel und Erde begrüßte sie mit ihren innigen freudestrahlenden Augen.

Hier darf ich fromm sein in der großen Einsamkeit der Winternacht! sagte sie träumend und sinnend vor sich hin. Da lockt mich

Gott auf allen Wegen, die ich trete, und im Hauch der Lüfte nennt er mich sein glückliches Kind. Und Alles dringt auf mich ein wie mit Armen der Liebe, daß ich nicht widerstehen kann, und so hat es mich seit lange schon gezogen, von innen her und von außen, und ich muß folgen zu einer mich ganz überschüttenden Herrlichkeit, zu der Herrlichkeit Gottes in und außer mir. Schlecht ist, was ich verlassen in der Stadt und im Hause, da ist Alles verworren, elend, ohne Gnade, fern von der Natur und fern von Gott. Mich aber will es immer in seine Nähe treiben, und mein ganzes Herz will zu ihm hinsinken, was ich auch thue und wo ich bin. Vater und Mutter muß ich lassen und immer weniger lieben, um mich hinzugeben wohin es mich lockt, und kann an nichts Anderes mehr meine Gedanken hängen als an Gott, und an die Freunde, mit denen ich zu ihm bete, und die ich jetzt wieder aufsuche. Ich bin aber fröhlich deswegen, denn es ist einmal so in mir, und die Felder und die Berge, der Fluß und der Wald, sehen mich fröhlich deshalb an. Fröhlich schirmt mich die Nacht, durch die ich pilgere. —

Unterdessen hatte sich das in ihrer Schwärmerei so beglückte Mädchen dem Ziel ihrer Wanderung genähert. Dies war eine Mühle, welche ungefähr eine Stunde von Dresden am Eingang eines kleinen Dorfes gelegen war, und hinter einem dichten Birkengehölz sich versteckte, sodaß sie von der Landstraße aus nicht zu erblicken war. In dieser Mühle wohnten Irma's Freunde, mit denen sie seit einigen Monaten heimliche Zusammenkünfte dort pflegte. Der Müller war in der ganzen Gegend als ein frommer und gerechter Mann bekannt geworden, und seine Nachbaren hatten ihm nichts vorzuwerfen, als daß er sich seit Kurzem mit seiner Familie auf eine seltsame Art von allem Verkehr zurückgezogen, und nicht mehr den Umgang mit ihnen hielt, durch den er ihnen sonst wegen seiner frohen Laune sowohl wie wegen seiner Rechtschaffenheit lieb gewesen. Dieser Müller, schon ein Greis in vorgerücktem Alter, war Jacob Scheidemantel genannt, und Irma hatte ihn früher oft im Hause ihrer Eltern gesehen, wo er Bestellungen für das Haus selbst einlieferte, und durch sein würdiges und ansprechendes Wesen sich allgemein beliebt gemacht hatte. So war auch Irma mit ihm in häufige Gespräche gekommen, die denn ein solches Ende hatten, daß

der seltsame und mit geheimnißvollen Richtungen der Zeit sich befassende Mann einen immer tiefer dringenden Einfluß auf den religiösen Sinn des Mädchens gewann.

Mit hochklopfendem Herzen verdoppelte Irma ihre Schritte, als sie der ihr so vertraut und wichtig gewordenen Mühle nun in der Nähe ansichtig wurde. Mit einem raschen Sprung, ohne nach dem vom Schnee verdeckten Wege lange zu spähen, machte sie sich durch das Gehölz Bahn, und stand am Gatterthor. Der Mond hing gerade über dem Gehöft mit seinem hellsten Lichtstrahl, dunkeler im Hintergrunde zeichneten sich die Mühle und das Haus dagegen ab, in welchem Irma schon ihr wohlbekannte und liebe Stimmen flüstern zu hören glaubte. Hastig eilte sie darauf zu, und wer ein so junges schönes Mädchen in diesem beweglichen Drang gesehen, würde eher gemeint haben, daß zu einer ersehnten Begegnung die Liebe sie getrieben, als ein so ernstes Werk, wie es hier vorgenommen werden sollte. Und Alles begrüßte sie hier freundlich wie eine alte Bekannte, selbst die großen Hunde am Hofthor, die sich, gleichwie in das Geheimniß eingeweiht, lautlos verhielten, legten sich ihr liebkosend zu Füßen, und begleiteten sie wedelnd noch eine Strecke bis zum Hause.

Am Eingang desselben trat ihr ein junger Mann entgegen, der sie schon erwartet zu haben schien, und bewillkommte sie mit herzlichem Händedruck, jedoch mit einer feierlichen Abgemessenheit, die auf ein zärtlicheres Einvernehmen eben nicht deuten konnte.

Guten Abend, Sylvius! sagte das Mädchen zu ihm, mit einer sichtbaren Aufwallung von Freude. Hast Du meiner hier draußen geharrt?

Mir wurde etwas heiß drinnen in der Versammlung der Brüder und Schwestern, sagte er, mit einer erkünstelten Kälte in seinem Ton.

Dann geleitete er sie in das Haus, wo sie mehrere Stufen aufwärts zu dem in einen geräumigen Saal umgeschaffenen oberen Raum sich begeben mußten, in welchem schon eine Menge der verschiedenartigsten Gestalten, Männer und Frauen, in seltsamen Gruppen umherstand und sich aufundnieder bewegte. Irma trat in freudigem Muth mitten unter die Versammelten hin, die ihrem Ansehen nach größtentheils aus

armen Leuten, aus Handwerkern und Arbeitern bestanden, und deren hinundwieder sehr wild und unheimlich sich darstellende Erscheinung das vertrauensvolle Mädchen nicht im Geringsten besorgt zu machen schien. Zu all diesen Gestalten bildete der junge Mann, welcher Irma in den Saal hereingeleitet hatte, den auffallendsten Gegensatz. Groß und schlank, hatte er sowohl in seinem äußern Wesen entschiedene und feine Bildung, als sich auch ein eigenthümlicher Zug geistigen Lebens in seinem Gesicht ausdrückte. Das letztere war bleich, von den langen schwarzen Locken überschattet, aber immer belebt und erregt von einer innerlich arbeitenden Bewegung, die seine Mienen bald blitzartig sich erhellen, bald wieder seltsam sich verdüstern ließ. Dieser Jüngling unterschied sich durch sein eigenthümliches Wesen so sehr von allen Uebrigen, daß er und Irma schon deshalb hier zu einander zu gehören schienen, weil sie gewissermaßen beide den gleichartigen Contrast zu dieser Versammlung darstellten. Aber gleichwohl war Sylvius der Sohn des Hauses, und sein Vater, der alte Müller Scheidemantel, hatte sein kleines Vermögen darauf gewandt, um seinen begabten und vielversprechenden Sohn zur Betreibung der wissenschaftlichen Studien, welche um diese Zeit alle guten Köpfen reizten, auf mehrere Universitäten senden zu können. So war der Müllersohn, seit einiger Zeit zum Besuch in das elterliche Haus zurückgekehrt, ein junger Gelehrter geworden, und ungewöhnliche Bewegungen des Geistes schienen in ihm vorgegangen zu sein.

Die Versammlung schien nur auf das Eintreten Irma's gewartet zu haben, um eine besondere Festhandlung, zu welcher die heutige Zusammenkunft vorzugsweis ausgeschrieben war, vorzunehmen. Dies war die Taufe eines jungen sechszehnjährigen Bauermädchens, welches dadurch in den Bund dieser christlichen Vereinigung aufgenommen werden sollte, eine Vereinigung, welche, seit Jahrhunderten schon fast in allen Ländern heimlich unter dem Volke sich fortentwickelnd, und in der letzten Zeit wieder eigenthümlich, namentlich in Deutschland, sich regend, besonders darauf beruhte, daß sie die Taufe der Kinder verworfen hatte und dieselbe nur an den Erwachsenen vollzog. Und Irma sah mit bewegtem Gemüth dieser Feierlichkeit entgegen, durch welche sie selbst vor

Kurzem erſt als ein Glied dieſer Gemeinſchaft anerkannt worden, in der ſie nun ihr ganzes Herz befriedigt und ausgefüllt wähnte.

Jacobine, die Tochter des Schulzen aus einem benachbarten Dorf, war eine ſchöne und ſtämmige Dirne, welcher die helle Lebensluſt aus den Augen ſtrahlte, und man erſah an ihr keinen ſchwärmeriſchen Zug, welcher ſie zu der religiöſen Gemeinſchaft der Brüder von innen her hätte treiben können. Aber ihr zur Seite ſtand ein kleiner ſchmächtiger Menſch, mit blaſſem Geſicht und entzückensvoll verdrehten Augen, welcher durch ſeine Gabe der Rede in der Verſammlung bekannt war, und den Beinamen der Schluchzer führte, weil er bei Allem, was er vortrug, leicht in ein anhaltendes Weinen gerieth, aber ſo unwiderſtehlich zu weinen verſtand, daß er durch die eigene Art ſeines Schluchzens, das er wie eine Muſik nach den verſchiedenſten Tonarten je nach dem von ihm beabſichtigten Ausdruck zu moduliren wußte, Alle überzeugte und überredete. Friedrich war ſeinem Gewerbe nach ein Tuchmachergeſell, der in Dresden arbeitete, aber, vom Geiſt getrieben, ſeine Mußeſtunden dazu benutzte, auf dem Lande umherzureiſen, und die Gemüther des Volks für den Bund der Wiedertaufe zu gewinnen. So hatte er auch in dem Dorfe Jacobinens ſich auf dieſe Kundſchaft eifrig verlegt, und ſich gerade, je ſchelmiſcher und widerſtrebender ihm das Bauermädchen erſchien, um ſo mehr es ſich angelegen ſein laſſen, ſie mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln, unter denen er auch Verſprechen von Liebe und Heirath nicht verſchmähte, in ſein Netz zu ziehen. Zitternd vor Begierde, ſein Werk unwiderruflich vollendet zu ſehen, hatte er ſich jetzt dicht an ſein Opfer gedrängt, und verließ daſſelbe mit keinem Blick, bis die Taufe wirklich an ihm vollzogen ſein würde, indem ſich dabei leiſe, wie im fernen Hintergrunde grollend, einzelne abgebrochene Töne des ihm eigenen Schluchzens vernehmen ließen.

In dieſem Augenblick aber vernahm man von draußen her ein gewaltiges Lärmen und Schreien, mit fürchterlichem Gebell ſchlugen die Hunde an, und ein Ringen und Kämpfen ſchien mit denſelben ſtattzufinden, bis endlich mehrere rauhe Männerſtimmen ſich dicht an der Thür des Saals vernehmen ließen und dieſe mit Heftigkeit aufgeriſſen wurde. Drei Männer ſchritten mit Ungeſtüm herein, und ihr rieſenhaftes An-

ſehen war geeignet, Achtung und Schrecken um ſich her zu verbreiten, obwohl der laute Ausruf des Entſetzens, welcher Jacobinen bei ihrem Anblick entfuhr, noch einen beſondern Grund zu haben ſchien. Denn ſie ſah hier Niemand anders als ihren Vater und ihre beiden Brüder eintreten, und die Abſicht dieſer Ueberraſchung ſollte denn auch bald klar gemacht werden.

Der alte Schulze hatte ſich mit ſeinen kräftigen Knochen ſofort Bahn durch die Verſammlung gewonnen, und ſeine Söhne, zwei in der ganzen Umgegend gefürchtete Raufbolde, zogen, mit herausfordernden Blicken und ausgeſtreckten Armen, hinter ihm drein wie hinter ihrem Feldherrn. Der Kriegesplan war jedoch zunächſt nur gegen Jacobine ſelbſt gerichtet, welche der Schulze bei ihren langen ſchönen Haaren ergriff, und nachdem er ſie einige Male daran herumgezauſt, mit ſich fortzuſchleppen Miene machte. Daran verhinderte ihn jedoch noch für den Augenblick das Anſichtigwerden jenes kleinen Tuchmachergeſellen, auf welchen ſeine Augen ſich richteten, und der zitternd und zagend der Dinge zu harren ſchien, welche auch ihn jetzt ereilen könnten. Friedrich aber hielt es für das Beſte, den Frieden anzubieten, und indem er dem Wüthenden, der eben auf ihn losſchlagen wollte, ſeine Hand gutmüthig entgegenreichte, flüſterte er mit tiefem Schluchzen: Mein theuerſter Herr Schwiegervater, Ihr werdet Euch doch Euern einzigen Schwiegerſohn nicht elendiglich vernichten wollen!

Schwiegerſohn? ſchrie der Andere, außer ſich gerathend, und ließ erſtarrt vor Schreck die Haare ſeiner Tochter fahren. Bin ich hier auch unter Schwiegerſöhne gerathen, während ich doch nur aus den Händen dieſer ſeelenkäuferiſchen, Gott und Obrigkeit gleicherweiſe betrügenden Wiedertäufern mein leiblich Kind zu retten glaubte. Steckt aber die Verführung dermaßen hier dahinter, daß man unter Euch Lumpengeſindel auch noch Schwiegervater zu werden Gefahr läuft, ſobald man ſich nur blicken läßt, ſo ſoll mir doch unſer Herrgott nicht dermaßen umſonſt meine Knochen geſchenkt haben, und ebenſo meinen großen ſtarken Lümmeln hier, daß wir nicht jetzt gleich hier um uns hauen und Euch zuſammenprügeln möchten, bis Ihr eingeſehen habt, daß nur der Teufel Euer ächter und leibhafter Schwiegervater ſein kann! —

Damit ſchickte er ſich wirklich zum Angriff an, der gegen die ganze Verſammlung gerichtet werden ſollte, und ſeine beiden Söhne, an unwillkürlichen Gehorſam gewöhnt, ſchienen bereit, hinter ihm drein und nach ſeinem Befehl auf Alles loszuſchlagen, was ſich hier nur irgend im Wege befinden mochte. Ehe es aber noch dazu kommen ſollte, war es dem alten Scheidemantel gelungen, in der Alles beherrſchenden Würde ſeines Weſens dazwiſchen zu treten, und mit der ſtillen Gewalt, die ihm immer eigen war, die Aufmerkſamkeit Aller, auch der tobenden Eindringlinge, auf ſich zu lenken. Der einfache Greis winkte mit der Hand, daß man ihn reden laſſen ſolle, ſeine großen leuchtenden Augen flogen über die Verſammlung hin, und zwangen dieſelbe ſofort zur tiefſten Stille.

Hier bei uns iſt es von Herzen ſtill, und der wahre Frieden des lebendigen Gottes thut unter uns wohnen! hub er zu ſprechen an. Wer will es wagen und verantworten, den Streit und Hader in unſere Mitte zu bringen, in die Mitte der rechten Gläubigen, die alle Blendwerke der Welt von ſich abgeworfen haben, und frei geworden ſind in dem reinen Wort, das nirgend geſchrieben ſteht, denn allein in der heiligen Biblia des Herzens. Darum haltet ein, ihr thörichten Eiferer, die ihr gebunden liegt in blöder Knechtſchaft des Geiſtes, denn Euer Arm hat keine Stärke gegen uns, und die Waffen, welche ihr gegen die freien Herzen der Brüderſchaft zückt, müſſen tödtlich zurückfallen auf Euere eigene Bruſt!

Dieſe Worte ſchienen einen ſo großen Eindruck auf den Schulzen hervorzubringen, daß er betroffen ſeine in Wuth erhobenen Arme zur Seite niedergleiten ließ, und durch einen furchtbaren Blick ſeine Söhne zur Ruhe verwies, die ſchon ungeduldig an einigen der Nächſtſtehenden ſich hatten verſuchen wollen.

Unſere Brüderſchaft, fuhr der alte Müller zu reden fort, iſt die Brüderſchaft der freien Gemeinde Gottes, die in dieſer Zeit der Irrſale ſich lediglich auf ſich ſelbſt geſtellt hat, und aus ſich ein neues Reich der Welt begründen wird, in welchem das Regiment einzig und allein an die Frommen und Unſchuldigen überantwortet werden ſoll! Denn fromm und unſchuldig iſt der innerſte Grund der Welt, und dieſer ihr alter und ewiger Grund ſoll nunmehr wieder an ihr zum Vorſchein kommen, daß

er ihr wahres Weſen fortan auch äußerlich bilde, und ihre Form werde für alle ihre Einrichtungen. Darum laſſen wir auch zunächſt und vor allen Dingen die Taufe der Kinder nicht vollziehen, weil aus jenem innerſten Grunde der Welt, der gut iſt, auch unſere Kindlein nur als gut und unſchuldig hervorgegangen ſind, und keine Sünde an ihnen iſt. Euere Kinder ſteigen lieblich und rein heraus aus dem innerſten Grunde der Welt, den wir wieder herrſchend machen wollen in der Zeit, und ſo ihr ihnen durch die Taufe meintet die Sünde abnehmen zu wollen, würdet ihr gegen Gott handeln, der Alles nur gut geſchaffen haben kann. Und da dem ſo iſt, muß auch die ganze Welt danach reformiret werden, was Gott den Gläubigen, die im Stillen hiezu wirken und arbeiten, durch den heiligen Geiſt aufgetragen hat. Dieſe wahrhaft wirkende und arbeitende Gemeinde ſind wir, die man uns nach der Verdammung der Kindertaufe nennt, obwohl dies nur unſer erſtes Symbol iſt, das Symbol unſerer Rückkehr zur Natur, unſerer Wiedervereinigung mit dem uranfänglichen und wahren Reich Gottes, in dem es keine Sünde und keine Gnade giebt, ſondern nur allein die gerechte Seligkeit, die aus der Natur alles Erſchaffenen wie die Blume aus ihrem Keim entſpringt. Und dies iſt das ſtille Geheimniß unſerer Verſammlungen, daß wir darin allmählig und in leiſem Schaffen die Welt von innen her umbilden und wieder zu ihrer wahren Geſtalt bringen helfen. Dazu brauchen wir denn nicht Papſt und nicht Luther, nicht Sacrament und nicht Obrigkeit, keine Bibel und keine Kirche, ſondern als die freie Gemeinde der Zukunft ſind wir auch frei geworden von allen dieſen Dingen, und predigen der Welt den wahren Gott aus unſerm freien Herzen heraus. Dies Herz, dies ächte Menſchenherz, iſt unſer Prieſter geworden, und haben wir andere Prediger und Lehrer gar nicht, noch einen andern Fürſten oder Regenten und Obrigkeit. Für uns giebt es kein weltliches Regiment, und ſoll keiner der wahren Gläubigen ein ſolches über ſich nehmen, denn die wahre Herrſchaft der Welt muß erſt wiedergeboren werden aus der freien Gemeinde, welche das Geſetz der Natur ſucht, und daran arbeitet in frommer Brüderſchaft. Chriſtus iſt in dieſer Arbeit unſer Vorgänger, unſer Lehrer, unſer Freund, in deſſen Fußtapfen wir folgen, er iſt der erſte Werkmeiſter des neuen Reiches, das durch uns

zu seiner Vollendung geführt werden soll. Wir bauen im Namen des Vaters und des heiligen Geistes, aber Christus giebt uns die Kraft und die Anleitung dazu, daß wir endlich fertig werden mit dem Bau für alle Zeiten und Völker. Und so sind wir die rechten Pilger dieser Erden, die nichts Eigenes haben als ihrer Wallfahrt gemeinsam Ziel, und darum haben wir auch alles Eigenthum, was die Welt sonst so nennet, gemeinsam unter uns gemacht. So sind wir auch die rechten Büßer auf Erden, und tragen zum Zeichen deß nicht Sammet noch Seide auf unserm Leib, sondern lediglich unser graues Kleid, wie es denen ziemt, die an der heutigen Art und Form der Welt keine Lust haben, sondern durch Gottes Gnaden zu Arbeitern und Tagelöhnern angenommen worden sind in dem Werk der neuen Erlösung, die heut oder morgen oder nach tausend Jahren vollbracht sein wird, keinen Augenblick aber uns unthätig antreffen darf, sondern Tag und Nacht wirkend und schaffend. Darin besteht unser Glück, das Glück der Auserwählten, welche die Zukunft schaffen, Glückliche im Schweiß ihres Angesichtes und unter der Qual der Verfolgung und Verstoßung, und daß dem so ist, darüber wollen wir uns preisen und hochschätzen, und ein Dankgebet in dem Tiefsten unserer Herzen anstimmen. Hallelujah! Hallelujah! —

Jubelnd und mit begeisterungsvollem Geschrei wurde dieser Ausruf von der ganzen Versammlung wiederholt, die sich sodann auf die Kniee niederließ und in tiefem Schweigen eine Zeitlang im Gebet verharrte. Dieser Anblick, verbunden mit der feierlichen und rührenden Stille, die in dem dichtgedrängten Saal herrschte, schien auch auf den Schulzen eine überwältigende Wirkung auszuüben, und wie er schon während der ganzen Rede des Müllers wie verwandelt ausgesehen, so sah man ihn auch jetzt in einem erschütterten Zustande auf seine Kniee niederstürzen und mit einem lauten verworrenen Geheul an seine Brust schlagen. Hierin folgten ihm seine hinter ihm knieenden Söhne ganz mechanisch, indem sie das Geheul ihres Vaters mit einem gar nicht enden wollenden Weinen und Schluchzen begleiteten.

Sobald dies bemerkt wurde, ging ein leiser Ausruf des Erstaunens durch den Saal, Alle erhoben sich und drängten nach der Stelle hin, wo diese unerwartete Begebenheit geschehen. Seht, seht, rief Matthias

Kunz, der Schreiner, es hat der Herr unſern Feind in unſere Mitte gegeben, daß ſich ein Wunder an ihm vollziehen ſoll. Und ſo wird es zuletzt aller Welt gehen, daß ſie uns zufallen muß in Frieden, nachdem ſie uns verfolgt und geſchmäht hat mit ihrem Haß. Hoſiannah!

Man umringte den Schulzen und ſeine Söhne, die noch immer auf ihren Knieen lagen, man zog ſie in die Höhe, umarmte, beglückwünſchte und ſegnete ſie von allen Seiten, daß ſie nicht wußten, wie ihnen geſchah.

Ja es hat mich gar ſonderbar angepackt und bezwungen, daß ich nicht mehr anders kann! rief endlich der Schulze, indem er ſich die Thränen aus den Augen wiſchte, und aus einem Arm in den andern fliegend, endlich an den Buſen des alten ehrlichen Scheidemantel ſich feſt anklammerte. Mir hat ſich Alles wie im Leibe umgedreht, fuhr er fort, und ich weiß kaum mehr, ob es noch meine eigenen Beine ſind, auf denen ich ſtehe, oder ob mir der Teufel — verzeiht, will ſagen: der heilige Geiſt, nach Euerer Art zu reden! — ein paar neue untergeſchoben hat, daß ich darauf nun auf gut wiedertäuferiſch werde einherſpringen müſſen was das Zeug hält, ich mag wollen oder nicht! Du haſt es mir angethan, Vater Scheidemantel, mit Deiner übernatürlichen Art zu ſprechen, und daß Du mir ſo über alle Maßen erſchütternd erklärt haſt, was ihr denn eigentlich mit euerer verdammten Wiedertaufe bezweckt, die mir ſo lange ein Aergerniß geweſen und ein Gräuel! Du guter Scheidemantel, was habe ich nicht immer in alter Zeit, als wir noch zuſammen dumme Jungen waren, von Dir gehalten, bis wir uns endlich um mein altes Gaul erzürnten, das Du für blind und für lahm ausgabſt, während es doch bloß nicht recht gehen und nicht recht ſehen konnte, und darum hat es mich jetzt doppelt gerührt, daß Du, den ich noch für meinen Feind erachtet, mich gewürdigt haſt, eine ſo lange und ſaftvolle Rede an mich zu halten. Ich bin Dein, Bruder, ich bin Euer, mit meiner ganzen Familie, und all unſerm Anhang im Dorfe!

Ueber dieſe Aeußerung des Schulzen wurde von allen Anweſenden laut gejubelt, und man begann ſich jetzt fröhlicher durcheinander zu tummeln, Einige ſtimmten geiſtliche Lieder an, Andere aber ſtreuten ſcherzhafte Zeilen und Ausrufungen dazwiſchen. Eine neue Scene bot ſich

jetzt dar, indem der Tuchmachergeſell Friedrich, Jacobine an der Hand, ſich mit ausdrucksvollen Gebärden vor den Schulzen hinſtellte, und denſelben durch ein vielſagendes Lächeln um ſeinen Segen zu bitten ſchien. Und Mehrere ſchrieen dazwiſchen: laßt uns eine Hochzeit machen, eine Wiedertäufer-Hochzeit! Nur das iſt die rechte Ehe, wo der Gläubige die Gläubige freit, und aus ſolchen Hochzeiten fließt der Segen, der Segen des neuen Reichs!

Der Schulze ſtarrte den Tuchmachergeſellen einen Augenblick zweifelhaft an, und ſagte darauf kopfſchüttelnd: Iſt denn dieſe webende Spinne da, die zugleich wie ein Kater ſchnurrt, wirklich ein ächter und wahrhafter Wiedertäufer? Man hat mir geſagt, daß er unter den Bauern bei Frankenhauſen geweſen, und dort aus der Schlacht davongelaufen ſei wie alle Uebrigen?

Deren trefft Ihr Viele unter uns, rief ein alter fröhlicher Stelzfuß, der ihm zunächſt ſtand. Auch ich bin ein Münzeriſt geweſen, und habe bei Frankenhauſen und in Mühlhauſen geſtanden, wo ich unſern Bruder Tuchmacher, ſo ſchmächtig er ſich ausnimmt, doch gar tüchtig habe ſchalten und walten ſehen. Und daß wir nicht Alle davongelaufen, kann Euch dies halbe Bein beweiſen, deſſen andere Hälfte in guter Ruh bei Frankenhauſen liegen geblieben, ich bei ihm, bis ein Mitleidiger aus des Landgrafen Philipp Schaar mich aufgeleſen. Seitdem bin ich ein ehrlicher Wiedertäufer geworden, denn da es mit dem Schwert Gideonis nicht hat gehen wollen in der Welt, da der Leib der neuen Sache im Münzer zu Grunde gegangen, ſo müſſen wir jetzt mit dem Geiſt durchzukommen ſuchen, mit dem Geiſt der Wiedertaufe, der den Krieg auf ſeine Art fortſetzt, und ſchon tiefer bohrt als jedes Söldlings Lanze!

Nun wenn dem ſo iſt, ſagte der Schulze, ſo kann ich gegen die Hochzeit nichts mehr einzuwenden haben, und ſie ſoll an dem Tage ſtattfinden, wo ihr mich und meine Kinder für würdig halten werdet von neuem zu taufen nach Euerer Weiſe, damit der Geiſt, von dem ihr ſprecht, auch durch unſere harten Köpfe endlich durchzuſcheinen und darinnen ein heilſames Glänzen und Leuchten anzurichten beginne!

Wohl geſprochen, wohl geſprochen! riefen Mehrere. Den neuen Bruder treibt der Geiſt ſchon über die Maßen ſehr!

Die Stimmung wurde jetzt aufgeregter im Saal, man bewegte sich paarweise in lebhaften und heitern Gesprächen auf und nieder, einige Frauen von seltsamem Aussehen und Benehmen begannen in verzückten Stellungen einen Tanz, hier und da wurden unheimliche Worte ausgerufen und sonderbare Scherze gemacht.

Irma, die sich unterdessen ganz still in der Versammlung gehalten und in der Vertiefung eines Fensters neben Sylvius gestanden, zeigte sich ängstlich. Sylvius nahm sie bei der Hand, und führte sie unbemerkt durch die unruhig gewordene Masse aus dem Saal.

Draußen schritten sie stillschweigend, aber Hand in Hand, neben einander her, und traten in den kleinen Garten, der hinter dem Müllerhause lag, und in das Feld hinaus sich öffnete. Das Knistern ihrer Tritte auf dem festgefrorenen Schnee machte sich weithin durch die Nacht vernehmbar. Der Mond war vollscheibig an der Höhe des Himmels herausgetreten, und sein Glanz legte sich hell auf Irma's Stirn, auf der einige Sorgen und Bedenken aufgestiegen waren.

So sind wir denn dem unseligen Schwarm entflohen, nahm der junge Mann das Wort, und die kalte Winternacht nimmt uns rettend auf! Aber Euch, edeles Fräulein, vermag ich wahrlich nicht zu begreifen, daß Ihr das Kleinod Euerer holden Jugend und Magdlichkeit so rohen Begegnungen auszusetzen wagt!

Ich wundere mich, daß Ihr so sprecht, Sylvius! entgegnete ihm Irma, indem sie ihre leuchtenden Augen scharf in den seinigen haften ließ. Theilt Ihr denn nicht den großen Glauben an die Zukunft, der die Eurigen zu diesem Bund versammelt, oder wandelt Ihr als der Wolf im Schaafskleide unter Denen, welchen Ihr durch die Bande des Blut angehört?

Ich bin nicht falsch, antwortete Sylvius, indem er sie mit einem spöttischen Blick betrachtete, dann aber wieder ernst sinnend und schwärmerisch seine Augen in die dämmernde Nachtferne hinschweifen ließ.

Ich theile den Glauben und das Streben dieser Leute, fuhr er fort, und theile es auch wieder nicht! Darum mische ich mich, seitdem ich von Wittenberg wieder hieher zurückgekehrt bin, mit bangem und gequältem Herzen in diese Versammlungen, und bald möchte ich aufjauch-

zen vor Luſt über den Gedanken, deſſen Kern hier gepflegt wird, bald peitſcht es mich wieder, wie mit Neſſeln, zu ſehen, daß ſo armſeligen und rohen Händen anvertraut iſt, was im Jubel der Götter durch die ganze Welt getragen werden müßte! Es iſt jetzt eine ſeltſamliche Zeit, und der Wunder viel gehen im Schwange, die nicht ſowohl in äußeren Zeichen ſich offenbaren, als vielmehr in einer Bewegung und Stimmung der Geiſter, in einem geheimnißvollen und räthſelhaften Drang, der alle Menſchenherzen durchzieht, wie man dergleichen wohl noch nie geſehen und gehört hat! Da iſt jetzt von nichts mehr die Rede als von einer neuen Zukunft, von der Auffindung eines neuen Geſetzes, von der Herſtellung eines neuen Reichs! Und gerade die Aermſten und Elendſten wollen die Säulen dieſes neuen Reichs herbeiſchleppen, beſonders die Arbeiter und Handwerker verlaſſen ihre dunkeln Werkſtätten, und beginnen mit verklärten und verſchönten Geſichtern eine neue Arbeit, welche ſie die Erlöſung der Welt zur Freiheit und Gleichheit nennen! Mit Erſtaunen ſeh' ich allen dieſen Veranſtaltungen zu, die jetzt gemacht werden, und danke dem Zufall, daß er mir einen Blick in dieſe geheimen, tiefverſchlungenen und unabſehbaren Bewegungen geöffnet hat, welche dicht am Herzen unſeres Zeitalters ſich fortwühlen! Und dieſe gefährlichſten Wühler ſind unſere Freunde, die Wiedertäufer, von denen ich doch befürchte, daß ſie die großen Ideen, aus denen ſie aufgeſtanden ſind, nur in den Staub der Landſtraße vertreten und in alle Winde zerſtreuen werden! So haben ſchon die deutſchen Bauern die Idee der politiſchen Nationalfreiheit auf das Schlachtfeld bei Frankenhauſen getragen, wo ſie zermalmt und begraben liegt unter den Gebeinen ihrer ſchwachen und zur ächten That nicht auserwählten Verfechter!

Und warum wollt Ihr an unſern Freunden zweifeln, mit denen Ihr doch in Glauben und Hoffnungen verbunden ſeid, ſo gut wie ich? ſagte Irma leiſe, indem ſie vor ihm ſtillſtand, und mit dem wunderbaren Ernſt, den ihre lieblichen Züge annehmen konnten, ihn ſcharf prüfend betrachtete.

Sagt mir lieber zuvörderſt, mein liebwerthes Fräulein, entgegnete Sylvius, was Euch zum Glauben und Hoffen feſthält bei Leuten, die zwar ein ſeltſames Verhängniß in die Tiefe und den Mittelpunct der

Erkenntniß hat hinabsteigen lassen, die aber aus dieser Tiefe nur Frazzen, Larven und Nachtgespenster wieder hervor ans Tageslicht bringen und damit wahnsinnige Tänze und sinnloses Possenspiel aufführen? Was soll aus der Wahrheit werden, wenn sie vermummt wird in Narrheit, und um ihre göttlichen Glieder das Schellenkleid der Thorheit legt?

Ihr scheint mir die Sache absichtlich in ein grelles und falsches Licht zu rücken! rief Irma mit erhöhter Stimme aus, indem ihr ganzes Wesen eine aufflammende Begeisterung verrieth. Der bunte wunderliche Schein, der sich bei unsern Freunden um das Wesen gelegt hat, warum soll er denn mächtiger sein als dieses, und warum soll seine zerstörende Kraft weiter reichen, als der lebendig machende Geist der Sache, der uns doch das Erste und Letzte ist? Ihr wißt, Freund, was mich in die Mitte dieser Versammlungen getrieben, und wie es der Haß gegen die lügenhafte und mit sich selbst zerworfene Welt ist, in der ich mich gar nicht zurechtfinden kann, für den ich mir hier eine Freistätte, einen Tempel gefunden? Ich habe Euch das Haus meines Vaters, das Leben der Meinigen, und die in Lug und Trug aufgelöste und zerbrochene Welt meiner Umgebungen geschildert, und Ihr konntet daraus ermessen, wie sehr ich Trost und eine Zuflucht gewinnen mußte in einem Bund, der sich in dem Glauben an eine große, reine Zukunft, an ein Reich der Freiheit und der Liebe, vereinigt hat!

Und ich meine doch, erwiederte der junge Mann, es wäre besser gewesen, wenn Ihr daheim geblieben im Einklang mit Vater und Mutter, und ruhig abgewartet hättet, bis der Geist der neuen Zeit an Euer Kämmerlein geklopft und hübsch ordentlich zu Euch hereingetreten wäre wie ein wohlberechtigter Bräutigam, der den Consens schon mit sich in der Tasche führt!

Seine Worte hatten hier einen so rauhen und spöttischen Ton angenommen, daß Irma wie von einer feindlichen Berührung getroffen zusammenfuhr und erschrocken sich von ihm abwandte. Das Bild ihres jungen Freundes schien sich ihr in diesem Augenblick seltsam zu verwandeln und in Hohn und Bitterkeit zu verzerren, wie sie es sonst noch nicht an ihm gesehen. Der zweifelnde Gedanke, der ihr bei den wenigen Begegnungen, die sie mit ihm gehabt, schon immer aufgestiegen war, nämlich

daß Sylvius bei aller ſeiner Freundlichkeit doch einen ihr abgeneigten Sinn in ſich verberge, wollte ſich ihr jetzt auf das Entſchiedenſte beſtätigen, und ihren Augen entſtürzten große heiße Thränen. Sie dachte zu fliehen, weit in Nacht und Feld hinaus, und doch blieb ihr Fuß wie feſtgewurzelt an der Stelle, und ſie vermochte nicht einmal ihm ihre Hand zu entziehen, die er jetzt mit einer heftigen und nachdrücklichen Bewegung, als verſtände er Alles was in ihr vorging, ergriff. — —

II.

Die deutsche Oper.

Von

Friedrich Steinmann.

Zweiter Artikel.

Unter den deutschen Städten blühte vorzüglich zuerst in **Hamburg** die deutsche Oper. Hier bestand nämlich bereits im Jahre 1678 eine Oper, wie sie damals keine Residenz, kein Hof, keine Stadt in Deutschland aufzuweisen hatte, welche jährlich eine Einnahme von 11—22,000 Mark gewährte, aber mit dem Bankerott des letzten Unternehmers endete. Man gab gewöhnlich im Jahre nur 2 bis 4 neue Opern; der Componist erhielt in der Regel für seine Composition 50 Thaler. Die Stadt hatte auch ihr eigens dazu erbautes Opernhaus, das für jene Zeit in jeder Beziehung bewundernswerth war. Der Erbauer desselben, Gerhard Schott, juris utriusque Licentiatus und später Rathsherr (gestorben 1702), dem man zu Ehren nach seinem Tode die Oper: der Tod des großen Pan gab, hatte dafür gesorgt, daß die „Seitenscenen" (Coulissen) 39 mal verändert werden konnten, und von den „Mittelvorstellungen" (Prospecte, Vorhänge) gab es etliche hundert. Eine Decoration, der Tempel Salomons, soll allein 15,000 Thaler (?) gekostet haben. Man war bei dergleichen Dingen sehr genau. Barth. Feind (siehe über ihn weiter unten) giebt ausdrücklich an, daß „es einfältig und armselig läßt, wenn man il ponte Rialto (die Rialtobrücke in

Venedig) präsentiren und eine ordinaire Brücke bauen wollte." Wenn solche Opernbühnen existirten, so muß auch große Vorliebe für die Oper stattgefunden haben, und in der That würde außerdem von einem Privatunternehmer so ein Haus gar nicht haben gebaut werden können, falls nicht zahlreiche Theilnahme vorhanden gewesen. Auch Braunschweig, Leipzig, Hannover, Weißenfels (im dortigen herzoglichen Schlosse, wo unter dem Herzog Johann Adolf von Weißenfels 1685 die Einweihung stattfand), hatten Opernhäuser aufzuweisen, nicht minder Nürnberg, wo 1667 das erste Opernhaus gebaut ward. Feind in seinen „Gedanken über die Opera" sagt, „daß das Leipziger Opernhaus das pouverste, das Hamburger das weitläufigste, das Braunschweiger das vollkommenste und das zu Hannover das schönste sei."

Gerhard Schott war der Gründer der deutschen Oper zu Hamburg, und das von ihm erbaute Opernhaus stand an derselben Stelle, wo zu Lessing's Zeiten (vgl. dessen Collectaneen sub verbo: Oper) das neue Theater auf dem Gänsemarkt stand. Der Hamburger Prediger Heinrich Elmenhorst, gleichfalls Operndichter und Verfasser eines 1688 erschienenen „Berichts von Operspielen", eine Schrift, deren Tendenz Vertheidigung der Oper war, sagt in seiner Zuschrift an den Hamburger Senat und das Oberalten-Collegium, ohne über die erste Entstehung und Einrichtung der Hamburgischen Oper weiter etwas zu erwähnen, nur Folgendes:

„Als vor wenig Jahren Ein Hochedler Rath dieser guten Stadt zuläßig befunden, daß, wie sonsthin in Prosa in Komödien gespielet, also zu gemeiner Anständigkeit und billiger Gemüthserquickung musikalische oder Singespiele auf dem Theatro würden vorgestellet, welches nachmals das löbliche Collegium der Herren Oberalten, auf erlangte Notification, ihm wohlgefallen lassen, folgbar Einem Wohlehrwürdigen Ministerio solches angezeiget u. s. w."

Nach Schott unterzogen sich der Direction der Hamburger Oper ein Herr von Ahlefeld, ein holsteinischer Adliger, dessen Güter in der Nähe von Hamburg lagen, und der meist in der Stadt lebte, und mit ihm zugleich der brittische Resident Wich. Als letzte Directoren der Hamburger deutschen Oper im Jahre 1737 werden Monza, früher ein

Schneider, und die Ehegattin des Operncomponisten Kayser erwähnt, die aber in Schulden geriethen, und deren Direction mit einem Bankerotte endigte nach kurzer Dauer. Hierauf spielte die Neuber'sche Schauspielergesellschaft eine Zeitlang im Hamburger Opernhause, ging aber bald nach Petersburg, worauf italienische Opern unter Angelo Mingotti's Direction bis zum Jahre 1748, und unter Pietro Mingotti bis 1753 aufgeführt wurden.

Während des Bestehens der deutschen Oper zu Hamburg wurden vom Jahre 1678 bis 1728 200 neue Opern gegeben. Ein Verzeichniß derselben hat Joh. Mattheson, Legationssecretair und Musikdirector am Dom zu Hamburg, in seinem „musikalischen Patrioten" (Hamburg 1728) mitgetheilt. Das Operngebäude war mit Logen, Parterre und Galerie versehen, und hinsichtlich der äußeren Verzierungen und der Bedürfnisse für Zuschauer keine Kosten gespart. Die Logen waren zu Sitzplätzen so eingerichtet, daß sie 9 bis 12 Personen fassen konnten. Sie waren mit dünnem Bretterwerk geschieden, und vom Theater her hinlänglich erhellt, damit die Zuschauer in ihren Opernbüchern, die bei jeder neuen Oper gedruckt erschienen, nachlesen konnten. Die Decorationen und Maschinen der Bühne waren mannichfach, dem Zeit- und Localgeschmack angemessen, prächtig, wenn gleich ohne ächten Geschmack. Das Decorations-, Maschinen- und Garderobewesen erforderte ungeheuren Aufwand; zu jedem neuen Stücke mußte eine Menge neuer Apparate angeschafft, gemalt, gezimmert und geschneidert werden. Das Theater wechselte oft in einer Oper 20 mal seine Scenen. Städte, Häuser, Berge, Wälder, Säle, Vorhöfe und Gemächer folgten nach einander, Triumphwagen, Sänften, Reiter zu Pferde, Kameele, Schiffe nicht minder. In 10 Jahren trug die Oper zu Hamburg eine Einnahme von 184,498 Mark ein, und dennoch wurde diese Summe durch die Ausgabe weit überstiegen.

Die erste zu Hamburg im Jahre 1678 gegebene Oper führt den Titel:

Der erschaffene, gefallene und aufgerichtete Mensch. (Adam und Eva.)

Sie erschien im nämlichen Jahre im Druck, ist aber weder mit dem Namen des Verfassers, noch des Ortes, wo sie gedruckt worden, versehen. Der Text soll von einem Dichter, Richter, Kaiserlich gekröntem Poeten, die Musik von J. Theil, „Hamburgischen Directore Chori Musici", gewesen sein. In der „Vorrede" (Vorspiel) erscheinen die vier Elemente; im Stücke selbst treten auf Jehovah, Salvator, Justitia, Misericordia, Angeli, Adam, Eva, Lucifer, Belial, Legio, Sodin, die Schlange und noch obendrein ganze Chöre von Engeln und Teufeln. Nach einer andern Nachricht heißt der Componist: Brenner.

Bei Aufführung dieser Oper scheint das Theater in zwei Theile getheilt gewesen zu sein. Eine große Maschine ging auf und nieder, je nachdem der Dichter will, daß Himmel und Hölle herab und heraufkommen soll. In dem Vorspiel stellt der Schauplatz den Himmel und das unförmliche Chaos dar, welches sich vor den Augen der Zuschauer zertheilen muß. In der ersten Handlung stößt ein in der Luft schwebender Engel den Lucifer nebst Consorten in den Abgrund. Jehova erscheint in einer „hellen Machina" nebst dem „Englischen Chor" und fängt an, Adam zu schaffen. (Es ist aber keine Anweisung gegeben, wie der Schauspieler dies angefangen.) Adam erscheint und wundert sich seines Daseins:

Himmel, Erde, Thiere, Meer,
Ja des großen Gottes Heer!
Was bekomm' ich in's Gesicht?
Leb' ich, oder leb' ich nicht?

Jehova.

So lebe denn, du Bild nach unsrem Willen,
Du Muster aller Tugend,
Du Greis bei früher Jugend.

Nachdem auch Eva geformt und von Adam zur Liebe geladen, sich mit ihm in die Schatten verliert, schließt sich mit dem 7. Auftritt die erste Handlung.

In der zweiten Handlung schimpft Lucifer über seine Verstoßung, und ruft durch ein: Ihr Helden raus! die Teufel zusammen. Es wird ein Bund zur Rache geschlossen, die den erschaffenen Menschen treffen

soll. In der dritten Handlung im Abgrund erscheint Sodin, der „teuflische Rath der Heimlichkeiten" in Schlangengestalt, und charakterisirt sich folgendermaßen:

List, Betrug und Schmeichelei,
Das ist meine Liberei,
Und durch diese sanfte Macht
Wird der Mensch zu Fall gebracht.

Eva wird unter Vorspiegelungen vom Heimlichkeitsteufel zum Genuß der verbotenen Frucht verleitet, und Adam wird durch folgende Arie zur Näscherei verführt.

Eva.

Iß nur, mein Herzchen, sie schadet dir nicht;
Iß nur, sie stärket das blöde Gesicht.
Glaube, sie wird uns noch geben
Ein himmlisches Leben.

Adam.

Der Schmack ist gut und mein. Wer brachte
Mein Kind dazu, daß sie sich machte
An diesen edlen Baum?

Eva.

Die Schlange.

Adam.

Ach, ach! wie wird mir bange.

Die Augen wurden ihnen geöffnet; sie erkennen ihre Blöße, und Sodin, wieder in Teufelsgestalt, spottet ihrer. Er fährt in den Abgrund, und erzählt dort seine Heldenthat, und mit einem Triumphlied der Teufel schließt dieser Act.

In der 4. Handlung im Garten Eden fährt „der völlige himmlische Chor erdwärts." Justitia und Misericordia bejammern den Sündenfall. „Die große Machina" geht auf, und Engel beklagen der Menschen Elend. — In der 5. Handlung geht unter Musik die große Machina erdwärts. Jehova verhört den Adam, und am Ende treibt ein Engel mit „hauendem Schwerte" die ersten Menschen aus dem Garten. Im 7. Auftritt verwandelt sich der Schauplatz in ein rauhes und dor-

nigtes Feld. In „einer sonderlich hellen Machina" erscheint Salvator und erhört die um Gnade Flehenden. Das Stück endet im 9. Auftritt mit einem Chorgesange der Engel.

Die zweite Oper, welche zu Hamburg gegeben ward, hieß Orontes; sie erschien im selben Jahre (1678 in 4.) im Druck. Der Text war von demselben Richter und

Heinrich Elmenhorst,

später Prediger zu Hamburg an der S. Catharinenkirche. Mattheson in seinem musikalischen Patrioten giebt bestimmt an, er sei auch Verfasser der Oper Charitine, welche 1681 (die achtzehnte in der Zahl der zu Hamburg gegebenen Opern) aufgeführt ward. Bald nach Elmenhorst trat der Doctor juris

Lucas von Bostel,

nachher Syndicus und zuletzt Bürgermeister in Hamburg, als Operndichter auf. Er schrieb die Oper: Krösus (1684) und Kara Mustapha nebst dem erfreulichen Entsatz von Wien in 2 Theilen (1686); beide wurden mehrmals aufgeführt, und waren voll niedriger Scherze und Obscönitäten. Ihm folgte

Christian Heinrich Postel,

geboren am 11. October 1658 zu Freyburg im Lande Hadeln, gestorben zu Hamburg am 22. März 1705. Er war Licentiat der Rechte, und schrieb für die Hamburger Opernbühne 25 Singspiele und Opern, theils eigene Arbeiten, theils freie Uebersetzungen und Nachahmungen aus dem Griechischen (des Euripides), Italienischen, Französischen und Holländischen. Sein erstes Stück war

Die heilige Eugenia oder Bekehrung der Stadt Alexandria zum Christenthum, 1688. Dann folgten:

Die Verbindung des Herkules mit der Hebe, 1699. Bei der Vermählung des römischen Königs Joseph mit der Prinzessin Wilhelmine Amalie von Braunschweig.

Der aus Hyperboreen nach Cimbrien überbrachte güldene Apfel, 1698. Ein allegorisches Spiel auf die Vermählung des Herzogs zu Holstein Friedrich mit der Prinzessin Hedwig Sophie von Schweden. Die Musik war von Kaiser. Außerdem schrieb

er die Opern: Bajazeth und Tamerlan, Kain und Abel, Numa Pompilius, Ariadne, die betrübte und erfreute Cymbria u. s. w., sowie das musikalische Drama: Iphigenie in Aulis. Nach Postel's Tode folgte als Operndichter des Hamburger Theaters

Barthold Feind,

geboren zu Hamburg im Jahre 1678. Er war Licentiat der Rechte, hielt sich einige Zeit in Italien und Frankreich auf, trat dann in schwedische Dienste, wurde aber bald nachher, man weiß nicht weshalb, seiner Freiheit beraubt, und starb 1721 im Gefängnisse zu Rendsburg. Er ist in zweifacher Beziehung für die deutsche Oper thätig gewesen, einmal als theoretischer Schriftsteller durch seine „Gedanken über die Opera" und als Operntextdichter durch seine Operntexte. Seine 1708 zu Stade erschienenen, 678 Seiten starken: deutsche Gedichte enthalten 5 große Opern, jede in 3 oder mehreren Acten, deren Zuschnitt zwar etwas handwerksmäßig ist, indeß aber ungleich mehr zu unserm jetzigen Geschmack stimmt, als die vor 50 — 60 Jahren gewöhnliche Operette. Von Prosa ist darin keine Rede; alle Arien, Duo's, Trio's und mehrstimmigen Parthieen sind durch Recitative verbunden, das „in einer von einem exquisiten Musico verfertigten Oper wie vor Reinhardt Kaysern fast ein tertium quid unter Singen und Sprechen war." Eine große Introduction gehörte auch damals zum Modegeschmack. Feind war indeß kein Freund derselben; „denn — sagt er — es sei zwar kein geringes Lüstre, wenn bei Aufziehung der Decke viele Personen sich auf dem Schauplatze rengirt und mit einem Chor beginnen; allein es steht sehr pouvre und übel, wenn man eine Gewohnheit daraus macht, und alle Opern mit Chören beginnt." Auch galt ein großes Finale für eine Hauptsache, und dagegen hatte er nichts einzuwenden. Dagegen war er mit der sogenannten lustigen Person nicht zufrieden. Allein in Hamburg war auch damals die üble Gewohnheit eingerissen, „daß man ohne Arlechin keine Opern auf den Schauplatz führt." Eine Oper, das Carneval von Venedig, hatte dadurch gerade allgemeinen Beifall gefunden, und so mußte er auch mit dem Strome schwimmen, indem er sich nur entschuldigt, daß er es wie Bertini mache: per allettare la plebe. Indeß sind

seine Buffonerien für jene Zeit die manierlichsten und züchtigsten, die man sich denken kann. Feind war in der französischen, spanischen und italienischen Sprache so bewandert wie in der deutschen; deshalb legte er die Hauptarien alle in italienischer Sprache ein — ein sonderbarer Geschmack! In den Haupttheilen alles deutsch: Chöre, mehrstimmige Gesänge und Sätze, alle deutsch, und auf einmal eine Hauptarie italienisch.

Die obengedachte Sammlung seiner deutschen Gedichte enthält u. a. von Seite 1—114:

Vorbericht von dem Temperament und der Gemüthsbeschaffenheit eines Poeten, sowie Gedanken von der Opera. Darauf folgt seine 1705 erschienene Oper von S. 115—174:

Die römische Unruhe oder die edelmüthige Octavia (musikalisches Schauspiel genannt). Aus der Vorrede geht hervor, daß Kayser dieselbe componirt hat. „Dies ist nunmehro das 31. Singspiel von seiner Arbeit; worüber ich mich desto mehr wundere, weil die Italiener von ihrem Palaroli in Venedig als ein unerhörtes Mirakel ausrufen, daß er bereits 18 Opern componirt, worauf jedoch sein Brunnen auch dermaßen erschöpft worden, daß er nunmehr nichts als Kirchenstücke setzt."

Die kleinmüthige Selbstmörderin Lucretia, oder die Staatsthorheit des Brutus, musikalisches Trauerspiel (S. 175—205) erschien zuerst im Jahre 1705.

Masagniello furioso oder die Neapolitanische Fischerverschwörung, musikalisches Schauspiel. (S. 251—320).

Diese Oper wurde im Juni 1706 zu Hamburg zum erstenmale aufgeführt. In dieser Vorgängerin unserer beliebten „Stummen von Portici" fehlt auch das wie in dieser das Sinnbild aller Revolutionen, der brennende Vesuv, nicht. Im ersten Acte, Scene 5, beginnt Masaniello:

Wer sich mir widersetzt,
Und mein Gebot verletzt,
Der wisse nur, daß er des Todes schuldig ist.

Darauf folgt eine Bravourarie in italienischer Sprache:

Al orribile crudo delitto u. s. w.

Im Ganzen sind indeß alle italienischen Arien geschmackvoller und kräftiger als die deutschen, welche schleppender sind.

La costanza sforzata, die bezwungene Beständigkeit, oder die listige Rache des Sueno, am Geburtstage Königs Friedrich IV. von Dänemark, ein Singspiel. (S. 321—392).

L'Amore ammolato, die kränkende Liebe, oder Antiochus und Stratonika, musikalisches Schauspiel. (S. 393—454).

Außer diesen schrieb er noch mehrere, welche nicht dieser Sammlung einverleibt sind, u. a. Das verwirrte Haus Jacob oder das Gesicht der bestraften Rebellion am Stilki, ferner: Römisches Aprilfest oder Opera auf die Geburt des kaiserlichen Prinzen Leopoldi (1716), Carneval der Liebe (1702), Sueno, Antiochus und Stratonica u. s. w.

Von einem sonst nicht weiter als dem Namen nach bekannten Operndichter

Matsen

wurde im Jahre 1680 zu Hamburg eine Oper Alceste nach dem Französischen des Quinault aufgeführt. Sie erschien mehrmals im Druck ohne Namen des Verfassers, der Zeit und des Ortes; nur der Organist Johann Wolfgang Franck nannte sich als Componist auf dem Titel, während in Mattheſons musikalischem Patrioten als Dichter derselben der erwähnte Matsen angegeben wird. Diese Oper war unter den von 1678 bis 1738 zu Hamburg gegebenen der Zahl nach die dreizehnte. Neben den Personen des Quinault'schen Stückes hat der deutsche Bearbeiter den Hanswurst in der Person des Rochas hinzugefügt, worüber er bemerkt, „daß derselbe nicht für morose und stoische Köpfe, sondern für Leute, welche einen zulässigen Scherz lieben, hinzugefügt worden." Rochas singt u. a. dem Admet und der Alceste folgendes Brautlied:

Es ist das beste Thun der Welt
Das zuckersüße Freien.
Wer Hochzeit macht und Kindtauf' hält,
Dem wird es nicht gereuen.
Es schmeckt als lauter Marcipan,
Wenn man selbander schlafen kann.

Es ist so süß als Mandelnuß
Und Nürenberger Kuchen,
Wenn man nicht mehr um einen Kuß
Viel Stunden darf ersuchen.
Ich halt', es thut doch trefflich sacht,
Wenn man sich so gemeine macht.

Und will man letzlich denn dazu
Die Braut in's Bette bringen —

Lichas.

Pfui, Rochas, still! Was denkest du
Mit solchen lahmen Dingen?

Rochas.

Haha! Ein jeder weiß doch wohl,
Daß dieß zuletzt geschehen soll.

Christian Friedrich Hunold,

(auch Menantes genannt),

wurde **1680** zu Wandersleben bei Arnstadt geboren, kam **1700** durch ein Ungefähr nach Hamburg, wo er u. a. auch mehrere Opern für die dortige Opernbühne schrieb, welche den Beifall des Publicums erhielten. Er starb **1721** als Privatdocent der Rechte zu Halle. Während seines Aufenthaltes zu Hamburg war er als Operndichter thätig; er schrieb außer einigen dramatischen Spielen mehrere Opern, welche mehr durch die Composition als durch ihren Text sich den Beifall erwarben, der ihnen wurde. Durch den Druck bekannt wurden u. a.

Salomon, ein Singspiel auf dem Hamburgischen Schauplatz dargestellt. Hamburg, **1704**.

Der gestürzte und wieder erhöhete Nebucadnezar, ein Singspiel. Hamburg, **1704**.

In dem zuletzt genannten Singspiele trat Nebucadnezar, in ein wildes Thier verwandelt, mit Adlersfedern und Klauen bewachsen, unter vielen anderen Thieren auf und brummte. Seine Theaterschriften und Opern erschienen **1706** gesammelt unter dem Titel: Menantes theatralische Gedichte. Außerdem schrieb er ein Werk: Die allerneueste Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen, Hamburg

1707, worin eine Prosodie und Poetik enthalten, überall mit Beispielen begleitet. Als Musteroper findet sich darin die Oper: Bellerophon, nach dem Italienischen bearbeitet, woraus die ersten drei Auftritte des ersten Aufzugs hier eine Stelle finden mögen.

Erste Handlung. Erster Auftritt.

Ein Wald. Jobates, König in Lycien, Philonoe, seine Tochter und Alcinde ihre Zofe treten auf, von Jägern und Hunden begleitet. Von innen wird zur Jagd geblasen.

Jobates.

So lebt der Geist! so lacht die Brust!
Das ist die edle Lust,
Wo Fürsten sich ergötzen,
Und der Regierungs-Last ein Ziel und Wechsel setzen.

Philonoe.

Ich bin darum auch mit zu Forste gangen,
Ein Antheil solcher Lust durch's Jagen zu erlangen.
Frauenzimmer
Darf nicht immer
Einsam und verschlossen gehn.
Wenn die Tugend dem Ergötzen
Ziel und Schranken pflegt zu setzen,
Stehet Lust und Freiheit schön.
Frauenzimmer
Darf nicht immer
Einsam und verschlossen gehn.

Alcinde.

Jawohl,
Wer stets bei Nadeln und Scheeren
Verdrießlich sitzen soll,
Die kann sich schlechte Lust gewähren.

Jobates.

Wohlan, zur Jagd! zur Jagd!
Prinzessin, schonet euch, daß ihr euch nicht verirrt
Noch zu gefährlich wagt,
Und aus der Lust ein Leiden wird.

Alle.

Zum Jagen! Zum Jagen! Ermunterte Sinnen!
Die edelſte Luſt
Vergnüget in Büſchen und Wäldern die Bruſt,
Und läſſet das Wildpret zur Beute gewinnen.
(Gehn unter einem Waldgeſchrei und nochmaligem Blaſen an unterſchiedenen Orten ab).

Zweiter Auftritt.

Acaſtus, ein Lyciſcher Fürſt, vermasquet.

Ja, ja, verfolgt nur Hirſch und Reh.
Ich werde gleichfalls jagen.
Mein Wildpret iſt Philonoe.
Das Netz iſt ſchon auf ſie geſtellt,
Die Hand ſoll alles wagen,
Bis ſie in ſolche fällt.
Ich bin gleichwohl ein Fürſt; doch da ich ſie begehrt,
So acht't ſie mich nicht eines Blickes werth.
Vielleicht trifft ſie die Reu.
Will durch die Schmeichelei
Die Liebe nicht gelingen,
So iſt ſie durch Gewalt zu zwingen.

Verachtung leſcht die Liebe
Nicht gleich auf einmal aus.
Man muß ſein Glücke wagen:
Wird Stahl und Stein geſchlagen,
So zwingt man Funken raus.
Verachtung leſcht die Liebe
Nicht gleich auf einmal aus.

Acaſtus, ja, behalt nur dieſen Sinn,
Die Kühnheit hat das Glück zur Führerin.

Dritter Auftritt.

Acaſtus. Philonoe, welche einen Hirſch verfolget.

Philonoe.

Du wirſt mir nicht entgehn.

Acaſtus.

Das heißt: aus meinen Händen. (Faßt ſie an.)

Philonoe.

Und was will hier entstehn?
Verrätherei! Verrätherei!
Ein Räuber will mich schänden.
Ach, Himmel, hilf! Ihr Götter, steht mir bei!
Du Bluthund, laß mich . . .

Acastus.

Nein.
Wer wird so albern sein,
Und einen Schatz . . . .

Philonoe.

Wie, Schelm?

Acastus.

Den man gefunden, lassen?
Ich müßte mich und mein Vergnügen hassen.

Philonoe.

Ich stoße dir durch dein verfluchtes Herz . . . .

Acastus.

Es ist ihr Scherz.

Philonoe.

Den Pfeil hinein.

Acastus.

Die schöne Hand wird nicht so grausam sein.
Schönste, laß dich willig lieben!

Philonoe.

Verdammte Wuth!

Acastus.

Zwinge doch den harten Sinn!

Philonoe.

Der Tropfen Blut,
Der mir's will zu Gedanken bringen,
Soll aus den Adern springen.

Acaſtus.

Nimm den Zoll der Küſſe hin.

Philonoe.

Viel lieber gar den Tod.

Acaſtus.

Der ſo lang im Neſte blieben,
Schönſte, laß dich willig lieben!

Philonoe.

Wer reißt mich aus der Noth?

Acaſtus.

Will Bitten nichts verfangen,
So muß ich's mit Gewalt erlangen.

Philonoe.

Ihr Götter, helft! ich muß verderben.

Seine Anſichten von der Oper entwickelt Hunold in ſeiner Poetik alſo: „Eine Oper oder ein Singſpiel iſt das galanteſte Stück der Poeſie, ſo man heut zu Tage zu aeſtimiren pflegt. Es ſcheint nicht allzu natürlich zu kommen, wenn darin etliche Perſonen versweiſe ſowohl redend als ſingend eingeführt werden, weil dieſes im gemeinen Leben niemals zu geſchehen pflegt. Denn wenn ein Kerl etwas mit mir reden wollte, und machte mir lauter Reime her, oder ſänge mir ſeine Worte vor, ſo dächte ich, er wäre nicht richtig unterm Hute. Jedoch wie die Opinion in allen Dingen ihre Herrſchaft zu exerciren weiß, ſo muß man ſich auch hier von ihr befehlen laſſen. Und wer wollte wegen der göttlichen Muſic, die in der Oper ihre Vortrefflichkeit am beſten ſehen läßt, nicht etwas Menſchliches begehen?“ —

„Die ganze Sache beruhet auf der Invention und Diſpoſition der Oper. Was die Invention betrifft, ſo muß ſie wohl, weil es einmal ſo eingeführet iſt, nach der vornehmſten Materie etwas Verliebtes ſein. Dannenhero wo ja in einer Hiſtorie, oder wenn ein Held auf-

geführet wird, an sich selber keine Liebes-Sachen vorgegangen, so muß man solche mit einer geschickten Manier darzu tichten. Sonst wird weder eine Fabel noch Historie so vollkommen sein, daß sie alle nöhtige Circumstantien einer Opera mit sich führe. Derowegen muß man allerhand Umstände darzu ausspeculiren, nur daß sie wahrscheinlich kommen, als ob sie also geschehen wären."

„Anlangend die Dispositiön, so können wir nicht deutlicher gehn, als wenn wir ordentlich nacheinander etwas reden von Personen, Actibus, Scenen, Verwandlungen, Machinen, Balleten, Arien, Recitativ, Stylo, Inhalt, Vorrede und Größe der gantzen Opera. Sehen wir auf die Personen, so wollte ich rathen, wenn sie nicht von der Historie selbst an die Hand gegeben werden, daß man auffs höchste zwölffe darzu nehme, jedoch mehr Manns-Personen als Frauenzimmer. Führet man aber Chöre oder Reihen mit ein, so wird einer auch nur vor eine Person gerechnet. Nachdem es auch einmal eingeführet ist, daß eine lustige Person darbei seyn muß, muß man ebenfalls darauf bedacht sein, und die wird meistentheils fingiret. Es darff aber eben nicht allemahl ein Pickelhering sein, sondern man kann einen Diener dazu nehmen. Manchmahl passiren auch wohl zwey solche kurtzweilige Pursche, auch wohl eine alte Frau oder andere Weibes-Personen von der Mittelsorte."

„Actus oder Handlungen pflegt man insgemein nur drey zu machen. Doch wer wollte mir's verbieten, wenn sie nicht übermässig groß, daß ich ihrer vier oder fünffe nehme, welche letztere Zahl in den Comödien sonst durchgehends autorisiret ist. Die Scenen, welche man Auftritte nennt, müssen wohl connectiren, und wo möglich allemahl mehr als eine Person darinnen auftreten, damit das Theatrum nicht leer sey, sondern so wohl die Augen als das Gehör fülle. Ich sage, wo möglich; denn bisweilen muß auch nur eine einzelne Person ihren Affect auslassen, und auf solchen Fall mache man die Scene fein kurtz. In einem Actu können etwa 10—20, jedoch nach Proportion und Advenant vorkommen."

„Die Verwandlungen müssen mit der Materie der Opera oder Scene wohl correspondiren, daß nicht etwan ein Wald präsentiret wird,

wenn die Personen in einem Zimmer sich befinden, und was dergleichen Absurditäten mehr sind."

Die Artikel: Machinen und Ballete schlagen wir über und wenden uns gleich zu der Betrachtung über die Arie.

„Die Arien nicht zu vergessen, so sind sie die Seele einer Opera; sie müssen allemahl die **Sententiam Generalem** desjenigen, was vorher geredt ist, oder noch geredt werden soll, oder einen besonderen Affect oder eine Morale in sich begreiffen. Wie aber die Arien die vornehmste Zierde des Wercks, so muß ich auch einer Person nachdem sie vornehm ist, mehr Arien zutheilen als einer andern."

„Das Recitativ muß nach Möglichkeit mehr in kurtzen als langen Versen abgefasset sein, damit es sowohl dem Componisten als dem Sänger nicht allzu sauer ankomme. Was den **Stylum** der gantzen Opera anbetrifft, so müssen einer Person solche Redens-Arten gegeben werden, nachdem es ihr Stand mit sich bringet. Ist sie hoch, so bedienet man sich eines hohen **Styli**; ist sie von der Mittelsorte, so hält man auch in Worten und **Phrasibus** ein geschicktes Temperament. Ist sie lustig, so suchet man allerhand lustige Einfälle hervor. Im Uebrigen aber und **generaliter** ist es am besten, man behält **Stylum mediocrem**; denn **sublimis** gehöret vor Tragödien, und wird von den **Spectatoribus**, weil es doch nicht lauter Gelehrte sind, das zehendemal nicht verstanden, oder machet ihnen einen Eckel, wenn die Verse nach lauter Ambra, Zibeth und Jesmin riechen, oder mit lauter Perlen und Diamanten versetzt oder in dunkle Allegorieen aus der Mythologie eingewickelt sind."

„Letztlich von der gantzen Mensur und Größe einer Oper zu reden, so muß sie der Poete darnach einrichten, daß sie über zwey, auffs längste drey Stunden nicht währe, worzu ungefähr **1000**, und wenn wenig Arien sind, bis **2000** Verse des Recitativs, sodann **30**, und wenn wenig Recitativ bis **50** Arien erfordert werden."

Nach Hunold-Menantes folgt

Johann Ulrich von König,

geboren am 8. October **1688** zu Esslingen in Schwaben, studirte zu Tübingen Theologie, zu Heidelberg Jurisprudenz und kam durch Zufall

nach Hamburg, wo er besonders durch sein Dichtertalent die Bekanntschaft von Brockes, Richey, dem Bürgermeister L. v. Bostel (der sich gleichfalls als Operndichter versucht hat) machte. Mit den ersten Beiden stiftete er die deutschübende Gesellschaft, und schrieb für das Hamburger Operntheater mehrere Opern, die nicht ohne Beifall gegeben wurden. Später nach Dresden berufen, starb er daselbst geadelt und als Ceremonienmeister am Hofe am 14. März 1744.

Seine theatralischen Gedichte (Hamburg 1713) enthalten außer 4 Theaterstücken folgende Opern:

Die Oesterreichische Großmuth oder Karl V., zur Krönungsfeier Karl's VI. auf dem großen Hamburgischen Theater dargestellt, von Kayser componirt 1712.

Die entdeckte Verstellung oder die geheime Liebe der Diana, ein musicalisches Schäferspiel.

Die wiederhergestellte Ruhe oder die gekrönte Tapferkeit des Heraklius, auf das Krönungsfest Karl's VI. zum König von Ungarn.

Die gekrönte Würdigkeit, an den Grafen von Schönborn, eine Serenate.

Fredegunda erschien besonders gedruckt 1726, und in demselben Jahre: Sancio und Sinilde.

Die Sprache darin ist rein, aber ohne Kraft, regelmäßig, aber ohne Schwung. Selten zeigt er sich anders als gedungener Dichter des Hofes.

Unter den damaligen Vielschreibern trieb keiner den Opernunsinn höher als

Joh. Phil. Prätorius,

der eine Menge Opern, theils eigener Erfindung, theils übersetzt, zur Verschlimmerung des Geschmacks auf die Bühne brachte. 1725 trat er mit zwei Opern: der Hamburger Jahrmarkt und die Hamburger Schlachtzeit auf. An beide Opern hatte Kayser sein musikalisches Talent verschwendet. So nachsichtig nicht blos das Hamburger Publicum gegen die Ungezogenheiten dieser starkbeklatschten Schlachtfestoper war, so ward sie doch, die nach Mattheson's Ausspruch Scene, Musik, ja den Staat selbst verunehrte, als sie wiederholt werden sollte, vom Magistrat

verboten, und Gerichtsdiener mußten die schon angeschlagenen Zettel abreißen. Von Seiten des Decorationswesens war daran nichts gespart, um die in Hamburg früher sehr solenne Schlachtfestfeier auch auf der Bühne festlich zur Anschauung zu bringen. Ein (anständiger) Prolog, in welchem die Oper, Poesie, Musik, Malerei und das Ballet personificirt sich über ihre Bestimmung und Wirkung unterhalten, macht den Anfang. In der Oper selbst verändert sich der Schauplatz, der im Prolog einen Platz vor dem Opernhause im Prospect darstellte, in den Hamburgischen Pferdemarkt, Rathskeller, Hopfenmarkt und zuletzt in eine große Diele, welche zu dem Schlachtfest bereitet wird. Ein Maler, Signor Fabris, hatte alle seine Kunst auf die Decoration verwandt. Siebzehn redende und mehr als 30 tanzende und singende Personen erscheinen auf den Brettern. Hamburger Bürger mit ihren Frauen und Töchtern, Juden, eine Lütjemaid (Hausmagd), Ochsenhändler, Kammermädchen, Hausknechte, Bauern, Nachtwächter, Fischerjungen, Wurstmacherinnen repräsentiren sich in Gruppen, tanzenden und singenden Chören. Es wird platt- und hochdeutsch gesungen und gesprochen. Der Hausknecht Marten singt folgende Liebesarie:

My wätert de Schnute, my sangert de Rügge,
De Lewe makt im Harten Larm.
De Deeren (Dirne) is nüdlich, schnügger un flügge,
Hadd ick se doch man erst in Arm.

Ein Jude singt:

Ein Mauschel wird täglich betrogen,
Das Keseff (Silber) läufft sparsam ein:
Doch wenn er die Goims betrogen,
So muß er gleich ein Muschegh (Betrüger) sein.

Dennoch gehörten seine Opern zu den beliebtesten jener Zeit, und sein Amphitrion, Tamerlan und der lächerliche Prinz Jodelet wurden oft gegeben. — Er starb als Professor zu Trier.

Johann Samuel Müller,

Rector des Hamburger Johanneums, schrieb gleichfalls mehrere Opern. 1726 wurde sein Misteropis, von Kayser componirt, gegeben. Mat-

theson rühmt seinen Pharao, Fuhrmann seinen Miriways, den Telemann componirte. Darin kommt u. a. folgende Sauf-Arie vor:

Sa lustig, ihr Brüder! Verpachtet die Grillen
Und trinkt fein herum,
Das Murren der durstigen Kehlen zu stillen.
Wir wollen die geizigen Narren verlachen,
Welche beim Ueberfluß sorgen und wachen.
Sind wir gleich schuldig, wer schiert sich was d'rum?

Außerdem schrieben Opern Hinsch, Fideler, Nothnagel, Hamann, Glauche, Hoe.

Im Februar 1717 ward u. a. die Oper: die durch Verstellung und Großmuth über die Grausamkeit siegende Liebe oder Julia, Text von Hoe, Musik von Kayser, zum erstenmal gegeben. In diesem Stücke traten eine Menge charakterlose Kaiser, Fürsten, Unterofficiere, Grazien, Fischer, Piquenirer, Bettler und anderes Gesindel auf. Das Theater verwandelte sich allaugenblicklich; eine Probe möge folgen. Servius, des Kaisers Kuppler, soll sich schlagen. Er retirirt und schreit.

Er hat vom Leder schon gezogen,
Packt an! Schmeißt tapfer drauf!
Die Schläge sind gut Kauf!
So schlag' euch Hagel, Blitz und Wetter
In hunderttausend Stücke,
Und brech' Euch das Genicke!

Der Tyrann Antonin singt u. a. folgende Arie:

Ich will die mit Füßen zermalmen, zertreten,
So mich nicht fußfällig und zitternd anbeten.
Ich will die zerstümmeln, zerfleischen, zerreißen,
So mich vom Throne zu stürzen bedacht,
Und endlich zu Phlegeton's Fluten hinweisen,
Wo ihr verrätherisch Herze verschmacht.

Antonin führt nach mancherlei Abenteuern das Eheweib eines Andern, Julia mit einem: Mein Engel, setz' dich hier! zu Bette, und wird mit Dolchstichen ermordet. Sterbend singt er noch:

Mein versprütztes Blut zu rächen,
Soll euch Donner, Hagel, Blitz
Die verdammten Hälse brechen!

Und die Oper ſchließt mit dem Geſange:

Ein Lügner, Kuppler und Spion
Bringt doch zuletzt gar nichts davon.
Will es ihm nicht mehr glücken,
Muß er Gut, Ehr' und Leben,
Ja öfters ſeinen Rücken
Zum Wapen gar hingeben.

Die genannten Operndichter waren die ausgezeichnetſten während des Beſtehens der Hamburger Oper vom Jahre 1678 — 1738. Außer den von dieſen geſchriebenen wurde indeß noch eine große Menge von Opern gegeben, deren vollſtändigſtes Verzeichniß ſich in Mattheſons muſikaliſchem Patrioten (Hamburg 1728) findet. Eſchenburg beſaß eine von dem Syndicus Kleſeker zu Hamburg veranſtaltete Sammlung Hamburgiſcher Opern in 8 ſtarken Quartbänden von 1678 — 1748. Vom Jahre 1736 findet ſich darin nur eine einzige Oper: Die rachbegierige Liebe oder Oraſia, mehrere aber vom Jahre 1737, in welchem die Hamburgiſche Oper einen neuen Director erhielt, der den Schauplatz mit einem Prolog der Muſen eröffnete. Die ſpätern Opern ſind faſt alle italieniſch, meiſt von Metaſtaſio mit gegenübergedruckter deutſcher Ueberſetzung. In einer Oper vom Jahr 1707: Der angenehme Betrug oder der Carneval von Venedig kommt auch eine Trientje vor, ein niederſächſiſches Dienſtmädchen, welches in dieſem Dialect verſchiedene Scenen hat und Lieder ſingt.

Zum Schluſſe verdient noch der berühmteſte und fruchtbarſte Operncompoſiſt der Hamburger Oper einer Erwähnung, der faſt alle dort gegebenen Opern in Muſik ſetzte. Es iſt

Reinhardt Kayſer (Rinardo Ceſare).

Zuerſt in Leipzig lebend, woſelbſt er 1673 geboren wurde, hatte er ſich in der Operncompoſition ſo ausgezeichnet, daß er an den Braunſchweiger Hof berufen wurde, um zwei Opern in Muſik zu ſetzen. Vom Jahre 1694 an war er als Componiſt beim Operntheater zu Hamburg angeſtellt, zugleich auch als Muſikdirector und Kapellmeiſter. Bis zum Jahre 1725, wo er die „hamburger Schlachtzeit" ſchrieb, hatte er be-

reits 107 Opern componirt. Die Opern Feind's waren von ihm alle in Musik gesetzt, und in einem Gedichte von 16 Stanzen weiß dieser ihm nicht genug Rühmliches zu sagen. Auch für die Kopenhagener Oper setzte er Einiges. Er starb im Jahre 1739.

Seine Compositionen sollen viel Melodie gehabt haben, und immer höchst originell gewesen sein. Wie sich Feind über ihn zu seinem größten Vortheil geäußert, ist bereits oben mit seinen eigenen Worten mitgetheilt. Auch im Kirchenstyle hat er viel gearbeitet.

Nach ihm galten als die besten Operncomponisten Brenner, Frank, Strungk, Theile, Fritsch, Kousser, Kuntze, Telemann und Steffani. —

Vor Gründung der Hamburger Oper waren mehrere Jahre vorher schon zu Dresden, (wie oben erwähnt) ferner zu Halle und Wien Opern aufgeführt worden; selbst zu Kopenhagen war 1663 eine deutsche Oper unter dem Titel: Die Waldlust gegeben worden.

Nach Hamburg folgte als besonders thätig für die Oper in Deutschland die Stadt **Leipzig**, welche bereits im Jahre 1693 ein Opernhaus hatte; von dem kurfürstlich sächsischen Vicekapellmeister Nikolas Adam Strungk erbaut, wurde darin bis zum Jahre 1720 gespielt, wo es zum Georgenhause kam. Da 1699 der kurfürstliche Hof darin erschien, als auf seinen Befehl französische Comödien darin gegeben wurden, da es Cellarius in seinem Universallexicon 1710 für sehenswerth erklärt, so kann es grade nicht ganz schlecht gewesen sein. Die Opernsänger waren Studirende der Leipziger Universität, welche um so leichter auftreten konnten, da nur in den 3 Messen gespielt ward, und man die ganze Messe hindurch immer nur eine und dieselbe Oper spielte. So gab man z. B. in der Ostermesse 1693 Alceste, und in der Michaelismesse Nero; 1694 in der N.-Messe Syrinx, in der O.-Messe Amyntas und Phyllis und in der M.-Messe Justinus u. s. w. bis zum Jahre 1720, wo die letzte Oper: Berenice gegeben ward.

In Betreff des ersten, in Leipzig erbauten Opernhauses mögen folgende Details hier eine Stelle finden: Im Jahre 1692 erhielt der Kurfürstlich Sächsische Kapellmeister Nicolaus Adam Strungk die landesherrliche Erlaubniß, „zu mehrerer Excolirung der Muse in den

Leipziger Messen gewisse Operisten zu halten und nach seinem eigenen Gutdünken anzustellen." Hierzu sollten die s. g. Kalkhütten oder der nahe am Petersthore gelegene Kalkplatz angewiesen werden. Allein die Einrichtung fand Schwierigkeit, und Strungk entschloß sich, sein Opernhaus in dem Hofe des den Moßbachischen Erben gehörigen, im Brühl dicht am damaligen Rathszimmerhofe gelegenen Hauses zu erbauen. Kurfürst Johann Georg IV. ertheilte ihm durch ein Decret vom 13. Juni 1692 die Erlaubniß auf 10 Jahre, in den Meßzeiten deutsche Singspiele zu geben, „anerwogen wie dadurch das Studium musicum mehr und mehr excolirt, fremde Liebhaber dieser Wissenschaft herbeigebracht, vnd Sie sollchergestalt ein Seminarium in Dero Landen haben und daraus allenfalls die abgehende Stellen bei Dero Capelle vnd Cammer-Musicis ersetzen könnten." Dem Magistrat wurde anbefohlen, „Strungken allen Fürschub zu erweisen, und Schutz zu leisten, in keine Wege aber dasselbe zu hindern oder Turbationes zu gestatten." — Widersprüche eines Nachbarn wegen der Traufe verzögerten den Bau bis zum Jahre 1693. Strungk kontrahirte nebst einem Dr. Glaser und Herr Sartorio, dem Baumeister mit den Eigenthümern des Hauses auf 10 Jahre, nach deren Ablauf Ersterer sich verpflichtete, das Opernhaus wieder abzutragen und den Platz in vorigen Stand zu setzen, oder geschehen zu lassen, daß das Haus dem Eigenthümer heimfalle. Vogel sagt in seinen Leipziger Annalen über die Eröffnung dieses Hauses Folgendes:

„Den 8. Mai 1693 sind das vorm Jahr von neuem erbaute Ballhauß in Brainickens Hofe und das Opernhauß, welches man in denen beyden vorhergehenden Monaten im Brühl am untern Zimmerhofe aus'm Grunde erbauet hat, zugleich eröffnet, in jenem der Ball zum erstenmal geschlagen, und in diesem die erste Oper gespielet worden. Denen Liebhabern zur Nachricht ließen die Operisten gemalte Schilder auff öffentlichen Gassen auffhengen, auf welchen der Nahme oder Inhalt der Operae, und wenn diese angehen sollte, ihnen notificiret wurde."

Der Contract ward 1703 mit der Hausbesitzerin Siegfried auf 5 Jahre erneuert, nach deren Ablauf sie dem Vertrage gemäß das Opernhaus abtragen lassen wollte. Dies ward ihr aber auf höheren Befehl vom Magistrate untersagt; sie schloß nun 1708 einen neuen Contract

mit Sartorio bis 1713. Ihm gesellte sich 1710 Samuel Ernst Döbricht als Contrahent bei; nach Ablauf des Jahrs 1713 findet sich kein neuer Contract, wohl aber, daß die Oper von Messe zu Messe fortgesetzt wurde. 1716 trat Döbricht sein Recht den Kindern Strungks ab. In den folgenden Jahren gerieth die Oper wie das Opernhaus in Verfall; doch mußte letzteres auf Befehl hergestellt werden, und der Magistrat dazu die Kosten herschießen. Erst 1729 wurde dasselbe öffentlich verkauft; der Magistrat erstand es, ließ es abtragen und zog den Platz zu dem jetzigen, einen Theil des Georgenhauses ausmachenden Waisenhause. Noch findet sich aufgezeichnet, daß sich Strungk u. a. erbot, „von jechlicher Opera eine freye Praesentation dem gesambten Rathe zu thun" und demselben für die Concession jährlich 200 Thaler entrichtete. Außer diesen Singspielen wurden während dieser Zeit, jedoch mit einiger Beschränkung, deutsche Schauspiele aufgeführt.

Die oben erwähnte, in der Ostermesse zu Leipzig im Jahre 1693 „auf dem neuerbauten Schauplatze" (Opernhause) aufgeführte erste deutsche (aus dem Italienischen übertragene) Oper:

Alceste von Paul Thiemich

erschien auch in der Kurfürstlichen Hofbuchdruckerei bei Immanuel Berger gedruckt (70 Seiten in 4.). In einem kurzen Vorberichte sagt „dem hochgeneigten Leser sein ergebenster Diener, der Uebersetzer", weil gegenwärtiges Drama, welches ehemals aus der berühmten Feder Aurelio Aureli geflossen, auf denen Adriatischen Scenen (d. h. zu Venedig) ein ungemeines Lob erhalten, so ist solches auch zum erstenmale auf dem neuerbauten Leipziger Schauplatz aufzuführen beliebt worden. Außer Admet, Alceste, Parthenia und Hercules kommen noch Thrasymedes, Admet's Bruder, Antigone, Prinzessin von Troja, nebst Meraspe, ihrem Großvater darin vor, außerdem eine Hofdame Eurilla, die Cavaliere Trineus und Ovindus, Lillus, Page der Königin, und Lesbus, des Königs Liebling, welche die lustigen Personen bilden.

Im ersten Aufzuge liegt Admet im Königlichen Gemache krank zu Lesbus schläft und träumt neben ihm. Admet singt eine Arie,

und Lesbus accompagnirt im Schlafe. Endlich wacht dieſer auf, und fragt den König:

Ach, ſagt, ob euer Krankheitsjoch
Sich unterdeß verzogen?
Mich dünkt jetzund,
Ihr würdet durch ein blutig Eiſen
Im Augenblick geſund;
Darüber wollt ich mich ſo froh erweiſen.

Admet antwortet in einer Ariette:

Wenn der Parze Scheere nicht
Herz und Schmerz zugleich zerbricht,
Kann mich wohl kein ander Eiſen
Zur beſtänd'gen Ruhe weiſen.

Im zweiten Auftritt meldet der Kammerjunker Olindus den Hercules an, der vorgelaſſen wird. Ein Duett zwiſchen ihm und Admet folgt. Hercules geht ab, Alceſte tritt ein, und ein zweites Duett beginnt. Admet wendet ſich an eine Bildſäule des Apoll, die im Gemache ſteht, und fragt, wie er wieder geneſen könne? Die Statue ſingt antwortend:

Admetus ſtirbet und verdirbt
Wie die verwelkten Amaranthen,
Wenn nicht jemand von nächſten Anverwandten
Sein Leben durch den Tod erwirbt.

Lesbus, zugleich Verwandter Admet's, läuft davon, da er hört, wie gefährlich die Ehre iſt, mit Admet verwandt zu ſein; er ſingt:

Lesbus will wohl gerne dienen,
Aber Sterben mag er nicht.
Welcher ſich dazu verpflicht,
Wird gewiß nicht lange grünen.

Ein Duett zwiſchen ihm und Alceſte beginnt alſo:

Alceſte.

Du darfſt gar nicht erſchrecken.

Lesbus.

Ja ja, wenn's ſo gefährlich ſteht
Und bis an's Leben geht,

Muß man sich nach der Decke strecken:
Ich bleibe nicht.

Alceste.

Hör' auf, du Bösewicht!
Der König schließt die Augenlieder.

Lesbus.

Adieu zu tausend guter Nacht!
Nehmt meinen Herrn fein wohl in Acht;
Ich komme nun sobald nicht wieder.

Als Alceste allein ist, entdeckt sie in einem Gesange von 3 Strophen ihren Entschluß, sich für Admet dem Tode zu weihen, und ersticht sich neben einem Springbrunnen im Garten. — Admet erscheint wieder genesen auf der Bühne und klagt über seiner Gattin Tod.

Im zweiten Act ist Alceste in der Unterwelt, und zwar in der Hölle, mit Ketten an einem Felsen geschlossen und von zwei Furien geplagt. Sie bereut ihre That in folgender Ariette:

Verdammter Stoß,
Der mir das Herz durchstochen,
Und meinen Lebensdrath zerbrochen!
Wer macht mich wieder los?
Verdammter Stoß!

Da erscheint Hercules mit dem dreiköpfigen Cerberus kämpfend. Die Furien weichen; Pluto kommt und schilt, daß die Geister seines Schwefelpfuhls sich die Seelen rauben lassen; aber Mercur kündigt ihm an, er verlange Alceste's Befreiung. — Alceste, im folgenden Auftritt wieder auf der Oberwelt, überrascht Admet und Antigone in einem zärtlichen Vis à Vis und Duett, worin sie also einfällt:

Was muß mein Auge hier erblicken?
Soll's dieser Hirtin so gelücken?
Ja, ja; doch nein,
Sie muß was mehr als eine Närrin sein.

Hierauf erfolgt — Versöhnung, und die Oper ist zu Ende, welche in Gegenwart des Kurfürsten Johann Georg IV. aufgeführt ward.

Der Verfasser des Operntertes, Paul Thiemich, war der Schule zu S. Thomas zu Leipzig College, und ein Zeitgenosse, Neumeister, in seiner historisch-kritischen Dissertatio de Poeticis Germanicis hujus seculi praecipuis (1695) sagt von ihm: er scheint zu Opern recht geboren zu sein; wir können die glückliche Leichtigkeit und Anmuth seines Ausdrucks nicht genug bewundern. Seine Arien und Chöre sind — zum Küssen; man kann nichts Lieblicheres hören u. s. w. Er beruft sich sodann auf die Offenkundigkeit der Sache und auf den lauten Beifall, der den Opern dieses Dichters sowohl auf dem Hoftheater des Herzogs Johann Adolph von Weißenfels, als zu Leipzig so oft und von einer so großen Menge entzückter Zuschauer zugeklatscht worden. Indeß verbirgt der Kunstrichter nicht, daß kein kleiner Theil des Beifalls auf Rechnung der bewundernswürdig schönen Stimme und Action der Madam Thiemich, Ehegattin des Textdichters und der vortrefflichen Composition des Kapellmeisters Strungk zu schreiben sei. Die Decorationen lieferte der kurfürstliche Hofbaumeister Signor Sartorio dazu.

Das beste dabei scheint übrigens zu sein, und macht dem Genius der damaligen Zeit Ehre, daß ein Lehrer an der Thomasschule Opern schreiben und seine Ehegattin die Hauptrolle darin auf öffentlicher Schaubühne spielen durfte.

Von den übrigen Opern Thiemich's ist mir keine bekannt geworden. Selbst Gottsched, der doch kurz darauf in Leipzig lebte, erwähnt in seinem nöthigen Vorrath zur Geschichte der dramatischen deutschen Literatur keiner einzigen mit Nennung Thiemichs als Verfassers; selbst die Alceste findet sich ohne weiteres Detail unter den Opern des Jahrs 1693 genannt. Wahrscheinlich sind die übrigen obengenannten Opern, welche zu Leipzig gegeben worden, Nero, Syrinx u. s. w. gleichfalls von ihm. Aus den oben mitgetheilten Proben ergiebt sich übrigens, daß die Operntexte Thiemichs mit Berücksichtigung der Zeit, in welcher sie geschrieben, und im Vergleich zu der Mehrzahl unserer heutigen Operntexte unbestritten das Prädicat: gut verdienen.

Unter den spätern zu Leipzig gegebenen Opern möge noch einer erwähnt werden; sie führt den Titel:

Ludewigs des großen Königs in Frankreich Trauerklage und wohlbedächtiges Testament, welches derselbe nach Uebergabe der weltberühmten und importanten Vestung Ryssel auffgesetzet, in einer darüber zu Paris gehaltenen Opera vorgestellet und nun aus dem Französischen in's Hochdeutsche übersetzet. 1709.

Gottsched bemerkt dazu: „Man kann leicht denken, daß dieß Stück aus keiner französischen Oper oder Feder geflossen ist. Die Personen desselben sind: König Louis, Madam Maintenon, ein Postillon, so von Ryssel kommt, Catinat, Cammillard, der Dauphin, die Göttinnen Bellona und Diana. Außer ihnen kommen noch die Grazien, Flora, viele Musen und Venus vor. Die Verse sind elegienmäßige sechsfüßige Jamben und von schlechtem Geschmack. Z. B. beginnt Ludwig im ersten Auftritte also:

Ist denn der Schluß gefaßt, daß Ludewig soll fallen,
Weil alle Firmament mir ganz zuwider seyn?
Soll dann mein Purpurthron auff Unglücksvollen Ballen
Zerscheitern und vergehn im Unglückshafen ein?

Am Ende des ersten Auftritts singt Frau von Maintenon eine Arie von 3 Strophen, Catinat eine Ode von 8 Versen u. s. w. bis die Göttinnen Bellona, Diana, Flora, Juno, Minerva, Venus und Musen zusammen eine Aria von 3 Versen anstimmen. Das muß schön geklungen haben! Schade, daß dem Verfasser nicht noch die Furien eingefallen sind!"

Eine bedeutende Stelle nimmt auch **Weißenfels** in Hinsicht auf die deutsche Oper ein. Sie gehört zu denjenigen deutschen Städten, welche eins der ersten Operntheater aufzuweisen haben. Dasselbe wurde im dortigen herzoglichen Schlosse erbaut, und unter der Regierung des Herzogs Johann Adolph von Weißenfels im Jahre 1685 eröffnet. Die Eröffnungsoper erschien im selben Jahre unter dem Titel:

Eröffnung des neueingerichteten Schauplatzes auff der neuen Augustus-Burg zu Weißenfels

im Druck.

Der kunstliebende Herzog zog mehrere Operndichter und Componisten an seinen Hof, deren Namen aber nicht auf uns gekommen sind,

ſich aber der Oper mit unermüdlichem Eifer widmeten; denn Gottſcheds „nöthiger Vorrath“ führt die Titel einer großen Zahl dort aufgeführter und im Druck erſchienener Opern auf. Auguſt Bohſe, dem Herzog als Secretair empfohlen, dichtete die Mehrzahl der auf dem Weißenfelſer Hofoperntheater gegebenen Singſpiele, geboren am 2. April 1661 zu Halle (vgl. Dörings Gallerie). Gleich im Jahre 1685 wurden daſelbſt gegeben: Nero, der verzweifelte Selbſtmörder, Phöbus und Irene und Glück über Macht und Rath. 1687: Phöbus, die geraubte Helena, die glückſelige Verbindung des Zephyrs mit der Flora (1691 neu aufgelegt). 1688: Cecrops mit ſeinen drei Töchtern, die befreite Andromeda und die gedrückte und wieder erquickte Eheliebe. 1689: Cephalus und Procris oder die ausgeſöhnte Eiferſucht, Sommer und Winter, in einem Ballet und Masquerade. 1690: der großmüthige Scipio, der wahrſagende Brunnen, Mercurius in einer Masquerade. 1692: die nach dem Tode lebende Tugend oder der vergötterte Hercules. 1693: der ſich ſelbſt bezwingende Alexander. 1694: Sieg der Freundſchaft über die Liebe, Camilla, Königin der Volſcer. 1695: Jaſon, Phaeton, die getreue Chloris. 1697: Antonius, römiſcher Triumvir und der königliche Schäfer Paris. 1698: die Lybiſche Taleſtris, Cadmus, die getreue Schäferin Daphnis, Flora und Chronius, Cadmus (von Durchlauchtigen Perſonen geſpielt). 1699: der vergötterte Cupido, Bacchus. 1700: das Feſt der Pales, der römiſche Kaiſer Titus Vespaſianus, Artemiſia. 1701: Regnerus und Svanvita, Amalthea. 1703: Diana und Endymion, Aurora und Heraſtes. 1704: Almira. 1705: der Carneval zu Venedig, Selimene und Cloridan. 1708: Donna Violanta oder Spiegel keuſcher Damen. 1710: die ſiegende Liebe. 1713: Doris. 1715: die getreue Dorilis. 1716: Irrgarten der Liebe. 1718: Ali und Sefira, Clytia und Oreſt. 1719: Don Carlos und Sidonia, Amine und Seſi. 1720: Bellerophon. 1721: das durch beſtändige Liebe mit Perſien glücklich verknüpfte Numidien oder Achmed und Almeide. 1723: die triumphirende Liebe. 1724: Triumph der Treue. 1726: Don Carlos. 1727: Selimoene und Cloridan, Auguſtus und Livia. 1728: Ismene und Menalcas, Marcus Antonius und Cleopatra. 1729: Hercules, Paris und Oenone. 1730: Clodoveus.

Dieſe Oper iſt die letzte, und ſcheint in dieſem Jahre das Operntheater zu Weißenfels nach 45jährigem Beſtehen eingegangen zu ſein. Vor Eröffnung des Hofoperntheaters waren indeſſen einige Jahre vorher dort ſchon deutſche Opern gegeben, ſo daß Weißenfels ein halbes Jahrhundert hindurch Opern geſehen hat.

Auch die freie Reichsſtadt **Nürnberg** hatte früh ein eignes Opernhaus, worin im Jahre **1697** die Oper:

Arminius, der teutſche Ertz-Held von Chriſtian Adam Negelein

gegeben wurde. Der Dichter derſelben war kaiſerlicher gekrönter Poet und des „Löblichen gekrönten Blumen-Ordens benahmter Celadon." Von ihm erſchien bereits im Jahre **1684** eine Oper in Druck in zweiter Auflage, betitelt:

Abraham, der Großgläubige und Iſaac der Wundergehorſame, in einem Singſpiel; zum zweitenmal gedruckt und vermehrt, vorgeſtellet von dem Pegneſiſchen Blumgenoſſen Celadon.

Im zuerſtgenannten Jahre wurde auch daſelbſt noch eine zweite Oper gegeben:

Alarich, vermittelſt eines hochdeutſchen Singſpiels in Pulcheriam verliebt; mit großg. Erlaubniß eines Hochedlen Raths der des heil. Röm. Reichs freyen Stadt Nürnberg aufgeführt **1697**. Gedruckt allda und zu finden bei Chr. Siegm. Froberg.

Es iſt eine Oper in **3** Acten mit **9** Perſonen und etlichen Wachen von gothiſchen und römiſchen Kriegern (den Chören). Unter den Perſonen kommen Kaiſer Honorius, die Kaiſerin Valeria, ihr Sohn und Torismond, ein römiſcher Feldherr darin vor. Sie hat **10** Veränderungen der Bühne und einen Prolog, worin ein Chor, Fama und Echo ſich hören laſſen. Der Chor und Fama fragen das Echo:

Stimme, ſag' uns unverwirret,
Wer von uns hier unter irret?

Echo.

Ihr und er irret.

Still! wer hat hier was zu ſchaffen?

Echo.

Affen.

Auch **Braunschweig** und **Wolfenbüttel** hatten Opernhäuser, worin bis zum Jahre 1740 häufig Operndarstellungen stattfanden. An letzterem Orte erschien bereits 1651 die Oper:

Orpheus aus Thracien, der Calliope und des Apollinis Sohn, wie er seine Euridice nach ihrem Tode unter der Erde gesuchet, gefunden und wieder verloren, auch selbst elendiglich umbgekommen.

Sie erschien 1683 nochmals unter dem Titel: Der beständige Orpheus. Ihr folgte 1685: Medea. 1688: Hercules in Thebä. 1692: Ariadne. 1693: der Salzthalische Markt.

Von den zu Braunschweig erschienenen und aufgeführten Opern führen wir an: 1694: der Schäfer an dem Fluß Amphriso und Clelia und Procris und Cephalus. 1699: die sterbende Euridice und Orpheus, der hochmüthige Alexander.

Bressand, der besonders neben seinen übrigen dramatischen Gedichten für die Oper zu Braunschweig gedichtet zu haben scheint, schrieb u. a. Doppelte Freude der Musen, ein Ballet, 1695; ferner Circe und Penelope, beide Opern 1696.

Zu **Augsburg** wurde 1697 die erste Oper:

Medea, in einem hochdeutschen Singespiele, mit großg. Erlaubniß eines Hochedeln Raths der des heil. Röm. Reichs freyen Stadt Augsburg, gedruckt bei Wagnern

aufgeführt, der im Jahre 1698 die zweite:

Hertzog Heinrich der Löwe

folgte.

Nicht minder zeichnet sich **Onolzbach** (Anspach) unter den deutschen Städten durch frühe Theilnahme und Förderung der deutschen Oper aus. Franziscus Antonius Pistocchi, Capellmeister des Markgrafen von Onolzbach, war für die Oper besonders thätig; es bestand daselbst ein „Hochfürstliches Theatrum", und schon im Jahr 1678 wurde daselbst die Oper:

Der verliebte Föbus. Aus dem Französischen in das Teutsche übersetzt und in dem Hoch-Fürstl. Schau-Platz singend vorgestellet

gegeben.

Ihr folgte u. a. 1698:

Sardanapalus in einer Opera vorgeſtellet von C. L. B.

und 1699:

Die Thorheiten der Liebe und des Eigennutzes, in einem Schauſpiel entworfen und zugleich in die Muſic gebracht von F. A. Piſtocchi.

Sämmtliche drei ſind auch in den genannten Jahren gedruckt bei Jeremias Kretſchmann erſchienen. Sardanapal hat ein Vorſpiel, welches Vorrede genannt wird. Ein großes Kupfer zeigt die Hauptſcene, wo ſich Sardanapal, als ein türkiſcher Sultan gekleidet, auf dem Scheiterhaufen verbrennt, ſein Gold und ſeine Schätze um ſich her.

Soviel über die erſte Periode der Oper in Deutſchland.

III.

Hölderlin und ſein Wahnſinn.

Von

F. Guſtav Kühne.

„Mit ihrem heil'gen Wetterſchlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an Einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt;
Und wenn in ihren Ungewittern
Selbſt ein Elyſium vergeht,
Und Welten ihrem Donner zittern —
Was groß und göttlich iſt, beſteht!"

Wie ich im tübinger Wirthshauſe am Fenſter ſaß und in meiner Schreibtafel blätterte, fiel mein Blick unter den eingeſchriebenen Denkſprüchen auf dieſe Worte von Hölderlin. Sie ſtanden ſchon ſehr lange da, vielleicht ſeit den zwanziger Jahren, wo ich zuerſt Kunde erhielt von dem tiefſinnig abgeirrten Geiſt. Das Blatt in meinem Gedenkbuche war mürbe und vergilbt. Dicht darunter hatt' ich die Bemerkung geſchrieben: „Im Gefühl und im Bewußtſein der großen Revolution." Die Strophe gehört zu den Gedichten der erſten Periode des unglücklichen Dichters. Seine gereimten Verſe, ganz in Schillerſchem Schwunge, ſind aus den neunziger Jahren, in denen auch der Hyperion entſtand.

Die Macht jener Zeilen ergriff mich auch jetzt wieder so heftig, daß ich unter ihrem Gewicht fast seufzte. Drunten mir zu Füßen plätscherte der Neckar mit seinem Silberschaum, über mir blaute der Himmel lachend und seines Glückes voll. Jenseits zur Linken die Wellenlinie der Weinberge, die sich weit hin in die üppige Ebene verliert; zur Rechten in der Ferne die rauhe Alp, die wie zu Schutz und Schirm ihren Arm um den Nacken der Landschaft schlägt, — wie sicher seines Gottes ruht und schwelgt dies ganze Stück Erde! Und doch wollte nun die Gestalt des zerstörten Geistes nicht wieder fort von der Stirn meines Denkens. Ich hatte ihn noch nicht gesehn, aber er mußte so sein, wie ich ihn mir dachte. Das Zufällige an seiner verlorenen Erscheinung mocht' ich nicht weiter beachten.

Ich war eigentlich schon fertig mit Hölderlin, mein Entschluß fest, den Leidenden nicht zu sehen. Tages zuvor hatte mich ein tübinger Freund bereden wollen, den Unglücklichen aufzusuchen. Aber noch vor dem Hause, wo er wohnte, erfaßte es mich wie Gespensterscheu. Ich sah mir die Umgebung an, sah die Fenster, aus denen der arme Dichter hinunterschaut in den Neckar, den Zwinger vor dem Hause, in dem er sich täglich ergeht, seitdem man ihn nicht mehr zu weiteren Spaziergängen veranlaßt. Ihn selbst mocht' ich weiter nicht sehen. An einem gestürzten Fürsten die Trümmer seiner ehemaligen Hoheit betrachten, ist ein traurig Ding. Ich wußte, was man von seinem persönlichen Verhalten erzählte; die kleinen Seltsamkeiten, in denen sich die Willkür der Tollheit gefällt, wollen mir überhaupt nicht wichtig erscheinen. Der gefesselte Geist hat kind'sche Grillen, die keine Spur mehr von seinem Selbst verrathen. Die Laune und die Tücke des gesetzlosen Zustandes kann mich eher empören, als mir zur Belehrung dienen. Das Kauderwelsch, womit Hölderlin Fremde empfängt, dir Narrheit, jeden Besucher mit Ew. Majestät, Ew. Hoheit, Ew. Heiligkeit anzureden, das Gras, das er im Zwinger zupft, die Blumen, die er zu Kränzen windet und dann zerknüllt in die Rocktasche steckt, — das alles kann ja nicht auf die Fährte bringen, die dem Geheimniß seiner Abirrung näher führt. Was die Sonne seines Bewußtseins ausgelöscht, blieb mir nach Allem, was ich über ihn gehört, ein Räthsel. Der Anblick seiner zerstörten Natur kann es mir wohl

eben so wenig lösen. Es ist ja blos Zufall, wohinaus der Wahnsinn schlägt, welche Erscheinungen und Aeußerungen er bietet. Tief im Innern des Gebirgs muß man den Quell auffinden; den schäumenden Bergsturz, ist er einmal losgelassen, kann man unten, wo er sich über die Felsen wirft, weder fesseln, noch über seinen Ungestüm zur Rechenschaft ziehen.

Da trat mein Freund, der liebenswürdige M., ins Zimmer. Er führte einen Fremden an der Hand. „Hier ist der Wirth unseres Hölderlin," sagte er. Ich hatte allerdings gestern den Wunsch geäußert, den guten Tischler kennen zu lernen, der schon nahe an dreißig Jahre*) der Pfleger und Wärter, Freund und Vormund des Armen ist. Wer einem Verwahrlosten so treu sein kann, muß eine unergründliche Güte des Herzens haben. Und danach sah er auch aus, der biedere Alte mit der zutraulichen Derbheit bei aller verschwiegenen Listigkeit, die den Schwaben eigen ist.

„I hab'n bei mir g'habt, seit se ihn vom Klinicum loschgaben," sagte der gute Mann, als wir uns auf Hölderlin einließen. „Zwei Jahre habe se ihn dort g'habt und an ihm doctorirt und herumgeforscht an ihm, ohne etwasch herauschzukriege. Er hat es niemand nit sage könne, wo es ihm fehlt. Auch fehlt es ihm eigentlich an nix; an dem Zuviele, dasch er hatte, isch er toll geworde."

Ich war schon hinlänglich an diese Redeweise der Schwaben gewöhnt, um die Naivität ihrer Ausdrücke nicht komisch zu finden. Es störte mich also nicht, daß sich der Alte so gehen ließ. Die emsige Ehrlichkeit, sich deutlich zu machen, war mir eher rührend. „Von Tobsucht ist seit lange keine Spur mehr in ihm vorhanden?" fragt' ich.

„O, er isch eigentlich gar nit mehr toll, wasch man so toll nennt," war die Antwort. „Leiblich ist er gar gesund, er hat guten Appetit und trinkt sei Glas Bier oder Wein alle Tag. Er schläft gut, nur im heiße Sommer nit, da läuft er Nachts Trepp' auf, Trepp' ab herum. Aber er thut niemand nix. Er isch 'n gar gurr lieber G'sell in meinem Hausch. Er bedient sich selbst, er kleid't sich an und legt sich nieder,

*) Damals, 1838.

alles von selbsten. Er kann auch denke, rede, musicire, und all die Dinge nach wie vor."

„Aber ohne Zusammenhang," sagte M.

„Ja, das isch't's," sagte der Meister.

„Und dieser Zustand konnte so lange anhalten!" war meine Verwunderung, „ohne Krisis, ohne Unterbrechung."

„Ja, dafür isch er a Schwab," lächelte der Alte selbstgefällig. „Was a Schwab isch, das isch er gründlich."

Welch ein unglückseliges Selbstlob in diesem Fall! war mein Gedanke.

„s isch kei Mangel an Geisch in ihm gewese, wasch ihn amens gemacht hat," fuhr der Tischler fort, der sich gemüthlich zu uns gesetzt hatte und ein Glas Wein annahm. „s isch die viele Gelehrsamkeit gewese, glaube Se'sch. Wann das Gefäß allzu voll und verschlosse isch, da muß es berschte. Sucht me nu de Scherbe zusamme, so find't me, daß alles ausgelaufe isch. Alle unschere Magischter studiere bis hoch an den Rand, 's fehlt immer nit viel, daß es überläuft! Und ost die gottloscheste Sache von der Welt! Bei ihm isch es die Schwärmerei für das blanke Heidenthum gewese, das ihn hat überschnappe lasse. Und mit all seine Gedanke isch er bei Einem Punkte stehn gebliebe, um der er sich noch immer dreht. 's isch mer, als wenn sein Gedankenflug wie ein Taubenschwarm um die Lärmstange herumflattert, die man zum Dache hinausstreckt. Das geht mit dem ganze Schwarm allzeit im Kreise herum, bis er matt niederfällt. Glaube S' esch! das hat ihn toll gemacht. Seine unglückselige Bücher liege alle Tag' bei ihm aufgeschlage und wenn er allein isch, so liest er sich von früh bis spät darausch vor, ganz laut und mit einem Schauspielerpathos, daß me meint, er wolle damit die Welt erobere. 's isch ein gar gefährlich Ding, wenn einer so hartnäckig bei Einer Sache bleibt. 's isch ebe was me die fixe Idee nennt."

Mein Freund erinnerte hier an die unglückliche Neigung, die Hölderlin's Gedanken aus der Bahn der Ordnung gebracht haben soll. Man sprach bekanntlich von der Mutter seines Zöglings, deren Haus in Frankfurt er plötzlich, ohne Abschied, auf die Weisung ihres Gatten, verlassen mußte. Sie ist jene Diotima, die er in seinen Gedichten und in seinem Hyperion feierte.

Der gute Meister widerstritt diesem Glauben an den Grund von Hölderlin's Wahnsinn. „Glaube S' esch! 's isch nit an dem!" sagte er zutraulich. „In den dreißiger Jahre wird niemand aus verliebter Neigung confusch. 's isch seine gelehrte Schwärmerei gewese, keine Leidenschaft zu dem frankfurter Frauenzimmer. Kei' Schwab wird in den Dreißigern aus Liebe verrückt. — Sie sehe mich grosch an," — fuhr er, zu mir gewendet, fort, — „Sie da drausche habe oft curiose Vorstellunge von uns im Schwabenland. Sie meine mer würde nit klug vor dem vierzigste Jahr. Ei ja doch, i sag im Gegetheil, kei' Schwab wird mer verrückt ausch Liebe, wenn er die Dreißig auf dem Buckel hat!"

Ich mußte wirklich an mich halten, um den Alten nicht komisch zu finden, und dadurch den Erguß seiner Bekenntnisse zu stören. M. brachte ein Gerücht zur Sprache, das sich durch Waiblingers frühere Mittheilungen über Hölderlin verbreitet hatte. Waiblinger hatte sich des Armen lange Zeit bemächtigt, ihn täglich um sich gehabt, ihn, man kann wohl sagen, in seinem Wahnsinn studirt; seine Bekenntnisse über ihn (in den „Zeitgenossen") waren Ergebnisse anhaltender Forschungen. Er sprach den Argwohn aus, Hölderlin sei nach der langen Qual seiner unselig enthaltsamen und mühselig bekämpften Liebe plötzlich in wilde Zerstreuungslust, in einen Taumel der Sinnlichkeit übergesprungen. Sein Aufenthalt in Bordeaux, wohin er ebenfalls wieder als Hauslehrer ging, sei von dieser Art gewesen. Ich weiß nicht, ob eine Platonische Liebe, zugleich bei so viel Verherrlichung der hellenischen Lebensformen, nicht plötzlich zu dem Entschluß kommen kann, für lange Entsagung in heißem Genuß eine Genüge zu suchen. Die damalige Feier des Griechenthums blieb überhaupt nicht in der Schwärmerei für die Platonische Ideenwelt stehen. Nur im Schillerschen Schwunge erhielt sie sich in ihrer idealen Verfassung. Mit Goethe suchte sie die Harmonie der leiblichen Form und das schöne Ebenmaß der süßen Eintracht mit sich selber. Mit Heinse sprang sie über in eine wilde Schwelgerei der Sinnenlust. Mit Heinse ist Hölderlin zufällig auch in persönliche Berührung gekommen. Die frankfurter Familie, bei welcher er Hauslehrer war, floh in den neunziger Jahren vor dem heranrückenden Kriegslärm nach Kassel. In Kassel begegnete sich Hölderlin mit dem Mann des Ardin-

ghello. Seine Schriften blieben rein von allem Schmutz der Sinnlichkeit; seine Muse war jeder Zeit keusch. Ob seine Person davon frei blieb, ist eine andere Frage. Der Menschengeist ist ein wunderbar Ding; der Kitzel launenhafter Willkür peinigt ihn oft, auf Augenblicke das Gegentheil seiner selber zu suchen; er gefällt sich in Widersprüchen, taumelt von Himmel zu Hölle. Der Menschenkenner, selbst wenn er der tiefste Menschenfreund ist, kann die Möglichkeit sinnlicher Verirrung in Hölderlin's anerkannt zarter, stiller und von je zur Melancholie geneigter Natur nicht in Abrede stellen. Je schmerzlicher, je gewaltsamer der Riß und Sprung, desto leidenschaftlicher die Nöthigung, desto qualvoller der Drang der Verzweiflung. Und wenn sich diese Flucht vom Pol zum Gegenpol als wilde Zuckung in seinem Wesen verkündigte, so gerathen wir hier vielleicht auf die ersten leisen Spuren des Irrsinns. Aus den Fugen war sein Geist schon durch die nagende Pein einer unseligen Neigung, die bei aller Leidenschaft eine ganz geistige, ätherglеiche Bahn wandeln wollte. Auf ein plötzliches Losreißen aus dem frankfurter Kreise erfolgten noch einige geheime Zusammenkünfte mit Diotima; dann brach der Verkehr ganz ab, und der schwärmerische Mensch, der in seiner Entzückung den Werth und die Heiligung seines Daseins fand, war plötzlich wieder ein Fremdling in der Oede. Aeußere Noth kommt immer bei Seelenleiden in Anschlag; sie steigert den Unmuth mit sich selbst bis zur Verachtung aller Wirklichkeit. Fehlschlagende Pläne folgten hart auf einander; auch Schiller in Jena verwandte sich bekanntlich für ihn vergebens, um ihm eine Thätigkeit, eine Stellung zur Welt, zu verschaffen. Hölderlins Haß gegen die Formen des Lebens, seine glühende Schwärmerei für die weltentlegenen, erträumten Zustände des classischen Griechenthums gruben damals tief ein in seine wunde Seele. Er hatte in dieser deutschen Heimath kein anderes Verhältniß finden können als das untergeordnete, drückende eines Hofmeisters in Privathäusern. Er ward jetzt zum dritten Male Erzieher, zum dritten Male von der Laune eines Privatverhältnisses abhängig. Das erste Mal bekanntlich im Hause der Frau v. Kalb, der Freundin Schillers in Waltershausen in Thüringen. Diese Stelle hatte er auf den eigenen wohlgemeinten Rath dieser Freundin verlassen; sein innerlich bewegter Sinn, sein in

großen Entwürfen still glühender Geist taugte freilich nicht zu dem Geschäft so kleinlicher Pein, wie sie die Erziehung junger Buben mit sich bringt. In Frankfurt scheiterte sein Herz in solchen Verhältnissen, während seine Seele dort zu ankern meinte. Jetzt bot sich ihm eine Stelle als Hofmeister in Bordeaux. Seine Freunde wollen wissen, daß sie ihn ganz gesunden Geistes nach Frankreich entließen. Eines Abends aber nach Jahr und Tag trat er, in Bettlertracht, mit wilden Mienen, mit allen Geberden des stieren Wahnsinns bei Matthisson ins Zimmer. Er war zurückgekehrt, fortgewiesen oder aus eigenem Antrieb flüchtig, — das hat niemand erfahren. Noch war er zu retten, hoffte man, für das vernünftige Leben noch zu gewinnen. Ein deutscher Fürst, der Landgraf von Hessen-Homburg, hörte von der Noth des tiefsinnigen Poeten und ernannte ihn zu seinem Bibliothekar. Hölderlin trat seine Stelle bei Hofe an, wieder im Gefühl einer unterthänigen Stellung, mit gebückter Haltung, mit gekrümmtem Rücken, mit Kratzfüßen, während seine Seele nach Freiheit lechzte, sein Gehirn von hellenischer Luft trunken war. Ich weiß nicht: hat ihm das den Rest gegeben? Tasso am Hofe hat von je entweder sein Herz oder seinen gesunden Verstand verloren. Und schreibt sich aus seiner kurzen Hofzeit die unglückliche Weise, jeden Besucher mit ganz formeller Unterthänigkeit und mit einem steifen, pathetischen Ceremoniell zu empfangen? Dies ist ihm treu geblieben, als ihn alle gesunde Vernunft verließ, er hält es mitten im Wahnsinne noch Tag für Tag fest. Seine schwärmende Jünglingsseele hat in ihrem wachen Zustande nie eine Form finden können, die ihn mit dem Pedantismus der deutschen Kastenwelt in ein leidliches Verhältniß brachte. Und nun ist das Schicksal so ironisch und läßt ihn dies Ceremoniell der höfischen Etiquette im Irrsinn festhalten! Er wirft, empfängt er Besuch, mit Ew. Hoheit und Ew. Gnaden um sich, selbst mit Ew. Heiligkeit und Ew. Majestät ist er freigebig. Seine älteren Bekannten baronisirt er wenigstens, nennt sie aber bei Namen und kennt sie also von Alters her. Ich weiß nicht, ob er bei Hofe in Raserei gerieth. Genug, der Landgraf entließ ihn schnell. Man lockte ihn unter dem Vorwande eines Bücherankaufs nach Tübingen. Dort erfolgten dann im Klinicum die Heilversuche. Seine Nervenerschlaffung galt für unheilbar, nach zwei

Jahren entließ man ihn und der Meister Tischler erbarmte sich seiner für ein kleines Jahrgeld, das, glaub' ich, seine Freunde zusammenbringen. Auch wurde seitdem sein Roman neu gedruckt, seine Gedichtsammlung von Cotta neu aufgelegt, um eine Summe zu ermitteln.

„O, 's isch jetzt gut mit ihm," sagte der wackre Meister Hobelspahn. „'s isch kei Bös' mehr in ihm, er ischt mild und weich. Zu Anfang, wie ich ihn zu mir nahm, hat er noch seine Anfälle gehabt. Mal hat er all meine Gesellen zum Haus 'nausgeprügelt. Da hab' i ihn genomme mit beide Fäuscht, hab' ihn stark zusammegerüttelt und ihn auf 'n Stuhl gesetzt, hab' mit de Händ' auf 'n Tisch geschlage und ihm gesagt, i woll' schon fertig werde mit dem Bösen in ihm. Da hat die Beschtie in ihm, die seinen guten Geischt bewältige gewollt, Respect vor mir bekomme, ischt zu Kreuze gekroche und hat sich nie mehr gemuchst."

Ein weinsberger Geistesbeschwörer in anderer Form! dacht' ich bei mir.

„Man musch ihn wie 'n Kind nehme," sagte der Meister, „dann ischt er lind' und lieb. Ja, ja, 's ischt 'ne eigne Sach' mit uns Allen, wenn mer alt werde und wieder obwärts steige. So denk' i immer, wenn i mi nach Troscht umsehe. — Früher nahm i ihn mit in die Weinberge. Hat aber dorten manch närrisch Zeug auschgefresse. Jetzo geht er blosch im Zwinger um. Mit der Sonne steht er auf, er hat bei sich kei Ruhe und wandelt da um im Gartenraum, schlägt an die Mauer, pflückt Gras und Blumen ab, macht Sträußer und zerknüllt sie wieder."

Das thun wir deutschen Poeten alle. Weiter bringt es keiner! dacht' ich.

„Den ganzen Tag schwätzt er mit sich ganz laut, fragend und antwortend in Einem Tone. Aber die Antworten sind selten bejahend. 's ischt ein starker Geischt der Verwirrung in ihm."

Unser Aller Schicksal, auch wenn wir wach sind!

„Wenn er dann müd ischt vom Wandeln, geht er 'nauf und declamirt zum Fenschter 'naus in die blaue Luft. Er kann sei vieles Wissen gar nit richtig los werde. Oder er sitzt am Clavier und musicirt vier Stunden lang, in Einem Tone als wollt' er den letzten Fetzen herunterspielen. Und immer dasselbe simple Lied, immer dieselbe Leier, dasch

einem Hören und Sehen im Hause vergeht. Und da musch mer scho stark hobeln, sonst wird einem wüscht im Kopfe. Oft aber spielt er auch recht schön, nur stört einen dasch Klappen mit den langgewachsenen Nägeln. Es hält schwer, sie ihm abzuschneide."

„Seltsam!" sagte M. „Er spielt umgekehrt wie er spricht. Er kann in der Rede keinen Gedanken festhalten. Und am Clavier bleibt er stundenlang bei einer einfachen Melodie stehen, die er hundertmal ohne Variation wiederholt."

„Früher, als noch seine alte Mutter lebte," fuhr der wackre Meister fort, „da nahm i ihn vor und sagt', esch wär bös', daß er nit mehr an sie dächt'. Und da nahm er sich zusammen und schrieb einen Brief. Und das geschah immer ganz ordentlich und klar, wie 'n Gewöhnlicher schreibt. Wie geht 'sch Dir, liebwerth Mütterche, und so in der Weise ganz einfach. Nur einmal schloß er den Brief: Leb' wohl, es überläuft mich, ich fühl', ich muß schließe."

Schreibt er auch Verse? fragt' ich.

„Fast den ganzen Tag," war die Antwort.

Und hier drängte mich's, eine weitere Nachfrage zu halten. Ich leitete damals ein leipziger Journal. Im ersten Jahre meiner Redactionsführung, es war 1835, erhielt ich fast regelmäßig jeden Monat portofrei durch die Post ein Päckchen lyrische Gedichte mit der Unterschrift Friedrich Heinrich. Nach dem Poststempel kamen sie aus Stuttgart. Das Geleitsschreiben war ganz in gewöhnlicher Form abgefaßt: Ich beehre mich, löblicher Redaction abermals einige Früchte meiner Muse u. s. w. mitzutheilen. Niemals ist auch nur eine Zeile von den Gedichten brauchbar befunden. Sie waren aber auch zu schlaff, zu gewöhnlich, und in zu herkömmlichen Phrasen abgefaßt, um in ihnen Erzeugnisse des Wahnsinns finden zu wollen. Nur die Regelmäßigkeit der Zusendung streifte an Narrheit, da nichts davon benutzt wurde, auch keine Entgegnung meinerseits erfolgte. Das war schon vor mir seit langer Zeit so fortgesetzt. Mir ward die Sache unheimlich. Es wollte mir wie fixe Idee erscheinen, daß sich einer durch diese Beisteuer in der Illusion erhalten wollte, mit der Welt und der Literatur in Verkehr zu stehen. Die matten Ergüsse eines lahmen Gehirnes schienen nicht krank, aber über die Ge-

bühr alltäglich. Eine deutsche Redaction wird wasserdicht; hier aber witterte ich dennoch eine absonderliche Narrheit. Ich machte in der Zeitung selbst meine Mittheilung hierüber und bat die guten Stuttgarter, mich zu verschonen, falls dort einer darum wußte. Auf Friedrich Hölderlin, der ja auch so viel ich weiß nicht Friedrich Heinrich heißt, wagt' ich aus Scheu vor dem Unglück des Abgeirrten nur leise hinzudeuten. Die Note half insofern als die Zusendungen seitdem unterblieben. — Ich hatte das schon an M. erzählt. Er wußte so wenig davon als der Meister Tischler. Weitere Erkundigungen hab' ich versäumt anzustellen.

„Er hat itzt kaum eine andere Freud' als sein Clavier," sagte der Alte. „Und so hab' i mir die Lischt ersonnen, den fremde Herrn zu dem neuen Instrument zu führe. I will ihn dann hole und ihm melde, esch sei der Herr Instrumentenmacher da, oder der Herr Stimmer, um es in Ordnung zu bringe."

Es war so gut eingeleitet, daß ich mich nicht mehr weigern mochte, wenigstens den Schauplatz, wo der Arme haust, zu betreten. Einen förmlichen Besuch bei ihm, in der Absicht, den Unglücklichen zu belauschen, hielt ich für unerlaubt. Der Meister führte uns also nach seiner Wohnung. Unterwegs sprach er noch von der Eigenheit Hölderlins, jeden Fremden mit hohen Titeln zu beehren.

„Dasch hat der Herr Bibliothekar vom Hofe mitgebracht," sagte der Gute. „s ischt ein probates Mittel, mit Ew. Gnaden und Ew. Hoheit sich jeden vom Leibe zu halten. Mer bleibt danebe doch ein freier Mann, der sich nix am Zeuge flicken läßt. Sein drittes Wort ischt: esch geschieht mer nix. Wenn's ihm zu eng wird und er fort will, und mer sagt: O bleiben Sie doch noch, Herr Bibliothekar! so greift er erscht recht nach dem Hut, verbeugt sich tief und erwiedert: Ew. Hoheit haben befohlen, daß ich gehe! So gibt er den Leuten recht viel und bleibt für sich ein freier Mann. 's ischt wahrlich mit den Titulaturen so, daß man sich loschkäuft!"

Dann ist Methode in der Tollheit! würde Polonius sagen.

Wir standen vor dem Hause mit dem thurmartigen Vorbau. Der Meister war vorausgegangen und ließ uns draußen warten. Dann

kam er wieder und meldete, der Herr Bibliothekar ſei unten im Garten, er ſäße im Pflaumenbaume und knackte die Taſchen auf.

Trübſeliges Bild des Wahnſinns! Statt der vollen Frucht hat er nur den trügeriſchen Schein vom Sinn und von der Wahrheit!

Wir ſollten, meinte der Alte, ihn nicht ſtören, ſollten derweil hinaufgehen ins Zimmer.

Oben am offnen Fenſter, im Anblick der gottvollen Landſchaft überlief es mich wie ein Schauer unheimlicher Gelüſte. In all dem geſättigten Frieden einer lachenden Schönheit in Feld und Wald blieb der arme Geiſt bei ſeiner Selbſtzerſtörung? Was uns labt und erquickt, hatte für ihn keinen belebenden Athem mehr?

Im Gemach ſelber ſah es eng und kärglich aus. Der Landſchaft gegenüber glich es einem kleinen, wenn auch nicht unfreundlichen Beinhauſe, wo der ſtille Geiſt ſich ſelber beigeſetzt.

Mein Freund und der Schreiner waren hinausgegangen, um das Clavier zu holen. Ich maß die drei Schritte im bangen Raume auf und ab. Vor dem Tiſche ſtand ich ſtill. Hyperion lag aufgeſchlagen, das unſelige Buch, wo ein Werther auf claſſiſchem Boden nach Göttergeſtalten tappt und Oſſianiſche Nebelgebilde umarmt.

Eine merkwürdige Stelle lag offen im Buche. Ich las; mir ſtockte der Athem:

„„Mir beugte die Größe der Alten wie ein Sturm das Haupt, mir raffte ſie die Blüthe vom Geſicht, und oftmals lag ich, wo kein Auge mich bemerkte, unter tauſend Thränen da wie eine geſtürzte Tanne, die am Bache liegt und ihre welke Krone in die Fluth verbirgt. Wie gern hätt' ich einen Augenblick aus eines großen Mannes Leben mit Blut erkauft!““

Es iſt ein alter Aberglaube, die Bibel kurz und gut aufzuſchlagen, wenn man bei ſich eine Frage, einen Zweifel hegt. Der Zufall, die Schickung Gottes, gibt dann die Antwort, indem das Auge gerade auf die paſſende Stelle trifft. Sollt' es mir hier mit dem Buche Hyperion und mit der Frage über ſeines Autors Wahnſinn ebenſo gehen?

Ich blätterte und las:

„„Aber nenne das niemand Schicksal! Wir sind's, wir! wir haben unsre Lust daran, uns in die Nacht des Unbekannten, in die kalte Fremde irgend einer andern Welt zu stürzen, und, wär' es möglich, wir verließen der Sonne Gebiet und stürmten über des Irrsterns Grenzen hinaus!““

Gott im Himmel! das that sein Geist. In seinem Buche, in seinen Poesien liegt sein ganzer Wahnsinn. Dies Gebild der schönen Griechenwelt ward ihm zum Irrstern, dem er zutaumelte!

„„Wohl dem Manne, dem ein blühend Vaterland das Herz erfreut und stärkt! Mir ist, als würd' ich in den Sumpf geworfen, als schlüge man den Sargdeckel über mir zu, wenn einer an das meinige mich mahnt!““

Der Schmerz über Deutschlands Wehe in jener Zeit hat ihn toll gemacht? Hyperion spricht viel von seinen Deutschen, und er schildert sie gräßlich.

„„Barbaren von Alters her, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarisch geworden, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis in's Mark zum Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der Uebertreibung und der Aermlichkeit beleidigend für jede gutgeartete Seele, dumpf und harmonielos wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes — das sind meine Deutschen. Ich kann kein Volk mir denken, das zerrissener wäre wie die Deutschen. Handwerker siehst Du, aber keine Menschen, Denker aber keine Menschen, Priester aber keine Menschen, Herren und Knechte, Junge und gesetzte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt neben einander liegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande gerinnt?““

Wir von heute haben gut Achselzucken über die Hypochondrie der Tollheit. Das damalige Deutschland hat sie verschuldet, der Schmerz um die Sklaverei seines Volks hat manchem das Herz abgedrückt. In Hölderlin gesellte sich dazu die maßlose Schwärmerei für das alte Hellas, über dessen entschwundenes Freiheitspalladium auch Schiller geklagt hatte. Der Mensch war da Mensch, er zog selbst die Gottheit in sein Bereich herab. Hölderlin aber dünkte sich in diesem Wissen selbst einen schwel-

genden Gott, und erstieg damit eine Schwindelhöhe, von wo herab nur Selbstmord den Ausgang fand, oder jenes Selbstvergessen der fünf Sinne, bei dem das Nächstliegende übersehen bleibt. Vom Hochmuth seines Selbstdünkels herab, der doch nur ein hohler, erkünstelter Traum war, blickte er auf das eigne Volk mit dem kalten Haß der Geringschätzung hernieder. Wehe dem, der gegen die Fehler seines Volks blind ist! Aber auch wehe dem, der die Möglichkeit seiner Tugenden mißkennt! „„Die Tugenden der Deutschen"", sagt Hyperion, „„sind nur glänzende Uebel und nichts weiter, denn Nothwerk sind sie, aus feiger Angst mit Sklavenmühe dem wüsten Herzen abgedrungen, und lassen trostlos jede reine Seele, die vom Schönen gern sich nährt, ach! die verwöhnt vom heiligen Zusammenhang in edleren Naturen, den Mißlaut nicht erträgt, der schreiend ist in all der todten Ordnung dieser Menschen.""

So grub sich sein Ingrimm selbst sein Grab, und wie ein Geist, der keine Ruhe am Acheron gefunden, kehrte er in sein Vaterland zurück. „Aber Du wirst richten, heilige Natur!" ruft Hyperion. Sie hat gerichtet. Wer so freveln konnte, mußte sehr tief beleidigt sein. In jedem Falle mußten die gütigen Götter sein Bewußtsein in Nacht hüllen. „„Voll Lieb' und Geist und Hoffnung wachsen seine Musenjünglinge dem deutschen Volk heran. Du siehst sie sieben Jahre später — und sie wandeln wie die Schatten, still und kalt, sind wie ein Boden, den der Feind mit Salz besäete, daß er nimmer einen Grashalm treibt, und wenn sie sprechen, wehe dem! der sie versteht, der in der stürmenden Titanenkraft, wie in ihren Proteuskünsten den Verzweiflungskampf nur sieht, den ihr zerstörter schöner Geist mit den Barbaren kämpft, mit denen er zu thun hat.""

Da habt Ihr's, da steht's, in den glänzenden Stellen seines Buches, die Ihr bewundertet, liegt sein Wahnsinn. An Deutschlands Philisterthum und ihm gegenüber am Hochmuth des Selbstgefühls ist er zu Grunde gegangen. Die Vergötterung des Schönen ging Hand in Hand mit dem Gefühl der Verwesung des eigenen Volks und in diesem Gefühl der Unheilbarkeit des alten Jahrhunderts lag schon Wahnsinn. Wer dabei stehen blieb, in diesen Schacht sich grub und in seinem feuchten Moder schwelgte, war schon verloren für sich und sein Volk. Armer

Geist! Du brauchtest Dich nicht erst in die Wollust der Sinnenwelt zu stürzen, um unterzugehen. Wer so wie Du das fade Nichts gefühlt, erheitert sich nur, wenn sein Bewußtsein diesem Schauplatz entzogen ist; so tief verletzt vom Leben, kann Dir nur unter Göttern oder im Vergessen Deiner selber wohl sein!" —

Der gute Meister Hobelspahn und Freund M. standen schon wieder vor mir im Zimmer. Ich hatte mich in den Hyperion so hineingewühlt, daß man mich wiederholt anreden mußte, eh' ich aus diesem See des Unglücks auftauchte und die Stimmen vernahm.

„Er kommt!" sagte der Schreiner, „er kommt! Aber er will nit musicire, er hat üble Laune. Er sagt, der Born der Weisheit sei heut' vergiftet, die Früchte der Erkenntniß seien hohle Taschen, eitel Trug. Merken S' esch? er saß auf dem Pflaumenbaum und holte das vertrocknete Zeug herab! 's isch oftmals viel Sinn in seiner verworrenen Red'!"

Wir wollten hinaus, wir hörten Schritte auf der Treppe. Schon auf der Schwelle der Thür stand der Unglückliche vor uns.

Der Tischler stellte mich als Instrumentenmacher vor, der das Clavier stimmen wollte.

„Nicht nöthig, nicht nöthig!" sagte Hölderlin und jagte seine Worte. „Die Verstimmung muß anders geheilt werden. Schon gut, schon gut. Auch kenn' ich Sie seit lange. Ew. Ehrwürden sind mir längst bekannt. Und wenn das so fort geht, daß mir heut Alles mißglückt — Jupiter wird Rath halten, aber selbst seine Schwester nicht schonen. Oui!"

Plötzlich schwieg er und sah ruhig und still vor sich hin. Auf seinem Angesicht lag die Stille eines Schlachtfeldes. Ringsumher Trümmer; verkohlt, verschüttet aller Wille, zerbrochen alle Spannkraft der Muskeln.

Es gibt ein Vergessen alles Daseins, ein Verstummen unseres Wesens, wo uns ist als hätten wir Alles gefunden. Das lief wie ein leiser Hauch von Glück über sein Angesicht.

Und es gibt ein Verstummen, ein Vergessen alles Daseins, wo uns ist als hätten wir Alles verloren, eine Nacht unserer Seele, wo kein Schimmer eines Sterns, wo nicht einmal ein faules Holz leuchtet.

Auch das stand deutlich in seinen Zügen zu lesen. Ein unsäglich Gemisch von heimlicher Befriedigung und dumpfer Verschlossenheit.

Das tiefglühende Auge hing wie erloschen, aber mild, unter der hohen majestätischen Stirn. Auf den Brauen lastete es wie schweres, drückendes Gebirg. In den Höhlen hatte sich sein ganzes Leiden eingegraben. Sonst hatte sein Gesicht noch Spuren jener jungfräulichen Schüchternheit, wie sie bei Schwaben häufig ist. Hölderlin war in seiner Jugend weich, angenehm, still und sanft. — Die Arme zuckten etwas bis zu den Schultern hinauf, wenn er sprach, aber er steckte die Hände in die Seitentasche und schien bemüht, die verrätherische Bewegung, die ihn erfaßte, zu verbergen. So stand er vor uns im grauen schlichten Rock, die Ruine eines ehedem edlen, guten Menschen.

Ich ertrug nicht länger den Anblick. Wie wir uns verabschiedeten, machte der Dichter sehr tiefe Verbeugungen und murmelte viel Höflichkeitsphrasen.

„Adieu, lieber Hölderlin," sagte M.

„Herr Baron von M., ich habe die Ehre, mich zu empfehlen!" war die Erwiederung.

Man weiß, daß Dutzfreunde, die sich entzweiten, sich plötzlich mit Sie tituliren, wenn sie im ferneren äußerlichen Verkehr bleiben. Sie werden sich dadurch fremd und erleichtern sich doch das sonst drückende Verhältniß, das nicht mehr eng und vertraut sein kann. So kam es mir vor, als Hölderlin seinen Freund baronisirte.

Mir war sehr bang und trübe, wie wir die Treppe hinunterschritten. Der ganze Abend mit seinem sanften warmen Schmelz, die ganze Nacht mit dem milden Glanz ihrer Millionen Augen konnten mich nicht begütigen. Daß ich den Quell seines Wahnsinns so in seiner Nähe, in der Atmosphäre seines Wesens, nicht an seiner äußeren Person, vielmehr am Kern seiner besten Natur, entdecken mußte, erschütterte mich noch mehr als das Leiden des edlen Menschen. War ihm doch längst geholfen von allem, was Schmerz hieß! Der bewußtlose Zustand ist ja eine Milderung gegen großes Weh.

Ich schied vom guten Meister mit inniger Rührung, mit tiefem Dankgefühl für sein getreues, jahrelanges, liebevolles Bemühen um den kranken deutschen Tasso.

Nachschrift von heute. Friedrich Hölderlin ist nun todt, der zerstörte Geist hat nun auch leiblich seinen Frieden gefunden*). Er hat sich nur wenige Stunden physisch unwohl gefühlt und ist dann rasch und ohne Rückkehr eines wachen Bewußtseins eingeschlafen. Die Musik ist ihm treu geblieben, ihre betäubende Macht ließ nicht los von ihm; er hat sich noch in der letzten Stunde mit einem Sumsum eingelullt.

Es ist ein Glück, daß ihm kein heller Augenblick mehr wurde. Auf welche grenzenlose Oede voll dumpfer Nacht hätte sein Bewußtsein zurückgeblickt! Daß er so hinging ohne alle Krisis, kann das vielleicht die Meinung unterstützen, sein Wahnsinn sei nur eine völlige Nervenerschlaffung gewesen, die sich nach allzu jäher Anspannung seiner Lebensgeister eingestellt? Weder versagte Liebe, noch ein einzelner Unbill hat ihn toll gemacht. Die Vergötterungslust eines weltfremden Zustandes, der aufgestachelte Drang einer eigensinnigen Phantasie, der wilde Grimm gegen sein eigenes Zeitalter, gegen sein eigen Fleisch und Blut, der Selbstdünkel, der sich zu dieser gewaltsamen Höhe eines Dämons berechtigt glaubte und nicht wußte, wie hohl sein stolzes Brettergerüst — das hat ihm das Maß des Denkens und Fühlens gebrochen, hat ihm das helle Bewußtsein geraubt. In den Blüthen seiner besten Ergüsse nagte schon der Wurm der Selbstzerstörung. Hölderlin war kein Talent für solchen schwindelhohen Standpunkt, den nur ein Gott festhält. Deshalb warf es ihn herunter; auf gewaltsame trunkene Anspannung folgte Erschlaffung. Die Armseligkeit der damaligen deutschen Welt, die sich alle Begeisterung vom Leibe hielt, während Frankreich sein heißes Herzklopfen fühlte, diese Armseligkeit gab ihm den letzten Stoß. Der Schmerz um ein Weib goß nur Oel in die schon unter der Asche glimmende Gluth.

---

*) In der Nacht vom 7. zum 8. Junius, in einem Alter von 73 Jahren.

Viele von damals haben ihren Schmerz hinweggelacht. Hölderlin war der Humor versagt, er konnte nur zürnen, wüthen und zusammenbrechen. Andere haben sich, im Grimm der Verzweiflung über ihr eigen Volk, in den Schlund der französischen Umwälzung gestürzt. Ob sie physisch untergingen, oder in der Wollust der Hölle etwas vom versagten Himmel empfanden, galt dann gleich; sie wurden den eigenen Wahnsinn los. Hölderlin ließ sich von ihm bezwingen. Er war zu schüchtern, um ihn durch irgend einen Entschluß, ein letztes Aufraffen seiner Kräfte, von seiner Stirn zu schütteln.

Gegen vierzig Jahre also ein unfreier Geist! Und die Macht, die ihn so despotisch gefesselt hielt, war keine fremde, der Wahnsinn bläst sich uns nicht von außen an; jener tückische Despot, der ihm Sinn und Unsinn, Hoheit und Schwäche, in einander wirrte, war er selbst, sein eignes Denken und Fühlen. Er wird uns als weich und sanft in seiner Jugend geschildert. Launenhafte Organisationen sind meist zart und fein. Die Begeisterung, die nach einer unerreichten Höhe ringt, gibt ein hohes Selbstgefühl. Läßt das plötzlich nach, so beginnt eine Reihe von Enttäuschungen, zu denen es kaum noch der äußern Demüthigungen gemeiner Art in Noth und Kummer bedarf, um dem Irrsinn, der Auflösung einer als fest erträumten Welt, entgegenzuführen.

Man hat seine Poesien überschätzt. Es sind einige hinreißende Stellen darin; alles andere ist hohl und leer. Seine ersten Gedichte sind sklavisch in Schillerscher Diction, die spätern meist Nachahmungen antiker Maße, keine eigenthümlichen Schöpfungen. Hier und da der Athemzug einer reinen edeln Seele, sonst lauter philologischer Wortkram und leeres Strohgedresche. Auch Hyperion, bei allem Tumult der Emphase, zeigt keine Befähigung, einen poetischen Inhalt zu bewältigen.

Man spricht von einem Briefwechsel, den Hölderlin mit einem ihn überlebenden Halbbruder führte und bis in die Epoche seines Unglücks fortsetzte. Auch von einem verloregegangenen Drama „Agis" ist die Rede. Ich kann so wenig davon halten wie von seinem, Bruchstück gebliebenen „Empedokles". Schiller seiner Zeit empfand viel Theilnahme für den Landsmann. Er warnte ihn vor philosophischen Stoffen. „Er hat, schrieb er an Goethe, eine heftige Subjectivität und verbindet

damit philoſophiſchen Geiſt und Tiefſinn. Sein Zuſtand iſt gefährlich, da ſolchen Naturen ſchwer beizukommen iſt.“ Goethe in ſeiner Weiſe hielt nichts von Hölderlin. Alles Mißverhältniß zwiſchen Mitteln und Zweck, Kräften und Ziel war ihm läſtig.

Ihm iſt die Erde leicht! Uns Lebende nur drückt ſie ſchwer. Nur für den wachen Geiſt iſt ſie ein hartes Element.

IV.

Bücherschau.

Die aristokratischen Umtriebe zur Verständigung über die historisch begründete Gliederung der Gesellschaft. Leipzig, Verlag von Bernh. Tauchnitz jun. 1843.

Der ungenannte Verfasser, der sofort durch eine ruhige und vorurtheilsfreie Weise der Betrachtung für sich einnimmt, liefert eine Art von Physiologie des Adels, wie es die Franzosen benennen würden, doch ergeht sich die deutsche Gründlichkeit vorzugsweise in historischen Entwickelungen, die hier in besondern Rubriken die verschiedenen Epochen, in welchen sich die Aristokratie gestaltet und verändert hat, darstellen. Das Hauptverdienst des Werkchens beruht eben in dieser einfachen und gewissermaßen geräuschlosen Zusammenstellung der historischen Thatsachen, welche größtentheils dazu bestimmt sind, die eingeschlichenen Illusionen des Adels-Instituts anschaulich zu machen, und angemaßte Vorrechte und angebliche Privilegien des Standes, durch das Zurückgehen auf die geschichtlichen Bedingungen dieser Erscheinung selbst, in ihre Nichtigkeit und Wesenlosigkeit zu zersetzen. Die Beziehung auf die „historisch begründete Gliederung der Gesellschaft" trägt einen scharfen Stachel der Ironie gegen die sogenannte historische Schule in sich. Der Verf. sagt in dieser Beziehung: „Historisch begründet ist nur Das, was in seine Zeit paßt, und nur gewaltsam kann eine gewisse einzelne Einrichtung aus einer Zeit in die andere verpflanzt werden — auch stirbt sie bald ab. Selbst das Urchristenthum, so herrlich es war, könnte mit dem besten Willen nicht wieder hergestellt werden, da es nur zu den damaligen Verfolgungen paßte, und zu dem damals durch den Skepticismus der Weisen begründeten Streben nach etwas Höherem. Da man besonders jetzt in Bezug auf den Zustand der Gesellschaft stets von historischer Begründung sprechen hört und man hier und da das Streben wahrnimmt, zu einer historisch begründeten

Gliederung der Gesellschaft zu gelangen: so haben wir zusammenzustellen gesucht, wie diese historische Begründung der Gesellschaft sich nach und nach gestaltet hat und im Laufe der Zeiten stets eine andere geworden ist." — Das gutgeschriebene Buch wird durch seine aus entschiedenem und freiem Geist stammenden Aufklärungen manchen Nutzen verbreiten, und mag deshalb der größeren Lesewelt, für die es sich vorzugsweise bestimmt, empfohlen sein.

Britannia. Eine Auswahl englischer Dichtungen alter und neuer Zeit. In's Deutsche übersetzt von Louise von Plönnies. Mit beigedrucktem Originaltext. Frankfurt a. M. Verlag der S. Schmerber'schen Buchhandlung. (Nachfolger H. Keller.) 1843.

Diese der Königin Victoria von England gewidmete Anthologie, die von einer durchgreifenden Kenntniß der englischen Literatur und Sprache zeugt, umfaßt 53 englische Dichter, aus deren Werken Auswahlen in der Originalsprache geliefert und mit deutschen Uebersetzungen versehen sind. Die Reihenfolge der mitgetheilten Stücke ist chronologisch nach dem Leben der Dichter, und beginnt mit dem Grafen von Surrey, der 1516 geboren, und 1547 enthauptet wurde. Diese Sammlung empfiehlt sich durch ihre nette und übersichtliche Einrichtung, und wird von Vielen mit Vergnügen dazu benutzt werden, auf einem gedrängten Raum sich den Genuß des besten und kernhaftesten Theils der englischen Lyrik zu erwerben. Der sinnigen und verständnißreichen Uebersetzerin ist ein besonderes Talent für den von ihr erwählten Beruf zuzusprechen. Ihre Uebertragungen sind wohlklingend, fast immer genau, und entsprechen stets dem Geist und der Ausdrucksweise des Originals in congenialer Wiedergebung.

Theologische Sonette von Franz Fröhlich. Neubrandenburg, bei Carl Brünslow. 1843.

Eine freisinnige und geistesfreie Stimme aus Mecklenburg, wo dieser wohlgesinnte Dichter als Pastor lebt, und besonders auch manchen seiner Standesgenossen, die in der Finsterniß der Tradition und in dem dunkelmännischen Parteigetriebe der Gegenwart stecken geblieben sind, derbe und körnige Wahrheiten, in dieser poetischen Gewandung des Sonetts, sagt. Der dichterische Werth derselben wie die Form sind zwar nicht das Be-

deutendste, aber wie man, um der guten und tüchtigen Gesinnung willen, auf politischem Gebiet so mancher Unpoesie freigebig genug den Namen des Gedichts zuerkannt hat, so mag dieselbe Gunst auch dem Verfasser auf seinem theologischen und religiösen Boden widerfahren. Die äußere Ausstattung ist vorzüglich und musterhaft, und es kann nur angenehm sein, wenn die mecklenburgische Gediegenheit der Formen sich auch auf seine Literaturerzeugnisse ausdehnen will.

Memoiren einer Unvermählten. Von Amalie Winter. Leipzig. Verlag von Chr. E. Kollmann. 1843.

Mit Vergnügen sind wir hier der Verfasserin auf einem Felde begegnet, das ganz ihrem schönen Talente für Auffassung des Gemüthslebens und der wechselvollen Seelenzustände des Weibes entspricht. Amalie Winter besitzt einen feinen Tastsinn für die unsichtbaren Wunden und unsichtbaren Schönheiten des weiblichen Gemüthes, und weiß diese verborgenen Seelenzustände in sinniger Weise, fein und pikant wiederzugeben. Sie ist nicht reich an Erfindung im Großen, aber sie giebt durch die Art ihrer Anschauungs- und Darstellungsweise immer Neues und Interessantes, und fesselt dadurch ohne zu spannen. So geht es auch mit diesen Memoiren einer Unvermählten, die voll des tiefsten innern Lebens sind, nach außen aber sich dürftiger gestalten.

Ein Fräulein, am Hofe Maria Theresiens lebend, erzählt uns in gemüthlicher sinniger Weise ihre Jugendgeschichte. Sie war jung in der Glanzperiode des Wiener Hofes, 1774. Sie ward überall gefeiert, überall bewundert, denn sie war nicht nur jung, sondern auch schön und geistvoll, und in den vielgesuchten Soiréen des Prinzen Rohan spielte sie eine bedeutende Rolle. An demselben Abend, als sie dort einem ungarischen Edlen einen Korb giebt, lernt sie daselbst auch einen jungen Fremden, der zum ersten Male in dem Salon des Prinzen erscheint, kennen, und sie interessirt sich schnell für des Barons von Seray dunkle Augen und schöne Gesichtszüge, für sein edles ernstes Wesen, das so contrastirt gegen das leichtfertige und oberflächliche Benehmen der übrigen Gesellschaft, die in kecken, scharfen Zügen gezeichnet wird. Vom Interesse bis zur Liebe sind für ein junges achtzehnjähriges Mädchen nur wenige Schritte, und Serays dunkle Augen, die so beredt sprechen, die vielen Zeichen seiner Aufmerksamkeit, die heimlich gesandten Bouquets, und vor Allem ein eigenes Geheimnißvolles, Räthselhaftes, das seine Existenz umgiebt, läßt sie diese Schritte schnell thun, und sie liebt Aloys Seray, und wird bald seine Braut. Aber Aloys muß vor der Hochzeit noch eine wichtige Reise antreten, die ihn Monate lang von seiner Braut fern hält. Solche lange Abwesenheit ist aber der jungen Liebe, die immer neu erglühen will am gegenseitigen Sehen und Umschlingen, sehr gefährlich, und statt der Gluth tritt oft eine unwillkührliche Kälte ein,

zumal wenn in dieſer Trennung vom Geliebten dem liebeſehnenden Mädchen ein anderer nicht minder intereſſanter Mann ſich naht, der nicht minder ſie umgiebt mit zarten Aufmerkſamkeiten und Zeichen glühender Liebe. So wird die Braut ihrem Aloys Seray ungetreu und wendet ihr Herz dem ſchönen Firmiani zu. Als Seray endlich heimkehrt, ſieht er Roſalie ſich abgewandt und entfremdet, und Todesſchmerz im Herzen verläßt er ſie, die nun ſich dem Firmiani verlobt. Aber Firmiani hat ſie betrogen, und der Miniſter Kaunitz ſelbſt kommt der Braut dies zu verkünden, denn Firmiani iſt als falſcher Spieler und berüchtigter Betrüger verhaftet worden. Wochen und Monate des Schmerzes folgen dieſer furchtbaren Entdeckung, und allgemach wendet ihr Herz ſich wieder dem verrathenen Freunde, dem edlen Aloys von Seray zu, — der iſt aber Mönch geworden und als Miſſionär in ferne Länder gezogen, und Roſaliens Herz, das nach ihm ſchreit in Reue und Liebe, kann ſich nicht mehr an das ſeine legen. Sie iſt allein, und in ihr iſt alles öde und leer. Da kommt eines Abends Firmiani unvermuthet in ihr Zimmer. Er iſt entflohen aus ſeinem Gefängniß, nachdem er den Gefangenwärter ermordet hat. Jetzt kommt er Roſalien um Beiſtand anzuflehen. Sie giebt ihm Geld und ein ſchnelles Pferd zur Reiſe, und als er ſich nun fortbegiebt zur eiligen Flucht, läßt er ihr ſein Tagebuch zurück, in welchem er ſeine Lebensgeſchichte nieder geſchrieben. Und ein wüſtes, wildes Leben, ein Leben voll Schmach und Schande, voll wüſter Luſt und bitterer Schmerzen iſt es, das Roſalie aus dieſen Blättern kennen lernt. Firmiani war ein Freund und Begleiter Caglioſtro's, der Geliebte von deſſen Frau, von Sultaninnen und Fürſtinnen, von Gräfinnen und Mägden, er begleitete Caglioſtro auf ſeinen Reiſen, und theilte ſeine Betrügereien und Verbrechen. — Firmiani iſt ein ganz gemeiner Verbrecher, und Roſalie verachtet ihn. Aber ihr Herz iſt nun kalt und leer. Sie erſcheint wieder in der großen Welt, ſie wird gefeiert und bewundert, aber ſie iſt nicht glücklich, nicht befriedigt. Auch in ihrer Familie ſieht ſie nur Leid und Elend; wir übergehen dieſe Epiſode des Buches, wo die Schickſale Alfred's in ergreifender Weiſe geſchildert werden, um dem Leſer nicht alle ſchönen Geheimniſſe deſſelben zu verrathen. — Nach Jahren endlich findet Roſalie den vielbeweinten, einſt verrathenen Geliebten wieder als Mönch, und er ſtirbt in ihren Armen, nachdem ſie ihm gelobt ſich niemals zu verheirathen. — Ihr Herz wird nun ſtill und ruhig, ſie ſieht das Leben ruhig dahin fließen, und wünſcht und begehrt nichts mehr, als Ruhe. „Ich machte die Bemerkung, daß Kummer und Sorgen ſo leicht den alten Frauen den Ausdruck von Bosheit verleihen, deshalb beſah ich mich recht aufmerkſam in dem Spiegel; — nein, ich ſah nicht bös aus, nicht übler Laune, und als ich über die Eitelkeit der Matrone lächelte, gefiel ich mir ſogar. O hätte Aloys noch gelebt!“ —

Nur ein armes Dienstmädchen. Lebensbilder aus höhern und niedern Kreisen. Von Amalie Winter. Leipzig. Bei Christian Ernst Kollmann.

„Einen Tropfen Wahrheit, Liebe und Milde zu träufeln in den bittern Ocean der Vorurtheile, des Hasses und der Nichtachtung, welche die verschiedenen Stände zu trennen pflegen, war meine Absicht, als ich wirklich Erlebtes und Empfundenes für diese Blätter sammelte und niederschrieb."

Mit diesen Worten beginnt die Verfasserin die Zueignung des vorliegenden Buches, das sie der dienenden Klasse, welche „im neunzehnten Jahrhundert eine lesende und denkende geworden" widmet. — Ein schöner Zweck liegt diesem Buche zum Grunde, denen, die geknechtet sind an Arbeit und Entsagung, denen, die wir leider nur zu gewohnt sind als Maschinen, und nicht als denkende, fühlende Menschen zu betrachten, diesen Armen und Gefesselten will sie für Stunden der Erholung eine Freude bereiten, sie will ihnen eine Erhebung, ein Gefühl ihres Werthes und ihrer Tugend geben, indem sie ein armes Dienstmädchen zur Heldin ihres Buches macht, und sie empfinden, handeln und denken läßt, wie ein zartfühlendes, zartgesinntes Mädchen. Nicht die Magd, sondern das Mädchen, und die natürliche Weiblichkeit, die in ihrer Anmuth und Würde sich eben so schön in der Dienenden, als in der hochgebornen Gräfin offenbart, hat uns Amalie Winter hier gezeichnet. Es gehört Muth dazu und eine edle Seele, es gehört Begeisterung und Hingabe dazu, um ein solches Buch zu schreiben, welches das Dienstmädchen zu einer Heldin erhebt, an welcher wir die stillen bescheidenen Tugenden, die strenge Pflichttreue bewundern und eingestehen müssen, daß die, welche wir sonst nur gewohnt sind als die geduldigen Träger unserer Launen zu betrachten, mitten unter diesen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten der Verhältnisse, sich eine innere Selbstständigkeit bewahren, und eigentlich die unbestechlichen Richter ihrer Herrn sind. Es gehört um so mehr Muth dazu ein solches Buch zu schreiben, wenn darin mit strengen Zügen den stillen Tugenden der dienenden Klasse die stillen Laster der gebietenden Klasse gegenüber gestellt und in scharfer, nicht schonender Weise gezeichnet werden. Die Verfasserin, selber den höhern Ständen angehörend, hat den kühnen Trotz gehabt, mit scharfem Messer in ihr eigenes Fleisch zu schneiden, um wo möglich aus dieser klaffenden Wunde der höhern Gesellschaft das wilde Fleisch zu schneiden, das sich darin angesetzt, und ihr ein Wundarzt zu werden, der, indem er Schmerzen bereitet, Besserung bewirkt. Von dieser Seite aus betrachtet ist dies Buch eine edle That, ein kühner Gedanke, und um deswillen begrüßen wir es freudig, wenn wir auch nicht verkennen wollen, daß die Begebenheiten hier und da ein wenig gemacht und herbeigezogen erscheinen. —

V.

Vermischte Nachrichten.

Wilhelm Hocker, der hamburgiſche Volksdichter.

Wilhelm Hocker iſt am 28. December 1812 zu Boitzenburg an der Elbe, einem kleinen Städtchen im Mecklenburgiſchen, geboren. Er iſt der Sohn des jetzt in Hamburg anſäſſigen Weinhändlers Auguſt Hocker, der zu jener Zeit in einer Boitzenburgiſchen Weinhandlung als Küfer fungirte. Bis zu ſeinem neunten Jahre ward Wilhelm bei einem armſeligen Schneider in Boitzenburg in die Koſt gegeben, wo er nichts anderes hörte, als das ewige Zanken des Schneiders mit ſeiner Frau, nichts anderes ſah, als die Fauſtgefechte der beiden Eheleute, nichts anderes lernte, als nothdürftig das A B C. Im November 1821 ließ ſein Vater ihn nach Hamburg kommen. Hier hatte er nun das Unglück zu einem Lehrer in die Schule zu kommen, dem die allernothwendigſten Vorkenntniſſe zu ſeinem Fache mangelten. An irgend einen geregelten Unterricht war durchaus nicht zu denken. Man kann ſagen, daß Wilhelm Alles, was er weiß, ſeinem eigenen Fleiße und ſeiner beſtändig regen Geiſteskraft zu verdanken hat. Er hat ſich mit wahrhaft eiſerner Beharrlichkeit durch all' den confuſen Schulwuſt hindurch gearbeitet. Die Erlernung des Schreibens wurde ihm ſchwer, wie noch jetzt alle blos mechaniſchen Uebungen; aber Alles, was den Geiſt anregte, ergriff er mit Leidenſchaft. Schon in ſeinem zwölften Jahre umſchrieb er das Vaterunſer in höchſt wohlklingenden Verſen, die ihm noch jetzt, wenn er ſie einmal anſieht, ſehr wohl gefallen. Nach zurückgelegtem 15ten Jahre ward er aus der Schule entlaſſen und verblieb nun im väterlichen Hauſe, um die Weinhandlung zu erlernen. Hier war an irgend eine geiſtige Anregung durchaus nicht zu denken. Mitten in einer Umgebung von total verwilderten Menſchen, von Milchbauern und manchen anderen Leuten, deren Entſittlichung alle Begriffe überſteigt, war er verdammt, zu vegetiren. Die Zeit, die vom Bouteillenſpülen, Abziehen, Auffüllen ꝛc. übrig blieb, mußte auf die Bedienung dieſer rohen Geſellen verwendet werden. Sieben Jahre lang

war er an diese Galeere geschmiedet, und man muß gestehen, daß er sich während dieser Zeit (in welcher er das Volk nach allen Richtungen hin kennen lernte) seinen innern Funken rein und hell erhalten hat. Mehre sehr hübsche und zarte Gedichte, die in seiner Sammlung enthalten sind, entstanden während dieser Periode. Zu Anfang des Jahres 1835 entstand sein „Maskenzug", der ihn zuerst mit der Polizei in Verbindung brachte. Während das Publicum das Gedicht mit Enthusiasmus aufnahm, verurtheilte der damalige Polizeiherr Hudtwalcker den Verfasser zu 14 Tagen Arrest auf dem Winserbaum. Er bestand diesen und reisete kurz nachher, im Frühjahr, nach Berlin, wo er bis zum Herbste 1838 in einer Weinhandlung als Küfer conditionirte. In diesen drei Jahren war die Muse gezwungen, Ferien zu halten und nur Weniges theilten die berliner Blätter über und von ihm mit. Bemerkenswerth ist, daß er auch dort in einen Injurien-Proceß mit einem Musikus verwickelt wurde, in welchem das königliche Stadtgericht folgenden Spruch abgab: „Beklagter, Wilh. Hocker, sei wegen leichter und schwerer Verbal-Injurien und auch deshalb, weil ein Musikus zu den Personen des höhern Bürgerstandes, ein Weinküfer aber zu den Personen des niedern Bürgerstandes gerechnet werden müsse, in 10 Thaler Strafe zu nehmen." Hocker appellirte dagegen und erhielt nun vom königlichen Kammergericht folgenden Bescheid: „daß, da ein Weinküfer nicht zu den Personen des niedern, sondern zu denen des höhern Bürgerstandes zu rechnen sei, nach den vorliegenden scriptis beider Theile Beklagter auch von höherer Bildung als Kläger zu sein scheine, die Strafe um die Hälfte zu mildern." — Nach seiner Rückkehr nach Hamburg widmete Hocker sich dem Geschäfte eines Weinmaklers und wurde als solcher am 27. April 1840 gewählt und vereidet. In diese Periode — von 1840 bis 1843 — fallen nun seine auf Hamburg bezüglichen polemischen Gedichte, deren Schicksale bekannt sind. Das „reumüthige Bekenntniß", „das verhängnißvolle Haus", „der Professor am Gymnasium", „die Börse und auch das Leben", „Bonbons und Kuchen", „eine Fabel aus der Mohren-Republik", brachten ihn in gerichtliche Untersuchung, die immer mißlich für ihn ausfiel. Sein Anwalt Dr. Eden, trägt hieran wohl die meiste Schuld. Ueber den Werth, oder Unwerth der Gedichte, so wie auch darüber, ob die Obrigkeit ihn immer gerecht behandelt hat, mag eine andere Feder entscheiden. Wegen der Sache des „verhängnißvollen Hauses" ist ein fiskalischer Proceß anhängig, in den auch die Bürger Jambers, Meldau und Wurmb verflochten sind, und gegen welche der Fiskal theilweise auf mehrjährige Zuchthausstrafe angetragen hat. Wegen seines Gedichts: „das Mohrenland" ward Hocker vom Senate in 300 Thaler Geldbuße oder 3 Monat Gefängnißstrafe verurtheilt, wovon ihm jedoch, nachdem er bereits den dritten Theil derselben abgehalten hatte, der Rest auf Verwenden des Collegiums der Oberalten, erlassen ward.

Hocker ist mehr Gefühls- als Verstandesmensch, lebhaft und feurig, von Witzen sprudelnd, freimüthig, offen und wahr — offener, als es für sein eigenes Heil ersprießlich ist. Er ist nicht im Stande, eine geistreiche Pointe, die auf seinen Lippen schwebt, zurück-

zuhalten und er macht ſich durch dieſe Rückſichtsloſigkeit viele Feinde. Sein Talent für die Poeſie iſt bewundernswerth; in Ueberwindung der Schwierigkeiten im Versbau hat er eine beſondere Gabe. Er iſt ſtets für die gute Sache begeiſtert, obgleich er, ſeinen Zweck zu erreichen, nicht immer die rechten Mittel ergreift. Sein Gemüth iſt durchaus kindlich, und man hat ihm mit Unrecht vorgeworfen, daß er ſeine Gedichte nur aus pecuniairen Rückſichten ſchreibe. Er zählt erſt 30 Jahre, ſteht in ungeſchwächter Manneskraft und er würde beſtimmt ein guter Dichter werden, wenn er einen literariſch gebildeten und gemüthlichen Freund fände, mit dem Hand in Hand er ſeine poetiſche Kraft entwickeln könnte, und wenn er einen klareren Himmel fände, der der Entwickelung ſeiner poetiſchen Keime förderlicher wäre, als der ariſtokratiſch-oligarchiſch-nepotiſtiſche Dunſtkreis der Republik Hamburg. Man hat Hocker oft vorgeworfen, daß die Ergüſſe ſeiner Muſe nur ein Gifthauch ſeien, daß er nur niederreiße, heruntermache, mit einem Worte, daß er ein Pasquillant ſei, weshalb denn auch alle beſſeren Literaten ſich von ihm abwendeten; aber keine Verurtheilung iſt wohl ungerechter als dieſe. Seine Gedichte ſind zwar oft beißend, anzüglich und geradezu perſönlich, aber was iſt die Urſache davon? Der Mangel an Oeffentlichkeit und Freiheit in dem freien Staate! Das tiefe Rechtsgefühl, das Hocker's ganzes Weſen durchdringt, darf ſich nicht offen ausſprechen über Gebrechen eines Staates, deſſen Freiheit lediglich darin beſteht, daß ſeine Bürger auf der Bierbank politiſiren dürfen — die Cenſur iſt ſtrenger als in irgend einem deutſchen Staate — kein Wunder alſo, wenn ein feuriger edler Geiſt das verſchmäht, wodurch ſeine Mitbürger ihrem Unmuthe Luft zu machen ſuchen und wenn er, der mehr Poeſie als Verſtand iſt, ſo ſeinen poetiſchen Ergießungen eine Richtung giebt, die der ruhigen beſonnenen, hier aber verbotenen, öffentlichen Erörterung entgegengeſetzt iſt. — Hocker iſt jetzt auf freien Füßen; möchte es ihm gelingen, in einem benachbarten Staate, in welchem Wort und Schrift nicht gefeſſelt ſind, ein Aſyl zu finden, wir fürchten ſonſt, daß er ſein junges Leben im Winſerbaum (dem Hamb. Staatsgefängniß) vertrauern muß. —

VI.

Briefe an Friedrich de la Motte Fouqué,

von Auguſt Wilhelm von Schlegel, Jean Paul Fr. Richter, Heinrich von Kleiſt, Ludwig Uhland, Juſtinus Kerner, Dorothea von Schlegel, Graf Leopold Stolberg, Gräfin Louiſe, Apel, Friedrich von Schlegel, Wilhelm Müller, Krug von Nidda, Louiſe Brachmann.

Aus Fouqué's Nachlaß

mitgetheilt von

Feodor Wehl.

Von der Frau Baronin de la Motte Fouqué iſt mir der ehrenhafte Auftrag geworden, den literariſchen Nachlaß und die geſammelte Correſpondenz ihres verſtorbenen Gatten zu ordnen und herauszugeben, und mit Vergnügen folge ich der freundlichen Aufforderung des Herrn Dr. Theodor Mundt einſtweilen einige Proben aus dieſem reichhaltigen Briefſchatze im Freihafen mitzutheilen. Daß dieſe Mittheilungen für die Leſer von keinem ganz unwichtigen Intereſſe ſein werden, darf ich mit völliger Zuverſicht annehmen, da ſie nicht allein von den bedeutendſten Menſchen einer kurz vergangenen Literatur- und Geſchichts-Periode, die uns immer noch lange nicht offen und klar genug in allen ihren Phaſen vor Augen liegt, herrühren, ſondern weil ſie auch eben nicht ſelten mit

Jeder Gedanke hat seine Trabanten, die er blasend vorausschickt, sein Quartier zu bestellen. Diesen Trabanten geht es wie Johannes dem Täufer, sie verlieren den Kopf, wenn auch nicht immer durch's Schwert, und der Gedanke, der dann Alles unvorbereitet findet, wenn er kommt, macht es sich auf seine eigne Weise, die nicht selten eine gewaltsame und sehr unglimpfliche ist, bequem. Dies Unterdrücken, Hemmen und Tödten dieser Trabanten, das in Deutschland fast mehr und auf jeden Fall stiller, als in andern Ländern geschehen ist, hat eben in unserm Vaterlande häufig die Vermittlung zwischen dem Gange des Lebens und dem Gange des Gedankens zerschnitten und beide getrennt. Die deutsche Geschichte ist die Schiller'sche Ballade von Hero und Leander. Die Zeit ist der Hellespont, das Leben die Hero und der Gedanke der Leander. Auf Sestos sitzt das Leben, auf Abydos der Gedanke; sie schicken sich duftende Blumen als Liebeszeichen zu, aber die rauschenden Wogen entführen sie. Die ewige Sehnsucht und glühende Liebe im Herzen, sind sie getrennt von einander, und nur, wenn der Gedanke durch die brandenden Wellen der Zeit hinüberschwimmend, mit Anstrengung aller seiner Kräfte sich an das Ufer emporringt, kann er dem Leben an den glühend entgegenpochenden Busen stürzen. Alle Jahrhunderte einmal! — — Das ist die Wehmuth der deutschen Geschichte — gewesen, setze ich mit freudiger Zuversicht hinzu, denn wie sich neuerdings alle Umstände gestalten und formen, kann wohl kein Zweifel mehr obwalten, daß sich Leben und Gedanken in ewiger Umarmung haltend, Deutschland eine neue und schönere Zukunft geben werden.

Diese Zukunft aber wurzelte schon in der kaum verflossenen Vergangenheit, die Friedrich de la Motte Fouqué von Anfang bis zu Ende in allen ihren Höhen und Tiefen durchlebt, durchliebt und auch durchlitten hat. Die Kunst aus dieser Periode ist uns Allen bekannt, weniger aber noch und nur lückenhaft, das Leben, das wie der Verstorbene selbst einmal halb wehmüthig in seinen Memoiren bemerkt hat, zwischen Kopfschütteln und Kopfnicken hingeht. Auch in diesen Briefen ist dies Kopfschütteln und Kopfnicken niedergelegt, bald freundlich hier, bald mürrisch da, und nicht selten tritt das ganze Dasein mit allen seinen Ecken und Häßlichkeiten, seinen Freuden und seinen Schönheiten hervor, daß man, wie

wenn man überhaupt das Leben näher in's Auge faßt, nicht weiß, ob man es mehr lieben oder mehr haſſen ſoll. Es tragen iſt freilich die Hauptſache, und den Glauben nicht verlieren, ſeine Seligkeit.

1.

A. W. von Schlegel an Fouqué.

Laß Dich herzlich umarmen, mein geliebter Freund und Bruder, und Dir meinen Dank ſagen für Dein ſchönes Geſchenk, einen rührenden Beweis Deiner Liebe zu dem Entfernten, und der durch ſein Stillſchweigen Dich vergeſſen zu haben ſcheinen konnte. Andre werden es Dir nicht leicht glauben, daß Du mein Schüler ſeiſt, ich ſelbſt aber kann nicht umhin beſchämt darein zu willigen, wenn Du dieſem freundlichen Irrthum noch treu bleiben willſt: er iſt das ſchönſte Blatt in dem mäßigen Lorbeer, den mir meine dichteriſchen Beſtrebungen verdient haben.

Ich wollte auf Deine Zueignung, die mir erſt geraume Zeit nach meiner Zurückkunft aus Italien nebſt den Schauſpielen zu Handen gekommen, in einem Gedicht antworten, und dieß, um Dich damit zu überraſchen, irgendwo in ein öffentliches Blatt einrücken laſſen:

Fern an Poſſilipo's Bucht, und der gelblichen Tiber Geſtade
Wandelt' ich, da Du den Gruß, trauteſter Freund! mir geſandt.
Nun erſt, ſeit ich die Alpen dahinten im Süden zurückließ u. ſ. w.

Zufällig verſäumte ich aber den rechten Zeitpunkt dazu. Indeſſen habe ich, wie Pindar ſagt, viele Pfeile in meinem Köcher, und denke es Dir zu andrer Zeit nicht unwürdig zu erwiedern.

Ich habe Deine Schauſpiele mit großer Aufmerkſamkeit und ungemeinem Genuß vielfältig geleſen, und hätte Stunden- ja tagelang mit Dir darüber zu ſchwatzen, wenn uns der Himmel die Freude des Wiederſehens gönnen wollte. In einem Briefe muß ich mich aber ſchon kürzer faſſen. Im Allgemeinen alſo: ich habe hier alle die Vorzüge auf kunſtreichern und umfaſſendern Gange verwandt wiedergefunden, womit die dramatiſchen Spiele glänzen: eine durchaus edle, zarte und gebildete Sinnesart, friſche Jugendlichkeit, zierliche Feinheit, gewandte Bewegung,

viel Sinnreiches in der Erfindung, und sichre Fertigkeit in der Behandlung. In Sprache und Versbau besitzest Du eine ungemeine Fülle und Mannichfaltigkeit, die einzigen Klippen, wofür Du Dich meines Bedünkens zu hüten hast, sind meines Bedünkens Dunkelheit, welche aus allzu künstlichen Wendungen entspringt, und Härte aus dem Streben nach Gedrängtheit. Mit vielem Geschick verflichtst Du zuweilen prosaische Bestandtheile in den Ausdruck, wodurch er neuer und eigner erscheint, doch hüte Dich, dieß Mittel allzu freigebig zu gebrauchen. Ich könnte wünschen, daß Du Dich in den beiden Schauspielen weniger ausschließend an die südlichen Reimarten und besonders an die kurzen Verse gehalten hättest; Dir gelingt alles was deutsche Volksweise ist, oder sich dem annähert so vorzüglich, daß ich deswegen eine besondere Vorliebe für den Minnesänger und Rübezahl hege. In dem Falken finde ich in dieser Art nur die Lieder S. 70 und 104, und im Reh das Lied vom König Marke, und das Jagdlied. Zu jenem finde ich wohl noch den Uebergang von dem Tone des Uebrigen, das letzte aber scheint mir ganz fremdartig und vereinzelt da zu stehen, wiewohl ich es an sich außerordentlich liebe, sei es nun, daß es ganz Dein ist, oder daß Du etwas vorgefundenes benutzt. Es klingt recht wie ein Morgengruß mit dem Waldhorn. — In dem Reh ist doch als Szene mehr die Schweiz als ein ganz südliches Land angedeutet, und überhaupt scheint mir in diesen Dichtungen so wie in den dramatischen Spielen Dein Zweck gewesen zu sein, südliche Musik und Farbenpracht mit altdeutscher Biedersitte zu verschmelzen.

Um meine Bemerkungen deutlich zu machen und zu rechtfertigen, müßte ich mit den Beispielen ins einzelne gehen, was mich zu weit führen würde. Noch viel weitläuftiger würde es sein, wenn ich alle Zeilen und Strophen ausheben wollte, die mir in hohem Grade gelungen, ja von der einnehmendsten Harmonie und Schönheit zu sein scheinen. So viel ist ausgemacht, vor einer geringen Anzahl Jahre wäre es noch unmöglich gewesen, alles dieß mit so viel anscheinender Leichtigkeit zu leisten. Es hat tief in den Schacht unsrer Sprache gegraben, die Kunst des Versbaues hat gleichsam in eine ganz andre Region gesteigert werden müssen, um dergleichen möglich zu machen. Aber was vor ein

zwanzig Jahren ein großes Aufheben würde veranlaßt haben, das nehmen die gedankenlosen Leser jetzt so hin, als müßte es nur so sein; es scheint, daß ihre Unempfänglichkeit in demselben Verhältnisse zunimmt, wie die Fülle blühender Talente, die sich seit Kurzem entfaltet haben. Ich glaube hievon den Grund einzusehen, doch muß ich dazu etwas weiter aushohlen.

Wie Göthe, als er zuerst auftrat, und seine Zeitgenossen Klinger, Lenz u. s. w. (diese mit roheren Mißverständnissen) ihre ganze Zuversicht auf Darstellung der Leidenschaften setzten, und zwar mehr ihres äußern Ungestüms als ihrer innern Tiefe, so meine ich, haben die Dichter der letzten Epoche die Fantasie, und zwar die bloß spielende, müßige, träumerische Fantasie, allzusehr zum herrschenden Bestandtheile ihrer Dichtungen gemacht. Anfangs mochte dieß sehr heilsam und richtig sein, wegen der vorhergegangenen Nüchternheit und Erstorbenheit dieser Seelenkraft. Am Ende aber fordert das Herz seine Rechte wieder, und in der Kunst wie im Leben ist doch das Einfältigste und Nächste wieder das Höchste. Warum fühlen wir die romantische Poesie inniger und geheimnißvoller als die classische? Weil die Griechen nur die Poetik der Freude ersonnen hatten. Der Schmerz ist aber poetischer als das Vergnügen, und der Ernst als der Leichtsinn. Mißverstehe mich nicht, ich weiß wohl daß es auch einen peinlichen Ernst und einen ätherischen Leichtsinn giebt. Die Poesie, sagt man, soll ein schönes und freies Spiel sein. Ganz recht, in so fern sie keinen untergeordneten beschränkten Zwecken dienen soll. Allein wollen wir sie blos zum Festtagsschmuck des Geistes? Zur Gespielin seiner Zerstreuung? Oder bedürfen wir ihrer nicht weit mehr als einer erhabenen Trösterin in den innerlichen Drangsalen eines unschlüssigen, zagenden bekümmerten Gemüths, folglich als der Religion verwandt? Darum ist das Mitleid die höchste und heiligste Muse. Mitleid nenne ich das tiefe Gefühl des menschlichen Schicksals, von jeder selbstischen Regung geläutert und dadurch schon in die religiöse Sphäre erhoben. Darum ist ja auch die Tragödie und was im Epos ihr verwandt ist, das Höchste der Poesie. Was ist es denn was im Homer, in den Nibelungen, im Dante, im Shakespeare die Gemüther so unwiderstehlich hinreißt, als jener Orakelspruch des

Herzens, jene tiefen Ahndungen worin das dunkle Räthsel unsres Daseins sich aufzulösen scheint?

Nimm dazu, daß die Poesie, um lebendig zu wirken, immer in einem gewissen Gegensatze mit ihrem Zeitalter stehen muß. Die Spanische, die spielendste, sinnreichste, am meisten gaukelnd fantastische, ist in der Epoche des stolzesten Ehrgefühls der Nation und unter der Fülle kräftiger Leidenschaften und eines überströmenden Muthes entstanden. Unsre Zeit krankt grade an allem was dem entgegengesetzt ist: Schlaffheit, Unbestimmtheit, Gleichgültigkeit, Zerstückelung des Lebens in kleinliche Zerstreuungen und Unfähigkeit zu großen Bedürfnissen, einem allgemeinen mit dem Strom schwimmen, in welche Sümpfe des Elends und der Schande er auch hinunter treiben mag. Wir bedürften also einer durchaus nicht träumerischen, sondern wachen, unmittelbaren, energischen und besonders einer patriotischen Poesie. Dieß ist eine gewaltsame, hartprüfende, entweder aus langem unsäglichem Unglück eine neue Gestalt der Dinge hervorzurufen oder auch die ganze Europäische Bildung unter einem einförmigen Joch zu vernichten bestimmte Zeit. Vielleicht sollte, so lange unsre nationale Selbstständigkeit, ja die Fortdauer des deutschen Namens so dringend bedroht wird, die Poesie bei uns ganz der Beredsamkeit weichen, einer Beredsamkeit wie z. B. in Müllers Vorrede zum 4ten Bande seiner Schweizergeschichte. Ich gestehe, daß ich für Gedichte wie die meines Bruders auf den Rhein in der Europa und dem Taschenbuch viele andre von ihm hingeben würde.

Wer wird uns Epochen der deutschen Geschichte wo gleiche Gefahren uns drohten, und durch Biedersinn und Heldenmuth überwunden wurden, in einer Reihe Schauspiele wie die historischen von Shakespeare allgemein verständlich und für die Bühne aufführbar, darstellen? Tieck hatte ehemals diesen Plan mit dem 30jährigen Kriege, hat ihn aber leider nicht ausgeführt. Viele andere Zeiträume, zum Beispiel die Regierung Heinrichs des Vierten, der Hohenstaufen u. s. w. würde eben so reichhaltigen Stoff darbieten. Warum unternimmst Du nicht dieß oder etwas ähnliches?

Doch ich kehre von dieser speciellen Abschweifung über die Zeitumstände zu meinen allgemeinern Betrachtungen zurück. Von dem was

ich über die Freunde und Zeitgenossen gesagt, nehme ich mich keines-weges aus. Ich weiß gar wohl, daß viele meiner Arbeiten nur als Kunstübungen zu betrachten sind, die zum allgemeinern Anbau des poetischen Gebiets das ihrige beitragen möchten, aber auf keine sehr eindringliche Wirkung Anspruch machen können. Diejenigen von meinen Gedichten, die am meisten das Gemüth bewegen, sind gewiß die, wo mich ein persönliches Gefühl trieb, wie die Elegie über meinen verstorbenen Bruder und die Todtenopfer. Auch von der Elegie über Rom hoffe ich, daß sie den gehörigen strengen Nachdruck hat, weil ich von der Gegenwart eines großen geschichtlichen und dennoch gewissermaßen noch sichtbaren Gegenstandes erfüllt war. — Viele Dichtungen unsrer Freunde können allerdings sehr rühren und bewegen. So das Leben Berglingers im Klosterbruder, Novalis geistliche Lieder, Alarcos, Genoveva ꝛc. — Alarcos ist fast übertrieben drastisch und hat daher auch seine Wirkung auf der Szene nicht verfehlt, aber der beständige Wechsel und das weitgesuchte in den Silbenmaßen läßt wiederum einen nicht völlig aufs Reine gebrachten Kunstversuch erkennen. — In der Genoveva ist nur in der ersten Hälfte das Fantastische zu sehr verschwendet, oder vielmehr nicht genug zusammengedrängt und auf wenige Brennpunkte versammelt. — In dem bewundernswürdigen Octavian finde ich, besonders im zweiten Theil, die komischen Szenen weit kräftiger und wahrhaft poetischer, als die fantastischen, die manchmal viel zu weit ausgesponnen sind und ins Blaue allegorischer Anspielungen ermüdend verschwimmen. Er hat die orientalische Sinnlichkeit mehr didaktisch abgehandelt, als sie wie einen elektrischen Funken spüren lassen. (Beiläufig zu bemerken, so sind auch die Verse zuweilen gar zu unbillig vernachlässigt.) — Das merkwürdigste Beispiel aber von den Usurpationen der Fantasie über das Gefühl finde ich und fand ich immer im Lacrimas, wo unter blendender Farbenpracht die Herzenskälte sich nicht verbergen kann, und alle Ausdrücke der Liebe, Sehnsucht, Wehmuth u. s. w. in eine bloße Bilderleerheit übergegangen sind. Laß Dichs nicht befremden, daß ich hier strenger urtheile, als Du es vielleicht von mir zu hören gewohnt bist. Ich habe gleich beim ersten Eindrucke so empfunden, allein im Augenblicke der Hervorbringung und Erscheinung bin ich aus Grundsatz für die Werke

meiner Freunde parteiisch, auch jetzt würde ich mich wohl hüten, so etwas öffentlich, ja nur anders als im engsten Vertrauen zu sagen, so lange das Vortreffliche an ihnen nur so unvollkommen anerkannt wird. Wende mir nicht meine Vorliebe für den so fantastischen, musikalischen und farbenspielenden Calderon ein. Meine Bewunderung hat alles was ich von ihm kenne; mein Herz haben ihm Stücke, wie die Andacht zum Kreuze und der standhafte Prinz, gewonnen. Wo religiöser oder nationaler Enthusiasmus eintritt, das ist er selbst; im übrigen offenbart sich nur der große Künstler. Aber auch da sorgt er immer zuerst, sei es nun im wunderbaren, witzigen oder pathetischen, für das was am unmittelbarsten wirkt, für rasche Bewegung und frische Lebenskraft.

Um in eine andre Region herabzusteigen: woher kommt denn Schillers großer Ruhm und Popularität anders, als daher, daß er sein ganzes Leben hindurch (etwa die romantische Fratze der Jungfrau von Orleans, und die tragische Fratze der Braut von Messina ausgenommen, welche deswegen auch nicht die geringste Rührung hervorbringen konnten) dem nachgejagt hat, was ergreift und erschüttert, er mochte es nun per fas aut nefas habhaft werden, der Irrthum des Publicums lag nicht in der Wirkung selbst, sondern in der Unbekanntschaft mit Schillers Vorbildern, und der Unfähigkeit das übel verknüpfte Gewebe seiner Compositionen zu entwirren. — Sein Wilhelm Tell hat mich fast mit ihm ausgesöhnt, wiewohl er ihn, möchte ich sagen, mehr Johannes Müller als sich selbst zu danken hat.

Was den Werken der neuesten Periode zur vollkommenen gelungenen Wirkung fehlt, liegt keineswegs an dem Maße der aufgewandten Kraft, sondern an der Richtung und Absicht. Man kann aber so viel Tapferkeit, Stärke und Uebung in den Waffen bei einem Kampfspiel aufwenden, als bei einer Schlacht, wo es Freiheit, Vaterland, Weib und Kind, die Gräber der Vorfahren und die Tempel der Götter gilt; aber Du wirst mir zugeben, daß die Erwartung der Entscheidung hier die Gemüther der theilnehmenden Zuschauer ganz anders bewegt als dort.

Jene Richtung rührt zum Theil von den Umständen her, unter welchen wir die Poesie wieder zu beleben gesucht haben. Wir fanden eine solche Masse prosaischer Plattheit vor, so erbärmliche Götzen des

öffentlichen Beifalls, daß wir so wenig als möglich mit einem gemeinen Publicum wollten zu schaffen haben, und beschlossen für die paar Dutzend ächte Deutsche, welche in unsern Augen die eigentliche Nation ausmachten, ausschließend zu dichten. Ich mache dies Recht dem Dichter auch nicht im mindesten streitig; nur der dramatische (wenigstens theatralische) hat die Aufgabe, populär zu sein, den Gebildetsten zu genügen und den großen Haufen anzulocken, was auch Shakespeare und Calderon geleistet haben.

Ich komme nochmals auf Deine Compositionen zurück. Die erste Sammlung haben wir selbst als dramatische Spiele bezeichnet, und sie entsprechen diesem Namen auf die anmuthigste Weise. Nur den Johannes Nepomucenus ausgenommen, was ein der vollständigen tragischen Entwickelung fähiger Stoff ist, haben die übrigen eine spielende Handlung, es herrscht darin mehr Galanterie als Liebe, und vom Ritterthume ist die festliche Seite aufgefaßt. In dem Reh scheint mir die finstre Gemüthsart Balduins, die zuletzt in Versuche des Meuchelmords und Verraths ausbricht, anfangs zu wenig angedeutet; überhaupt in der ersten Hälfte einige Zweideutigkeit in der Schilderung der Charaktere. Vielleicht ist auch die Liebe zu dem Reh neben den Kämpfen wirklicher Leidenschaft in der Brust der Gräfin allzu kindlich und idyllenmäßig. — In dem Falken finde ich im Ganzen mehr Handlung. Nur möchte ich im Scherze sagen, Arduin habe nicht so gar unrecht, es sei ein Frauenregiment wobei auf die Länge nichts Kluges herauskommen kann; sobald es die Behauptung eines Königreichs gilt, und wäre es auch nur das Königreich Würtenberg, muß doch einiger Ernst bei der Sache sein. Die Forderung weiblicher Liebenswürdigkeit, daß die Männer mit ihr das Leben vertändeln sollen, dürfte, so weit getrieben, ein Eingriff in die Rechte wichtiger Angelegenheiten sein.

Schreibe mir über Alles dies, mein geliebter Freund, und widerlege mich, wenn ich Deine Absichten nicht gehörig verstanden habe, vor allen Dingen aber sieh in Allem nur meine Liebe zu Dir und Deiner Poesie, deren Gedeihen mir so sehr am Herzen liegt. Du wirst Dich erinnern, daß ich schon ehedem solche Ermahnungen an Dich ergehen lassen, und Deine Gattin stimmte mir darin bei, als wir den Anfang des Falken

lasen. Lieber Freund, was soll ich sagen? Du bist allzu glücklich und es von jeher gewesen. Ein recht herzhaftes Unglück in Deiner frühen Jugend hätte Dir großen Vortheil schaffen können. Nun wolle der Himmel auf alle Weise verhüten, daß Du es noch nachholen solltest. Du hast zwar eine Zeitlang verlassen in der Asche gelebt, aber bald hat Dich eine wohlthätige Zauberin in ihren Kreis gezogen, wo Du nun heitre und selige Tage lebst. Benutze fernerhin Deine Muße zu schönen Dichtungen, begeistre Dich, wie Du es immer gethan, an den alten Denkmalen unsrer Poesie und Geschichte, und wenn es noch eines besondern Sporns zu Behandlung nationaler Gegenstände bedarf, so sieh die jetzige Versunkenheit an, gegen das was wir vormals waren, und — **faciat indignatio versum.**

Die Romanzen vom Thale Roncevál haben mir große Freude gemacht. Ich sehe wohl, daß sie von einem kunstgeübten Freunde herrühren müssen, doch zweifelte ich, ob ich sie Dir zuschreiben sollte, bis Friedrich es mir meldete, der sie jedoch selbst noch nicht gelesen hatte. Da bist Du in der Wahl des Gegenstandes mit meinem Bruder zusammengetroffen, mir ist die so verschiedene Behandlung, die doch bei beiden ächt und gediegen scheint (den Turpin selbst habe ich noch nicht vergleichen können oder hast Du noch etwas anderes vor Augen gehabt?), äußerst merkwürdig gewesen. Die Schlußromanze bei Dir ist ein rechtes Meisterstück, der durchgeführte Reim macht mir den Eindruck eines Choralgesanges.

Gieb mir recht ausführliche Nachricht von Deinen Studien, ausgeführten Arbeiten und fernern Planen, es kann sich Niemand lebhafter dafür interessiren.

Nun einige Nachrichten von den Freunden und mir. Daß mein Bruder vorigen Herbst sechs Wochen in Coppet bei uns war, wirst Du wissen. Du kannst denken wie lebhaft unsre Mittheilungen über alle Gegenstände des beiderseitigen Nachdenkens waren. Er hat mir eine große Lust zur orientalischen Literatur gemacht, besonders zum Persischen und Indischen, und ich gehe gewiß daran, sobald sich Gelegenheit findet, was aber nicht eher sein dürfte als bei einem längern Aufenthalt in Paris oder London. Von hier ging Friedrich nach Paris, wo er einen großen Theil des Winters zugebracht, und viel am Indischen gearbeitet.

Unter anderm hat er eine Abschrift der Sakontala zum Behuf einer neuen Uebersetzung genommen. Er schreibt die Indischen Lettern so vortrefflich wie irgend ein Bramine, mit welchem Charakter er überhaupt immer mehr Aehnlichkeit gewinnt. In Cöln hat er seine orientalischen Studien nicht weiter führen, sondern nur die schon gemachten ordnen und entwickeln können. Dagegen hat er sich mit dem Mittelalter, der deutschen Geschichte, den Kirchenvätern u. s. w. beschäftigt. Ich fordre ihn sehr auf zu einer Geschichte der Deutschen.

Mit Sophie Tieck war ich im vorigen Frühling noch vierzehn Tage bis drei Wochen in Rom zusammen. Sie brachte ein Schauspiel nach der Spanischen Geschichte Egidio und Isabella fertig mit, hoffentlich wird es nächstens im Druck erscheinen, das Manuscript ist nach Deutschland geschickt. Auch hatte sie Flora und Blancheflos in Stanzen zu behandeln angefangen und als ich Rom verließ, war der 4te Gesang fertig, und seitdem meldet sie mir, daß sie alle 12 Gesänge vollendet hat. Dieß ist, wie mich dünkt, bis jetzt ihr gelungenstes Werk. Ich habe immer geglaubt, ihr Talent eigne sich mehr zum Epischen als zum Dramatischen; in der Stanze hat sie eine große Meisterschaft erreicht, Sprache und Versbau sind von der süßesten Lieblichkeit, und dabei mannichfaltiger Fülle; was ihren zarten Dichtungen zuweilen fehlte, körperliche Bestandheit, ist hier durch die alte Fabel gegeben, und der Gegenstand ganz ihrer Sinnesart angemessen.

Von Ludwig Tieck Arbeiten in Rom habe ich bis jetzt nichts vernommen, sei es, daß ihn seine Gesundheit, Stimmung, oder die Betrachtung so vieler neuen Gegenstände bis jetzt abgehalten; oder man es mir nur nicht gemeldet hat. Ohne Zweifel wird doch die südliche Kunstwelt sehr befruchtend auf seinen Geist wirken. — Sophie Tieck hatte sich vorgenommen, sobald es ihre Gesundheit erlaubte, die altdeutschen Manuscripte im Vatican genau durchzugehen.

Der Bildhauer hat erst Zeit nöthig gehabt sich nach der Betrachtung der großen Kunstwerke wieder zu sammeln. Jetzt arbeitet er an einem Basrelief für Neckers Grabmal.

Vom sogenannten Maler Müller schreiben mir die Freunde aus Rom viel Gutes, ich habe ihn nur sehr flüchtig gesehen, weil er den

Prinzen von Baiern herumführte, und also niemals zu haben war. Die andern deutschen und deutschgesinnten Künstler in Rom hingen sehr an mir.

Du kannst denken, daß ich während der sieben Monate in Italien nicht viel Muße zu andern Studien übrig hatte, als die, welche der gegenwärtige Gegenstand forderte. In Rom haben mich die geschichtlichen Alterthümer fast noch mehr beschäftigt als die Kunst. Die Elegie habe ich dort angefangen, aber erst in Coppet vollendet. Du begreifst wohl, daß man ein solches Gedicht nicht in der Geschwindigkeit macht. Schreibe mir, wie es Dir gefallen. Viele specielle Anspielungen müssen freilich für den verloren gehen, der nicht in Rom gewesen. — Einen Aufsatz von mir über die Künstler in Rom, den ich auch seit der Zurückkunft geschrieben, wirst Du im Intelligenzblatt des Jenaischen Athenäums gelesen haben. — Ferner habe ich viel über die Etymologie, besonders des Lateinischen aufgeschrieben, doch bin ich seit dem Winter von diesem Studium, in welches ich gleich leidenschaftlich hineingerathen, abgelenkt worden. Endlich habe ich im Herbst, als Versuch ob ich in Französischer Sprache öffentlich auftreten könnte, einen philosophischen Aufsatz angefangen über Geschichte der Menschheit, der Religionen u. s. w. Ich habe etwa 80 Seiten geschrieben, die außerordentlichen Beifall gefunden haben, besonders auch von Seite des Stils. Verschmähe diese Fertigkeit nicht, wozu mich meine Lebensweise einladet, man soll ja auch den Heiden das Evangelium predigen. Es könnte sein, daß ich in einiger Zeit mit einer Schrift über das Theater aufträte, besonders mit polemischen Zwecken gegen das Französische Theater.

Von Shakespeare und Calderon habe ich die versprochenen folgenden Bände immer noch nicht fertig. Sie drücken mich auf dem Herzen wie Marmelsteine, und fügen mir ein wahres Uebel zu. Meine Reisen und andre Zerstreuungen ziehen mich von anhaltender Arbeit daran ab, und doch läßt der Gedanke, daß dieses zuvörderst geleistet werden muß, mich nicht mit ungetheiltem Geist andre Pläne ausbilden. Doch hoffe ich in ein paar Monaten damit zu Stande zu sein. Das poetische Uebersetzen ist eine Kunst die man sehr schwer lernt, und äußerst leicht verlernt; wenn man nicht beständig in das Joch eingezwängt ist, weiß

man es nicht mehr zu tragen. Jedoch habe ich lachen müssen über das Anstellen von Heinse mit seiner sinnlosen prosaischen Uebersetzung von Arioſt, in den Briefen an Gleim. — Was ist es denn mit einer Bearbeitung des Hamlet von Musje Schütz in Halle, die ich angekündigt gesehen? Es wird wohl halb ein Plagiat und halb eine Sauerei sein.

Melde mir recht viel von den Vorfällen in unsrer Literatur, nicht nur von den eigentlichen Werken sondern auch dem Gange der Zeitschriften, dem Theater, den Schreiern und andern Anekdoten. Auch von den diis minorum Gentium, den neuen Spatzen, welche geflogen und den Künstlern, welche geplatzt sind. — Bis zur Ostermesse 1805 habe ich ziemlich viel neue Sachen erhalten.

Wie treibt's nur der alte Goethe? Ich höre, er hat Stella zu einem Trauerspiele umgearbeitet, worin Fernando und Stella verdienter Maßen umkommen. Es scheint, er will alle seine Jugendsünden wieder gut machen, er hat schon vorlängst mit Claudine von Villa Bella angefangen. Nur vor einer Sünde hütet er sich nicht, die am wenigsten Verzeihung hoffen kann: nämlich der Sünde wider den heiligen Geist. Sein Winkelmann, das sind wieder verkleidete Propyläen, die also das Publicum doch auf alle Weise hinunterwürgen soll. Und was soll uns eine steife, ganz französisch lautende Uebersetzung eines Dialogs, den Diderot selbst vermuthlich verworfen hat? Ich habe recht über die barbarische Avantage lachen müssen, die Shakespeare und Calderon bei ihren Stücken gehabt haben sollen. Dieß ist eine wahrhaft barbarische Art zu schreiben, dergleichen sich jene Großen nie zu Schulden kommen lassen. Man versichert uns, daß Goethe im Gespräch unverhohlen Partei gegen die neue Schule nimmt, und das ist ganz in der Ordnung. Warum zieht er nicht gedruckt gegen sie zu Felde?

Hast Du Müllers Bekanntschaft gemacht? Das ist ein göttlicher Mensch, bei solcher Begeisterung von so unergründlich tiefer Gelehrsamkeit. Ich habe eine verwirrte Nachricht gehört von einer neuen Schrift von ihm? was ist es denn damit?

Vergilt mir nicht Gleiches mit Gleichem, geliebter Freund, und schreibe mir ohne Zögern, ich will es dann auch zuverlässig fortsetzen.

Lebe tausendmal wohl, ich schließe Dich und die Deinigen in mein Herz.

Genf d. 12. März 1806.

Addressire nach Coppet près Genève en Suisse, damit der Brief nicht über Frankreich geht.

Gieb mir doch Nachricht von Hülsen. Ich stehe bei ihm mit dem Schreiben in einer alten Schuld.

Hat Tieck noch vor seiner Abreise nach Italien die längst bestellte Büste von Goethe geliefert? Ich habe den vergeßlichen Menschen so oft erinnert.

Hättet ihr nichts dagegen, wenn ich das Sonett an Dich bei Deiner Verheirathung, mit der Aufschrift an Pellegrin, etwa in einem Almanach drucken ließe?

2.

Jean Paul an Fouqué.

Bayreuth, d. 30. Juni 1810.

Ihr treffliches Werk hab' ich erhalten, aber gegen ihre Vermuthung, wenn nicht gar besser, doch eben so schön als den ersten Theil gefunden, und darüber in der heidelberg. Rezension gesagt: daß hier nicht der jüngere Bruder desselben, sondern der erstgeborne Zwillingsbruder erscheine. Die Rezension setzt meinen Brief fort! Lange lange hatt' ich eine solche poetische Erquickung nicht.

Den Roman Ihrer Gattin, auf welchen mich Varnhagen und meine frohe Erinnerung eines verlebten Abends mit ihr so begierig machen, hab' ich noch nicht bekommen.

Cotta hat — wie er schreibt — schon zu viel für seine Kräfte (nämlich der Gesundheit) übernommen, bittet Sie aber, ihm ins Morgenblatt so viel Sie wollen zu senden. Aber in Nürnberg ist ein neu angehender Buchhändler, Schrag, zugleich reich und brav, welchem Sie mit einem Manuscripte Freude machen würden. Sie können Sich, wenn Sie es der Mühe werth finden, auf meinen Wunsch berufen. Ihre Freude über die meinige an ihrem Sigurd that mir zugleich wol und wehe; denn beim Himmel, das Publikum hat Sie noch nicht genug erkannt.

Ihre Werke halten — was sonst sogar sehr gutes bei mir nicht vermag — das zweimalige Lesen hinter einander zum Rezensiren bei mir aus. Gebe der Himmel und Sie, daß mein Wunsch in der Rezension, daß Sie mit dem Zauberstabe ihres Minstrels aus den hohen Hühnen-Gräbern des nordischen Heroums noch mehrere große Schatten vorrufen und herausnöthigen in unser kleines Tageslicht, von Ihnen erfüllet werde. Vor der Hand weiß ich den zweiten nicht, der den Wunsch erfüllen kann.

Ihr und Ihrer Gattin

Freund

Jean Paul Fr. Richter.

1) N. S. Sie sollen nicht übersetzen, sondern übersetzt werden; denken Sie an meinen öffentlichen Wunsch, daß Sie das nordische Heroenthum emporheben wollen möchten.

2) N. S. Ich möchte Sie mal gesehen haben; mein Inneres hätte Ihres gefunden und wir wären wol beide froh gewesen.

3.

Heinrich von Kleist an Fouqué.

Mein liebster Fouqué.

Ihre liebe, freundliche Einladung nach Nennhausen hinaus zu kommen, und daselbst den Lenz aufblühen zu sehen, reizt mich mehr, als ich es sagen kann. Fast habe ich ganz und gar vergessen, wie die Natur aussieht. Noch heute ließ ich mich, in Geschäften, die ich abzumachen hatte, zwischen dem Ober- und Unterbaum über die Spree setzen; und die Stille, die mich plötzlich in der Mitte der Stadt umgab, das Geräusch der Wellen, die Winde, die mich anwehten, es ging mir eine ganze Welt erloschener Erinnerungen wieder auf. Inzwischen macht mir eine Entschädigungsforderung, die ich, wegen Unterdrückung des Abendblatts, an den Staatskanzler gerichtet habe, und die ich gern durchsetzen möchte, unmöglich, Berlin in diesem Augenblick zu verlassen. Der Staatskanzler hat mich, durch eine unerhörte und ganz willkührliche Strenge der Censur, in die Nothwendigkeit gesetzt, den ganzen Geist der Abendblätter in Bezug auf die öffentlichen Angelegenheiten umzuändern;

und jetzt, da ich wegen Nichterfüllung aller mir deshalb persönlich und durch die dritte Hand gegebenen Versprechungen, auf eine angemessene Entschädigung dringe: jetzt läugnet man mir mit erbärmlicher diplomatischer List, alle Verhandlungen, weil sie nicht schriftlich gemacht worden sind, ab. Was sagen Sie zu solchem Verfahren, liebster Fouqué? Als ob ein Mann von Ehre, der ein Wort, ja, ja, nein, nein, empfängt, seinen Mann dafür nicht eben so ansähe, als ob es vor einem ganzen Tisch von Räthen und Schreibern, mit Wachs und Pettschaft abgefaßt worden wäre? Auch bin ich, mit meiner dummen deutschen Art, bereits eben so weit gekommen als nur ein Punier hätte kommen können; denn ich besitze eine Erklärung, ganz wie ich sie wünsche, über die Wahrhaftigkeit meiner Behauptung, von den Händen des Staatskanzlers selbst. — Doch davon ein Mehreres, wenn ich bei Ihnen bin, welches geschehen soll, sobald diese Sache ein wenig in's Reine ist. — Müllers Buch, das ich damals, als sie hier waren, besaß, mußte mir unseeliger Weise bald darauf Marwitz aus Friedersdorff abborgen. Er nahm es, um es zu studieren, nach seinem Gute mit, und hat es bis diese Stunde nicht zurückgeschickt. Inzwischen habe ich schon Anstalten gemacht, es wieder zu erhalten; und ich hoffe es Ihnen, Behufs Ihrer freundschaftlichen Absicht durch Frh. von Luck zuschicken zu können. Erinnern Sie das Volk daran, daß es da ist; das Buch ist eins von denen, welche die Störrigkeit der Zeit langsam wie eine Wurzel den Felsen, sprengen können, par explosion. — Was schenken Sie uns denn für diese Messe? Wie gern empfinge ich es von Ihnen selbst, liebster Fouqué; ich meine, von Ihren Lippen, an Ihrem Schreibtisch, in der Umringung Ihrer theuern Familie! — Denn die Erscheinung, die am meisten bei der Betrachtung eines Kunstwerks rührt, ist, dünkt mich, nicht das Werk selbst, sondern die Eigenthümlichkeit des Geistes, der es hervorbrachte, und der sich, in unbewußter Freiheit und Lieblichkeit, darin entfaltet. — Nehmen Sie gleichwohl das Inliegende, wenn Sie es in diesem Sinne lesen wollen, mit Schonung und Nachsicht auf. Es kann auch, aber nur für einen sehr kritischen Freund, für eine Tinte meines Wesens gelten; es ist nach dem Turnier gearbeitet, und würde nichts werth sein, käme es nicht von Einem, der in der Regel lieber dem göttlichen Raphael nach-

ſtrebt. Adieu! Es bleibt gerade noch ein Platz zu einem Gruß an Fr. v. Fouqué, den ich hiermit beſtelle.

Den 25. April 1811.

H. v. Kleiſt.

4.

Ludwig Uhland an Fouqué.

Tübingen, den 3. März 12.

Indem ich die Feder anſetze an Sie zu ſchreiben, fällt es mir freilich ſchwer aufs Herz, daß ich es bis jetzt anſtehen ließ, Ihren Brief vom Anfange des vorigen Jahrs zu erwidern und Ihnen für die Ausſtattung des Almanachs durch eigene Beiträge ſowohl, als durch die vom Grafen Löben verſchafften, innigſt zu danken. Zu meiner Entſchuldigung kann ich jedoch die fremdartigen Geſchäfte anführen, welche mich, ſeit meiner Zurückkunft von Paris, oft für lange Zeit gänzlich von dem abziehn, was meine Liebe und meine Luſt iſt.

Nun hat mir Kerner Ihre und Ihres Freundes neueſte Briefe mitgetheilt und mir dadurch eine erwünſchte Ermunterung gegeben, Ihnen nach ſo langer Zeit wieder nahe zu treten.

Daß der Almanach, über den ich ſchon ſo verſchiedene Urtheile gehört, Ihren Beifall erworben hat, war uns ungemein erfreulich. Wenn Ihnen unſere Beiträge willkommen waren, ſo laſſen Sie mich dagegen anführen, mit welchem Vergnügen Kerner und ich Ihr Heldenſpiel laſen, als ich ihn im Winter in ſeinem einſamen Wildbad nach 2 Jahren zuerſt wiedergeſehen. Es war ein regneriſcher Sonntag, an dem wir laſen, die Tannenwälder brauſten und der angeſchwollene Strom erſchütterte das Haus.

Die mit Volker unterzeichneten Lieder ſind von mir. Hebel und Kölle gaben vor drei Jahren „Vier ſchöne neue Kriegslieder“ zum Beſten der badiſchen Invaliden, als fliegendes Blatt heraus. Eines davon: Musketierlied, ſteht im Almanach. Ich wurde aufgefordert, auch ein Kriegslied zu dichten, und dieß veranlaßte den guten Kamerad. Schildeis habe ich zwar ganz ausgeführt, es ſchien mir aber nur die im Almanach ſtehende Scene zum Druck geeignet.

Kerner hat Ihnen wahrscheinlich schon geschrieben, daß der Verleger des Almanachs keinen zweiten Jahrgang übernehmen will, indem er fürchtet, vom vorigen nicht einmal die Druck- und Versendungskosten, denn andere hatte er keine, herauszuschlagen. Ihre und anderer Freunde Zusicherungen, so wie die schon vorhandenen Beiträge würden es sehr bedauern lassen, wenn dieses Unternehmen in Stocken geriethe. Sollten Sie uns nicht vielleicht eine Buchhandlung Ihrer Gegend zu nennen wissen, der man den Verlag anbieten könnte?

Eine Sammlung meiner Gedichte, sowie eine Schrift über die altfranzösische Poesie läßt dieselbe Ungunst der Zeiten nicht ans Tageslicht kommen. Für die letztere thut es mir am meisten leid, nicht in Hinsicht auf den Werth der Schrift, aber auf das Interesse des Gegenstandes.

Ein Luftschloß ist auch die Idee zu einer poetischen Zeitung, welche am Sonntag erscheinen sollte, wie andere Blätter an den Werktagen. Man scheint in Deutschland nicht nur die reflektirende Poesie über die productive, sondern sogar das Sprechen von Poesie über die Poesie selbst, die Recension über das Gedicht zu setzen, und es würde mich nicht wundern, wenn Jemand behauptete: Göthe habe seine poetischen Werke nur geschrieben, um schließlich als Beilagen zu seiner Lebensbeschreibung zu dienen. Eine Zeitung nun wünschte ich, welche blos der unmittelbarsten Poesie, blos Gedichten, gewidmet wäre, und zwar als Sonntagsblatt, weil es so einestheils nicht leicht an tauglichem Vorrath fehlen könnte, anderntheils, statt daß der Almanach nur Einmal im Jahre kömmt und eine Blume die andere drängt, statt dessen wöchentliche Blätter den Frühling über das ganze Jahr verbreiteten, die Luft frisch erhielten und jede einzelne Blüthe ruhig betrachten ließen.

Romanzen, Lieder ꝛc. habe ich wieder viele gedichtet, zu Größerem fehlt mir, wenn auch nichts Anderes, doch Zeit und Ruhe. Poesie und Advokatengeschäfte stimmen übel zusammen.

Ueber die altfranzösische Poesie möchte ich Ihnen Vieles sagen, aber eben dieses Viele läßt sich nicht in einen Brief zusammendrängen; ich möchte Sie auf meine Schrift verweisen, aber sie ist ja nicht gedruckt. Durch meine Abreise von Paris bin ich nicht ganz aus der Verbindung mit den Handschriften gekommen. Mein Freund, Prof. J. Bekker aus

Berlin, der zuerst aus Gefälligkeit für mich Einiges nachschlug, fühlte sich bald tiefer hineingezogen und ich verdanke ihm schon sehr schätzbare Mittheilungen.

Eginhard und Emma, das letzte was ich von Ihnen gelesen, machte mir besondere Freude, da ich immer soviel mit dem guten Kaiser Karl zu schaffen habe.

Ich schließe, wie das Blatt gebeut, aber nicht, ohne Sie zu bitten, mich recht bald wieder mit einem Briefe zu erfreuen. Mit Innigkeit

der Ihrige

L. Uhland.

5.

Justinus Kerner an Fouqué.

Welzheim, den 17. Januar 13.

Theuerster Freund!

Schon wieder beschwere ich Sie mit ein paar Zeilen. Unser Almanach-Manuscript mußte von Hamburg nach Paris unter strenge französische Censur wandern, und wurde dort bis jetzt hingehalten, auch wurden dem Verleger große Schwierigkeiten gemacht, wahrscheinlich rühren diese von Epigrammen auf den Tod des Prinzen Louis von Varnhagen her, weiter von einem Gedichte Varnhagens das die Ueberschrift hat: an den **Reichsgrafen** von Bentheim, von einem Gedichte auf Hohenstauffen von mir, von einem Gedichte von Floridan, das freilich nur zu auffallend der jetzigen Zeit anpaßt. Der Verleger schrieb nun, er wolle das Manuscript auf bessere Zeiten aufbewahren, allein es ist jetzt schon für alle Theilhabende ärgerlich zu warten und ich verlangte daher das Manuscript zurück. Ich hab' es noch nicht erhalten, hoffe aber, daß Campe wenigstens die Freundschaft hat es uns wieder bald zurückzustellen, da wir besonders mehrere von Ihren Beiträgen in Abschrift nicht besitzen, die Zeit dazu war zu kurz. Das Manuscript will uns nun die Herbrandische Buchhandlung in Tübingen zum Drucke besorgen, wir müssen aber von der Almanachsform abstehen und dem Büchlein einen andern Titel dichten. Ich bitte Sie herzlich: uns doch einen Titel vorzuschlagen. Es muß bis auf die Ostermesse gedruckt

erscheinen. Ich meinte schon man sollte es: deutscher Gedichte Frühling nennen. Auch wäre sehr gut, wenn dem Büchlein zur Hebung unsrer unbekannten Namen auch ein berühmter Name vorstünde. Theuerster Fouqué! wollten Sie nicht erlauben, daß wir Sie auf dem Titelblatt als Herausgeber nennen dürften?? Ich bitte, bitte herzlich darum! Gewiß ist sein ganzer Inhalt (ich habe selbst nur Weniges dazu beigetragen) ächt. Sie hatten an dem ersten Werklein eine so große Freude, aber ich versichere Sie, wir dürften uns ob dem Inhalt des zweiten noch viel mehr freuen. Gewähren Sie mir doch meine Bitte!!! Ich erwarte recht bald eine günstige Antwort von Ihnen.

Am 26. December kam endlich mein Bruder mit halbem Leben von der Armee zurück. Er erhielt an der Berezina einen starken Prallschuß aufs Herz. Er mußte 200 Stunden zu Fuß gehen. Er ist körperlich nur noch der halbe Mensch. August Mayer soll noch leben, wahrscheinlich in Thorn, sonst aber haben wir viele Freunde und Anverwandte zu beweinen.

Bei Gelegenheit als ich in Stuttgardt meinen Bruder besuchte, traf ich auch meinen Uhland wieder und drückte ihn nach langer Trennung wieder an's Herz!! —

Wir dachten Ihrer mit innigster Liebe und gedachten, welch ein Trost uns durch Ihre Freundschaft geworden.

Die Welt liegt gegenwärtig wieder so gar schwer auf mir, auch drückt mich der Körper unsäglich. O Fouqué, hätt' ich nur Ihre Kraft! Ist es Ihnen nicht auch oft so gar, gar angst? Ich bin einsam, das heißt, getrennt von all meinen Freunden in andern widrigen Umgebungen. Wären nur diese nicht, ich wollte gern einsam sein. —

Ich bin mit Liebe

Ihr J. Kerner.

6.

Dorothea von Schlegel an Fouqué.

Wien, den 20. Juli 14.

Sehen Sie wohl, sehr lieber Freund, es ist ja grade so gegangen wie Sie es wollten; der Philipp ist nicht nach Wien, er ist grade zu

Ihnen gegangen; und wahrscheinlich so recht wie Sie mir vorher geschrieben, ganz unverhofft und unangemeldet zu Ihnen an's Thor angeritten gekommen! Das wird wohl ein schönes Wiedersehn gewesen sein. Wenn Sie, werther Freund, eine verlorne Stunde haben sollten, so schreiben Sie uns doch, wie Sie den Jüngling wiederfanden? ob er sich verändert hat seit er Sie verließ; ich bin so begierig ihn wiederzusehen, und wie ein Leben auf diese Seele gewirkt haben mag, zu welchem sie so gar nicht vorbereitet war, daß ich mit wahrem Heißhunger jede auch noch so kleine Nachricht von ihm auffange. Ganz besonders wichtig ist uns alles was Sie über ihn schreiben, denn Sie lieben ihn, und dazu stand er in Verhältnissen gegen Sie, wo Sie genug Gelegenheit hatten ihn zu beobachten, und nun gegen das Vergangene zu vergleichen. — Für das, was Sie neulich schrieben, in Rücksicht des Kreuzes, nehmen Sie noch ganz besonders meinen recht verbindlichen Dank; ich fühle recht die Liebe und Freundschaft die in dieser Mittheilung liegt. — Es wäre uns freilich des guten Jünglings wegen lieb gewesen, wenn er durch dieses Ehrenzeichen vor der Welt bezeichnet worden wäre als einer der seine Pflicht gethan — Für uns bedarf es dieses äußern Zeichens nicht; wir setzten von Anfang das sichere Vertrauen in ihn, daß er bei jeder Gelegenheit durch Gottes Hülfe auf der Bahn der Ehre bleiben, und sich als ein christlicher Ehrenmann halten würde. Gott sei gedankt, daß er diesem Zutrauen entsprochen! Hätte es noch eines Zeugnisses bei uns bedurft, so ist Ihr schriftliches vollkommen hinreichend, diese Stelle einzunehmen; es ist so ehrenvoll für ihn, als das Kreuz selbst, Ihr Zeugniß, daß er sich dessen verdient gemacht. Ich lege auch dieses Blatt von Ihnen nicht zu den übrigen Briefen, sondern ganz besonders zu meinen allerwerthesten und liebsten Andenken. Philipp soll es von mir erben wenn ich sterbe. — Was Sie über Ihre Gesundheit schrieben, hat uns mit Besorgniß erfüllt; Lieber Fouqué, was reden Sie jetzt von sterben? jetzt muß man leben, um noch die schönen Früchte wenigstens keimen zu sehen, die Ihr mit dem Schwerdte ausgesäet. Brave, liebe Landsmänner! Ihr habt die Feuerprobe schön bestanden, und meine Freude ist es, Euch von allen Nationen, und allen verschiedenen Glaubensgenossen in allen Sprachen loben und preisen zu

hören. Manchmal treib' ich ordentlich Koketterie, und thue, als wollte ich Euch gar nicht recht mit loben, bloß um die Andern recht tief hineinzulocken und mich bestreiten zu hören. Aber nun kömmt die Wasserprobe — nämlich der Congreß und das Austheilen, und Administriren; hier gebe Euch der Gott aller Gaben Mäßigung, so wie er Euch in der Probe der Schlacht den Heldenmuth verlieh — Ich wollte, dieser Theil des Krieges, nämlich der politische, wäre nur erst vorüber, mir graut davor. Friedrich aber sitzt so tief darin in allen diesen Verhandlungen, daß für jetzt, und vor Erledigung des Congresses an keine andre Arbeit von ihm zu denken ist; Poesie und alle Musen haben große Perrücken aufgesetzt und schwarze Mäntel umgethan — verzeihen Sie ihm also, theurer Freund, daß er Ihnen jetzt noch nichts für Ihre Jahrszeiten schicken, ja nicht einmal schreiben kann. Er grüßt Sie aber mit herzlicher Liebe; er verwundert sich, daß Sie das Museum nicht ordentlich erhalten haben, er hat es Ihnen sehr ordentlich zugesendet, Sie möchten doch Hitzig darum fragen. Für Ihre Theilnahme an meinem Johann, sage ich Ihnen vielen Dank. Ich habe Nachricht von ihm; er ist in Rom, befindet sich wohl, und denkt nicht an die Rückkehr. Er ist sehr besorgt um seinen Bruder, und wird sich sehr freuen, wenn er hört, daß er nach Rom gehen will. Aber was der Philipp nicht alles ausrichtet! Hat er nicht immer gegen alle die ihn bereden wollten nach Rom zu gehen, gesagt, „nicht eher bis der Papst wieder dort ist!" und sieh da, es geschieht so! — Johann hat sehr viel in seiner Kunst gelernt zu Rom; gebe doch Gott, daß er doch so Eins mit sich wird wie sein Bruder es ist. Ich schreibe Ihnen bald wieder, lieber Freund Folko! Nehmen Sie heute die wenigen Zeilen als einen Beweis meiner freudigen Dankbarkeit. Die Post will fort, ich muß eilen.

Gott, der Urheber aller Gaben und Gnaden wolle Sie stärken und Ihre Arbeiten segnen. Wir freuen uns über die Maßen wieder bald von Ihnen zu lesen. Wenn es Ihnen nicht zu langweilig ist, so schreiben Sie uns doch auch was Ihnen eigentlich fehlt, wir betrüben uns Sie krank zu wissen. Gott erhalte Sie. Lassen Sie uns Ihrem Andenken empfohlen sein.

Ihre

Dorothea Schlegel.

Viele Empfehlungen von Friedr. und mir, Ihrer Frau Gemahlin.

7.

Graf Leopold Stolberg an Fouqué.

Tatenhausen bei Bielefeld in Westphalen, den 5. Mai 1815.

Ihren und Ihrer Frau Gemahlin sehr liebe Briefe vom 15ten März erhielt ich erst am 27sten, am Sterbebette meines Sohnes Franz, der zween Tage nachher nach langer und schmerzlicher Krankheit, deren Beschwerden und Leiden der freudige, lebendige 13jährige Knabe — Beschwerden die ihm sieben Monate lang das Gehen und Stehen unmöglich gemacht — mit himmlischer Geduld und gottseliger Liebe Desjenigen ertragen hat, der unsre Krankheiten und Schmerzen Selbst hat kosten wollen, und ihn in einem Kusse Seiner Liebe heimholte.

Nehmen Sie, theurer Freund, meinen verspäteten Dank für ihren sehr lieben Brief, mit Liebe auf; das wolle auch Ihre Frau Gemahlin thun, deren freundliches Briefchen mich sehr erfreut hat. Herzlichen Dank auch für den Thiodolf, für dieses schöne und liebe Patchen, das ich mit großem Interesse gelesen habe, mit solchem, daß ich mit jugendlicher Begierde mich nach dem zweeten Theile, und vorzüglich nach Findung der schönen Isolde sehne, die ich mit ihrem sehr originalen Liebhaber, auf Land und Meer verfolge.

Mit noch höherem Interesse las ich Ihre Corona. Das ist ein großes, schönes, romantisches Epos, das ich an poetischem Werth, in dieser Art von Poesie, dem Oberon an die Seite setze, dem es in sittlicher Rücksicht unendlich vorzuziehen. Wenn ich also des Oberons erwähne, so setze ich zum voraus, daß Sie nicht mit denen übereinstimmen, die Wieland als Dichter so ungerecht beurtheilen wie die Schlegels thun, und manche andre. Im Oberon und in der Idris erscheint mir Wieland als ein großer Dichter. Die höhere Moralität Ihrer Corona erhöhet auch selbst ihren poetischen Werth. Der Fluch, welcher auf der Familie des Helden liegt, gibt dem Ganzen, wie der Zorn des Achilles in der Ilias, Einheit und Gehalt. Die mit großem Urtheil geschehende, niemals ihres Zwecks verfehlende Wiederholung der schönen Strophe „Denn diese dunkeln Brauen, finstren Locken" steht wie ein Leuchtthurm, der den Leser, den sonst die Reichhaltigkeit der zahllosen und verschlungnen

Episoden zerstreuen möchte, immer wieder auf den Hauptmoment des Ganzen zurückführt, und daher diesen ariostischen Reichthum an Dichtungen in Eine große Dichtung ordnet. Der Held des Gedichtes und Bianka sind so vorgestellt wie es sich von Ihnen erwarten ließ, er, reinedel und heldenmüthig, sie, holdselig; aber ich bewundre vorzüglich die Schilderung der Corona, dieser liebenswürdigen Feindin, die immer liebenswürdig bleibt und den Leser anzieht, durch weibliche Liebe zu dem, den sie als furchtbare Zauberin verfolgt.

Ich habe umsonst im Saxo Grammaticus nach dem heiligen Graal mich umgesehen, und bekenne meine Unwissenheit. Das doppelte aa im Namen (welches die Dänen einsylbig wie ein deutsches o aussprechen) findet man im alten Deutschen nicht. Darum, und Ihrer gerechten Vorliebe wegen für alte skandinavische Poesie, vermuthe ich, daß er ein Sohn des Nordens sein müsse. Mich verlangt danach, liebster Freund, ihn in einem romantischen Epos von Ihnen zu sehen. Izt weiß ich nichts von ihm.

Seit ich nicht an Sie schrieb ist unser Vaterland in neuen Krieg gestürzt worden. Vier meiner Söhne und mein jüngerer Eidam sind ins Feld gezogen. Ich habe guten Muth! Mein älterer Eidam, Ferdinand Stolberg, wäre gern mitgezogen, aber der vorige Krieg hat seine Gesundheit so zerrüttet, daß er diesen durchaus nicht mitmachen konnte.

Bonapartens Lage scheint mir verzweifelt. Mit Zuversicht erwarte ich für uns den Sieg! Gott gebe uns nur Weisheit, Eintracht, Demuth und christlichen Sinn nach dem Siege; Er gebe uns Erneuung, deren wir so sehr bedürfen. Ich umarme Sie von ganzem Herzen! — Mein dritter Sohn hat sich izt in Lüttich freundschaftlich verbunden mit einem jungen Gröben, Bruder desjenigen den Sie so schön besungen haben.

So eben meldet man die herrliche Nachricht, Mürat sei gefangen. Ich sehe sie als entscheidend für den Krieg an.

F. L. Stolberg.

8.

Gräfin Louise an Fouqué.

Berlin, den 15. Decbr. 15.

Immer habe ich es verschoben Ihnen zu schreiben, lieber Fouqué, weil ich es recht gründlich und ordentlich thun wollte in einer ruhigen Stunde, wo ich ungestört einen langen Brief vollenden könnte. Da über diese Erwartung aber ein Tag nach dem andern hingeht, so ergreife ich lieber den ersten besten Moment um Ihnen herzlich zu danken für Ihren Brief —

Ihre fast lächerliche Erwähnung des Herrn von Thränenreich hat mich tief gerührt, denn grade unter dem Lachen ruht ja oft der tiefste, der schmerzlichste Ernst wie neben der anscheinenden Impatientia die höchste resignirteste Patientia bestehen kann —. Mir ist es übrigens nie eingefallen Sie für ein humeur couleur de nous zu halten, denn meine erste Bekanntschaft mit Ihnen war durch Undine, und das holde Bächlein, was die Grabstätte des verlorenen Liebetreu umschlingt, deutet doch wohl eher auf Thränenreich als auf einen Junker Rosenroth, um in der würdigen Romanenhelden-Sprache zu verbleiben. Immer habe ich Ihnen fragen wollen, woher Sie den Stoff d. h. die Form zu dieser lieblichen Dichtung herbekommen haben, ob irgend ein altes Mährchen Sie veranlaßt grade in dieser Gestalt diesen Lehrbrief ächt weiblicher Liebe niederzulegen. Uebrigens weiß ich wohl, daß es eine alte Sage ist, daß man durch die Werke nicht auf die Persönlichkeit und das Gemüth des Dichters schließen soll — aber ich halte, so wie manche andre alte Klugheitsregel, auch diese für einen bloßen Wahn — denn gewiß es ist unmöglich, daß ein Mensch aus dem Gebiet des Lebens etwas lebendig darstelle ohne sich selbst gewissermaßen dabei zu geben und Anklänge von sich selbst mit darzustellen." —

Was die Geschichte anbetrifft, die Sie in Ihrem Briefe erwähnen, so erinnere ich mir derselben sehr gut, auch Ihren Schrecken als Sie glaubten, ich wollte etwas anrühren und antasten mit profanen Händen an Ihrem Dienst der schönen Herrin — Gott soll mich vor solchem Frevel bewahren — was sollte denn der arme Mensch wohl hienieden

oft anfangen, wenn es nicht Heiligen-Bilder gäbe, an denen er gläubig hinauf blicken könnte — oder Engelsbilder, die in den Sternen wohnen. „Die Sterne die begehrt man nicht" und doch sind sie Trost in Thränen — wer wollte an solchem Trost sich vergreifen! glücklich wem er das dürre Leben verschönert. Was ich Ihnen sagen wollte war von ganz anderer Natur — es betraf die Meinung über einen Mann, der in unsrer Nähe stand, über Schleiermacher, dem Sie nur unrecht thun können, weil Sie ihn nicht kennen, und darüber, das zu verdammen was man nicht kennt, und diesen wahren ächten Apostel des Christenthums als einen Nicht-Christen zu verketzern, darüber ist es, daß ich schelten wollte — und daß ich auch noch schelte, wenn Sie sich nicht eines Bessern belehren wollen. Hören Sie ihn, lesen Sie seine Predigten und dann sprechen Sie Ihre Meinung aus, aber nur dann — Es ist überhaupt Schleiermacher ein Capitel, was mich ordentlich in Harnisch bringen kann — da wohl selten ein Mensch mehr verkannt und falscher beurtheilt worden ist als dieser ächt fromme, herrliche Mann und Christ — dem ich und viele, die ihm näher traten, so unbeschreiblich viel verdanken, daß es wohl verzeihlich ist, wenn wir seine eifrigsten Vertheidiger sind, bis Gott uns einst würdig macht seine wahren Jünger zu heißen. —

Noch manches könnte ich Ihnen sagen über die hiesigen Schmalzischen Begebenheiten — allein meine Zeit ist zu kurz — Theodor soll das alles fein sauber mündlich vortragen und vielleicht kann ich schon durch ihn etwas schicken, was noch in diesen Tagen erscheinen wird —

Ihrer Frau meine schönsten Grüße und Dank für Ihren Edmund und Ihren Brief — durch Theodor schreibe ich und schicke alle mündliche Commentare dazu. — Lassen Sie sich nicht abschrecken durch diesen Wisch (zu Ihrem Ergötzen sei dies Wort hingeschrieben) mir öfter treffliche Briefe zu schreiben und erhalten Sie mir Ihr freundliches Andenken.

Louise.

9.

Apel an Fouqué.

Leipzig, den 31. Mai 1815.

Sie haben vollkommen Recht, mein theurer Fouqué, daß ich Ihnen auf Ihren letzten Brief vom 19. Mai (den ich aber erst gestern erhielt) die Antwort nicht so lange werde schuldig bleiben, als es wohl sonst meine Un-Art ist. Ich hatte Ihrer Ankunft mit so viel Freude entgegen gesehn, und nun ist alles vereitelt durch einen Grund der wahrhaftig betrübender ist, als die betrübte Sache selbst. Ich will Ihnen nicht zureden, liebster Freund, Ihren Plan nochmals zu ändern, manchmal spricht ein Geist der Wahrheit durch gelegentliche, wenn auch an sich unpassende Bilder und wenn nur der Sinn der Hieroglyphe erfüllt wird, so ist es am Ende gleichgültig für die Hauptsache, welches Bild ihn aussprach. So könnte die Reise nach Hamburg Ihnen in andrer Hinsicht erfreulicher werden, als die früher beabsichtigte — auch käme mein Ab- und Zureden wohl jetzt auf jeden Fall zu spät. Was aber die Spannung betrifft zwischen Ihren Landsleuten, und den Meinen von der Stadtseite, (denn von der Landseite gehör' ich Ihnen an, und nicht mit Widerwillen) so ist sie allerdings vorhanden, jedoch nicht von der Art und in dem Grade, daß Sie, lieber Fouqué, deßwegen eine Reise durch Sachsen zu scheuen hätten. Wir wollen uns nicht verbergen, theurer Freund, daß die Idee dieser Spannung in den Sachsen gut und löblich ist. Es ist Gefühl der Nationalität, und wenn wir unbefangen darauf blicken mehr in kosmopolitischer Hinsicht, die nur, wie so manches Göttliche in Knechtgestalt erscheint mit der Maske der politischen Nationalitätsucht oder der Unterthänigkeit, die ich fast lieber Hundelei nennen möchte. Diese Erscheinung der Idee bei den Sachsen, besonders den Sächsischen Ständen ist mir in diesen letzten Jahren oft ein tiefer Greuel gewesen. Die Idee werden Sie, mein Freund, gewiß mit mir achten, und von der lächerlichen und widerlichen Maske unterscheiden. Der Held erkennt im Gegner den Heldenmuth nicht wenn dieser sich seinen Ausfällen hingibt sondern, wenn er ihnen widersteht, so wird man die Nation immer nur in der Nationalität achten können, welche die

Farbe nicht so schnell wechselt, sondern zu behalten strebt. Ich bin überzeugt, es ist bei den Sachsen nicht der Wechsel des Herrschers oder der herrschenden Familie was jene Spannung von neuem geweckt hat, sondern das Gefühl jener Nationalität, was um so mächtiger jetzt spricht, da es durch die Idee des letzten Krieges mehr als jemals geweckt war. — Was ist aber nun der langen Rede kurzer Sinn? Dieser, mein theurer Freund, daß Sie keine Ursache haben diese Spannung zu scheuen, daß Sie deswegen ruhig und ohne Verdrießlichkeit durch Sachsen reisen können. Jeder vernünftige Sachse wird über die Hauptsache mit Ihnen einverstanden sein, und selbst seine Klage über den Verlust der Nationalgestalt wird in einer höhern verklingen, in die wir wohl alle, Alle mit geringer Ausnahme einstimmen, die ich aber jetzt nicht ertönen lassen will. — Auch ist Ihnen wohl diese Spannung etwas zu herb geschildert worden. Es sind hier in Leipzig mehre Preußen, allein es herrscht, mit sehr weniger Ausnahme, ein gutes Vernehmen zwischen ihnen und den Sachsen und selbst diese wenigen Ausnahmen sind von der Art, daß sie keine Folgerung gestatten. Der Lütticher Auftritt ist wohl nur in der Militärschule entstanden und ohne weitern Einfluß. Was aber die Hauptsache ist, lieber Fouqué: Sie, der Dichter, reisen überall unter der Aegide des Genius, der Ihnen alle Herzen zuwendet, wenn auch ein Auge an Ihrer Uniform Anstoß nähme. Und nun genug und übergenug davon.

Ihre Erzählung: der Liebestrank ist richtig und vollständig angelangt, hat mir und einigen Freunden, denen ich sie gleich frisch vorlas, einen frohen Abend gemacht, und wird in den nächsten Tagen an Freund Kind nach Dresden abgehn. Sie haben es recht schön gemacht, daß Sie mir diese liebliche Erzählung zur Spedition geschickt haben, ich danke Ihnen herzlich dafür. Es ist ein besonderer Reiz, daß das Wunderbare des Liebestrankes hier bloß in der Fantasie bleibt, und nur in und durch diese Wunder und Zauberkraft Wesen und Wirklichkeit hat. Wir Menschen wissen gar nicht, was für eine reine Himmelsgabe wir an der Fantasie haben, und was wir damit ausrichten könnten, wenn sie mit kräftigem Willen und Glauben ausgerüstet wird. Da steht dem Menschen das Thor zur wahren Magie offen.

Ihr Oratorium ist herrlich zart und religiös. Dem Componisten wird es indessen einige Schwierigkeit machen, weil die Solopartien, den einzigen Thomas ausgenommen, weiblich sind. Thomas selbst eignet sich seinem Charakter nach mehr zu Tenor als Baß, und so wird der Componist diesen Mangel an Abwechselung durch besondere Kunst zu heben haben. Dem Engel kann er ebenfalls in mehrer Hinsicht nicht wohl eine Baßpartie geben, wiewohl ich englische Baßstimmen z. B. bei einem Weltgericht nicht verwerfen möchte. In dem Oratorium, das ich einst über diesen Gegenstand schrieb, singt auch Michael mit Baßnoten die Todten herauf. Ich freue mich sehr auf Miltitz Composition Ihres Oratorium. Fast fürcht' ich Miltitz ist böse auf mich, er hat mir lange nicht geschrieben, indessen verdien' ich es nicht besser, als daß er Gleiches mit Gleichem vergilt, nur wollt' ich lieber, er thät es nicht. Ich wollte Miltitz würde als Componist so bekannt, wie er es verdient, aber das Publicum, die Recensenten und die Buchhändler sind drei so mächtig retardirende Potenzen, daß es schwer hält, das Vortreffliche zur Kenntniß der Menschen zu bringen. Die Buchhändler sind, besonders mit Musikalien, verwöhnt, was sie nicht umsonst bekommen, mögen sie nicht, allenfalls Concerte bezahlen sie, weil nach diesen, bei der Verwandlung der Kunst in Virtuosität, die bis zur Ausartung geht, noch die meiste Nachfrage ist. Grüßen Sie M'n recht vielmals von mir.

Es ist recht gut, mein theurer Freund, daß Sie diesesmal nicht in den Krieg ziehen können, und Gneisenau hat gewiß aus aller Ihrer Freunde Seele gesprochen: Singen Sie nur ritterlich! — Es ist der Welt besser wenn Sie als Dichter wirken, als wenn Sie fechten, und die Natur und Gott wollen es so, darum gab Er Ihnen mächtigen Dichtergeist und erhielt diesen, während die körperliche Streitkraft ermattet. Solche Stimme spricht denn wohl deutlich genug. Kommt Satan wieder, nun dann ruft eine andre Stimme.

Das ist schon ein recht ritterliches Unternehmen im Gesang, daß Sie an den heiligen Graal wollen, der wie ein rechter anziehender Mittelpunkt alles Romantischen, von Liebe, Heldentugend und Glauben, in geheimnißreichen Dunkel in der Sage und Geschichte steht. Vorstudien gibt es dabei allerdings viele. Ich wünsche Sie schrieben mir so einiges

von dem leichten Gewölk, was vor solch einer Arbeit vor der Fantasie umherzieht, und sich nach und nach zu Gewittern voll glühender Blitze, schmetternden Donnerkeilen, erquickenden Regen, gaukelndem Wetterleuchten und schönem Regenbogen ausbildet. Diese Momente vor und während der Arbeit sind doch unter das Höchste zu zählen, was dem Menschen und dem Dichter in diesem Leben gegeben ist.

Da haben Sie ein Wunderbuch. Erwarten Sie aber nicht viel davon. Ich bin zu wenig frei und heiter gewesen. Gibt mir der Himmel wieder einmal frohe Tage, so hoffe ich soll es kräftiger klingen. Ich hab mancherlei Pläne zu groß und kleinen Sachen. — Ihrer Frau Gemahlin sagen Sie meinen Dank für die mir wieder anvertraute Correktur. Fleischer hat mich noch nichts davon wissen lassen. — Mit ewiger herzlicher Freundschaft

der Ihrige
Apel.

10.

Friedrich von Schlegel an Fouqué.

Hitzingen bei Wien, den 1. Juli 1815.

Geehrtester Freund.

Wenn Gedanken und Anreden bei mir eben so leicht zu geschriebenen Buchstaben und Briefen würden, wie bei manchen andern Menschen, so würden Sie nicht nur einige, sondern schon eine ganze Reihe von Briefen von mir erhalten haben; so oft habe ich an Sie gedacht und in Gedanken geschrieben. Besonders seitdem unser guter Philipp wieder bei uns ist, für den Sie und ihre Frau Gemahlin so viele Güte und Freundschaft gehabt haben, für die besonders auch meine Frau Ihnen ewig dankbar und ergeben sein wird. Es ist eine rechte Wohlthat für ihn gewesen, daß er in Ihre Nähe und in Ihre leitende Obhut kam, bis er dann im Stande war, den rühmlichen Weg auch allein weiter fortzusetzen, wo ihn dann die Vorsehung durch alle Gefahren hindurch fast wunderbar erhalten und auf das glücklichste wieder zu uns geführt hat.

Ihre Corona habe ich mit großer Freude gelesen, und besonders haben mich auch die kriegerischen Erinnerungen und Anklänge aus dem

großen Kampf in den einleitenden Stanzen ergriffen und gerührt. Doch hat das Gedicht im Ganzen dem früheren geliebten Bilde, dem Zauberring, bei mir noch nicht den Preis abgewinnen können.

Ich habe Ihnen schon so lange wegen des Museums schreiben wollen, und hätte dieses auch zur Berichtigung dieser Sache schon viel früher thun sollen. Ich habe von dem ganzen Unternehmen (der letzten Thorheit dieser Art, die ich wohl begehen werde) nichts als vielfältigen Verdruß und bedeutenden Schaden gehabt. Das einzige, was mich dabei erfreuen konnte, war, daß ich doch zuweilen solche Beiträge erhielt wie die von Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin. Aber auch diese Freude hat mir der durchaus elende Verleger dadurch verdorben, daß er in den letzten 15 Monaten von allen auswärts angewiesenen Zahlungen durchaus keine geleistet hat. Noch jetzt ist er mir über 350 Thlr. Courant die Rechenschaft schuldig, die er noch zahlen muß; förmlich vor Gericht wollte ich ihn gleichwohl nicht belangen, weil es gar zu verdrießlich ist. Endlich scheint er jetzt Anstalt zur Zahlung zu machen; in jedem Falle bleibe ich Ihr Schuldner für diesen Posten, der, wenn auch verspätet, Ihnen nicht verloren geht. Vorigen Winter war einmal ein Kaufmann aus Berlin bei mir, der, wenn ich nicht irre, von Ihnen oder Ihrer Frau Gemahlin beauftragt war, die Summe von mir einzucassiren; was mir aber damals ganz unmöglich war!

Setzen Sie denn nicht etwa die deutschen Musen fort, und bei welchem Verleger? Ich habe jetzt manches, was ich früher für das Deutsche Museum bestimmt hatte, und nun eigentlich nicht recht weiß, wo ich es hingeben soll, damit es nicht in gar zu heterogener Umgebung steht. — Die Friedensblätter, die hier erscheinen, sind mehr für kürzere und leicht gefällige Beiträge geeignet (deren ich alle, die ich habe, hineingeben werde) als für längere mehr wissenschaftlich literarische Aufsätze.

Ich fange jetzt hier auf dem Lande, zum erstenmale seit 2 Jahren wieder an einige literarische Gedanken zu fassen. Den Winter hindurch war ich ganz im Congreß und in den deutschen Angelegenheiten versunken, für die ich so wie auch für die der Kirche aus meinem Schreibezimmer mitgearbeitet und gewirkt habe, so viel ich konnte. Anfangs ließ

es sich schlecht genug an, indem das redliche Deutschland über das anmaßende, vorlaute Europa ganz hintangesetzt und vergessen zu werden schien. Auch manche Deutsche aus Süden und Norden kamen mit finstern und umnebelten Blicken und fast kriegerischen Gesinnungen zu uns, so daß Oesterreich am Steuer ruhend lange Zeit nichts vermochte als nur in Ausdauer fest halten und jede gewaltsame Bewegung verhindern. Indessen hat sich plötzlich alles zum Guten gewendet, nachdem uns das Glück (von der beinah schon verlornen Eintracht unzertrennlich) dießmal wunderbarer Weise von der Insel Elba gekommen war. — In wenigen Tagen haben sich noch am Schluß des Congresses die deutschen Angelegenheiten so geschlichtet und gestaltet, daß dieß nun fast als das Größte und Beste erscheint, was am ganzen Congreß geschehen ist. Denn wie mangelhaft auch der deutsche Bund erscheinen mag; er ist doch schon jetzt ein Damm gewesen und geworden gegen unsäglich viele und große Uebel, mit denen wir bedroht waren, und er wird sich, wie ich mit Gewißheit hoffe, auch in der Zukunft noch als ein fruchtbarer Anfangspunkt und erster Keim zu sehr vielem Guten und Heilsamen für Deutschland bewähren. — —

Ihnen, meine gnädige Frau, muß ich noch ganz besonders danken für Ihre freundliche Zuschrift und auch dafür, daß Sie grade diesen Aufsatz mir damals für das Museum senden wollten. Wie sehr würde es mich freuen, wenn es mir einmal so gut würde, wie dem Philipp und ich einige Tage bei Ihnen gastfreundlich verweilen und mit Ihnen Beiden über so manches, was uns Allen für das Höchste gilt und am tiefsten in unser Innres eingreift, reden dürfte, und wir uns gegenseitig mittheilen könnten. —

Ich hatte dazu nicht bloß Wünsche gehegt, sondern manche Plane entworfen. Jetzt freilich steht mir die Reise nach Frankfurt und in das Reich viel näher als eine nach Berlin! — Indessen gebe ich auch dazu die Hoffnung nicht auf.

Philipp hat wohl recht, daß Sie jetzt nur hätten zu uns kommen sollen. Ihre Poesie hat vielleicht nirgends in Deutschland so viele und so warme Anhänger wie hier. Und auch sonst, denke ich mir, würde es Ihnen gefallen haben bei uns. Manche von den Fremden haben zwar

über unsre Kaiserstadt sehr tadelnd und herbe geurtheilt; aber Sie hätten gewiß anders und liebevoller gesehen. Wie sehr es Ihrem König hier gefallen hat, werden Sie wohl wissen. Aber freilich steht er mit seinem tiefen verschlossnen Gefühl sehr allein unter den Seinigen. —

Unser Philipp malt fleißig. Das Bild unsrer verehrten und lieben Gräfin Julie Zichy ist vortrefflich gelungen. Könnte ich nur auch das von der Prinzessin Wilhelm sehen, um beide mit einander zu vergleichen und zu wissen, welches er besser gemacht hat. —

Meine Frau trägt mir die herzlichsten Grüße und Empfehlungen an Sie auf; und ich bitte Sie Beide um die Fortdauer Ihrer freundschaftlichen Gesinnung.

Ihr Freund

Friedr. Schlegel.

11.

Wilhelm Müller an Fouqué.

Berlin, den 5. August 1815.

Hochwohlgeborener Herr,

Hochzuverehrender Herr Baron,

Weß das Herz voll ist, deß läuft der Mund über, sagt ein altes Sprichwort, das der Schreiber dieses Briefes aber zu vielen Malen als unwahr erkannt hat: denn wenn sein Herz so recht zum Ueberlaufen voll ist, so ist sein Mund gewöhnlich stumm. Und so war es auch gestern Abend, als er den freundlichen Händedruck des Mannes fühlte, dem er nächst Gott und seinen Eltern das Meiste und Beste verdankt, ich meine nicht die vergänglichen Wohlthaten des Lebens, sondern die immergrüne Saat des Guten und Schönen in ihm, so jung sie auch noch sein mag, mit einem Worte, ein deutsches Herz und einen deutschen Geschmack. Denn von meinem Studium der Philologie verführt, hatte ich mich im Leben wie im Gesange in jene heidnische Welt, die man gewöhnlich die schöne, antike zu nennen pflegt, ganz und gar verloren und verstrickt, und wenig fehlte, so hätte ich mich ganz heimisch darin gefunden und wäre dann wohl nie wieder herausgekommen. Wie ich da manchmal lachte, wenn mir so zufällig ein ehrbares altdeutsches Heldenlied zwischen

meinen nackten Götzenbildern begegnete und sich vor Scham und Zorn beide Augen mit dem heiligen Kreuzesmantel verhüllte! — Da las ich zuerst Ihre Undine, und, es mag sonderbar klingen, aber damals, glaube ich, habe ich auch erst eine Seele empfangen, wenigstens eine ganz neue eingetauscht, wenn ich vorher schon eine hatte. Ich weiß nicht, was und wie das in mir vorging, aber in weniger als einer Stunde war es geschehen, das weiß ich. Nun verstand ich das Nibelungenlied, ich las es und las es wieder, ich drang tiefer in die Schatzkammer unsrer alten deutschen Sprachen und Gesänge ein, fing an einen Theil der schwäbischen Minnelieder nachzusingen — wie? darüber werden Sie nach dem Erscheinen des Büchelchens am Besten urtheilen können.*) Wenigstens kann es eine nicht ganz unnütze Vorbereitung sein für diejenigen, welche die alten Lieder, der Sprache wegen, nicht genießen können: denn den Geist hoffe ich unangetastet gelassen zu haben. Alles, was ich nachher geschrieben habe, sind die Nachklänge von dorther und von Ihren Dichtungen. Sie darf ich also im weitesten Sinne des Wortes meinen Bekehrer und Meister nennen und nur auf diese Weise dürfte es sich entschuldigen lassen, wenn Ihnen der Bekehrte einige Früchte seines neuen bußfertigen Lebens zu Füßen legt, mit der Bitte, Eins oder das Andere, so weit es die Beschränktheit Ihres hiesigen Aufenthaltes erlaubt, durchzufliegen, und mir nur in einem einzigen Worte zu erkennen zu geben, ob Sie sich eines solchen Jüngers nicht schämen. Wenn das ist, so lege ich meine Feder nieder und mache eine Wallfahrt nach dem Nibelungenhort, um erst alle meine alten Schulden in Arbeit und Gebet abzubüßen. Finden Sie mich aber einer Antwort nicht ganz unwerth, so ersuche ich Sie um ein aufrichtiges deutsches Ritterurtheil, ohne Nachsicht und Mitleid, denn es liegt mir unendlich viel daran, zu wissen, was ich bin und was ich kann, damit ich nicht wie ein Fremdling mit mir selbst in die fremde Lesewelt hinausirre.

---

*) Es erscheint in der Maurerschen Buchhandlung zur Michaelismesse zugleich mit den Bundesblüthen, unter dem Titel: Blumenlese aus den Minnesängern. Erste Sammlung. Enthält 50 Lieder aus der Manessischen Sammlung in einem neu bearbeiteten Text mit freien Nachahmungen und kritischen und historischen Anmerkungen ꝛc.

Das etwa und noch viel mehr wollte ich Ihnen gestern sagen, aber ich konnte nicht, und Sie mögen mich gewiß recht sonderbar und unbehülflich gefunden haben, wofür ich Sie hiermit, wie auch für meine neue Zudringlichkeit, tausendmal um Verzeihung bitte.

Es thut mir leid, daß ich das Manuscript, das Sie hiebei erhalten, Ihnen nicht ganz überlassen kann, denn es ist das einzige, welches ich besitze. Gern hätte ich Ihnen eine Abschrift davon fertigen lassen, aber die Zeit erlaubte es nicht und ich ersuche Sie daher, es vor Ihrer Abreise mir gütigst wieder zurückzuschicken und wenn Sie es bis dahin, wie ich wohl erwarten muß, nicht lesen können, mich wissen zu lassen, ob Sie es mir verzeihen würden, wenn ich Ihnen gleich nach dem Erscheinen der Bundesblüthen so wie meiner Minnelieder ein Exemplar derselben zu Füßen legte.

In dem Gefühl der innigsten Hochachtung

Er. Hochwohlgeboren

ergebenster Diener

Wilhelm Müller aus Dessau,

Mitglied der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache.

12.

Gräfin Louise an Fouqué.

Das nenne ich gewiß nicht verketzern, wenn man so spricht, lieber Fouqué, im Gegentheil ist dies ja die einzige Weise, wie ehrlich strebende Menschen sich verständigen können, und ohne mich mit Vater Fichte zu vergleichen, so muß ich doch gestehen, daß Ihr Brief und ganzes Bekenntniß über Schleiermacher Ihnen mein Herz um ein Bedeutendes gewonnen haben und Sie müssen mir erlauben, ihn gründlich zu beantworten. Wäre ich eine philosophische Schülerin Schleiermachers, so könnte ich vielleicht Ihre Ansicht seiner Lehre aus derselben widerlegen, allein darauf kann ich mich am allerwenigsten einlassen, da ich nichts davon weiß. Nur so viel ist mir klar geworden aus der näheren Kenntniß der Eigenthümlichkeit des herrlichen Mannes, daß die speculative Klarheit seinem Verstande ebenso gewaltiges Bedürfniß ist als der fromme Glauben seinem Herzen. — Beides ist so innig Eins in

ihm und verwebt mit seinem Wesen, daß er es nimmer zu trennen vermag, und indem sein Geist ewig nach der Klarheit der Speculation, strebt sein Gemüth überall und unwillkührlich nach dem Höchsten, ohne das nichts bestehen kann, das Glauben voraussetzt. So kann ich mir sehr gut denken, daß seine Schriften, die offenbar dadurch, daß sie Geschriebenes sind, an welchem auch der Verstand einen strengen Zusammenhang fordert, auf die Seite der Speculation sich überwiegend hinneigen müssen und für den einfach Gläubigen gewissermaßen störend sein können, d. h. indem scharfsinnige philosophische Ansichten in Formen darin aufgestellt sind, um das in wissenschaftlich strengen nothwendigen Zusammenhang zu bringen, was es so süß ist ohne alles Wissen zu glauben. Schleiermachers Tendenz in jedem Gebiet ist das Höchste unmittelbar Empfundene, auch der Wissenschaft durch Speculation anzueignen — hiernach richtete sich schon früh sein ganzes Streben — dahin geht es noch und wenn er gleich nie die Formel aufzufinden hofft, durch welche er das Heilige, was er ahndend in sich trägt, was in ihm lebt und schafft, in vollständiger philosophischer Klarheit der Welt darstellen würde, so hat er doch in diesem Bestreben das Ziel und die Bestimmung seiner Eigenthümlichkeit erkannt. Sie fragen in Ihrem Brief, warum er nicht öffentlich ausspricht, was er glaubt — das thut er ja unaufhörlich da, wo allein er es kann, auf der Kanzel — Niemand kann Schleiermacher beurtheilen, der ihn nicht predigen, fortgesetzt predigen hört. Hier allein tritt er selbst, jenes Höchste in ihm klar hervor — da beseelt ihn das unmittelbare Gefühl von Gott und Christum und er verkündet seine Lehre nach dem Buchstaben der Schrift mit der feurigen Zunge des heiligen Geistes. Predigen, das ist sein Beruf, und zwar Predigten sprechen, nicht schreiben. Er spricht immer aus freiem Gemüth, wie der Geist sich unmittelbar in ihm ergießt — Seine gedruckten Predigten sind nur aus dem Gedächtniß niedergeschrieben, matte Abdrücke der wirklich gesprochenen. Auch sind meistentheils nur die Predigten gedruckt, welche mehr eine speculative Tendenz haben, denn die freien Ergießungen des Gefühls lassen sich nie im Gedächtniß wiederholen, wie Schleiermacher selbst sagt — daher ist es ihm grade am wenigsten möglich, die mit der größten Innigkeit gesprochenen Reden

niederzuschreiben. Was den Vorwurf seiner politischen Predigten anbetrifft, so ist es einer, den ihm nur diejenigen machen, welche ihn nie hören als an solchen Tagen, wo große Haupt- und Staatsactionen begangen werden, als Friedensfeste, Schlachten u. s. w., da nimmt er freilich bisweilen die Gelegenheit wahr, auch vom christlichen Standpunkt aus die Gedanken der Menschen über öffentliche Gegenstände zu leiten und zu berichtigen. — Er thut dies nur, weil es bei uns keine andere Art giebt, zu der Menge zu reden, als von der Kanzel — und weil er überhaupt der Meinung ist, daß die Kirche nicht aus der Welt liegt. In der gewöhnlichen Sonntagsandacht lehrt er aber das Evangelium so rein, wie es wohl noch nie zu Ohren seiner meisten Tadler gekommen ist, und doch fordre ich sie auf, den ersten Band seiner Predigten zu lesen; sie werden Ihr Gefühl weit mehr ansprechen als die früheren, denn allerdings schreitet Schleiermacher fort, in beiden Richtungen — und je tiefer sein Geist eindringt in die Speculation, je kindlicher, einfacher wird sein Glaube, je lebendiger sein Gefühl von Gott und dem Erlöser, dem allein er die Ehre giebt von allem, was heilig und gut und groß und schön ist in der Welt — der ihm eigentlich das A und das O, der Anfang und das Ende ist von allem Heil. — In solchen Momenten, wo er tief durchdrungen ist vom religiösen Gefühl, da tritt sein eigentliches Sein nur hervor — aber, wer es da auch nur einmal wahrhaft erkannt und empfunden hat, der wird ihn nie mehr mißverstehen und nie wieder von ihm lassen. Selten theilt er sich im Gespräch mit — das ist vielleicht ein Mangel oder auch eine Großartigkeit seiner Natur, daß er sich nicht so im Detail ausgeben kann — — denn wirklich er kann es nicht, und hat oft keine Worte, wenn die innere Bewegung auch sichtbar in seinem ganzen Wesen arbeitet. Er gehört durchaus zu meinen nächsten Freunden, zu denen, vor welchen mein tiefstes Gemüth wie vor Gott daliegt; in den höchsten Momenten meines Lebens habe ich als Lehrer und Führer und Tröster oft mich zu ihm gewandt — und immer habe ich gefunden was ich suchte — und doch können lange Zeiten vergehen, und ist es vielleicht nur eben solchen Momenten vorbehalten, ehe er, wie Sie sagen, den Goldgrund seines Innern im Gespräch öffnet. Hätten Sie doch dabei sein können, wie er

gestern vor der „hohen Herrin" die kleine Blanca Munster getauft hat — und dem Kinde, in der einfachen Rede, die er vor tiefer innerer Rührung kaum sprechen konnte, nichts wünschte in dieser Welt, als daß sie aus allen Kräften ihrer Seele theilnehmen möge an der Erlösung, die uns geworden durch Gottes Sohn, dem auf Erden geborenen, gekreuzigten und auferstandenen, wie er es mündlich erschütternd aussprach, wie der Glaube an ihn allein seligmachend sei u. s. w. und darauf unsern Glauben und das alte Taufformular und ein herrliches Gebet, durch welches er die junge Christin dem Herrn darbrachte, mit tiefer Inbrunst aussprach — da hätten Sie gewiß einen tiefen Blick in das innerste Gemüth des frommen Mannes gethan und wäre Ihnen sein ganzes Sein klar geworden. — Diese Kenntniß gehört auch dazu, um die Schrift gegen Schmalz ungestört zu lesen — es ist ordentlich traurig, wie wenig Sinn die meisten Menschen für die Einheit der Ironie und des Ernstes haben, wie sie nichts andres denken können, als daß der eine absichtlich gemacht sei, um die andre wieder gut zu machen — so hört man denn allgemein diesen herrlichen ergreifenden Ernst, der das Büchlein endet, als einen Passierschein für seine Bosheit betrachten, und dabei dann viele moralische Nutzanwendungen und Gemeinplätze auskramen, über das unerlaubte solcher Angriffe u. s. w. — Schreiben Sie mir doch ja bald, was Sie auf dem Herzen haben über das Buch — überhaupt bin ich sehr begierig zu wissen, wie es in Rennhausen aufgenommen worden.

Was sagen Sie zu diesem langen Brief, lieber Fouqué, dessen Inhalt an ehrlicher kindischer Offenherzigkeit wahrlich dem Ihrigen nichts nachgiebt — aber daher erbitte ich mir auch für denselben eine eben so ehrliche unbefangene Aufnahme und baldige Antwort.

Wie begierig bin ich auf Ihre Sängerliebe, nachdem Sie mir sagen, daß sie lauter Variation sei auf das Thema meines Briefes über den reinen Durst der hohen Liebe! — Ich werde unterbrochen und muß schnell enden — Möge das neue Jahr unter freundlichen Zeichen bei Ihnen eingekehrt sein — mein Mann empfiehlt sich so wie ich Ihnen und allen Ihrigen.

Den 16. Jan. 16. L.

Lachen Sie nur nicht über meinen Eifer der nicht enden kann — aber wenn ich die Wahrheit verhüllt sehe vor den Augen derer, die da sehen können, (denn für den Blindgeborenen ist keine Hülfe) dann tritt meine ganze Impatientia hervor und möchte alle Schleier bis auf die kleinste Falte mit einmal zerreißen.

Uebrigens kommt der Vorwurf des politischen Predigens nicht von Ihnen, das weiß ich sehr gut, und ist der ganze Inhalt dieses Briefes überhaupt nicht gegen Sie, sondern gegen so viele Tadler Schleiermachers gerichtet, die doch unfehlbar auch schon zu Ihnen werden geredet haben.

Ohnerachtet allem aber, was ich gegen die gedruckten Predigten sage, so werden Sie mir doch einen wahren Gefallen thun, wenn Sie den neusten Theil derselben lesen und mir dann recht ehrlich die Wirkung, die sie auf Sie hervorgebracht haben, mittheilen.

Krug von Nidda an Fouqué.

Gatterstädt, am 7. August 1819.

Verehrter, hochgeliebter Freund.

Wohl möchte ich mich meines langen Schweigens wegen, hinter einen Wall von Excüsen verschanzen, daß ich Ihre freundliche Mittheilung vom 17. Juni erst heute zu beantworten mich angeschickt; kennte ich Sie nicht von einer billigeren Seite, und hätte ich Ihnen nicht wissend gemacht, daß ich 4 Wochen in Lauchstädt leben würde, — was etwa auch von Ende Juni bis Juli der Fall war — mich jedoch nicht sonderlich befriedigte. Für's erste ist Lauchstädt in geselliger Hinsicht kein Schatten mehr gegen sonst, wo auch Ihr Regiment — namentlich der Oberst Schubert nebst Familie — sich oft daselbst einfand, und Schauspiele, Tanzfeste, Erleuchtungen u. s. w. jeden Tag mit etwas Neuem bezeichneten; anderntheils fühlte auch ich mich überlebt, und das niederbeugende Gefühl, das Dahinschwinden alles Irdischen, kam mir oft recht wehmüthig in's Herz, wenn ich die herrlichen Baumgänge durchstreifte, unter denen ich in den Jahren von 1798 bis 1802 und 3 so glücklich war, und mich mit dem Moment so ganz erfüllte, daß ich glücklicher als Rousseau auf der Petersinsel den Vorhang des Künftigen

nicht zu lüften wagte. Ach, so Viele meiner damaligen Lieben sind todt; mein Geist ist trüber und einsamer geworden, — meine liebsten Freunde sind fern, und Leila, damals meine stete Begleiterin, die mich in ewig neuer Form umschwebte, seit ich den platonischen Wahn verließ, begrüßt mich nur noch in kurzen Morgenträumen, oder im scheidenden Abendroth! — Auch in physisch-medizinischer Hinsicht hat Lauchstädt mir eben nicht wohl gethan, und obschon ich mir vom Gebrauch der berühmten Douche Wunder versprach, fühle ich bis heute keinen besondern Erfolg und muß es dem kühleren, milderen Herbstmonat überlassen, das noch Ermangelnde zu ergänzen und mir physisch und psychisch zu gewähren, was mir der Arzt so zuverlässig zugesagt. Ich achte im Allgemeinen die Bäder nicht sehr und sehe in den meisten einen Chemin des anes für unwissende, leerköpfige Aerzte, der ihnen aus mancher Verlegenheit hilft, und dem Leidenden nur in so fern Nutzen bringt, als die damit verbundene Reise, Gesellschaft und Zerstreuung wohlthätig wirkt, und ihn aus dem ermüdenden Einerlei rettet, was der Tod aller Ideen und Phantasieen, aller selbstthätigen Geisteskraft ist. Genug des unnützen, Sie ermüdenden Geschwätzes über ganz bekannte Dinge! — auch will ich zum Lobe Lauchstädts noch bemerken, daß Ad. Müllers nähere Bekanntschaft, so wie die erneute des Regisseur Wolff von Berlin und der Mad. Händel-Schütz von Halle, die mir sämmtlich in L. wurden, meine Dankbarkeit fordern.

Noch erfreut mich die gewisse Hoffnung, Ihnen, Verehrter, in Rennhausen im Laufe dieses Herbstes Aug in Auge entgegen zu treten, Ihnen zu sagen, wie theuer Sie mir sind, und wie glücklich es mich macht, mich der großen Zahl Ihrer Freunde anreihen zu dürfen; doch leider wird unsre Reise — die ich bekanntlich nicht ohne einige Gène mit D. machen werde — durch ein Herbstmanoeuvre, das von unsern preußischen Brigaden in unserer Nähe gegeben werden wird, sich wieder um einen halben Monat verzögern, und es mir nicht wohl möglich sein vor den ersten Tagen des Octobers bei Ihnen einzutreffen. Nicht edle Wißbegierde, mich zu diesen Truppenübungen, die längs der Unstrut zwischen Freiburg und Nebra, statthaben, zuzudrängen, wohl aber die unangenehme Nothwendigkeit mehrere Herren bewirthen zu müssen, die

während dem bei uns cantonniren, hält mich ab, schon im September zu reisen; was ich der längeren, angenehmeren Tage wegen weit lieber gethan; doch muß ich mich schon in die Nothwendigkeit fügen und das entfernter hinausgerückte Ziel reizt um so mehr es endlich einzuholen, und dann nur um so glücklicher zu sein. Um jedoch Ihnen, theurer Freund, nicht irgend störend entgegen zu kommen, theile ich Ihnen unsern verspäteten Reiseplan in Zeiten mit, recht herzlich bittend: mir unumwunden zu wissen zu thun: ob Sie uns noch im October auf einige Tage aufnehmen können, oder ob vielleicht eigne dringende Geschäfte Ihnen entgegen sind und Ihre Abwesenheit in Nennhausen bedingen. In letzterem Fall komme ich wohl Anfang Septembers einige Tage allein, um meinen schönen Plan nicht ganz aufgeben zu müssen; denn sehen und Sie persönlich erkennen muß ich Sie und wenn alle Dämonen Klopstock's, Dante's und Milton's mich bedräuten und mich in Fesseln von Demant legten!

Daß Sie meine Gedichte richtig erhalten haben, ist mir beruhigend, und ich sehe Sie schon wie einen weisen Gärtner die wilden, unzeitigen Sprößlinge vertilgen, und Alles zum Besten und Erfreulichen leiten, was jetzt noch ungeordnet und unsauber steht, und wohl ein klassisches Auge beleidigt. Ihre Aufträge an Louise Brachmann habe ich seit länger als 4 Wochen schriftlich besorgt, doch noch bis heut kein Antwort erhalten. Wie ich durch Hofrath Müllner vernommen, ist sie selbst in Berlin, wohl endlich gar in Nennhausen gewesen, indeß ich von ihr ohne alle Kunde bin.

Ich schließe! Erhalten Sie mir Ihre mich beglückende Freundschaft, geben mir gelegentlich eine kleine Notiz, ob Ihnen Dunkelmann's und mein gedrohter Besuch auch im October noch annehmlich dünkt, und nehmen die Wiederholung meiner wandellosen Treue und Anhänglichkeit wohlwollend an.

Ihr

ganz ergebener

Krug v. Nidda.

Sollten wir uns vorm October nicht sehen, so bäte ich wohl mir meine Gedichte nebst Ihren Notizen, wo möglich einem kurzen Vor-

wort Ihrer Hand, per poste zukommen zu laſſen, um ſie noch bis zur Michaelismeſſe reinlich mundiren zu können.

14.

Louiſe Brachmann an Fouqué.

W. den 8. März 20.

Sie könnten, mein verehrter Freund, vielleicht jetzt nicht wohl für mich geſtimmt ſein, wenn Sie jenem Recenſenten Einfluß geſtatten wollten, der letzthin geäußert hat: Ich ſei gar nicht in Ihrem diesjährigen Almanach, ob ich gleich nach meiner innigſten Ueberzeugung und nur Beiträge gegeben zu haben glaubte, die recht aus meinem tiefſten Selbſt geſchöpft waren. Ueber: hohe Liebe iſt zumal jener Recenſent freilich kein competenter Richter, da ich dagegen in Ihnen, mein edler Geſangsverwandter, auch manchen Anklang verwandten Gefühls begegnet bin, ſo darf ich wohl nicht fürchten, daß Sie jenem Recenſenten beipflichten und mit ihm an dem Daſein einer hohen Liebe zweifeln werden, (er ſagt nehmlich, es ſei beſſer, wenn die Liebe tief ſäße, als ob nicht ein unendliches Gefühl Höhe und Tiefe in ſich vereinen könnte).

Weh thut es mir aber, wenn auch nur ein Menſch behaupten kann, daß ich gerade in Ihrem Almanach weniger als in Anderm mit allen Facultäten meines Geiſtes gegenwärtig ſei, ich ſende Ihnen beifolgend auch ein ganz kürzlich entſtandenes Gedicht, und Beſſeres wüßte ich nun aus meiner ganzen Seele nicht zu geben, ob ich mir gleich bewußt bin, daß auch Alles, was ich Ihnen letzthin ſandte, zu meinen allerbeſten Productionen gehört; denn gern möchte ich aller Welt beweiſen, wie innig ich Sie verehre. Ueber einige Ihrer neuen Stücke behalte ich mir vor, Ihnen noch meine Bewunderung auszudrücken.

Manche Hinderniſſe haben mich abgehalten das vorerwähnte kleine Stück zu vollenden, und jetzt fürchte ich, daß Sie keinen Raum dafür mehr haben werden. Sollten Sie aber noch ſo viel Raum haben, denn es wird nicht viel über 1 Druckbogen ausfüllen, ſo bitte ich mir dies durch einige Zeilen wiſſen zu laſſen, und ich ſende es Ihnen dann mit umgehender Poſt, denn es ſcheint mir gut genug gelungen. Heut wollt' ich aber dieſen Brief nicht länger aufhalten, da jene Erzählung

noch nicht copirt iſt. Empfehlen Sie mich Ihrer theuren Frau Gemahlin auf das Angelegentlichſte. Von Ihnen Beiden enthält das letzte Frauentaſchenbuch viel Herrliches!

Darf ich denn auf jeden Fall bald auf einige freundliche Worte von Ihnen rechnen? Was ſo wahr aus dem Gemüth kommt, darf ja wohl auch von dem Gemüth auf Wiederklang hoffen? Und mein heutiges eiliges Schreiben mögen Sie dahin rechnen.

Mit inniger Verehrung

Louiſe Brachmann.

VII.

Rue de la Harpe No. 81.

Von

A. Horwitz.

Das ist ein Haus in der Cité von Paris. Es giebt wohl keinen menschlichen Wohnsitz, auf den die rastlos sich fortbewegende Zeit so viel Spuren eingedrückt als auf die Cité von Paris. An solchen Spuren fehlt es nirgends, wo die Zeit nur mit vernehmbarem Tritt vorübergegangen. Doch die Geschichte, diese vielgestaltige Personification der Zeit, offenbart sich nicht überall in gleicher Weise und sie berührt mit ihren Zeigern und Organen die Menschen und Völker nicht so abgemessen wie der Uhrzeiger den Umkreis, der die winzige Zeit des Zifferblattes einschließt. Man hat lange danach gesucht, aber man weiß es nicht, warum die Geschichte hier flüchtig vorübereilt und dort einen grollenden Rasttag hält; hier ewig ihren Besuch verheißt und dort einen Favoritsitz zu haben scheint. Paris ist ein solcher Favoritsitz der Geschichte. In lang andauernden Beziehungen und Verhältnissen kann es an mannigfachem Wechsel nicht fehlen, und so weiß denn auch Paris von seinem Verhältniß zur Geschichte mancherlei zu erzählen. Wer weiß, die Summa seiner Erfahrungen kann vielleicht nicht überboten werden; von keiner Seite her.

Unbezweifelt, Paris, und namentlich die Cité haben dieſe eingedrückten Stigmata der Zeit in einem überreichen und mannigfachen Maaße aufzuweiſen. Soweit wir rückwärts und vorwärts ſchauen können, waren die erſten und letzten Tritte, die die Geſchichte hier gethan, Cäſar-Tritte. Ein weltlicher Cäſar, ein mächtiger Herrſcher hat zuerſt den Fuß auf dieſen Boden geſetzt; und ein Cäſar noch mächtiger als dieſer, unter wechſelnden Formen und Geſtalten hat zuerſt hier gewaltet: der Cäſar des Geiſtes. Das ſind die Markſteine unſeres Geſchichtsbodens. Zwiſchen ihnen liegt eine lange Reihe von Jahrhunderten, zertreten, durcheinandergeworfen, ſich überdeckend; nur hier und da erblicken wir ein Zeichen, das auf die Fülle ihrer Formen und ihrer Bewegungen zurückweiſt. Solche Zeichen ſind dem beſchauenden Geiſte unendlich werth. Es ſind die mnemoniſchen Zeichen der Jahrhunderte. Sie ſtehen vereinzelt und zerſtreut, die Initialen der Geſchichtsepochen; in der Seele des Beſchauers aber ſammeln ſie ſich zu einer magiſchen vox memorialis, und die Jahrhunderte und die Epochen werden rege und lebendig und ſie entreißen den Sinn der Gegenwart. Wer mit ſo aufgefriſchtem und angeregten Gedächtniß durch die Cité von Paris wandert, hat wohl ein Recht vor einem Hauſe, einem Trümmer, einem Steine ſtehen zu bleiben.

Wenn man über den Pont-au-change die Ile de la Cité betritt, ſo ſteht man auf römiſchem Boden. Dieſer Pont hat nach allen Forſchern den älteſten Urſprung in der Geſchichte der Stadt Paris. Schon im Jahre 56 v. Chr. führte Julius Cäſar an dieſer Stelle die Römer über die Seine, und, wie er ſelbſt ſagt: Summum Galliae consilium in Lutetiam Parisiorum transtulit. Wo ſich heute der Juſtizpallaſt erhebt, ein ſtattlicher Wächter am Eingang der Cité haben die Römer die erſten Zeichen ihrer Herrſchaft aufgeſtellt. Dieſe Zeichen ſtanden lange, vergrößerten ſich, verpflanzten ſich ſpäter in glänzender Weiſe nach dem ſüdlichen Theile der Cité und fielen endlich zuſammen. Jahrhunderte vergingen; in dem heutigen Juſtizpallaſt bereitete ſich ein Königsſitz, einem neuen Geſchlechte, das nicht ahnte auf dem Fittig der Geſchichte einen ſo mächtigen und wechſelvollen Flug zu nehmen. Der erſte königliche Bewohner des Hauſes war Hugo Capet; und erſt Karl IX. verlegte für immer den Königsſitz von hier nach dem Louvre. Das

Glockengeläute in der Nacht zum 24. Auguſt 1572, das den neuen Königsſitz einweihte, iſt bekannt, denn ſein Wiederhall war furchtbar und mächtig. Seitdem iſt das Haus der Juſtizverwaltung und dem Parlamente offen geblieben. Es iſt hier nicht der Ort noch die Abſicht eine Geſchichte dieſes Hauſes zu geben; doch können auch im Vorübergehen einige Andeutungen nicht zurückgehalten werden.

Zur Zeit ſeiner königlichen Bewohner repräſentirte dies Haus nach allen Seiten hin das bizarre Mittelalter: im Pallaſt ſelber und in der heiligen Kapelle die weltliche und die kirchliche Feudalität und in der Conciergerie, dieſem mächtigen Gefängniſſe, das Schreckbild beider. Das iſt ein Hauptcharakter des Mittelalters, dieſe bizarre Nachbarlichkeit, dieſe überſchwenglichen Beziehungen von Himmel und Erd' und Hölle. Beten, Schwelgen und Foltern waren Handlungen, die ſich gegenſeitig durchdrangen; denn der liebe Gott hatte in der Regel ſein Reſiduum bei der menſchlichen Macht ſo nahe, daß allenfalls Alles in ſeinem Namen geſchehen konnte. Darum muß dies Nebeneinander von König, Prieſter und Folterknecht, von Ritterſaal, Kirche und Burgverließ nicht befremden; ſolchergeſtalt offenbart ſich der Geiſt des Mittelalters überall.

Dieſe einfache Brücke, dieſer Pont-au-change ſah mancherlei über ſich hinſchreiten, ſeit Julius Cäſar die Römerſchaaren drüber hinweggeführt: Könige, Ritter und Vaſallen; ſieghafte Kreuzfahrer von Paläſtina; den baarfüßigen, heiligen König Ludwig IX. an der Spitze einer mächtigen baarfüßigen Proceſſion ſich nach der heiligen Kapelle bewegend, dort die Dornenkrone des Heilands zu deponiren, die der lateiniſche Kaiſer Balduin gegen 2 Million Francs in Verſatz gab; den Narrenpabſt und ſein buntes Gefolge am St. Nicolas-Tage und endlich die zahlloſen Opfer der Conciergerie, deren Verwahrungsorte weit unter das Seine-Bett hinreichten. Man muß ſich in der That an einen engen Paß wie eine Brücke hinſtellen und eine Partie Geſchichte an ſich vorüber defiliren laſſen, um einen Begriff von ihren wunderbaren Formen und Geſtalten zu bekommen.

Und wenn wir hier ſtehen bleiben wollten, um den ganzen Zug abzuwarten vom letzten Narrenpabſt bis auf unſere Zeit, wahrlich,

wir würden noch mancherlei zu sehen bekommen. Zur Zeit des Parlaments hatte die große Uhr des Justizpallastes zur Inschrift:

Sacra Themis mores ut pendula dirigit horas;

und wahrlich, nirgends in der Welt haben Themis und der Uhrpendel wechselvollere Stunden und Lebensformen herbeigeführt als eben hier in Paris. An dieses Haus, das das Alterthum gegründet und das Mittelalter bewohnt, hat auch die neueste Zeit nicht unterlassen ihre mächtigen Traditionen zu knüpfen, vielleicht mächtigere und lautere als alle alten. Hier hatte das Revolutionstribunal seinen Sitz.

Heute ist Alles anders: in den weiten Hallen des Justizpallastes promeniren friedliche Advocaten, in der heiligen Kapelle sind ganze Straßen von Acten aufgebaut, und die Thüren der Conciergerie öffnen sich nur denen, die sich einer solchen Wohnung schuldig gemacht. So könnte man denn nach diesem ersten langsamen Schritt seine Wanderung durch die Cité ruhig weiter fortsetzen, wenn nicht ein Blick zur linken Hand den Fuß auf's neue fesselte. Hier, en face des Justizpallastes ist nichts Besonderes zu sehen; eine Häuserreihe, die sich von jeder andern eben nicht unterscheidet. Doch, es ist einmal das Privilegium von Paris, in den schlichtesten und unscheinbarsten Gegenständen eine latente Geschichte, eine denkwürdige Tradition zu haben.

Am 27. December 1594 kehrte Heinrich IV. siegreich aus den Katholikenkämpfen der Picardie zurück. Er war im Begriff seine schöne Maitresse Gabrielle d'Estrées zu besuchen. Johann Chatel, ein junger Mensch, von den Jesuiten fanatisirt, drängt sich an den König heran und bringt ihm einen Dolchstich bei. Der Mordversuch war indessen, wie man weiß, diesmal noch zu früh, und der König kam, Dank seiner Behendigkeit, mit einer verletzten Kinnlade davon. Den Meuchelmörder erwartete die gerechte Strafe. Aber was mehr war, das Parlament fühlte sich durch seine Aussagen veranlaßt den ganzen Jesuitenorden als jugendverführerisch aus Frankreich zu verbannen. Um aber dieser heiligen Sündenzunft bei ihrem Scheiden noch ein bleibendes Stigma aufzudrücken, befahl der König über den Trümmern des Chatelschen Hauses eine Denksäule zu errichten, an der alle geheimen und offnen Verbrechen der Jesuiten prangen sollten. Das war die

Sündenſäule des Jeſuitismus, en face des Juſtizpallaſtes und grade zu unſerer Linken.

Heute, wie ſchon bemerkt, ſteht an der Stelle wiederum ein Haus, und die Beſucher von Paris, denen es um eigene und ſichere Blicke in die Zuſtände dieſer Stadt zu thun iſt, können dieſem Hauſe nicht vorbeigehen. Es iſt der Prado. Der Name iſt den Fremden gewiß unbekannt, wenn ſie ihn nicht etwa von den Malern des Höllengelüſtes dieſer Stadt zufällig kennen gelernt. In Paris kennt den Namen jedes Kind. Der Prado iſt einer der großen Bazare, wo die zahlloſen Griſetten und die entnervte männliche Jugend ihre Schauſtellungen und ihre ſchaamloſen Bachanalien halten. Wer einen Ball im Prado geſehen, kann ſich eines vergleichenden Hinblicks nicht erwehren auf jene alte Sündenſäule des Jeſuitismus und auf dies neue Stigma einer falſchen Freiheit und einer falſchen Cultur. —

Somit wäre der erſte Schritt in der Cité abgethan. Unſer Weg führt nach der **Rue de la Harpe**, und darum können wir nicht lange unterweges verweilen. Die **Rue de la Barillerie**, in der wir uns befinden, ſüdwärts verfolgend und mit dem **Pont St. Michel** die Inſel verlaſſend, gelangen wir nun in die **Rue de la Harpe**. Nach einer kurzen Wanderung ſehen wir links, etwas ſtraßeneinwärts, anſehnliche Trümmer, die einen Augenblick vorübereilender Beachtung verdienen. Dieſe Trümmer ſind unter dem Namen „die Thermen" allgemein bekannt und weiſen auf den prächtigen Pallaſt zurück, in welchem Julianus Apoſtata, gegenüber der Grauſamkeit und Hinterliſt ſeines Vetters Conſtantius, von ſeinen Soldaten zum römiſchen Kaiſer proclamirt wird. Heute hauſen auf dem Platz, den damals die kaiſerliche Wache beſetzt hielt, einige armſelige Barkiniſten, ein paar zerlumpte Vaudeville's und Gaſſenlieder feil habend.

Einige Schritte weiter ſüdwärts, gleichfalls zur linken Hand, ſteht ein ſchönes und ſauberes Haus, wie es in dieſer Straße nicht gewöhnlich. Die Hausnummer iſt 81. Es iſt ein Kaffeehaus. Es ſteht en face der **Rue Racine** und ſchaut durch dieſe Straße hinweg nach einer Fronthälfte des Odeon. Sonſt hat das Haus nichts Ungewöhnliches. An den untern Fenſtern ſtehen Taſſen, Früchte und ſaubere Bäckerwaaren

aufgeſchichtet, die üblichen Indicien, die aus den Pariſer Kaffeehäuſern in die Straße hineinſchauen. Eine Treppe höher iſt ein großer Saal, das Eſtaminet oder Rauchzimmer des Kaffeehauſes. In der Mitte des ſtattlichen Zimmers ſteht ein ſchönes Billard; an den Wänden herum, die mit Spiegelglas getäfelt und Goldleiſten reichlich verziert ſind, laufen ſammetbedeckte Divans; vor denſelben, in ſymmetriſchen Diſtanzen, ſtehen niedliche Tiſchchen mit dunkeln Marmorplatten. Abends wird das Gefällige dieſer Einrichtung noch durch eine überreiche Gasbeleuchtung erhöht. Gäſte kommen und gehen; die Verweilenden rauchen, trinken und leſen; ſpielen Billard und Domino; Garçon's rennen mit Taſſen, Gläſern und Zeitungen hin und her; und die Dame du Bureau, auf ihrem erhöhten Sitz das Ganze überſchauend, hat ein großes Buch vor ſich, in das ſie die Geſchichte des Tagesverkehrs verzeichnet. Das Alles iſt gewöhnlich; das iſt der Normalverlauf in einem Eſtaminet; in dieſem wie in hundert andern, es iſt Ein- und Daſſelbe, nur formelle, unweſentliche Unterſchiede; von den hundert Beſuchern, die hier täglich ein- und ausgehen, von all den Zerſtreuung und Erfriſchung Begehrenden, die hier verweilen, wird's kaum ein Einziger anders zu ſagen wiſſen. —

Und was iſt es denn, das gerade Einen unter Hunderten hier feſthält mit einer Macht, die man nicht ſieht noch hört? Welches Seelengeflüſter iſt ſo mächtig, daß es einen verdunkelnden Nebel haucht auf all dieſen Prunk des lebendigen Lebens und dieſen Einen ſtumm und vereinſamt macht unter Hunderten? — Ihr leichtfertigen, momentbeglückten Jünger des Tages, die Ihr in der Vertiefung Eures Spiels und Eures eigenen Umfangs jenen unſichtbaren Geiſt nicht gewahrt, der ernſt und ſchweigſam neben der Geſchäftigkeit des Lebens einherwandelt und auch ſeinerſeits Jünger wirbt. O, dieſer Geiſt iſt nirgends abweſend, wo ſich das Leben in all ſeinen Schwingungen entfaltet und ausbreitet. Doch da der Geiſt ewig dauert, der Tag aber gemeſſen iſt, ſo hat er nicht dieſe Haſt der Bewerbung, nicht dieſen Prunk der Jüngerſchaft; und Einer iſt oft vereinſamt unter Hunderten, da er nicht dem Tag verfallen. Dieſer Geiſt, dieſer Eine und jene Hundert — ſie finden ſich auch in dieſem bunten Gemach des Tages beiſammen! Solche Rendez-vous's giebt es oft im Leben, öfter als man es erfährt, denn der

Geist ist stumm, die Hunderte geschäftig und der Eine schweigsam. Bisweilen aber muß es gelöst werden dieses Schweigen, zur ewigen Ehre des Geistes! —

O du Genius der Unendlichkeit, der du die Dinge und den Verkehr der Wahrnehmung und Begrenzung verherrlichst und verewigst, dadurch, daß du mit deinen Geistesfingern die endliche Seele berührst und sie einweihst in die heilige Gemeinschaft des Alls, entziehe das Gnadenbrod deiner Berührung nicht denen, die dir in Wahrheit und in Andacht huldigen; zeichne sie in Wort und That durch Licht und Wärme, auf daß sie sich erkennen und Eins seien und sich nicht entfremden, nicht in Tod und Leben; denn in der höhern und engern Gemeinschaft des Alls verschwinden Tod und Leben und Endlichkeit, und das Wort der heiligen Verbrüdrung und des unbegrenzten Einklangs heißt Unendlichkeit! —

— — In diesem Zimmer, in dem jetzt die Lust und die Leichtfertigkeit eine so heitre Wohnstätte aufgeschlagen, war es einstens anders. Es ist nicht allzu lange her, grade ein halbes Jahrhundert. Mancher von denen, die heute dies Estaminet besuchen, kann sich jener Zeit noch erinnern, ohne zu ahnen, mit welchen unsichtbaren Fäden sie sich an dieses Haus, an dieses Zimmer geknüpft. Mancher andere Besucher mag's nimmer gewußt, oder auch schon vergessen haben, daß sein Vater oder Großvater auch einst als Gast hier umhergewandelt. Damals aber war es anders. Die Gäste waren ernst und feierlich, auf ihren Gesichtern lag Schmerz und Sorge und der dunkle Wiederschein einer gestählten Thatkraft, und ihr ganzes Wesen drückte jene fertige Hoheit aus, die auf einen Verkehr hindeutet, den man höher achtet als sich selbst. Es war ein großer, ernster Verkehr, kampfgezeichnet, hoffnungverheißend und verderbendrohend allzumal. Es war ein ernstes Spiel auf Tod und Leben, auf Freiheit und Ketten, auf Licht und Blut; — und hier, in diesem Saale, wo heute Spiele leichterer Art gespielt werden, kamen jene Spieler zusammen und gaben sich Rechenschaft von dem Stand der Würfel, von ihren Hoffnungen und Befürchtungen, von den Stunden des Tages und der Nacht; — und auch eine Dame war dabei, das Ganze überwachend und controllirend in heiliger, strenger Wahrheit, wie sie wohl selten geherrscht in einem Büreau; — die

Gäste waren die Herren von der Gironde und die Dame des Büreau Madame Roland. —

Es war am Weihnachtsabende des Jahres 1792. Herr und Madame Roland erwarteten ihre gewohnten Gäste. Sie fanden sich alle ein, Brissot, Louvet, Barbaroux, Lasource, Lanjuinais, Vergniaud und die übrigen Genossen dieser unsterblichen Ehrenphalanx der Revolutionsgeschichte. Es waren hohe Wirthe und hohe Gäste. Diesmal jedoch galt es nicht den Christbaum anzuzünden und die Stunden zu verkürzen durch die hundert Eingebungen des Frohsinns und der Liebe. Der heilige Christ, sonst so freigebig, war diesmal karg in seinen Freudenbescheerungen. Der Heiland, der die Gnade in die Welt gebracht, ließ keinen Friedensschimmer auf diesen Abend leuchten, der seine Ankunft bezeichnet. Der Wirth und die Gäste waren sehr ernst; die Wirthin war es auch; doch sah sie noch heute mit begeistertem Auge die Freudenfeuer, die die Revolution angezündet. Das war ein Christbaum, den ein hartes Jahrhundert vor seinem Scheiden der Menschheit zum Besten gab; und diesen Christbaum sah die liebliche Wirthin noch heute durchleuchten durch die trüben und dichten Nebel der Gegenwart, und sie war unabläßig bemüht ihre Freunde zu begeistern an diesem Lichtschimmer und an ihrer eignen Begeistrung. Madame Roland hatte sich eine der Ersten gestellt, als die Revolutionsfanfare in das weite Land und in die weiten Herzen hineingetönt; sie erscheint gewaffnet und geharnischt, ganz und makellos wie es die Würdigkeit jener Fehde erheischte, und wenn man das Anrücken in das Kampffeld von 89 in ein einzig Bild zusammendrängen wollte, man könnte Madame Roland hinstellen, ohne die Hoheit und Bedeutung des erhabenen Bildes zu verkümmern. Sie selber stellt sich gleich in den Rang der Vorposten mit einem Feldruf, der die Kameraden begeistern sollte. „Das Schicksal, da es uns zu dieser Zeit der erstehenden Freiheit in's Leben berufen, hat uns, wie die verlorenen Posten einer Armee hingestellt, die kämpfen und siegen soll; es ist an uns, unsere Aufgabe zu lösen und so das Glück zu bereiten den kommenden Geschlechtern." — So begrüßt Madame Roland den Feldzug. Später ruft sie: „Endlich hab' ich das Feuer der Freiheit in meinem Vaterlande auflodern gesehen; es soll nicht wieder erlöschen. Die Um-

stände haben es angezündet, die Einsicht und die Vernunft haben sich vereinigt mit dem Instinct des Gefühls es zu schüren und zu erhalten. Ich werde sterben, wenn mein Geschick es will, mein letzter Hauch aber wird noch der Hauch der Freude und der Hoffnung sein für die Generationen, die uns folgen werden." —

Wo hat es sich jemals lebendiger und demüthigender gezeigt als in dem Verlauf der französischen Revolution, daß dieser Calcul sittlicher Allgemeinheit, so rein und wahr und begeisternd er auch sein mag, nicht Stand hält in dem Drang und in der Verwirrung der Umstände. Die Wirklichkeit improvisirt ihre Chiffern in That und Zufall, und diese brutalen Factoren eines ungewissen Resultats wachsen dem abstracten Rechner über den Kopf und erdrücken ihn und seine Rechnung. Und was noch zu bedenken: Wo hört in diesem gewaltsamen Contact mit den Lebenskräften der reine Werth unsrer innern Zahlengrößen auf uns zu bestimmen, und wo fangen wir an die Impulse zu borgen, von außen her, rein oder unrein, wie es das brüske Zusammentreffen mit den Ereignissen mit sich bringt. Wer fällt mindestens ein reines Opfer der Verhältnisse? Die Girondisten wußten über alles Dieses mancherlei zu sagen, denn sie hatten trübe und große Erfahrungen gemacht. Madame Roland wußte das Alles, aber sie war eine Frau; sie sah mit jenen Augen sittlicher Illusion, die der heiligen Begeistrung für eine Sache angehören; und diese Begeistrung selber kann nur in einer gewissen Distance von den tausend Wirren der Realität in letzter Stetigkeit erhalten werden. Madame Roland war eine Frau; man hat sie mit Recht die Seele der Girondisten genannt; sie glühte und redete, und jene leuchteten und handelten; aber darum auch waren sie den Verunglimpfungen der Ungunst unmittelbarer ausgesetzt. Darum konnte Madame Roland noch träumen und reden, wo ihre Freunde sannen und schwiegen; die Pythia noch verharren in ihren Orakeln, wo selbst die Priester schwankten und zweifelten. In einem starken und gesunden Organismus haben die Bedrohungen und Angriffe einen langen Weg bis zur innersten Seele. Madame Roland sprach hohe Worte des Glaubens und der Verheißung, und ihre Freunde horchten ihr mit einem tiefen, schweigsamen Ernst. Und wie sollte es heute auch anders sein? —

Es war die Nacht zum 25. December. Der Proceß des unglücklichen Königs ging jetzt seiner Erledigung entgegen. Am 11. December war er vor den Schranken des Convents erschienen und von Barrère verhört worden. Es ward ihm bis zum 26. December eine Frist bewilligt, seine Defensoren zu wählen. „Zwei mal, sagte der greise Malesherbes, sich selber anbietend, bin ich in den Rath desjenigen berufen worden, der mein Herr war, in Zeiten, da alle Welt diesen Dienst beneidet; diesen Dienst bin ich ihm auch heute schuldig, da ihn so mancher für gefährlich hält." Wir stehen vor dem 25. Am 26. sollte der König, von Malesherbes begleitet, zum letzten Male vor die Schranken seiner Richter treten. Es war dieser Tag für die Girondisten eine schmerzvolle Versuchung, eine schwere verknotete Frage, die der Dämon der Revolution diesen treuen, unermüdlichen Kämpfern vorgelegt. Wie sollte der Ernst weichen von ihren Gesichtern und die Bekümmerniß aus ihrer Seele! — Es ist der Gerichtstag Ludwig XVI. auch die Achse geworden, um die sich das Geschick der Girondisten drehte, und es war wohl recht, eine Minute vor ihm zu verweilen. Ueberdies, — diese Heldenschaar, die mehr als einen Leonidas in sich schloß und mehr als einen Engpaß überhangender Gefahren zu besetzen und zu vertheidigen hatte, ehe das Geklüft entfesselter Zustände sie begrub, diese Heldenschaar hat kein Denkmal erhalten, das den Vorübereilenden zuruft: „Steh' still, Wand'rer, hier ruh'n sie, weil sie ihr Vaterland liebten." Die Helden ruh'n zerstreut und unbestattet, wie sie die Unerbittlichkeit des Geschicks hingeworfen; nichts bezeichnet die Stätte, wo sie gekämpft und gefallen. O, ihr großen Manen, haltet Euch nahe zu dem, der Euch jetzt anruft, auf daß der Hauch seines Mundes für Euch ein Denkzeichen werde, auf daß sein winziges aber andachtsvolles Wort hier an dieser Stätte der Hast und des Vergnügens manchem Vorübereilenden in die Seele flüst're: Steh' still, du Sohn des Moments, hier dachten und sorgten die Helden, weil sie die Herrschaft des Geistes liebten! In kurzen Zügen, wie es auf Denkzeichen und Grabmälern geschieht, sei es daher verstattet hier das Lebensbild der Girondisten niederzulegen.

Die Girondisten — es muß dieser Name längere Zeit für diejenigen anticipirt werden, die später als Häupter dieser Partei figurirten, —

damals noch vereinzelt und zerſtreut, hatten das Jahr 89 mit einem gläubigen Aufjauchzen begrüßt. Es war ein Frühroth, dem ein ſchöner Tag folgen mußte; es war eine Gegenwart, an der ſich die Enkel noch beglücken ſollten. So ſpricht es, wie wir geſehen, Madame Roland aus, und ſo bildet ſich im Stillen eine Avantgarde, deren Genoſſen ſich noch kaum ihre Sympathien mitgetheilt. Doch die Umſtände ſollten ſie ſpäter aneinander bringen. Das erſte Revolutionsjahr war vergangen; es hat dieſer Zeit bedurft, um die Revolutionstheorien zu legaliſiren; Theorien, die ſich ſpäter gegen ihre eignen Urheber wenden ſollten. Der Föderationstag kam heran. Dieſe königliche Beſieglung des Fortſchritts hatte viele Unruhegeiſter noch nicht zufriedengeſtellt. Die losgelaſſenen und in Schwung geſetzten Kräfte mancher Klaſſen zeigten offen dies Verharrungsbegehren, und wie von einem phyſiſchen Geſetz getrieben drehte ſich das Rad weiter. Die Reinen aber, die der Sache in Wahrheit dienten, hätten dieſe Beſiegelung mit ihrem Blute bekräftigen mögen, wenn mit einem ſolchen Documente die heilige Angelegenheit zu erledigen geweſen wäre. Madame Roland, in der wir ſo oft die Stimmung der Genoſſen concentrit ſehen, ſchreibt im Juli 90 aus Lyon an Bancal nach Paris: „O, wie ſehr haben Sie mich bedauern laſſen nicht Zeuge dieſer rührenden Scenen geweſen zu ſein, nicht meine Thränen gemiſcht zu haben... doch wozu das? Sie haben uns den Raum durchſchweifen und die Entfernung vergeſſen gemacht, Sie haben uns die Zeugen dieſes erhabenen Feſtes ſein laſſen und wir haben Ihr Jauchzen getheilt. Glücklicher Bürger! Sie haben dem Vaterlande gedient in ſeinen Schmerzenstagen, Sie ſind nun geladen zu ſeinen Jubelhymnen; eilen Sie vorüber dem rührenden „moerorem“ und geben Sie ſich hin dem Enthuſiasmus des „triumphamus.“

Es giebt einen Geſang in der Ilias, der mir das Fieber verurſacht als ich ihn zum erſten Mal geleſen; Ihre Beſchreibung hat auf mich dieſelbe Wirkung gemacht. Möchte dieſer denkwürdige Tag die Franzoſen zu der Höhe ihrer Beſtimmung erhoben, alle Ueberreſte der Tyrannei mit Schmach bezeichnet und alle Herzen vom heiligen Feuer der Freiheit entzündet haben, ohne welche es auf Erden weder Tugend giebt noch Glückſeligkeit!

Mehr um den König als um die öffentliche Sache betrüben mich die übeln Eingebungen, die ihn am Föderationstage geleitet. Die Verstoße nöthigen die patriotischen Schriftsteller zu Bemerkungen, die das Volk aufklären und auf Prinzipien zurückführen; sie hemmen die rasche Hingebung, zu der uns unsre unglückselige Leichtfertigkeit nur zu sehr treibt... Die Sorglosigkeit ist der Tod der Freiheit; die Indiscretionen des Hofes halten uns wach, und in dieser Beziehung sind sie vielleicht heilsam."

Wieviel Wärme, wieviel Gesinnung, wieviel Anschauung in dieser innigen Freiheitsinterjection! — Indessen wurden die Consequenzen der Revolutionsbewegungen immer gedrängter, es bildeten sich Klubbs, Mirabeau, diese Centralgestalt der Nationalversammlung war todt, dies hohe Institut selber verdunkelt die Majestät seiner Einheit, die Spaltungen werden ausgesprochener, die Revolutionsidee personificirt sich in Parteien. Von der andern Seite wird der Hof unruhiger, besorgter, sein Benehmen zweideutiger, die Emigranten und die Coalition von Außen, die Royalisten von Innen — und wir müssen bald den König den verhängnißvollen Weg von Varennes nach Paris zurückbegleiten. Es war am 21. Juni 1791. Dies war ein Unfall, um den sich alle Parteien gruppirten. Was thaten die Girondisten? — Brissot beantwortet diese Frage in seiner Petition, die auf dem Marsfelde unterzeichnet wird, und Madame Roland unter andern in der Briefstelle: Ich kann nicht bei mir bleiben, ich muß die braven Männer meiner Bekanntschaft aufsuchen, auf daß wir uns gegenseitig zu großen Maaßregeln anfeuern. Die Scene wechselt wiederum; man muß jetzt daran denken irgend ein großes Wort zu ersinnen und zu verbreiten.

Das große Wort ward nicht lange gesucht, es heißt: Republik. Die Flucht des Königs war eine Krise, aus der zwei Parteien zum ersten Male völlig getrennt hervorgingen: die republikanische und die constitutionell-monarchische. Die letzte Partei jedoch war in der Versammlung noch stark genug den König zu erhalten. Doch diese Stütze sollte ihm bald entzogen werden. Die constituirende Versammlung stand vor dem Schlusse ihrer Sitzungen.

Am 1. October 1791 constituirte sich die legislative Versammlung. Sie nahm unter würdigen Bräuchen die Constitutionsacte in ihre Mitte auf, und beschwor feierlichst die Unverletzlichkeit dieses Nationaldepot's bis in den Tod zu schützen. Doch die Zeiten waren stärker als die Eide. Die Mißhelligkeiten zwischen der neuen Versammlung und dem Hofe blieben nicht lange aus. Die Parteien markirten sich immer stärker. Die constitutionell-monarchische, in der neuen Versammlung schwächere Partei war der Revolution geneigt, aber auch nur einer begrenzten, gemessenen Vertheidigung derselben. Die linke Seite bildeten die Girondisten, die von den Deputirten der Gironde: Vergniaud, Guadet und Gensonné ihren Namen haben. Diese Partei, die die edelsten Kräfte der Versammlung in sich schloß, hatte ungeachtet ihrer republikanischen Ideen dennoch den redlichen Willen den Thron zu erhalten, wenn er sich anders mit der Wohlfahrt der Nation vereinbaren ließe. Ihre Schriften beweisen dies. Vergniaud, dieser glänzende Redner und redliche Freiheitskämpfer, kam dem Hofe sogar mit seinen Diensten entgegen; viele seiner Collegen thaten ein Gleiches. Doch der Hof, mißtrauisch, wies diese ihm zweideutig scheinende Hand, die ihn vielleicht gerettet hätte, kalt zurück, und die Mißhelligkeiten konnten nur wachsen. Andre Mitglieder der Versammlung fingen bereits an von jeder berechnenden Partei abwärts zu gehn in die Ultra-Revolution. Diese Richtung hatte ihre Stützpunkte außerhalb der Versammlung: in den Jacobinern, in den Cordelier's, in den Vorstädten. Somit fing der Democratismus an die mächtigen Flügel zu heben, und somit senkte sich der Nimbus der Versammlung, der geheiligten Volksvertretung. Und dies war nicht die letzte Schwierigkeit der Versammlung, in der die Girondisten ihre glänzenden Talente entfalteten. Neben den gefährlichen Symptomen der Ultra-Revolution von Innen machte die Gegenrevolution bedrohliche Fortschritte von Innen und von Außen. Die aufgescheuchte Geistlichkeit machte ihren Einfluß auf jede Weise geltend, und zu Brüssel, Worms und Coblenz bildete sich, dem heimathlichen gegenüber, ein auswärtiges Frankreich. Die Girondisten beantragten strenge Maaßregeln gegen die Emigration und gegen die Geistlichen. Die constitutionelle Partei, obgleich die Nothwendigkeit solcher Maaßregeln zugebend, sprach sich dagegen aus, aus

Furcht, daß, einmal von der Constitution abgewendet, man niemals zu ihr zurückkehren werde. Indessen faßte die Versammlung am 16. October den Beschluß, daß der älteste Bruder des Königs seiner Rechte auf die Regentschaft verlustig ginge, wenn er innerhalb zwei Monate nicht in die Grenzen des Reiches zurückkehre. Ferner erklärte sie am 9. November alle außerhalb der Landesgrenzen bewaffneten Franzosen des Hochverraths am Vaterlande schuldig, so daß sie, im Falle sie am 1. Januar 92 noch versammelt sind, der Todesstrafe und ihre Güter der Nation verfallen. Letztens faßte sie einen energischen Beschluß gegen die aufrührischen Priester. Der König sanctionirte das erste Decret, seinen Bruder betreffend, und setzte sein Veto auf die beiden andern. Leider, daß dies geschah. Der König, des Einverständnisses mit der Emigration und dem Auslande schon beschuldigt, mußte durch das Veto nur um so verdächtiger erscheinen. Und doch desavouirte der König öffentlich die Emigration und lud die ausgewanderten Prinzen ein in die Heimath zurückzukehren. Aber es blieb beim Veto und bei der zunehmenden Trennung zwischen Hof und Versammlung. Bald auch wurde das Benehmen der Emigranten und des Kaisers bedrohlicher und die Girondisten immer wachsamer. Sie drangen auf die Entfernung der Minister, die sie für die bevorstehende Krise weder fähig noch zuverlässig genug hielten, und der König, durch die steigende Unruhe der Versammlung geängstigt, sah keinen andern Ausweg als ein neues Ministerium aus der gegenwärtig stärkern Partei einzusetzen. Es war im März 92. Die Girondisten waren vorerst beruhigt. In dem neuen, girondistischen Ministerium sind die hervorleuchtendsten Dumouriez für die auswärtigen, und Roland für die innern Angelegenheiten. Von diesen beiden Ministern hat den ersten die Zufälligkeit der Position, den letzten der innerste Antrieb zum Girondisten gemacht. Mignet, der in seiner raschen und kräftigen Skizzirung der französischen Revolution so viele herrliche und lebendige Bilder giebt, sagt bei Gelegenheit der neuen Minister: „Roland war das Gegenstück zu Dumouriez. Es war ein Charakter, den die Freiheit fertig vorgefunden, als ob sie ihn selber gebildet. Roland hatte ein schlichtes Benehmen, strenge Grundsätze, bewährte Gesinnungen; er liebte die Freiheit mit Enthusiasmus und war fähig ihr uneigennützig sein

ganzes Leben zu weihen oder für sie zu sterben, ohne Ostentation und ohne Schmerz. Würdig in einer Revolution zu leben und wenig geeignet für die Unruhen der Parteikämpfe, erschien sein Talent nicht überschwenglich; sein Charakter war etwas zähe; er verstand es nicht, die Menschen zu erkennen, noch sie zu gebrauchen; und obgleich arbeitsam, erleuchtet, thätig wäre er wenig hervorgestochen ohne seine Frau. Alles, was ihm fehlte, besaß sie für ihn: Kraft, Gewandtheit, Ueberschwenglichkeit, Scharfblick. Madame Roland war die Seele der Gironde; um sie herum sammelten sich jene leuchtenden und muthigen Männer, um über die Bedürfnisse und Gefahren des Vaterlandes zu berathen; sie war es, die da zur That anreizte, wo sie Thatkraft sah, und zur Tribüne drängte, wo sie Beredtsamkeit wußte.

Inzwischen kam es zu einer offnen Kriegserklärung zwischen Frankreich und Oestreich. Der Krieg kam allen Parteien gewünscht, weil jede aus der allgemeinen, nun noch angefeuerten Bewegung Vortheil hoffte. Doch die ersten Angriffsversuche auf belgischem Boden unter Dumouriez's Leitung waren mißglückt. Der Nothruf der unerfahrenen Krieger: sauve qui peut! klang wie Verrath in den Jacobinerklubb hinein; man glaubte ein offnes Einverständniß zwischen dem Hofe und dem Auslande zu sehen; das Mißtrauen der Parteien war auf seiner Höhe. Hier war es, wo die Versammlung aufhörte Rücksichten abzuwägen, und ernstlich anfing in der Consequenz der Staatswohlfahrt zu handeln. Ihre Sitzungen blieben permanent; die vom König besoldeten Schaaren wurden abgedankt; die Priester streng überwacht; um Paris eine Armee von 20000 Mann mobil erhalten, und in Betracht der allgemeinen Gefahr die Menge geworben, sich auf jede mögliche Weise zu bewaffnen. Somit war das Feld der Zustände dem Demokratismus factisch geöffnet worden. Die Berührungen zwischen dem König und der Versammlung brachen ab. Doch die Girondisten wollten den König nicht fallen lassen und sich ihm gegenüber nicht als Partei behaupten, das legten sie unzweideutig an den Tag. Zu dieser Zeit war es, daß Roland dem Könige den berühmten Brief schrieb über seine constitutionellen Pflichten. Er drang in ihn, sich zum König der Revolution zu machen und so die Geister zu beruhigen und seine Autorität zu befestigen. Dies ehrende

Zeugniß von der kräftigen und redlichen Gesinnung der Girondisten ward damals gemißdeutet. Der König zog sich zurück, Dumouriez fiel von Roland ab und wendete sich dem Hofe zu. Er veranlaßte von hier aus die Ablösung der girondistischen Minister durch die constitutionellen Feuillants. Dieser unfruchtbare Wechsel geschah, und Dumouriez selber begab sich unter einem zweideutigen Aussehen nach dem Kriegsschauplatz. Viele Häupter der ersten Versammlung haben diesen augenblicklich retrograden Schritt der Revolution zu fördern, wenigstens festzuhalten gesucht. Lafayette schrieb sogar von seinem Lager aus einen denoncirenden Brief an die Versammlung. Die Girondisten, bereits aus dem Ministerium gewiesen, und in den Maaßregeln für das öffentliche Wohl gehemmt, sahen all jene Bewegungen unter ernsten Befürchtungen und wahrten sich. Die Ultra-Gesinnten dieser Richtung bereiteten die Insurrection vom 20. Juni vor. Sah der König auf Europa, so sahen sie auf die Menge, und ihr Secours, so gefährlich auch, schien ihnen nicht weniger legal als der seine. Der 20. Juni kam heran. Aus den Vorstädten von Santerre geführt rückten an 30000 Menschen mit und ohne Waffen gegen die Versammlung und dann gegen die Tuillerien. Das Veto des Königs, der zweideutige Verlauf des Krieges, die Entlassung der patriotischen Minister — das war der Vorwand dieses Aufstandes. Er lief indessen ruhig genug ab. Der König war fest und besonnen, die Girondisten aufrecht ihn vor Gewaltthätigkeiten zu schützen. Von der andern Seite boten auch die constitutionellen Häupter und namentlich Lafayette dem Könige ihre nachhaltigen Dienste an. Lafayette's Vorschläge, deren Ausführung hätten von Entscheidung sein können, wurden abgelehnt; er kehrte in sein Lager zurück, und dieser Rückzug bezeichnete zugleich den Rückzug der constitutionellen Partei. Und in Wahrheit auch verblieb jetzt die heimathliche Arena ganz und gar den Girondisten und Jacobinern. Diese beiden Parteien, die bisher noch durch schwache Uebergänge in einanderflossen, sollten bald durch einen gewaltigen Riß getrennt werden und sich auf Tod und Leben messen. Es ist wichtig, diese Spaltung noch vor dem 10. August sich einleiten zu sehen.

Die Girondisten glühten für eine freie Verfassung; in ihrem Munde ward das Wort Republik zuerst laut; sie hatten in der Ver-

sammlung das Veto des Königs in höchster Ungunst aufgenommen; doch erschreckten sie bei all dem die wachsenden Symptome der Anarchie, und sie fürchteten für die Zukunft. Wohl hätten sie, wie sie es redlich gewünscht, den König und die Revolution vereinigen, und so den Thron und die Freiheit retten mögen; doch blieb ihnen im zunehmenden Drange der Umstände nur die Wahl übrig zwischen den Schrecken der Anarchie und der gesetzlichen Aufhebung des Thrones. Es war keine Zeit zum Schwanken. Die Girondisten machten in der Versammlung die Absetzung des Königs zu einem Gegenstande langer und strenger Discussionen. In sofern war der 10. August auch ihr Tag.

Und die Jacobiner? — Es genügt zu bemerken, daß sie es waren, die den Termin anberaumt und die zügellosen Maaßregeln, so daß an diesem furchtbaren Tage, obgleich in der Sache selber wenig aus einander, die erstern dennoch einen tiefen Wunsch für Gesetzlichkeit und Schonung, die letztern aber schon den auftauchenden Dämon des Terrorismus blicken ließen; so daß die Absetzung des Königs das Werk beider Parteien, die Blutscenen und der Tempel aber nur das Werk der Jacobiner war. Somit waren Fanatismus und Anarchie zur Dictatur gekommen; nicht Lafayette, der jetzt den Schauplatz der Revolution verläßt, durfte mehr an Repressalien denken, noch sollten es fernerhin die Girondisten vermögen. Der Dämon war losgelassen. Die Septembertage waren über Paris aufgegangen, ein blutiges Frühroth zu einem langen, blutigen Tage. Die Girondisten schauderten, aber ihre Macht war gelähmt. Die hochherzigen Reden Rolands und Vergniaud's wurden übertönt von der blutigen Zügellosigkeit der Commune, die bereits anfing gefährliche Blicke auf die Girondisten zu heften. Unter solchen Umständen endigte die legislative Versammlung ihre beklagenswerthe Mission mit mehr als einem sorgenvollen Hinblick auf die Zukunft. Was sollte aus dem König werden, was aus dem Kampf der Parteien, was aus dem Vaterlande?

Am 21. September 92 eröffnete der Convent seine Sitzungen. Hier auf diesem famosen Schauplatz der Revolution sollten sich alle aufgerüttelten Kräfte ein entscheidendes tête-à-tête geben: die Parteien unter einander und diese gemeinschaftlich mit Europa. Die Verwahrung gegen

das Ausland war gemeinsamer Gedanke und gemeinsame That. Doch in der Entwirrung der heimischen Angelegenheit war es nicht so. Hier sollte sich die Kluft, die bereits die Parteien trennte, noch erweitern und mit dem Blute der edelsten Kämpfer anfüllen. Der Convent proclamirte die Republik. Die Girondisten waren durch die Macht der Umstände zur Republik gezwungen worden. Ihre Intentionen waren rein und groß. Gesetzliche Verfassung, Fernhaltung der Menge, Vermeidung der Gewaltmittel, das waren ihre aufrichtigen Wünsche; und wahrlich, sie hatten Seelenhoheit und Geistesgröße genug für die Verwirklichung solcher Wünsche. Auf den Bänken des Convents glänzten Vergniaud, Gensonné, Brissot, Louvet, Guadet, Lasource, Condorcet und ihre Collegen. Doch ihnen über die Häupter hinweg erhob sich ein Berg, ein Vulkan, dessen glühende Auswürfe sie zuerst und dann sich selber verschütten sollte. Die Bergpartei, aus den heftigsten Jacobinern bestehend, wollte die Republik mit dem Volke, mit der Menge, und hier ward die Freiheitsdoctrin zum wilden Fanatismus, dem kein Gesetz mehr gilt. Die Girondisten waren die mächtigsten in der Versammlung an Zahl und an Talent; doch die Bergpartei hatte die mächtigsten Subsidien: die Gesetzlosigkeit und die Menge; und es sollte sich nun der Kampf einleiten zwischen Recht und Anarchie, ein Kampf auf Tod und Leben.

Die Girondisten säumten nicht mit ihrem Kriegsmanifeste. Sie denoncirten die Septembertage, da sie mit Entsetzen auf den Bänken des Convents selber manche der Unheilsstifter sahen. Sie denoncirten Marat, diesen fanatischen Apostel des Mordthums, und endlich Robespierre, vielleicht im richtigen Vorgefühl seiner verhängnißvollen Bedeutung für die bevorstehende Revolutionsepoche. Rebecqui von Marseille und Barbaroux traten heftig gegen Robespierre auf als nach der Dictatur trachtend. Doch dieser Angriff, der auf Marat zurückfiel, hatte noch keine Folgen. Kurze Zeit darauf gab der, nach dem 10. August wieder eingesetzte Minister Roland einen Bericht über den Zustand Frankreichs und kam mit scharfer und edler Entrüstung auf die Septembertage zurück; er sprach von den geheimen Aufrührern und citirte einen Brief eines Sectionspräsidenten, in welchem auf die heimlichen Machinationen gegen die ruhmvollsten Girondisten hingedeutet wird. Die Aufrührer, wie der

Brief sagt, halten, nach ihrem Ausdrucke, einen neuen Aderlaß für nothwendig und wollen von Niemand als von Robespierre reden hören. Bei diesen Worten ruft Robespierre: niemand wird es wagen mir im Angesichte aufzutreten! Und Louvet, einer der herrlichsten Athleten der Gironde, entgegnet: Ich, Robespierre, klage dich an. Das war ein starker Ausfall, denn Louvet hatte die Wahrheit für sich und ein glänzendes Talent sie zu vertheidigen. „Die Revolution vom 10. August, schrie er, zum Berg gewendet, ist uns allen gemein; aber der 2. Septbr. ist Euer allein! O, daß sie Euch verbleibe diese Auszeichnung zu unsrer dauernden Rechtfertigung und zu Eurer ewigen Schmach."

Auch dieser erneuerte Angriff Louvet's hatte keinen Erfolg. Die Kühnheit der Bergpartei war bereits zu ausgebildet. Ein neuer trübseliger Streitpunkt der Parteien sollte noch hinzukommen; es war das Schicksal Ludwig XVI. Der Convent hatte sich als Gerichtshof constituirt und den König vor die Schranken geladen. Remi, ein heftiger Jacobiner, hatte die richterlichen Functionen der Versammlung mit dem Ausruf eröffnet: „Die beste Art einen König zu richten ist die kürzeste: die des Scävola und des Brutus. Beeilt Euch, um eine neue Republik zu gründen, ihre Wiege mit dem Blute eines Königs zu ätzen." Solchergestalt mußten diejenigen, die einen gesetzlichen und gemessenen Verlauf dieses traurigen Processes gewünscht hatten, des Royalismus und des Verraths an der Freiheit verdächtig erscheinen. So stand es um die Girondisten. Wohl hätten sie Ludwig XVI. retten mögen, doch konnten sie den gefährlichen Versuch nicht wagen; sie ersannen ein Auskunftsmittel und setzten darauf ihre letzte Hoffnung; es war die Appellation an das Volk über den Ausspruch des Convents. Am 11. December war der König vor den Schranken des Convents erschienen, und am 26. sollte ihn sein Vertheidiger Malesherbes wieder dorthin begleiten. Es ist der Geschichtsmoment, an den sich unsre Betrachtung angeknüpft. Die Lage der Girondisten war eine schwierige und verwickelte. Hier an des Königs Haupt sollte zum letzten Mal entschieden werden, ob man zu gesetzlichen Zuständen zurückkehren oder der revolutionairen Gewalt verfallen werde. Der Proceß des Königs ward im Convent selber erledigt, d. h. ohne Appellation. Unter 690 Votirenden ward das

Todesurtheil mit einer Majorität von 34 Stimmen ausgesprochen. Die Girondisten sahen eine Frist als allerletztes, einzig mögliches Rettungsmittel an; doch vergebens; nicht drei Tage konnten dem unglückseligen Könige erwirkt werden, am 20. Januar fiel die Sentenz und am 21. sein Haupt! —

Der Hieb war gefallen. Am 22. gab der Minister Roland seine Dimission. Die Lage der Dinge ward immer schwieriger, die Parteien immer unversöhnlicher, die Bedrohungen Europa's dringender und lauter. Die Bergpartei jedoch, der der 21. Januar ein muthiges Uebergewicht über die Girondisten gegeben, war entschlossen die Gährung und den Enthusiasmus des Volkes und somit die Krisen andauern zu lassen. Dieser entfesselte Zustand sollte Ressourcen hergeben für den Feind von Außen und von Innen. Dazu mußten Furcht und Schrecken und starke Bewegungen das Gesetz substituiren. Die Girondisten, denen man den Spottnamen „Staatsmänner" gegeben, standen mit ihren legalen Ansichten im Wege. Dieser Weg sollte gereinigt werden. Da die Girondisten den König retten gewollt, so waren sie auch seine Mitschuldigen. Sie führten bald den Namen „Intrigans;" und ein Redner im Jacobinerklubb ruft einmal aus: „Zu Rom schloß ein großer Patriot jede seiner Reden mit den Worten: Karthago muß zerstört werden! Wohlan denn, daß ein Jacobiner täglich diese Tribüne besteige und ausrufe: die Intrigans müssen vernichtet werden." Solche Provocationen mußten zu solchen Zeiten bald einen fatalen Wiederhall finden. Inzwischen hatten die französischen Armeen Niederlagen erfahren, die den Partei-Combinationen zugeschrieben wurden. Neuer Verdacht gegen die Girondisten. Der 10. März ward von den unerbittlichen Gegnern als Insurrectionstermin anberaumt, der sie vernichten sollte. Der Plan scheiterte. Andern Tags bestieg Vergniaud die Tribüne und beharrte auf strengen Maaßregeln zur Enthüllung der Verschwörer und der geheimen Umtriebe. Dieser glänzende Redner schloß damals mit den prophetischen Worten: „Bürger, es steht zu befürchten, daß die Revolution wie Saturn nach und nach alle ihre Kinder verschlingen und den Despotismus mit dem ganzen Unheil, das ihn begleitet, erzeugen werde." — Diese hohen Worte hatten einigen Erfolg. Die Girondisten erzwangen die

Commission der Zwölf zur Untersuchung der Büreaux und zur Aufdeckung der Umtriebe. Diese energische Maaßregel erschreckte die Gegner einen Augenblick, aber erbitterte sie noch mehr. Zu all dem kam noch der Aufstand der Vendée und die Desertion Dumouriez's, die Befürchtungen und das Mißtrauen sollten sich noch steigern. Das Revolutionstribunal trat seine furchtbaren Functionen an, und bald darauf ward ihm der öffentliche Wohlfahrtsausschuß beigegeben. So hatte das Revolutionsgetriebe sein schreckliches, hundertarmiges Agens erhalten. Die Girondisten, obgleich in den Angriff auf Dumouriez lebhaft einstimmend, wurden doch als seine Mitschuldigen angesehen. Robespierre denoncirte sie im Convent, Marat in den Klubbs und bald ertönte auch Danton's Manifest: „Kein Waffenstillstand zwischen dem Berg und den Feigen, die den Thron retten gewollt!" Mitten in diesen Wirren und Provocationen stürzt sich der beherzte Guadet auf die Tribüne, und nachdem er rückhaltlos auf die tödtlichen Verstecke der Anarchie hingewiesen, ruft er aus: ich schlage vor, innerhalb 24 Stunden alle Autoritäten von Paris zu remplaciren. Doch Worte, wie laut und wie groß auch, wurden jetzt übertönt und überfluthet von der Höhe der Wogen. Diese Wogen walzten sich fort und fort, sie wuchsen mächtig an, sie brandeten und es entstand der 31. Mai! — Die Girondisten klammerten sich an das Ufer und wollten sich nicht hinwegspülen lassen. Lanjuinais, mit der einen Hand die Tribüne, von der man ihn hinabwerfen wollte, krampfhaft erfassend, und die andre empor gehoben, rief mit dem Ausdruck eines überschwenglichen Muthes: „Ich fordere, daß alle revolutionairen Autoritäten von Paris cassirt werden; ich fordre, daß alles, was sie seit drei Tagen beschlossen, nichts sei; ich fordre, daß alle diejenigen, die sich eine neue Gewalt, dem Gesetze zuwiderlaufend, anmaßen werden, geächtet seien, und daß jedermann über sie herfallen kann." Barbaroux sagte mitten im Gedränge: „Ich habe geschworen auf meinem Posten zu sterben, ich werde meinen Schwur halten." — Doch wozu Worte? Ein Meer giebt seine Opfer nicht unversehrt wieder. Der verhängnißvolle Würfel war gefallen, die Aechtungsliste abgefaßt! Zwei und zwanzig glänzende Namen leuchteten auf diesem dunkeln Grunde; Namen, deren Andenken keine Zeit aufhören wird durch die hohe Todtenfeier der Geschichte zu verherrlichen.

„So unterlag, ruft ein begeisterter Geschichtschreiber aus, die Partei der Gironde, eine Partei, ruhmreich an Talent und Muth, eine Partei, die die junge Republik ehrte durch Abscheu vor Blut, durch Haß gegen Verbrechen, durch Entrüstung gegen Anarchie, durch Liebe zu Ordnung, Gerechtigkeit und Freiheit ... Verurtheilt zur Unthätigkeit, konnte diese Partei ihren gewissen Untergang nur durch einen muthigen Kampf und einen schönen Tod verherrlichen."

Der 31. Mai erhob indessen alle Departements gegen sich. Die Schmach war zu groß. Von Caen her, wo die Girondisten zu dieser Zeit ihre Hauptverbindungen hatten, sollte dieser Schmach zuerst offen und heldenmüthig, aber auch zugleich vergeblich begegnet werden. Es war ein hohes Sühnopfer, das durch seinen freiwilligen Tod die Sünden der Freiheit zu tilgen beschloß. Jungfräulich und blühend, fest und glorreich in Sinn und Gefühl, so erschien Charlotte Corday in Paris. Das Werk war vollbracht. Marat's Tod ward den Girondisten nicht minder fatal, als es ihnen sein Leben war. Ihr Sturz ward nur noch besiegelter. Vergebliches Ringen der Departements. Das Revolutionstribunal war bereits tausendarmig; die Unfälle an den Grenzen und der Widerstand im Innern machten diese Unheilsarme nur noch furchtbarer. Das berüchtigte Gesetz gegen die Verdächtigen trat in Anwendung. Das Schicksal der Vendée und Lyon's sollte das aller Insurgenten werden... Als diese fatale Opferlust, dieser erglühte Moloch der Revolution sich wieder zur Heimath wendete, da blieb der verderbliche Altar nicht lange leer. Die unglückliche Königswittwe bestieg das Blutgerüst zuerst. Ihr folgten 21 Girondisten. Sie gingen wie die Spartaner diesen letzten Schritt, die Marseillaise singend und sie auf ihre eigne Lage anwendend. Lasource sagte zu den Richtern das Wort eines Sehers: „Ich sterbe in dem Momente, wo das Volk die Vernunft verloren; ihr werdet sterben am Tage, wo es sie wieder erlangt!" — Es war am 31. October 93, als sie das Blutgerüst bestiegen. 73 ihrer Collegen, die gegen ihre Verhaftung protestirt hatten, wurden gleichfalls dem Gefängnisse übergeben. Barbaroux, Guadet und Salle bestiegen zu Bordeaux ein auswärtiges Blutgerüst. Petion und Buzot wurden auf einem Felde aufgefunden, halb von den Wölfen zerrissen. Da endet die

unsterbliche Freiheitsschaar. Louvet und Lanjuinais allein sollten in sichern Asylen diesen Unfall überleben, der eine, um das Gericht seines Todgegners Robespierre, der andere um Vergniaud's furchtbare Prophetie von der Saturnfabel sich erfüllen zu sehen. Das Fatum der Revolution war hart und blutig! —

...Und Sie — die Seele der Gefallenen, wo weilte Sie? — Sie sah aufwärts in Reinheit und Verklärung; das ist der Weg der Seelen; ein Theil des Unendlichen schloß sie sich an das Ganze und verlor die Endlichkeit. Am 8. November, eine Woche später, folgte sie ihren Freunden auf demselben Wege, festlich geschmückt und mit der Hoheit einer Römerin, voll ruhigen Gebetes für die Gegenwart, lebendigen Glaubens für die Zukunft. Darum mag sie allein geh'n diesen Weg; ihre Hoheit bedarf nicht des begleitenden Beileids der Endlichkeit!...

Ihr Auge blieb hell und offen, mitten in dem trüben Dunstkreis der Wirklichkeit. Dem Tode nahe, schreibt sie in ihrem Kerker noch Worte voll Einfachheit und Erhabenheit: „Leb' wohl, mein Kind, mein Mann, meine Magd, meine Freunde; leb' wohl, Sonne, deren lichte Strahlen Heiterkeit in meine Seele senkten, da sie sie himmelwärts riefen; lebt wohl, einsame Gefilde, deren Anblick mich so oft bewegt, und ihr, ländlichen Bewohner von Thezée, die ihr meine Anwesenheit segnetet, denen ich den Schweiß getrocknet, die Noth gemildert und die Kranken gepflegt; leb' wohl — leb' wohl, friedliches Zimmer, wo ich meinen Geist genährt in der Wahrheit, meine Seele gefesselt durch die Forschung und in der Stille des Gedankens gelernt, den Sinnen gebieten und die Eitelkeit verachten." —

Ist dieser hohe Geist der Ruhe und Resignation da, wo es nicht mehr zu kämpfen gilt, derselbe, der sonst in Zeiten der allgemeinen Noth wie ein Wächter auf der Schanze ausspähte und in der Begeistrung des Kampfes Zeichen und Signale gab? Ist diese milde, sonnbeglückte Erscheinung dieselbe, die einst im Drang des Lebens wilde Schlachtrufe ertönen ließ? Wohl war sie es, eine Frau und ein Krieger! Sie schreibt einst an Rose: „Man wagt nicht mehr zu sprechen, sagen Sie; es sei; so lasse man denn donnern." Wie Wächtersignale, tönt es durch ihre Briefe: „Heil und Freude!" — „Wachsamkeit und Verbrüd'rung!" Ein

Brief an Briſſot ſchließt mit den Worten: „Adieu, ganz kurz; die Frau Cato's amüſirt ſich nicht Brutus Complimente zu machen." — Ein Brief an Bancal vom 18. Auguſt 1790 endigt: „Ich liebe dieſe Taſchentücher bedruckt mit der Erklärung der Menſchenrechte; das iſt eine glückliche Idee, die viel beitragen kann zur Verbreitung der guten Lehre. Man thue was man will, man wird Blut vergießen, aber man wird die Tyrannei nicht wieder lebendig machen. Ihr eiſerner Thron iſt erſchüttert durch ganz Europa, und die Bemühungen der Potentaten werden ſeinen Sturz nur beſchleunigen. Daß er falle! ſelbſt dann, wenn wir unter ſeinen Trümmern bleiben ſollten. Eine neue Generation wird ſich erheben, die Freiheit zu genießen, die wir errungen, und unſre Anſtrengungen zu ſegnen." — Dieſe vereinzelten Ausrufungen wären hinreichend, ein Bild von der hohen Frau zu geben. Doch dieſes Bild finde hier zum Schluſſe noch eine Ergänzung in den Zügen eines ſinnigen Augenzeugen, wie er ſie in ſich aufgenommen und durch ein halbes Jahrhundert getragen; und dieſes Bild umſchwebe hier zum Schluſſe noch die hohe Todtengruppe, wie es einſt in lieblicher Lebensfülle die Lebendigen umſchwebt. Der Augenzeuge iſt der greiſe Geſchichtſchreiber Tiſſot und ſeine Worte lauten: „Zu ſeinem Ruhme, und vielleicht zu ſeinem Unglück, beſaß er (Roland) eine Frau, die die Natur mit den ſeltenſten Gaben überſchüttet hatte. Madame Roland war nicht eine regelmäßige, aber eine eigenthümliche Schönheit. Sie hatte einen zierlichen Wuchs, leichte und natürliche Bewegungen, ein ſanftes und weiches Geſicht, ein Lächeln voll Wohlwollen, einen Blick voll Treue und Heiterkeit; große, ſchwarze Augen voll Leben, von braunen Wimpern, wie ihr Haar, überdeckt, und durch ihren lebhaften Ausdruck alles wiederſtrahlend, was in ihrem Herzen vorging. Ein männlicher Charakter, gemildert durch die Anmuth einer Frau; ein glänzender und raſcher Geiſt, ſich an Alles wagend, mit einer helltönenden und biegſamen Stimme, von einem unbeſchreiblichen Reize in der Unterhaltung, mit einer Beredtſamkeit, die aus der Seele kam; ein Zögling Plutarch's, St. Auguſtin's und Rouſſeau's, durchdrungen von einem tiefen Enthuſiasmus für die Freiheit, unterjochte und verehrte ſie gleichzeitig einen Mann, den ſie durch ihre Inſpirationen erhob. Sie beherrſchte ihre Freunde, die Gironde, durch ein

unwiderſtehliches Uebergewicht. Das war eine Art von Aspaſia, keuſch, inmitten einer Elite von neuen Athenern, unter denen ein Pericles fehlte.“ —

Soweit das Bild. — Herr Roland, das Schickſal ſeiner Frau erfahrend, gab ſich einige Tage darauf, da er aſyllos war, auf offner Landſtraße den Tod. Somit endet vollends die Geſchichte der Girondiſten.

Nun aber wenden wir uns ab von dieſem Hauſe, nachdem wir die Traditionen, die die Zeit hier deponirt, den Vorübereilenden in Erinnerung gebracht. Unſer Weg führt wiederum zurück durch die Cité. Noch einen Augenblick wehmüthiger Rückerinnerung, ihr gefallenen Helden; die breite Treppe des Juſtizpallaſtes, der **Pont-au-change**, das war Euer Weg; nun aber trennen wir uns; Euer Weg geht links den Quai hinauf ... und unſerer gradeaus! —

VIII.

Zur Geſchichte der deutſchen Kunſt.

Erſter Artikel.

Von allen Künſten, welche uns das Leben auf Erden verſchönen, daſſelbe bedeutſamer machen und an ein entferntes ſchöneres Leben anknüpfen, welche die Sinnenwelt mit der geiſtigen Welt über ihr verbinden, ſcheint keine früher im Menſchengeſchlechte geblüht zu haben als die Kunſt des Baues, die ſelbſt unter dem mildeſten Himmelsſtriche den Nacktgeborenen, welcher keine Kleidung weiter bedurfte, vor der Feuchtigkeit der Regenzeit, dem Gewitter und dem Sturme ſchützen mußte. Wölbte ſich auch hier und dort ein Blätterdickicht, klaffte dem Bedrängten eine Höhle, ſo war doch bald für die Zahl der Bewohner eines Landſtriches bei weitem nicht hinreichende Zuflucht zu finden, für die Wenigen aber dieſe Zuflucht noch mit Unbequemlichkeiten aller Art verknüpft, ſo daß die gewandte Menſchenhand, der erfinderiſche Menſchengeiſt ſich bald ins Mittel legen mußte, die Geſetze der Bildung der Natur ablauſchte, und nun nach ſeinem Belieben weiter fortbildete, ſich, wo er nur wünſchte, Lauben und Höhlen hinpflanzte.

Wie alle Dinge im Leben von künſtleriſchem Anhauche verſchönert werden können, wie die Kunſt, ſtets eine und dieſelbe, ſei es in Tönen

Farben, Formen und Bewegungen, den Menschen umzaubert und ihn in allen Richtungen nach Schönheit und Vollkommenheit ringen läßt, so hat auch schon in frühester Zeit der Bewohner der Hütte getrachtet dem Bedürfnisse das Zierliche zu verbinden, und so ist ein Hüttenbau allmälig prächtiger über den andern gestiegen, daß der Künstler, der anfangs wohl nur unter dem Biber gestanden und dessen Bauten vielleicht bewundert haben mag, bald einen seiner Lehrmeister überflügelte, indem er Werke schuf, welche ungebeugt den Jahrhundern Trotz bieten.

Jedes große Volk, welches sich selbstständig bildete, oder doch von Innen nach Außen an Fremdem entwickelte, zeigt auch eine andere, ihm eigenthümliche Richtung des Geschmackes und giebt besonders in der Kunst des Baues, deren Gebilde die festesten und dauerhaftesten sind, am unveränderlichsten, am unverkennbarsten seine Eigenheiten des Geistes, seine Auffassung der Natur, und spricht sich, rohem Stoffe Form und Präge gebend, am klarsten und bleibendsten für alle Zeiten in Bauten aus.

Mehre meiner Landsleute, welche in der gerühmten deutschen Bescheidenheit zu weit gegangen sind, haben verkennen wollen, daß wir grade in der Baute, in der ältesten ursprünglichsten Kunst, auf eigenen Füßen stehen, und haben das, was sie von vaterländischen Denkmalen vorgefunden, von den Römern, Byzantinern oder den Arabern herleiten wollen, haben das Künstlichdurchbildete irgend einem Eindringlinge von fremdem Künstler, ja dem Zufalle zugeschrieben, als ob sich ein Volksgeschmack eben durch ein Kunststückchen hervorrufen ließ, nicht im Herzen des Volkes, in all seinen Gefühlen, er sei wie er immer sei, aufgebildet werden müsse; als ob der einmal angestammte sich wie ein Gewand abstreifen und vertauschen ließe. Obschon wir diese schroffe Meinung keineswegs theilen können, wollen wir uns doch hüten im Gegensatze zu weit zu gehen und allen Einfluß der Römer, Byzantiner und Araber auf uns und unsere Kunst in Abrede stellen. Alle Bewohner der Erde stehen ja mit einander in Wechselbeziehung, bilden sich wechselweise untereinander wie in einer Lankasterschule, obgleich sie nichts destoweniger in eigenen, eigenthümlichen Kunstrichtungen da stehen, wie in der Tonkunst eben auch mehre Stimmen eigene Weisen zusammen und gleichzeitig wohlklingend vortragen können. Gerade wie in der Tonkunst

besteht im All ein Konzert des Schönen, in welchem jede Stimme selbstständig und doch wieder vom Fremden beeinflußt, abgeschlossen und doch wieder mit dem Fremden durch Mittelglieder verbunden, erklingt.

Ob der Deutsche seine Kunst aus Indien mitgebracht, er eine vertriebene Kaste dieses Volkes gewesen, ob er sie aus dem Asgard (dem Kaukasus) mit an den Rhein geführt hat, oder ob er und seine Kunst dem heimischen Walde entstammt, sind Vermuthungen, welche über das Gebiet der Forschungen ewig hinausliegen werden. Genügen soll es uns, daß wir ihn mit seiner Kunst im Walde finden, Zögling des Waldes, wunderbar bewegt durch dessen geheimnißvolles Rauschen und Wehen. — Der Glaube des Waldkindes, seine Sage, seine Gottesverehrung schlossen sich von frühester Zeit innig an den Wald an. Esche und Erle (Eska und Emla) waren ihm die ersten Menschen, und jetzt noch, da ein Jahrtausend und drüber verflossen ist, daß das Christenthum jeden Gau, jedes Thal der weiten Heimath durchdrungen hat, jetzt giebt es noch überall Waldfahrten (Wallfahrten), jetzt kennt noch mancher rheinische Gebirgsbewohner seine heiligen Bäume, die er bekränzt, vor denen er aus alter Sitte betet, obschon das Christenthum jenen Aberglauben ersticken sollen. Der Glaube saß aber im Volke viel zu fest, als daß er so leicht gewankt hätte, die Bekehrer waren gezwungen, den alten heiligen Hainen und Quellen christliche Namen und Deutungen zu unterlegen, so daß sie sich bis auf den heutigen Tag als heilige Stellen erhalten haben. Genugsame Belege liefert der Brief Pabst Gregor des Großen an den heiligen Augustinus, in welchem er die Zerstörung der deutschen (angelsächsischen) Heidentempel verbietet und ihre Einweihung zu christlichem Gottesdienste anordnet. (Beda I cap. 30.) Noch heutzutage schwört der oberbergische Landmann bei allen Buchen des Waldes, und glaubt, daß derjenige, welcher eine Iste (Ulme) oder Buche verunreiniget, wie Gassenecken gewöhnlich verunreiniget werden, unfehlbar durch eine Warre (eine Augenlidgeschwulst) bestraft würde, weil diese herrlichen Bäume heilig, gleichsam durch ein fühlendes Wesen belebt seien.

Nach römischen Zeugnissen, wie nach unsern Sagen ist es bekannt, daß unsere ersten Gotteshäuser alle tief im Walde, an heiligen Seen,

Teichen oder Quellen lagen. In den rohesten Zeiten waren diese Stätten freilich nicht bekannt, waren sie nur Waldlichtungen mit Steinen bezeichnet und eingehägt oder mit Gräben umgeben, so gut immer der Wilde seinen Sammelplatz herausstellen und schmücken konnte. So wie aber das Volk mehr zum Bewußtsein seiner Fähigkeiten gelangte, mag sich aber der heilige Hain auch mehr durch die Kunst geschmückt und verschönert haben, bis er zur Kirche gedieh, bis sich der ganze Wald nach dem Geschmack und Sinne des Volkes in Stein umgeprägt hatte. Unser Wort Kirche, welches einige Sprachforscher von dem Worte „Kühren" auserwählen, ableiten wollen, ist in der That vom niederrheinischen Kerche, Karke, Herche, d. h. „Wald" abzuleiten, das in altfränkischer Form Harah, Haruch, angelsächsisch Hearg, nordisch Havrgr lautet, und bedeutet den im Walde liegenden, dem Walde entsprossenen Ort der Gottesverehrung*).

Die Sage, wie die Forschung haben uns mehre dieser alten Harke oder Kirchen bezeichnet, wo unsere Urahnen ihren Waldgottesdienst in grauen Zeiten gefeiert, in denen Felsengeschiebe und Baumwuchs, aus der ersten Hand der Natur empfangen, zum Gottesdienste schicklich benutzt worden. In Schlesien, in Sachsen, in Dietmarsen, wie an der friesischen Küste, in der Mark wie am Rheine sind diese Orte stets nach demselben Grundrisse angelegt, so daß wir nur wenige zu betrachten haben, um aus den Anfängen der heiligen Kunst auf die späteren Zeiten uns eine Brücke zu erbauen.

Am Niederrheine, im Bergischen nächst Elberfeld ist Sombern (Sonnenborn) und Haan bei Solingen (Hagen) einer der bekanntesten alten Wallfahrtsorte, die aber beide seit den christlichen Zeiten mit Kirchen überbaut worden, dafür ist aber in der Nachbarschaft von Köln eine dieser Teufelskirchen, Teufelskanzeln, oder Teufelsaltäre erhalten, und zwar nicht weit von der Straße, welche von Köln nach Siegburg führt. Auch ist dieses uralte Denkmal, der Hohlstein bei Spich, auf der

*) Viele Ortsnamen des Rheines künden noch von diesen heiligen Hainen: Herkenrode, Herch, im Regierungsbezirke Köln, wie Herche, die Höhle bei Schwelm in der Grafschaft Mark.

Wahner Haide noch ziemlich in all seinen Theilen kenntlich, obschon niedere Gewinnsucht schon versucht hat, dasselbe zu sprengen und seine Masse in Werksteine umzuwandeln. Ein Glück, daß letzteres Unternehmen bald an der Festigkeit seiner Massen scheiterte. Am Fuße der Höhe, des Hügelzuges, welcher die ganze weite Wahner Haide beherrscht, liegt ein großes Felsstück vereinzelt da, ohne daß irgendwo am Hügel andere Felsenblöcke zu Tage ragten, das also entweder mühsam dorthin gewälzt, oder ein seltenes Naturspiel sein muß. Die nach der Haide (zu Thal) gekehrte Seite des Steines ist nun wahrscheinlich allein durch Kunst ausgehöhlt, und zwar oben im Rundbogen, unten flach, so daß sie sicherlich die Stelle bestimmte, wo der Priester im Gottesdienste zum Volke sprach, oder vor demselben seine heiligen Handlungen verrichtete. Auf diese Weise vertrat der hoch liegende Stein und seine Höhle die Stelle der Empore (des Chores) unserer Kirchen, mit welcher sie in der Anlage viel Aehnlichkeit hat. Im Innern der Höhle in der Seitenwand erblicken wir rechts noch Spuren einer kleinen Nische in den Stein gehauen, welche wahrscheinlich zur Aufbewahrung heiliger Gefäße gedient hat, während eine zweite, größere Nische mit der weiter vortretenden Felsenwölbung abgesprengt wurde und nun in ihren Trümmern zu Füßen des größeren Steines liegt. Geht man vom Hohlsteine der Haide zu, so findet man links von demselben, nur wenig Schritte entfernt, Spuren eines Teiches, welcher durch ein dicht am Steine herabsinterndes Bächlein Nahrung erhielt; ein Teich, welcher sicherlich einst zur Weihe, zu heiligen Waschungen gedient haben mag, bevor man dazu Becken in Stein zu hauen verstand. Hinter Teich und Höhle dehnt sich meilenweit die Wahner Haide, ehedem mit Eichen bewaldet, die vor der heiligen Stätte liegt, wie das Schiff der Kirche, das Langhaus, vor dem Empor, dessen Eichenstämme die Säulen, die Ribben, Gräte und Wölbungen des Gottesbaues bildeten, der vermuthlich schon angepflanzt, künstlich gesichtet und gelichtet, d. h. Hain war, zum Gegensatze des wilden Waldes, welcher die Aussicht auf das Opfer gestört haben würde. Bedurften die Priester wahrsagende Stimmen, so wurden sie wohl die Höhe ihres Standpunktes durch eine zweite künstliche Höhle, unter der Opferstelle verborgen, zu benutzen wissen; und in der That finden wir noch an

manchen andern Opferstellen, die günstiger gelegen haben, weniger der Zerstörungswuth ausgesetzt gewesen sind, unter den Opfersteinen Höhlen angebracht, wie z. B. in Dietmarsen bei Alversdorf, Frestädt und Meldorf. (Bolten Dietmarsische Geschichte). Zuversichtlich erwuchs aus dieser Höhle die spätere Gruftkirche, die in unseren älteren Bauten aus christlicher Zeit immer unter dem Altare zu liegen pflegt, welche sich erst mit der gothischen Baupräge verloren hat.

Aus diesen vorchristlichen Bauten sind in der That alle Gliederungen unserer Kirche herzuleiten und nicht aus der römischen Basilika, welche eben auch wohl vier Wände und die Abrundung einer Wand haben mochte, aber auch in sonst keinem Theile mit dem Bau einer Kirche übereinstimmte, sonst kein Merkmal aufweisen kann, daß hier eines aus dem andern hervorgegangen ist. In Italien mag freilich manches derartige Gebäude wohl später zur Kirche benutzt worden sein, deshalb ist es aber zu gewagt, diesen Bau allen Kirchen des sogenannten byzantinischen Styles zum Grunde zu legen, wie man überhaupt diesen seinsollenden byzantinischen oder auch wohl romanischen Styl passender und bezeichnender den altfränkischen oder schlechtweg den fränkischen nennen dürfte.

Der alte heilige Haruch, entweder von Graben oder von spitzsäulartig in den Grund gepflanzten Steinen umgeben, hat fast immer einen oblongen viereckigen Grundriß, dessen kürzeres Seitenpaar öfter wohl nach außen im Bogen läuft, wie z. B. in den schlesisch-sächsischen Hainen, welche Klemme (in seiner Alterthumskunde) erwähnt; eine Gestalt, die später in den ältesten fränkischen Domen (so zu Trier und Köln), welche zwei Kringe zählten, einen westlichen, einen östlichen wiederholt wurden. Das Geviert lag in seiner Länge von Osten nach Westen; im Osten das Allerheiligste, im Westen der Haupteingang dazu, wie dies der Sonnendienst (der Dienst Odins) nicht anders erforderte. Im Allerheiligsten, unserem Empor entsprechend, lag entweder ein Altar: Wigbed, (Weihbette), Werfod, Winfod (Weihnahrung), oder es waren deren drei angebracht, der mittlere Odin, der rechts Frigga, links Thor gewidmet, wie wir noch heute gewöhnlich drei Altäre in unsern christlichen Kirchen dem Sohne, dem Vater, der Mutter geweiht finden. Die alt-

heidnische Dreiheit: Vater, Mutter, Sohn, scheint auch hier über die christliche Dreieinigkeit: Vater, Sohn, Geist, vorgewaltet zu haben, was der altkatholische Ruf Jesus Maria Joseph übrigens noch belegen mag. Wenn drei Altäre vorkamen, lagen sie entweder in gerader Linie hintereinander von Osten nach Westen, oder was mehr der Fall war, neben einander, am häufigsten aber in einem Dreiecke, so daß der mittlere etwas mehr gegen Osten gerichtet war, und auch am höchsten ragte, ganz wie die Altäre noch in unsern größeren Kirchen liegen. Am westlichen Eingange waren beiderseitig, wenn die Herche von Steinen eingefaßt war, größere Steinmassen oder Steinspitzen aufgeschichtet, und dienten gleichsam unseren späteren Thürmen zu Vorbildern und Vorboten.

War die Empore, das alte Wigbette (Wigbed) im Felsen angelegt, oder später künstlich erhöht, so pflanzte man unter demselben regelrecht in rechtwinkligen Durchschnittslinien Bäume an, die dem Langhause, dem heiligen Haine Schatten gaben; auf daß diese Bäume, Eichen oder Buchen besser schatteten, wurden dann vermuthlich, wie es noch heutzutage üblich, die Kronen abgekappt, oder gar die Zweige mit einander verflochten, wie dies noch in einigen Weidenhainen zwischen Speier und Landau auf den Dörfern vorkommt, wie einzelne Bäume und nebeneinanderstehende Baumgruppen in Dietmarsen die Aeste gekreuzt hatten. Durch diese Verrichtungen erwuchs zuletzt der ganze Hain zu einer gewaltigen Laube, welche, so lange der Winter nicht ihr Blätterspiel hingerissen, ziemlichen Schutz gegen das Ungemach des Wetters bot.

Schon vor christlichen Zeiten begannen aber unsere Urväter ihren heiligen Hain, die Herche, zum eigentlichen Gotteshause, zur Kirche umzuschaffen, an die Stelle der Graben und Steinringe wirkliche Wände zu setzen. Hunnibald (Frankengeschichte, bei Trittenheim) erzählt von einem fränkischen Haruch bei Neumagen, in dem die Priester Hellegast und Theokal wohnten; Tacitus spricht schon vom Tempel der Tannfahne bei den Marsen, welcher von den Römern zerstört worden, und Gregor der Große, den wir oben anführten, will, daß diese Tempel zu christlichen Kirchen eingeweiht werden sollten. Die ersten Kunstharuche aber waren noch nicht aus Stein gebildet, sondern hier ging, wie bei den Griechen, der Holzbau dem Steinbaue voraus, weil die Bearbei-

tung des Holzes zweifelsohne viel leichter war und näher lag, als jene des Steines, wozu erst künstlichere Werkzeuge erfunden werden mußten. Der Umstand, daß im Altfränkischen wie im Angelsächsischen und Gothischen stets „zimmern" für bauen gebraucht wird, liefert hinlänglichen Beleg, wie die reichen Nachrichten alter Zeitbücher, welche häufig von Einäscherungen ganzer Kirchen reden, die doch nur stattfinden konnten, wenn sie ganz aus Holz gezimmert waren. In Norwegen haben sich bis auf den heutigen Tag übrigens viele dieser alten Holzkirchen erhalten, die in ihren Umrissen eben die Formen unserer ältesten Steinkirchen bewahren, obgleich sie sich selber immer in ihren einzelnen Theilen verjüngt haben, was nur beim Holzbau stattfinden kann. Die einzelnen verwitterten Theile mußten nämlich gerade so, wie sie ehedem gewesen, ersetzt, konnten nicht umgeändert werden, ohne daß der Eindruck des Ganzen dadurch gestört wurde. Auf diese Weise erhielt sich das aus Fichten gethürmte blockhausartige Kirchlein im rauhen Norden in seiner Präge fast reiner als der steingediegene Münster am Rheine und an der Donau, der oft fügsam der Gewalt der Mode, dem verdorbenen Geschmacke nachgeben mußte.

Die ältesten Kirchen unserer Rheinstädte reichen nicht in die erste Zeit der Kunst hinüber, theils weil sie sowohl durch die häufigen Kriege und Stürme der Zeit, namentlich durch die Normannenverwüstungen, wie durch das langsam verzehrende Alter zerbröckelt wurden, theils aber auch, und wohl mehr noch, weil die bereicherten Gemeinden, weil die wachsende Bevölkerung größere Andachtshäuser erheischte, und so die alten Bauten ganz abriß oder doch nach und nach so umbaute, daß es schwer hält, eine Spur des Ursprünglichen aufzufinden. In einzelnen Dorfkirchen und Gebäuden niederen Ranges hat sich doch so viel von dem Urthümlichen erhalten, daß wir einen ziemlich sicheren Schluß auf die untergegangenen Werke machen können.

In den rohesten Arbeiten, welche wir in den Rheinlanden auffinden können, bleibt uns immer dieselbe Grundpräge erkenntlich, in der Kirche immer der heilige Hain, in jedem andern Bau aber die Nachbildung der sprießenden Natur, des Waldes mit seinem Pflanzenleben.

Zu den anerkannt ältesten Bauten des Rheinlandes gehören: Das sogenannte schwarze Thor in Trier, wie einige andere minder bedeutende Gebäude derselben Stadt, und der Klarenthurm auf der Bärlichstraße in Köln, Gebäude, welche früher lediglich als römische von den Alterthumskundigen angeführt worden sind. Die kleineren thurmartigen Gebäude in Trier verrathen nichts in ihrer Fügung, was auf Rom hindeuten könnte, bestehen aus glatten Mauerwänden, welche oben nur von Fenstern durchbrochen sind, die auf ein Haar den Schallgaden unserer Kirchthürme gleichen, waren also wohl nichts anderes als die steinernen Verließe, die Kerngebäude zu den damals noch in Holzwerk aufgeführten Pfalzen und Burgen der ältesten Zeit. Das schwarze Thor (Simeonsthor) aber scheint die Pfalz eines Fürsten der Merovingischen Zeit gewesen zu sein, welcher in Trier seinen Hof hielt. Zu dem Ende sind die unteren Räume mehr zur Vertheidigung eingerichtet, deuten Festigkeit und Sicherheit an, wo die oberen wohnlicher, bequemer, ja prächtiger eingerichtet waren, daß sie noch heutzutage einem unserer Vornehmeren zur Wohnung dienen könnten. Einige Schriftsteller wollen dieses Thor für ein vorrömisches Werk erklären. Wäre dieses jedoch der Fall, müßte auch irgend ein römischer Schriftsteller seiner Erwähnung thun, müßte Ausonius, der doch alles Denkwürdige seiner Zeit in und um Trier aufzählt, das Merkwürdigste gerade nicht vergessen haben, da er doch gewiß nicht so blind war, dasselbe als „schattenverzehrende Pyramide" (einige Gelehrte wollen in dieser Stelle des angeführten Dichters das schwarze Thor finden) aufzuführen, da das Gebäude nichts von einer Pyramide an sich hat, und dazu stets einen recht tüchtigen Schatten wirft: kein Römer würde einen oblongen Würfel, mit einem stattlich vortretenden Thurme an jeder Seite, eine Pyramide nennen wollen. Römisches läßt sich nichts an dem Baue auffinden, als die Gewölbe, welche die deutschen Völker wohl den Römern ablernen konnten, aber auch wohl ebensogut aus ihrer Waldbaukunst, aus der Bildung ihrer Höhlen sich selbstständig bilden mochten, zumal sie die Römer in dieser Zeit noch so ungern als Lehrmeister anerkannten. Die Säulen des schwarzen Thores tragen schon die Würfelknäufe zur Schau, gleichwie sie die spätere fränkische Kunst nur mehr ausbildete.

Die Muldungen des Baues, roh und ungeschliffen wie sie sind, nähern sich keineswegs den klassischen wohlbekannten, sondern reihen sich beinahe unmittelbar an jene des westlichen Theiles des trierer Domes, den Erzbischof Popo gebaut haben soll, an. Die Schriftzüge, welche man auf den einzelnen Steinen, innen wie außerhalb des Baues, entdeckt hat, können sowohl für Runen als Buchstaben ausgelegt werden, scheinen indessen aber in der That nur Steinmetzzeichen jener Zeit zu sein, und kommen als solche den Schriftzeichen, welche Ulphilas seinen Gothen gab, ziemlich nahe. Dazu kehren wenige Zeichen immer in der Reihe wieder, sind aber, wie es das Mauerwerk erfordert, bald von Innen bald von Außen sichtbar, stehen oft verkehrt und liegen schräge, so daß man auf dieselbe beim Mauern nicht die mindeste Rücksicht genommen zu haben scheint. Der Konstantinspallast in Trier, dessen römische Herkunft kein Alterthumsforscher bestreiten wird, muß zur Zeit, als das angeführte Denkmal gebaut wurde, vermuthlich durch die deutschen Eroberungskriege beschädiget und gebrochen worden sein, weil mehre Mauerlücken gerade unten am Boden mit der nämlichen Steingattung, deren Blöcke dieselben Schriftzeichen tragen, zugemauert sind, wo sonst der ganze Pallast aus platten römischen Ziegeln gefügt ist. Dieser Umstand könnte allein hinreichen, den späteren Bau des schwarzen Thores zu beweisen. — Was den sogenannten Klarenthurm in Köln betrifft, der mit einem anderen kleineren, nun abgetragenen Thurmbruchstücke am Berlich, bisher meistens für Römerwerk gehalten worden, so ist allerdings möglich, daß beide auf der altrömischen Umfangsmauer lagen, vielleicht für Ersatzthürme eines Vertheidigungswerkes galten, welches die Franken bei der Erstürmung Kölns brachen und bei Besitzergreifung der Stadt wiederherzustellen trachteten. Es ist das letzterhaltene derartige Werk am Rheine und vielleicht das älteste aus deutscher Zeit. Keine Muldung tritt in ihm noch vor, keine Verzierung strebt aus der flachen Wand, aber dennoch sind alle späteren Muldungen, selbst jene reicherer Art, schon durch buntes Steinwerk angedeutet. Zabelförmige (schachartige) Rautenbänder weisen auf die später vorgekragten Gaden, Halbkreise verkünden die folgenden rundbogigen Lichter, Räder die künftigen Rosen; ja wir erblicken schon in den blaulichen,

gräulichen, gelben, weißen und rothen Steinen die Spuren des nachmaligen Lopganges, wie der Selbe (des Erkers), in dieses merkwürdigen Thurmes Gebilden vorherverkündiget.

Was die früher erwähnten ältesten Dorfkirchen betrifft, so können wir hier urkundlich wie augenscheinlich die Kirchen von Haan und Odinthal anführen, nach deren Muster auch mit wenigen Abweichungen die übrigen alten Kirchen der Rheinlande alle gebaut sind. Diese Kirchen liegen in dem ehemaligen Herzogthume Berg im Gebirge, welches sich rheinunter zieht, von allen Heerstraßen weit entfernt, und somit den Zerstörern weit ab gelegen, welche die reicheren Gegenden unten am Flusse ehedem verheerten, und gehören dazu ärmeren Gemeinden, welche sich höchstens unterfangen konnten, das einmal Bestehende zu erhalten und zu erweitern, nicht aber es abzutragen und umzubauen, wie dies noch im 16ten Jahrhundert mit vielen herrlichen alten Bauten, unter andern den Abteien Himmerode und Prüm in der Eifel, stattfand.

Die Kirche zu Haan, unweit Solingen, nach der wohlerhaltenen Inschrift über dem Südeingange vom Erzbischof Wichfried von Köln um 940 eingeweiht, als Hülfskirche der Pfarrei Rührode in der Rheinbörde unterordnet, scheint an der Stelle eines Götterhaines gegründet worden zu sein. Darauf deutet wenigstens der Name (Hagen, Hag, Haan), also lautet die Sage, und also scheint der Thurm verkünden zu wollen, der sichtlich um ein Jahrhundert älter als die Kirche ist, wenn wir sein oberstes Geschoß, den Schallgaden, abrechnen. Wahrscheinlich war der Thurm in dem heiligen Hage die Wohnung einer der alten Heren (Hägsen, Hägesen, Hagbewohnerinnen), welche nach alten deutschen Ueberlieferungen, wie nach römischen Schriftstellern, namentlich von Tacitus, wo er von der Welleda spricht, auf solchen in heiligen Hagen gelegenen Gebäuden wohnten und der Weihsage pflogen. Deshalb ist wohl auch der Stein, der den Namen des Gründers der christlichen Kirche aufbewahrt, nicht über dem Hauptwesteingange des damals schon alten Thurmes, sondern über dem Südeingange des Schiffes eingemauert.

Diese seltene alte Kirche oder ehemalige Kapelle ist klein und beschränkt in erster Anlage, später aber nach hinten (Osten) zu vergrößert,

so daß die dortige Rundung (der Kring) weggebrochen und mit plumpen, zum Ganzen wenig passenden Gebäuden ersetzt worden ist. Ein oblonges Viereck liegt dem noch stehenden ältesten Theil zu Grunde, auf dem sie bis zum ersten Gaden (Geschoß) des Thurmes mit alleiniger Durchbrechung der Pforte fest und stark ohne Lichter, ohne Zierrath aufgemauert steht. Ueber der rundbogigen Pfortenmuldung, welche die Inschrift Wichfrids in sich faßt, folgt der Lichtgaden der Kirche, welcher durch drei schmale Fenstereinschnitte durchbrochen wird, zwischen den Durchbrechungen durch vier breite Wandpane, die oben gleich der Fensterhöhe in vier Nötter (kleinere Bogen) auslaufen, geziert, so daß zwischen den Fenstern und Panen ein schmaler flacher Raum bleibt, der, wie die untere Mauer schwach vorspringend, „Strebepfeiler" genannt werden könnte. Ueber den Fenstern und den Nötterreihen steigt das flache Gemäuer, etwa dreimal so breit als die Strebepfeiler, hinauf, und trägt zu oberst auf einem rohen Gesimse das Dach, das sich in einem Winkel von etwa 60 Graden böschet, dessen First etwas unter den zweiten Absatz (Gaden) des Thurmes fällt.

Der Thurm hebt sich ohne alle Durchbrechungen, als die der Thüre, in zwei Absätzen, von denen der untere etwas über die Breite, über den Würfel, der zweite aber fast die Breite an Höhe mißt, einen vollständigen Würfel bildet. Jeder höhere Gaden ist etwas enger als der untere, bis über dem Dache der Kirche der dritte Absatz, ebenfalls in Würfelgestalt, als Schallgaden prangt. Dieser, jederseits von zwei Fensterwölbungen durchbrochen, schreibt sich zweifelsohne aus der Zeit der Errichtung der Kirche her, indem das obere Geschoß nicht ganz die rohe Fügung der unteren hat, auch von derselben Steingattung der Kirche (Tuff) aufgeschichtet ist, im Gegensatze zu den unteren Thurmgeschossen, die aus Bruchsteinen bestehen. Ferner passen die Schallöffnungen ganz zu den zierlichen Panen des Lichtgadens der Kirche, da jede rundbogig gehalten, aus Zwillingslichtern zusammengesetzt ist, welche durch eine würfelknaufigte Säule getrennt werden, da jede Schallöffnung in einer Pane eingefügt liegt, welche wie jene des Lichtgadens, oben vier Nötter zur Zierde trägt. Die Bedachung des Thurmes besteht aus einer niedrigen Schieferkappe, welche nach jeder Seite hin,

aus der Entfernung gesehen, ein gleichschenklichtes Dreieck bildet, dessen oberer Winkel zwischen 45—50 Graden betragen wird. —

Untersucht man viele alte Kirchen des Niederrheines, so trifft man auf viele Thürme, welche dem beschriebenen gleichen, welche nicht allein viel älter sind, als die hinter ihnen oft vergrößerten, umgebauten und mehrfach verjüngten Kirchen, sondern auch manche Thürme, deren untere Geschosse augenscheinlich viel älter als die oberen, deren untere Gaden viel roher und plumper gebaut, aus örtlichem Steine gefügt worden, wo die oberen Geschosse aus fremden Steinen, Tuff u. s. w., viel künstlicher erbaut sind. Erst die aus dem zehnten und elften Jahrhundert stammenden Thürme zeigen von Grund auf dieselbe Fügung der Steine, dieselbe Präge des Baues, wenn sich auch gemäß derselben die Zier mit jedem Gaden steigert, die Durchbrechung schon aus baulichen Rücksichten sich vergrößert.

Zu den ersteren Bauten gehört der Thurm in Odinthal, nahe bei dem Münster von Altenberg, einem Dorfe, welches in alten Urkunden stets Odindar oder Odindarne (entweder Darre, Trockenbau, gewölbte Halle Odins, oder Odinseinsamkeit) genannt wird. Auch hier ist der Ueberbau uralt, der Schallgaden aber aus Tuff aufgesetzt und im Geschmacke der Kirche gehalten, mit dem schönen Taufsteine derselben Kirche wohl aus dem 10ten Jahrhundert stammend. Von den drei alten Glocken, welche in dem Thurme hängen und wohl für denselben eigends gegossen sind, ist die große dem Schirmvogt der Kirche, dem heil. Pankratius, geheiliget, über vier Fuß hoch und von breiter fränkischer Gestaltung, von der sogenannten Glockenform, und führt neben dem alten Spruche: „vivos voco, defunctos plango, fulgura frango“ die Ziffern der Jahrzahl 901. Die älteste Glocke aber, welche dieses Alterthum sowohl durch stärkere Abnutzung an den Stellen zeigt, wo der Klöppel Jahrhunderte angeschlagen hat, als auch an der roheren Gestalt, an dem unbeholfenen Gusse, der, so zu sagen, auf die ersten Versuche in dieser Kunst hinweiset, weicht von der gewöhnlichen Gestalt bedeutend ab, nähert sich mehr einer hohen spitzen Mütze und den geschmiedeten Glocken, welche sich bis auf unsere Zeit erhalten

haben*), scheint daher wohl auch um ein Jahrhundert wenigstens der früher erwähnten Glocke vorangegangen, und eine der ersten der Gegend gewesen zu sein, was übrigens alte Sagen noch bestätigen. Nach einer derselben soll die alte Stadt Köln auf dieses Rüstzeug eifersüchtig gewesen sein, und für die Glocke den Odinthalern gelobt haben, den Weg von Köln bis gegen Odindar (im Volksmunde noch Ohnder) mit Hellerlein zu belegen. Die ältesten Hagbewohner bedienten sich, um die Gläubigen zu ihren gottesdienstlichen Zusammenkünften zusammen zu rufen, der Thierfelle, welche sie über einen großen Rahmen, oft einen Wagen, gespannt hatten, später aber schon der aufgehängten Metallplatten, so daß die Glocken wohl zugleich mit dem Christenthume am Rheine Eingang gehabt haben dürften.

Die erste Kirche hat sich ungefähr von 400 bis 900 am Rheine gebildet, und ist aus dem heiligen Haine, oder mittelsweise aus dem Holzbau entstanden, welcher die Stelle des heiligen Haines vertrat. Bald wurde die Kunst allgemein verbreitet, die so bedeutende Massen mit dem Rundbogen überwölben lehrte. Aeltere Kirchen am Rheine, wie z. B. Ursula in Köln und Kastor in Koblenz, deuten in den bis über ihre Wölbung hinüber aufgeführten Seitenmauern und deren innerer Anmalung, daß sie ehedem wohl nur mit Zimmerwerk flach oder im Bogen gedeckt gewesen seien.

Nur stufenweise gelangte man zu einer Kunde, die jetzt beinahe jeder Bauer besitzt, um seinen Keller, seinen Backofen errichten zu kön-

*) In St. Cäcilie in Köln wird die sogenannte Sauglocke aufbewahrt, welche 15½ Zoll hoch, 13¾ Zoll in der Randmuldung, 8¾ Zoll unten in der Breite, 5½ Zoll in der Krone mißt, besteht aus drei mit kupfernen Nägeln verbundenen Kupferplatten, und soll nach der Sage durch ein Schwein 613 aus einem unweit des Klosters gelegenen Sumpfe aufgewühlt worden, und durch den Bischof Kunibert eingeweiht worden sein. Zuverlässig hatte sie geraume Zeit in dem Sumpfe versteckt gelegen. Auffallend ist es, daß in vielen alten Dörfern am Niederrheine entweder in Sümpfen oder in Flüssen gewisse tiefe Stellen befindlich, welche man Glockenlöcher nennt, in welche nach der Sage ungetaufte Glocken versenkt worden seien. Fast sollte man schließen, die Glocken seien in den altdeutsch-heidnischen Herchen gebräuchlich gewesen, seien als Werkzeuge des Bösen von den Heidenbekehrern versenkt und später erst, als man die Nützlichkeit dieser Tonzeuge eingesehen, wieder, und zwar getauft, eingeführt worden. Die kölner Sauglocke wäre demnach eine jener alten versenkten heidnischen Rüstzeuge.

nen, obschon jede Höhle, selbst die des Fuchses, zum Muster dienen konnte. Die ältesten aufgegrabenen Todtenhügel zeigen wagerechte, von beiden Seiten gefügte Steinlagen, welche sich inmitten treffen und so ein stufenartiges, kaum also zu benennendes Gewölbe bilden. Spätere Hügel finden sich demnächst, in welchen die Kanten der Stufen weggemeißelt worden, wo also das Gewölbe innen dem heutigen glich, ohne jedoch dessen Festigkeit, den inneren Schluß der Steine zu besitzen. Erst in der späteren Zeit fiel der Meister auf die strahlengleich auseinander und ineinander schließenden Steinlagen mit passenden Grund- und Widerlagen, geeignet, die schwersten Lasten zu tragen, und das rundbogigte Dach der heimisch rheinischen Ifte auch in Stein nachzubilden, die heilige Gruft, den natürlich vom Felsen gewölbten oder in den Felsen gemeißelten Kring (die Empore) auch da in Stein anzubringen, wo die Natur zu deren Anlage keine Felsen gewährt hatte. Daß letztere von dem Felsen stammte, sehen wir noch in allen alten, selbst den ärmsten Dorfkirchen, wo dieser Theil, wenn auch jeder andre durch Zimmerwerk gedeckt worden ist, in Wölbungen ruht, über dem Allerheiligsten die urthümliche geheimnißvolle Decke verbreitet.

Mit der einmal erlernten Kunst des Wölbens schlugen sich gleich alle Lichter (Fenster und Pfortenöffnungen), welche früher aus einem mit zwei rechten Winkeln am Grunde, oben mit einem rechten oder spitzen Winkel ragenden Fünfecke bestanden hatten, im Rundbogen und brachten dann oft noch, als Zeichen der früheren Wölbung, einen unten flachen, oben spitz auslaufenden Stein in der Thüreinfassung an, welche die Timpe des Gewölbes (Tympanen) von der eigentlichen oblongen Thüröffnung abschneidet.

Das kunstloseste und früheste eigentliche Gewölbe, jenes genannter Oeffnungen, bleibt das Tamengewölbe; weil aber der deutsche Geist sich an der Natur, nicht auf wissenschaftlichem Gange emporgebildet, weil er seine Natur des Waldes in Stein nachzubilden trachtete, so mußte er, die Höhle über dem Empor nachzuschaffen, gleich mit den künstlicheren Arten des Wölbens beginnen, mußte er, das Zweiggeflechte im Schiffe darzustellen und zugleich den Raum für die Fenster im Licht-

gaben zu erhalten, die Kreuzgewölbe ersinnen, denen er später nur noch künstlichere, anscheinend spielende Gewölbe nachfolgen ließ.

Der Rundbogen war und blieb dem Deutschen aber nicht blos Bedürfniß und Mittel, sondern wurde ihm bald Sinnbild und Abzeichen des lebendigen Haines, des heiligen Hages, woher er denn anfangs, wie es in vielen uralten Baureſten in Köln, z. B. dem unteren Thurmgeschosse der Apostelkirche, an St. Marien am Bühl, an den ältesten Theilen der Pantaleonskirche noch zu erschauen ist, diesen Bogen mit farbigen Steinen bezeichnete, bevor er ihn, was später geschah, reichgemuldet als wirklichen steinernen Ast hervortreten lassen konnte.

Je näher wir dem Jahr **1000** rücken, je reicher entfaltet sich die aufkeimende vaterländische Kunst, je größer werden ihre Unternehmungen, je geräumiger und höher die Bauten, welche von ihnen zeugen, wie selten auch heutzutage immer die Denkmale derselben geworden sind. Die Größe der Bauunternehmungen aber, und der von ihnen abgegränzte Raum, bedingte Pfeiler und Säulen, um das Dach, das Gewölbe zu stützen, an denen wir die Fortschritte der verschiedenen Zeiten am geeignetsten erkennen können.

Die ersten Säulen waren, wie uns die noch bestehenden alten Kirchen Norwegens belehren, rohe Baumstämme, waren Walzen von unbestimmter Länge, von mannigfaltigen Verhältnissen, welche sich nach oben zu, wie dies das Wachsthum einmal mit sich bringt, etwas verjüngten. Von der griechischen Säule unterscheidet sich die deutsche aber nicht allein durch die Verhältnisse, sondern von vorne herein schon durch ihre Anwendung, indem die Griechensäule gemeiniglich außen nur zum Schmucke des Tempels diente, eine dem todten Stamme nachgebildete Zierde war, wo die deutsche im Innern des Baues angebracht stand, dorten den Wald, den lebendigen Stamm vertrat und fortwährend bedeuten sollte. Die griechische Säule stammte zufällig aus dem Walde, die deutsche war der Wald selber. Sobald der alte Holzbau sich jedoch in Steinbau umprägte, trat an die Stelle der Säule, des Stammes, der gevierte rohe Pfeiler, wie dieser der jungen Kunst am leichtesten zu stellen, zu vollführen war. Sobald aber die Hand des Steinmetzen sich etwas mehr geübt hatte, und die Erfahrung dazu trat,

daß in der Pfeilergestalt meist doch nur der kreisförmige Kern trage und strebe, daß dessen scharfe Kanten von geringem Nutzen seien, behielt auch der Geschmack, der einmal für die sprossende Natur webte und lebte und den heiligen Hain als Musterbild vor sich schaute, die Oberhand, kantete bald mehrfach den Pfeiler ab und brachte so fortschreitend den rohen trägen Stein nach und nach wieder auf die schlanke Baumgestalt. Dem nach oben sich verjüngenden Baumstamme hatten die ersten Meister da, wo er das wagerechte Gebälke trug, einen breiteren Klotz überlegt, damit er dieses Gebälke um so sicherer fasse und hebe, wie damit der genaue Schluß zwischen beiden um so leichter bewirkt werden könne, hatten dem Stamme eine Steinunterlage vorgemauert, auf daß er nicht in die erweichende Erde einsinke, und so war der Säulenfuß wie der Säulenknauf üblich geworden, war die Platte, und bei dickeren Mauern über der verhältnißmäßig schmaleren Säule „das Joch", durch das dringende Bedürfniß erfunden worden. Alle diese wesentlichen Erfindungen, von den alten Meistern stets übererbt, heilig beibehalten, wurden in der Folge bei steigender Kunstfertigkeit nur noch reicher und kostbarer verziert, nur noch zweckmäßiger ausgebildet. Zuerst rundete man die Ueberlage der Säule, den einfachen Würfel nach unten zu, an seinen scharfen Kanten ab, bis er der runden Säulenform sich anschloß und somit nach vier Seiten hin vier Halbkreise zeigte; später zog man auf diesen vier leeren Halbkreisen ausschmückende Runen, bis man zuletzt versuchte, die ganze Masse durch Laubwerk zu verflüchtigen, das bald in Mannigfaltigkeit und Zierde des Baues bei weitem alle Knäufe des Hellenenthums übertraf. Nach der Beschaffenheit des Säulenknaufes läßt sich nicht immer ganz genau das Alter der Säule ermitteln, weil hier Geschmack des einzelnen Meisters, Nachbildung, Bedürfniß, Geldmittel nur zu oft in Wechselbeziehung standen; gewöhnlich läßt sich aber doch von dem Einfacheren auch auf das Aeltere, und umgekehrt schließen. Von den Runen oder Einkerbungen ist die ältere wohl jene, welche den flächeren Knauf nach einer Seite hin in drei Lanzetblätter theilt, der häufig an den ältesten Strebepfeilern gebraucht erscheint; sie gehört der merovingischen Zeit an, wohingegen die reicheren Knäufe der karolingischen eine doppelte Blattreihe übereinander entfalten, von denen die

untere vier, die obere drei lanzenförmige Blätter zählt, Blätter, welche übereinander im Durchschnitte einen gebutzten d. h. aus zwei Stücken zusammengesetzten gebrochenen Bogen bilden. Läßt sich das hohe Alter genannter Säulen nicht urkundlich erweisen, so stimmt doch die einfache zweckgemäße Bildung, die rohe oder doch unbedeutende künstlerische Vollendung derselben eher für, als gegen die Annahme.

Wo die Säule Würfelknauf, Rune, Platte oder Joch hatte, blieb der Fuß einfach und näherte sich mehr oder weniger, durch das Bedürfniß bedingt, der antiken attischen Base, sobald aber der Knauf sich zu belauben anfing und auf den Stamm gleichsam die Blätterkrone setzte, sollte auch der Fuß das Pflanzenleben versinnlichen, und so traten denn um denselben, in die vier Ecken der Plitte (der Säulenunterlage) auslaufend, vier Wurzeln, woher dieser Theil dann von Wurzel (rood) das Reutsel genannt wurde. Nicht immer treffen sich jedoch Wurzelsprossen in diesem Reutsel, öfter sind dieselben durch allerlei Blattwerke ersetzt, ja nicht selten erblicken wir Schlangen, Molche und andere Ungeheuer von einem geschickten Meißel unten nagend um die Säule gewunden, die zuerst wohl absichtlich angebracht waren, nachher unbewußt nachgeahmt wurden, an die Ungeheuer zu erinnern, welche mit ihren Nagezähnen den Baum des Lebens und der Zeit, die Esche Igdrasil bedrohen, deren Andenken sich noch nicht ganz im deutschen Volke verloren hat.

Die Errichtung dreier Wigbette, Altäre, im Innern der Kirche, die Anbringung dreier Eingänge von Norden, Westen und Süden, wie der Giebelschmuck über diesem Eingange, zuletzt das Kreuz, welches den Deutschen stets eine heilige Rune war, das Walten Odins nach jeder Weltrichtung hin andeutete, gaben der Kirche schon frühe die Gestalt des Kreuzes. Anfangs traten die Seitenflügel nur sehr wenig hervor, dann reichte sie zur nämlichen Länge wie die Hauptflügel, bis zuletzt drei Flügel in gleicher Länge blieben, dafür aber der westliche zur doppelten, ja zu einer noch größeren Länge anwuchs. Zur Schönheit des Gebäudes trugen diese Kreuzflügel, welche mit dem Jahr Tausend an allen größeren Kirchen üblich werden, bedeutend bei, indem die beiden Giebel die langen Seiten angenehm unterbrachen, die Dachlinien kreuzten und von jedem Standpunkte schöne Ansichten bildeten, zur Festigkeit nicht

minder, da dieselben als zwei riesenhafte Strebepfeiler zu betrachten sind, welche den Hauptwänden Haltung geben und es oft noch möglich machen, einen bedeutenden Thurm auf die schweren Gewölbe zu lasten.

Fassen wir alles Vorhingesagte zusammen, so erscheint uns die vaterländische Baukunst, besonders in ihrer höheren, d. h. kirchlichen Anwendung in ihrem ersten Ausbildungszeitraume, bis etwa um das Jahr Tausend, in der roheren Anlage des heiligen Haines zu bestehen. Was früher Hag war, ist Mauerwerk geworden; die Baumstämme haben sich in gewaltige Säulen oder in Pfeiler umgestaltet, das Laubdach, oder das stroherne Wetterdach, ist zum künstlichen, von vier Seiten anstrebenden, sich kreuzenden Gewölbe geworden, die Balken und Sparren, mit den Sparrenköpfen, sind in Stein nachgebildet, verschwinden aber meist, und geben einer auf kleineren Bogen (Nötter, vergleiche das engl. knot) ruhenden Verstärkung der Mauer, einer sogenannten Vorkragung Raum, die fast überall, sogar oft noch neben Sparrenköpfen vorkommt, über welchen sich dann in einfacher Schmiege ein Gesims an die Giebelbedachung schließt, welches augenscheinlich von der Stroh- und Binsenbedachung noch den Namen führt. Fenster kommen noch spärlich angebracht und sehr klein und enge vor, und zwar weil das Glas sie zu füllen sehr kostbar und selten; meistens stehen mehre derselben zusammen; sie sind alle entweder winklicht (im Fünfeck) oder rundbogig eingeschnitten, in den Giebeln aber kommen oben ganz runde vor. Mit dem Baue der Kirche ist allzeit der Thurm verbunden, welcher theils kirchlichen, theils bürgerlichen Zwecken dient, ein Hief und Wachtthurm für die Gemeinde wie für Pfarrei bildet. Der Kirche entsprechend ist er gemeiniglich in mehre Geschosse abgetheilt, die für sich allein der Würfelgestalt nahe kommen. Das unterste reicht bis zum Sims der Kirche, das zweite bis über die Dachfirste, über welcher dann das dritte, der Schallgaden, nach allen vier Seiten von großen rundbogigten Scharten durchbrochen ist, um den Ton der Glocken in der Runde umher zu zerstreuen, wohingegen die unteren Geschosse ganz dunkel sind, oder nur durch enge Mauerritzen, „Ginnen" genannt, spärliches Licht auf die Treppen werfen. Ein nicht zu spitziges Walmdach, „Kappe" genannt, dient zuletzt dem obersten Thurmgaden zur Decke.

Innen in der Kirche ist der östliche Raum unter und um den Altar das Wigbette, mit wenigen Ausnahmen vor den übrigen Kirchen um mehrere Stufen erhöht über einer Gruftkirche angebracht, in welcher Heiligthümer aufbewahrt wurden, besondere Gottesverehrung stattfand. Der Altar bestand aus einem einfachen Steintische, hinter welchem der Priester, der Gemeinde das Antlitz zukehrend, seinen heiligen Dienst verrichtete, und bei den Stellen, wo er jetzt blos sich gegen die Gemeinde umwendet, den Altar umschritt, und vorne ganz nahe dem Volke das Wichtige hersagte*). Von den gottesdienstlichen Gefäßen jener Zeit ist weniges auf uns gekommen, weil diese mit dem wechselnden Geschmacke sich am leichtesten und besten umprägen, umschmelzen ließen, was sich am häufigsten erhalten, sind gewichtige Leuchter auf, oder vor den Altar zu stellen, Pulte oder Rednerbühnen (ambones), oft paarweise angebracht im westlichen Ende der Empore, um dort das Volk anreden zu können, unsere heutigen Kanzeln vertretend, Kreuzbilder auf dem Altare und in der Gruft, wie große in Stein gehauene kufenförmige Taufbecken zum vollständigen Eintauchen der Täuflinge, oft mit Bildwerken geschmückt, die am westlichen Eingang der Kirche im Thurm, oder gar in einer kleinen Vorhalle, regelmäßig aber links angebracht sind, wie ehedem in der Heidenzeit der heilige Baum auch links lag. Die Orgel, welche zwar während dieses Zeitraumes erfunden wurde, auch hier und dort zur kirchlichen Anwendung kam, war gegen das heutige Tonzeug äußerst klein und beschränkt, und beweglich zum beliebigen Gebrauche eingerichtet, woher denn noch kein Platz dafür im Baue angewiesen werden durfte. Der künstliche Gesang dieser Zeit lebte nur in der Priesterschaft, wurde von derselben im Empor angestimmt, indem der Volksgesang aus der Kirche erklang und noch keine Tonbühne dem Empor gegenüber erforderte.

*) In der griechischen Kirche findet noch jetzt der Gottesdienst in dieser Weise statt, in der abendländischen scheint er sich erst dann umgeändert zu haben, als nach dem gothischen Kunstzeitraume die gethürmten Zopfaltäre aufkamen, es dem Priester unmöglich wurde hinter dem Gerüste stehend die Gemeinde zu sehen, wie von derselben gesehen zu werden. Die gethürmten Altäre scheinen sich aber durch die größer gewordenen übereinander gehäuften Altarbilder zu erklären, welche in der ersten Zeit gar nur, oder nur in unbedeutend kleinem Maasstab den Alter zierten.

Was von der bürgerlichen Baukunst, d. h. den Wohnhäusern dieser Zeit zu berichten, von denen uns noch weniger als von der Kirche geblieben, kann nicht erschöpfend sein. Wie wir oben von den ältesten Bauten Triers berichtet haben, gehört hierher, daß große starke Steinthürme, ähnlich den Kirchthürmen, nur weniger hoch und zierlich, auf uns gekommen, welche wahrscheinlich den Kern von Burgen bildeten, die in Holzfachwerk um dieselben erbaut waren. Die anderen Bauüberbleibsel deuten auf große massenhafte viereckigt oblonge Steingebäude, welche spärlich von kleinen schartenartigen Fenstern in mehreren Geschossen durchbrochen sind, dafür aber einen sogenannten Lichtgaden hatten, d. h. wo die Haupthalle sich befand eine Reihe prächtiger Rundbogenfenster entfaltete, die oft nur durch schmale Pfeiler oder Säulen geschieden waren. Die Treppen führen meistens noch von außen in die oberen Geschosse, wenn keine Thürme für deren Anlage angebracht waren, welche in diesem Falle noch sehr massenhaft angelegt wurden, da die Wendeltreppe dieser Zeit noch nicht gebräuchlich. Die große Halle war ziemlich nach der Kirche gebildet, gewölbt, und hatte, dem Empor entsprechend, den Dais, den Sitz des Hausherrn, welcher von hier aus die tieferen Tische und Sitze des Gesindes wie der Vasallen überschauen konnte.

Eine eigene Art öffentlicher Gebäude dieser Zeit bilden die Stühle: Königstühle, Kaiserstühle, die sich im Namen wenigstens bis auf unsere Zeit erhalten haben. Sie waren entweder auf Bergspitzen, oder in weiten Thälern angelegt und gaben in ersterer Lage oft dem Berge den Namen, nachdem längst schon der Bau zerfallen war, wie z. B. dem Berge, an den Heidelberg sich lehnt, ferner dem ganzen Gebirgsrücken am Oberrheine zwischen Basel und Strasburg. Diese Gebäude, welche zur Berathung der Fürsten, Grafen und Senden dienten, zu öffentlichen Verhandlungen, Wahlen und Krönungen errichtet wurden, waren entweder aus Holz gezimmert, oder später auch aus Steinen aufgemauert, einem Thurme von einem, oder von zweien Gaden vergleichbar. Als Grundriß unterlag demselben gewöhnlich ein Achteck. Acht kräftige Pfeiler wölbten sich im Rundbogen, bildeten das untere Geschoß, das ein zweites leichteres durchbrochenes, oder nur eine offene Brüstung trug,

über welcher ein Wetterdach, ein Zelt nach Belieben aufgeſpannt werden konnte, unter welchem die Vorſitzer ſich dem verſammelten Volke zeigten. Nicht ſelten hob ſich auch aus der Mitte des Achtecks ein Kernpfeiler, welcher das Gewölbe tragen half, und den Bau verſtärkte; ſchmiegten ſich an das thurmartige Gebäude ein oder zwei Nebenthürmchen, welche die Treppen zu den oberen Geſchoſſen einfaßten. Dieſe Gebäude, oft aus roher, oft aus künſtlicherer Arbeit, wie die Pfalzen oft mit Steinfichtung, farbigen Steingebilden (Moſaiken) geſchmückt, ſind ſehr alt; eines derſelben hat man neuerlich in den Wäldern von Rhodeisland entdeckt, das auf eine wahrſcheinliche frühere Verbindung zwiſchen Amerika und einem Stamme des deutſchen Volkes hinweiſet, andere derartige Gebäude ſind in Kapellen oder Wohnhäuſer umgewandelt und umgebaut worden; alſo die Kapelle zu Kobern an der Moſel, die nun wieder in ein Fabrikgebäude verwandelte Kapelle zu Metlach, der in Köln in ein Gaſthaus umgebildete Thurm, „die Hannosburg" genannt, welche ebenfalls alle mit den beſchriebenen Gebilden größtentheils übereinſtimmen. Zu dieſen gehörten zuletzt auch die Königſtühle bei Mainz und Koblenz, welche durch die Zerſtörungen der Revolutionskriege von der Erde verſchwunden ſind, von denen aber der letztere auf ſeiner alten Stelle beim Dorfe Rhenſe jetzt wieder aufgebaut wird.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

IX.

Zur Geſchichte der deutſchen Kunſt.

Zweiter Artikel.

Wir haben in der Betrachtung über den erſten Zeitraum der vaterländiſchen Baukunſt, welche wir die Zeit der altfränkiſchen Kunſt nennen könnten, in der Entwickelung der Säule, namentlich des Knaufes, ſchon über die beſtimmte Schranke hinübergegriffen und der ferneren Ausbildung dieſer Baugliederung gedacht, wie ſie zuletzt ſich in Blätter und Blumengebilde ausbreitet, eine Entwicklung, die eigentlich nur in den Zeitraum der blühenden fränkiſchen Kunſt vom Jahr 1000 bis 1200 hinaufreicht. Der Name „byzantiniſcher Styl" iſt zur Bezeichnung derſelben unter Gelehrten üblich geweſen, und hat nicht ermangelt, die Begriffe zu verwirren, glauben zu machen, dieſer Geſchmack ſei als ein vollendeter, in ſich abgeſchloſſener von Byzanz dem barbariſchen Deutſchland eingeimpft worden. Um dem Volke den alten Wahn zu benehmen und der Sache die möglichſt richtige Bezeichnung zu geben, nennen wir ihn beſſer „fränkiſch", da er ſich in Rheinfranken, wie vorzüglich unter den Herrſchern des fränkiſchen und ſächſiſchen Stammes beſonders ausgebildet. Daß dieſer Geſchmack Frankreich, Italien, Spanien, England und Skandinavien durchdrungen, erklärt ſich leicht aus der Verwandtſchaft

jener Völker mit dem Hauptſtamme. Je reiner, je unvermiſchter derſelbe geblieben, deſto reiner treffen wir den altehrwürdigen Hainbau an, je mehr frembartige Elemente das Volk in ſich aufgenommen, deſto größere Abweichungen finden wir auch von den Einrichtungen der Ahnen. In England heißt dieſer Styl der „ſächſiſche", weil eben die Sachſen das deutſche Element mit nach England brachten; in Frankreich heißt er unrichtiger der romaniſche, weil man etwas ſehr altes damit bezeichnen wollte; in Italien richtiger der „lombardiſche", weil eben durch dieſes Volk derſelbe mit nach Italien gebracht, er dorthin verpflanzt wurde; in Spanien dürfte man den Styl mit Recht den „vandaliſchen" oder „andaluſiſchen Styl" nennen.

Wieder zur Säule zurückzukehren, ſo bildete ſich zugleich mit dem Knaufe und dem unteren Fuße, dem Reutſel, der Schaft aus, welcher, nachdem er ſich einmal abgerundet hatte, durch den erſten Zeitraum wohl rund blieb und inſoweit dem antiken Schafte ſich näherte, aus dem Grunde, weil beide ſich den Baumſtamm zum Muſter genommen hatten. Wie die deutſche Säule jedoch in ihrer Anwendung ſich von der klaſſiſchen unterſcheidet, wie ſie nur zum Tragen der Wölbe dient, im Innern ihre Stellung hat, und wie ſie zuletzt auch außerhalb angewendet in der Pforten- und Fenſterwölbung, im Kreuz- und Lopgange immer weit von der griechiſchen ſteht, haben wir oben ſchon angedeutet, wird jedem Beobachter gleich in die Augen fallen. Unſere Väter ſchienen den Satz der Naturlehre früh gekannt zu haben, daß bei gleichgeſchaffener Maſſe die kreisrunde Geſtaltung mehr Tragkraft beſitze als jede andere, wie ferner, daß mehre kreisrunde Stützen deſſelben Stoffes wieder mehr zu tragen vermögen, als die, welche zu einer Maſſe vereinigt ſind; dann behielten ſie ferner für die ſproſſende Natur ein feines Auge, und verſuchten nach der rohen, mehr verſinnbildlichenden Nachahmung auch die genauere in ihren Einzeltheilen berichtigte zu erzielen. Auf erſterem Wege ſetzten ſie ſtatt einer Säule mehre kleinere, entweder unter einen Knauf oder doch unter eine Platte, unter ein Joch, als Gewölbſtützen. Schöne Muſter dieſer Art finden wir in der früher erwähnten Kapelle von Kobern, einem auf einem Sechseck als Grundriß aufgebauten Königſtuhle, deſſen inneres Gewölbe auf ſechs Säulengebilden ruhet, von denen

jedes aus fünf Säulen zusammengesetzt, von denen die stärkere inmitten, die kleineren rundum frei stehen. Letzte sind aus ungleichen Stücken zusammengesetzt, welche mit goldenen Knoten, wie Halme gebunden sind, so daß diese Halme nie mit diesen Knoten in gerader Linie abschneiden, sondern sich mannigfach malerisch durchschneiden. Eine noch reichere Säule befand sich in der Speisehalle von Altenberg, wo zwölf solcher einzelner Säulen unter einem Knaufe das Gewölbe trugen, welche aber leider mit der Halle nach der Einäscherung zusammenstürzte; gewöhnlich ist diese Säulenstellung bei Kreuz- und Lopgängen angewandt, und so stehen denn besonders bei letzteren an den Hauptpfeilern gemeiniglich vier, an den Nebenpfeilern zwei Säulen los um einen gevierten Steinkern. Bei ersteren, den Hauptpfeilern, schließen die Säulen sich an die vier Seiten, so daß der innere Stein mit seinen Ecken daraus hervorragt, bei den anderen stehen die Säulen in der fortgesetzten Gehre (Diagonale) des Kerngeviertes, so daß sie den Kern von vorne gesehen fast decken.

Auf dem zweiten Wege fanden die alten Meister bei alten Bäumen, vorzüglich aber bei bedeutenden Buchenstämmen, die ihnen vielfach zur Anlage heiliger Haine dienten und bis auf den heutigen Tag bei einfältigen Landleuten in abgöttischer Verehrung geblieben sind, daß dieselben von den Stellen, wo unten die Wurzeln ausschießen, sich über deren Knorren Vorsprünge bilden, gleich kleinen, mit dem Hauptstamme zu zwei Dritteln, oder zur Hälfte verwachsenen Säulchen, von denen oben wieder in der Verastungstelle die verschiedenen Aeste ausgehen, welche dadurch von diesen Säulchen gestützt zu sein scheinen. Hier der Natur mit regem Sinne nachbildend, erhoben die Meister aus der runden Säule bald die flach- oder halberhabenen Rohre, Dieste (verwandt mit Deichsel) oder kleineren Säulchen, und so entstanden durch deren Verdoppelung und Verstärkerung allmälig die gewaltigen Säulenbunde, welche die Gewölbe höher zu heben, die Halle zu erweitern vermochten, welche viel, wo nicht das Meiste dazu beitrugen, die erhabenen Gebäude jenes Zeitraumes zu vollenden, möglich zu machen. Daß beide vorhinbeschriebenen Wege hier in der Mitte zusammentreffen, versteht sich von selber. In mehren Forstwirthschaften, freilich jetzt vereinzelt, früher allgemeiner, besteht noch bis auf heutigen Tag die Gewohnheit des Baumköpfens,

d. h. des Abhauens aller Aeste, sogar des Hauptstammes etwa 8—10 Fuß über dem Boden, wie ebenfalls in Städten Zierbäume, welche einen Platz dichter beschatten sollen, noch gemeiniglich gestutzt werden. Jeder Kunstfreund, welcher diese gestutzten Bäume aufmerksamer würdiget, wird eingestehen, daß solche, wenn sie ehemals den heiligen Hain geziert und gedeckt haben, mit ihren, dem Säulenknaufe gleich gequollenen Häuptern, wohl das Urbild zu den ältesten Säulen abgeben konnten, daß die Zweige, die man zum Dache, wie dies noch an manchen Orten statt zu finden pflegt, kreuz und quer mit einander verband, den ersten Anlaß zu den Gurten, Ribben und Gräten gaben, die solch schöne Gewölbe bildeten und in ihren kräftigen Steinästen die übrigen leichteren Decken und Muscheln trugen. Das eigentliche volle Säulenbund kömmt in diesem Zeitraume als Träger von Hauptgewölben noch weniger vor, dafür hat sich aber der erste rohe Pfeiler jederseits mit einer Halbsäule geschmückt und bildet so ein Ganzes, welches dem Säulenbunde an Tragkraft wie an Zierde nahe kommt, indem nur sehr wenig von der gesammten Masse als nicht tragend verloren geht, indem die zwischen den Halbsäulen hervorragenden Kanten der Pfeiler mit ihren Schatten die Masse theilen und verflüchtigen und über die Säulenreihe den hohen Ernst, die Ruhe gießen, welcher in den mächtigen Hallen jener Zeit wohnet. Erst über, oder kurz unter den Scheidbogen, welche die Seitenschiffe absondern, erheben sich auf zierlichen Vorkragungen die Dieste (Rohrsäulchen) und tragen das Mittelschiff, sich zu dem Hauptgewölbe verzweigend. Eine Stufe näher zu den Säulenbunden bilden die in Kreuzgestalt grundrißlich gefügten Pfeiler, welche sowohl Halbsäulen vor den vorspringenden Seiten haben, wie in den einspringenden Winkeln auch noch mit Halbsäulen verstärkt sind. Da die Glaserkunst, sowohl die Kunst größere Glasscheiben billig herzustellen, wie dieselben zu färben und einzufassen, im Verlauf der Jahrhunderte nun bedeutend fortgeschritten war, so konnten auch die Fenster sich dem gemäß erweitern und die Halle stärker und glänzender beleuchten; sowohl die größeren Oeffnungen und daher erforderlichen Gewölbe besser zu halten, als die Oeffnungen schicklich auszuzieren, wurden die Fenstereinschnitte entweder innen oder außen mit Säulen, die sich denselben gleich bogen, geschmückt, Säulen, die nicht

dicker sein durften, wie die Dieste der inneren Säulenbunde, um nicht zu übermäßig kurz zu erscheinen, von den Meistern durch Knoten durchbrochen wurden, wie sie das Muster an jedem Halme und Rohre finden konnten. Pforten und Fenstereinschnitte an sehr dicken Mauern, welche sich in mehren Abstufungen (Tiefungen) brachen, zeigen in jeder derselben solche geknotete Säulenbogen, gewöhnlich von Steinen, welche gegen die Farbe der übrigen abstehen, deren Knoten zuletzt nicht selten vergoldet sind.

Mit dem Beginne des Zeitraumes, oder schon im vorigen, hatte man Mauern, welche eine große Tragkraft behalten mußten, wie untere Thurmgaden, und die denn noch durchbrochen werden sollten, mit spitzen d. h. zusammengesetzten Bogen überwölbt; jetzt, wo die Gewölbe sich erweiterten, die Schiffe der Kirchen sich immer höher hoben, kühner wölbten, bemerkte man, daß man mit dem Rundbogen auch hier nicht mehr ausreichte. Sind nämlich die Gurtbogen, diejenigen, welche von Pfeiler zu Pfeiler springen und ein Geviert einschließen, rundbogig, so müssen die sich kreuzenden Bogen, die Gräte, weil sie nicht höher hinauftragen dürfen als die Gurte, viel flacher liegen. Weil sie aber flacher sind, müssen sie weniger Kraft haben und viel stärker gegen die Seite drücken, weit eher den Pfeiler zerstören, auf welchem sie angebracht sind, und haben dazu ein weit schwerfälligeres, erdrückenderes Ansehen. Diesem abzuhelfen, begann man schon mit dem Beginn dieses Zeitraumes ebenfalls die Gräte im Rundbogen, im Halbkreise zu führen, und demgemäß die Gurte in zwei Bogenhälften zu brechen, im Spitzbogen zu schlagen, nachdem man zuerst versucht, ihnen eine eigestaltige Bildung zu geben. Je näher wir gegen das Jahr 1200 rücken, je häufiger wird diese Bogenbildung, je öfterer bricht sich auch selbst der Gratbogen, aus dem Kreise rückend, in zwei Bogenhälften, so daß am Ende unseres Zeitraumes schon alle Wölbungen größerer Räume im Spitzbogen gehalten sind.

Was den Grundriß der Kirche in diesem Zeitraume betrifft, so wird die Kreuzgestalt, deren wir in Vorhergehendem erwähnten, immer vorherrschender, oft in den oberen Kreuzwinkeln am Schluß der Empore

zwei kleinere Thürme einschaltend, oder am unteren (westlichen) Ende einen hohen Thurm oder gar ein Thurmpaar anbringend, oft beide Thurmstellungen vereinigend, nicht selten aber auch nun einen Thurm über dem Kreuzdurchschnitte auf vier gewaltigen Pfeilern gründend, wie an St. Martin in Köln, so kühn als irgend noch zu erschauen ist. Durch diese Thurmstellungen am westlichen Ende fallen dann auch die Kringe westlich meistentheils weg, und geben einem reichverzierten Giebel Raum, obwohl wir Beispiele von solchen Westkringen doch noch in späteren Jahrhunderten haben, z. B. in Oppenheim an St. Katharina, wo der westliche 1439 erst erbaut wurde. Da die Kirche wegen ihrer Größe auf Säulen gegründet werden mußte, oder durch die Menge ihrer Angehörigen später Erweiterung erheischte, so zerfällt sie jetzt gewöhnlich in mehre Schiffe, ein Mittelschiff und zwei Seitenschiffe, welche dann durch ihren Bau auf die Fenster wie auf die Thürme vielfach einwirkten, indem erstere nicht immer ihre volle Länge erhalten konnten, letztere mit dem ganzen Baue höher gehoben werden mußten, und wie sie früher drei bis vier Gaden hinaufreichten, jetzt fünf bis sechs aufgeführt werden. Wurde das Hauptschiff gebrochen, so wurden die Wände oft blos an einem Schiffe, oft an beiden so verkürzt, daß die Fenster, wenn sie nicht äußerst schmal sein sollten, was jetzt die Glaserkunst unnöthig gemacht hatte, eine andere Gestalt annehmen mußte. Man wählte die Runde, welche man in Giebelspitzen früher schon angewendet, welche zugleich auch am festesten und leichtesten, mit dem Geschmacke am verträglichsten war, und brach den Kreis bald, um mehr Leben in das Ganze zu bringen, in vier, sechs, acht und mehre kleinere Bogen, wie man oft die Gurtbogen in Kreuzgängen und kleineren Gewölben ebenfalls spielend zu durchbrechen und zusammenzusetzen pflegte. Neben der Runde, dem Kreisbogen, treffen wir den Halbkreis auf dieselbe Weise behandelt, treffen wir den Halbkreis unten etwas ausgeschnitten, so daß die Fensteröffnung in ihren Umrissen ein breitstenglichtes Blatt vorstellt. Schon oft haben wir Gelegenheit zu erwähnen gehabt, daß die Alten stets die sprossende Natur zum Vorbilde wählten, und so wohl auf die Nachahmung eines Blattes fielen; ihrer Lieblingswaffe, der Klefe (der Franzika), erzeigten sie dieselbe Ehre,

und so treffen wir auch dieselbe, die wir sehr oft als Zierrath treffen können, in ihren Umrissen als Fensteröffnung.

So wie die Gebäude sich zu beträchtlicheren Höhen hoben und größere Gewölbe zu stützen bekamen, mußten natürlich, besonders da die Fenster weitlichtiger wurden und den Theil, den sie beherrschten, schwächten, die Strebepfeiler mehr hervortreten, dieselben sich nach den verschiedenen Theilungen der Höhe abstufen, sich so zu sagen selber zur Strebe abböschen. Wo aber nun ein Mittelschiff sich in bedeutender Höhe über die Seitenschiffe hob, und die Mauern lang gedehnt lagen, so daß sie von keinen Querschiffen gehalten wurden, da mußte die Kunst sich andere Mittel suchen, und fand sie in einer Brücke, die vom Strebepfeiler über das Dach des Seitenschiffes hinüberreicht und mit ihrer ganzen Last gegen die Wucht des Gewölbes andrückt. Mit dem Anfange dieses Zeitraumes beginnen diese Bogen erst plump und roh, darauf bilden sie sich mehr aus, nehmen angenehmere, leichtere Formen an, bilden sich zweckmäßiger und dienen zugleich als Regenleiter, das Wasser über die Seitenschiffe weg zu führen und weit von den Grundmauern des Baues wegzuspeien. Wölben diese Stützen sich, wie dieses nicht anders sein kann, in ihren unteren Flächen, so bilden sie doch oberhalb immer gerade Linien, wie dieses in der deutschen Kunst bis zu ihrem Verfalle immer Richtschnur blieb, bei aller Vorliebe für den Bogen nie die gerade bauliche Linie, nie die geschwungene, später so beliebte, in irgend einem Umrisse des Gebäudes selbst anzuwenden, wie kühn und mannigfaltig sie in den einzelnen Muldungen immer hervortrat.

Die Muldungen, die mannigfaltigen Bildungen von Bändern, welche die verschiedenen Gliederungen des Baues anzeigen, Geschosse trennen, Thüren, Fenster und Bogen einfassen, gewinnen in diesem Zeitalter der Kunst die mannigfachsten Gestalten. Ein Pflockwerk, einem Geflechte von weitem gesehen nicht unähnlich, macht sich häufig am Gesimse bemerkbar und erinnert in Gestalt wie im Namen an die Zeit, wo das Strohdach, welches schlecht auf die obere Wand paßte, durch ein Geflechte von Binsen (Simsen) mit demselben verbunden wurde. Zickzacke, Rauten aufs mannigfaltigste verschlungen, Muscheln, Nägelknöpfe gehen in die Zier über, werden zu einfachen Zierrathen, bis auch hier

der Meißel fortgeschritten dem Naturſinn des Deutſchen folgen kann, bis ſich nach und nach die Muldung entweder in wagerechtes oder in aufſteigendes Aſtwerk, oder in einzelne Blätter löſet, bis dieſe Blätter zu Queifen (Vignetten) aneinander wachſen und den ganzen Bau wie mit einem Laubkranze umziehen. Die erſten Verſuche waren, wie dieſes immer und überall ſtattfindet, wie wir dies bei jedem Kinde ſehen, das ſeine Männerchen zeichnet, rohe Andeutungen von Blättern, ſpäter aber, wie die Kunſt ſich aufſchwang, werden die Blätter durchbildet, ſind in ihnen heimiſche Pflanzengattungen erkennbar, und zwar meiſtens nur ſolche, welche in der alten heidniſchen Sage, in dem Stammglauben der Deutſchen eine Bedeutung hatten, und ſo durch das Mittelalter als Zauberkräuter, oder als Entzauberungs- und Heilmittel in Anſehen ſtanden.

Eine feſtſtehende Zierde größerer Kirchen dieſes Zeitraumes bildet vorzüglich der Lopgang, der unter dem Dachſimſe des Kringes außen um das Gebäude rundführt, über der Wölbung des Kringes nämlich, wo dichte ſchwere Mauern nicht mehr nöthig waren, zertheilen ſich dieſe in kleine Säulen und Säulenbunde, welche auf ihren Bogen dann das Geſimſe, das Dach des Kringes tragen, welches ſich gewöhnlich gegen den Giebel des Empores anlehnt. Wie dieſer Gang, dieſe Wallei dem Gebäude einen maleriſchen Schluß giebt, die Maſſe in die Fülle ſchöner Gliederungen auflöſet, ſo mag er wohl in Zeiten, die vorüber ſind, wo Rohheit durch die Lande galt, wo der unſelige Bauer oft auch vor dem Drange der Gewaltigen dieſer Erde Schutz in den geweihten Mauern ſuchen mußte, eine Vorrichtung zur Vertheidigung geweſen ſein, und den Feind von dem Eindringen in die Hallen abgehalten haben, die bei damaligen Landplagen nicht ſelten Freiſtätten für jene waren, welche nicht auf der Spitze der Berge horſteten. Nicht ſelten erſtreckt ſich dieſe Wallei über die ganze Empore, oft an dem ganzen Langhauſe entlang, unten um den Thurm herum, wo man den Theil über dem Weſteingange, über der Thurmpforte, „die Jule" nannte, wahrſcheinlich von dem Worte Jul, welches die Weihnachtsfeſte bezeichnete. Dem äußeren Lopgange entſpricht dann gewöhnlich auch ein innerer, welcher zur Bequemlichkeit der Reinigung und beſonders zur Ausſchmückung der Räume

diente, zugleich innen die Massen des Gebäudes verflüchtigend und angenehm durchbrechend. Das Wort Lope, Laup- oder Lopgang scheint vom plattdeutschen Laupe, engl. lophole, herzuleiten und so viel als Durchbrechung zu bedeuten, wie es auf der anderen Seite, mit Laube verwandt, wieder an den Baum erinnert, an die Abbilder der Esche, Igdrasil, welche mit ihren verflochtenen gekreuzten Aesten eine Reihe von Lauben*) darstellten (Mone's Symbolik, S. 88). Unter diesem Lopgange wurde die Mauerbrüstung nicht selten durch eine Reihe eingemauerter buntfarbiger (schwarzer) Steinplatten geziert, so daß jeder Laube unter ihr eine solche Pane, oder ein solcher Spiegel entspricht.

Die Thürme, deren wir oben schon flüchtig Erwähnung thaten, werden in dieser Zeit der Stolz der Gemeinden und Pfarreien und bilden sich in reicher Zierde, aber dennoch nothwendiger Kraft höher und mannigfaltiger. Durften die unteren Würfel (Gaden) nicht zu stark durchbrochen werden, um den Mauern die nöthigen Kräfte nicht zu schwächen, so ließ man es hier bei wenigen Mauerspalten (Ginnen) und theilte entweder äußerlich die Mauer blos in Pane (Bogen) ab, oder ließ die ganze Masse der unteren Würfel vorwalten, sie nur durch eine von einer Vorkragung getragenen Muldung absondern. Die Vorkragungen, wie sie ebenfalls die Simse des gesammten Daches auf ihren Nöttern tragen, werden aber zierlicher und nehmen in den Kragsteinen, die früher nur mehr oder minder gefällige Muldungen aufwiesen, nun allerlei Gestaltungen der Früchte, Blumen und Laubzweige, Thierhäupter und Natterköpfe an, und spielen darin in das Gebiet alter Sagen hinüber. Der einfache Nötter beginnt aber zuletzt sich auszubutzen, d. h. sich durch einen kleineren Rundbogen inmitten und durch zwei Stücke von Rundbogen, die jenen an den Hauptbogen, den Nötter, anschließen, zu verzieren, durch einen Bogenzug, der beinahe ein Kleeblatt zu zeichnen pflegt und sich auf einem natürlichen Kleeblatte auch durch Farbenabschattungen gezeichnet findet.

In bedeutender Höhe, gewöhnlich gleich dem Dache, bildet sich dann der Hauptthurm auf Quinkbogen aus der viereckigen in die acht-

*) Im Trierer Dom befindet sich eine Emporeinfassungswand, welche diese Lauben noch deutlich durch Geschick des Meißels aus Aesten und Blattwerk gebildet hat.

eckige Geſtalt um, und verflüchtiget ſich nun in Walleien, in weitlichtige Schallgaden, ziert ſich mit Bogen-Panen und farbigen Steinplatten mannigfaltig aus. Nachdem er ſich zwei oder höchſtens drei Gaden in dieſer Weiſe erhoben, umkränzt er ſich mit acht, oft von Fenſtern durchbrochenen verzierten Giebelchen, und läßt auf dieſe dann das aus ſechzehn Dreiecken aus- und einſpringend zuſammengefügte Dach aufſchießen, gemeiniglich noch etwas höher über die Giebel hinaus, als dieſe von dem oberen Gaden aufragen. Ueber dieſem ſpitz zulaufenden Dache ruht auf einer Eiſenſtange gewöhnlich noch eine kupferne Kugel (die Bolle), das Ganze zierlich und gefällig zu ſchließen.

Nicht aber alle, ſondern meiſtens nur die Hauptthürme, und dieſe nicht einmal weder alle noch ausſchließlich, erhoben ſich in achteckiger Geſtalt, andere behielten die vierſeitige bei, aber vereinigten mit derſelben alle früher angedeutete Zierden, ſelbſt die vier Schlußgiebel, über welchen nun in der doppelten Höhe dieſer Giebel von vier Rautenflächen das ſpitze Dach zuſammengeſetzt wurde, das dem Ganzen einen ſchönen Schluß, nach dem Wechſel des Standpunktes andere Umriſſe, andere Schatten und Lichter bot, im Allgemeinen das Bild einer ſchwellenden Knospe gab, als ob der Thurm ſich zum Wachſen entfalten gefollt, in ihm alſo auch den pflänzlichen Grundgedanken des ganzen Baues beibehalten hatte. Der Hauptthurm zum wenigſten wurde immer auf dieſe Weiſe mit dem Giebelkranze geſchmückt, wenn auch die Nebenthürme nur ſchlechtweg Kappen erhielten.

Was die innere Einrichtung der Kirche betrifft, ſo bleibt ſie dieſelbe, welche wir im vorigen Zeitraume erwähnt haben. Der Altar bleibt noch auf der alten Gruftkirche gegründet, die ſich der oberen entſprechend nur mehr und mehr durch Verzierungen auszeichnet; die Empore hebt ſich vor dem unteren Theile der Kirche auf einer Reihe von Stufen. Der Altar bleibt aber einfacher Opferſtein, bedarf, außer weniger Kerzen und eines Kreuzbildes, keiner Zierden, da das ganze Gebäude ſich zierlicher um ihn verwölbt, die Wände hier von den mannigfaltigſten durch die Hülfe der Glasmalerei auch mit den zierlichſten Fenſtern geſchmückt war, da die Säulenrundung hier alle kleinliche Zier verſchwinden machte. Neben den beiden Altären der Seitenſchiffe, ſchon in den alten heiligen

Hainen kennbar, wurden aber in größeren Kirchen im Kringe, dem Umgange hinter dem Altare, mit Anbringung von Grabdenkmalen erlauchter Todter auch bald mehre Altäre nach und nach angebracht, so daß sich der Kring gegen die Neige des Zeitraumes in lauter Kapellen, Wigbette theilte. Da die Kirche so groß wurde, daß die Reden an die Gemeinde nicht mehr von den Pulten an dem Westende des Empores verstanden werden konnten, mußte auch hier auf Aushülfe gesonnen werden, errichtete man die Kanzel, an einen Pfeiler, an eine Säule des Langhauses gelehnt, um von hier aus die versammelte Gemeinde besser und gemeinverständlicher anreden zu können. Die Wände waren im Innern durch Bogen in Pane eingetheilt, von denen wechselnd eine das Fenster einnahm, die andere durch Butzung (Einfügung anderer Bogentheile) oder durch Malerei ausgefüllt war. Um Pfeiler, besonders an den Ecken, nicht durch zu große Fenstereinschnitte zu schwächen, rückte man öfter die Durchbrechungen einander entsprechend an die Seite des für sie bestimmten Bogens, und ließ sich auf der anderen Seite das Fenster mit der Wand gehörig ausschrägen. Die verschiedenen Muldungen, die unter dem Lichtgaden über den Scheidbogen, den Grundmauern u. s. w. im Gebäude rund liefen, wurden entweder roth und blau angestrichen, oder auch roth und blau vergoldet, auch Farben, die von der Heidenzeit an vorgeherrscht haben, und den Weltursprung (den Nedarborn, das Wasser), den Weltuntergang (Surtur, das Feuer) bedeuteten, die auch in der christlichen Zeit Wiedergeburt und Reinigung bedeuten konnten*). Zu Ende des Zeitraumes gewinnt der Spitzbogen,

*) Auch die Säulen wurden schon frühe mit Bildern geschmückt, welche den Bildsäulen vorangegangen zu sein scheinen, die Knaufe mit Laubern bemalt, die Spandrillen (die Räume zwischen den Scheidbogen und der Wallerei des Lopganges) mit passenden Gemälden geschmückt. Diese Bilder waren entweder mit Oelfarbe ausgeführt oder, mit Oelfarbe untermalt, mit Eiweißfarbe ausgeführt. Es herrscht zwar die Meinung, daß van Eyk die Oelmalerei zuerst in Schwang gebracht habe, allein Lessing hat schon zur Genüge dargethan, was manche Kirchenwand noch belegen kann, daß die Oelmalerei längst bekannt war, daß Eyk vielleicht nur eine Weise ersonnen hat, die langsam trocknenden Oelfarben rascher zu trocknen. Eine neue Behandlungsart der Oelfarben. Die Malerei scheint mit den übrigen Schwesterkünsten gleichmäßig fortgeschritten zu sein und mit ihnen gleichzeitigen Ursprung gehabt zu haben; da schon Titulo von St. Gallen, im zehnten Jahrhundert, in seiner Schrift über die Künste genaue Anwei-

der bei Gewölben und Entlastungsbogen, wie angemerkt, früher schon eingetreten, immer mehr Anwendung, scheint dem Geschmacke immer mehr zugesagt zu haben, wie er sich denn auch ebensowohl als der rundliche aus dem heiligen Walde herleiten ließ und dort allüberall noch in den Verastungen der Bäume zu entdecken ist. Gleichzeitig scheint sowohl besonderer Wohlgefallen an seiner schärferen, hervorstechenden Gestalt vor dem Rundbogen, als auch seine Tüchtigkeit, bedeutendere Lasten höher zu heben, die Versuche, gewaltigere Bauten durch ihn zu begründen, ihn nach und nach in allen Gauen Deutschlands, und später der umgränzenden Lande, eingeführt zu haben, so daß sich am Ende dieses Zeitraumes, durch seine folgerechte Durchführung, eine eigne Präge deutscher Kunst ausbildete. Am Mittel- und Niederrheine scheint er zuerst, ob auch als Entlastungsbogen mit dem Rundbogen vereint, in zierende Gliederungen des Baues übergegangen zu sein (Warden an der Ruhr), dann sich selbstständig in einzelnen Theilen der Kirchen, und dieses in der Empore, wo höhere Fenster nöthig waren und doch die Pfeiler nicht schmäler gemacht werden durften, aufgestellt zu haben (z. B. in Kaiserswerth, in Zülpich), bis er, in allen Fensteröffnungen und Bogen vorherrschend geworden, Gebäude, wie der kölner Dom, der straßburger Münster, hervorgerufen.

Schon die Uebereinstimmung, sowohl in den Haupttheilen des Baues wie in allen Einzelnheiten, welche sich diese Jahrhunderte hindurch vorfindet, wo immer deutsches Blut die Völker Europas durchdrungen hat, deutet auf eine Verbrüderung unter den Künstlern und Kunstverständigen, auf eine geschlossene Gilde, welche überall die gemachten Erfahrungen verbreitete, die Fortschritte des Meißels und des Künstlergeistes geltend machte. Wo dieser Geist Fremdes vorfand, mußte er dieses bekämpfen und ausstoßen oder in sich aufnehmen und verarbeiten, woher wir denn die Präge deutscher Kunst am reinsten in den deutschen Kernlanden zwischen Rhein und Elbe, deren Flußgebiete mitgerechnet, treffen, in den außerdeutschen Landen aber zuweilen mit Fremdartigem gemischt vorfinden, und dieses in dem Grade, als dorten

sung giebt, Oelfarben und Firniß zu bereiten, wie die Farben für Glas herzustellen und zu brennen.

fremde Nationalitäten zur Bildung des Volkes zum Grunde lagen. Diese Gilde, welche die große Aufgabe so löste, ist der alte Bund der Freimaurer, über welchen viel Wunderbares und Unerhörtes, so wenig Wahres im Volke verbreitet worden ist. Der Name wie die Sache scheint sich keineswegs aus den Pyramiden Aegyptens noch sonst wo aus dem Morgenlande herzuschreiben, sondern rein deutschen Ursprunges zu sein, da ersterer nie wechselt und ändert, wo wir immer der Gesellschaft begegnen. Das Wort „Frei" scheint aber nicht sowohl von den Freiheiten (Privilegien) dieser Gilde herzustammen, welche die ersten uns bekannten Gönner und Beschützer, die Könige, Päpste und Bischöfe, der Gilde zuerkannten, sondern, wie es auch der Sache von unvordenklicher Zeit anklebt, schon aus der dunkelsten heidnischen Zeit zu stammen, wo Frei der Gott der Fruchtbarkeit, des Rechtes und Friedens war, der, wie die Demeter der Griechen, auf den Ackerbau und die Gründung fester Plätze, der Wohnsitze und heiliger Haine hinwies*). Nach aller Wahrscheinlichkeit hatten also unsere Altvordern neben ihren Priestern schon einen Meisterbund, welchem sie die Gründung und Erhaltung ihrer Heiligthümer, Gräber und Haine übertrug, vielleicht selbst einen Priesterorden, welcher selbst noch vor christlicher Zeit die Holzbauten und Haine größtentheils in Steinhallen umschuf, so daß der Haruch, die Herche zuletzt zu unserer Kirche ward. Die Vermuthung, daß die Priesterschaft schon in heidnischer Zeit den im Christenthum fortdauernden Orden gestiftet, wird einigermaßen dadurch bestätiget, daß die Gebräuche, welche verschiedene Schriftsteller uns von den Priestern und späteren Maurern bewahrten, sich gleich kommen, daß auch bei den altheidnischen Priestern der Hammer eine große Rolle spielte, und oft noch in deren Gräbern und in alten Hainen gefunden wird.

In den deutschen Bauhütten, welche mit dem Eindringen des französischen Geschmackes, des sogenannten Wiedergeburtstyles verfallen, sind

*) Keine andre Zunft, welche auch noch so viele Freibriefe besaß, verband ihren Namen mit der heiligen Spelle, und nur wo sie Anspielungen auf den alten Gott der Gerechtigkeit haben kann, taucht sie auf; in Freischöffe, Freigericht, sogar in Freischütz, Freikugel, Freischuß; in einem Rache-Schuß, welcher nicht durch eigene Kunst erzielt, nur dem ewigen Walter über dem Schützen anheimgegeben werden soll; dessen Bedeutung im christlichen Mittelalter sich freilich verwirrte.

die meisten geschichtlichen Urkunden, die Ueberlieferungen verloren gegangen; als die Gilde lange zerfallen war, vernichteten die eindringenden Franzosen am Rheine Alles, was sie erreichen konnten, und benutzten unter andern die reichen Sammlungen der kölner Bauhütte, vielleicht die allerälteste und reichste am Rheine, die im Dome daselbst aufbewahrt wurde, zu Flintenpatronen und Schneidermaßen, wodurch manches hochwichtige dahin einschlagende uns für immer entzogen worden ist. In England, wo die Lage der alten Verfassung günstig war, so lange als Verfassung auf die alte Gilde Einfluß hatte, überdauerte diese nicht nur alle Stürme des Mittelalters, sondern erhielt sich dieselbe bis auf den heutigen Tag und verbreitete sich die ursprünglich deutsche Brüderschaft über den ganzen Erdkreis. Nach englischen Quellen, d. h. Sagen, brachte St. Albans die Maurergilde aus Deutschland nach England, oder richtete die durch die heidnischen Sachsen mit eingeführte Maurerei christlich ein, welche dann auch schon unter dem sagenberühmten Könige Karausius eine Versammlung hielt. Zuverlässiger ist die Nachricht, daß der heilige Augustin, von Gregor dem Großen zur Bekehrung des Königs Ethelbert hinübergesandt, der Gilde Gesetze und Vorschriften gab, ihr päpstlichen und königlichen Schutz auswirkte und ihr ausschließlich alle Bauten übertragen hieß, welche an öffentlichen Gebäuden unternommen wurden. Im Jahr 600 erbaute diese Gilde die Münsterkirche zu Kanterbury, ums Jahr 604 die alte Paulskirche zu London, St. Peter in Westminster entstand ein Jahr später (605) unter den Händen der Brüderschaft, welche indeß noch keinen rechten Bestand, oder doch schlechten Fortgang gehabt haben muß, weil wir lesen, daß um 680 wieder von neuem Freimaurer aus Rheinfranken hinübergezogen, und unter Bennet, Abt von Wirral, eine neue Hütte gestiftet haben. Weiter verlautet es, daß Kindred, König von Merzia, Großmeister dieser Hütte geworden; wenigstens hielten es von nun an die Großen der Erde nicht unter ihrer Würde, in die Gilde aufgenommen zu werden und eine ihrer Ehrenstellen zu bekleiden.

Im Jahr 856 wird der heilige Swithin als Haupt der Gilde erwähnt, und zwar durch den König Ethelwolf eingesetzt, im Jahr 872 übernimmt König Alfred selber die Großmeisterschaft, welche dem Orden

zu besonderer Blüte gereicht. Nach Alfreds Tode wird im Jahr 900 sein Bruder Eduard Großmeister, dem 924 wieder der Sohn, Prinz Adelstan, in der Oberleitung folgt, der im Jahr 926 die erste große Bauhütte von England, und zwar in der Stadt York, versammelt. Im Jahr 960 wird Dunstan, Erzbischof von Kanterbury, Großmeister, nach welchem mehre Großmeister vergessen worden sind, bis Eduard der Bekenner 1041 als solcher wieder hervorleuchtet, der sich um den Orden große Verdienste erwirbt. Wilhelm der Eroberer scheint nach der Besitznahme die Gilde nicht vernachlässiget, sondern derselben alle Gerechtsame bestätiget zu haben; er gab 1066 den leergewordenen Stuhl des Großmeisters an Gondulf, Bischof von Rochester. Um 1100 sehen wir wieder einen König, Heinrich I., an seiner Spitze als Großmeister, auf welchen entweder königliche Prinzen oder Erzbischöfe im Amte folgen, bis der Großmeisterstuhl um 1155 beinahe ein halbes Jahrhundert an das Großmeisterthum des Tempelherrnordens verknüpft war (bis 1199), woher denn noch heutzutage die Gebäude in der Präge dieses kunstreichen Zeitalters Tempelhäuser genannt werden. In den nun folgenden Jahren bürgerlichen Kampfes theilt die Gilde das Loos aller Einrichtungen, zerfällt mit dem Zerwürfnisse, hebt sich aber wieder kräftig empor, wie nur einige Jahre des Friedens und der Ordnung eintreten, so daß sie nach dem Kampfe der Rosen glänzender als je dastehet.

Unter der Königin Elisabeth scheint der Orden anfangs verdächtiget worden zu sein, später indeß hatte er sich auch der Huld und des Schutzes dieser großen Königin zu erfreuen, begann dann auch, wie unter den Stuarts, sich über ganz England und Schottland zu vereinigen und im folgenden Jahrhundert auf dem Festland, wo die Gilde ganz erloschen war, wieder hinüber zu pflanzen. Waren auch die Satzungen einigermaßen verändert und nahmen nun nicht mehr blos Künstler, sondern auch alle übrigen Stände der Gesellschaft an den gesellschaftlichen Einrichtungen des Ordens Theil, so blieb er in England doch noch seiner alten Richtung bis auf die jüngste Zeit getreu, denn Christopher Wren, welcher die Pauls-Kirche wieder erbaute, wurde um 1695 Großmeister des Ordens und verwaltete dieses Amt mit Kraft bis an seinen Hintritt.

Wilhelm von Waldbrühl.

X.

Paracelsus.

Sein Leben, sein System und seine Bedeutung.

Dargestellt

von

Friedrich Saß.

„Es wächst kein gelehrt und wahrhaftig Mann
„von tödlichen Schulmeistern geboren, nicht von
„uns selbst und der von oben herab geboren
„wird, derselbig hat Discipel, verlassen den-
„selbigen auch Discipel."

Paracelsus.

Die großen Geister strahlen durch den Dunstkreis ihrer Zeit wie wunderbar flammende Sterne und eben darin, daß sich das einsame, kräftig begabte Individuum jenem Alpe triumphirend entringt, der die Allgemeinheit trostlos belastet, wird ihre Größe und ihr Ruhm lebendig gefeiert. Nicht also ausschließlich in dem, was sie positiv thaten und erstrebten, sondern in wiefern die Sonne ihres Geistes mit den Nebeln und Wolken ihrer Zeit gewaltsam zu kämpfen hatte, eben in ihrem subjectiven Verhalten zu ihrer Zeit liegt ihr lange nicht genug gewürdigter Glanz. Wir haben demnach, wollen wir wahrhaft seine Größe feiern, das Individuum, durch dessen Brust die Sterne einer fernen Zukunft

schon wunderbar leuchten, in seinem Entwicklungsprocesse und grellen Conflicte mit der apathischen, indifferenten, vorurtheilsvollen und verdammenden Gleichzeit ernst zu erforschen, wir haben zu sehen, wie es den Rost eines altersgrauen Wissens und der eingefressenen Vorurtheile rücksichtslos von sich schleudert, wie es durch seine kecken Sprünge sich mit einer beschränkten Gegenwart überwirft und in seinem innern Feuerdrange die ferne Zukunft, welche ihm selbst im Busen wunderbar dämmert, der Menschheit eben zu retten sucht, welche es selber mit einem wilden Kreuzige! anheult. Jener Name, den dieser Aufsatz an seiner Stirn trägt, der wunderbare Name Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus de Hohenheim schwirrt ohne Zweifel durch viele Gemüther wunderbar und klingt wie ein Abracadabra. In ihm erschließen sich vielen die blauen, geträumten Wunder der Astrologie und Alchymie, in ihm ist alles Wunder und anziehend und demungeachtet giebt sich im übergroßen Kreise der Gebildetseinwollenden fast niemand eine richtige Vorstellung von jenem seltsamen Manne, der diesen Namen trug und der, während die kleine Schaar der Eingeweihten die markige Fülle seines Wesens bewundert und ihn als den Emancipator der neuern Natur- und Heilwissenschaften in der Stille verehrt, der, sage ich, wo man seines ruhmwürdigen Namens zufällig und verkehrt erwähnt, noch mit einem taschenkünstlerischen Cagliostro zusammen geschlagen und als ein marktschreierischer Charlatan nichtswürdig abgethan wird.

Ich halte es demnach für besonders verdienstlich und zeitgemäß, die vielfach verschrobenen Vorstellungen von einem Heros der Weltgeschichte durch eine allgemeinfaßliche Darstellung möglichst zu berichtigen und aufzuklären und unsern alten Paracelsus in seiner weltgeschichtlichen Wichtigkeit und in seinen heroischen Verdiensten zu schildern, an denen weder Motte noch Rost fressen wird. Unsere Gegenwart verschwendet so viel gutmüthigen Geldbettel an steinerne Monumente und Jubiläen ... so reiche sie nun doch auch wenigstens dem alten verkannten Paracelsus, der dreihundert Jahre im Grabe ruht, die Kronen seiner großen Verdienste zurück. Sie denke doch nicht kleinkrämerisch, daß dieser Paracelsus nur für die Aerzte und Naturforscher, höchstens noch für Philosophen von abgeschlossener Wichtigkeit sei; sondern sie versetze ihn würdig als

ein würdiges, ſtolzes Geſtirn an den nationalen Himmel unſeres Vaterlandes, wohin er wahrhaftig gehört und zwar dicht neben Martin Luther, ſeinen großen Contemporalen, dem er in vielfachen Hinſichten ähnelt und nahe verbunden war.

Uebrigens iſt der folgende Aufſatz weder für die gelehrten Kenner der mediziniſchen Literärgeſchichte, weil dieſe hinlänglich die große Bedeutung des Paracelſus durchſchauen und würdigen, noch für eine nur verflüchtigende Lectüre niedergeſchrieben und zuſammengeſtellt. Er ſoll, wünſcht wenigſtens der Verfaſſer, mehr anregen als peinlich ausmalen und den überhaupt gebildeten Leſer auf die bedeutſame Würde und die große Weltſtellung eines Mannes aufmerkſam machen, den er vielleicht blindlings zu ſeiner eigenen Beſchämung verkannte und der bei all ſeinen Verdienſten doch mit den heterogenſten und ſeltſamſten Schwächen behaftet war. Paracelſus iſt ein ganz anderer in ſeiner vereinfachten Perſönlichkeit und ein ganz anderer als das relativ paſſive Werkzeug im Entwickelungsgange der großen Geſchichte. Die Franzoſen haben ihn „le célèbre docteur, qui reforma les sciences et donna au XVIe siécle une impulsion prodigieuse“ zum flachſten Helden eines hiſtoriſchen Romanes: „Un médecin d'autrefois par Fabre d'Olivet“ auseinandergeſchraubt, dagegen in Deutſchland bekränzten ihn wieder, nach langer Verkennung, die berühmteſten Männer, wie Haller, Zimmermann, Schelling, Oken, und noch vor Kurzem hat Dr. Leupoldt, dieſer um die mediziniſche Literärgeſchichte vielfach verdiente Profeſſor zu Erlangen, ihn wiſſenſchaftlich gewürdigt. Aber der Ruhm, die wahrhaft verſtandene Anerkennung des Paracelſus trat noch niemals, was ſie ſo ſehr verdient, aus dem beſchränkten einſeitigen Geſichtspunkte der mediziniſchen Wiſſenſchaftskreiſe in's nationale Bewußtſein herüber und eben dafür zuerſt zu wirken wurde der Zweck dieſes Aufſatzes, der mit Ernſt und Redlichkeit unternommen wurde, wenn er auch nur mit ſchwachen Kräften durchgeführt worden iſt. Die Nachrichten über das abenteuernde Leben des Paracelſus ſind zu zerbröckelt und zu unſtät, als daß ſich ſchon durch ſie der Paracelſiſche Charakter zur richtigen Welt- und Zeitanſchauung bringen ließe, ſie vermitteln auch nicht einmal die wichtigen Fragen und Lichtſtröme, welche von ihm hervorgefloſſen ſind bis in die Neuzeit, und

eben deshalb wird es ein Act der Nothwendigkeit, wenn, bevor der wahrhaftige Paracelsus theils als Person, theils als Werkzeug im Entwickelungsproceß der Geschichte hervortreten und wahrhaft aufgefaßt werden kann, hier die Geschichte der Medizin in kurzer Andeutung von Galen bis in jenes nebelgraue, mittelalterliche Dunkel und zu jenem entscheidenden Wendepunkte vor unseren Blicken vorüberrollt, wo nach geschichtlicher und wissenschaftlicher Nothwendigkeit ein kühner Emancipator von den Aristotelisch-Galenischen Ketten auferstehen mußte. Und wahrlich, im Paracelsus sprang er gerüstet hervor, wie eine gepanzerte Pallas aus dem Hirne Kronions.

Wenn sich im alten Hippokrates die Medizin ihre erste Stufe einer gewissen Unabhängigkeit vom mythischen Religionscultus und eine Anfangsart wissenschaftlicher Selbstfreiheit errungen hatte, so ging sie doch bald nach ihm aus der ganz indifferenten, Hippokratischen Einheit, die noch nirgend Theorie und Empirie sondern mochte, sondern beide ganz kindlich naiv neben, ja in einander fortleben ließ, zu den allerverschiedensten Differenzen ab, wie das bei jedem organischen Entwickelungsprocesse immer mehr oder minder geschieht. Was im Hippokrates gleichsam ein schöner, dämmernder, subjectiver Morgentraum im goldenen Periklëischen Zeitalter war, das sollte nun im Verlauf der folgenden Zeiten durch die angestrengteste Arbeit mühselig, also nicht träumerisch, sondern mit dem lebendigen νοῦς erworben werden und man mußte sich also ernst und einseitig versenken in alle Einzelacte des Lebens und aller einseitigen Systeme, die, so verschieden und widerstrebend unter sich, doch noch alle zur höhern Einheit der medizinischen Wissenschaft innerlich strebten. Aber zu lockend wurde das Sichverlieren im bunten Wirrwarr der philosophisch aufgeflitterten Systeme, die, vom kindlich-indifferenten Hippokrates alle auslaufend, wieder zu eben demselben Hippokrates, aber zum wissenschaftlich bewußten führen sollten, und bald sah man über selbstgepflanzte Bäume die Waldung nicht mehr. Die dogmatische Schule, zu der die Jünger und Söhne des Hippokrates selber schwuren, verlor den wahren Hippokrates bald in der einseitigen Richtung ihres Theoretisirens und wurde sein empirischer Erfahrungsapparat nicht noch schlimmer, als wirklich, verabsäumt, so erklärt sich dieses durch den bewegenden

Einfluß der Aristotelischen Philosophie, welche mit abstracter Speculation das Empirische glücklich zu vereinigen wußte. Aus dieser dogmatischen Schule entwickelte sich dann unter den Ptolemäern das Alexandrinische System im wunderbar blühenden Alexandria und stellte sich als successiven Uebergang zur entschieden empirischen Schule dar. Die vielfach mißglückten, sich wolkenhaft jagenden Speculationen hatten nun endlich, wie es immer geschieht, zum crassesten Skepticismus in der Philosophie geführt. Man glaubte nur noch, was sinnlich war, man vernachlässigte alle Physiologie, man entschlug sich aller ernst wissenschaftlichen Richtung, und wie überhaupt in dieser Zeit die frische Blüthe des hellenischen Volkes bereits verdorrt und der elastische Sinn für freie Wissenschaft meistens erstorben war, so neigte man sich nun gerne zur bemäntelnden skeptischen und Epikuräischen Philosophie, die, selbst ein Symptom dieser Zeitstimmung, alles Höhere und Ewige niedertrat. Asklepiades von Bithynien legte schon wieder 100 v. Chr. den Grundstein zu einem neuen Systeme, das methodische nämlich genannt. In der Tiberstadt, wo sich die blendende Weltpracht sammelte, wuchs es langsam heran und während es vorgab, den alten Dogmatismus und Empirismus wieder zum wahren, alten Hippokrates wissenschaftlich vermitteln zu wollen, schlemmte es sich selbst, wie das wissenschaftslose Rom, in eine Leukippische Atomistik zurück. Darauf versuchte im Gegensatz zu dieser Atomistik das bekannte Pneuma, mit dem man, während es selbst an einseitigen Aeußerlichkeiten wissenschaftslos verloren ging, das Leben im Organismus in allertiefster Wahrheit nicht nur dynamisch, sondern selbst psychisch zu erklären trachtete, in der pneumatischen Schule einen erhebenden Umschwung. Weil diese indeß, eben so wenig wie ihre Vorgängerinnen, obgleich auf Platonischen Basen und den stoischen Pantheismus gegründet, nirgend die scharfen Dissonanzen, in denen der alte Hippokrates traurig zerstückt und zerbrochen war, würdig zu sühnen vermochte, so überschlich bald allen medizinischen Zustand eine düstere Verzweiflung, jeder suchte sich aus den Trümmern der hallenden Systeme zu retten, ohne wahren Sinn für freie Wissenschaft da und dort einen Balken fortzuziehn und ihn in seiner armseligen Hütte selbst zu gebrauchen. So erhob sich der abgeplattete Episynthetismus oder auch Eklekticismus. Aber die classische Welt-

anſchauung hatte ſich bald in ſich ſelbſt überlebt, das ängſtliche Flicken am Dache nützte nicht mehr, die Kellerbalken waren verfault. Der Genius des römiſchen Weltreichs ſenkte trauernd die Fackel. Alle Zuſtände ſchwankten, dunkle Mächte brauſeten mahnend und prophetiſch in die entartete Zeit. Auch in der Medizin blieb es nicht ruhig, und es iſt höchſt beachtungswerth, wie die Heilwiſſenſchaft, bei weitem mehr als jede andere Wiſſenſchaft, mit den gewaltigen Weltzuſtänden immer harmoniſch zuſammenklang. Im Perikleiſchen Zeitalter, als Griechenland ſich auf dem Gipfel ſeines claſſiſchen Lebens wiegte, feierte ſie ihre freie Geburt; als das claſſiſche Alterthum niederſank, zerbröckelte ſie eben ſo wieder und nur eine ſtarke Galeniſche Fauſt hielt das einmal Zuſammengeraffte zuſammen; im ganzen Mittelalter war ſie nur eine aufgeputzte, ſcholaſtiſche Leiche, und als die Neuzeit begann, als ein Luther die Welt zur Beſinnung rief, ſtieg im Paracelſus, in ihrem Luther, auch ihre Neuzeit prophetiſch hervor.

Galen reformirte freilich nicht, wie Paracelſus ſpäter erſchütterte, aber er conſervirte gewaltſam und rettete die Hippokratiſchen Trümmer mit allen vereinzelten Bauſteinen der demolirten Syſteme in ſein ariſtoteliſch-dialectiſches Haus. Seine Zeit war entartet, Epikuräer hatten die Philoſophen verdrängt, ein Caligula, ein Nero hatte gewüthet, alle Formen des claſſiſchen Alterthums waren geſprengt und harrten des Untergangs. In Trajan, in Hadrian und in den Antoninen leuchteten noch einmal wieder freundliche Herbſtſonnen in die nächtigen Nebel hinein, und nur im letzten entſcheidenden Momente, wo noch zu retten war, eilte Galen von Pergamus gewaltig herbei und rettete von der antiken Heilkunde, was er nur irgend vermochte. Aber dem Chriſtenthume, welches lebendig zu leuchten begann, durchaus nicht befreundet und ſich nirgend verſenkend in die erhebenden Lebenskeime dieſer beginnenden chriſtlichen Welt- und Lebensanſchauung, blieb er und ſeine zuſammengeraffte Lehrart noch immer mit claſſiſchem Formentande behaftet und in abſchreckender kalter Erſtarrung. Er behauptete drei Grundkräfte im thieriſchen Organismus und zeigte der natürlichen Kraft die Leber, der pſychiſchen das Herz und der thieriſchen das Gehirn als eignen Aufenthalt an. Mit dieſen drei Grundkräften correſpondirten drei ver-

schiedene Pneuma's, augenscheinlich nach der Platonischen Ansicht, wie überhaupt denn Galen schon ernster als alle Vorgänger in den Kreis seiner Reflexionen die Seele ruft. Die vier Empedokleïschen Elemente wandte er auf den menschlichen Organismus an und brachte mit ihnen seine vier Cardinalsäfte in reguläre Verbindung. Als Dogma stellte er contraria contrariis auf und eben dagegen hat Paracelsus, aber nicht in Hahnemann'scher Manier, seine Blitze geschleudert. Das gigantische System, eine bewundernswürdige Mosaik aus antiken Trümmern, gründete er auf die Philosopheme des Aristoteles, speicherte Hippokratische Ansichten ohne innere Verbindung umher und hielt das Gebäude durch schlagende Dialectik wenigstens äußerlich straff zusammen, während im Innern freilich der Mechanismus und Schematismus in seiner traurigen Trümmerexistenz und dürren Nacktheit umherliegt. Wer nur jemals die aus der Aristotelischen Schule hervorgegangenen Bücher von den Problemen gelesen hat, kennt diesen erbarmungslosen Mechanismus hinlänglich. Viel dialectischer Schein und überraschende Definition, aber gar wenig originale Kraft und freie Lebensdurchleuchtung. Sagen muß man, die alte Philosophie und Medizin wurde im Galen zum letzten Male dialectisch zusammengebaut und aneinandergefügt, aber aus den gewaltigen Rissen des nun verwetternden Römerreiches sproßte schon die frische Blume des Christenthums balsamisch hervor und eben das Christenthum blieb allen Galenisten entfremdet. Der Galenismus stand da, wie ein alter, durchwetterter, heidnischer Recke, als sich der große Welttag der alten Geschichte nun herbstlich düster zu Ende neigte und als die entkräftete Menschheit, nachdem sie sich lange in den grellsten Differenzen rastlos umhergejagt hatte, sich endlich unter dem ruhefächelnden Fittig des Christenthums im Indifferenz- und Nachtzustande des dunklen Mittelalters verlor. Alle philosophischen, alle religiösen Systeme zerflossen im gaukelnden Abendgold; Pythagoras wurde mit Zoroaster verknüpft, der Neuplatonismus flackerte mit orientalischen Emanationstheorieen phantasiereich wie eine Nachtlampe umher und alle kalt systematische Philosophie löste sich in bizarren Poesieen auf und Alles verkündete deutlich das dunkle Nahen der mittelalterlichen Nacht. Aber dennoch, die alte Galenische Medizin suchte sich ebensowohl dem Genius jeder

christlichen Welt- und Lebensanschauung, als auch dem unmittelbaren Anfluge der mittelalterlichen Nacht zu entziehen, und verharrte deshalb in der wunderbarsten Isolation mitten im Wirbel und Umschwung aller bestehenden Verhältnisse auf einer trostlosen Reproduction der alten Galenisch-Aristotelisch-Hippokratischen Lehrart. Sie blieb außer dem Christenthum. Während dieses den Menschen als ein sittliches, individuelles, freigeistiges Wesen in enger Beziehung zur Heilkunde dargestellt wollte, beharrte der Galenismus unerschütterlich im antiken Naturalismus und, weil das Alterthum historisch geschlossen und nicht mehr fort zu entwickeln war, so versank er immer tiefer in das unfruchtbarste Sichselbstcompiliren, in polyhistorische Durchkramung ohne jeden lebendigen Lebensact. So bildete sich dem heidnischen Galenismus natürlich zur Seite und ganz aus dem Bedürfnisse der schwärmerischen Zeit und des Christenthums unter dem christlichen Priesterstande eine Medizin, die aus religiöser Phantasie und aus nackter wissenschaftsloser Empirie seltsam gewürfelt war. Der alte gelehrte unverbesserliche und sich selbst hypochondrisch zerfressende Galenismus fristete sich dazwischen eine kümmerliche Existenz, und als die Indifferenznacht des Mittelalters am düstersten drückte, war er durch Abendmahl und Weihwasser, durch Reliquien, Exorcismen und Gebete, durch Mönchs- und Nonnenorden ganz aus der Praxis auf sein altes, heidnisch-aristotelisches, theoretisches Lehrgebäude zurückgewiesen, wo er sich fröstelnd erging und mit medizinischer Scholastik die morschen, zerbröckelnden Wände mühsam zu füllen versuchte. Nun aber leuchtete durch die Wolkennacht des Mittelalters ein flammendes, wunderbares Meteor, ich meine nämlich den Arabismus, und während im Christenthum alle Heilkunde entweder zur tiefsten Verachtung (nämlich der antike Galenismus) oder zum köhlerhaften Aberglauben (nämlich die mystische Religionsmedizin) herabgetreten war, rettete sich ihr besseres Selbst unter den Islamismus zurück, dort einen Schimmer ihres alten, wissenschaftlichen Selbstbewußtseins erhaltend, wenn dieser Nimbus von Alchymie und Astrologie auch allerdings nicht selten wie Charlatanismus erscheint. Von Alexandria floß zu den Arabern die medizinische Anregung über; die athenischen Platoniker, von den orthodoxen Christen verjagt, übertrugen die alten Schriften in's

Arabiſche und beförderten ſo wohl den ſchnellen Bildungsproceß dieſes Volkes, welches wohl wie ein Blitz leuchtete, aber auch wieder verſchwand. Fez und Marokko wurden berühmte Akademieen, und beſonders Cordova in Spanien leuchtete weithin durch das verdunkelte Abendland mit ſeinem phantaſtiſchen Schimmer von Wiſſenſchaft. Dennoch hat dieſer gelehrte Arabismus in unſerer europäiſchen Kultur nur wenig nachhaltige und reife Früchte abgeſetzt, denn er entbehrte durchaus der wiſſenſchaftlichen Tiefe und bewegte ſich verführeriſch in phantaſiereicher Bildung. Für die Medizin, obwohl in ihm Rhazes und Avicenna glänzten, wurde er noch um ſo weniger nahrhaft, da er ebenfalls dem alten Galen lieber nachbeten, Vorhandenes lieber compiliren, als in wiſſenſchaftlicher Selbſtthätigkeit ein Selbſtändiges leiſten wollte, aber er zeichnet ſich wenigſtens ſelber als die natürlichſte Uebergangsepoche von der phantaſtiſchen Myſtik im Anfang des Mittelalters zu dem ſich nun empor bringenden Extreme der ſcharfen Scholaſtik. Die Scholaſtik wollte das Chriſtenthum als die chriſtliche Kirche vor dem individuellen Bewußtſein wiſſenſchaftlich rechtfertigen, und da ſie in der biegſamen, Ariſtoteliſchen Dialectik die kräftigſten Hülfstruppen fand, ſo lief ſie nun mit dem alten Galenismus im heidniſchen Ariſtoteles concentriſch zuſammen und führte jenen aus ſeinem dogmatiſchen Lehrgebäude, wo er ſchon in ſich zerfallen wollte, auf's Neue in's Chriſtenthum kameradiſch zurück. Die religiöſe, formelle Scholaſtik alſo und der Galenismus halfen ſich beide gegenſeitig und ſympathetiſch auf. Ihnen beiden war die ſchwungreiche Myſtik entgegengeſetzt. Gegen dieſe kämpften ſie beide, und beide blähten ſich in gewaltigſter Form und mit innerm Nihilismus dictatoriſch empor, während dagegen die Myſtik, von religiöſer Seite, durch den Neuplatonismus begünſtigt, der Kabbaliſtik, der Dämonologie und Theoſophie, von mediziniſcher Seite aber der Aſtrologie, der Magie und Alchymie, vom Arabismus gefördert, ſchwärmeriſch nachſpürte und ſich darin concret auszubilden beſtrebte. Im 15. Jahrhunderte endlich, als bereits Gutenbergs Erfindung und die Geburt der Univerſitäten auf eine hellere Zukunft deuteten, hatte ſich endlich die Myſtik, nachdem ſie ſich lange mit der allverbreiteten Scholaſtik, theologiſch mit den Kirchenvätern und

medizinisch mit dem Galenismus vergeblich gemessen hatte, so weit ausgebildet, daß sie hoffnungsvoll ihre schwärmerischen Propheten und wilden Herolde hinaussenden durfte in die dämmernde Welt. Vom Hieronymus Cardanus hat wohl jeder gehört, und Michel Nostradamus, der große Astrologe und Wahrsager dieser befruchteten Zeit, spukt im Roman und in deutschen Spinnstuben noch immer phantastisch umher.

Wir sehen, meine Leser, also jetzt die Morgensonne eines großen, neuen Weltgeschichttages hinein in das Dunkel der mittelalterlichen Nacht leuchten, aber noch nicht mit der festen, verstandessichern Strahlenklarheit des wolkenlosen Mittags, sondern mit dem so wunderbar träumerischen Golde des Morgens, der die nächtigen Wolken hier phantastisch umröthet und dort die ahnenden Hochpunkte genialisch umspielt. So — nur so müssen wir Alle andächtig in die erste Hälfte des 16ten Jahrhunderts zurückschweifen, denn dort eben grünte die geschichtliche und wissenschaftliche Frühlingsaat, welche in unsern Tagen theilweise gereift ist oder noch reifen soll. Das Copernicanische System läuterte damals die Weltanschauung, Amerika war entdeckt, der bedeutungsvolle Seeweg nach dem fernen Hindostan wurde gefunden und erfüllte die Menschheit mit wunderbarem Drange und ahnender Neuheit, große Mystiker schweiften vielfach aus den Fugen der dürren Scholastik, Künstler wie Leonardo da Vinci und Albrecht Dürer schwangen die Fackel, große Dichter wie Camoens und Ariost tönten gleich Memnonssäulen, bald sollte auch Shakespeare erwachen; Regenten wie Maximilian I. und Carl V. traten hervor, und das Größte, die Reformation der christlichen Kirche, fiel in diesen gährenden, schwangeren Zeitpunkt. All dieses Große und Glühende, die ganze Farbenpracht dieser phantastischen Mystik war gegen die weite Autorität der ausgesogenen, breiten Scholastik gerichtet. Die große Geburtswehe der Neuzeit war da, die Welt arbeitete convulsivisch an ihren Befreiern, und wie wir oben bemerkten, daß kirchliche Scholastik und Galenismus sich immer brüderlich stützten und beide im Aristoteles fest in einander verschmolzen, so mußten nun auch, um das ganze scholastische Fuchsloch consequent zu vernichten, durchaus zwei Reformatoren auftreten, der eine gegen die Kirche, der andere gegen den Galenismus hin, verschiedenartig wirkend und

doch nur dasselbe erschütternd. Wir finden diese zwei gewaltigen, schwungreichen Emancipatoren im Luther und im Paracelsus. Luther verbrannte die Bullen des Papstes, und Paracelsus übergab in seinem Lehrsaal zu Basel den Galen und Avicenna auf eben dieselbe Weise den vernichtenden Flammen; — beide von einem Geiste durchglüht.

Jetzt wurde der Leser, denke ich, schrittweise zu jenem Standpunkte geführt, wo er das persönliche Auftreten des Paracelsus in den Beziehungen zu seiner Vorzeit und Zeit und in den Ahnungen für seine Zukunft wohl richtig würdigen mag; wir haben das große Gerüst gebaut, auf welches er selber hintreten wird. Ehe wir ihn als den großen Emancipator, als das räthselhafte Werkzeug im stetigen Gang der Geschichte betrachten, wird es erwünscht und zweckmäßig sein, ihn hier in seinen persönlichen Lebensumständen zu zeichnen, obgleich wir dafür nur die dürftigste Quelle besitzen. Wir müssen uns meistens halten an seinen Geist, der aus seinen Bestrebungen und seinen Schriften genialisch hervorweht.

Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus de Hohenheim erblickte im Jahr 1493 zu Maria Einsiedeln bei Zürich im Canton Schwyz das Licht dieser Welt. Sein Vater, obgleich Edelmann aus einem hochadeligen Geschlechte Schwabens und dem Großmeister des Johanniterordens Georg Bombast von Hohenheim verwandt, übte demungeachtet schon selber die Heilkunde und hatte sich mit einer Leibeigenen vermählt. Aus dieser Ehe entsprang Paracelsus. „Von Natur bin ich nit subtil gesponnen, sagt er in seinen Schriften von sich, ist auch nicht meines Landes Art, daß man was mit Seidenspinnen erlange. Wir werden auch nicht mit Feigen erzogen, noch mit Meth, noch mit Weizenbrot, aber mit Käse, Milch und Haberbrot. Es kann nit subtile Gesellen machen. Zudem, daß einem all seine Tage anhängt, das er in der Jugend empfangen hat; derselbige scheint nun fast grob zu sein gegen die Subtilen, Katzreinen, Superfeinen. Denn dieselbigen, die in weichen Kleidern und bei Frauenzimmern erzogen werden und wir, die in Tannzapfen erwachsen, verstehen einander nicht wohl.“ Den ersten Unterricht empfing Paracelsus von seinem Vater selbst in der Alchymie,

Aſtrologie, Chirurgie und Medizin; der gelehrte Biſchof von Lavant aber, Eberhard Baumgartner, führte den wißbegierigen Knaben in die dämmernden Kloſterzellen der Theoſophie. Obgleich Paracelſus wenig auf eine gelehrte Schulbildung achtet und glaubt, die friſche Erfahrung, die Gnade Gottes und das angeborene Genie bilde den Philoſophen und Arzt am beſten, ſo trieb er ſich dennoch, nach ſeiner eignen Ausſage, als fahrender Schüler auf deutſchen, italiäniſchen und franzöſiſchen Univerſitäten umher, und ſchon im achtzehnten Jahre beſuchte er Baſel und genoß in der Chemie die Anweiſungen eines berühmten Chemikers, des Sporheimer Abtes Trithemius. Aber viele ſeiner chemiſchen Grundkenntniſſe hat er den Hüttenarbeitern und Scharfrichtern abgelauſcht und aus entſchiedenſter Paſſion für die räthſelhafte Alchymie einige Zeit im großen Laboratorio des reichen Siegmund von Fugger gewirkt.

Sein unruhiger, phantaſtiſcher Sinn duldete ihn niemals lange an einem Orte und er führte deshalb ein wanderndes, abenteuerndes Leben. Im Orient, in der Tartarei, in Schweden und Neapel, in Spanien, Polen und Preußen, in den Niederlanden und Rußland will er geweſen ſein und, nachdem er zur Heilung des Marſchalls von Böhmen, Johann von Lippes, berufen war, hielt er ſich lange in Ungarn auf. Ueberall auf ſeinen unſtäten Fahrten von Barbieren und alten Weibern, von Quackſalbern und Zigeunern, von Schwarzkünſtlern und Scharfrichtern Rath und Belehrung annehmend, beobachtete er fleißig und durchdringend das große Buch der großen Natur. „Wer die Natur durchforſchen will, ſchreibt er, muß ihre Bücher, gleich mir, mit den Füßen treten. Die Schrift wird erforſcht durch ihre Buchſtaben, die Natur aber von Land zu Land: ſo oft ein Land, ſo oft ein Blatt. Alſo iſt codex naturae, alſo muß man ihre Blätter umkehren, wie ich.“ Auf Bücherweisheit dagegen, die zu ſeiner Zeit ganz in den ausgefrorenen Händen der polyhiſtoriſchen Scholaſtik moderte, giebt er nur wenig. Den Galen nennt er deshalb einen „großen Schwaderlappen, deſſen Schrift eine Schand iſt“, und recht ergötzlich, auch für uns mutatis mutandis beherzigenswerth, ſchimpft er auf das geſpreizte Doctorweſen ſeiner wenig doctorlichen Zeit: „Dieweil aber alle hohen Schulen einen jeglichen zum Doctor wollen machen und einer muß Doctor werden vor vierundzwanzig

Jahren, ſo iſt es ein genöthigter Handel: er muß ein Doctor ſein, muß aber nichts können. Wie kann einer in ſo wenig Jahren, in dreien, etwan in fünfen, ſtudiren, daß er ein Doctor mög werden, wie kann er wohl philoſophiren, wie astronomiam, wie alchymiam erfahren und darnach physicam, es mag nicht möglich, daß er die Welt erkunde und ſitzet an einem Ort, wie ein Bleiklotz, und klotzet die Zeit aus, die Doctor giebt." Auf ſeinen Fahrten ſtellte Paracelſus die Nativität aus den Geſtirnen, wahrſagte aus der Hand, wollte ſogar 18 Fürſten curirt haben, nachdem der Galenismus ſie alle aufgegeben hatte, und im Beſitz eines geiſtigen Elixirs ſein, welches das Leben willkührlich verlängere. Man thut aber höchſt ungerecht, dieſen Paracelſus vorſchnell wie einen Charlatan zu verurtheilen und zu verachten; er konnte nur mit ſeinen Ahnungen und ſeinen himmelſtürmenden Phantasmen nicht ſogleich über den Ring ſeiner Zeit hinaus und er verlor ſich deshalb mit ſeinem lebendigen, friſchen Geiſtesdrange oft unbewußt in die abergläubiſchen Träume derſelben. Auch Luther hat Teufel und Heren geglaubt. Nach einer zehnjährigen Weltfahrt kam Paracelſus im 32ſten Lebensjahre wieder nach Deutſchland zurück und erhielt, weil der abenteuerlichſte Ruhm ihm immer vorauflief, den Lehrſtuhl der Medizin an der hohen Schule zu Baſel. Hier war es, wo er den Ebn Sina und Galen in die Flamme warf, hier verkündete er, Hippokrates habe nur für ſein Hippokratiſches Zeitalter und ſeine Heimath gepaßt, hier ſchleuderte er ſeine anthropologiſchen Theſen hervor und verſammelte von allen Weltgegenden her um ſich eine große Anzahl bewundernder Schüler. Aber bald überwarf er ſich mit dem Magiſtrate der Stadt, außerdem überließ er ſich mehr und mehr dem ausſchweifendſten Leben und dem Trunke beſonders. Eilig flüchtete er, um einer gerichtlichen Strafe zu entgehen, in's Elſaß hinüber, lebte in Colmar, lebte in Nürnberg und trieb ſich bald in der Schweiz, bald in Deutſchland oder Ungarn immer in unſtäter und genialiſch zerriſſener Weiſe umher. Er widmete eins ſeiner Werke dem Kaiſer Ferdinand I., und als der wiſſenſchaftlich geſinnte Fürſt Ernſt, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog von Baiern, zur Regierung Salzburgs gelangte, ſoll er den zerlumpten Paracelſus zu ſich nach Salzburg gerufen haben, wo dieſer beim „Meiſter Andrä Wendt, Bürger und Balbier",

lange Zeit lebte und endlich am 21. September des Jahres 1541 im Hospitale verschied. Man zeigt noch immer am Eckhause der Linzergasse zu Salzburg, wo der große Mann wohnte, sein verwittertes Bildniß in gelblicher Kleidung, und auf der Mitte des Friedhofs, wo er begraben liegt, erhebt sich für ihn mit lateinischer Inschrift ein imposantes Monument und mahnt den Beschauer zur ernsten Betrachtung.

Darum laßt uns nun sehen, wie dieser Todte, dessen selbstische Persönlichkeit mit vielen Schlacken vermengt war, dennoch eine so hohe und achtunggebietende Rolle auf dem Podium der Geschichte zu spielen vermag und wie, was dem nur oberflächlichen Blicke als ein marktschreierischer Charlatanismus, als Ignoranz, als Gaukelei und burleske Verzerrung erscheinen will, eben dem ruhig prüfenden Auge als eine Goldader des reichsten, ahnenden Geistes entgegenglüht. Wir können den Paracelsus nicht freisprechen von einer ganz rücksichtslosen Derbheit, und der häßliche Cynismus beschmutzt die Person Paracelsus allerdings, aber wahrlich, die Flecken der Person auf die Weltstellung des Geistes überzukleren, vermögen wir nicht und überlassen es gar zu gerne jeder moralischen Scheelseherei. Paracelsus war, wie wir beweisen werden, ein großer, genialisch-begabter Mensch, er sonnte sich mystisch in dem Morgenrothe einer ihm leuchtenden, fernen Zukunft und, weil er nur zu oft vom Helikon in die traurigen Cloaken seiner Zeit und in die geistige Nacht der Indifferenz herabsteigen mußte, so liebte er dort, zur eignen Unterhaltung, die klirrende Kappe des Charlatans und die Peitsche des Harlequins sehr. Das hat er mit vielen Sternen am weltgeschichtlichen Himmel gemein. Er versenkte sich faustisch in die schlammigen Fluthen der Gemeinheit, weil das himmelstürmende Drängen nach den goldenen Sternen und blitzenden Meteoren seines eignen Wesens äußerlich nirgend zur versöhnenden Befriedigung kam. Ueberdies haben seine persönlichen Feinde, deren ein so rücksichtsloser, so ikonoklastischer Charakter, wie er, und in solcher altgeflickten, eingeschusterten Zeit, auf jedem Sandkorn, das er mit Füßen trat, sich unzählige erwecken mußte, ihm viel Erlogenes angehäkelt, und daß er sich selbst hoch schätzte, darf uns um so weniger wundern, wenn wir wissen, wie ihm überall die köhlerhafte Verkennung belfernd an seine Fersen fuhr.

Sein sonderbar rasselndes Selbstbewußtsein, welches den „Katzreinen" aller Zeiten verdächtig erscheint, war nichts als anfeuernder Heldenmuth im wilden Gedränge der Schlacht.

Ihn durchstrahlte eine genialische Phantasie. Und eben durch sie erzeugten sich manche Schatten seines Charakters. Aber eben diese zauberisch züngelnde Phantasie im Verein mit seiner frischen Welt- und Naturanschauung erhebt ihn zum weltgeschichtlichen Heros. Dennoch spricht er sich über den großen Unfug des wilden Phantasirens in der contemplativen, erfahrungsbedürftigen Wissenschaft immer sehr edel aus und zeigt unter andern, wie das Buch meteorum vom Aristoteles nicht durch Erfahrung und reine Naturanschauung, sondern nur durch phantastische Hypothesen geboren sei; auch verdammt er den Arabismus eben um seiner phantastischen Auswüchse halber. Nur seine Phantasie, nur seine nach der wahrhaftigen Erkenntniß durstende Seele machte ihn stark und fähig, an den tausendjährigen Pilastern des scholastischen Galenismus zu rütteln, den gar niemand mißachten durfte und der wie eine graue, heidnische Spinne, recht eigentlich mitten im Christenthume und durch die ihm verwandte Scholastik der christlichen Kirche begünstigt, vom christlichen und germanisch-wissenschaftlichen Blute, welches er immer gierig in die alten Aristotelischen Fächer hineindefinirte, bis dahin sein markloses, verrunzeltes Dasein zu erhalten gewußt hat. Wir haben diese vorzeitlichen Zustände oben näher beleuchtet und weisen jetzt dahin ausdrücklich zurück zur consequenten Würdigung des Geistes, der das Christenthum von Aristotelischer Schranke sowohl wie vom Arabismus befreit und den freien germanisch-speculativen Geist in die Natur- und Heilwissenschaften, wie Luther in die Kirche, eingeführt hat.

Denn nicht äußerlich wurde von ihm reformirt, sondern von innen heraus, nicht einseitig, sondern universell. Die ganze Heilwissenschaft mit all ihren Wurzeln und Aesten wurde durch ihn vom ganz ausgedörrten Sande der Scholastik und vom griechisch-römisch-ethnischen Prinzipe hinübergepflanzt auf den saftigen Boden des mystischen Christenthums und der germanisch-speculativen Wissenschaft. So wird Paracelsus nun allerdings zum geharnischten Opponenten der alten naturalistischen Medizin, aber, wir sahen es, im ganz natürlichen Geiste und

Bedürfniß aller Geschichte und aller lebendigen Wissenschaft. Er ist kein Usurpator, sondern „geboren von oben herab", berufen vom geschichtlichen Geiste. Die Wissenschaft war eine aufgeputzte, scholastische Leiche zu seiner Zeit, die Aristotelische Methode schlug seit 3000 Jahren alle Gedanken in ihr unorganisches Erz. Die Alten haben wohl viel in die Natur hineingeschaut, aber sie haben niemals beobachtet, weil ihnen fehlte der geoffenbarte Sinn des Einen christlichen Gottes. Sie hingen scharfsinnig an den äußern Erscheinungen, sie faßten das Wesen der natürlichen Dinge in ihren äußern Merkmalen, aber nirgend in ihrer begnadeten Genesis auf. Als innern Grund der äußern Merkmale giebt freilich Aristoteles, und nach ihm Galen, die innern Elementarqualitäten an, — aber was findet in diesen Qualitäten der fesselloß forschende Denker? Fast etwas Lächerliches, denn nichts anderes als den abstracten, generalisirten Ausdruck der concreten Erscheinung. Die Dinge sind trocken oder naß, folglich giebt es eine Qualität der Nässe und Trockenheit, ein abstractes ὑγρον und ξήρον; durch das θέρμον werden die Dinge warm und durch das ψύχρον werden sie kalt: also Wärme macht warm und Kälte macht kalt — voilà zu diesem ganz bewundernswürdigen Resultat, zu dieser bequemen Logik läuft alle scharfsinnige Definition und alle Dialectik der Aristotelischen Lehrart! Mit dem empirischen Anfange der Naturwissenschaft eng verknüpft, also ruhend auf einseitig naturalistischem Grunde ohne ein christlich-spiritualistisches Bedürfniß und nur auf die äußere Erscheinung, nicht auf die Genesis der Dinge gerichtet, wurde sie das ganze Mittelalter hindurch von den griechischen und arabischen Aerzten nicht weiter entwickelt, eben weil ihre weitere Entwickelung eine volle Unmöglichkeit war, sondern nur trostlos immer von neuem polyhistorisch reproducirt und der blindeste Autoritätsglauben war ein Todtengräber aller Wissenschaft, bis endlich die genialische Mystik, weil sie nach mehr als nutzloser tausendjähriger Abstraction, weil sie nach dem wahren innern Leben, nach dem frischen Entwicklungsgange aller Dinge durstete, im Paracelsus den Aristotelischen Sargdeckel sprengte. „Aber alle verzweifeln sie, sagt Paracelsus von seinen eingeschusterten Zeitgenossen, und will keiner so viel lernen, daß er den Galenum etc. übertreffe oder doch zum wenigsten ihnen gleich

würde. Denn die Gnad ist uns gleich so wohl gegeben, als dem Avicennä, Galeno und andern." Und: „Was nützet der Regen, der vor tausend Jahren ist gefallen? Der nützet, der jetzo zugegenfällt. Was nützet der Sonnen Lauf vor tausend Jahren das jetzige Jahr?"

Paracelsus wollte den Menschen nun nicht mehr ausschließlich aufgefaßt wissen unter dem einseitigen Gesichtspunkte des alten Naturalismus, sondern, als Christ und Deutscher, trug er ihn aus der gesetzlichen Nothwendigkeit und aus der blinden, crassen Ordnung, worunter bis dahin alle Heilkunde den Menschen erniedrigt hatte, als ein freies, als ein individuelles, als ein religiös-sittliches Wesen zum christlichen Standpunkte und zur speculativen Entwicklung im germanischen Geiste empor. Alle außerchristliche Weisheit ist ihm „in Dornen aufgewachsen, an denen sich Leib und Seele leicht verletzen und vollen Wachsthums, wie des rechten Samens ermangelnd", und Christus gilt ihm als „Eckstein der Philosophie." Vom geoffenbarten, Einen lebendigen Gotte des Christenthums strömt alle Wissenschaft und alle Lebendigkeit aus, „denn eine jegliche vollkommene Gab ist von Gott und alle Dinge sind durch ihn beschaffen und ohn' ihn ist nichts." So fordert er statt des blinden, heidnischen Autoritätsglaubens und statt der scholastischen Schulweisheit eine wissenschaftlich freie Naturanschauung, in der Philosophie aber eine lebendige, objective, selbständige Wahrheit und keine spitzfindige, sophistische Dialectik und Abstraction. „Die ewige Wahrheit, ruft er uns allen beherzigenswerth, soll in den Philosophen tönen wie der Fall des Rheines und das Getön der Philosophei so hell in den Ohren liegen als die sausenden Winde aus den Meeren und die Zunge dermaßen ein Wissen tragen, als des Honigs und der Gall und die Nasen schmecken ein jeglichen Geruch als des ganzen Subjectes." Ihm erscheint nun die ganze Welt als ein von Gott organisch geregeltes Ganze, bis in die allersublimsten Einzelheiten haarscharf harmonisch in einander gefügt und während er den Menschen, als den Mikrokosmus, in seinem parallelischen Zusammenhange mit dem Weltall, dem Makrokosmus, betrachtet, geht ihm einerseits in der Brust des Menschen das ganze Firmament mit all den lebendigen Sternen einer goldenen, christlichen, wissenschaftlichen Zukunft wunderbar auf und andererseits

bringt er die „Wiſſenſchaft vom Mikrokosmus", den anthropologiſchen Charakter der Heilwiſſenſchaft, zur „Wiſſenſchaft vom Makrokosmus", nämlich zu den Naturwiſſenſchaften, zum erſten Male in eine haarſcharf richtige Stellung.

Aber ein philoſophiſch ineinandergefügtes Syſtem hinterließ er uns nirgend. Seine Gedanken und Schriften zeigen weitmehr eine embryoniſche Totalität als eine kaltphiloſophiſch gegliederte Fertigkeit, und unter den eroteriſchen Blumen ſeiner glühenden Phantaſie niſtet der ernſte, eſoteriſche Gedanke. An treffenden Beiſpielen iſt er wunderbar reich. Ihn überraſcht oft mitten im philoſophiſchen Denkacte der phantaſtiſche Morgentraum und mit jubelnder Ahnung wirft er ſich dann in Symbolen an den Buſen einer ihm leuchtenden Zukunft. Seine Perioden werden dann oft zum ſeltſam verſchlungenſten Abracadabra. Aber wir, weil wir dieſe Hieroglyphen und Mythologieen nicht alle entziffern, haben kein Recht zu verachten, was unſerm kalten Blicke unbekannt blieb. Ich glaube, kein Laie und auch niemand von den blaſirten Philoſophen, die da großſprecheriſch in thurmhoher Cravatte auf den Hühnerſtiegen des neunzehnten Jahrhunderts umherſpazieren, las und verſenkte ſich ernſthaft in die freilich nur wenig zugänglichen, aber doch ſo tiefſinnigen Seherſchriften des Paracelſus. Denn es koſtet viel Mühe und ſauren Schweiß, ſich durchzuſchlagen durch das wilde, wuchernde Geſtrüpp, und die Kinder bekommen hier keinen ſchon angerührten, ſyſtematiſchen Milchbrei, aber wer das Metall von den Schlacken redlich läutert, findet ein glänzendes Gold. Sie kamen unter dem Titel: „Bücher und Schriften des edlen, hochgelahrten und berühmten Philoſophi und Medici Philippi Theophrasti Bombasti von Hohenheim, Paracelsus genannt" von 1589 bis 1591 in 11 Theilen zu Baſel durch Johannem Huserum Brisgovum heraus, und vor Kurzem hat endlich ein Deutſcher, Dr. Preu, wenn auch mit wenig Erfolg und Geſchick, in dieſem wilden, phantaſtiſchen Urwalde einige ſyſtematiſche Holzwege auszuhauen verſucht.

Folgendes ſind die allgemein faßlichen Grundgedanken des Paracelſus:

„Die vier Eckſteine, darinnen mein Gemüth iſt, euch auditores dahin zu bewegen, außerhalb deren nichts anzunehmen, ſetz ich nach-

folgend: Philosophia, Astronomia, Alchymia und Virtutes.“ Auf dieſe wiſſenſchaftlichen Nothwendigkeiten gründet er die Fundamente der Heil- und Naturwiſſenſchaft. Die Philoſophie iſt ihm die vernünftige Erkenntniß der Natur in ihrer Tiefe, denn der Menſch, als Glied im großen Weltorganismus, vermag nur durch die Philoſophie richtig erkannt zu werden in ſeinem Zuſammenhange mit der äußern Natur. Durch alle Naturproceſſe ſtrömt aber eine objective Vernunft und ein organiſcher Zweck, deſſen Erkenntniß eben die Aufgabe des Philoſophen und Arztes zugleich iſt. Im Makrokosmus ſoll die Philoſophie den Mikrokosmus erkennen lernen, denn der Makrokosmus iſt im harmoniſchen Verhältniſſe zum Mikrokosmus gebildet. „Alſo ſtark ſoll der Philoſoph den microcosmum (den Menſchen) erkennen durch ſeine Mutter, aus der er geboren iſt (aus dem macrocosmo, dem Weltall).“ Der Philoſoph ſoll das ganze Weltall zu einem Organismus verbinden und es wie einen makrokosmiſchen Menſchen durchforſchen, damit er dann conſequent auf den individuellen Menſchen zurückſchließen könne, denn zwiſchen beiden, obwohl beide für ſich und in eigenthümlicher Freiheit beſtehen, läuft, wie zwiſchen Mutter und Sohn, ein unwandelbarer Parallelismus dahin, und während „die größere Welt in die kleinere Welt“ (in den Menſchen) zurückgewendet wird, verliert ſich der ſpeculative Philoſoph conſequent im anthropologiſchen Facit der Heilwiſſenſchaft. Aber die heilige, objective Wahrheit der Natur ſoll nicht durch ſubjective Phantaſtereien blinder Schulmeiſter verkümmert werden, denn das hieße Erlahmen, Verderben und Tod. „Wir achten auf Erden dem Menſchen für leibliche Seeligkeit nichts Edleres, denn die Natur zu erkennen und von ihr als vom rechten Grunde zu philoſophiren und wohlzureden. Dergleichen hinwiederum verachten wir die ſinnliche Liſtigkeit, die ſich Philoſophie nennt und ein gefärbtes Gutdünken iſt, aber wohl geblümt und ausgekittet.“ Die Aſtronomie wird dem Paracelſus zum „philoſophiſchen Obertheil“, durch den der Menſch erſt vollſtändig erkannt werden mag, denn die Weltſphäre wie der Mikrokosmus hat jeder ſein Firmament, es iſt in beiden nur eine Natur, nur ein in beiden gleichwirkendes Weſen, aber in getheilter Form und in getheilter Geſtalt. Nichts in der Natur kann ſterben, ſondern alles iſt immer

lebendig, nicht in der materiellen Subſtanz, ſondern dynamiſch, das Scheinbartodte ſinkt nur in den neugebärenden Mutterleib des Makrokosmus zurück. Jene lebendige Thätigkeit in den Materien iſt geiſtig, als ein Strahl der Gottheit, als ein astrum, und eben die wiſſenſchaftliche Erkenntniß dieſer geiſtigen Kräfte und Principien in allen Dingen heißt hier Aſtronomie, ein Name, der mit dem Aberglauben und mit den träumeriſchen Verirrungen jenes Zeitalters nahe zuſammenhängt, obwohl die innere Bedeutung dieſer Paracelſiſchen Aſtronomie ſich nirgend mit jenem aſtrologiſch-magiſchen Unſinn verwickelt. „So iſt denn der Himmel, prophezeit Paracelſus ergreifend, während er ſich von den Gletſchern des Gedankens in die Urfriſche ſeiner lebendigen Träume ſchwingt, — ſo iſt denn der Himmel der Menſch und der Menſch iſt der Himmel und alle Menſchen Ein Himmel und der Himmel nur Ein Menſch!“

Die Alchymie iſt dem Paracelſus keine Goldmacherei und keine trügende Schmelzkunſt, ſondern die Zubereitung der Arzeneien nach ſcientifiſchem Grundſatz, der aus Philoſophie und Aſtronomie gleichzeitig, immer in conſequenter Beziehung zum Mikrokosmus hervortreten ſoll. Denn die Natur giebt alle Dinge in prima materia, erſt der Menſch ſoll ſie überführen in ultimam materiam, die Natur giebt kein Brod, aber Korn, keine Arzenei, aber Metalle und Pflanzen, und eben die Ueberführung der Natur in künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Proceſſe iſt alchymia. „Wiewohl die Alchymie in Verachtung kommen und gar als vernichtet, ſo ſoll doch das nicht kümmern, denn andere Künſt ſind auch in Verachtung als Aſtronomie und Philoſophie.“

Alle Dinge, alle Geſchöpfe, „ſo zwiſchen den Aethern eingefangen und begriffen ſind“, haben einen und denſelben Anfang und ſind hervorgegangen aus Einer Urmaterie und nicht jedes Ding und jedes Geſchöpf aus einem partiellen Stoffe für ſich. Dieſe Urmaterie nennt Paracelſus Yliaster oder mysterium magnum oder increatum. In ihm war alles; es iſt „Mutter aller Elementen und gleich in ſolchen ein Großmutter aller Sterne, Bäume und Creaturen des Fleiſches“. Aus dieſer Urmaterie entwickelten ſich durch das Fiat (den Schöpfungsact) unmittelbar die generalia mysteria und mittelbar im fortlaufenden Repro-

ductionsproceſſe die mysteria specialia, nämlich der Menſch aus dem Menſchen, das Thier aus dem Thiere; Milch iſt Myſterium der Butter und des Käſes, der Käſe aber Myſterium ſeines Gewürmes. Alle Geſchöpfe und alle Weſen lagen in der Urmaterie, aber nicht nach ihrer Form, nicht nach ihrer Subſtanz, nicht nach ihrem Weſen, ſondern Paracelſus faßt das Weltganze rein dynamiſch auf und ſie waren darin, wie er redet, in einer „vollkommen ſubtilen Art, uns Tödtlichen unbekannt.“ Der erſte Anfang aller Weltgebärung aus dem mysterio increato waren die Scheidungsproceſſe; in ihnen erzeugten ſich allererſt die vier Elemente nach ihrer partiellen Natur und obwohl jedes Element nun für ſich beſteht, das Feuer durch den Himmel, die Luft durch eine Leere von corporaliſcher Subſtanz, das Waſſer durch das Meer und die Erde durch den Erdball gleichſam individualiſirt, ſo faßt demungeachtet noch jedes beſondere Element die übrigen Elemente rein dynamiſch in ſich zuſammen. „Es iſt ein blinder Verſtand, daß das Naß für ein Element erkannt wird, das Waſſer; oder das Brennende für ein Element Feuer, denn nicht nach dem Körper oder der Subſtanz oder nach der Geſchicklichkeit ſoll das Element verſtanden werden.“ Hier bemerke man, wie ſich Paracelſus als den ſelbſtändigen Antipoden der Ariſtoteliſch-Galeniſchen Weltanſchauung bewährt, denn während dort, wie wir oben beleuchteten, in den Elementarqualitäten der äußerlichſte Mechanismus hervortrat, ſucht er in jedem Dinge den individuellen Lebensproceß, die Selbſtentwickelung von innen rein dynamiſch auf. „Denn was da ſichtbar iſt, ſagt er, iſt allein die Einfaſſung und das Element iſt ein Geiſt und lebt gleich in den Dingen, wie ein Seel (das natürliche Leben) im Leib (alſo dynamiſch).“ In dieſem dynamiſchen Begriffe wird nun das Element Feuer die „Gebärerin der Sternen, Planeten und des ganzen Firmamentes“, obſchon dieſes Firmament eben ſo wenig wie das „materialiſche“ Feuer das Element Feuer vollſtändig für ſich iſt, ſondern nur eine gewiſſe Qualität und Quantität vom ſubtilen, elementiſchen Feuergeiſte in ſich enthält. Die vier elementiſchen Geiſter bilden unſer Domor (das Weltganze), indem ſich Luft und Feuer durch den Machtruf des ſchaffenden Gottes ſo zum äußern Globus vereinigten, daß er den innern aus Waſſer und Erde gebildeten

Globus „wie eine Eiſchaale den Dotter“ umkleidet. Die vier elementiſchen Principien individualiſirt Paracelſus in den Elementgeiſtern, indem er durch die Nymphe den Urgeiſt des Waſſers, durch den Salamander den Urgeiſt des Feuers, durch die Pygmäe, den Gnomus den Urgeiſt der Erde und durch die Sylphe den Urgeiſt der Luft zu bezeichnen ſtrebt. Dieſe aſtraliſchen Elementgeiſter ſtehen im ſchwebenden Juſtemilien zwiſchen Menſch und Thier. Sie ſind ausſchließlich aus der Natur hervorgegangene Weſen, und während ihre Erkenntnißkraft für das Reinnatürliche die des Menſchen hoch überragt, iſt ihnen alles zum ewigen Leben befähigende und dem Menſchen unmittelbar von Gott eingefloſſene Gottesbewußtſein gänzlich verweigert. Den ſinnlichen Naturtrieb im Menſchen aber, der mit dieſen Naturprincipien eine Quelle, das astrum, hat und nur durch das Gottesbewußtſein im Menſchen bemäßigt wird, ſtellt Paracelſus gleichfalls als einen Dämon Archäus dar, der im Magen hochherrliche Hofhaltung hält. Mit dieſem aſtraliſchen Leibe correſpondirt unſere Einbildungskraft, durch ſie können wir nun ſowohl jene Elementargeiſter, als auch die Geſtirne, die astra, zu unſern Zwecken benutzen und — in der Einbildungskraft — Heren und Zauberer werden. So giebt es nun, jenen vier elementiſchen Principien entſprechend, eine Geomantie, eine Hydromantie, eine Pyromantie und eine Nekromantie. Hier ſcheint Paracelſus ſich allerdings in die abergläubiſchen Träumereien ſeines Zeitalters verloren zu haben; aber wenn man bedenkt, wie Völker ſowohl als Individuen in ihrer dämmernd-phantaſtiſchen Morgenepoche alle geiſtigen, unſichtbaren Principien zur richtigeren Unterſcheidung und Beziehung individualiſiren und wenn man nun den Paracelſus vom rein dynamiſchen Standpunkte anleuchtet, ſo fallen wieder alle Schlacken des Aberglaubens von ihm zurück, er flammt als geläutertes Gold und nur die Pygmäen, welche den ſich in wiſſenſchaftlicher und dichteriſcher Freiheit wiegenden Geiſt nicht von der zeitlichen Form zu ſondern wiſſen, umhüllen ſich ſelber mit dem zerlumpten Zaubermantel einer abergläubiſchen Narrheit.

Obgleich aus der Urmaterie, dem mysterio increato, im erſten Scheidungsacte der Schöpfung vier Elemente gebildet wurden, ſo wohnen in dieſen vier Elementen doch nur drei Principien, aus denen

nämlich alles Lebendige von den Elementen hervorgeht. Diese drei Principien nennt Paracelsus: 1) Sulphur (Schwefel), 2) Sal (Salz), 3) Mercurius (Quecksilber). Aber man suche darunter nicht die speciell so bezeichneten Stoffe, sondern erhebe sich von dieser Aeußerlichkeit zu ihrer dynamischen Innenseite und stelle sich unter dem sulphur alles Brennbare, überhaupt das expansive Princip, unter dem sal alles Auflösliche, das contractive Princip, und unter dem mercurius alles Flüchtige, das indifferente Verhältniß der beiden Principe gegen einander vor. Nur so erfaßt man, glaube ich, den Paracelsus würdig in seiner ganzen Bedeutung und staunt dann andächtig über eine solche Naturanschauung, die die spitzfindigsten Theoricen unserer modernen Naturforscher an innerer Fülle und genialischer Frische weit übertrifft. Die drei Principien sind im lebendigen Leibe durch Lebenskraft, den spiritus vitae, gebunden, sie offenbaren sich durch Revolutionen gegeneinander (im Menschen: Krankheit; im Weltall: kosmischer Excess) und treten erst, wenn das vermäntelnde Leben entfloh, — im Tode handgreiflich hervor.

Besonders erschütternd und genialisch und leider, wie alles Große, von der dürrfingerigen Kleingeistigkeit so oft verunstaltet, ist jener schwungreiche Parallelismus, den Paracelsus zwischen dem Makrokosmus und Mikrokosmus wie einen schimmernden Regenbogen seiner farbigen Träume und klaren Gedanken gebildet hat. Dieser imposante Parallelismus ist gleichsam die Achse seines Systemes, denn eben durch ihn geräth die große Schöpfung zum Menschen, der Philosoph zum Antropologen in eine harmonische und unerkünstelte Beziehung. Paracelsus nimmt seinen gläubigen Anfang von der biblischen Orthodoxie, was ihn bei unsern modernen Philosophen bedeutend herabsetzen mag. Weil ja doch niemand beim Schöpfungsacte gewesen sei, meint er, der „Geist Gottes aber derselbig in der Bibel redt", so müsse jeder Philosoph auf diesen Eckstein schreiben und es gebe keinen wahrhaftigen philosophus ohne Bibel und Theologie. Die ganze Schöpfung, alle Dinge und alle Geschöpfe seien allerdings Hieroglyphen, das Wesen des Menschen bezeichnend, aber der einzige wahre Anfang zur klaren, philosophischen Erkenntniß dieser makrokosmischen Hieroglyphenschrift sei in Bibel und Theologie. Paracelsus stellt dann den Menschen als den sublimen

Extract, die Eſſenz, die Potenz, als das arcanum der ganzen Welt höchſt genialiſch dar. In dieſem Extract aller Schöpfung vereinigt ſich die Potenz aller Kräfte, aller Natur und aller Eigenſchaft, welche der Makrokosmus ebenfalls in für ſich beſtehender und organiſcher Weiſe bewährt. Aus den vier Naturelementen, aber nicht blos im einſeitig naturalen Proceſſe, ſondern überdem noch vom göttlichen Hauche des Schöpfers unmittelbar durchdrungen, fließt das fünfte Weſen als Mikrokosmus d. i. als kleinere, extractive Welt im Parallelismus mit dem Domor (dem Weltganzen) gotterleuchtet hervor. Was im Makrokosmus geſchieht, geſchieht und bereitet ſich paralleliſch im Mikrokosmus, und um dieſen alſo klar zu erkennen und im verborgenſten Gehäuſe klar zu beſtimmen, bedarf es, wo Arzt, wo Naturforſcher und Philoſoph zu Einem Zwecke harmoniſch in einander treten, der lebendigen Erkenntniß und Durchforſchung aller äußern Welt — mit einer ſteten, reciproken Beziehung auf die innere Menſchennatur. Freilich iſt im Makrokosmus die Form und die Subſtanz eine andere als im Mikrokosmus, aber der innere Lebensproceß iſt in beiden der gleiche: ſie beide durchſtrömt, den Mikrokosmus unmittelbar, den Makrokosmus mittelbar, eine *göttliche*, ſie beide eine *ſideriſche* und eine *elementiſche* Kraft.

Nun ſieht Paracelſus folgerecht im Menſchen dreierlei: *das Thier*, welches den *elementiſchen* Bedürfniſſen und Revolutionen blindlings unterthan bleibt; — die rein naturentwickelte, *ſideriſche* Kraft, welche, im *Archeus* perſonificirt, mit dem Weltfirmamente correſpondiren ſoll; dann aber das heilige, unſterbliche *Ebenbild Gottes*, welches den Menſchen einerſeits über die zeitliche Sphäre des Naturentwickelten (des Aſtrum's) erhebt und wodurch er andererſeits das Thier und die Einflüſſe des Geſtirnes in ihm ſelber als ungebundenes und freies Gotteswesen zu paralyſiren vermag. Ich muß noch bemerken: redet Paracelſus auch oft vom thieriſchen oder elementiſchen und vom aſtraliſchen oder vom firmamentiſchen Leibe des Menſchen wie von zwei ganz verſchiedenen, in einander geſchachtelten Leibern, ſo verwahrt er ſich doch ausdrücklich gegen ſolche falſche, kindiſche Vorſtellung, die man ſich öfters gemacht hat; denn er ſieht im natürlichen (aſtraliſchen) Leibe nichts anderes als das natürliche Lebensprincip, welches den fleiſchlichen (elementiſchen)

Leib des Menschen wohl sublim und vernünftig, aber dennoch im schärfsten Gegensatze zum übernatürlichen, göttlichen Bewußtsein durchströmt. Dieser astralische Einfluß ist eben die Nabelschnur, welche Sohn und Mutter, den Mikrokosmus mit dem Makrokosmus auf eine natürlich-organische Weise verbindet. Der astralische Leib (Lebensgeist) besteht aus den Elementen Feuer und Luft; der elementische aus Wasser und Erde. Und wie das Weltall in zwei Leiber abgesondert ist (vide supra), von denen der firmamentische den andern terrestrischen rings umkleidet, so auch umleuchtet im Menschen das Gestirn den an sich todten, elementischen Leib mit einem endlichen, vernünftigen Sein in der Natur, während der unmittelbar göttliche Hauch ihn aber über die Dinge und Firmamente der Natur in die Aeonen einer schrankenlosen Ewigkeit triumphirend emporführt....!

Eine tiefere Entwickelung der Paracelsischen Weltanschauung verbietet mir leider der Raum und die nicht durchaus wissenschaftliche Tendenz dieser Blätter, aber ich hoffe auch schon das wenige Angedeutete zeigt dem gebildeten Leserkreise genug der Goldadern und der Geistesfunken, von denen der alte Paracelsus so wunderbar spricht, und spornt ihn vielleicht zur würdigen Feier dieses großen, vielverkannten Mannes einmal selbst hinabzudringen in die alten Paracelsischen Schachte, wo leider so weniges zugänglich blieb und so vieles im barbarischen Lauf der indifferenten Zeiten verschüttet ward. Ich führe noch schließlich an, was Paracelsus würdigend von seinem eigenen Systeme gesagt hat: „Daß ich hie ein neu theoricam auch physicam mit sammt neuen rationibus hereinbring, welche von den philosophis, astronomis auch medicis bisher nie gehalten noch verstanden, geschieht von wegen Ursachen, daß die Alten ungerecht und ungewiß geschrieben haben und einen solchen Irrsal eingeführt und denselben dermaßen bestätigt, daß er für gerecht und unwidersprechlich gehalten und geachtet ist worden und also eingewurzelt und dermaßen gehalten und erhalten, keiner anders weiter zu suchen und das in Irrsal geschätzt ist. Solches ich mag auch wohl zu erkennen geben, denn ich es für eine große Thorheit urtheilen muß, die weil der Himmel für und für ein Licht der Natur, ingenii, neue inventiones, neue artes gebiert und macht, ob nicht dieselben auch sollten

gelten?" Und ein ander Mal heißt es gewaltig: „Ich will's euch dermaßen erläutern und vorhalten, daß bis an den letzten Tag der Welt meine Schriften müssen bleiben und wahrhaftig! Mehr will ich richten nach meinem Tod wider euch denn davor!"

Es wird nicht selten behauptet, Paracelsus würde nach einem geordneten Bildungscursus und bei größerer Gelehrsamkeit ein weit Höheres als durch seine wunderbar ahnende Naturanschauung und durch die Wünschelruthe seiner prophetischen Phantasieen zu Tage gefördert haben; aber dieser pedantische Vorwurf scheint mir im höchsten Grade schulmeisterlichen Geruches zu sein. Eine Schule hat nirgend die großen Männer der Welt gebildet, wohl aber schlug man sie dort nicht selten zum Krüppel. Die Lichter der Welt leuchten nicht unter dem Scheffel der Schule, sondern sie flammen genialisch aus eigner Urtiefe über die Welten empor. Hätte nun der scholastische Studienformalismus seines Zeitalters den Paracelsus noch schwerer, als schon wirklich, bedrückt, mit all seinen spitzfindigen Subtilitäten und seiner gespreizten Wichtigkeit, hinter der sich die gröblichste Unwissenheit im großen Doctormantel magisch verhüllte, so hätte er sich wohl nirgend aus diesem so trostlosen Mechanismus, oder doch nur verkümmert, zu jener urkräftigen, originalen, das lebende Princip aller Wesen mystisch durchschweifenden Weltanschauung erhoben, welche ihn eben zum großen Luther der Natur- und Heilwissenschaften genialisch berief. Denn das ist ja eben die weltgeschichtliche That des Paracelsus, daß er an Stelle des zweitausendjährigen, heidnischen Mechanismus einen lebenswarmen Organismus, vom christlichen Hauche durchdrungen, gesetzt hat, daß er die geschmacklosen Compilationen und willkührlichen Definitionen einer ergrauten Bücherweisheit weit weniger achtete als das ewig frische Weltbuch der großen Natur und deren wunderbare Hieroglyphenschrift mit seinem wunderbar ahnenden Geiste genialisch zu entziffern versucht hat. Er hat eben dadurch, wie sein Contemporale Luther in der Kirche, so im weiten Gebiet der Natur- und Heilwissenschaften einen von äußerer Autorität und geistiger Knechtschaft völlig freien Protestantismus begründet und jene Bahnen prophetisch vorgezeichnet, auf denen die Wissenschaft fortlaufen soll und noch mit wenigen Aberrationen bis heutigen

Tages fortläuft. Luther und Paracelsus haben sich beide ergänzt. Unmöglich hätte Luther für sich allein vom einseitigen Gesichtspunkte der Kirche aus die ganze Reformation aus dem gothischen Kirchendunkel in die vollen Kreise des Lebens zu tragen vermocht, aber an düsterer Kirchenschwelle reichte ihm Paracelsus die deutsche Hand und zeigte ihm auch die unermeßliche Natur und den anthropologischen Charakter des Lebens im glänzenden Aufgang eines protestantischen Sternes. Andererseits, ist wohl zu bemerken, hätte die Mystik und Weltanschauung des Paracelsus nimmermehr ohne Luthers Einfluß die klaren Wege einer protestantischen Wissenschaft ausgebeutet, sondern wäre gewiß in den abergläubigsten Wahn und in die unsinnigsten Phantastereien herabgezerrt, hätte nicht eben der kirchliche Protestantismus die wunderbaren Träume und all die phantastischen Nebelgebilde unseres neuzeitlichen Morgens siegreich zur unumwölkten Sonne eines wissenschaftlichen Mittags übergeführt. Nicht daß Luther die Bullen des Papstes, auch nicht daß Paracelsus die Galenischen Bücher für sich in die Flammen schleuderte, aber eben daß Luther den Papst und daß Paracelsus den Galen in harmonischer Wechselbeziehung von zwei verschiedenen Seiten im alten scholastischen Fuchsloche zu gleicher Zeit angriff, — dieses hat unserer Neuzeit ihren glänzenden Aufgang gebildet.

Was im naturwissenschaftlichen und medizinischen Gebiete der neuen Zeit mit reichen Mitteln gewonnen und geläutert wurde, liegt noch beim Paracelsus in jenem embryonischen Anfange, wo eine hellseherische Ahnung die kalten Gedanken vertritt; aber, wahrhaftig, es liegt dort wie eine Henne im Ei. Die Phantasie wuchert üppig; vergeblich sucht sich die große Idee vom Ein und All aus ihrem chaotischen Mutterschooße zum klaren Bewußtsein emporzuführen und vergebens ringt hier ein genialischer Geist gegen die trostlose Denkform seiner indifferenten Zeit. Aber frische Naivetät im Ausdruck und Gleichniß, ein fromm-christlicher Tiefsinn und innere Saftigkeit wird man immer beim Paracelsus bewundern und, je tiefsinniger die Naturwissenschaft, Philosophie und Heilwissenschaft forscht und zergliedert, desto klarer erkennt sie unter den scheinbar phantastischen Auswüchsen die wunderbarste Fülle einer lebendig gedachten Wahrheit und Weisheit. Darum verehren die größten Naturforscher der Gegen-

wart den alten, verkannten Paracelſus als einen gottbegeiſterten Seher, der, aus trüber Zeitennacht überall hin ſein glänzendes Licht ausſtrahlend, noch lange nicht ausgebeutet wurde und deſſen phantaſtiſche Wünſchelruthe zu den unermeßlichſten Geiſtesſchätzen uns führt. Allerdings hat er vieles im falſchen und überaus myſtiſchen Lichte geſehen; manche ſeiner ſeiltänzeriſchen Speculationen ſind uns unbrauchbar, ja ganz unverſtändlich, aber wir mögen nicht richten vom Naſengipfel unſeres neunzehnten Jahrhunderts herab auf die ganz verſchwommenen Tendenzen und andern Bedürfniſſe einer längſt vergangenen Zeit. Die größten Originalgeiſter tragen an ſich den Stempel ihrer Epoche und ſind an ihren Ferſen verwundbar. Die Zeit des Paracelſus war ein myſtiſcher, dämmernder Morgentraum. Und wurden allerdings nicht ſelten Paracelſiſche Lehren zu einer bizarren Phantaſterei verwendet, ſo lag dieſer heilloſe Mißbrauch keineswegs im Paracelſus, der die Natur genialiſch vom Standpunkte des abſtracten Dynamismus betrachtete, ſondern an einer traurig beſchränkten Kleingeiſtigkeit, welche, wie ſie ihm auf dieſe ſchwindelnde Höhe nicht nachzuklimmen vermochte, ſich lieber ſchwärmeriſch und aberwitzig an der materiellen Außenſeite ſeiner Lehren verlor. So haben nicht nur Aerzte und Naturforſcher, ſondern auch viele beſchränkte Theologen und Philoſophen, ja ganze Schulen und Orden am genialiſchen Flammengeſtirn Paracelſus ihre Fledermausflügel verbrannt und leider nicht ſich durch ihren Mißbrauch und ihre Beſchränktheit, ſondern, im Gegentheil, das Gemißbrauchte, das ganze Syſtem des Paracelſus in den falſchen Geruch eines lächerlichen Unſinn's gebracht. Namentlich trug der bekannte Roſenkreuzerorden viel zur Entehrung des weltgeſchichtlichen Paracelſus bei. Er vermengte einfach chriſtliche Grundideen ſowohl mit theoretiſcher als mit practiſcher Medizin, er grübelte in alchymiſtiſcher Ueberſchnappheit, zum Zweck einer großen Umwandelung aller Zuſtände des Menſchengeſchlechtes, nach dem Steine der Weiſen und unermeßlichen Schätzen und verkleiſterte all ſeinen handgreiflichen Unſinn mit dem Hyſteron Proteron der Paracelſiſchen Lehrart. Auch in der Hahnemanneſchen Homöopathie ſpuken die falſch ausgelegten Gedanken des Paracelſus wieder umher.

Dagegen wird und muß, nachdem alle Philoſophie den Menſchen ſo lange nur monologiſch entwickelt hat, der im Paracelſus hell dämmernde, große Parallelismus zwiſchen Makrokosmus und Mikrokosmus ſich immer klarer geſtalten. Es liegt außer dem Zwecke dieſer Abhandlung, ſich noch in die philoſophiſche Debatte der Zeit ernſt zu vertiefen, aber im geläuterten und wiſſenſchaftlich potenzirten Sinne des alten Paracelſus haben Schelling, Troxler und Oken — ja, man ſage nur was man wolle, ſelbſt ein Hegel gewirkt, und es iſt nur zu hoffen, daß, während Philoſophie, Naturwiſſenſchaft und Medizin auf dem Sonnenpfade der freien Wiſſenſchaft in Eintracht wandeln, der alte bizarre, phantaſtiſche Paracelſus, im lebendigen Durchgang durch eine läuternde Philoſophie, klar und bewußt aus allen Differenzen und Bilderſtürmereien der Gegenwart in ſich ſelber verſöhnt und verſöhnend zurückkehren möge. Per aspera, heißt es immer, ad astra!

XI.

Schleiermacher und die Entwickelung des religiösen Bewußtseins in Deutschland.

Erster Artikel.

Von

Theodor Mundt.

1.

Durch seine „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern", deren erste Auflage im Jahre 1799 erschien, hatte Schleiermacher die erste wahre Thatsache eines neuen Bewußtseins der Zeit, und, nach öder und naßkalter Nacht, den ersten Morgenstrahl des neuen Jahrhunderts bekundigt. Indem ich es also unternehmen und wagen will, in Schleiermacher den eigentlichen Wendepunkt in der Geschichte des neueren religiösen Bewußtseins zu zeichnen, brauche ich nicht erst zu bemerken, daß ich selbst bei dieser Betrachtung nur insofern Theologe sein kann, als wir Alle heutzutage in gewissem Sinne Theologen sind und sein müssen, insofern heut die Zeit gekommen, wo die Theologen alle Menschen werden müssen, weil die Menschen alle Theologen werden. Wir sind aber Theologen, so wie wir in gewissem Sinne alle Soldaten

ſind, und ſelbſt auszukämpfen haben mit Leib und Leben, was unſere höchſte Beſtimmung iſt. Die ewigen Fragen des Lebens laſſen ſich ſeitdem nicht mehr abtheilen und abſperren in den alten Fachrubriken und laſſen ſich nicht mehr ruhig unter die ſtrenggehüteten Siegel der Facultäten legen. Sie haben ſich vielmehr wie ein reißender Strom durch die ganze Breite unſeres Daſeins ergoſſen, und Jeder muß mit Darangeben ſeiner eigenen Haut jetzt zuſehen, wie er ſich ſtellen, zurecht finden, und der höchſten Ziele des Geiſtes würdig erfunden werden könne. So ſehen wir Schleiermacher ſeine große theologiſche Laufbahn zuerſt auf den ganz einfachen, allgemein menſchlichen Kern des religiöſen Bewußtſeins begründen, indem er in ſeinen Reden über die Religion zu Anfang ausruft: „Religion war der mütterliche Leib, in deſſen heiligem Dunkel mein junges Leben genährt und auf die ihm noch verſchloſſene Welt vorbereitet wurde, in ihr athmete mein Geiſt, ehe er noch ſeine äußeren Gegenſtände, Erfahrung und Wiſſenſchaft, gefunden hatte, ſie half mir, als ich anfing, den väterlichen Glauben zu ſichten und das Herz zu reinigen von dem Schutte der Vorwelt, ſie blieb mir, als Gott und Unſterblichkeit dem zweifelnden Auge verſchwanden, ſie leitete mich ins thätige Leben, ſie hat mich gelehrt mich ſelbſt mit meinen Tugenden und Fehlern in meinem ungetheilten Daſein heilig zu halten, und nur durch ſie habe ich Freundſchaft und Liebe gelernt.“

Dies war die wahre Originaltheologie, welche wir durch Schleiermacher zuerſt in Deutſchland begründet ſehen, die Theologie, welche als das eigentliche Selbſtbewußtſein des innerſten Menſchen herausſteigt, und, ſtatt den alten zähen Klumpen immer von Neuem zu drehen und zu wenden, vielmehr aus denjenigen ſchöpferiſchen Elementen des Lebens ſich reorganiſirt, welche wir als die Grundlagen einer neuen Zeit überall jetzt ſich regen ſehen. So kündigt ſich in den Schleiermacher'ſchen Reden über Religion, durch ihr Zurückgehen auf die urſprüngliche religiöſe Subſtanz des Menſchengeiſtes, ebenſo eine Revolution für die Theologie an, wie im Völkerleben um dieſe Zeit das Zurückgehen auf den einfachſten Naturgrund des Staatslebens eine politiſche Revolution geworden war. An dieſe Reden über die Religion wollen daher nicht gern erinnert ſein die falſchen Anhänger und Freunde

Schleiermachers, die sich nach seinem Tode sein Bild willkührlich und für künstliche Zwecke zurecht gemacht haben. In diesen Reden decken sich aber die tiefen und ursprünglichen Quellen auf, aus denen das Schleiermacher'sche Wesen geflossen, und darum ist ihre Bedeutung so oft verkannt, geläſtert und mit allen den Vorwürfen belegt worden, mit denen man von einer gewissen Seite her die freie Entwickelung des religiösen Bewußtseins gern zu brandmarken unternimmt. Und es ist in der That das pantheistische Geisteselement, auf welches Schleiermacher damals bei seinem ersten Auftreten das neue Leben der Religion und des Christenthums zu begründen sucht.

Und wer war dieser Schleiermacher, welcher beim Begräbniß des skeptischen Jahrhunderts plötzlich eine so wunderbare Glockenstimme hören ließ und schon so gewappnet, siegesgewiß und des Gottes voll von der neuen Zeit redete?

Daß er dem schlesischen Volksstamme durch die Geburt angehörte, darf nicht als ein unwesentliches Ding in der Mischung von Schleiermacher's Charakter und Bildung angesehen werden. Die verschiedene Artung der deutschen Volksstämme hat auch durch unser wissenschaftliches und literarisches Leben eigenthümliche Linien gezogen, die sich in ihrer geistigen Bedeutung entschieden geltend machen. Schleiermacher war in Breslau geboren, und die Schlesier stellen durch ihn ihren bedeutendsten Antheil an den deutschen Geistesbewegungen dar, wie früher durch Opitz ihren epochemachenden Antheil an der deutschen Poesie. Das schlesische Naturell ist aus zwei besonders wirkenden Elementen zusammengesetzt. Das Element der slawischen Abstammung, vielbeweglich, zu Allem Geschick und Talent verrathend, aber nicht ausdauernd, hat sich in den Schlesiern verbunden mit dem germanischen Element, das gemüthskräftig, innigem Naturleben hingegeben, in seine eigenen Tiefen sich verschließend, eben so tüchtig nach Innen zu schaffen strebt, wie der andere Drang der slawischen Natur beständig nach Außen lockt, und unruhig zu den entgegengesetztesten Richtungen hintreibt und zerstreut. Deshalb sehen wir auch die Schlesier, wie sehr sie einerseits an ihrer Heimath hängen, dieselbe eben so gern und eilig wieder verlassen, eine unbestimmte Sehnsucht zur Ferne lockt sie nach allen Richtungen hin, und keinen andern deutschen

Volksstamm findet man so zahlreich in der Fremde verstreut, als diesen schlesischen. Und in der Fremde ist doch wieder der einzige Angelpunkt aller ihrer Gedanken immer nur Schlesien, und an den öffentlichen Orten verrathen sie sich durch die hinreißende Wehmuth, mit der sie nach den Breslauer Zeitungen greifen. Dies beständige Hin- und Herſteuern des schlesischen Naturells, das immer unbefriedigt von sich selbst fort will und immer wieder zu sich zurück muß, es hat sich in der ganzen Schleiermacher'schen Geistesrichtung, dieselbe durch und durch charakterisirend, abgebildet und geltend gemacht. Diese Lust und dies Geschick, alle Richtungen anzufassen und lose zu machen, diese äußerste Bewegungsfähigkeit, verbunden mit dem ebenso großen Mangel an Entschiedenheit, irgend eine Richtung bis zu ihrem letzten Ende durchzuführen, dieser sich auf Alles losstürzende Muth, der doch wieder vor seinen Thaten erschrickt und an die Feigheit der Consequenz sich überantwortet, zugleich dann auch die Friedfertigkeit, mit allen Richtungen, nachdem er sie in ihrem Gegensatz heftig angerührt, sich wieder gutmüthig zu versöhnen, alle diese Eigenschaften haben Schleiermacher's Stellung unter seinen Zeitgenossen und in der modernen Wissenschaft zu dieser wunderbar eigenthümlichen und einzigen gemacht, und sie sind zugleich das ächt schlesische Erbtheil seines Volksstammes, sie stellen uns den „guten schlesischen Mann" auch in der Wissenschaft dar. Diese nach allen Seiten hin hervortretende Reizbarkeit der Schleiermacher'schen Natur, die sich an Alles anschmiegen konnte und doch Alles wieder zersetzen mußte, wir verdanken ihr die Aufrüttelung aller geistigen Standpunkte der Zeit, durch welche Schleiermacher so mächtig und für die ferne Zukunft gewirkt hat. Wir haben ihr aber auch jene Zersplitterung und Zerstückelung der Schleiermacher'schen Geisteskraft zuzuschreiben, die, auf keinem Standpunkte Ruhe und Frieden findend, den eigentlichen innern Unfrieden der modernen Zeit anschaulich macht und uns nur in der mächtigen Schaukelung dieses Unfriedens den Prozeß überliefert, durch den wir einst des großen Sieges theilhaftig werden können. Was Schleiermacher in seiner Dialektik „das Gemeinsame in dem Verschiedenen und das Ausgleichende in dem Streitigen" nennt, das war er selbst, und diese dialektische Natur in ihm wurde die eigenste Kraft seiner Wirksamkeit. Mit diesem raschen Versetzen in alle

Gedankenkreise hängt jene leichte Fülle der Rede zusammen, die dem Naturell des wohl- und vielsprechenden Schlesiers ebenfalls so eigen ist. Es darf nicht als Spielerei erscheinen, die verschiedene Individualität deutscher Stämme gerade in den wirksamsten Eigenschaften bedeutender Männer als das Charakteristische wiederzufinden. Dieser Einfluß, so kleinlich er auch für das Geistesleben einer mächtigen Natur erscheinen mag, ist doch als ein wesentlicher da, und wird um so mehr wirkend gefunden, je weniger noch die allgemeinen Nationalzustände durch ein Band der politischen Einheit umschlungen sind. Die Stammeseinflüsse auf die Gestaltung des Geisteslebens haben die reiche und vielfache Individualisirung für sich, mit der man überhaupt den Schmerz über die Zerstückelung Deutschlands sich zu beschönigen gewußt hat. Nicht minder sind aber dadurch viele Verhärtungen und Stockungen in den allgemeinen Nationalgeist getreten, und die provinziellen Eingesessenheiten haben auch im Reiche des Geistes oft den Fluß gestört, in dem sonst die allgemeine Nationalbewegung schöner und freier ihren Lauf genommen hätte. Dies ist auch für das geistige Leben die große Bedeutung der Einheit Deutschlands, daß die nationale Entwickelung der deutschen Charaktere in ihr einen Mittelpunkt findet, zu dem sofort alle Kräfte in naturgemäßer und gesunder Richtung hinströmen, ohne auf dem Wege in zufälligen Schranken stecken zu bleiben oder von dem Sondergeist der Gaue zu einseitigen und ausschließlichen Manieren der Bildung gefesselt zu werden. So warten die deutschen Stämme immer noch auf das große Erlösungswort der Einheit Deutschlands, wie die zwölf schlafenden Jungfrauen im Märchen auf den schönen Prinzen, der sie dem Leben wiedergeben soll.

Daß Goethe ein frankfurter Bürgermeisterſohn, hat Börne in mehreren Manieren des Goethe'schen Genius plastisch wiedergebildet finden wollen. Daß Hegel in seinem logisch hartnäckigen und fest in sich abgeschlossenen System die starke und spröde Natur des Schwaben abgedrückt, welcher Stamm sich in der neueren Zeit vorzugsweise als Träger der philosophischen Speculation erwiesen, ist schon öfters bemerkt worden. Gleichzeitig mit Schleiermacher ging auch Gentz aus Schlesien hervor, und stellte jene vielbewegliche dialektische Richtung auf dem

Boden der europäiſchen Staatsverhältniſſe als diplomatiſches Genie dar. Die Gegenſätze des modernen Geiſtes, mit denen wir Schleiermacher einen heiligen Kampf werden eingehen ſehn, die Gegenſätze zwiſchen der freien ſich ſelbſt beſtimmenden Denkkraft des Geiſtes und den poſitiven Formen der chriſtlichen Offenbarungswelt, ſie treten in Gentz als die politiſchen Gegenſätze des Völkerlebens, als die Gegenſätze des Liberalismus und Legitimismus, hervor, die aber in dieſer Natur keinen heiligen Kampf, ſondern ein kniffliches diplomatiſches Spiel mit den Verhältniſſen erzeugten. Aus den politiſchen Umwälzungen des 18. Jahrhunderts waren zuerſt der Liberalismus und der Legitimismus als zwei entſchiedene Lebensmächte hervorgegangen, in welchen ſich die ablaufenden Ströme der Revolution gewiſſermaßen zertheilten und nun weitgreifend durch das innerſte Daſein aller Völker ſich vertrieben. Ebenſo hatten ſich aus den geiſtigen Umwälzungen dieſes Jahrhunderts zuletzt als die verhängnißvollſten Gegenſätze, an deren Kampf die wahre Fortentwickelung geknüpft worden, die herausgeſondert und in die Mitte geſtellt, welche wir als die Autonomie des denkenden Geiſtes dem orthodoxen Glauben an die Ueberlieferung gegenüber erblicken. —

War Gentz in der Politik das, was der Graf Schlabrendorf mit einem ihm eigenthümlich angehörenden Ausdruck einen „dogmatiſirenden Schelm“ nannte, ſo ſehen wir dagegen, wie Schleiermacher ein ehrlicher Mann war und blieb innerhalb derſelben Gegenſätze des Geiſtes, die in den Spaltungen des religiöſen Bewußtſeins ſich darſtellten. Schleiermacher, obwohl dialektiſch wirkend und vermittelnd, und darin zuweilen auf manchen Sprüngen und Schleichwegen der Reflexion betroffen, hat doch nie als Schwarzkünſtler durch geheime Scheidekünſte aus den Trennungen des Geiſtes die Einheit zu deſtilliren geſucht. Sein größter Ruhm iſt vielmehr der, als ehrlicher Kämpfer immer ſein eigenes Leben eingeſetzt zu haben für die allgemeine Sache der Menſchheit, die er in der Verſöhnung des religiöſen Bewußtſeins erſtrebte. Die Widerſprüche, die in ihm waren, erwachſen meiſt nur aus der Redlichkeit ſeiner Hingebung an die Sache, die in dem Augenblick, wo ſie ſich rieſenſtark fühlt, um alle Zweifel des Geiſtes und jede Willkür der Satzung zu durchbrechen, zugleich wieder ſchwach wird aus Rückſicht auf die Schwa-

chen, und ſich mit einem feinen Zart- und Taſtſinn, der oft ein weibliches Element in Schleiermacher's Weſen bildet, hineinempfindet in die Aengſten des gläubigen, um ſeinen Frieden zagenden Gemüths. Rahel hat von Schleiermacher geſagt, er habe Meſſer in ſeinem Kopfe. Doch gehorchte dieſe ſchneidende Geiſteskraft des Kopfes zugleich den ſanften Bewegungen ſeines Herzens, das Flügel der Dichtung hatte ſowie ſein Kopf Meſſer des Verſtandes. Er verblieb jedoch nicht immer in dem Gleichgewicht, auf welche ſeine innere Natur urſprünglich angelegt war, und dann wurden die Schärfen und Ecken, welche ſich in Schleiermacher's äußerer Geſtalt zeigten, auch in ſeinem geiſtigen Weſen mächtig, und ſuchten durch den Witz und die Ironie gewaltſam die fehlende Harmonie wieder herzuſtellen. Wenn wir eine von kundiger Hand gearbeitete Darſtellung von Schleiermacher's Leben beſäßen, woran es noch immer gefehlt hat, ſo würden uns aus den eigenthümlichen Bewegungen ſeiner Perſönlichkeit die Gegenſätze ſeines geiſtigen Wirkens noch klarer entgegenkommen. Aber der Biograph Schleiermacher's wurde unter ſeinen nächſten Freunden vergeblich geſucht, und man hat Scheu getragen, dies Bild auf ſeinem eigenſten Lebensgrunde zu zeichnen. Es würde aber manche Heucheleien, die heutzutage mit ſeinem Schatten getrieben werden, heilſam zerſtören, und uns den großen Mann im Drang und in der Pein ſeiner menſchlichen Natur offenbaren, ohne die nirgend ein Verſtändniß bedeutender Geiſtesthaten entſpringt. Vielen von uns ſteht noch Schleiermacher's Geſtalt lebendig vor Augen, ſeine Worte haben ihren unzerſtörbaren Nachklang in unſerer Bruſt gefunden, wir ſehen ihn noch, flüchtig und eilig wie er immer war, ſtoßvogelartig in ſeinen Bewegungen, mit ſeinen langflatternden den Lüften preisgegebenen Haaren, über die berliner Straßen hinſchreiten, und niemals ruhig feſtgeſeſſen und eigentlich heimiſch und behaglich geworden in den hieſigen Verhältniſſen, doch die Hauptbewegungen des berliner Lebens ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts tragen und leiten. Manche von uns haben ihn noch hier mit Hegel zuſammen geſehen, Hegel und Schleiermacher, Philoſophie und Chriſtenthum, die beide im berliner Tivoli die Rutſchbahn einträchtiglich zuſammen hinabgleiteten, wie uns Gans erzählt hat, nachdem kurz zuvor Hegel in der Societät für wiſſen-

ſchaftliche Kritik erklärt hatte, daß er austreten würde, wenn man auch Schleiermacher zum Mitarbeiter beriefe.

Was hat man aus dieſem Schleiermacher gemacht, und was möchte man noch gern aus ihm machen, er, der ſo geiſtesfriſch, ohne allen localen Aberglauben und Phraſendienſt, wie ein wachſamer Adler am Horizont des berliner Lebens ſchwebte und nach allen Seiten hin nur das Ringen der freien, wahrhaft menſchlichen Perſönlichkeit darſtellt! Berlin iſt eine Stadt, die von jeher eine große Aſſimilationskraft beſeſſen, und die dem prickelnden Reiz niemals hat widerſtehen können, ſich alles Große anzueignen und bedeutende Männer jeder Art in ſeinen Mauern zu feſſeln. Aber der berliner Wohnungsanzeiger iſt auch häufig gewiſſermaßen das Todtenbuch für die großen und berühmten Männer geworden; wer dort erſt eingetragen iſt und mit einer beſtimmten Hausnummer ſich behangen ſieht, in der leipziger Straße oder auf der Schloßfreiheit wohnt, die unter allen berliner Freiheiten die bekannteſte iſt, der iſt auch leicht dem dialektiſchen Zerſetzungsprozeß des berliner Geiſtes verfallen, und man läßt ihn entweder vereinſamen, oder ſucht ihn ſich nach dem Maaße zuzuſtutzen, nach dem er in Reih und Glied hineinpaßt und nicht mehr unbequem fällt, ja wohl gar als Gewährsmann für die eigene Schwäche und Zerfallenheit citirt werden kann. Dies letztere hat man mit Schleiermacher vielfach zu thun verſucht, und ſeine Freunde haben ihn nach ſeinem Tode dem Publikum dargeſtellt als eine Geſtalt ihrer eigenen Unfreiheit und Gedankenohnmacht, ſie haben ihm heimlich den Giftzahn ſeines Geiſtes ausgebrochen, ihn nach mehreren Seiten ſeiner Werke hin verſtümmelt überliefert, und verlangen von uns, daß wir ſein Schwanken und Ringen, ſein wahrhaft menſchliches Sein, und die himmelhoch ſchlagenden Brandungen ſeiner eigenſten Perſönlichkeit nicht ſehen ſollen! Es iſt aber heut nicht mehr die Zeit, den Kopf in den Sand zu ſtecken, wie der Strauß, um vor dem Schuß des Jägers ſicher zu ſein. Die menſchlichen Schwankungen und Widerſprüche ſind es gerade, welche uns einen großen Charakter in ſeiner eigentlichen hiſtoriſchen Bewegungskraft aufdecken, und ihn als den fruchtbaren Boden der Zeit, die auf ihm wachſen muß, darſtellen. Wer wird der Nächſte von uns ſein, der in Schleiermacher's ſtarkes, volles,

unverfälschtes Menschenleben unerschrocken hineingreift, der ihn uns zeigt in seinen innern Stürmen und an den Klippen seines schroffen Verstandes, auf der grünen Insel seines Dichtergemüths, vor allen Dingen aber in all seinen menschlichen Gründen und Zusammenhängen, auch in seinen Fehlern und Schwächen. Warum hat man manche nachtdunkeln Stellen in Schleiermacher's Leben noch absichtlich mit dreifach gewebten Schleiern überworfen? —

Schleiermacher hat selbst begonnen, einen Theil seines Lebens in eigener Betrachtung niederzuschreiben, und diese Skizze, die bis jetzt noch nicht weiter bekannt geworden, befindet sich noch als Manuscript in den Händen der genauesten Freundin Schleiermacher's, einer hier in Berlin lebenden, sehr verehrenswerthen Frau. Dieses Bruchstück Schleiermacher'scher Selbstbiographie, das besonders die erste Entwickelungszeit seiner Jugend betrifft, würde uns wesentliche und lehrreiche Aufschlüsse über jene erste Entfaltung des Schleiermacher'schen Geistes aus den Elementen des Herrnhutismus heraus gewähren. Denn seine erste Bildung empfing Schleiermacher auf dem Pädagogium der Brüdergemeinde in Niesky und begann auf dem Seminarium derselben Gemeinde zu Barby seine ersten theologischen Studien. Der Herrnhutismus, wie er ursprünglich aus der Opposition in der christlichen Gesinnung und Innerlichkeit gegen die orthodoxe lutherische Kirche sich herausgeboren hatte, so war er auch wohl dazu geeignet, in dem jungen Schleiermacher'schen Geist die erste Richtung anzuschlagen, und diejenige, in religiöser Lebensinnerlichkeit gesättigte Grundlage in ihm abzugeben, auf der wir ihn nachher bei allen kühnen Seitenbewegungen seines Geistes doch immer feststehen sehn. Das religiöse Stillleben des Herrnhutismus, diese schlichte praktische Lebensidylle des Christenthums, sie scheint nachher mitten unter den heißen Bestrebungen, die Sache des wissenschaftlichen Christenthums mit dem kirchlichen Christenthum zu ordnen, dem Geiste Schleiermacher's als ein rührendes Sternbild seiner Jugend vorgeschwebt zu haben, und es ist oft, als vernähme Schleiermacher in demselben Augenblicke, wo er der speculativen Dogmatik seine Zugeständnisse macht, noch von fernher das erste fromme Glockenläuten von Barby, und ein halb wehmüthiges, halb spöttisches Lächeln zuckt

dabei um seine Lippe. Und wenn man gesagt hat, daß in seinen letzten kampfesmüden Lebenstagen der stille Friedensgeist des Herrnhutismus wieder zu ihm getreten sei, und ihn als einen der Seinigen gegrüßt habe, so ist hier im Bereich des geistigen Lebens die Metamorphose eingetreten, von der im physischen Leben ein alter Glauben sagt, daß jeder Mensch in seiner Sterbestunde wieder sein ehemaliges Kindergesicht annehme.

2.

In der deutschen Literatur war schon vor Schleiermacher durch Hamann und Herder auf den substantiellen Inhalt der christlichen Gesinnung hingewiesen worden, aber die Kantische Philosophie, welche von diesen ihren größten Widersachern eines leeren Vernunftformalismus angeklagt wurde, war damals ein mächtigeres Ereigniß des Bewußtseins geworden als der christliche Geist. Hamann, der von Kant gesagt, daß er den Menschen zu Etwas, Gott zu Nichts gemacht habe, Hamann war schon als Prophet des ursprünglichen religiösen Bewußtseins im Menschen erschienen, und der Geist der Frömmigkeit, jener stillen aber großen Macht, die auf den urfesten Kern des Menschengeistes sich niedergelassen, redete aus Hamann gewichtige Offenbarungen in die Zeit hinein. Hamann ist hierin der eigentliche Vorläufer Schleiermacher's gewesen, aber die eigenthümliche Dunkelheit des Hamann'schen Geistes überschattete auch seine Wirkung, und fesselte ihn magisch an die innersten Geheimnisse der Menschenbrust, in denen er nicht frei wurde, sondern die ihn überwältigten. Hamann ist dieselbe Zwischennatur zwischen Philosophie und Offenbarung, wie Schleiermacher, aber die peripherischen Bewegungen dieser Geister aus demselben Centrum heraus wurden verschieden. Hamann wandte sich streng und unabweisbar auf das Historische des Christenthums zurück, aber dieses historische Christenthum gewann in seinem mächtigen Geist ein allen Tod des Buchstabens überwindendes ideales Leben. Alles Hängen an Worten und buchstäblichen Lehren in der Religion ist Lamadienst! schreibt Hamann an Jacobi. Aber die Lanze, welche Hamann mit der Philosophie brach,

blieb ihm doch stückweise in seinem eigenen Fleische haften, und hinderte die wahrhaft gesunde und durchaus große Verarbeitung des Lebens in seinem Organismus, zu der er fähig gewesen wäre.

Auch Herder trug einen solchen scharfen Splitter vom Speer der Philosophie in seinem christlichen Leib mit sich herum. Hamann war bald Hauslehrer, bald Handlungsreisender, bald Packhofsverwalter gewesen, und hatte durch diese zerstreuten weltlichen Beschäftigungen, die er sich auferlegen mußte, die innere Unabhängigkeit seines Geistes nur um so stärker behauptet. Herder aber trug, wie Schleiermacher, den Priesterrock, den sich beide, so oft es gehen wollte, zum Philosophenmantel zu drappiren suchten. Herder empfand das Tragen des Priesterrockes bei weitem unbequemer als Schleiermacher, der sich bald und frühe mit dem Reiz des Weltlichen abgefunden zu haben scheint. Herder aber hätte zu Zeiten gern von der schäumenden Weltlust gekostet, wie Goethe und der Großherzog Carl August, und die Bewegungen seines Lebens, über die er nicht einig mit sich selbst werden konnte, gaben ihm deshalb stets etwas Gedrücktes. Herder stand immer wie ein dunkler und halbverhüllter Stern in jenem weimarischen Sonnensystem da. Er gehörte zu jenen schmerzdurchzogenen Individualitäten, die, bei einem unruhigen Streben und Umhergreifen nach allen Richtungen des Geistes und Wissens hin, nimmer glücklich werden und etwas Verzehrendes in ihrer Brust mit sich herumtragen, das zugleich mit den bedeutsamsten und glücklichsten Eigenschaften ihres Schaffens zusammenhängt. Er war, neben Goethe, der umfassendste und reifste Geist unter seinen dortigen Zeitgenossen, doch würde er noch bei weitem mehr gewirkt haben, wenn er nicht in eine beständige Empfindsamkeit seiner Subjectivität verloren gewesen wäre. Den weimarischen Hof erbaute er durch schöne Predigten, den Prinzessinnen gab er den Religionsunterricht. Die freisinnige Richtung des Herder'schen Geistes ist noch wenig hervorgehoben worden. Er schätzte an den Fürsten nur das Menschliche, und verachtete die Sklaverei der Formen als etwas den Menschengeist Entwürdigendes. In der Philosophie brach er heftig mit Kant, dessen Schüler er früher gewesen war, und er schrieb im Jahre 1799 die Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft, worin er gegen das „Satzungenpapstthum"

der kritiſchen Philoſophie, wie er es nannte, proteſtirte, und dabei, wie Hamann, hauptſächlich von dem Verhältniß der Vernunft zur Sprache ausging. Durch die Verkünſtelungen und Verdrehungen der Sprache in Kant's Syſtem ſah er auch das Werkzeug der Vernunft ſelbſt verderbt und verleidet. Herder führte dabei den Kampf gegen alle ſpeculative Syſtemſucht der Deutſchen überhaupt. Ungewordene Nation, ruft er in der Metakritik aus, an wie andere Dinge ſollteſt du denken! Aber die ungewordene Nation dachte nur Syſteme auf Syſteme, in denen ſich die uralte Schlange der Erkenntniß häutete, während das Nationalleben nur langſam und gewiſſermaßen bei den Haaren in die freieren Gedankenkreiſe hineingezogen wurde, die der Geiſt auf einem abgeſchloſſenen Gebiete wob.

Schleiermacher ſagt zu Anfang ſeiner Reden über Religion: „Möchte die Zeit kommen, die eine alte Weiſſagung ſo beſchreibt: daß keiner bedürfen wird, daß man ihn lehre, weil Alle von Gott gelehrt ſind!“ Dies iſt auch die Richtung, welcher wir ihn auf dieſer erſten Stufe ſeines Geiſtes folgen ſehn, die Richtung auf das höchſte Selbſtbewußtſein, das lediglich im Gottesbewußtſein hervorgeht, und in der Schleiermacher hier den pantheiſtiſchen Ausgangspunkt ſeines Geiſtes, oder denjenigen Standpunkt des Spinoza bekennt, welcher nur in der Einheit alles Endlichen mit dem Unendlichen das eigentliche Weſen der Religion findet. „Opfert mit mir ehrerbietig eine Locke den Manen des heiligen verſtoßenen Spinoza!“ ruft Schleiermacher in ſeiner zweiten Rede „über das Weſen der Religion“ aus. Und die Spinoziſtiſche Anſchauung des Unendlichen im Univerſum tritt hier noch als der einzig religiöſe Standpunkt Schleiermacher's hervor. „Religion iſt Sinn und Geſchmack für's Unendliche!“ ſagt er in derſelben Rede. Und in dieſem Sinne erklärt er die Religion für die einzige Wahrheit und Weſenheit alles Lebens und aller Wiſſenſchaft. Es heißt an dieſer Stelle: „Speculation und Praxis haben zu wollen ohne Religion, iſt verwegener Uebermuth, es iſt freche Feindſchaft gegen die Götter, es iſt der unheilige Sinn des Prometheus, der feigherzig ſtahl, was er in ruhiger Sicherheit hätte fordern und erwarten können.“ Das Anſchauen des Univerſums nennt Schleiermacher die höchſte und allgemeinſte Formel der

Religion, woraus jeder Ort in derselben gefunden werden könne. Dies pantheistische Gefühl des Höchsten, durch welches Schleiermacher die Religion wieder herstellen will, wird aber zugleich zu einem scharfen Schwert in seiner Hand gegen die Anhänger des todten Buchstabens in der Religion, gegen Pfaffenstolz und kirchliche Dummmacherei. Der gebildeten Freigeisterei des 18. Jahrhunderts, welche hier Schleiermacher in ihren eignen Sophismen zu umstricken sucht, stellt er die wahrhaft freie Entwickelung des religiösen Bewußtseins gegenüber, er erklärt, die Dogmen und Lehrsätze der Religion seien nicht das Wesen der Religion selbst, in der Bibel und in den symbolischen Büchern müsse kühn gesichtet und geschieden werden, es sei Göttliches und Menschliches darin vermischt, das Verfallene müsse von dem ewig Dauernden gesondert werden. Denn der Geist der Religion sei frei und in ihm gäbe es „keinen Sklavendienst und keine Gefangenschaft, und Jeder, der in ihr Heiligthum dringen will, müsse frei werden von den Fesseln des Buchstabens und blinder Autorität." Selbst des persönlichen Gottes und der persönlichen Unsterblichkeit erklärt er nicht zu bedürfen, um die Göttlichkeit und das wahre Wesen der Religion darzuthun. Der ächte Priester des Höchsten ist der Mensch selbst, der wahre Mensch, der sich in den innersten Gründen seines Wesens erfaßt hat. Aus dem innersten menschlichen Grunde das ganze Wesen und alle Formen der Religion abzuleiten, unternimmt Schleiermacher auf diesem Standpunkte nach allen Seiten hin mit hoher Begeisterung. Was heißt Offenbarung? fragt Schleiermacher und antwortet: „jede ursprüngliche und neue Offenbarung des Universums ist eine!" Die Bedeutung des Wunders in der Religion wirft er gern und freudig von sich hinweg. Ihm ist Alles Wunder, was wahrhaft im Unendlichen des Universums lebt. „Wunder, sagt er, ist nur der religiöse Name für Begebenheit, jede, auch die allernatürlichste und gewöhnlichste, sobald sie sich dazu eignet, daß die religiöse Ansicht von ihr die herrschende sein kann, ist ein Wunder." Eben so ist es mit der Inspiration, die, nach dem Ausdruck Schleiermacher's, nur der religiöse Name für Freiheit ist; jede freie Handlung, die eine religiöse That wird, sei auf Eingebung geschehen; „denn es war ein Handeln des Universums durch den Einen auf die Andern."

Aus diesen tief innersten Quellen des Menschengeistes taucht bei Schleiermacher die neue Gestalt der Religion in ihrer ewigen Schöne lebendig und unendlich frisch empor, als die wahre Blüthe des Lebens, als der ewig junge Hauch des durch das Menschenbewußtsein hindurchgehenden Weltgeistes. Das Aufgehen in diesem Hauch ist die wahre Hingebung der Persönlichkeit an Gott, die Auflösung der Seele in ein unmittelbares Gefühl des Unendlichen und Ewigen. Das ist die Unsterblichkeit, die, wie Schleiermacher hier es bestimmt, in nichts Anderem besteht, als „mitten in der Endlichkeit Eins werden mit dem Unendlichen, und ewig sein in jedem Augenblick!“ Von diesem Ausspruch Schleiermacher's über Unsterblichkeit hat Strauß, Glaubenslehre II. am Schluß S. 738, mit Recht bemerkt, daß es Alles sei, was die moderne Wissenschaft über Unsterblichkeit zu sagen wisse. Wir finden aber auf diesem ersten Standpunkte Schleiermacher's, in dieser Ineinssetzung des Endlichen und Unendlichen im religiösen Geist, schon die ganze Richtung der späteren speculativen Dogmatik ausgesprochen, der Schleiermacher hier in seinen „Reden“ zuerst die Bahn vorgezeichnet, von der ihn selbst aber seine eigene Lebensentwickelung mannigfach abgewendet. Jesus Christus selbst hat für ihn sein eigentlichstes Wesen darin, daß er als der größte Vermittler für die Sehnsucht des Endlichen zum Unendlichen erscheint. Das Christenthum betrachtet Schleiermacher jetzt noch keineswegs als die ausschließliche Religion. In seiner letzten Rede über die Verschiedenheit der Religionen erklärt er die positiven Religionen, in denen sich auf verschiedene Weise der Weltgeist offenbart, für die eigenthümlichen individuellen Aeußerungen des religiösen Sinnes, deren jede ihre wahre Berechtigung für sich habe. Denn da eine Anschauungsform der Gottheit nicht die ganze religiöse Entwickelung des Menschengeistes erschöpfe, so müsse es mehrere und unterschiedene Anschauungsformen der Gottheit, d. i. Religionen geben. Die religiöse Entwickelung eines Jeden aber soll frei und individuell sein. Der Kampf für die Freiheit der Individualität in der Religion ist das wahre Pathos, das diese Schleiermacher'schen Reden über die Religion bewegt, und ihnen die Gewalt gegeben hat, mit der sie die Pforte einer neuen Zeit in Deutschland gesprengt haben.

Dies war die revolutionnäre Bewegung der Schleiermacher'schen Jugend, die auf so freien und stolzen Wogen ihren Geist dahintreiben ließ, die in heiligem Drang ausgezogen war, um die Feinde der Religion zu bekämpfen, und unter deren Streichen zugleich das Knochengerippe der alten orthodoxen Dogmatik zusammenstürzte. Nach zwei Seiten hin siegreich, stand der junge Held gerade in der Mitte seiner Zeit. Von den Zündstoffen, welche er in die moderne Theologie geworfen, brennt es heute noch fort, wie viel auch die theologischen Löschanstalten aller Art daran gedämpft haben mögen! Schleiermacher selbst hatte an diesem ersten Feuermeer seiner Jugend sein ganzes übriges Leben lang zu löschen und zu dämpfen, und brachte einen Friedensbund des freien religiösen Geistes, von dem er ausging, mit den einzelnen Dogmen der bestehenden christlichen Kirche erst in seiner Glaubenslehre zu Stande, mit deren ausführlicherer Betrachtung wir uns später beschäftigen werden. Es ist die göttliche Bestimmung der Jugend, daß sie den Geist darauf loswirthschaften läßt, ohne noch darum bekümmert zu sein, ob sich eine in der Welt gültige, nöthige und beliebte Form finden lassen werde für ihre aus der ächten Innerlichkeit des Daseins heraustretenden Bewegungen. Und dies ist das ewig zeugende und schaffende Jugendelement, die wahre Spannung des Geschichtslebens selbst, deren Zeichen immer hoch und heilig zu halten sind, wenn sie auch nachher durch die Form der Vermittelung, an welche sie sich gefangen geben müssen, zum Theil widerlegt und verdunkelt erscheinen. Als solche Zeichen, welche die wahrhaft geschichtliche Spannung des Menschengeistes ausdrücken, sehen wir in Schleiermacher's Jugendwerk den Pantheismus und den Hellenismus hervorleuchten. Von dem außerweltlichen Gott, von dem willkürlichen Jenseits, hat Schleiermacher hier das religiöse Bewußtsein losgerungen, und Gott als den Weltgeist in der das Endliche durchwirkenden unendlichen Substanz angebetet. Hier hat er jedoch in der Spinozistischen Substanz zugleich wahrhaft die Freiheit der Individualität gerettet, indem er an den Entwickelungskampf und an die innere Selbstbestimmung des menschlichen Geistes sein wahres Verhältniß zur Gottheit gebunden. Der Hellenismus war die andere Form, welche Schleiermacher hier seiner religiösen Weltansicht gegeben. In seinen

„Reden über Religion“ ſpiegeln ſich Plato's kryſtallhelle Geiſtesformen wieder, und es weht von Blatt zu Blatt jene goldene olympiſche Heiterkeit, jene Macht der freien Weltanſchauung, die ſich in der ganzen Fülle des perſönlichen Lebens niedergelaſſen hat auf dem breiten Grund der Natur und Geſchichte. So ſehen wir hier dieſe beiden Elemente des Pantheismus und Hellenismus, die als die eigentlichen Gährungselemente des modernen Geiſteslebens erſcheinen, in Schleiermacher herantreten zu dem chriſtlichen Geiſt, um denſelben in ſeinem innerſten Leben aufzurühren, und daraus das wahre Prinzip der Freiheit hervorzuſchütteln. Der jenſeitige Gott, welchen der Pantheismus bekämpft hatte, war bisher der eigentliche Feind der Freiheit geweſen. Dieſer Gott konnte ſich erſt als der wahre Gott der Freiheit offenbaren, nachdem er als der der Welt immanente Geiſt, ſie dadurch in ſich ſelbſt heiligend und befreiend, erkannt worden. Das Chriſtenthum deutete zuerſt durch Schleiermacher dieſe Bewegung an, die es endlich unternehmen mußte, um aus ſich die Idee der Freiheit zu entlaſſen und damit auf die Fortentwickelungslinie der Geſchichte zu treten. Es war dieſelbe Zeit, wo in der franzöſiſchen Revolution zuerſt die Menſchenrechte erklärt worden waren, und wo der Feudalſtaat, der bisher das einſeitig aus dem Chriſtenthum entnommene Prinzip des Jenſeits auf das Verhältniß von Fürſt und Volk in ſeinem eigenen Organismus übertragen hatte, ſich zum freien Staat, d. i. zum Nationalſtaat, umwälzen wollte.

Daß Schleiermacher mit dem chriſtlichen Bewußtſein zugleich die Freiheit der Individualität retten wollte, iſt ein Ereigniß am Ende des vorigen Jahrhunderts, das nicht vielſeitig genug betrachtet werden kann. In dieſem Zuſammenhang muß ſich uns zugleich die wahre Anſicht des chriſtlichen Staats aufdrängen. Der wahrhaft chriſtliche Staat kann nur der freie Staat ſein, denn die innerſten Prinzipien des Chriſtenthums widerſtreiten dem Geiſte der Freiheit nicht, ſondern laſſen denſelben wahrhaftig aus ſich heraustreten. Man hat die Knechtſchaft des modernen Staatslebens chriſtlich zu conſtruiren gewußt, und ſie ſowohl aus der Jenſeitslehre des Chriſtenthums abgeleitet, wie aus den damit zuſammenhängenden Vorſchriften der chriſtlichen Moral, welche befiehlt: „Schlägt dich Einer auf die rechte Wange, ſo halte ihm auch die linke

dar!" oder: „So dir Einer den Rock nimmt, so gieb ihm auch den Mantel dazu!" wobei jedoch noch keineswegs das Postulat an sich aufgestellt ist, daß man es überhaupt dazu kommen zu lassen braucht, sich auf die rechte Wange schlagen oder den Rock nehmen zu lassen. Es ist aber seltsam, daß man so lange immer nur diese Seite des Christenthums auf das Staatsleben der Völker angewandt hat, und daß man nicht in die wahre Lebensfülle des Christenthums, welche vor Allem in der Heraufbildung der inneren Freiheit der Gesinnung besteht, niedergestiegen ist. Das rechte Handeln nach der innern Freiheit der Gesinnung ist das wahre und höchste Lebensgesetz, das Christus in die Welt gebracht hat. Es ist zwar bis in die neueste Zeit hinein sehr viel Mißbrauch damit getrieben worden, der Praxis und der Wirklichkeit des Staatslebens eine ausschließlich christliche Norm zu geben. Wir dürfen hoffen, daß man die romantische Staatslehre, die Alles in der Praxis schlechthin christlich machen will, nicht wieder unter uns aufleben lassen wird. Adam Müller construirte bekanntlich auch die Nationalökonomie ganz christlich, und zwar aus dem Dogma der Dreieinigkeit heraus, wo er denn den Boden als Gott Vater, die Arbeit als Gott Sohn, und den Dünger als den heiligen Geist, in dieser Theorie erscheinen ließ. Auch die Polizei, auf deren geistige Veredelung man in letzter Zeit sehr bedacht gewesen, ist kaum ihrer christlichen Construction entgangen. Ein Mißbrauch des christlichen Prinzips aber kann es nicht genannt werden, wenn die Idee der modernen Freiheit in ihre ursprüngliche Wurzel, in die Idee des Christenthums, sich zurücksenkt und dort geborgen und ewig begründet sein will! „Als Erlöste", wie es im neuen Testamente heißt, „sind wir bestimmt, nicht mehr der Menschen Knechte zu werden!" Christus, der das wahre Reich Gottes in die innere Kraft der Gesinnung verlegt hat, hat aus dieser heraus bestimmt, daß alle Menschen gleich vor Gott und gleich frei sind. Hierin ist das wahrhaft bildende und schöpferische Element des modernen Völkerlebens anzuerkennen, es ist die ächt christliche Gesinnung selbst, die als Grundquell der Freiheit auch in dem Staate durchbrechen muß. Dies endlich zu erfüllen, hierin ist dem christlichen Staate seine wahre Bedeutung und seine höchste Entwickelung angewiesen. Luther selbst sagt: „Wer ein christlicher Fürst sein

will, der muß wahrlich die Meinung ablegen, daß er herrſchen und mit Gewalt fahren will. Verflucht iſt alles Leben, das ihm ſelbſt zu gut geſucht wird! Verflucht alles Werk, das nicht in Liebe geht!“ Schleiermacher aber hat auf dieſem ſeinem eigenthümlichen Standpunkte in der Theologie den tiefſten Herz- und Bewegungspunkt der modernen Völkerentwickelung getroffen, indem er zuerſt die Freiheit der Individualität mit dem chriſtlichen Prinzip in Einklang zu bringen geſtrebt.

XII.

Weibliche Heldengrösse.

Mitgetheilt von

Fanny Tarnow.

Der Prinz Trubetzkoi war noch sehr jung, als er wegen seiner Theilnahme an der Verschwörung, die bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolas zum Ausbruch kam, auf 15 Jahre als Sträfling nach den Minen des Urals gesandt wurde. Für seine übrige Lebenszeit wurde er verurtheilt in Sibirien in einer jener, in den fernsten Kolonien dieses Landes gegründeten Kolonien zu leben, die durch Verbrecher bevölkert werden sollen.

Der Prinz war mit einer Frau vermählt, die mit mehreren der vornehmsten und reichsten Familien Rußlands nahe verwandt ist, und die nichts abzuhalten vermochte, ihm in das furchtbare Grab zu folgen, in dem ihm bestimmt war, künftig leben zu sollen. „Es ist meine Pflicht, sagte sie, und ich werde sie erfüllen; keine Macht auf Erden hat das Recht, eine Frau von ihrem Manne zu trennen; ich will das Schicksal des meinigen theilen."

Der edlen Frau wurde die Gnade gewährt, sich mit ihrem Gatten lebendig begraben zu dürfen, und die Reise dorthin war schon an und

für sich selbst eine Prüfung, von der es zu bewundern ist, daß sie sie hat bestehen können. Die Telega's, auf denen man diese Reise macht, sind kleine unbedeckte Karren, in denen man auf das Schrecklichste zerstoßen wird, und in einem solchem Fuhrwerk legte die Prinzessin viele tausend Werste, ohne Rast und Ruhe, zurück. Mir schweben lebhaft alle die Entbehrungen, alle die Qualen vor, denen sie auf dieser Reise preisgegeben war; allein ich will nicht versuchen sie zu schildern, da ich nicht mit den einzelnen Umständen derselben bekannt bin, und mir die Wahrheit dieser Erzählung so heilig ist, daß ich mir auch nicht die kleinste Ausschmückung der einfachen Thatsachen erlauben möchte.

Bis zu diesem Zeitpunkt war die Ehe der beiden Gatten eine Ehe auf vornehmen russischen Fuß gewesen und man hatte ziemlich kaltsinnig neben einander, nicht für einander, gelebt. Ein großes Opfer vermag aber, wenn es gebracht wird, Liebe zu ersetzen und eine so unbedingte Hingebung ist immer Liebe. Die Liebe ist so himmlisch, daß sie aus tausend Quellen in das Menschenherz strömt und keine derselben fließt reichlicher, als die der uneigennützigen Aufopferung für die Linderung menschlichen Elends.

In Petersburg hatten sie keine Kinder gehabt; in Sibirien gebar die Prinzessin 5 Kinder!

Die edle Treue seiner Frau hat dem Prinzen allgemeine Theilnahme erworben. Von dem Kaiser darf er keine Begnadigung hoffen, denn dieser scheint sich, um seines Volkes, und um seiner selbst willen, zu einer unerbittlichen Strenge verpflichtet zu glauben; allein von dem König aller Könige, hat der Prinz, so strafbar er auch gewesen sein mag, doch gewiß schon lange seine Begnadigung erhalten. Die hohe Tugend seiner Gattin hat die menschliche Gerechtigkeit nicht zu entwaffnen und zu versöhnen vermocht; allein vor Gottes Augen hat sie gewiß Gnade gefunden.

Der Aufenthalt in den Minen hat die Gesundheit der Prinzessin angegriffen und man begreift kaum, wie eine Frau, die an alle Weichlichkeit vornehmer Lebensweise gewöhnt war, so lange die Entbehrungen aller Art zu ertragen vermochte, denen sie sich freiwillig unterzogen hatte. Ihr Wille war es aber, leben zu wollen, und sie lebt; sie hat ihre Kinder

in einem Lande geboren und erzogen, wo uns das Leben durch die Strenge und die lange Dauer des Winters gefährdet scheint. Der Thermometer fällt hier jedes Jahr bis zu 36—40 Grad, und diese Temperatur könnte wohl allein hinreichen, das Leben einer zarten Frau zu zerstören; allein die edle Frau hat noch ganz andre Leiden zu ertragen. — Sieben Jahre hatte sie in der Verbannung gelebt, da glaubte sie um ihrer Kinder willen sich verpflichtet, an einen ihrer Verwandten in Petersburg zu schreiben und ihn zu bitten, von der Gnade des Kaisers die Erlaubniß zu erflehen, ihre Kinder nach Petersburg, oder nach irgend einer andern Stadt senden zu dürfen, um sie dort erziehen zu lassen.

Die Bittschrift wurde zu den Füßen des Czars niedergelegt und Nikolas, der Gewaltige, antwortete, die Kinder von Sträflingen wären auch Sträflinge und bedürften keines Unterrichts. —

Als die Mutter und der Verurtheilte diese Antwort erhielten, schwiegen sie abermals sieben Jahre. Menschlichkeit und christliche Barmherzigkeit protestirten gegen diese Entscheidung, doch nur ganz leise; in Petersburg erhob sich keine Stimme für sie zu bitten.

Doch ein neuer, großer Zuwachs ihres Elends hat die Unglücklichen gezwungen, aus dem Abgrund ihres hoffnungslosen Jammers noch einmal einen Schrei des tiefsten Schmerzes empor zu senden.

Der Prinz hat seine Strafzeit überstanden, und jetzt sollen diese freigegebenen Sträflinge, wie man sie nennt, mit ihren Kindern eine Kolonie in einer der abgelegensten Gegenden von Sibiriens Eiswüste gründen. Der Ort ihres künftigen, von dem Kaiser selbst gewählten und bestimmten Aufenthalts ist so öde, so schauerlich, daß er selbst auf den Karten des russischen Generalstabs noch nicht angegeben ist, die doch die genauesten und richtigsten Karten sind, die es giebt.

Wie viel schrecklicher ist nicht durch diese neue Bestimmung ihres Aufenthalts die Lage der Prinzessin geworden! In den Bergwerken konnte sie sich doch unter der Erde wärmen; diese Familie hatte Unglücksgefährten, stumme Tröster, Zeugen ihrer heldenmüthigen Ergebung; ihr Auge begegnete menschlichen Blicken, die das stille, glanzlose Märtyrerthum dieser Heldin beobachteten und ehrten. Es gab da Herzen, die bei ihrem Anblick schneller klopften; sie lebte doch unter Menschen,

und Gottes Erbarmen sei dafür gepriesen, daß es noch keinen Gewalthabern gelungen ist, das Mitleid in der Brust des Menschen zu ertödten. Es bricht immer hervor, wo es menschliches Elend giebt.

Bären sind aber nicht zu rühren, und wie soll es diese unglückliche Familie anfangen, sich in diesen nie schmelzenden Eisgefilden, in diesen unabsehlichen Morästen eine Hütte zu erbauen, und sich vor der Kälte zu schützen? Es ist den Familien der Sträflinge nicht erlaubt, ihnen Geld senden zu dürfen — wovon soll sich nun diese Frau mit ihren fünf Kindern, in einer von jeder menschlichen Wohnung weit abgelegenen Wüste, ernähren?

Wenn ich die heldenmüthige Aufopferung der Prinzessin bewundre, so bewundre ich noch mehr die Hülfsmittel, die sie in ihrem Herzen und in ihrer Seele hat finden müssen, um ihren Gatten zur Annahme ihres Opfers zu bewegen und ihn zu überreden, daß sie mit und für ihn lebend sich weniger unglücklich fühle, als sie es, getrennt von ihm, in Petersburg, im Besitz aller Annehmlichkeiten des Lebens sein könne. Es ist wohl noch schwerer ein solches Opfer anzunehmen, als es zu bringen.

Alles Beistandes beraubt und außer Stande, ihr Schicksal länger bekämpfen zu können, ist jetzt der Stolz eines Unglücks, das nicht einmal mehr Zeugen hat, gebrochen; sie fühlen sich in ihren Kindern gestraft, deren Unschuld nur dazu dient, die Qual der Eltern noch folternder zu machen. Diese kleinen Sträflinge, diese russischen Parias, haben keinen Namen und kein Vaterland; aber sie müssen doch gekleidet und ernährt werden, und welche Mutter könnte wohl ihre Kinder verhungern sehen, ohne alle andern Gefühle ihrer Seele niederzukämpfen, um für sie um Gnade zu flehen? Auch die Prinzessin hat die erniedrigende Demüthigung eines solchen Schrittes nicht gescheut — sie sah ihre Kinder kränkeln und hinsiechen, ohne ihnen irgend eine Pflege angedeihen lassen, ohne ihnen irgend eine Arzenei reichen zu können, die ihnen vielleicht das Leben retten würde! — In den Bergwerken des Urals war es doch noch möglich Beistand zu finden; an ihrem jetzigen Aufenthalt fehlt es durchaus daran. In dieser rettungslosen Hülflosigkeit vergab sie mit heldenmüthiger Großsinnigkeit die Grausamkeit der ersten abschlägigen Antwort — zum zweiten Male bitten hieß ja sie verzeihen — und schrieb an ihre

Familie einen zweiten Brief, der aber eigentlich für den Kaiser bestimmt war. —

Der Brief war ganz einfach geschrieben, aber ganz dazu geeignet, jedes menschlich fühlende Herz zu rühren. Sie beklagte sich nicht, sondern sie schilderte nur in wenigen Zeilen ihre Lage und flehte einzig um die Gunst, in der Nähe einer Apotheke leben zu dürfen, um ihren Kindern doch bei Krankheiten Hülfe schaffen zu können. Die Umgegend von Tobolsk, oder Orenburg würde für sie ein Paradies sein. — Die letzten Zeilen dieses Briefes sind nicht mehr für den Kaiser geschrieben, sondern nur für ihre Familie, der sie eine Versicherung ertheilt, die dem fluchwürdigsten Verbrechen Verzeihung erwerben könnte — und diese Frau ist so rein und unschuldig wie ein Engel! und der Herrscher, der diesen Brief gelesen hat, ist allmächtig und hat nur Gott zum Richter seiner Thaten!

„Ich bin sehr unglücklich, schreibt sie, aber wenn mir noch einmal die Wahl meines Schicksals frei stände, würde ich doch wieder handeln, wie ich gehandelt habe."

Es fand sich auch wirklich, und das will in Rußland viel sagen, in der Familie dieser Frau eine Person, die den Muth hatte, dem Kaiser diesen Brief zu überreichen und sich sogar eine demüthige Fürbitte für eine in Ungnade gefallene Verwandte zu erlauben. Mit dem Gebieter wagt man nur von ihr bebend und zagend, wie von einer Verbrecherin zu reden; jedem Andern gegenüber, mußte man ja stolz darauf sein, dies edle Opfer ehelicher Treue seine Verwandtin oder Freundin nennen zu können.

Kaiser Nikolas, der Gewaltige, antwortete: „Ich erstaune, wie man es noch wagen darf, mit mir von einer Familie zu reden, deren Oberhaupt sich in eine Verschwörung gegen mich eingelassen hat."

Welches Herz muß nicht bei dem Gedanken an die Herzensqualen dieser unglücklichen Mutter bluten? Was muß sie empfinden, wenn sie einen Blick auf ihre Kinder wirft, und gemeinschaftlich mit ihrem Mann, bei ihrer Erziehung den Mangel jedes andern Unterrichts zu ersetzen sucht! — Ach, Erziehung und Unterricht sind Gift für diese namenlosen numerirten Kreaturen! und doch können gebildete Menschen sich darauf

beschränken, ihren Kindern nur das zu lehren, was sie wissen müssen, um in einer Kolonie Sibiriens glücklich zu sein? Kann die Prinzessin alle ihre Erinnerungen, alle Sitten und Gewohnheiten ihres früheren Lebens verläugnen, um diesen unschuldigen Schlachtopfern der kaiserlichen Gerechtigkeit das Unglück ihrer Lage zu verhehlen. Muß nicht die angeborne Eleganz ihrer Eltern in diesen jungen Wilden Ideen und Wünsche erzeugen, die sie nie verwirklicht sehen werden? Was kann die Prinzessin ihren Kindern sagen? welche Zukunft kann sie für sie hoffen? welches Gebet sendet sie zu Gott für diese, schon vor ihrer Geburt Verdammten, empor? —

Mich hat das Schicksal dieser Heldin treuer Gattenliebe so ergriffen, als ich es aus zuverlässiger Quelle erfuhr, daß mich dünkt, es brauche nur bekannt zu werden, um alle edle weibliche Seelen zu der flehentlichen Bitte an die russische Vorsehung zu vereinigen:

„Gnade, Gnade, hienieden für die Prinzessin Trubetzkoy!"

Den Lohn für ihre Seelengröße spart ihr die Ewigkeit auf — den vermag kein irdischer Herrscher zu spenden!

XIII.

Spanien und Espartero.

Von

F. Guſtav Kühne.

Ein Spanier ſaß neben mir in der Ecke des Pavillons, als ich die Zeitungen mit den neueſten Nachrichten von den Pyrenäen in der Hand hielt. Espartero's Flucht nach Liſſabon, wo man ihn abwies, nach London, wo man ihn willig aufnahm, hatte ſeine Regentenlaufbahn raſch beendet. Dieſer ſpaniſche Napoleon, wie ihn vor kurzem ſein Vaterland triumphirend nannte, hatte mit dem Helden Frankreichs allerdings gemein, daß er auf eine engliſche Fregatte flüchtete und ſeine Nation ſich ſelber überließ. Der Aufſtand war in allen Provinzen eben ſo raſch fertig geweſen, wie Espartero's Entſchluß, ſeine Sache aufzugeben. Noch vor kurzem hatte ihn das Volk auf den Händen getragen, alle Parteien in ihm den Triumph und das herbeigeſehnte Ziel der wilden Unruhen gefeiert. Er war geſetzlich geworden was er war, ein Mann der unterſten Claſſen zur höchſten Staffel der Macht erhoben, und mit ihm ſchien zugleich der Glaube an die Nothwendigkeit eines Königthums feſtgehalten, die Sympathien des alten Zeitalters mit dem Beginn einer neuen Ordnung der Dinge erfriſcht und erkräftigt. Wie iſt es möglich,

daß der Held seine Sache so schnell aufgiebt? Wie kann eine Nation ihren Liebling so rasch verstoßen, an der Macht und Gültigkeit ihrer eigenen, selbstgegebenen Gesetze so leicht irre werden? Ich verstehe bei so viel Feuer des stolzen Selbstgefühls diese Schlaffheit der sittlichen Bande nicht.

Mein Spanier war betroffen, wie ich ihm das ganz heiß einbrockte. Er bedurfte einige Augenblicke, sich zu sammeln. Wie ich nachher wohl sah, war es ein Schmerz für ihn, einem Fremden über die geheimen Schäden, über tiefgewurzelte Gebrechen seiner Nation Rede zu stehen. Er war Kaufmann, schon seit zehn Jahren in Hamburg ansässig. Ich wußte, daß eine nationale Beschränktheit sein Urtheil nicht fesselte, er hatte sich schon vorher über die Fehler seines Volkes scharf und entschieden geäußert. Die kaufmännische Thätigkeit führt zu einer Art von Kosmopolitismus, die allgemeine Weltbildung reißt los von der heimischen Scholle, macht auf dem Boden der Menschheit heimisch. Wo sich aber eine Frage über das geheime Leiden der eigenen Nation aufdringt, da blutet doch das Herz. Der Gastfreund sprach sehr gut deutsch, seine Frau ist eine Deutsche, seine sieben Kinder sind Erzeugnisse unsers Bodens, dem er selbst mit Leib und Seele, ja mit aller Consequenz des Verstandes angehört.

Zwei Fragen in einem Athem! sagte der Mann mit einer Ruhe, die wie Ergebung an ein Schicksal klang. Wie Espartero so rasch seine Nation, die Nation ihn so rasch aufgeben konnte? Jenes würd' ich besser beantworten können, wär' ich nicht schon seit dem Anfange der Dreißiger fern von meiner Heimath. Die neuesten Charaktere lernt' ich nicht in der Nähe kennen. — Wie die Nation so schnell ihren Abgott fallen lassen konnte? — Man muß diese meine Spanier kennen. Die guten Deutschen sind so gefällig gewesen, von den spanischen Aufständen Großes zu erwarten.

Deutschland, sagt' ich, scheint dessen draußen zu bedürfen und wartet gern.

Die Einen glaubten an eine spanische Republik und witterten schon die Entwicklung demokratischer Tugenden. Andere wärmten sich die Finger an den Heldenthaten in den pyrenäischen Bergen, nahmen die

Bestialität der dortigen Romantik willig mit in den Kauf und übersahen den lechzenden Blutdurst des spanischen Heroismus von heute.

Die Augen des Mannes zuckten auf, während er das sprach. Die Gewaltsamkeit seiner Ausdrücke gab ihm etwas Unheimliches.

Was Großes und Herrliches im Volke geschah, sagte der Spanier, ist schon sehr alt. Das heutige Geschlecht hat davon nichts geerbt als den Stolz, den Dünkel und die Ruhmredigkeit. Davon ist niemand frei im Lande.

Auch der prahlerische Siegesherzog nicht! dacht' ich im Stillen, mocht's aber nicht äußern, da ein Gast für Espartero sehr lebhaft Partei nahm.

Schlimm für ein Volk, sagte er, wenn ihm von den Tugenden seiner Vorfahren nichts überkam als deren Eigenheiten, deren Seltsamkeiten. Freilich gehören auch die Fehler einer Nation zu ihrem lebendigen Leben, aber nur ihre Tugenden begütigen ihre Mängel. Schon zur goldnen Zeit drängte sich der grelle Feuerschein des Fanatismus in die Glorie unsers Nationalruhms. Nirgend war die Majestät des Königthums so vollständig in ihren Formen ausgebildet; nirgend erschloß die Religion des römischen Christenthums ihren dunklen Zauber so geheimnißvoll; in Poesie und Malerei klang und leuchtete unserer Romantik in süßer Weise, in entzückendem Farbenspiel. Aber schon mitten in diesem Rausch der Entzückung, mitten in der Wollust dieser Herrlichkeit hetzte man Neger mit Bluthunden in die Masse, im Wahn, das sei ein Schauspiel für Götter. Man muß meine Spanier noch jetzt in Momenten sehen, wo sie erregt und ergriffen sind. Alles an ihnen lodert gleich in entsetzlichen Feuerflammen, Schmerz wie Freude. Und wo ihrer 15,000 beisammen sind, zum Stiergefecht, alle glühend vor Begierde nach Blut, der Pöbel mit Blechhörnern bewaffnet, um das Gebrüll des Stieres nachzuahmen, die Andern mit Fahnen und Tüchern, um das Auge des verwundeten Thieres zu blenden, seine Wuth, seine Raserei, seine Verzweiflung zu steigern, — dann weiß man, wo und wann spanische Herzen schlagen. Diese tausend vor gieriger Lust verzerrten Mienen muß man sehen, diese geballten Fäuste, diese blutgierig athmenden Mäuler: Grausamkeit und Wollust laufen hier schaudernd in einander und nur der

allertiefste Stachel, der die Seele giftig durchbohrt, regt zur Freude an. Und die Weiber sind nicht minder entsetzlich im Vergnügen. Der Fall ist häufig, daß man sie zurückreißen muß, wenn sie im wilden Enthusiasmus, vom Kitzel der Mordlust angesteckt, über die Schranken springen wollen, um mitzukämpfen, mitzumorden oder mitzubluten. Schlimm für ein Volk, wo die Freude sich gleich in das Gewand der Raserei kleidet.

Ich hatte heftig seine Hand ergriffen. Er schilderte ruhig, aber es wandelte mich eben deshalb ein Grausen an, daß er das Entsetzliche so gleichgültig sagte. Gleichgültigkeit! Das ist der furchtbare Gegenpol des Fanatismus, und beides hat in der Seele des Spaniers dicht neben einander Platz. Man weiß, daß in seinem Munde auch die pomphafte Stelzensprache der Huldigung, der Bilderschmuck in seinen Liebesschwüren zur Phrase, zur gewöhnlichen Scheidemünze wurde. Die Spanier knieen in feurigen Gebeten vor der Madonna und lassen dabei ihre Cigarre nicht ausgehen.

Wir zündeten die unsrige an, feurige Kinder aus der Havannah, aber tranken deutsches Bier dazu.

Unser Schaden sitzt uns sehr tief im Blut, sagte der Spanier. Die Despotie der alten Könige hat die Adern unsers Lebens auf Jahrhunderte ausgesogen. Jedes Volk, das still sein muß, gewöhnt sich daran, todt zu sein, bis es sein Beinhaus durchbricht und schrecklich als Gespenst umgeht.

Im Jahre 1812, sagt' ich, stand das Volk aus freiem Antrieb auf, das lebendige Volk mit gesundem Blut.

Die Aufregung von 1812 war gemacht, erwiederte der Fremde, der Enthusiasmus gegen die Franzosen künstlich präparirt. Von selbst hätte das Volk, in der Sclaverei und im Aberglauben starr und stumpf geworden, sich nicht gegen die Fremdherrschaft erhoben. Aber es gelang, seinen Arm gegen Napoleon zu bewaffnen. Die Geistlichkeit hatte alle ihre Reizmittel aufgeboten, um ein tyrannisirtes Volk für Freiheit und gesammtes Vaterland zu begeistern. Es hat nun seitdem verlernt, Sclave zu sein, hat erfahren, daß es eine Macht sein kann; aber was Freiheit ist hat es nicht begriffen. Zügellose Willkür oder Despotie, fanatische

Ausſchweifung oder dumpfe Stille, das kennen die Spanier; daß die Freiheit ſich ſelbſt Geſetze giebt, wiſſen ſie nicht, halten ſie für die Diplomatie der alten Knechtſchaft. Der Jeſuitismus der Könige hat mein Volk auf dem Gewiſſen!

Ich ſchlug die Hände zuſammen, denn ich erſchrak, daß Einer das ſo feſt wußte, ein ruhiger, klarer Kopf, ein tiefer, ſtiller Mann. Ich brauchte jetzt einen Ableiter für unſere Gedanken; ich äußerte mich über Espartero, ſoweit ich ſeine Geſtalt in den Zeitungen hatte verfolgen können.

Er iſt kein Held, ſagte mein Spanier, kein Held erſten Ranges. Ich gebe zu, daß er erſt ſtieg, nachdem die heldiſchen Naturen im Aufruhr verbraucht waren.

Ihm fehlen zum Helden die phyſiſchen Bedingungen, fügt' ich ein. Er leidet an einem chroniſchen Uebel, das ihn Tage lang zwingt, das Bett zu hüten. In ſolchen Zwiſchenpauſen erwies er ſich plötzlich in allen ſeinen Unternehmungen als ſchlaff und geknickt. Wenigſtens für den öffentlichen Stand der Sache; privatim erluſtigte er ſich am Kartenſpiel. Er iſt ein fanatiſcher Spieler.

Das machte ihn noch nicht unfähig zum Helden, unterbrach mich der Fremde. Denkt an Euren Blücher, der auch ſeine Lebensgeiſter am grünen Tiſche ſtachelte, wenn er auf der Bärenhaut lag. Jeder Spanier muß irgendwie ein Exaltado ſein. Wer ſich mit der Spielwuth loskauft von den untern Göttern, iſt noch nicht der Schlimmſte. Espartero war ſonſt für Spanien grade der Mann, deſſen es bedurfte. Es war der Mann der Ordnung und iſt als ein Opfer der neuen Ordnung der Dinge gefallen.

Beſeitigt, dacht' ich bei mir; nur Helden fallen.

Man hat, fuhr jener fort, ſein Zögern in offenem Felde getadelt, aber er arbeitete mit Energie an der Zucht der verwilderten, verwahrloſten Soldateſca. Daß er Heere führen kann, hat er in Amerika, hat er in Spanien bewieſen. Aber auch perſönlichen Heroismus hat er gezeigt. Zweimal wagte er ſein Leben, indem er Mörder aus den Reihen der Soldaten herausriß und ſie vor offener Fronte von ihren eigenen Helfershelfern erſchießen ließ. Dazu gehört im Lande allſeitiger

Empörung, unter den Haufen tigerhafter Begier, mehr Muth als immerfort mit einem Räuberschwarm auf der Landstraße, in den Schluchten zu liegen und ein Henker zu sein an den Brüdern des eigenen Volks. Er war von Anfang an der Mann der Ordnung, und so hoffte ich, er werde nach dem Austoben der blutigen Leidenschaften seine Mission für Spanien erfüllen. Aber dieser Vulkan will nicht austoben. — Zu allen Zeiten hat er seinen Haß gegen die Ausschweifungen der Clubbs ausgesprochen. Aber er mußte Herr, um jeden Preis Herr und der Sache nach Herrscher sein, sollte er die Legitimität der Ordnung feststellen. Er ist es nur mit Hülfe der Exaltados geworden. Mit ihnen stieg er; aber er glaubte, damit sei den Furien genug gethan; er hoffte, Spanien selbst würde müde werden in seinem Blutdurst. Er hat sich verrechnet. Es geschah schon wider seinen Willen, daß Christine abdankte. Er fürchtete die geheime Macht der Intrigue, die Perfidie der französischen Aufhetzung. Und hierin hat er sich nicht getäuscht. Es blieb ihm nun nichts übrig, als für Isabella Regent, absoluter Statthalter zu sein, und jetzt entwickelte er klar und fest seine Absichten. Er erklärte sich zum Freunde der Ordnung, betheuerte wiederholt, die Constitution von 1837 unverbrüchlich festzuhalten, löste die revolutionären Junten auf, organisirte die Provinzen gleichmäßig, ohne sie zu beleidigen. Er hatte eingesehen, daß für Spanien das Zeitalter der wilden Romantik enden muß. In seinem hohlgewordenen Stolz fast ein Spott der Völker geworden, muß Spanien Einkehr halten in sich selbst, sich innere Quellen reeller Thätigkeit eröffnen, ein bürgerliches Zeitalter beginnen. Zu dieser Prosa muß es kommen; seine Poesie ist eine liederliche Dirne geworden, gegen welche die Prosa sich wie eine keusche geistige Hausfrau ausnimmt. Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Mäßigkeit! Dies muß das eifrige Gebet Spaniens für seine Genesung sein. Don Baldomero war der Mann, dieser Parole Leben zu geben. Wollt Ihr's nicht romantisch nennen, es kann mindestens pikant und um seiner Neuheit willen reizend erscheinen, dies zu wollen, was allem widersprechend ist, und bisher für Spanisch galt. Aber der Patient verstieß seinen Arzt, und der Arzt fürchtete die Wuth des Fieberkranken, der sich gegen die bittere Rinde erklärte. Die Regierung hatte den

Truppen seit drei Jahren keinen Sold gezahlt. Espartero bezahlte sie, aber entließ die Hälfte. In Madrid allein wurden 1000 Officiere verabschiedet. Daraus entstand ein Heer von Mißvergnügten. Er begann mit Englands Hülfe die industrielle Thätigkeit in den Provinzen zu pflegen, und man schalt ihn Verräther des Vaterlandes. Er setzte sich mit Rom auf einen leidlichen Fuß, damit die Geistlichkeit mit ihrer offenen und geheimen Macht über die Gemüther sein Friedenswerk nicht störte. Das in allen Poren ausgesogene Land bedurfte der Ruhe vor Rom und seinen Priestern, das in zügelloser Wildheit entnervte Volk der stillen Friedensarbeit, um wieder die Quellen seiner Kraft zu finden. Espartero wies das geistliche Regiment eben so wie die Frechheit des Pöbels in gesetzliche Schranken. Er suchte den Strom der bandenlosen Geister in sein Bett zu leiten und man verachtete ihn. Er verschmähte von nun an das prahlerische Schaugepränge, die ewige Kette von Ostentationen, und er ward der Gegenstand der Gleichgültigkeit. Nicht der Haß der Völker, ihre Gleichgültigkeit tödtet die Machthaber. Auf diesem Punkte seiner Nation gegenüber war Espartero verloren, und schneller und sicherer als der Verräther, der Spion, der gemeine Bluthund, der schreckt, aber die Gemüther reizt und in Spannung hält. So ward er ein Märtyrer seiner Pläne, derjenigen Pläne, die Spanien noth thun. Meine Bewunderung kann ich ihm nicht zollen, denn er starb nicht für seine Sache. Aber er besitzt meine Achtung. Ein Verräther war er nicht; er ließ die Kriegskasse freiwillig auf spanischem Boden zurück, als er flüchtete. Die Presse hat ihn verächtlich gemacht, aber er dachte nie so klein, das Palladium ihrer Freiheit anzutasten. Er gab ihr Gesetze, aber keine Verbote. — Und nun kommen Sie und lassen uns von unseren Gewalthabern sprechen!

Wir waren im Garten umhergelaufen und standen vor einem solide blühenden Kartoffelfelde. Auch die Saubohnen vor uns blühten dick und voll. Und da sprachen wir von den Möglichkeiten deutscher Preßfreiheit, Möglichkeiten, die sehr starke Unwahrscheinlichkeiten sind. Der Spanier lachte recht wild, wie ich ihm einige kleine Züge erzählte. Ich hatte über seinen Espartero, seinen Mann der Ordnung spotten wollen. Jetzt verhöhnte er mich mit meinen deutschen Mäßigkeitshelden.

— Spät Abends als ich allein war, ſchrieb ich in mein Tagebuch: Die Gleichgültigkeit des Volkes iſt der größte Fluch der Könige. So lange es haßt, hofft es noch. Der Spanier haßt und liebt nicht mehr, er wechſelt ſein Regiment wie man ein Kleid ablegt. Unter der Despotie ſeiner Prieſter und ſeiner Könige lernte er dieſe ſchreckliche Entſchloſſenheit für Nichts und für Alles.

XIV.

Bücherschau.

Semida, der Selbstdenker. Eine Künstler-Novelle. Berlin. Verlag von Hermann Schultze. 1843.

Der Streit, veranlaßt durch Lessing's Huß und die beiden belgischen Bilder, von Gaillat und Bliehve liegt dieser „Novelle" zum Grunde. Das Novellenhafte ist an diesem Büchlein das Mangelhafte, aber auch das Unwesentliche. Wir haben es viel mehr mit einem ernsten denkenden Künstler zu thun, der die Resultate seines „Selbstdenkens" und die gereiften Erfahrungen seines Künstlerlebens uns in sinnigen, ansprechenden und faßlichen Gesprächen vorträgt. Eine tiefe Kenntniß der Kunst und der Malerei zunächst offenbart sich in diesen Ergießungen, deren Verfasser man an der Art seiner ganzen Darstellungsweise leicht selbst als einen Maler erkennen möchte; seine Schilderungen sind oft grade dadurch ein wenig verworren, weil sie untermischt sind mit technischen, in der Regel nur dem ausübenden Künstler selbst geläufigen Ausdrücken. Verworren nennen wir aber Schilderungen, wie z. B. folgende: „Semida bewunderte ihren weißen Nacken, dessen runde Form einer malerischen Anatomie Trotz bot; aber eine Menge zarter Tinten plauderte in Titianischer Weise davon. In glatter Sorgfalt erstreckte sich ihr dunkelbraunes Haar nach oben, dessen Ueppigkeit in einem einfachen Geflechte gebändigt ward, und dessen regelmäßige Erhöhungen ein lebendiges Licht spendeten. Williger senkte es sich zu beiden Seiten herab, und Absichtslosigkeit schien hier die Absicht."

Vortrefflich ist, was über den Lessing'schen Huß gesagt wird, wie überhaupt die ganze Düsseldorfer Schule scharf und richtig beurtheilt wird, der es mehr um äußern Glanz zu thun sei, als um innere Wahrheit, und die wohl die Schönheit der Farben, aber nicht die innere Schönheit der Natur kenne. Mit Recht wird von den sogenannten

Hiſtorienbildern von Düſſeldorf geſagt: „Das Leben iſt in einer trocknen, materiellen Farbe faſt überall erſtarrt, und die Form reicht nicht hin, das Fehlende zu erſetzen.“ Vom Huß ſagt der Verfaſſer: „Zieht ihm ſeinen Zobelpelz aus und man hat einen vermuckerten Betbruder. Man ſitzt hier nicht zu Gerichte bei einem Weltereigniß, ſondern in einem Theecirkel, wo noch viele Gäſte fehlen. Die drei rothen Herrn ſcheinen noch am beſten, weil ſich in das Indifferente am meiſten tragen läßt. Der eine Prieſter links iſt der Tendenz des Bildes nach der Einſichtigſte, Klügſte und Weiſeſte. So alſo gebehrdet ſich die Weisheit! Scheint es nicht, als habe der Künſtler ſeine Studien hierzu nach Ramberg'ſchen Almanachskupfern gemacht? — Es wimmelt von pſychologiſchen Oberflächlichkeiten in dieſem Bilde, wohin man nur blickt. So wenig das Bild in großer Weiſe gemalt iſt, weil es ein großes Format hat, eben ſo wenig iſt es groß gedacht, und groß componirt, weil ein großes Factum der Geſchichte hier zum Grunde liegt.“ —

Aus dem Geſagten erhellt von ſelbſt, daß Semida für die belgiſchen Bilder Partei nimmt, aber er thut dies nicht gleich den heftigen ſchreienden Parteigängern unſerer Zeit, ſondern als ruhiger, einſichtsvoller Künſtler, dem es nicht um dieſe oder jene Schule, ſondern um die Kunſt und deren Wahrheiten zu thun iſt. — Als einem Künſtler haben wir dieſem Semida unſere volle Anerkennung zu zollen, die wir aber nicht in gleicher Weiſe den übrigen, auf Poeſie und Literatur bezüglichen Anſichten widmen können, die zum allermindeſten weniger originell und neu ſind, oft aber geſucht und dadurch nichtsſagend erſcheinen.

Von Bettina ſagt der Verfaſſer: „Aus engelreiner, natürlich ſittiger Keuſchheit geht ſie äſthetiſch bloß, und das iſt ihr Verbrechen. Was würde wohl aus der Plaſtik werden, wenn eine Modeſittlichkeit die Stimme darüber hätte? Glaubt man etwa, daß edle Sitte in der Hülle ſteckt? Was Tugend glaubt, und das, wodurch ſie als ſolche erſcheint, macht meiſt das Laſter ſich zu Nutze, um für ſie zu gelten, und was ſie weiß, raubt ihr kein eitler Skrupel. Bettina ſteht mir hoch und ehrenwerth, ſie gleicht der Eva vor dem Genuß der Frucht. Darum nennt ſie, alt jetzt, ſich ein Kind, und Thoren finden hierin ein Bedenken.“

Germaniens Völkerſtimmen. Sammlung der deutſchen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Mährchen, Volksliedern u. ſ. w. Herausgegeben von Johannes Matthias Firmenich. Berlin 1843. Schleſinger'ſche Buch- und Muſikhandlung.

Von dieſem Werke ſind die beiden erſten Lieferungen erſchienen, und enthalten viel des Schätzenswerthen und Schönen. Eine ſehr ſorgfältige und genaue Sammlung iſt

das Verdienst des Herausgebers, der auch den kleinsten, ungekanntesten Ortschaften hier ihre Anerkennung gewährt, und sie sich in gut gewählten Liedern vertreten läßt. Wir finden z. B. die Mundarten „in der Gegend von Wormditt im Ermländischen", in der Gegend „um Saalfeld" die Mundart von Neudamm ꝛc. — Einen äußerst komischen Eindruck macht ein Ostfriesisches Lied, dessen hochtrabende Worte gewissermaßen durch den Dialekt persiflirt werden. Es fängt so an:

Du, mien Gedank bi Nacht un hellen Dage,
Du, mien Gedank bi Sünn un Mahnenschien,
Du, de ick in de Sinn so lang all drage,
Du witte Rose, weerst du mien!

Die Ausstattung ist sehr elegant; der Verleger hat keine Kosten gescheut, und dem Text hie und da anmuthige Musikbeilagen hinzugefügt.

Répertoire du Théâtre français à Berlin. Ad. Mt. Schlesinger. Libraire et Editeur de Musique.

Von dieser Sammlung liegt uns abermals eine Fortsetzung vor. Nicht genug zu rühmen ist es, wie rasch und gewandt sich der Herausgeber dem Fortgang der französischen Literatur anschließt, wodurch er das unbestrittene Verdienst hat, das Bedürfniß nach französischer Literatur gleichzeitig anzuregen und zu befriedigen. Diese letzte Lieferung enthält besonders Alexander Dumas neuestes Werk: Les Demoiselles de Saint-Cyr, Comédie en cinq Actes et en Prose. Dasselbe ist bekanntlich vor kurzem auf dem Théâtre français in Paris zur Aufführung gekommen, und hat viel Aufsehen gemacht durch den großen Streit zwischen dem Verfasser und Jules Janin, in Folge einer Kritik des Letztern. Wir stimmen im Ganzen der Meinung des Kritikers bei. Das Stück ist unbedeutend und oberflächlich; es enthält keine Charactere, für die man sich lebhaft und wesentlich interessirt, der Zusammenhang ist sehr locker, und von einer eigentlichen Verwicklung und Intrigue keine Spur.

Collection of british Authors. Tauchnitz Edition. Leipzig, 1843.

Von dieser eleganten und correcten Ausgabe englischer Schriftsteller liegen uns seit unserer letzten Berichterstattung wieder 14 neu hinzugekommene Bände vor, die Werke von Washington Irving, Boz, Cooper, Bulwer, James, Marryat,

und drei Theile von Shakspeare enthalten, dessen sämmtliche Dramen und Gedichte, nach dem Text von J. Payne Collier, in sieben Bänden in dieser Ausgabe geliefert werden sollen. Dies Unternehmen hat in der letzten Zeit noch dadurch eine besondere erfreuliche Seite gewonnen, daß der Verleger, Herr Bernhard Tauchnitz, von den gediegensten Ansichten über das literarische Eigenthumsrecht ausgehend, in England selbst Verträge über diese Ausgaben englischer Werke für den Continent, mit den Verfassern und Verlegern abgeschlossen hat, wodurch seine Sammlung eine entschieden rechtliche Basis, die zugleich der sicheren Ausbreitung des Verkaufs nützlicher ist, gewonnen. Dies ist um so anerkennenswerther, da es nicht bloß für den vorliegenden einzelnen Fall löblich erscheint, sondern auch den ersten Schritt darbietet, um die Anerkennung des literarischen Eigenthumsrechts auch in den Verhältnissen Deutschlands mit dem Auslande begründen zu helfen. Das Publikum wird aber diesen Ausgaben des Herrn Tauchnitz immer mehr Geschmack abgewinnen, da sie, dienlich und bequem zum Gebrauch, die Vorzüge einer gediegenen Ausstattung mit dem außerordentlich billigen Preis zu vereinigen fortfahren.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Der

Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern

aus den

Kreisen der Literatur, Gesellschaft und Wissenschaft.

Herausgegeben

von

Theodor Mundt.

Sechster Jahrgang.

1843.

Viertes Vierteljahrsheft.

In drei Lieferungen.

Aus der Schulzeschen Buchhandlung in Oldenburg

Altona,

Joh. Friedr. Hammerich.

1843.

I.

Die unregelmässigen Zeitwörter
oder
die nationalen Annäherungen.

Von
Apollonius v. Maltitz.

Erstes Capitel.

Eine Art, seinen Chef kennen zu lernen.

Von Jahr zu Jahr hatte der Nationalhaß zwischen der deutschen und der französischen Nation abgenommen. Er flimmerte noch, wie ein Irrlicht, den Rhein hinauf und hinab. Hin und wieder ließen sich aufreizende Stimmen vernehmen, die das Elsaß zurückforderten, oder die natürlichen Grenzen wiederbegehrten, „die Gott selbst Frankreich zusagte"; jedoch war alles dieses als Begeisterungs-Mittel in die Räume der schönen Literatur verwiesen.

Ihrerseits wünschten die Regierungen ein Niederreißen aller gar zu abschließenden Schranken. Die erste derselben, die Sprache, war von deutscher Seite durch immer fleißigeres Aufnehmen französischer Worte, wie selbst Gottsched's Riesengenius nicht geträumt hatte, ziemlich auf die Seite gedrängt worden. Man sagte Gouvernement für Regierung, Embarras für Verlegenheit, Pleinpouvoir für Vollmacht, Interieur für Inneres, Susceptibilitäten für Empfindlichkeiten,

und sogar Dysenterie für das so schnell abfertigende Ruhr. Im Allgemeinen zählte das Fremdwort eine oder zwei Sylben mehr, als das einheimische. Schon hatte man die lateinischen Lettern zu Gunsten der studirenden Fremden, der für die Augen wohlthätigeren Mönchsschrift untergeschoben. Bitterlich klagten die Ausländer noch über die unregelmäßigen Zeitwörter der deutschen Sprache, ja, ein Urenkel des nämlichen Generals Lamarque, der in der Deputirten-Kammer vorschlug, den deutschen Zollverein, als einen Frevel gegen Frankreichs Vortheil, kurz und gut zu verbieten, bevorwortete einen Aufruf, der Würde seines schönen Vaterlandes ganz angemessen und also beginnend: „Die deutschen unregelmäßigen Zeitwörter sind abgeschafft."

Einige germanische, noch nicht angestellte Jünglinge schäumten beim Lesen dieser Unverschämtheit; würdige Geschäfts- und Staatsmänner faßten sie hingegen als eine tüchtige Grundlage zu Unterhandlungen auf, und entwickelten daraus, mit Entfernung alles Leidenschaftlichen, den Keim eines noch innigern Näherrückens beider Völker. „Wenn man nur von beiden Seiten nachgiebt, wie unverhältnißmäßig es auch sei, meinten sie, so muß es zuletzt doch gelingen," und ihre Schnupftabackdosen widersprachen nicht, während die Jünglingspfeifen wie die Nüstern des Löwen dampften.

„Wenn uns, sagten die alten Herren, unsre geistreichen, lebensregen, scharfsinnigen, thatbeflissenen Nachbarn für fünf unregelmäßige Zeitwörter, die wir zu ihrem Frommen regeln, nur ein einziges solches Wort ihrer eigenen, unerbittlich logischen Sprache regelrecht machen, so gilt dies fünf schwesterlichen Dampfböten zwischen beiden Nationen gleich. Möchte nur noch vor unserm Amtsjubiläum ein Anfang hierzu gemacht werden, und möchten unsere bis jetzt etwas überspannten Söhne recht wacker auf der eingeschlagenen Bahn fortfahren."

Es erging ein Schreiben nach Paris, welches eine sehr günstige Antwort erwirkte: „Man habe Gellert's, Geßner's und Wieland's ersten Werken immer die verdiente Achtung gern und freudig gezollt und sehe in den zu regelnden Zeitwörtern eben so viele goldene Brücken, worüber die Gesittung in Deutschland eindringen und patriarchalische Gesinnungen von der rechten Seite des Rheins einer allerdings zu

verfeinten Bildung eingeimpft werden könnten. Man sei gesonnen, um den Deutschen das Studium einer durch ihre Klarheit ihnen so gut als verschlossenen Sprache zu erleichtern, eines oder zwei von deren unregelmäßigen, aber dennoch unbeschreiblich logischen Zeitwörtern der gesetzmäßigen Bildungsweise zu unterwerfen."

Leider kam diese Antwort während der Darstellung der Stummen von Portici in's Pariser Publicum, das Volk wurde durch die Sprachmeister aufgehetzt: „man wolle seine Rechte angreifen, das englische Gold habe wiederum die Barbaren, die man von Straßburg aus mit nacktem Auge sehen könne, angelockt, man wolle die französische Sprache verstümmeln, sogar bedeutende Theile derselben dem Fremden abtreten; hier könnten nur die Waffen fruchten."

Das Volk trug wüthend die Grammatiken in den Straßen herum, es rief schäumend allen rechtmäßigen Behörden unregelmäßige Zeitwörter zu, mit den pöbelhaftesten Substantiven, Adjectiven, und dem entsetzlichen Adverbium: à bas vermischt und verfolgte die Fliehenden damit. Die Behörden konnten diesen Vorwürfen nur die nicht zahlreichen Interjectionen der gesunden Vernunft und der weisen Mäßigung entgegensetzen, verschlimmerten aber die Sache; unsre Zeit will ja den Regierungen keine andern Waffen zugestehen, als dem schönen Geschlecht, das heißt: Thränen.

Der Pöbel wühlte die Pflastersteine auf und erklärte grimmig, er werde die zarte Ehre seiner Gattinnen, die reine Unschuld seiner Töchter und seine unregelmäßigen Zeitwörter zu schützen wissen, die Couriere flogen, hinkten durch Schnee und Eis, die Telegraphen riefen, stotterten durch die Nebel nach allen Seiten hin.

Bei solchen Aufwallungen in Frankreich wird sich kein vernünftiger Mensch über eine dumpfe Gährung in Deutschland wundern. Hitzköpfe stampften sogar auf das Neuchateler Asphalt. „Lothringen, Elsaß, Burgund, riefen sie, müssen wir wieder haben, und unsre unregelmäßigen Zeitwörter behalten. So ein altes, unregelmäßiges, mitunter mangelhaftes Zeitwort sieht einem wunderlichen, unausgebauten oder verfallenen gothischen Gebäude nicht unähnlich, ein jedes sollte uns heilig sein, so gut als der Mäusethurm im Rhein. Vielleicht rührt

manches von einem lapsus linguae Hermanns her, den er zu stolz war einzugestehen, und die Grammatik gab seufzend dem großen Manne nach."

In den Gebirgen verschanzten sich die Leute, die Ernte wurde nicht eingebracht, das Heu verfaulte auf den Wiesen, das Vieh blieb auf den Alpen und wußte nicht recht, woran es war. Erst eine feierliche Erklärung der Regierung, worin eine gewandte Feder alle unregelmäßigen Zeitwörter einfließen ließ, beruhigte die Gemüther. Nicht ein unrührendes Schauspiel war es, wie jedes Dorf nun sein Lieblings-unregelmäßiges-Zeitwort, wenn auch nur mit Unschlitt illuminirte, nachdem zu seiner kräftigen Vertheidigung sich die Mistgabel in der Hand der Einfalt erhoben hatte.

Nach zehn Jahren waren sich die Nationen abermals näher gerückt, noch einige Schritte, und sie mußten einander am Busen liegen und stammeln, einerseits: „o Schwester, vergieb mir, daß ich dich je leichtsinnig schalt," und anderseits: „nein, nein, du Gute, du mußt mir vergeben, daß ich dich bis heute für dumm hielt."

Entscheidende Schritte mußten gethan werden. Dieses Mal erging die Aufforderung von französischer Seite.

„Die heilige Sache der Civilisation verlange die Abschaffung aller Vorurtheile; es sei aber ein unregelmäßiges Zeitwort nur ein feodales Vorurtheil der Zunge und des Gehörs, eine Falte jenes alten Nationalhasses, der sich in den Hinterhalt der Sprache gelegt, um den Fremden, die so hingebend eine für ihr Ohr und ihre Nerven empörende Sprache mit Vernachlässigung ihrer eignen Classiker studirten, treulos in den Rücken zu fallen, es könne dem Ausländer unter unregelmäßigen Zeitwörtern andrer Nationen nie recht wohl zu Muthe sein."

Diese Erklärung fand in den untern Pariser Classen einen solchen Anklang, daß bewaffnete Haufen die Straßen mit dem Geschrei durchzogen: „Nieder mit den unregelmäßigen Zeitwörtern der fremden Nationen!"

Auch in Deutschland hatte die Zeit, unter allen Gewalten, die wir hienieden kennen, wohl die einzige, die nie die Hände ganz in den Schooß legt, auch nicht zu wirken ermangelt. Je mehr man in der

Eile schreiben muß, desto weniger besinnt man sich auf Ausnahmen, man schreibt immer häufiger: „trete für tritt, sterbe für stirb, gebe für gieb, nehme für nimm, lese für lies," alles will glatt wie die Eisenbahnen werden, die Thal und Hügel verschütten und ebnen.

Die Regierungen wurden einig; nur die Wahl der Männer, denen so heilige Interessen anvertraut werden sollten, war zu bestimmen.

Von deutscher Seite wählte man den Herrn Thaddäus v. Brachenfeld, der nach einer kurzen hydraulischen Laufbahn von seiner Regierung unter drei Herrschern in vertraulichen Compliment-Aufträgen immer mit dem entscheidendsten Glücke gebraucht worden war. Eben hatte eine Sendung so zarter und zärtlicher Natur ihn zum elften Male über die Alpen gerufen. Französischer Seite ersah man den Marquis de la Tâtonnière, einen eifrigen Patrioten, dessen Mutter eine Deutsche gewesen war, woher er denn eine Vorliebe für das Germanische eingesogen haben sollte. Er stand mit Unrecht im Rufe, das Französische mit deutschen Wendungen zu sprechen, ein Vorwurf, der ihn grimmig wurmte; so sehr, daß nur höchst ansehnliche Diäten ihn bewogen, die Sendung anzunehmen. Als man ihn ermahnte, seines Vaterlandes Interessen nicht einer Vorliebe für das Fremde zu opfern, knirschte er mit den Zähnen und nahm seinen Namen Germanicus unwillig mit sich über den Rhein, wo er denn so gut wie Meister Soulié im Journal des débats 1840 der ganzen Natur zurief: „Ceci est à nous, ceci doit être à nous!"

Als er sein vernachläßigtes Deutsch, was er zuletzt mit seiner Kindsmagd gesprochen hatte, und nach Grundsätzen gewußt zu haben vermeinte, hervorsuchen wollte, fand er einen solchen Wortmangel, daß die Unklarheit und Verworrenheit der germanischen Sprache ihm sonnenklar aufging. Er schlug eine deutsche Uebersetzung des Telemach auf, konnte aber, trotz dem getreuen Beistande des Originals, bei standhafter Verschmähung der pedantischen Hülfsmittel der Grammatik und des Wörterbuchs, sich nicht in den ersten Perioden der germanischen Uebertragung des langweiligsten aller Meisterstücke zurechtfinden. „Was soll man, schrieb er in gereizter Stimmung nach Paris, von einer Sprache denken, wo der Gedanke alle Schärfe verliert, von einer Sprache, die

nur ein Stammwort und Hülfszeitwort beſitzt; das Ideal genannt, welches Wort weder Artikel, noch Genus, noch Declination, noch Conjugation zuläßt? Sollen wir einer ſolchen Sprache auch nur eines unſerer unregelmäßigen Zeitwörter opfern? Aber das kann man andern Völkern eben ſo wenig erklären, wie die Bedeutung des Wortes Ehre (honneur). Hat ſich doch Chateaubriand, Canning gegenüber, umſonſt deswegen abgemüht!" (ſiehe ſeinen Congrès de Vérone).

Wenn ein Mann, der Deutſchland wie ſeine Taſchen kennt, die ſein Vater und ſein Großvater ſich dort gefüllt hatten, alſo ſpricht, wie muß es dann in dieſem Land ſtehen, wo das, nach Alexander Dumas, dort von franzöſiſchen Nachzüglern der großen Armee entzündete Licht ſchon wieder mit Verlöſchen droht?

Der Marquis fühlte, daß er zu dem nicht-intellectuellen Theil ſeiner Sendung eine untergeordnete Fähigkeit brauche. Er fand ſie in einem der Männer, die man in Verlegenheit ſein würde, auf der Landkarte zu ſtellen, indem der Grenzſtrich ihnen gerade durchs Herz gehen müßte, wie bei der Theilung des Königreichs Sachſen, nach dem Wiener Congreſſe, die Grenze gerade auf den Heerd eines Bauernhauſes mitten in einen ſiedenden Topf voll Kartoffeln gefallen ſein ſoll, der nicht wußte, wie ihm geſchah, überging und platzte. Der erwählte Gehülfe hätte, ohne eine gänzlich deutſche Ausſprache, mitunter für einen Franzoſen gelten können, der ſein Vaterland ein halbes Jahrhundert lang nicht bewohnt hätte. Die mächtigſte Sympathie, die der Dankbarkeit, feſſelte ihn an Frankreich, wo er jede Wohlthat genoſſen hatte. In ſeinem Studirzimmer waren die beiden Sprachen nie entzweite Schweſtern geworden; lange hatte er ſie ſogar in einer Zeitſchrift Hand in Hand geführt. Die Idee gegenſeitiger Zugeſtändniſſe ergriff er mit Wärme und umfaßte in kindlicher Zuneigung zum Voraus den Mann, unter deſſen Leitung er das große Werk fördern ſollte.

Seinerſeits hatte der Freiherr v. Brachenfeld in Geſprächen mit franzöſiſchen Diplomaten das leichte Flügelroß der Unterhaltung immer mühſam beſtiegen, und auf dieſem Glatteis nie einen Ritt gewagt, von dem er nicht in Angſtſchweiß gebadet heimgekehrt wäre. „Die Freiheiten

der Sprache sind mir doch nicht gleich geläufig," sagte er nach den letzten Erfahrungen und sah sich nach einem jungen, der deutschen Sprache wo möglich nicht unkundigen Franzosen um, der in kritischen Augenblicken vermöge, sein Gleichgewicht wieder herzustellen und seinem suchenden Fuße den verfehlten oder verlornen Steigbügel wieder zu reichen. Der Mann wurde gefunden; sein Name war: v. Sainclair. Es war ihm immer in der Fremde am besten gegangen. Deswegen war er ein Kosmopolit geworden und weissagte eine nahe Vermischung aller Nationen. „Die Welt, sagte er, wird bald nur eine Farbe, die der Menschheit, tragen, bereitet sie vor jene große dreifarbige Kokarde der Menschheit!"

„Warum muß die Kokarde der Menschheit gerade dreifarbig sein? fiel ihm ein holländischer Patriot in's Wort. Sie können sich doch nicht von Ihrem Eroberungsgeiste losmachen."

Der Franzose lachte und gestand diesen Rest aus Ludwigs XIV. und Napoleons Zeit gern ein. Der fremde Patriot schrieb aber noch selben Abend in sein Vaterland. „Die Franzosen halten noch immer die ganze Welt für ihre natürliche Grenze und die Schätze aller andern Nationen für ihr Taschengeld." Wir bemerken hier: Die große Kokarde der Menschheit sei einfarbig, aber von welcher Farbe? welcher Kosmopolit wird das herausbringen?

Auch unser Franzose vernahm gern die Nachricht von einer Unterhandlung in Betreff der unregelmäßigen Zeitwörter. Ein wenig spaßhaft kam sie ihm freilich vor; aber eine Einleitung zu einer Weltliteratur war sie denn doch. Er eilte sogleich dem Herrn v. Brachenfeld entgegen, der in C. mit ihm zusammentreffen wollte.

Spät kam Sainclair in dem bezeichneten Gasthofe an. Er erwachte früh; ein ächt lukullischer Garten lud ihn zu seinem Frühstück in das Grüne hinaus. Durch eine Gasse von kothbespritzten Reisewagen, deren Räder wie Staatsverbrecher geknebelt waren, gelangte er zu dieser Oase. Heiter lustwandelte er unter dem Gezwitscher einiger Sangvögel, welche die eingesperrten Bäume wie arme Gefangene besuchten. An einer stolzen Platane war ein Affe zur Erheiterung der reisenden Kind-

heit angekettet, und auch manchem erwachsenen Muthwillen preisgegeben, der sich in die schmerzliche Lage des Thieres nicht recht zu versetzen wußte.

Unser junger Freund gerieth zu einer Rosenlaube. Ihre kühnsten Zweige schwangen sich bis zu dem ersten Stock hinauf, um, wie sie hoffen mochten, dort von schöner Hand geplündert zu werden. Der junge Franzose, dichterisch begabt, sah zu den holden Blumen auf, die sich einem weißen Vorhang näherten, den eine Stecknadel zusammenhielt. Stecknadeln vereinen wohl schönere Hüllen! „Ziehe ihn hinweg, junge Schönheit, sagte der Jüngling, die Rosen wollen dich wecken.“ Indem öffnete sich der Musselin, und ein fünfundfünfzigjähriges, mit einer weiblichen Nachthaube versehenes Männergesicht kam zum Vorschein. Die Erscheinung knüpfte einen runden Spiegel an den Fensterriegel und begann ihr männliches Werk, unter den tausend Mienen, die das Rasirmesser veranlaßt, bald mißlich, bald heiter, bald behaglich. Unsrer Meinung nach muß ein Maler den Ausdruck der Entsagung in den Zügen eines Mannes studiren, der rasirt wird oder sich selbst rasirt. Lammartig streckt sich das Kinn vor, die Kehle bietet sich dem Messer, die Augen sind zu einer bessern Welt emporgerichtet.

Der Franzose verbarg sein höchst verzeihliches Gelächter unter den verschämtesten Rosen des Strauches so unbemerkt, daß die Schlafrocks-Erscheinung am Fenster ruhig fortfuhr, das Gestern, was noch auf ihrem Kinne saß, hinwegzumähen. Sie wandte sich zu einem Befehl nach dem Innern des Zimmers. Wahrscheinlich wurde dieser Befehl seltsam mißverstanden — auch ein Dienstbote kann nach den neusten Seelforschungen zerstreut sein — denn statt des Inhalts eines Handbeckens flog aus einem flachen Körbchen eine Menge von Visitenkarten zum Fenster hinaus und überschneite den Rosenbusch. Sainclair wurde ganz davon überschüttet. Die Rosen neigten sich tief; auf einem der Blättchen las Sainclair: **Son Excellence le Baron Thadée de Brachenfeld, Chevalier de plusieurs ordres**; auf einer zweiten: **Mme la Baronne de Brachenfeld, née de Linsenfrost.** Er hatte also seinen Chef zum ersten Male gesehen, lief hinweg, um sich auszulachen, und ließ den zerknirscht herbeischwankenden Kammerdiener die vergeudeten

Blätter mühsam aufleſen, mit Ausnahme einer einzigen Karte, auf welche vier der ſchönſten Roſen gefallen waren und wo die ahnungsvollen Worte ſtanden: Mlle Séraphine de Brachenfeld en personne.

Zweites Capitel.

Das Winterhaar.

Nach manchem Abentheuer war der Freiherr v. Brachenfeld dahingelangt, in einer ſchönen Morgenſtunde, von einem geiſtreichen Jüngling belauſcht, ſich hoch über einer Roſenhecke zu raſiren. Er war zu Anfang des Jahres an einen italieniſchen Fürſten mit einem Complimentsauftrag geſandt worden und hatte ſich mit ſeiner gewohnten Thätigkeit auf den kürzeſten Weg gemacht.

Der Winter war dieſes Jahr des Menſchen zwiefacher Feind. Kaiſer Heinrichs IV. Abbitte oder (ſchonend geſprochen) Complimentsreiſe nach Canoſſa, Hannibals Heldenmarſch nach Italien boten kaum die Schwierigkeiten, die ſich den Schritten des großen Unterhändlers entgegen ſtellten, die reuigen und heroiſchen Regungen ihres Buſens wogten nicht ſo hoch, als die bekümmerten Athemzüge ſeiner Excellenz. „Wenn wir nicht am ſechszehnten eintreffen, ſprach der Baron zur Baronin, als ſie auf einer Rinderhaut einen der ſteilſten Berge, der mit Eſſig erweicht worden war, hinabrutſchten, ſo trifft mich der Schlag.“ Einmal glitt ſein Portefeuille mit den Complimentations-Papieren in den Abgrund, wo Hannibals größter Elephant den Hals gebrochen hatte. Obſchon der Baron in ſeinem Beſitze noch zehn Copien des Complimentations-Briefes hatte, wollte er doch ſeine Reiſe nicht fortſetzen. Eine der Antipathien unſeres aufgeklärten Reiſenden, nämlich: Mönche, ſtiegen in den Schlund hinab, indem der ſchlaue Baron einen treuen Kammerdiener zu vermiſſen betheuerte. Die frommen Brüder holten das durchnäßte, halb leb- und ſprachloſe Compliment zu unausſprechlicher Freude des Reiſenden hervor, fanden aber zu ihrem Leidweſen nicht die Leiche des entſeelten Kammerdieners, ſetzten jedoch das Einfachſte, Frommſte der Denkmale auf den Rand des Abgrundes, dem mit Unrecht zu frühern Mordthaten noch eine mehr beigeſchrieben

wurde. Aber welchen Abgrund macht man nicht ärger, welchen Teufel nicht schwärzer als er eigentlich ist.

Aus Italien eilte der Unterhändler seinen größern Verhängnissen entgegen und erschien im Rosenstrauche, wie wir bereits wissen, seinem künftigen Privatsekretair, Herrn v. Sainclair.

Wie wurde nun dessen deutscher College Treubold, welchen Herr de la Tâtonnière in sein Vertrauen berief, mit seinem Chef bekannt?

Der Marquis hatte bei seinem bevorstehenden Aufenthalt in Deutschland, um Germaniens Zusammenhang mit der übrigen Welt ein wenig zu ermitteln, nicht für unpassend erachtet, sich unterwegs eine Karte dieses mit Sümpfen und undurchdringlichen Waldungen bedeckten Landes zu verschaffen, wovor ihm und seiner Dienerschaft die Haut schauerte. Um jedoch seinen Reisewagen nicht zu verengen, kaufte er einen jener papiernen Globen, die man mit Hülfe der Luft zu ungeheurer Größe und Deutlichkeit auftreiben kann; eine, wenn wir nicht irren, deutsche Erfindung. Freilich haben wir die Tochter eines Britten gekannt, dem man sie gleichfalls zuschrieb. Der Mann hatte sein einziges Kind mit fünfzig Exemplaren dieser größten, wichtigsten aller Blasen ausgestattet, woher denn diese keineswegs im Ueberflusse schwimmende Dame hören mußte: „sie habe die Welt zur Mitgift erhalten."

Als Treubold in seines Chefs Zimmer trat, gewahrte er eine ungeheure Kugel, die beinahe die ganze Stube ausfüllte und unter der ein kleiner untersetzter Mann mit blutrothem Gesichte und schäumendem Munde lag. Mehre Bediente mit Blasebälgen, denen er sich wegen seiner rein theoretischen Kenntniß der Sprache nicht hatte verständlich machen können, standen in stummer Verdutzung und Verblüfftheit umher. Der Globus hatte eine Ausdehnung erhalten, die Se. Excellenz nicht berechnet haben mochten; von seiner Wölbung prallte die körperliche Rundung des Staatsmannes zurück. Nicht war es daher diesem gelungen, sein schwaches Auge gehörig den Gegenständen seiner Wißbegier zu nähern. Vorwärts schreitend hatte er unwillig den Ballon von sich gestoßen, wie ein Papagei kleinster Gattung eine angeschnittene Orange, von der er naschen will, zu seinem Leidwesen vor sich herrollt.

Zuletzt war der Marquis auf dem gebohnten Fußboden ausgeglitten, wo er durch eigene Schwere und fremde Unbehülflichkeit sich nicht wieder aufhelfen konnte. Aeußerungen, wie die, welche Voltairen einst die Ueberzeugung aufdrangen, daß die Natur auch deutschen Pagen einen Stachel gegeben, strömten von seinen Lippen; am schrecklichsten donnerten die Flüche gegen die „unpraktischen deutschen Erfindungen.“

Treubold hob den hochgeehrten Gefallenen sanft empor, tröstete ihn, fragte nach seinem Befinden und erhielt die blitzschnelle Antwort: „Sie sind ein Deutscher, Ihr Accent verräth Sie augenblicklich.“ Gern bekannte Treubold seinen Ursprung, bemerkte indessen, daß seine Großmutter eine Sicilianerin gewesen, worüber ihm der Marquis ungläubig zulächelte und seine Gestalt noch einmal durchmusterte. Darauf überreichte ihm Treubold sein Empfehlungsschreiben und legte sich an das Herz seines neuen Gönners, der nun vollkommen heiter und gesprächig wurde und nicht genug Scherze über das seltsame Eintreten und die verwunderte, trockne Miene seines Untergebenen finden konnte. Dieser gerieth zwischen Anwandlungen von Lachen und einem sehr natürlichen Verdrusse, sich da ausgelacht zu sehen, wo er hätte auslachen können, in eine höchst linkische Verlegenheit. „Nun, nun, sagte der Marquis zuletzt beruhigend, Sie sind nicht umsonst ein Deutscher, empfindlich wie eine Sensitive, durchaus nicht zum Scherzen berufen. Sehen Sie auch meiner französischen Erregbarkeit für das Lächerliche etwas nach; wir kommen gewiß mit einander aus.“ Treubold ging verdrießlich auf sein Zimmer, erst nach einer halben Stunde erneuten sich die ersten Eindrücke, und er verfiel in ein convulsivisches Lachen. Trotz der bittern Vorwürfe, die er sich darüber machte, zeichnete er, denn dieses Talent besaß er, seinen von einem Globus halb erdrückten, schäumenden Chef, eine Zeichnung, die er späterhin seinem nachherigen Freunde Sainclair mittheilte, welcher sie für ein Meisterstück erklärend in einem Liede erläuterte. „Ich, lieber College, sagte er, habe meinen Chef im Säufeln kennen gelernt, Sie den Ihrigen im Donner.“ Treubold entriß das Blatt mit Mühe seinen Händen und verordnete, daß man es nach seinem eigenen Tode verbrenne, indem ihm der Marquis später ein zweiter Vater geworden wäre.

Sie verließen Straßburg. Der Marquis nahm seinen Privatsekretair mit der liebenswürdigsten Höflichkeit in seinen Wagen. Er forschte nach den Lebensverhältnissen Treubold's mit einem Antheil, der das Gepräge der Wißbegier an sich trug. Treubold's Haar war etwas dünn, er litt an häufigen Rheumatismen, was ihn veranlaßte, mit Erlaubniß seines Chefs, sein Haupt mittelst einer seidenen Schlafmütze gegen die herbstliche Luft zu schützen. Sie waren einem Schlagbaum nahe, als sein neuer Gönner ihm theilnehmend bemerkte, „er scheine sein Winterhaar noch nicht bekommen zu haben." Der Vertreter des Wegezolls redete bereits den Wagen an und störte die Unterhaltung. Treubold verfiel in tiefes Nachdenken. In welchem Lichte erschien er einem Manne, den er schon liebgewonnen hatte? sollte er eine Erklärung fordern oder sollte er abwarten, daß eine der schönen Stunden des Vertrauens und der Hingebung, die wie Engel zur Erde steigen, Gelegenheit dazu biete? Er zog das Letztere vor und leitete das Gespräch fortwährend auf Frankreichs Geschichte und Literatur. Der Marquis war hier in den elisäischen Feldern seiner Liebenswürdigkeit; er strömte von Witz, Kenntnissen und Freundlichkeit über. Unser Treubold schwelgte in seinem Gespräche, zumal da das gute Herz des Marquis ihm bei jedem Worte gleichsam in die offenen Arme fiel. Was war bei einem solchen Manne nicht zu lernen! was hatte er nicht alles erlebt, erfahren, beobachtet! „Excellenz müssen Memoiren schreiben, Sie und kein Anderer," so rief er unermüdlich. „Dazu kommt die Zeit, erwiderte der Marquis lächelnd, bis jetzt fehlte es mir an einem zuverlässigen Manne: denn in unserm lieben Frankreich giebt es jetzt weder Gewissenhaftigkeit, noch Redlichkeit, noch Dankbarkeit — doch schlägt noch jedes Herz für die Ehre und den Ruhm," setzte er mit einem Blicke hinzu, der Treubold's Gedanken Stillschweigen gebot.

Man betrat den deutschen Boden. Der Marquis war still und traurig geworden. Treubold meinte die trüben Wolken zu bemerken, die auf unserer Stirn der anrückenden Seekrankheit voranschreiten. „Hier hat Frankreich aufgehört, die Wolken sind so dick und so platt, sie werden den Wagenhimmel eindrücken, alle Menschen sind seit einer halben Stunde blond, mich friert," rief der Marquis. Treubold bedeckte ihn

mit seinem Mantel und versuchte seine Hände in den seinen zu erwärmen. Er meinte ein Fieber sei im Anzuge. „Nicht doch, sagte der Marquis fast unwillig, nichts kann uns das Vaterland ersetzen.“ Als später Treubold beim Wiedersehen des eigenen Zufriedenheit äußerte, warf ihm der Marquis mit einer feinen Wendung Empfindelei vor. Sie setzten sich auf die Eisenbahn und flogen mit dem deutschen Phlegma nach F***. Unterwegs schien es dem Marquis, ein Greis breite vom Rande des Weges die Arme zitternd nach dem Abgesandten Frankreichs aus.

Zu F*** dictirte der Marquis Treubolden seinen ersten Bericht nach Paris. Dieser hob folgendermaßen an:

„Was Tacitus von diesem Lande meldet, ist noch buchstäblich wahr. Soviel mir die Schnelligkeit der Eisenbahn es erlaubte, die beiläufig gesagt, das Werk eines Franzosen sein muß, bemerkte ich zu beiden Seiten des Wegs Trauerweiden, die Birnen, Kirschen und Aepfel tragen. Diese Bäume werden von dem sentimentalen Volke mit ungeheuren Kosten angepflanzt, damit der Wanderer unter ihrem Schatten ruhe und sich an ihren Früchten erquicke. Nur in einem solchen Lande war Gellert eine Möglichkeit.“ Hier erlaubte sich Treubold einige Gegenbemerkungen, die der Marquis mit großem Danke annahm, jedoch die betreffende Stelle seines Berichtes nicht änderte. Dagegen sagte er in einem Privatbrief: „Es ist doch sonderbar, daß man nie die guten Eigenschaften haben will, die man wirklich besitzt und nach andern uns versagten hascht. So behauptet mein ehrlicher Deutscher, die Früchte der Bäume an dem Rande der deutschen Heerstraßen würden zum selbstsüchtigen Nutzen der Grundeigenthümer und nicht zum Nutzen und Frommen der müden und durstigen Wanderer angepflanzt.“

Treubold brachte an der Seite seines Chefs höchst angenehme Tage in F*** zu. Eine Stunde vor Schlafengehen theilte ihm der Marquis regelmäßig die des Tages über gemachten Bemerkungen mit. Die Portraits der Personen, mit denen Sr. Excellenz bekannt geworden, waren immer geistreich, aber nie zum Erkennen. Alle waren unwiderruflich blond, in ihrem blauen Auge spiegelte sich eine stille Sehnsucht nach Abtretung des linken Rheinufers und nach Wiederherstellung des

Rheinbundes, was ſie aber bei ihrer phlegmatiſchen Geſinnung nur von einer beſſern Welt hofften. Treubold's Kopf ging im Kreiſe herum; ihm war, als tanze er auf einem galoppirenden Pferde; „Euer Excellenz erlauben, wenn ich bemerken dürfte — ſollte nicht —" ſo leitete er ſeine ſchüchternen Vorſtellungen ein. — „Unterbrechen Sie mich nicht, Lieber, unterbrach ihn dann ſein Gönner, der Franzoſe denkt ſcharf, raſch und richtig, enden Sie noch dieſe Seite und ich bin ganz zu Ihrem Befehl."

Sie endeten. Treubold bat um Gehör und entwickelte in einem etwas langen Vortrage alle Einwürfe, die eine genaue Kenntniß ſeines Vaterlandes und ſeiner Nation ihm an die Hand gaben.

Der Marquis lächelte, als er geendet. „Sie ſind ein Mann voll Verdienſt, aber Sie verſtehen nicht mit großen Zügen zu malen; ſo Manches, was Sie in den Hintergrund drängen ſollten, werfen Sie auf den erſten Plan; wiſſen Sie nicht, welch' herrliche Wirkung die Lücken in einer geiſtreichen Arbeit hervorbringen; größere Lichtmaſſen thun Noth; ſchärfere Schatten; ſonſt bleiben Ihre Gemälde kalt, wie alle Ihre Hiſtoriker."

„Aber die Wahrheit, Excellenz, die Wahrheit, ſtotterte Treubold, ihr iſt ja jeder Schmuck zu ſchwer, wie dem menſchlichen Auge jedes Atom, ſogar das ſich in ſeinen Kryſtall miſchen will, unerträglich iſt."

„Auch das iſt bei uns geſagt worden, erwiderte der Marquis mit Ueberlegenheit; die Wahrheiten ohne Schleier ſind aber zum Davonlaufen, wenigſtens für den franzöſiſchen Leſer."

„Excellenz! rief Treubold, ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig, Euer Excellenz! er ſprach dieſes Wort ehrerbietig zärtlich, als bedeute es Vater und Mutter und Geliebte zugleich, Euer Excellenz ſind berufen zwei Nationen zu verſöhnen, zu verſchwiſtern; Sie ſind ein edler, vortrefflicher Mann, den man in vierundzwanzig Stunden lieben muß." —

„Weiter, weiter, ſagte der Gönner, was bin ich denn noch? Sie lieber, ſonderbarer, langſamer Schwärmer!" Er ergriff Treubold's rechtes Ohr und zerrte es ſo napoleoniſch, daß Lascaſes nicht lauter hätte aufſchreien können, als Treubold in dieſer ſchönen Minute.

Sobald er ſich gefaßt hatte, rief er: „Euer Excellenz ſind im Irrthume, wenn ich mich ſo ausdrücken kann."

„Das kann Jedem begegnen, lieber Treubold, versetzte der Gönner gutmüthig, glauben Sie mir, das Leben wäre nicht halb so unterhaltend, wenn es nicht einen unerschöpflichen Vorrath von Irrthümern hätte. — Gerechter Himmel! sagte er mit einer plötzlichen rhetorischen Feierlichkeit, wie viele Leiden hienieden, die keinen andern Balsam haben, als einen Irrthum, wie viele Vergehen und Verbrechen, die keine andere Entschuldigung haben, als einen Irrthum! Dort oben, rief er theatralisch begeistert aus, sei unser Sachwalter: Irrthum!"

Treubold, der Weinende, konnte sich nicht enthalten zu entgegnen: „Kein Mann war noch der Wahrheit würdiger, als Sie, Excellenz; Gott allein weiß, wie harte Vorurtheile sich mit dem besten Herzen vertragen; aber wenn wir ganz in der Irre gehen, alle Verstandesberechnungen rathlose Führer geworden sind, dann steht unser Herz als ein schöner Stern hoch am Himmel, und führt uns heim in die sanften Wohnungen der Menschlichkeit; vom Herzen kömmt allein die Gerechtigkeit. Sein Sie gegen unser Klima gerecht; Süddeutschland ist ein herrliches Land. Halten Sie uns nicht Alle für blond, für blauäugig, lieber für einäugig; wir haben auch schwarze Haare und schwarze Augen in Menge; o Gott im Himmel, sehen Sie mir in's Auge; es ist grün, in's Graue spielend; mein Haar, so wahr ich redlich bin, war fuchsroth, und ich ließ es in einer schwachen Stunde aus undeutscher Eitelkeit färben. Excellenz können ja als Philosoph, als Geschichtschreiber nicht glauben, daß das Queckſilber in Süddeutschland in der Mitte August gefriere. Sie können nicht glauben, daß die Ackersleute zur Erquickung der Landstreicher mühsam Obstbäume an den Rand des Weges pflanzen, ach, diesen Irrthum bekämpfe ich seit zehn Jahren und immer ersteht die Hyder wieder."

„Berühren wir diese Saite nicht mehr, sagte der Marquis schonend, sie ist Ihnen zu empfindlich." —

Die Reise wurde fortgesetzt, Treubold konnte seine frühere, heitere Stimmung nicht wieder gewinnen. Man erreichte die Stadt M., einen ehemaligen Lieblings-Sommeraufenthalt des Landgrafen von —. Hier sollten die Unterhandlungen statt haben, schon am nächsten Morgen der feierliche Einzug der Großbotschafter erfolgen. Eben warf Treubold

seine Prachtgewänder an, als er nachfolgende gütige Zeilen vom Marquis empfing:

„Glauben Sie mir, lieber Treubold, ich bin nicht blind für unsre Fehler. Dieses möge Ihnen beiliegendes Blättchen aus meinem Tagebuche beweisen, welches mir, wenn es gedruckt würde, in Paris nie würde verziehen werden. Mit dieser Keckheit und Unbefangenheit hat man noch nie unser Bild gezeichnet; ich weiß, daß ich mich einem redlichen Deutschen anvertraue." Treubold las in der höchsten Spannung: „Unter den organisirten Wesen der Erde gebührt dem Franzosen der erste Rang. Durch seinen Körper, in welchem wir ein Bild der Schönheit und Vollkommenheit erblicken, noch mehr aber durch seine geistigen Kräfte, ragt er weit über alle seine Mitgeschöpfe hervor. Der Franzose gehört in die Classe der Säugethiere, deren erste Ordnung er einnimmt. Viele Merkmale im Körperbau unterscheiden ihn selbst von dem Affen. Dahin gehört der aufrechte Gang, der dem Affen nur möglich, nicht natürlich ist. Daß er es hingegen dem Franzosen sei, beweist der ganze Bau seines Körpers. Die Beine sind viel länger, als die Arme, das Gelenk am Ellbogen biegt sich nach dem Leibe zu, welches nur bei aufrechter Stellung und einem andern Gebrauch der Hände und Arme nützlich sein kann. Ferner sind die ähnlichen und gleichliegenden Knochen, Bänder und Muskeln der Beine dicker und stärker, als die ähnlichen und gleichliegenden der Arme. Die festen, zusammengewölbten Knochen des Fußes und das daran hinten hervorragende Fersenbein zeigen die Bestimmung desselben zum Tragen des ganzen Körpers offenbar; dagegen die kleinere, biegsamere und weniger feste Handwurzel augenscheinlich zu ganz andern Zwecken eingerichtet ist. Ein auffallendes Unterscheidungsmerkmal des Franzosen ist das stark hervorragende Kinn. Die aufrechte Stellung der untern Schneidezähne ist ebenfalls nur dem Franzosen eigen; ebenso der Gebrauch zweier Hände mit vollkommen ausgebildeten Fingern. Mehr als alles dies aber zeigt die Sprache oder das Vermögen des Franzosen, seine Gedanken durch articulirte Töne zu bezeichnen und mitzutheilen, daß ihm vor den übrigen Geschöpfen der Vorrang gebühre. Außerdem lassen sich noch mehre Unterschiede zwischen dem Franzosen und den Thieren auffinden. Ob

das Lachen und Weinen dem Franzosen allein angehöre, ist zweifelhaft. Daß der französische Körper nach den Regeln des Ebenmaßes gebaut sei, fällt in die Augen, vollkommen symmetrisch ist aber nur die äußere Gestalt. Zehn Gesichtslängen betragen gerade die ganze Höhe des wohlproportionirten Franzosen. Ein gesunder Franzose von mittlerer Constitution wiegt gegen 150, ein neugeborner Franzose von gewöhnlicher Größe 6—8 Pfund."

Wir können nicht schildern, was in Treubold's Seele vorging. „Wo bleibt denn die ganze übrige Menschheit?" jammerte er; aber er vernahm Trompetenstöße und Glockentöne; es war Zeit sich anzukleiden. Alles strömte schon auf die Gasse, zum Staunen, zum Schauen, zum Hören; wir stürzen auch, athemlos, doch hoffentlich von allen unsern Lesern gefolgt, aus dem zweiten Capitel unserer Erzählung — in das dritte.

Drittes Capitel.

Der Einzug.

Mit unseren vielgeliebten, vielgebildeten Lesern, uns unstreitig das Liebste auf dieser Welt, horchen wir dem feierlichen Triumphmarsch der einziehenden Großbotschafter, dem Jubel des Volks, und verfügen uns, nach einer allgütigen Einrichtung der Natur, die dem Schriftsteller überall, wo etwas zu sehen und zu hören ist, die bequemsten Plätze einzuräumen pflegt, auf einen Posten, wo wir Alles vortrefflich schauen und vernehmen.

Gegen zehn Uhr geschah der Einzug, wie folgt: 1. Ein Commando von sechzig Gemeinen der Stadtgarde, mit vier Leibschützen. 2. Zwölf Hautboisten, Fagotisten und Waldhornisten, Pfeifer und Trommelschläger. 3. Die Quartiermeister beider Botschaften. 4. Zwei occidentalische Couriere in schönen rothen, goldbordirten Kleidern auf wohlgeputzten Pferden. 5. Die Stallmeister der Botschafter in prächtiger Kleidung, nach denselben acht Reitknechte. 6. Acht Trompeter zu Pferde. 7. Zwanzig Hausoffiziere, worunter die Leibapotheker und Leibchirurgen. 8. Achtzehn Laquaien in bordirten Livreen. 9. Edelleute beider Nationen, von Gold und Silber starrend, zu Pferde.

10. Sechs alte französische und sechs alte deutsche Sprachknaben; ferner sechs junge französische und sechs junge deutsche Sprachknaben. 11. Zu Rosse die Herren Botschaftssecretaire beider Nationen, wovon die ältesten die ostensiblen und geheimen Instructionen der Herren Botschafter in unbeschreiblich reichen Taschen auf der Brust trugen. 12. Die beiden Grammatiken in prächtigem Einbande unter einem Baldachin einhergetragen. 13. Die Herren Canzellisten zu Fuß in bordirten Westen. 14. Die Herren Privatsecretaire der Botschafter, Treubold und Sainclair, auf etwas veralteten Isabelle-Pferden der Reitschule; letztrer munter um sich blickend, Treubold bleich und entstellt, wie Johanna d'Arc bei ihrem Einzuge in die Cathedrale von Rheims; das weiche seidene Haar seiner Isabelle erinnerte ihn zu schmerzlich an sein „Winterhaar". 15. Die Herren Großbotschafter selbst in wahrhaft fürstlichem Aufzuge, das Pferd eines jeden von vier Laquaien geführt. 16. Dreißig Pagen in gestickten Kleidern. 17. Der Botschafter Hatschiergarde zu Fuß. 18. Die zweihundertsechzig deutschen und sechzig französischen unregelmäßigen Zeitwörter, jedes Verbum von einem prächtig mit Federn aufgeputzten Maulthiere getragen, dessen Decke mit rothem Sammt und Gold bordirt war; so waren auch sämmtliche Maulkörbe von rothem Sammt und mit Gold gestickt. 19. Zuletzt ein Commando von achtzig Mann Stadtgarde. —

Die Anzahl der anwesenden Sprachmeister belief sich auf vier Tausend. Nicht genug zu verwundern ist, daß alles ohne die geringste Unordnung vor sich ging, obschon eine unzählige Menge Volkes bei jedem Schritte mühsam getheilt werden mußte. Kinder kletterten unehrerbietig, mit Benutzung der noch vorhandenen Haarbeutel, auf die Schultern ihrer Großväter, junge Gattinnen traten (unwillkürlich) auf die Hühneraugen ihrer Schwiegermütter; Schwägerinnen bohrten (ebenfalls unwillkürlich) den spitzigen Ellenbogen in die Seite ihrer Brudersgattinnen; ganze Blumengärten lagen auf dem Pfade der Großbotschafter; ihre Pferde wurden leidenschaftlich an's Herz gedrückt, und der Marquis meinte, er wäre am deutschen Phlegma irre geworden, wenn er nicht den zweiten Theil des deutschen Charakters, den sentimental excentrischen, wohl im Auge gehabt hätte.

Der Saal der Sitzungen war bis dahin eine Orangerie gewesen; der Magistrat überreichte auf goldenen Kissen die glänzend polirten Schlüssel den Herren Botschaftern, die nun förmlichen Besitz von den geweihten Räumen nahmen. Zwölf Trompetenstöße verkündeten die Eröffnung der Unterhandlung; die Glocken lauteten den ganzen folgenden Tag noch.

Wie wir denn nun oft im Gedränge in ein Auge sehen, das unsern unsteten Blick plötzlich festhält, und wir Tausende von Menschen vergessen, die uns mit Erdrücken drohen, so fiel Sainclair's Auge auf eine weibliche Gestalt, die sich von einem Balkon herabneigte, gerade als von dieser Höhe ein schwerer Kranz auf den deutschen Großbotschafter geschleudert wurde. Aus den Händen der Dame flog ein Sträußchen, wahrscheinlich auch dem Botschafter bestimmt, verfehlte aber seinen hohen Beruf und fiel in Sainclair's liebeoffnen Jünglingsbusen. Ein Gelächter, in das sich ein Schrei des Entsetzens mischte, wurde schnell vom Gemurmel der Menge verschlungen. Die Schöne, ihre beiden Hände vor das Gesicht haltend, stürzte in den Saal zurück.

Sainclair hätte sein Glück gerne so gestreichelt, als es ihm freistand seinem Rosse zu thun, welches durch einen kleinen Ungehorsam seine Schritte verspätet hatte. In seinem Herzen führte Eitelkeit einige ihrer ergötzlichsten Tänze auf. Warum sollte der Strauß nur durch Irrthum ihm zugefallen sein? ein Blumenstrauß wird nicht zum Schleudern geflochten, wird von einem plötzlich entstehenden, aufflammenden Gefühl aus der Hand gerissen, so gut wie ein Geständniß von der Lippe.

Auf welchem weichen Sammte ging nun die bejahrte, aber immer noch tänzelnde Isabelle, der Liebling der zwei letzten seligen Stallmeister; Eitelkeit breitete unter ihre Hufe den reich gestickten Mantel, so reich wie der, welcher von Essers Schultern fiel, als er der Königin Elisabeth einen trocknen Durchgang durch eine Pfütze sichern wollte. Mardachai saß weniger stolz als unser Jüngling zu Rosse, als der Halunke Haman der Tugend und dem Alter zu Fuße huldigen mußte.

Der Besitznahme der weiland Orangerie folgte ein stattliches Mahl. Das Volk beschäftigte sich kindlicher Weise mit einem gebratenen Ochsen

und einer Bierquelle, wobei ein wohlthätiger Regen von Kartoffeln aus den Fenstern des Schlosses flog. Auch hier ging alles friedlich und sittsam ab, nur wurde ein Caricaturmaler von einer gebratenen, fliegenden Erdbirne unverhofft, doch leicht an der Stirne verwundet. Lange dauerte das Fest; es war für mehrere Menschenalter Speise, Wein und Getränk angeschafft worden; die Gäste schienen gar nicht aufstehen zu wollen. Als der unvermeidliche Moment dazu gekommen war, vermochten es einige bei dem redlichsten Willen nicht und mußten von Freunden in der Noth in die Arme bang ahnungsvoller Gattinnen zurückgeführt werden, wo dann die zarte weibliche Treue, die in dem Betrunkenen nur den Unpäßlichen sieht, ihr schönes, mitunter mißliches Werk und Amt zu üben hatte.

Wer bei einem solchen Gastmahle drei Stunden an der Seite eines nicht ganz stummen Gefährten sitzt, glaubt diesen noch vor dem Kaffee seit Jahren zu kennen. Sainclair und Treubold waren ganz vertraut geworden. Treubold hörte von seines Nachbarn Lippen ein schönes, reines Deutsch, das kein Fehler trübte; beider Herzen waren offen, wie zwei Muscheln, die ihre Perlen tauschen wollen. In diesem Erguß des Vertrauens fiel Treubold's Blick auf seinen Chef, der ihm lächelnd, aber verlegen zunickte, und auf eine Karte etwas schrieb. Bald darauf reichte sie ihm ein Diener über die Achsel zu. Sie lautete: „Thun Sie mir zu wissen, mein Bester, wie im Allgemeinen der Infinitiv der Deutschen ausgeht." — Den Herrn von Brachenfeld sah man in glühender, fast platzender Verlegenheit. Die Adern der Stirn schwollen, wie Schlangenbäuche. Ein Zettel wurde in Sainclair's Hand gesteckt: „Melden Sie mir auf der Stelle, wie der Conditionnel von boire in der ersten Person lautet, oder mich trifft der Schlag." Beide Untergebenen kamen in wetteifernder Hast der Verlegenheit ihrer Obern zu zeitiger Hülfe.

Nach dem in wahrhaft brüderlicher Gesinnung eingenommenen Kaffee verfügten sich die Herren Botschafter, ihr Gefolge und die Edelsten der Stadt in das Theater, wo eine italienische Oper gegeben wurde. Die Herren Botschafter wurden mit Jubel empfangen, dieser stieg noch, als sie Arm in Arm den ersten Act anhörten und sich in jedem Zwischenact umhalsten.

Leser von wahrhaftem Gefühl werden schnell die Beschreibung von bloßen Festlichkeiten satt. Die Seelen, für die allein wir den beschwerlichen Kiel ergriffen haben, müssen uns Dank wissen, wenn wir mit ihnen den beiden Privatsecretairen nachgehen.

Alle Lampen und Kronleuchter waren erloschen, als die Jünglinge noch immer in den schönen Baumgängen umherwandelten, die das ehemalige Lustschloß des Landgrafen umzogen, der nun in der finstern Stiftskirche seiner Hauptstadt schlummerte. Für die Verschönerung des Gartens wurde nichts mehr gethan, worüber die Bäume schwermüthig das Haupt zu schütteln schienen, obschon seit diesem Vorfall die Sitten des Landes sehr gewonnen haben sollten, was hagere Portiers, die unter unbeschorenen Hecken herumwankten, nicht recht einräumen wollten, sondern mit dem Seufzer widerlegten: „Ach, das war damals ein ganz anderes Leben.“ Des Fürsten ehemals vergoldete Reiter-Bildsäule ritt nun, nachdem der Tempel des Ruhms eingestürzt war, feierlich auf ein ihr unerreichbares Kartoffelfeld los, und entriß auch in ihren Ruinen den Reisenden und Kennern den Ausruf: „Steif und geschmacklos.“ Die beiden Collegen und Freunde gefielen sich in diesem Uebergange von lärmender Pracht zu verstummter Herrlichkeit, er versetzte sie in die angenehme Stimmung, wo man seine Phantasie wie ein Vögelein an seidenem Faden flattern läßt. Sie sahen im Geiste, wie der selige liebenswürdige Fürst in seinen letzten Tagen auf einem Rollwagen durch diese Alleen gefahren wurde, wie er nun wehmüthig zu seiner vergoldeten Reiterstatue hinaufblickte, wie Schönheit, Jugend, Talent hier um ein Lächeln vom Throne gebuhlt, bis ein tiefes Schweigen Alles eingehüllt hatte.

„Orte, wie dieser, sagte Treubold, sind treuer und dankbarer als Menschen und Thiere; sie betrauern ihren Wohlthäter für alle Zeiten, sind untröstlich für immer.“

„Wir, entgegnete Sainclair, werden bald die Schwermuth dieser Gegenden theilen; nicht nur in Poesie. Die langweiligen Tage, die uns nicht gefallen werden, sind vor der Thüre, das allerliebste Fieber der Neuheit wird vorübergehen, dann wird die Arbeit, die trockene, kommen, und vor Allem die lange unendliche Weile. Darum ist es gut,

daß wir früh Freunde wurden, uns über unser Geschäft erklären und verstehen, ja, es uns recht leicht machen können."

Treubold, den bei seiner Arbeitslust die letztere Aeußerung nicht sonderlich erbaute, drückte die Hand seines Freundes, und betrachtete diesen nochmals mit Wohlgefallen. Er sah einen jungen Mann der einnehmendsten Gestalt vor sich, hörte seine eigene Sprache mit einer Reinheit und Richtigkeit sprechen, die er noch in den Werken mancher neuen Geschichtschreiber seines Vaterlandes vermißte; das Fremdartige, welches die Aussprache hin und wieder bot, kam immer dem Wohllaut zu gut und erhöhte den Reiz der Rede. Die gemeinen, alltäglichen Wendungen, die das Wörterbuch aufzunehmen verschmäht, blieben weg, die Sprache schien aus den edelsten Büchern in's Leben zurückgekehrt zu sein. Er konnte sich nicht enthalten, dem liebenswürdigen Fremden die schönste seiner Landsmänninnen zur Gefährtin zu wünschen. Auf der Landkarte liegen Reiche und Länder, wie gefärbte unförmliche Donnerwolken neben einander, Wetterleuchten auf der Gränze — aber der Mensch, dem Menschen gegenüber, braucht nicht erinnert zu werden, daß beide auf keinem gefärbten Boden stehen. „Wenn doch, rief Treubold, wenn doch alles Gekritzel der Zeitungsblätter, alles Geschwätz der Reisenden, alles Geklügel der Geschichtschreiber, der wahren Menschenkenntniß weichen wollte, der zu Folge es nur Eine große Nation giebt: die Menschheit."

„Von ganzer Seele, rief Sainclair, wünsche ich mir kein anderes Weib, als eine Deutsche. Ich habe in Ihnen den trefflichsten Deutschen zum Freunde gewonnen, an Ihrer Seite erblickte ich das deutsche Mädchen, dessen blaues Auge — er schlug sich auf den Mund, woher weiß ich denn, daß dieses Auge blau ist? — doch, was werden Sie vom französischen Leichtsinn sagen! wir sprachen eben noch von Geschäften; nun, auch beim Mondschein läßt sich davon schwatzen. Regierungen, mein Freund, greifen sogenannte gelehrte Sachen, und nicht nur diese, wie Menschen von achtzehn Jahren an, und schaffen sich z. B. Bibliotheken an, um ihren Fleiß, während der Buchbinder gar nicht fertig werden will, ein wenig auf die lange Bank schieben zu können. Es mag, wenn Sie wollen, aus dieser Unterhandlung irgend eine Annäherung

der Völker erfolgen, die Hauptsache aber ist, daß man unsern Herren Botschaftern ein paar Bänder umhängen, und Ihres Herrn Marquis Gläubiger begünstigen will. Herr v. Brachenfeld ist, wie ich höre, ein kindergesegneter Familienvater."

Treubold hatte die Sache nicht von dieser Seite angesehen. Allerdings schien ihm schon früher, der deutsche Fleiß werde, wie bisher, die im Grunde nicht zahlreichen unregelmäßigen Zeitwörter der Franzosen in sein eisernes Gedächtniß einzuschreiben wissen, und von der andern Seite werde einiger Eifer die freilich weit zahlreichern unregelmäßigen deutschen Zeitwörter bemeistern können; aber das Brüderliche, was in dieser Unterhandlung lag, hatte ihn gerührt und bewältigt.

„Unsere Arbeit, fuhr der Franzose fort, ist leicht und schwer, wie Sie wollen; man kann sie mit Lachen in einer Viertelstunde abmachen, und mit Pedanterie Dekaden lang dehnen. Letztes wird hier der Fall sein; die eigentliche Arbeit wird auf unsern Schultern liegen. Von beiden Seiten gehören die Botschaftssecretarien, wenn ich nicht irre vierundzwanzig an der Zahl, zu der Blüthe des Adels; ihre Großväter haben dem Thron unermeßliche Dienste erwiesen. Diese Jünglinge werden keine Feder anrühren; sie werden vor der langen Weile wie Spreu zerstäuben und zerstieben; dann bleiben nur wir unsern Botschaftern. Wie diese sich verstehen werden, weiß Gott. Eins ist aber gewiß, sie werden sich täglich einschließen und einander zu nähern versuchen, sich zuletzt zanken und unverrichteter Sache abreisen. Um dieses zu verhüten, sei zwischen uns Eintracht und Vertrauen!"

Das Wort „Vertrauen" klopfte gerade an die Stelle in Treubold's Herzen, wo sein Kummer lag. Sein Freund hatte ihm so schnell seine Liebe bekannt, sollte er ihm seinen Gram vorenthalten? Er stürzte an Sainclair's Busen. Hier gestand er, wie sein sonst so verehrter Chef ihn durch die Frage nach seinem „Winterhaar" unausſprechlich gekränkt, ihn, so zu sagen, aus dem Kreise der Menschheit verwiesen habe.

Sainclair wollte vor Lachen ersticken und schrie: „Da erkenne ich meine Landsleute wieder!" Mit der größten Güte umarmte er seinen Freund Treubold, dem er wie einem kranken Kind liebkosete.

Wir rathen Jedermann, es mit bekümmerten Freunden ebenso zu halten. Treubold aber drückte sich an Sainclair's Herz, wie an das seiner Mutter, und weinte sich recht herzlich über sein „Winterhaar" aus.

Viertes Capitel.

Die Grammatik der beiden Freunde.

Schon am nächsten Morgen prüften beide Botschaften schwere Schläge des Schicksals. Der erste Botschaftssecretair Frankreichs, ein riesiger, junger, blühender Mann, ward von einem heftigen Seitenschmerze, den er schon während des Einzugs und Festmahls verspürt zu haben betheuerte, aber anfänglich der Langeweile zuschrieb, so sehr gemartert, daß der Botschaftsarzt Karlsbad als einziges Rettungsmittel verordnete, und den Marquis de la Tâtonnière fast herrisch bedeutete, er müsse sogleich seinen interessanten Untergebenen mit Beibehaltung seines ganzen Gehaltes und Aussicht auf nahe, gleichsam unvermeidliche Beförderung, in die böhmischen Bäder abreisen lassen.

Kaum war dieser abgegangen, so erschien sein nächster College in Thränen gebadet vor dem Marquis und erklärte ihm, „seiner Mutter zunehmende Kränklichkeit gestatte ihm nicht einen Moment der Ruhe, und seiner Handschrift nicht die mindeste Festigkeit; er müsse zu seiner angebeteten Mutter Füßen, und zu seinen ihm nicht minder theuern Pflichten gegen sie sich gerade nach Paris begeben." Auch dieses Gesuch unterstützten die Menschlichkeit und der Arzt als Seelenkenner. Wir übergehen alle schweren Prüfungen dieser Art, welche die Vorsehung keiner unserer beiden Botschaften ersparte. Es genüge zu sagen, daß beide Excellenzen sich bald allein fanden und mit Ausnahme zweier Secretarien, von denen der eine mit Bewilligung des Ministeriums nur für Botanik, der andere nur für Blumenmalerei lebte, blos noch Sainclair und Treubold um sich sahen. Das andere rauschende Geleite verlief sich auf unbegreifliche Weise; nur in den benachbarten Dörfern lagen noch einige Hunderte von Sprachmeistern umher.

In einer Mondnacht wurde der Marquis rein ausgestohlen, ihm blieb nur der Trost, daß sein Dieb den Namen eines gewandten Spitz-

buben verdiene. Er mußte aus der Tasche des Marquis die Schlüssel gemaust haben, mußte ein wahrer Oberon des Betrugs sein. Sein Schicksal war jedoch, nachdem er einen der feinsten Diplomaten bestohlen, von einem derben Hausknecht, dem er ein Trinkgeld schuldete, überrascht und eingebracht zu werden. Der Marquis umarmte eigenarmig den ehrlichen, uneigennützigen Hausknecht, der mit einer einzigen etwas geistlosen Tugend: Ehrlichkeit, alle glänzenden Eigenschaften der Südländer überbot. Darauf ließ er sich den Dieb vorführen und erstaunte, da der Mensch sich als einen Deutschen aus der Gegend von Schweinfurt bekannte. Der Marquis konnte sich nicht fassen. Nie hatte der Dieb Deutschland mit dem Rücken angesehen, war nie in Berührung mit romanischen oder slavischen Nationen gekommen. Der Marquis beschwor die Richter, ihr Verhör aufzuschieben, bat, des Diebes Taschen zu untersuchen, allwo sich ein sehr vergriffenes Büchlein vorfand, welches der Marquis zum Voraus für Klopstock's Oden, der Gerichtsschreiber aber, nach erfolgter Insicht, für Schinderhannes Leben erklärte. Der Marquis ließ den Botschaftsarzt kommen, um des Menschen Puls zu befühlen, indem er krank sein müsse und ein Deutscher im gesunden Zustande nicht so pfiffig stehlen könne. Der Arzt fand aber den Pulsschlag des Schweinfurters ganz normal und äußerte: „er wünsche Sr. Excellenz eine so vollkommene Gesundheit, als dieser Halunke besitze, für diesen Schurken aber könne man nur den Galgen empfehlen und verordnen." Drei Tage lang hielt der Marquis das Verhör so hin, immer irgend ein Krankheits-Symptom erwartend; zuletzt entzweite er sich mit seinem verdienstvollen, medicinischen Freunde und schalt ihn parteiisch, weil der Schweinfurter Verbrecher ihm eine goldene Taschenuhr entwandt habe, die sich nicht wieder finden wollte. Der Marquis selbst erklärte feierlich, er habe dem Verhafteten die vermeintlich entwendeten Sachen geschenkt, ein bloßes Mißverständniß habe auf den ehrlichen Deutschen den Anschein des Diebstahls geworfen. Indessen hatte der Dieb bereits ein zusammenhängendes Geständniß abgelegt. Der Marquis war untröstlich, er ahnte die Wirkungen der Folter.

Freilich wird hienieden nach einem Diamanten nichts so kostbar aufgehoben, als ein schlechter Kerl, wie die meisterhaft geflochtenen Gitter

unſrer Zuchthäuſer beweiſen; dennoch entſprang der Spitzbube, der uns eben beſchäftigte. In der Nacht hatte ſich ſein Kerkerthor geheimnißvoll geöffnet, eine Hand einen Zettel in die ſeine gedrückt, die Worte enthaltend: „Die deutſche Gerichtsbarkeit iſt eine blinde Tigerin. Sie werden einer That für ſchuldig gehalten, die, mit dieſer Liſt begangen, eine fremde, verzeihen Sie, geiſtreichere Nationalität verräth; fliehen Sie, Sie können es; kehren Sie in Ihr ehrliches, patriarchaliſches Schweinfurt zurück und ſegnen Sie die Hand von den Ufern der Seine, die aller Nationen Ketten, ſowie die Ihren, löſen möchte; bald wird Denken kein Verbrechen mehr ſein."

Der Spitzbube war ein Mann, der eine Gelegenheit zum Davonlaufen vollkommen zu ſchätzen wußte. Noch jetzt zeigt man Reiſenden eine Mauer, die ſeine Thränen benetzt haben ſollen.

Die ernſten Beſchäftigungen nahmen nun ihren Anfang. Die Grundlage der Verhandlungen wurde dahin feſtgeſetzt, daß die Herren Botſchafter die allgemeinen großartigen Prinzipien, die Hauptzüge des zu vollendenden Werks, verhandeln und feſtſtellen ſollten, mit Beſeitigung aller Einzelnheiten, während ihre Untergebenen, die, wie wir wiſſen, auf die beiden Privatſecretaire herabgeſchmolzen waren, das rein Techniſche durcharbeiten und ſichten würden. Ein großartiger Geiſt ſollte allen Arbeiten vorſtehen.

Treubold und Sainclair wurden mit einer ſynoptiſchen Tabelle des Materials beauftragt, wo die 120 franzöſiſchen und die 180—190 deutſchen unregelmäßigen Zeitwörter einander gegenüber geſtellt wurden.

Nebenfragen waren:

1) Von welcher Periode an die neuen Beugungen gelten ſollten?
2) Ob von beiden Seiten, der Billigkeit gemäß, die alten, unregelmäßigen Beugungen in einem gleichen Zeitraume außer Cours geſetzt werden ſollten?
3) Ob die regelmäßigen Beugungen alle anomalen Theile der Zeitwörter oder nur einige davon betreffen ſollten?

Die Unterhandlung wurde in große Conferenzen der Botſchafter und in Beſprechungen oder kleine Conferenzen der Privat-

secretaire abgetheilt. Die ersten hatten zweimal in der Woche, die letztern alle Tage statt. Der Telegraph schnitt unaufhörlich die wichtigsten Gesichter und winkte wie Anfänger in einer Declamationsstunde, bis er nach und nach schläfriger wurde. Die Herren Botschafter sahen sich nur unter vier Augen, und verbrachten mit einander in Geschäften täglich wenigstens zwei Stunden; den Privatsecretairen wurde nur das Wenigste von dem, was sie verhandelten, mitgetheilt. Trotz gegenseitig höchst unvollkommener Sprachkenntnisse soll sich das Gespräch doch immer in gleicher Lebhaftigkeit erhalten haben. Der Freiherr von Brachenfeld schauderte nach jeder Conferenz über den Leichtsinn seines französischen Gegners, und bewunderte eben so sehr seine glücklichen, praktischen Begriffe in der deutschen Grammatik; hingegen hielt der Franzose den Freiherrn für einen Mann von unermeßlicher Phantasie, tiefem, classischem Wissen und bedauerte nur, daß der bodenlose Reichthum seiner Gedanken ihn bei Handhabung eines fremden Idioms unbehilflich und verlegen mache. Derselben Schwierigkeit schrieb er, groß- und gutmüthig, die gänzliche Unwissenheit des Freiherrn in französischer Geschichte und Literatur zu, wo der Franzose begierig gewesen wäre, die Ansichten und Meinungen des gediegenen und originellen Mannes kennen zu lernen.

Unterhändler sind, wie Liebende, gern allein; darum wollen wir sie eine Zeit lang nicht stören. Wir sind immer in ehrerbietiger Entfernung vor der brütenden Henne gestanden, die brütende Unterhandlung kann von jedem Gebildeten dasselbe verlangen. Die Privatsecretaire, die sich alle Tage besser verstanden, füllten in Erwartung der Beschlüsse ihrer Botschafter die sogenannten kleinen Conferenzen mit eigenen Studien aus. Hier entstand nun, um der Unterhandlung ganz im Stillen eine nützliche Frucht zu bereiten, die Grammatik der beiden Freunde (grammaire des deux amis), ein Doppelthor zu den beiden Literaturen, ein Werk, welches lange vor Abschluß der Unterhandlungen beendet wurde und ihnen verdankt werden muß.

Frau v. Brachenfeld, Gattin des deutschen Großunterhändlers, eröffnete ihren Salon. Hier sollte Sainclair die Geberin jenes Straußes wiederfinden. Sie war ihm schon längst nahe. O Zufall und Liebe,

wäret ihr so große Wunderthäter, wenn ihr nicht vermöchtet, was uns so nahe ist, uns wie aus unermessenen Fernen zuzusenden; die Blumen, die auf unserm Wege blühen, wie Sterne aus dem Aetherblau zuzuwerfen, und den Mund, dessen Odem uns schon lange berührt, plötzlich wie einen überraschenden Himmel sich zu uns neigen zu lassen!

Der Salon der Großunterhändlerin war noch ein Nachglanz des feierlichen Einzugs, dessen flüchtige Elemente zum Theil schon verflogen waren und zu verfliegen drohten; die nahe jugendliche Hauptstadt forderte das Ihrige zurück, bereit die Untreue der Wiß- und Neubegier zu verzeihen. Mit gutem Fuge, denn was ist neugieriger, als eine Hauptstadt selbst?

Frau von Brachenfeld stand, keinen so nahen Abfall ahnend, am rauchenden Altare der Geselligkeit, von ihrem und der Gracchenmutter schönstem Schmucke, von ihren Kindern umgeben, zwei Töchtern und sieben Knaben, die unermüdlich Butterbemmen und Confect zum Thee herumboten.

Treubold beobachtete scharf und bange den Eindruck, den diese fast ganz deutsche Gesellschaft auf seinen Chef machen werde, bemerkte aber nichts Ungünstiges, vielmehr eine große Heiterkeit in den Zügen des Marquis, der mit einer stotternden, aber zudringlichen Magistratsperson in ein für den Zuhörer und selbst für den Zuschauer unbeschreiblich mühsames Gespräch gerieth, welches, um nur einigermaßen für den Unterhändler verständlich zu sein, die Kenntniß einer Menge von technischen Ausdrücken verlangt hätte, die der Magistratsperson im Französischen gänzlich mangelten. Der Marquis half mit Geberden, Zeichen, Winken und Vermuthungen sich und seinem Interlocutor. Er erklärte die Magistratsperson, als sie zum Spiele abgerufen wurde, für einen Mann von Verdienst, den man in Paris nach der ersten und zweiten Erscheinung zu schätzen wissen würde.

Sainclair war in einer Morgenstunde der Großbotschafterin und ihrer ältesten Tochter vorgestellt worden, hatte auch die sieben Knaben kennen gelernt. Die zweite Tochter, Seraphine, deren Visitenkarte er unter Rosen gefunden, war ihm noch fremd. Jetzt trat es leise rauschend an den Theetisch zur Rechten der Mutter. — „Meine zweite Tochter,

Seraphine," sagte die Freifrau. Sainclair vermeinte tausend Rosen zu sehen, zu athmen; zwei liebliche Wangen gingen in Purpur unter. — Er vernahm einen Schrei, und durfte einer Beschämten, Zitternden, Fliehenden nicht nacheilen. Die Mutter und die älteste Tochter sahen sich an und lachten; was nur irgend von den sieben Knaben in der Nähe war, eben so. Sainclair hätte in Verwirrung gerathen können, wenn das Entzücken ihn dazu hätte gelangen lassen. Indessen glitt über das Gesicht der Mutter Verlegenheit, bis Unwille eintrat. Sie versandte die älteste Tochter mit einem, aller physiognomischen Wahrscheinlichkeit nach, nicht gütigen Auftrage, gebot durch einen Circularblick den Anwesenden aus den sieben Knaben Unterlassung des Gelächters und entschuldigte bei Sainclair ihrer jüngern Tochter „Albernheit". Dieser war aus einem Beobachter plötzlich ein Träumer geworden. Die Entflohene war es also, aus deren Hand jener nunmehr verwelkte Strauß gefallen, den er ahnungsvoll neben die Karte gelegt, die er unter Rosen auflas und die ihm den holden Namen der künftigen Geliebten verkündete. Dieses Erschrecken ließ eine so schmeichelhafte Auslegung zu, daß seine Gedanken dabei vor Vergnügen stehen blieben, wie Libussens weißes Roß an der Stelle, wo Prag erbaut werden sollte. Ein wonniges Empfinden ergoß sich durch sein Herz. Auf immer konnte sie nicht verschwunden sein. Wie sah er nun mit zärtlichen Sohnesblicken den Vater der Geliebten an, als er in die Gegend gerieth, wo die beiden Unterhändler Equipagen-Verhältnisse besprachen! Wie leicht konnte ein fühlendes Herz den Unterschied wahrnehmen, der in Sainclair's Verbeugungen, seinem Chef gegenüber, eingetreten war! Jetzt fiel eine Pflicht, die er früher scherzend abgelehnt, schwer auf sein Herz — ach, das Glück erscheint dem armen Sterblichen selten, ohne eine schwere Pflicht an seiner Hand mitzubringen, aber ein edles Herz ruft auch dieser: Willkommen! Was für eine Pflicht? — doch vielleicht schwimmt unsere junge Heldin in Thränen.

So ist es; sie fühlt sich albern, unglücklich, todesbange, kindisch, unwürdig, feige und ohne Maß gekränkt. Eine vollständige Rechtfertigung und Entschuldigung ist in ihrem Kopfe, nicht eine muthige Sylbe auf ihren Lippen. Die älteste Schwester steht lachend und ermahnend

mit mütterlichen Aufträgen vor ihr. Seraphine iſt ein gehorſames Kind — ſie wankt in den Geſellſchaftsſaal zurück. — —

Jene ſentimentalen Romane, deren Muſter aus England und Frankreich nach Deutſchland kamen und hier angepflanzt wurden, hatten ſich gerade überlebt, als Seraphinen's Eltern jung genug waren, um nach den immer unbarmherzigen Geſetzen eines neuen Geſchmacks, den ehemals vergötterten mit Füßen zu treten. Der ausländiſche Witz läßt noch heute grauſam das arme Deutſchland dafür büßen, daß es jene, ſeitdem gewiß zu roh verſpottete Empfindſamkeit mitmachte. Dieſer Empfindſamkeit ſind ja ſelbſt die Schriftſteller der claſſiſchen Zeit der franzöſiſchen Literatur voll. Man hat mit Recht gefragt, welches deutſche Stück ſich, wie Racine's Berenice, mit „Ach" ende oder welcher deutſche Schriftſteller einen alten wollenen Unterrock, wie Rouſſeau, an ſein Herz gedrückt habe?

Wie dem auch ſei, die deutſche Empfindſamkeit wurde durch alle Weltgegenden bis Botany-Bai verſchrieen. Alle deutſchen Ehegatten und Vormünder gelobten ſich, aus ihren Kindern und Mündeln unromantiſche Naturen zu machen.

Um ſo mehr konnten Herr und Frau v. Brachenfeld dieſes Syſtem ergreifen, als ſie ſich ganz ohne Liebe geheirathet hatten. Blumen, Gedichte und Schwärmereien hatten in ihren Vor- und Nach-Flitterwochen keine Rolle geſpielt. Eine edle Frau aus früheren Zeiten hatte einſt dem Bräutigam geäußert: „Es ſei ſchade, daß man den Brautſtand, gewöhnlich die ſchönſte Zeit des Lebens, nicht verlängern dürfe." — „Mag ſein, erwiderte er trocken — ich eile, nicht der Braut wegen, denn Gott weiß, ob ſie häßlich iſt, ſondern wegen amtlicher Verhältniſſe." Der Name der edlen Frau wurde ſpäter im häuslich Brachenfeld'ſchen Kreiſe ein unbarmherziges „Hepp Hepp", welches jeden Ausbruch warmer Empfindung verfolgte.

„Sei natürlich" war die Ermahnung, die der väterliche und mütterliche Mund täglich den Kindern angedeihen ließ. Die Kinder, zuerſt von den Eltern beobachtet, beaufſichtigten ſich bald unter einander. In Kurzem galt jedes nicht lebloſe, farbloſe Wort für eine Eingebung der

Unnatur, wobei natürlicher Weise das wärmere Herz dem kälteren immer schonungslos von diesem benutzte Blößen gab.

So kam in dieser Familie eine Haltung, eine Sprache auf, aus denen alles Anschließende, alles Erwärmende durch eine Art strenger Censur verbannt war.

Wie nur in diese Familie der Name Seraphine hineingerieth?

Die Kleine, der er, wie ein immer schmerzendes Kleinod umgehängt wurde, einem Ring ähnlich, der uns immer den Finger blutig drückt, erhielt ihn von einer Tante, die sie zur Erbin eines großen Vermögens machen wollte, aber in ihrem siebzigsten Jahre eine unwiderstehliche Neigung für einen neunzehnjährigen Jüngling faßte und ihn, in seinen Armen sterbend, zum Universalerben ernannte. Das Nichtchen und Pathchen erhielt und behielt nichts, als seinen Romanen-Namen, den es mit himmelblauen Augen und einem runden Gesichtchen, das eine Madonnenhand gestreichelt zu haben schien, rechtfertigen und zu verdienten Ehren bringen konnte.

Aber seinen prosaischen Theil, die Erbschaftsaussicht, hatte der zarte Name durch das Wiederaufgrünen der Gefühle im Busen der Tante verloren. Nun fiel er seiner Trägerin als romantisch anspruchsvoll und unnatürlich zur Last, sie mußte für ihn, wie für eine eigene Wahl büßen. Freilich wurde dieser Vorwurf in ein halb scherzendes Gewand gekleidet. Da aber für ein Kind es nichts Gelehrteres giebt, als einen Scherz, und ein millionen Male wiederholter Scherz schlechterdings nichts anderes, als ein Ernst werden kann, wie der Bauer, der zum Ende des Schachbrets rückt, eine Figur, wo nicht eine Königin wird, bekümmerte dieser Name, ganz den Absichten seines, soviel wir wissen, noch unbekannten Stifters, Gründers oder Erfinders entgegen, die Kleine gar sehr. Der Herr Vater, den die abgeblühten Erbschaftshoffnungen grimmig wurmten, pflegte beim Erscheinen der harmlosen Seraphine alle phantastische Namen, die sich in ine enden mögen, aufzusuchen und ableiernd an einander zu reihen — von „Cölestine" angefangen. Da er meist mit dem hausbackenen Trine endete, brach die Kleine gewöhnlich nach dieser unväterlichen Litanei in bittere Thränen aus. Und, so schutz-, so waffenlos ist die arme Kindheit! nie kam in die Gedanken der Eltern, nie über

ihre und der älteſten Schweſter Lippen die natürliche Entſchuldigung: Seraphine habe ſich nicht ſelbſt Seraphine genannt. Nur einmal machte das Kind laut weinend dieſe Bemerkung — „Du wirſt auch nicht umgebracht, verſetzte der Vater mit großer Schärfe. Wenn man ſie nicht genau beobachtet, ſagte er zur Mutter, wird ſie eine rechte Romanheldin werden: Folge der beliebten poetiſchen Namen!“

Ueber Seraphinens Lippen kam kein Wort mehr zu ihrer Rechtfertigung, ſie ertrug ihren Namen mit allen ſeinen romantiſchen Gebrechen in ſchuldbewußter Bangigkeit und bemühte ſich auf das Redlichſte, natürlich und ungezwungen zu ſein. Wenn ſie nur eigentlich gewußt hätte, was natürlich und ungezwungen iſt!

Unter ihren ſieben nachgeborenen Brüdern war einer, deſſen felſenhartes Herz keiner Aufwallung des Gefühls fähig war; er war ein geborener Egoiſt und ſonderte ſich unter ſeinen zahlreichen Geſchwiſtern gänzlich ab. Eltern beurtheilen ihre Kinder meiſt ſo oberflächlich, wie die große Welt den Fremdling, und beharren mit Halsſtarrigkeit in einmal gefaßten Meinungen. So war dieſem unliebenswürdigen, unbegabten Knaben von der Mutter eine erhabene Geiſtesrichtung, ein Sinn abgeſchloſſener Größe und eine große Richtigkeit des Gefühls beigeſchrieben worden.

Er ſtand allein in der Mitte dieſer Familie, unberührt vom Vorwurfe der Unnatur und Erkünſtelung, ein hämiſcher Beobachter der jugendlichen Empfindſamkeit ſeiner Geſchwiſter. Wie eine Akademie hatte er mit Hülfe der Eltern die Sprache beſchränkt und eine Menge pathetiſcher Ausdrücke außer Gebrauch geſetzt, unter denen die Namen Vater, Mutter, Bruder und Schweſter vorkamen, die Seraphine beim Vorleſen „gar ſo declamatoriſch“ ausſpräche. Es bedurfte mancher Umſchreibung, um dieſe Namen zu vermeiden.

Nie hatte Seraphine ein Herz für dieſen Bruder faſſen können, und mußte ihn ſich doch nach und nach zum Muſter nehmen, ſich einer Cenſur unterwerfen, die, wenn ſie ja bei Vater und Mutter in Vergeſſenheit zu fallen drohte, er und ihre älteſte Schweſter unerbittlich wieder ſchärften.

So war Seraphine in ihren ſchönſten Lenz getreten; nicht zu ihrer Freude! Die Ermahnungen, natürlich und ungezwungen zu ſein, hat-

ten an Nachdruck gewonnen. Die Befangenheit, welche des Lebens ahnungsvollste Zeit mit sich bringt, machte sie ängstlicher für den beobachtenden, doch keineswegs scharfen Blick ihrer Mutter, die Scherze wohlmeinender Anverwandten und Bekannten, die ihre Freude an dem schönen, heranwachsenden Mädchen hatten, brachten Gespräche hervor, worin von den Eltern halb ernst, halb lachend Fragen aufgeworfen wurden, für deren Beantwortung sie keinen Ton zu finden wußte, weil sie zu ernst oder zu leichtsinnig zu entgegnen fürchtete. Sie entschied sich, ernst zu antworten, und erregte Lachen, indem man nicht erwartet habe „sie so vorbereitet zu finden". Sie versuchte zu scherzen. Man staunte über ihre Naivetät, ihre Antwort wurde in der Familie sprichwörtlich. Man kam nun auf den Zustand ihres Herzens: „ob sie vielleicht gar schon gewählt?" — Die sieben Knaben erhoben, theils im Zimmer gegenwärtig, theils im Nebenzimmer horchend, ein Gelächter. Seraphine brach in Schluchzen aus. Die Mutter schloß sich mit ihr ein, in einem nicht ungütigen, leider aber halb neckenden Tone ihr zusprechend: „es ist ja verzeihlich, wenn du auch die süße Sehnsucht spürest, wovon so viel in Romanen gesprochen wird, die du freilich erst fünfzehn Jahre später hättest lesen sollen. Wir werden deinem Glücke, wenn du es durchaus gefunden zu haben meinst, nicht im Wege stehen, wenn es aber blos Schmeicheleien sind, die deiner Eitelkeit zu Kopfe gestiegen, blos eine Lafontaine'sche Narrheit, so wird uns, die wir zuletzt befragt wurden, nicht verargt sein, nein zu sagen. Wenn du einmal selbst eine zahlreiche Familie haben wirst, die nicht gerade sehr wünschenswerth ist —" sie schloß lächelnd, ohne zu vollenden.

Seraphine sank auf die Knie und schwur, sie wünsche sich gar keine Familie, sie habe keine Neigung, ja, sie könne die Männer nicht leiden.

Die Mutter lächelte nochmals und gab Seraphine ihren Geschwistern wieder, die sie mit ihrer ersten Liebe neckten, „die ja ewig sein sollte!"

Man denke an die Memoiren der Schwester Friedrichs, der Markgräfin von Baireuth, an die Stelle zumal, wo diese Fürstin, als sie das erste Muttergefühl empfand, von ihrer eigenen Mutter dem Gelächter preisgegeben wird.

(Wird fortgesetzt.)

II.

Baronin Judith.

Ein Charakterbild.

Von

L. Mühlbach.

Baronin Judith war Gisela's einzige Schwester, mehr noch, sie war ihre einzige Verwandte; das Schicksal hatte hier zwei weibliche Wesen aneinander gekettet und zur Neigung gezwungen, zwei Wesen, deren Wege außerdem eine ganz entgegengesetzte Richtung hätten einschlagen mögen, und deren Neigungen sich stets nur feindlich berühren zu können schienen. Verschieden im Alter, verschieden im Charakter und der Gesinnung, verschieden in allen ihren Wünschen und Gedanken, war nichts, was diese beiden ungleichen Wesen aneinander band, nichts als diese äußere Fessel zufälliger Verwandtschaft, welche selten und nur in den glücklichsten Fällen, etwas Anderes ist, als eine Zwangsjacke, die den Schrei des Unwillens, des Zorns, die Haß und Widerwillen, Gleichgültigkeit und Abneigung zurückdrängt, gewaltsam zurück in die Brust, und uns nöthigt, aus unserm Gesicht eine Larve zu machen, die Freundlichkeit und Liebe, und nichts, wie Liebe zeigt. Denn den Bruder, die Schwester, welche ein blindes Geschick an deine Seite gestellt, nicht lieben, nennt die Welt ein Verbrechen. Als ob das Herz, die Seele, etwas wissen könnte von den Banden und der Gemeinschaft, die nur in dem Blute ihre Begründung haben, als ob die Liebe nicht etwas Erhabeneres

wäre, als eine Wallung des Blutes, ein Ungefähr, dem du nicht dein freies Menschenrecht entgegensetzen darfst, dem du blind, willenlos dich ergeben mußt! Eine Geliebte verlassen, von dem Freunde deiner Jugend dich kalt abwenden, das sind Dinge, welche die Welt verzeiht und für welche sie dir gern die Entschuldigung gestattet, daß das Herz und die Neigung sich nicht gebieten, daß Liebe sich nicht erzwingen lasse, daß das Leben, die Erfahrungen den Charakter ändern und den Freund vom Freunde entfernen. Aber eine Schwester verlassen, von ihr sich kalt abwenden! das ist eine That, welche die Welt mit dem Anathem des Verbrechens belegt, und für welches sie keine Entschuldigung kennt und keine Nachsicht.

Und solche Tyrannei der Verwandtschaft war es, welche Judith und Gisela verband und zur Liebe nöthigte. Die Kinder Eines Vaters, Einer Mutter, die Kinder Einer Liebe, war doch dies das Einzige, was ihnen gemeinschaftlich angehörte, was sie beide ihr Eigen nannten. Unfern von der kleinen Residenzstadt, in welcher sie jetzt wohnten, auf dem reizend belegenen Landsitz ihrer Eltern hatten die beiden Schwestern die Tage ihrer ersten Kindheit verlebt, aber nicht gemeinsam, sondern eins nach dem andern, denn Judith zählte schon fast zehn Jahre, als Gisela geboren ward, und so hatten sie nicht einmal gemeinsame Erinnerungen froh verlebter Kinderjahre, glücklicher Kinderspiele. Wenige Jahr nach Gisela's Geburt war ihr Vater, der Baron von Waidmann, gestorben, seine Vermögensumstände in einer Zerrüttung zurücklassend, die seiner Witwe um so erschütternder war, je weniger sie ein solches Ungemach vorausgesehen und geahnt hatte. Die köstliche, auf das Geschmackvollste eingerichtete Villa mußte verkauft und verlassen werden, mit ihr der reizende im großartigsten Styl angelegte Park, die Equipagen, die Dienerschaft, die reichen Livreen, das Alles verschwand, und begleitet von ihren beiden Kindern und einer einzigen treuen alten Magd, bezog die Baronin Waidmann ein einsames kleines Jagdschloß mitten im Walde, das Einzige, was ihr, außer einem kleinen, kaum zum Lebensunterhalt ausreichenden Capital, aus den Tagen früheren Glanzes geblieben war. — Dieser Wechsel war der damals zwölfjährigen Judith erster Schmerz; sie hatte nicht geweint bei dem Tode ihres Vaters, den sie

nur gefürchtet, nimmer geliebt hatte, ihr Herz war ungerührt geblieben bei dem Abſchied von den ſchönen Gartenplätzen, die ihre kindiſchen Spiele und Freuden geſehen, von den Dienern, die weinend ihr die Hand zum letzten Gruße darreichten, und unter Thränen das Schloß verließen, in welchem ſie, Dank dem milden freundlichen Walten der Baronin, nur Gutes genoſſen, aber als die ſtattlichen Equipagen fortgeführt, als die koſtbaren Meubles verkauft waren, da weinte Judith, und warf ſich troſtlos in die Arme ihrer Mutter.

„Oh, ſagte ſie ſchluchzend und zitternd vor Schmerz, von nun an werden wir alſo, wie das geringſte Bauermädchen, zu Fuße auf der Straße gehen, und gleich dieſem demüthig bei Seite treten müſſen, wenn irgend eine Equipage daher kommt.“ Vergebens waren die freundlichen Troſtesworte ihrer Mutter, Judith's Herz blieb unempfindlich für die Zeichen mütterlicher Liebe und Theilnahme, und wenn ſie es über ſich vermochte, hinfort nicht mehr zu klagen, ſo geſchah dies weniger aus Schonung für ihre leidende unglückliche Mutter, als aus einem ihr innewohnenden Stolze, der ihr verbot, da zu klagen, wo jede Klage fruchtlos ſei. Judith lernte ſchweigen, aber der Kummer, nach außen hin erſtickt, fraß ſich um ſo tiefer in ihr Inneres, und zerſtörte dort, gleich einem wüthenden Feuer, die letzten Blüthen ihrer Kindlichkeit und Jugendfriſche. Judith war plötzlich erwachſen und gereift, trotz ihrer zwölf Jahre, ſie floh die Kinderſpiele und die Jugendluſt, und das heitere Lachen der zweizährigen Giſela erregte in ihr einen geheimen Widerwillen gegen das Kind, das mit ſeinen hellen Augen ſo heiter und glücklich in die Welt hineinſchaute, und nichts begriff von dem, was es verloren. Judith aber begriff und verſtand dieſen Verluſt täglich neu, und jeder Tag erbitterte ihr Herz mehr und mehr. So zogen langſam die Jahre über ihrem Haupte dahin; ſie hatte aufgehört ein Kind zu ſein; ſie war herangereift zur Jungfrau, aber ihren Wangen fehlte die Roſenblüthe der Jugend, ihren Lippen das ſanfte Lächeln junger Mädchen; ſie waren oft feſt aufeinander gepreßt, als dränge ſie gewaltſam einen Schrei des Zorns oder des Unwillens zurück; ihre Wangen waren von einer durchſichtigen Bläſſe, und auf ihrer hohen, von dunklen Locken beſchatteten Stirn wohnte nur Unmuth und Stolz. Sie hatte es gelernt, mit

Worten zu schweigen über ihren Kummer, aber ihr bleiches Antlitz sprach für sie, und bei jeder neuen Entbehrung, die Judith mit stillem Ingrimm „Demüthigung" nannte, bei jedem neuen Anlaß, der sie an ihre Armuth und Dürftigkeit erinnerte, blitzten Judith's Augen im Feuer des Zorns und gekränkten Stolzes. Hatte ihre sanfte, still ergebene Mutter es zuweilen versucht, diesen Schmerz ihrer jungen Tochter zu sänftigen, und ihr Herz zu erweichen zu mildern Gefühlen, so waren diese Versuche nur die Veranlassung gewesen, daß Judith sich mehr und mehr von ihrer Mutter zurückzog, und mit einer Art überhebender Verachtung heimlich meinte, ihre Mutter begreife weder der Tochter edlen Schmerz, noch habe sie Sinn für die tiefe und ungerechte Kränkung ihrer Ehre. Reichthum und Ansehen, das nannte Judith Ehre, und sie begriff weder ihrer Mutter edle Resignation, noch das kindliche Lächeln ihrer Schwester Gisela; o wie verwundete das Jauchzen und Lachen dieses Kindes ihr Herz, und wie oft floh sie vor diesem Lächeln in die Stille ihres kleinen Gemaches, oder in die Einsamkeit des Waldes, sich niederwerfend unter den hohen Bäumen und unter ihrem Rauschen endlich ihrem Grimm, ihrem verhaltenen Zorn Worte gebend, und in bittere Klagen und Verwünschungen ausbrechend gegen ihr Geschick. Aber in minder aufgeregten Stimmungen waren es andere Gefühle, die Judith hineinlockten in die Stille und das Schweigen des Waldes. Wie schön ließ es sich träumen in dieser Waldeinsamkeit, und wie lieblich begleiteten die Bäume mit ihrem Rauschen und Flüstern die geheimen Gesänge ihres Herzens! Judith hatte auch ihre jugendlichen Träumereien, aber diese bezogen sich alle auf die Welt, und wenn sie mit hochklopfendem Herzen und blitzenden Augen sich den Gemahl dachte, den die Zukunft ihr bringen sollte, so malte sie ihn nicht mit jenen glänzenden Farben der Schönheit und des Lichts, mit denen sonst junge Mädchen gewohnt sind, ihr „Ideal" zu verklären, so träumte sie nicht von all den herrlichen Eigenschaften, von den hohen Tugenden, die ihn schmücken, von der Jugend und Schönheit, die er besitzen müsse, so erröthete sie nicht in jugendlicher Sehnsucht und in Liebesverlangen, sondern sie sagte mit einem stolzen Lächeln: „und mag er sein, wie er will, mag er häßlich sein und ungestaltet, wenn er nur vornehm ist; ist er alt, um so besser, so wird

er nicht verlangen, daß ich ihn liebe, und mir wird diese Heuchelei erspart; sei er alt und häßlich, wenn er nur vornehm ist und reich, wenn er mich nur einführt in die Welt, in die glänzende, schöne Welt!" —

Und bei dem Gedanken an diese schöne Welt, unter welcher Judith nichts weiter verstand, als die sogenannte große Welt der Salons, bei diesem Gedanken durchflog ein freudiges Zittern die edle Gestalt des jungen Mädchens, und ihre bleichen Wangen färbten sich, ihre Lippen lächelten, denn nun zogen glänzende Bilder der Zukunft an ihrer Seele vorüber, sie sah sich inmitten ihres kostbar geschmückten Salons, umringt von demüthigen Verehrern, in kostbarer, fürstlicher Toilette, sie sah alle Augen der Männer bewundernd auf ihr ruhen, sah den schlecht verhehlten Neid und Zorn der Damen; die Gegenwart mit ihren Entbehrungen war vergessen, und erst wenn sie bei dem lauten Ruf des Entzückens, der von ihren Lippen drang, zusammenschrak vor ihrer eigenen Stimme, erst dann erwachte sie aus ihren seligen Träumen, und erinnerte sich mit Schaudern, daß sie nicht Wirklichkeit gewesen. Diese Träume aber nun zur Wirklichkeit zu machen, das war es, was unablässig Judith's Gedanken beschäftigte, was ihrer Jugend die Heiterkeit, ihrem Munde das Lächeln nahm. Daß die Zukunft sich ihren Wünschen gemäß gestalten werde, das schien ihr unzweifelhaft gewiß; sie glühte nur diese Zukunft schon Gegenwart zu nennen, sie fragte nur jeden Tag sich selber: „wann endlich wird der kommen, der mir Reichthum und Glanz giebt," sie zweifelte aber niemals, daß er kommen werde. Und war es vielleicht ihr starker Wille, der das Schicksal zwang ihr zu dienen, und zu gehorchen, wie der strenge Blick des Menschen den Löwen zähmt, daß er sich schweigend und gehorsam schmiegt an die Füße des Menschen?

Sie hatte noch nicht ihr achtzehntes Jahr erreicht, als ein Zufall den reichen, alten Hofmarschall aus der nahen kleinen Residenzstadt mit ihr bekannt machte. Die Kühle und Frische des Waldes hatte den alten Herrn gelockt, seinen Wagen zu verlassen, und zu Fuß durch den Wald zu wandeln, während sein Wagen am Ausgange desselben seiner harrte. Judith lag versunken in ihre Zukunftsträume unter einer Eiche, und als sie den alten Herrn, auf dessen Brust Ordenskreuze glänzten, langsam daher

schreiten sah, da rief Alles in ihr: „Das ist Er! Das ist dein Gemahl!“ Sie schien aber den Hofmarschall, der sie jetzt mit freudiger Ueberraschung durch seine Lorgnette betrachtete, gar nicht zu bemerken, und blickte träumerisch hinauf in die Wolken, sanft und anmuthig hingelagert in das Gras; wie oft hatte sie diese Stellung versucht, wenn in ihren Phantasieen es ihr geschienen, als würde der Gemahl sie so zum ersten Male sehen, — wie viele andere Stellungen noch hatte sie geprüft, wie sehr hatte sie alle Möglichkeiten überlegt, wie und wo sie zuerst von ihm gesehen werden könnte. Ueberraschend konnte ihr sein Erscheinen nimmer kommen, sie war in jeder Stunde seiner gewärtig, immer kampfgerüstet, immer die Pfeile ihrer Blicke bereit haltend ihn zu verwunden; gleich den muthigen und gefürchteten Kriegern des Alterthums legte sie niemals die Rüstung und die Waffen ab, um nimmer von dem Feinde, den sie besiegen wollte, überrascht zu werden. Jetzt also war er endlich da, ihr künftiger Gemahl, sie hatte ihn so lange erwartet, sie war seines Kommens so gewiß gewesen, deshalb konnte sie so ruhig sein; sie blickte hinauf zum Himmel, und ihre Augenlider zuckten nicht einmal, auf ihren Lippen spielte nur gerade das Lächeln, das sie für diese Situation sich eingeübt, und langsam und ruhig ging der Athem aus ihrer Brust hervor. Und einige Schritte von ihr, halb versteckt hinter einem Baume, um die schöne Träumende nicht zu stören, stand der alte Hofmarschall, noch immer nach der schönen Gestalt des Mädchens hinblickend durch seine goldene Lorgnette, und ganz trunken vor Entzücken über diese stolze glänzende Schönheit. Dazu rauschten die Bäume und flüsterte es in den Zweigen, in denen muntere Waldvögel zwitscherten, und durch welche hier und da die Sonne goldene Glanzpunkte streute, und durch ihr helles Licht die Schatten vertiefte. Wald und Stille umgaben sie, und gleich dem Jäger, der, hinter dem Baume versteckt, jede Bewegung der arglosen Beute mit achtsamen Auge verfolgt, so stand der alte Hofmarschall, während Judith anmuthig und schlank wie ein Reh im Grase ruhte und mit glänzenden Augen arglos schien. Aber diese Scene dauerte ihr zu lange, sie eilte sie zu beenden. Ihre Augen senkten sich, und jetzt schien sie den Lauscher zu gewahren. Sie schreckte zusammen, und ein leises Ach! entfloh ihren Lippen. Dann sprang sie auf, und wollte entfliehen.

Aber der entzückte alte Herr trat ihr mit flehenden Entschuldigungen entgegen, er nannte seinen Namen, und führte sein Alter als einen Sicherheitsgrund für Judith an. „Man wird mich für Ihren Urgroßvater halten," sagte er lächelnd, und Judith schüttelte verneinend das Haupt; das schmeichelte dem alten Herrn, und als das schöne Mädchen trotz seines Alters ihn dennoch zu fürchten und zu fliehen schien, machte ihn der Gedanke stolz, daß er also noch gefährlich sein könne, ungeachtet seiner weißen Haare. Er erbat die Gunst, Judith mindestens zu ihrer Wohnung geleiten zu dürfen, und als ihm dies gestattet worden, wandelten sie beide langsam weiter. Aber es lag nicht in Judith's Plan, dies tête à tête so schnell zu beenden, und sich immer den Anschein gebend, als eile sie schnell und ängstlich dem Hause zu, führte sie ihn auf weiten Umwegen durch den Wald, ihn durch lebhafte, geistvolle Unterhaltung seine Ermüdung und Erschöpfung vergessen machend. —

So war die Bekanntschaft eingeleitet, und bald legte die kluge Judith immer engere, immer dichtere Fäden um den alten Herrn, sie umstellte ihn mit sichern Netzen, sie schmeichelte seiner Eitelkeit, sie lockte ihn durch ihre vielversprechenden, glänzenden Blicke, sie seufzte, wenn er ging, sie bebte, wenn er ihre Hand faßte, und schlug die Augen nieder, wenn er es wagte, seinem Entzücken über sie Worte zu geben. Dank all' diesen, klug angewandten Mitteln war Judith im Laufe weniger Wochen die Braut des glücklichen Hofmarschalls, der in stolzer Wonne meinte, eine Eroberung gemacht zu haben, während er es war, der erobert worden. Judith jauchzte vor Glück und Stolz, und obwohl sie ihren alten geckenhaften, süßlichen und lüsternen Verlobten verabscheute, warf dies auch nicht den leisesten Schatten auf ihre sonnenhelle Zukunft und beunruhigte sie nicht. Das Ziel war erreicht; was kümmerte es sie, durch welche Mittel! Nach wenigen Monden ward sie des Hofmarschalls und Barons von Wimprecht Gemahlin, und als sie an der Hand des Gemahls die Kirche verließ, als sie vor derselben den eleganten, mit vier köstlichen Pferden bespannten Reisewagen gewahrte, auf dessen Wagenthür die vereinten freiherrlichen Wappen prangten, da zitterte diese Hand, die doch nicht gezittert, als sie sie zum ewigen Bunde in die Hand des Greises gelegt. Ohne Thränen nahm sie Abschied von ihrer

Mutter und Schweſter; ihr Herz ſchlug nur in Freude, denn jetzt endlich waren dieſe Feſſeln der Armuth von ihr geſunken, und die Welt ſollte ihre glänzendſten Bilder vor ihr entfalten. Der Mode gemäß wollte das junge Paar erſt eine größere Reiſe unternehmen, bevor ſie ihren bleibenden Wohnort in der kleinen Reſidenzſtadt W..... aufſchlugen, und der Fürſt hatte, freundlich geſinnt, ſeinem Hofmarſchall auf drei Jahre Urlaub ertheilt. Erſt nach dieſer Zeit wollte Judith dem Hofe, der Geſellſchaft vorgeſtellt werden, denn ihr ſcharfer Verſtand ſagte ihr, daß noch Manches an ihrer Weltbildung fehle, und daß, um eine glänzende Stellung in der Geſellſchaft einnehmen zu können, ſie erſt eine vollendete Weltdame werden müſſe. Dieſer Gedanke erſetzte bei ihr das höhere Intereſſe für wiſſenſchaftliche Beſtrebungen, ſie war lernbegierig, nur aus dem einzigen Grunde, um mit dem Erlernten ſpäter glänzen zu können. Paris und Rom, London und Wien wurden von dem jungen Ehepaare beſucht, und überall war Judith bemüht, ihrem Geiſte ein höheres Verſtändniß der Kunſt und Wiſſenſchaft zu geben; ſie lernte an den Gemälden und Statuen, die ſie bewunderte, in den Bibliotheken und Muſeen; ſie beſchäftigte ſich mit den neueren Sprachen, und als ſie dieſe inne hatte, wandte ſie ſich den alten zu; bald war es ihr Stolz, den Horaz und Virgil in der Urſprache leſen zu können, und für alle aufgewandte Mühe fühlte ſie ſich entſchädigt, wenn irgend ein berühmter Gelehrte dieſe ihre hohe und gründliche Gelehrſamkeit bewunderte, eine Gelehrſamkeit, die ſie nur mit der bitterſten Langeweile ſich zu eigen gemacht. Bald hatte ſie in Rom, wo ſie ſich längere Zeit aufhielten, den Triumph erlangt, die berühmteſten Männer in ihrem Salon um ſich verſammelt zu ſehen, ſich von den Männern der Wiſſenſchaft „die gelehrte Frau", von den Malern „die Künſtlerin", von allen ihren Anbetern aber „die ſchönſte Frau der Welt" nennen zu hören. Den beiden Erſtern verzieh der Hofmarſchall dieſe Anbetung ſeiner Frau, die Letztern aber, die Anbeter, haßte er von Grund ſeiner Seele, und oft verlangte er mit eiferſüchtiger Heftigkeit, ſeine Gemahlin ſolle dieſe aus ihrem Salon verbannen. Hierzu aber war Judith am allerwenigſten geneigt, und als der Hofmarſchall ihr heftige Vorwürfe machte, als er ſie eines Liebesverhältniſſes mit dem ſchönen Grafen Oskar beſchuldigte,

fragte sie ihn mit kalter Ruhe, ob er es nicht natürlich finde, daß auch ihr Herz endlich erwache und in Liebe erglühe!

„Sie lieben mich also nicht? fragte ihr Gemahl zitternd vor Schmerz und Zorn. Sie haben mich also nie geliebt, auch damals nicht, als Sie zitternd und erröthend mir Ihre Liebe gestanden?"

„Und wie konnten Sie glauben, theuerster Baron, sagte Judith ruhig und kalt, wie konnten Sie glauben, daß dies mein Ernst sei?! Wie durften Sie eine solche Unnatur nur denkbar halten! Ein junges, unschuldiges Mädchen von achtzehn Jahren sollte einen alten, welken, hinfälligen Greis lieben können! Mein junges heißes Blut sollte für Sie haben erglühen, mein Herz für Sie klopfen können! Denken Sie besser von mir, Baron, und gestehen Sie zu, daß mein Herz mindestens zu unverdorben ist, um so freveln zu können gegen die Gesetze der Natur!"

„Mein Gott, und Sie wagen mir das Alles zu sagen?" fragte der Hofmarschall mit weinerlicher Stimme.

„Warum sollte ich es nicht wagen? fragte Judith ihn verächtlich betrachtend, und spöttisch lächelnd über seinen ohnmächtigen Zorn. Warum sollte ich Ihnen, der Sie mir am nächsten stehen, mir am innigsten verbunden sind, warum sollte ich Ihnen nicht mein Inneres unverhüllt zeigen, Sie sonder Scheu in meine Seele blicken lassen? Ach, man muß in der Welt so viel heucheln, so viel Verstellung üben, daß man es dankbar erkennen muß, wenn es uns einmal gestattet ist, die Wahrheit zu sagen!" — Sie nahm dabei eine so klagende empfindsame Miene an, daß der Hofmarschall, empört über die Grausamkeit und Ironie dieses Weibes, keine Worte fand für seinen Zorn, und sich krampfhaft an den Lehnsessel anklammerte, in welchem sein Podagra ihn gefangen hielt.

Judith lachte laut über seine seltsamen Bewegungen und Zuckungen, und fragte mit anscheinender Theilnahme: „Aber Sie leiden, bester Baron? Mein Gott, Sie machen mich ängstlich, denn in Ihrem hohen Alter ist auch das kleinste Unwohlsein gefährlich, und kann leicht tödtlich werden."

„Quälen Sie mich nicht länger, Judith, ſchrie der Hofmarſchall außer ſich. Sie kennen meine Angſt vor dem Tode, Sie wollen mich ermorden, Judith, Sie wollen meinen Tod!"

„Und warum ſollte ich den wollen? ſagte ſie mit eiſiger Kälte. Im Gegentheil, es iſt ganz bequem, einen alten ſtumpfen Gemahl zu haben, der gewiſſermaßen der Tugendmantel einer jungen ſchönen Frau iſt. Sehen Sie, theurer Freund, das bedachte ich, als ich Ihnen meine Hand reichte, und darum bezwang ich den Widerwillen, den der Gedanke mir einflößte, Ihre Gemahlin zu ſein!"

„Gut, gut, ſchrie der Baron, Sie ſollen dieſen Widerwillen nicht länger bezwingen dürfen. Ich werde Ihnen bereitwillig die Hand zur Trennung reichen; ja noch heute werde ich ein Geſuch um Scheidung einreichen!"

„Das wollen Sie thun? fragte Judith ihm näher tretend, und ihn mit zornig blitzenden Augen betrachtend. Sie wollen es wagen, ſich von mir zu trennen? Sie wollen das Gelächter des Hofes, das Geſpött der ganzen Welt werden; Sie wollen der Welt es verrathen, daß Sie ein alter Geck waren, der es für möglich hielt, daß ein junges ſchönes Mädchen ihn liebe, und der jetzt zu der Einſicht gekommen, daß ſie ihn haßt oder verachtet? Sie wollen einſam ſterben und unbeweint, umringt von gekauften Dienern, die Sie langſam vergiften, ja die Sie vielleicht ermorden werden, nachdem Sie Ihnen Alles geraubt und geſtohlen, was Sie beſitzen?"

Judith hatte hier mit grauſamer Klugheit des Hofmarſchalls größte Furcht und Sorge zum Kampf wider ihn heraufbeſchworen, und ſie lächelte jetzt, als ſie ihn auf ſeinem Seſſel ſich winden ſah in furchtbaren Qualen und laut ächzen in entſetzlicher Angſt. —

„Sie wollen das einzige Herz, welches es treu mit Ihnen meint, verſtoßen, ſagte ſie dann mit weicher, zitternder Stimme, Sie wollen ſich trennen von der, die allein auf Erden Theilnahme für Sie fühlt und allein mit Thränen wirklicher Rührung an Ihrem Sterbebette ſtehen und Ihnen weinend die Augen zudrücken wird?"

Der Hofmarſchall ächzte laut, und ſtreckte flehend die Hände empor, als wolle er Judith um Schonung und Erbarmen bitten. Sie aber

fuhr erbarmungslos fort: „Nun, wohlan, so sei es dann! Ich werde Sie verlassen! Ich will Ihnen nicht mehr zur Last fallen durch meine Gegenwart! Nun wohl, mein Herr, ich gehe! Ich werde arm, wie ich war, zurückkehren in die Einsamkeit und den Frieden meines väterlichen Hauses, und nimmer sollen Sie wieder von der armen, verstoßenen Judith hören!"

Hier schien ihre Stimme in Thränen zu ersticken, und mit einem tiefen Seufzer wandte sie sich der Thüre zu. — Judith kannte ihren Gemahl, sie kannte ihre große Gewalt über ihn, und seine thörichte Leidenschaft zu ihr; sie wußte, daß sie Alles wagen dürfe, um das zu erreichen, was sie wünsche, und sie hatte diese Scene heute absichtlich herbeigeführt, um ihr Verhältniß zu dem Gemahl ihren Absichten gemäß zu bestimmen und festzustellen. Denn in der That bedrückte es sie, das Spiel und die Heuchelei einer zärtlichen Gattin, die sie vor der Welt so gut zu spielen wußte, auch bis in die innersten Gemächer ihres Hauses fortsetzen zu müssen und auch den Hofmarschall selbst an ihre Zärtlichkeit für ihn glauben zu lassen.

Als sie sich jetzt der Thür zuwandte, schrie der Hofmarschall laut auf vor Angst und Schreck. „Judith, Du willst mich verlassen, rief er dann angstvoll, und fand die Kraft sich aus seinem Sessel aufzurichten und zu ihr zu eilen. Judith, wiederholte er, ihre Hand fassend und sie ängstlich zurückziehend von der Thür, an der sie lehnte, Judith, Du darfst, Du sollst nicht gehen. Du bist mein Weib, und ich, als Dein Gemahl, ich befehle Dir, mich nicht zu verlassen!"

„Muß ich nicht gehen, da Du mich verstoßen hast?" fragte sie schluchzend.

„Bleibe, bleibe, meine Judith, flehte er, ich war ein Wahnsinniger, als ich das sagte. Ach, Du weißt es wohl, daß ich es nicht vermag, mich von Dir zu trennen, Du weißt es wohl, daß eine Scheidung von Dir mich tödten würde. Denn Du weißt es, Judith, daß ich Dich anbete, daß jeder Blick von Dir mich entzückt, daß es mir schöner scheint, von Dir gemißhandelt zu werden, als Dich nicht sehen zu sollen. Judith, Judith, Du weißt es, daß ich nicht leben kann ohne Dich!"

Hier vergaß der Hofmarschall sein Alter und sein Podagra, und sank nieder vor seinem Weibe, die mit einem grausamen Lächeln zu ihm herniederblickte. Dann wimmerte er laut, denn der physische Schmerz machte sich jetzt in seiner ganzen Heftigkeit fühlbar, und zu den Füßen seines Weibes krümmte er sich in entsetzlicher Qual. Judith schaute kalt und lächelnd seinen Leiden zu, und erst als er mit Jammertönen sie beschwor, sich seiner zu erbarmen und ihn aufzurichten, erst dann reichte sie ihm die Hand und zog ihn empor, und geleitete den Greis, der bei jedem Schritte laut aufschrie vor Schmerz, zu seinem Sessel.

„Sie wissen nun, sagte sie dann ernst und ruhig, Sie wissen nun, wohin es führt, wenn Sie Zwist mit mir suchen, und ich rathe Ihnen, dies zu vermeiden, denn jede solche Aufregung bringt Sie dem Tode um einige Schritte näher."

„O sprich nicht mehr vom Tode, wimmerte der Baron, sage mir, daß Du bei mir bleiben, daß Du mich nicht verlassen willst!"

„Nun, wohlan, ich will bleiben, aber nur, wenn Sie in meine Bedingungen willigen," sagte Judith, ihm das Kissen zurechtrückend, um ihm zu zeigen, wie sehr er ihrer bedürfe.

„Sage, was Du willst, ich willige in Alles," rief der Baron.

„So lassen wir denn dies unnatürliche Verhältniß aufhören, das heißt, nicht vor der Welt, sondern nur in der Einsamkeit unserer Gemächer. Sie werden künftighin nicht mehr Ansprüche machen auf die Zärtlichkeit einer Gattin, und ich werde nicht mehr die Qual haben, Ihnen Gefühle zu heucheln, die ich unmöglich empfinden kann! Wir gewinnen Beide dabei; denn Sie, indem Sie eine Sie verabscheuende Gemahlin verlieren, finden dafür eine Tochter, die Sie lieben und verehren wird, und deren heißester Wunsch es ist, Ihre Tage durch treue Pflege zu verlängern; und ich, statt eines gehaßten Gemahls, finde einen Vater, dem ich ohne Rückhalt jeden Gedanken, jede Regung meiner Seele vertrauen kann, und der mir rathen und mich schützen wird, wo ein eifersüchtiger Gemahl nur zürnen konnte. Und um Ihnen gleich einen Beweis zu geben, wie sehr ich Ihnen vertraue, gestehe ich Ihnen ohne Rückhalt, daß ich den Grafen Oskar wirklich liebe und von ihm geliebt werde."

Der alte Hofmarſchall fuhr in ſeinem Seſſel empor, als habe eine Natter ihn verwundet. — Judith fuhr fort: „Ich ſtelle dieſe meine Liebe unter Ihren Schutz, mein Freund und Vater, Sie ſollen mir rathen, wie ich dies ſchöne Verhältniß, das viel zu erhaben iſt, um von den Zungen der Menſchen beſudelt zu werden, dieſer böſen und verleumderiſchen Welt entziehen kann. Sie werden mir geſtatten, ſeine Briefe unter Ihrer Adreſſe zu empfangen, und ihm die meinen in Ihrem Namen zu ſenden. Sie werden mir ferner erlauben, ihn hier in Ihrem Zimmer zu empfangen, und die Güte haben, ſich, ſo lange er bei mir iſt, durch jenes kleine Cabinet ſo lange in mein Zimmer zu verfügen, bis ich Sie bitte, wieder zu uns zu kommen."

„Zu viel, das iſt zu viel!" ächzte der Baron.

„Nichts iſt zu viel, um meinen Ruf vor der Welt rein und unbefleckt zu erhalten, und Sie werden mir beiſtehen, mir den Ruf einer tugendhaften Frau zu bewahren! Denn dies iſt mein höchſter Stolz, weil man es ſo ſelten findet, daß ein Weib ſchön iſt und doch tugendhaft, und daß die junge Gemahlin des alten, gichtkranken Greiſes ihm dennoch in keuſcher Treue ergeben bleibt. Dies will ich aber, ſoll die Welt von mir glauben, und das ſoll alle die Damen, die mich beneiden um meine Schönheit und meinen Geiſt, das ſoll ſie alle zur ohnmächtigen Wuth reizen, daß ſie ſelbſt meinen Ruf rein und unangetaſtet finden, und ihre giftigen Reden an meiner Tugend abprallen, wie ein Pfeil an einem undurchdringlichen Panzer. Ich will nicht blos geliebt und bewundert, ich will auch beneidet werden! Sie ſehen, mein Vater, ich bin offenherzig, wie nur immer eine Tochter es gegen ihren Vater ſein kann, wenn ſie ihn liebt und ihm vertraut. Ich bitte Sie auch, mir niemals Ihren Rath zu entziehen, und mich zur Ruhe und Ueberlegung zu ermahnen, wenn meine glühende Leidenſchaft für Oskar mich zur Unbedachtſamkeit hinreißen ſollte. Dafür, fuhr ſie fort, ohne ihres Gemahles ſchmerzliches Seufzen zu beachten, dafür werde ich Ihnen vor der Welt ſtets eine liebende Gattin ſein; auf meinen Arm gelehnt ſollen Sie jede Geſellſchaft betreten, und ſtets wird meine Hand bereit ſein Sie zu führen und zu ſtützen, ſtets mein Mund Ihnen zulächeln und freundliche Worte zu ſagen. — Aber Baron, Sie ſeufzen ſo ſchwer! Haben Sie

Schmerzen? Soll ich Ihnen dies Kissen unter Ihren kranken Fuß schieben?“ —

Von diesem Tage an gestaltete sich ihr Verhältniß zu dem Gemahl, Judith's Wünschen gemäß. Der Hofmarschall, befangen von einer Leidenschaft, die den schwachen Greis taub machte gegen alle Anforderungen der Ehre, und stets fürchtend, Judith möchte bei dem geringsten von ihm gezeigten Unwillen ihn für immer verlassen, wagte es nicht, gegen ihre Wünsche oder Befehle zu handeln, und ward der dienstbare Sklave seines schönen Weibes, der Vermittler ihres Liebesverhältnisses mit dem Grafen Oskar. Niemand ahnte, daß die schöne, tugendhafte Baronin Judith in den Zimmern ihres Gemahls täglich ihren Geliebten empfing, und der Ruf ihrer stolzen, reinen Tugend blieb unangetastet. Wie sehr aber schmeichelte es dem Grafen, diese keusche Tugend, dies reine, heilig kalte Herz zur Liebe bewogen, ihre stolze Seele gezwungen zu haben sich ihm hinzugeben wider ihr eigenes Wollen, wie sehr war er bemüht, der Baronin durch die größte Vorsicht, durch die größte Heilighaltung ihres Verhältnisses das Opfer, das sie ihm aus Liebe gebracht, zu lohnen! Mit welcher Ehrfurcht sprach er von ihr, mit welcher scheuen und ehrfurchtsvollen Achtung begegnete er ihr vor der Welt, um sich durch solche Bescheidenheit wieder eine jener entzückenden und berauschenden Stunden, die er Judith verdankte, theilhaftig zu machen. Judith, die schöne, die gefeierte, die tugendhafte Judith hatte ihm unter Thränen, unter Zittern und Erröthen gestanden, daß sie ihn liebe, daß für ihn das Eis ihres Herzens zum ersten Male aufgethaut und erwärmt sei, und Graf Oskar glaubte entzückt an die süße Fabel einer ersten Liebe. Denn bei Judith war dies nichts als eine Fabel, ein reizender Feentraum, der sie eine Zeitlang unterhielt und beschäftigte, der ihr das Vergnügen bereitete, die Welt zu mystificiren, und sie nöthigte, stets ihren Geist anzustrengen, um neue Mittel zur Täuschung der Welt und zur Bewahrung ihres Geheimnisses zu ersinnen. Judith war keiner Liebe fähig; nicht ihr Herz, nur ihre Sinne waren erwacht, und unter den Küssen ihres Geliebten, in den Stunden höchster Entzückung, in den Stunden, wo sie selber sogar an ihre Leidenschaft und Gluth glaubte, blieb dennoch ihre Seele kalt und ungerührt, und war sie frei

von jenen ſüßen und entzückenden Gefühlen, von jener ſchwärmeriſchen Hingabe und Gluth, die ſonſt das Weib, auch das verderbteſte, an den feſſeln, den ſie liebt. Judith konnte durch nichts überraſcht werden, ſelbſt nicht durch eine Leidenſchaft; mißtrauiſch und zur Intrigue geneigt, wie ſie ſelber es war, glaubte ſie auch nimmer bei Andern an eine wirkliche Hingabe, und ſelbſt, wenn ſie, bebend vor Leidenſchaft, in den Armen ihres Geliebten lag, ſelbſt dann hörte ſie nimmer auf ihn zu beobachten, und jedes ſeiner Worte zu belauſchen und zu prüfen, ob noch dieſelbe Gluth der Leidenſchaft aus ihnen athme. Mit prüfenden Augen, Schritt vor Schritt, folgte ſie ſeiner Liebe zu ihr, prüfte ſie ſeine Worte, ſeine Blicke, und verglich ſie mit denen früherer Tage, und ſchon lange bevor Graf Oskar ahnte, daß ein Wechſel ſeiner Gefühle möglich ſei, ſchon lange zuvor wußte Judith an einzelnen kleinen untrüglichen Zeichen, daß ſeine Liebe zu ihr im Erkalten ſei. Judith hatte niemals das Mährchen einer ewigen, nie verſiegenden Liebe geglaubt, und deshalb überraſchte ſie jetzt ihres Liebhabers Wankelmuth nicht, und viel weniger noch machte er ihr Schmerz. Sie auch hatte dies Monate lang dauernde Verhältniß lange als eine Laſt und Bedrückung empfunden, und die Liebesverſicherungen des ſchönen Grafen hatten ihr lange ſchon nichts Anderes gegeben, als Langeweile. Wenn ſie dennoch die Rolle einer begeiſterten, glühenden Liebenden weiter ſpielte, ſo geſchah dies, weil Judith einen Bruch mit dem Grafen, von ihr ausgehend, fürchtete; ein von ihr verlaſſener Liebhaber konnte leicht ihr Feind werden und als ſolcher Geheimniſſe verrathen, die ihrer keuſchen Tugend gefährlich werden konnten. Judith war zu klug, um ſich in ſolche Gefahr zu wagen; als ſie mit heimlicher Freude gewahrte, daß Graf Oskar's Liebe ſchon über den Höhepunkt hinaus und im Abnehmen ſei, ſchien ſich ihre Leidenſchaft für ihn nur zu verdoppeln; niemals war ſie ſo voll Feuer und Anbetung, voll hingebender Zärtlichkeit geweſen. Aber was Graf Oskar ſonſt eine Seligkeit gedäucht, das ſchien ihm jetzt eine Laſt, und nicht ohne ein leiſes Hohnlächeln ſah Judith ſeine Bemühungen, ihr ſeine heimlichen Seufzer, die Langeweile zu verbergen, die er ſeinerſeits jetzt bei den dithyrambiſchen Ergüſſen ihrer Zärtlichkeit empfand. Ihr ſpähendes Auge hatte längſt den Gegenſtand der neuen Neigung des Grafen

erkannt, und sie war emsig bemüht, den Grafen Oskar in die Nähe seiner neuen Angebeteten zu bringen; sie machte sich dieselbe zu ihrer Freundin, sie lud sie in ihr Haus, sie wußte ein öfteres Alleinsein dieser Beiden klug und anscheinend absichtslos zu veranstalten, und während sich ihre Liebe für den Grafen zu verdoppeln schien, seufzte dieser über ihr argloses, hingebendes Vertrauen. — Indeß gingen die Verhältnisse ihren gewöhnlichen Gang; Graf Oskar hatte jetzt lange genug vor der schönen Adelaide geseufzt, um endlich vor ihr von seiner Liebe sprechen zu können, und von ihren Lippen das beglückende Ja zu empfangen, und da Adelaide nicht allein jung und schön, sondern auch reich und unverheirathet war, stand nichts des Grafen Wunsch, sie zu seiner Gemahlin zu machen, entgegen, nichts als sein Verhältniß zu Judith. Graf Oskar faßte einen kühnen, verzweifelten Entschluß; er wollte Judith die Wahrheit gestehen; sie kam ihm zuvor, ohne Vorwürfe, aber mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes sagte sie ihm, daß er sie nicht mehr liebe, daß er sein Herz einer Andern zugewandt; unter strömenden Thränen zeigte sie sich bereit, ihr eigenes Glück und ihre Liebe dem Geliebten zum Opfer zu bringen, und der Graf, tief ergriffen von dem Edelmuth dieses erhabenen Weibes, schwur ihr ewige Dankbarkeit und nie zu erschütternde Freundschaft. Judith hatte ihren Zweck erreicht, sie hatte den Geliebten verloren, aber einen Freund an ihm gefunden, der nicht allein nimmer ihr früheres Verhältniß zu ihm verrathen, sondern der sie selber noch ehren und achten, und stets zu ihrer Vertheidigung bereit sein mußte. Sie fühlte sich ganz stolz und glücklich, und verkündete bald ihrem schwachen, weinenden Gemahl das Geheimniß einer zweiten Liebe.

Indeß war auch der noch um ein Jahr verlängerte Urlaub des Hofmarschalls abgelaufen; der Hofmarschall hatte diese Zeit mit unendlichem Verlangen herbeigesehnt; es schien ihm, als würden die alten gewohnten Verhältnisse ihm neues Glück bringen, als würde Judith, in der Villa der kleinen, wenig bewegten Stadt, ihn wieder lieben, sei es auch nur deshalb, weil dort ihrem Herzen keine andere Nahrung geboten würde. Aber Judith schauderte vor dieser kleinen Stadt, deren Eintönigkeit und Leblosigkeit ihr schon bei dem Gedanken daran ein geheimes

Grauen verursachte; sie wandte ihren ganzen Einfluß auf, sie bat, sie flehte, sie zürnte und schalt so lange, bis ihr Gemahl nachgeben, und um seine Entlassung aus der Hofcharge nachsuchen mußte. Der Hofmarschall war trostlos; dieser Hofdienst, diese kleinlichen Sorgen der Etiquette hatten sonst seine Tage ausgefüllt, ihm Beschäftigung und Gedanken gegeben, hatten ihm mindestens in seinen eigenen Augen eine hohe Wichtigkeit verliehen, und jetzt befahl seine Gemahlin, diesem Allen auf immer zu entsagen! Es war fürchterlich, aber unabwendbar, und mit einem Todesschmerz in der Brust, zitternd und weinend schrieb der Hofmarschall an seinen Fürsten, und bat um seine Entlassung. Noch hoffte er im Geheimen, dieselbe werde ihm nicht bewilligt, seine Stelle werde durch Niemand würdig können ersetzt werden, und der Fürst werde ihm schleunige Rückkehr befehlen; als aber eine gnädige Entlassung aus dem Dienste kam, da fühlte der Hofmarschall sein Herz brechen, und halb ohnmächtig sank er zusammen. Judith triumphirte; doch diese Freude sollte von kurzer Dauer sein. Ihres Gemahls Lebensmuth war gebrochen; die Hoffnung einer Rückkehr in die Heimath, zu den Pflichten seines Amtes hatte ihn bisher aufrecht erhalten; mit dem Erlöschen derselben schwand auch sein Muth und seine Kraft, und bald mußte Judith von den Aerzten vernehmen, daß seine Tage gezählt, der Faden seines Lebens abgelaufen sei. Sie empfing diese Nachricht anscheinend mit tiefem Schmerzgefühl und wich nicht von dem Bette ihres leidenden Gemahls, durch treue, unermüdliche Pflege Bewunderung und Ehrfurcht erregend. Auch empfand sie in der That mindestens keine Freude über den nahe bevorstehenden Tod ihres Gemahls, der ihr, wie sie selber es nannte, ein so bequemer, undurchdringlicher Tugendmantel war, in dem sie alle ihre Leidenschaften verhüllen konnte. Aber andererseits bot ihr diese tödtliche Krankheit des Gemahls einen bedeutenden Vortheil anderer Art. Sie hatte lange schon darauf gesonnen, sich ihres neuen, und in seiner Liebe zu ihr leider unerschütterlichen Freundes zu entledigen, jetzt war dies Mittel gefunden. Sie schwur dem Freunde eine ewige Liebe, zugleich aber eine ewige Trennung. Sie sagte ihm unter strömenden Thränen, daß an dem Bette des sterbenden Gemahls ihr Gewissen erwacht und sie zum Bewußtsein seiner Schuld gekommen sei. Diese

Trennung von dem Manne „ihrer ersten und einzigsten Liebe" sollte ein dem Sterbenden dargebrachtes Sühnopfer sein, das zu bringen sie in die Hand ihres Gemahls gelobt. Der Abschied von dem Freunde war erhaben und von erschütternder Wirkung, und er schied von ihr mit einer Ehrfurcht und Bewunderung, die an Vergötterung grenzte. Nun war Judith zufrieden und sie sah dem Tode des Gemahls mit um so mehr Gleichmuth entgegen, als das Testament, in welchem derselbe sie zur Universalerbin seines ganzen großen Vermögens ernannte, bereits seit längerer Zeit gemacht war. Sie war für den Gemahl ganz Liebe, ganz Aufmerksamkeit, sie wich nicht von seinem Lager, denn konnte er nicht in einer Art Rache noch jetzt das Testament umstoßen und ihr einen Theil seines Vermögens entziehen? So lange er unter der Herrschaft ihrer Blicke war, wagte er es nicht, das wußte sie wohl, und deshalb wich sie nicht von seinem Lager, deshalb suchte sie jetzt ihm die Gedanken an den Tod in weite Ferne zu rücken, und ihn zu überreden, daß seine Krankheit durchaus nicht tödtlicher oder gefährlicher Art sei. Aber es schien, als wenn der Hofmarschall jetzt weniger als sonst ihren Worten vertraue; er lächelte ungläubig bei den Versicherungen seiner baldigen Genesung, ja, er war überhaupt seit seiner durch Judiths Wunsch herbeigeführten Dienstentlassung weniger besorgt, ihre Zufriedenheit zu erlangen, und ihr zu gehorchen; er betrachtete sie oft mit finstern, übelwollenden Blicken, und wagte es sogar ihr zuweilen leise Vorwürfe zu machen.

„Wären wir nur in die Heimath zurückgegangen, in die schöne freundliche Stadt W....., sagte er finster, dann würde ich gesund sein und stark in der Ausübung meiner Pflicht!"

Judith erwiderte ungeduldig und dieser ewigen Klagen müde: „Wie kann man aber so thöricht sein, in einer so kleinen Stadt, an einem so unbedeutenden Hofe leben zu wollen! Solch' ein Aufenthalt ist ja eine wahre Galeerenstrafe!" —

„Wirklich, scheint Dir das so!?" sagte ihr Gemahl sinnend, und verfiel in ein langes Schweigen. Dann befahl er den Notar zu rufen, und ihm das Kästchen zu reichen, in welchem sich eine Abschrift seines bei den Gerichten niedergelegten Testamentes befand. Er befahl dies

in Gegenwart des Arztes und der Diener; Judith konnte nicht widersprechen, und der Notar ward gerufen. Dann verlangte der Hofmarschall mit diesem allein gelassen zu werden, und als er, nach einer kurzen geheimen Unterredung mit dem Notar, Judith wieder an sein Lager rief, stand ein zufriedenes, wohlgefälliges Lächeln auf den Zügen des Sterbenden.

„Es geht zu Ende, Judith, sagte er matt, und bald wirst Du nicht mehr zu fürchten haben, mit mir Dich in einer kleinen Stadt vergraben zu müssen; ich allein werde begraben und eingesargt, und Du wirst in den großen glänzenden Städten ein glückliches Leben führen. Nicht wahr, Judith, Du hassest diese kleinen Städte, und Du würdest es für eine Galeerenstrafe halten, in einer solchen leben zu müssen?" —

„Seine Geisteskräfte nehmen sichtlich ab, sagte Judith, ohne dem Gemahl zu antworten, leise zum Arzte, er spricht schon kindisches Zeug!"

Der Arzt prüfte den Puls und beobachtete die röchelnde Brust.

„Sie haßt alle kleinen Städte, lallte der Sterbende, es ist ihr eine Galeerenstrafe in einer kleinen Stadt zu leben!" — Dann durchflog ein hämisches grinsendes Lachen sein Gesicht und in dieser Grimasse erstarrten seine Züge. Die kleinen grauen Augen, erst mit dem Ausdruck höhnischer Freude auf Judith geheftet, blieben starr und wurden allgemach glanzlos, — der Puls stockte, der Athem verstummte, — der Hofmarschall war gestorben, und Judith eine Witwe, aber eine bange, zagende, die Eröffnung des Testaments fürchtend und doch diesen Act beschleunigend, um nur mindestens Gewißheit zu haben. — Sie war alleinige Erbin der Reichthümer ihres Gemahls, aber dieser Erbschaft hatte der Hofmarschall eine beschränkende Clausel hinzugefügt; diese Clausel war, daß Judith sofort in die kleine Residenzstadt W..... abreise, und dieselbe niemals verlasse, niemals einen andern Wohnort wähle. Unter dieser Bedingung blieb sie Universalerbin; aber weigerte sie sich, dieselbe zu erfüllen, oder mache sie jemals eine Reise, die sie länger als acht Tage von W..... entfernt hielt, so sollte das ganze Vermögen einem nahen Verwandten anheimfallen, Judith aber nur eine unbedeutende Rente ausgezahlt werden. Diesem Verwandten, dem Baron Walther, war eine Abschrift dieser Testamentsclausel sofort von dem

Notar zugeschickt worden, da der Hofmarschall den Baron zugleich verpflichtete, über der genauen Erfüllung dieser Bedingungen genau zu wachen, und bei der ersten Verletzung derselben sofort die Erbschaft in Besitz zu nehmen. — Judith war außer sich vor Schmerz und Zorn; sie fluchte dem kaum begrabenen Gemahl, dessen kleinliche Rache ihr die ungeheuerste Tyrannei schien, und der sie gewissermaßen zu einer Gefangenen für ihr ganzes Leben, oder zu einer Bettlerin gemacht. Welches von diesen beiden Unglücksfällen sie wählen sollte, darüber war sie keinen Augenblick in Zweifel; wie Cäsar, meinte sie, es sei besser in einer kleinen Stadt die Erste, als in einer großen die Dritte zu sein, und demgemäß leistete sie den vom Hofmarschall befohlenen Eid in die Hände des Notars, und schwur niemals die kleine Residenzstadt W..... zu verlassen, und höchstens einmal im Jahre sich einige Tage von dort zu entfernen. Nur der Aufenthalt auf den Gütern des Barons war ihr außerdem gestattet worden, doch unter der Bedingung, daß niemals irgend ein fremder Besuch dort von Judith durfte empfangen werden und Niemand als die nächsten Verwandten eine Nacht dort verweilen durften. Auch das Vergehen gegen diese Clausel sollte den Verlust der Erbschaft nach sich ziehen, und wieder war Baron Walther beauftragt, über der strengen Erfüllung dieser Satzungen zu wachen. —

Schon in einer Frist von einigen Wochen sollte Judith in W..... sein; Zorn und Ingrimm im Herzen reiste sie ab.

„Man muß das Leben nehmen, wie es sich eben giebt, sagte sie dann, sich getröstend, überall giebt es doch Menschen, und wo Menschen sind, verlohnt es sich schon der Mühe zu herrschen".

So reiste sie nach W..... ab *).

*) Die Fortsetzung in dem nächstens erscheinenden Roman: Gisela.

III.

Dramatiſche Charaktere.

Skizzirt von

Feodor Wehl.

1.

Ophelia.

Ophelia iſt ein ſüßes Kind; wenn man ſie lange anſieht, muß man weinen. Sie lächelt ſo melancholiſch, es fällt einem der erſte Schmerz dabei ein, das erſte Weh aus der Jugend: ein geſtorbenes Vögelchen oder eine entblätterte Blume. Wenn ſie ſpricht, ſo iſt es, als ob die Schneeglöckchen läuteten; ihr Athem duftet nach Veilchen. Wenn ihre Kleider rauſchen, meint man zu träumen; man hat eine Empfindung, als ob der Mondſchein einem Mährchen in's Ohr hineinflüſtere. — Ophelia iſt blaß, aber über ihrer Bläſſe liegt ein weicher, citronengelber Hauch, der ſie wunderbar ſchön macht. Ihre Geſtalt iſt zart und ſchlank; wenn man ſein Auge darauf ruhen läßt, kommt es einem vor, als ſchlüge die Schönheit ihre ſehnſüchtigen Wellen darin. Wenn man ihr nahe iſt, hört man ihr Herz gehn; es hat einen ſtillen, geheimnißvollen Schlag, man bekommt das Heimweh davon, man möchte ſterben.

Ophelia iſt eine der ſchönſten dramatiſchen Charaktere, eben ſo einfach, als wahr, eben ſo tief, als erhaben. Die Stille aber, mit der ſich die Entſetzlichkeit darin entwickelt, iſt wahrhaft bewundernswürdig.

In jeder menschlichen Seele liegt ein Sumpf von Geheimnissen, mit denen sie geboren worden. Das Dasein führt den Strom des Lebens mit seinen rollenden Fluthen darüber, die oft, wenn sie eingefriedet dahinfließen, die blühende Lilie der Offenbarung aus diesem Sumpfe über die Oberfläche ihres Spiegels herausſprießen lassen. Dieser Sumpf der Geheimnisse spielt dann nur wunderbar in der Tiefe, wie eine verlorene Welt. Wo aber der Strom des Lebens gehemmt und zurückgehalten, sich nicht mehr über diesen Sumpf ergießt, da gährt er auf und treibt die phantastische Pflanze des Wahnsinns, des Irrthums, der blinden Verzweiflung aus seinem Schoße hervor. Was bricht da nicht Alles herauf an das Licht! Gedanken und Empfindungen, von denen man nie geahnt, daß eine menschliche Seele sie in sich fassen könne.

So ist es theilweis auch bei Ophelia der Fall. Sie ist der Mädchenhaftigkeit nur eben erst entwachsen, die zarte Blume ihres Leibes fängt nur eben erst an in der Jungfräulichkeit ihres Wesens in die Blüthe zu schießen. Es liegt noch jene süße, träumerische Dämmerung in ihr, wie in jenen aufsprossenden Rosen, die im Erschließen noch jedes einzelne Blättchen, wie schützend, über den inneren Kelch ausgebreitet halten.

Ophelia hat noch nie geliebt, Hamlet ist ihre erste Liebe. Liebe wird gelehrt und gelernt, wie Alles in der Welt, denn wie Alles hat auch die Liebe ihr System. Auf zweierlei kommt es hauptsächlich dabei an: auf die Fähigkeiten des Schülers und auf die Methode des Lehrers. Soll eine Liebe erquicklich sein, so muß einer von beiden Theilen entweder in der Liebe schon ausgelernt haben, oder es muß einer von beiden Theilen wenigstens ein besonderes Genie darin sein, und von selbst, vom bloßen Instinkt und glücklichen Naturanlagen geleitet, das lehrende und leitende Princip darin zu werden, im Stande sein. Es giebt nichts Lächerlicheres, als zwei Menschen, die sich lieben, und von denen keiner dieses besondere Genie besitzt oder keiner die Liebe systematisch durchgemacht hat! Ihre Liebe wird ungeschickt, sie läuft überall an, sie stößt Alles um, sie handthiert mit zwei linken Händen. Ein verliebter Hahn, der sich um eine verliebte Henne bemüht, ist ein erhabenes Schauspiel dagegen!

Die Liebe muß gelehrt werden, ſoll ſie ſich aber zur Schönheit geſtalten, ſo muß der Lehrer eine gute Methode, der Schüler ein gutes Auffaſſungsvermögen beſitzen. Leider trifft beides ſelten zuſammen. Die beſte Methode verkrüppelt oft an einem unglücklichen Auffaſſungsvermögen und umgekehrt verkrüppelt ein glückliches Auffaſſungsvermögen oft in einer ſchlechten Methode. Ergötzlich iſt es manchmal, wenn ſich zwei verſchiedene Methoden berühren und keine ſich unterordnen will. Die Herzen führen dann einen förmlichen Krieg, in welchem es darauf ankommt, welche Methode das Schlachtfeld räumt. Zwei unbeſiegbare Methoden arten in Haß aus. Ein ſcheinbarer Rückzug hat ſchon manchen unglücklich gemacht; in der Ehe marſchirt die Methode von neuem auf, mit klingendem Spiele, flatternden Fahnen und gefälltem Bayonnet.

In der Liebe zwiſchen Hamlet und Ophelia iſt Ophelia die Schülerin und Hamlet der Lehrer. Hamlet hat viel geliebt; die ſchönen Wittenbergerinnen wiſſen von ihm zu erzählen. Er iſt aber eigentlich der Liebe überdrüßig, er iſt zu fett dafür geworden; er hat nicht gefunden, was er ſucht. Was er ſucht, iſt Ophelia, aber Ophelia hat er zu ſpät gefunden. Zwar fängt er die Liebe noch einmal von vorne an: er ſeufzt, er geht im Mondſchein ſpazieren, er macht Verſe, er ſucht alte Reime und vergeſſene Namen heraus, aber, wie ſchon geſagt, es iſt ein Unglück: ſein Fett iſt ihm hinderlich, er hat einen kurzen Athem. Seine Leidenſchaft iſt nicht mehr ſchnell genug, ſie watſchelt, die Reflexion läuft ihr über den Weg.

Aus dieſem Allen und jenen Ahnungen:

„Es taugt nicht Alles: ich vermuthe was
Von argen Ränken."

würfelt ſich in ſeinem Innern jenes unerquickliche Weſen zuſammen, was am enthülltesten und nackteſten in jenem Briefe an Ophelia heraustritt, den Polonius dem Könige und der Königin vorlieſt, und worin es heißt:

„Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sterne Licht,
Zweifl', ob lügen kann die Wahrheit,
Nur an meiner Liebe nicht.

O liebe Ophelia, es gelingt mir ſchlecht mit dem Sylbenmaße; ich beſitze die Kunſt nicht, meine Seufzer zu meſſen, aber daß ich Dich beſtens liebe, o Allerbeſte, das glaube mir. Leb wohl!

Der Deinige auf ewig, theuerſtes Fräulein, ſo lange dieſe Maſchine ihm angehört.

Hamlet."

Dies unerquickliche Weſen mußte natürlich auf die Methode einwirken, mit welcher er die Ophelia lieben lehrte, die, eine gelehrige Schülerin, von glücklichen Auffaſſungsgaben, die ſchleunigſten Fortſchritte machte. Sie lernte aber leider nur ihr eigenes Verderben daraus, denn dieſe Methode iſt ohne Zweifel die gefährliche Grundlage ihres ſpäteren Wahnſinns. Grämlich, barock, ohne ruhigen Genuß, ohne logiſchen Zuſammenhang ward ihr die Liebe von Hamlet gelehrt, der müde am Leben geworden, allen Zaubers darüber entnommen, das ſchreckliche Gelüſt in ſeiner Seele empfand, durch die reine, kryſtallhelle Lebensfluth Ophelia's hinunter in jenen Sumpf der Geheimniſſe zu faſſen.

Mehr dieſem Gelüſt, als allem Unglück, was über Ophelia hereinbricht, erliegt ihre Seele. Sie liebt ihren Vater, wie man eben einen Vater zu lieben pflegt. Sie hätte ſich über ſeinen Verluſt getröſtet, ſie hätte ſich ſatt geweint und am Ende geſagt: ihm iſt wohl, dem alten Manne, er wird über das Podagra nicht mehr klagen. Ja, Ophelia hätte auch Stärke genug, Hamlet's Gleichgültigkeit zu ertragen; ſie hätte es mit anſehen können, daß Hamlet ſie verließ, ſie hätte darüber ſterben oder eine alte Jungfer, niemals aber wahnſinnig werden können, wenn nicht Hamlet's Methode ſo verderblich auf ſie eingewirkt hätte. Allein in dieſer Methode geht Ophelia's Geiſt zu Grunde.

Ophelia iſt nicht ſentimental, ſie iſt eine verſchloſſene Natur, ein ſtolzes Weſen. Wie ich ſie zu Anfang dieſes Aufſatzes geſchildert, ſo muß ſie freilich erſcheinen, dabei aber ſtreng, etwas keck, mit einem Anflug von Humor; jedenfalls durchaus nicht ſo, wie ich ſie bis jetzt noch ſtets auf der Bühne habe darſtellen ſehn: in einer dumpfen, weinerlichen Stimmung, mit einem gedrückten, ängſtlichen Benehmen. Das ſtimmt nirgends zu ihren Reden. Auf die warnenden Worte ihres Bruders:

Was Hamlet angeht und ſein Liebsgetändel,
So nimm's als Sitte, als ein Spiel des Bluts;
Ein Veilchen in der Jugend der Natur,
Frühzeitig, nicht beſtändig — ſüß, nicht dauernd,
Nur Duft und Labſal eines Augenblicks:
Nichts weiter.

frägt ſie: Weiter nichts? **Not more but so?**

In dieſen Worten liegt neben der tiefen Wehmuth doch eine recht luſtige Schalkheit. Und die Schalkheit behauptet die Oberhand, denn nach den langen Ermahnungsreden des Bruders ſagt ſie mit Lächeln:

Ich will den Sinn ſo guter Lehr' bewahren,
Als Wächter meiner Bruſt; doch, lieber Bruder,
Zeigt nicht, wie heilvergeßne Pred'ger thun,
Den ſteilen Dornweg zum Himmel Andern,
Derweil als frecher, lockrer Wollüſtling
Er ſelbſt den Blumenpfad der Luſt betritt,
Und ſpottet ſeines Raths.

Laertes wird ganz kleinlaut darüber, er ſagt verlegen:

O fear me not! (O fürchte nichts!)

Er iſt ganz aus dem Concept gebracht; ſeine ganze Tugendpredigt ſchlägt ſich an ihrem Lächeln entzwei und fällt zertrümmert auf ihn ſelbſt zurück. Er war auf Thränen gefaßt, er dachte leichtes Spiel zu haben. Aber, wie geſagt, Ophelia iſt ein ſtolzes Kind; auch als ihr Polonius den Umgang mit Hamlet verbietet, als er ſagt:

— — — — — Eins für Alles:
Ihr ſollt mir, grad heraus, von heute an,
Die Muße keines Augenblicks ſo ſchmähn,
Daß ihr Geſpräche mit Prinz Hamlet pfleget.
Seht zu, ich ſag's euch; geht nun eures Weges.

antwortet ſie nichts, als: Ich will gehorchen, Herr. Sie weint nicht, ſie ringt nicht die Hände, ſie ſchwört nicht: beim Himmel, ich kann nicht leben ohne ihn, ich werde ſterben, wenn ich ihn nicht ſehe! Sie ſagt nichts, als: Ich will gehorchen, Herr.

Ophelia muß ihre Mutter frühzeitig verloren haben; ſie hat eine

einsame Jugend gehabt; sie hat im sechsten Jahre mit keiner Puppe mehr gespielt; sie war ein altkluges Mädchen. In ihrer Liebe hängt ihr etwas davon an.

Man hat behauptet, Ophelia habe dem Hamlet Alles geopfert, ihre Liebe, ihr Herz, ihre Tugend, den keuschen Schatz ihrer Jungfräulichkeit. Ich behaupte das Gegentheil. Ich trete für Ophelia in die Schranken, ich werfe den Handschuh für sie hin. Ophelia ist keusch geblieben, denn wenn sie es nicht wäre, müßte sie die ausgemacht schlechteste Dirne sein, die es geben kann. Sie wäre dann frech, entartet, eine ausgeputzte Lüge: man müßte einen Ekel haben vor ihr, die Gassenbuben müßten Spottlieder hinter ihr singen, die alten Weiber müßten mit Fingern auf sie weisen und vor ihr ausspeien. Ich könnt' ihr nicht helfen; ich würde bei Seite gehen und weinen, aber ich würde sagen: es geschieht ihr Recht. Nicht Recht, daß sie gefallen, sondern Recht, da sie ihren Fall beschönigt, da sie ihrer Sünde die Maske der Tugend vor's Antlitz hält.

Sie sagt gleich Anfangs zu ihrem Vater von Hamlet:

Er hat mit seiner Lieb' in mich gedrungen,
In aller Ehr' und Sitte.

Und später:

— — — — — wie ihr befahlt,
Wies ich die Briefe ab, und weigert ihm
Den Zutritt.

Es mag eben nicht schwer sein, den alten Polonius zu hintergehen, ihm ein X für ein U zu machen, aber wenn sie dies thäte und mit dieser Frechheit thäte, so müßte sie eben von Grund aus schlecht sein. Aber nicht dies allein, sie müßte auch noch obenein dumm sein, denn sie glaubt es doch, daß Hamlet aus Liebe zu ihr verrückt geworden.

Polonius.

Verrückt aus Liebe?

Ophelia.

Herr, ich weiß es nicht,
Allein ich fürcht' es wahrlich.

Welcher Liebhaber würde aber aus Liebe verrückt, wenn ihm die Liebe Alles gewährt hätte, was Liebe gewähren kann? Und welche Geliebte würde das glauben?

Aber nein, Ophelia iſt weder dumm noch ſchlecht, ſie iſt klug und keuſch. Sie beſitzt jenen weiblichen Stolz, der wie ein Cherub mit dem flammenden Schwerte vor dem Paradies ihres Herzens ſteht. Dieſer weibliche Stolz iſt es auch hauptſächlich, der den Hamlet immer im Zug erhält, der ihn feſſelt und anreizt, für den er ſich aber zuletzt auf ſo boshafte und unzarte Weiſe zu rächen ſucht, weil er nicht mehr jugendliche Ausdauer genug hat, ihn Schritt für Schritt zu beſiegen. Er fängt ſich an zu ärgern; die Stärke von Ophelia's Tugend läßt ihn die Schwäche der ſeinigen fühlen; an ihrem Widerſtande wird er ſeine Ohnmacht gewahr. Das verſetzt ihn in üble Laune, das macht ihn grob und ungeſchliffen. Daher denn auch alle dieſe Reden, wie:

— — Habt ihr eine Tochter? — — Laßt ſie nicht in die Sonne gehen. Gaben ſind ein Segen; aber da eure Tochter empfangen könnte — ſeht euch vor, Freund.

Dann:

Ich habe keine Luſt am Manne — und am Weibe auch nicht — wiewohl ihr das durch euer Lächeln zu ſagen ſcheint.

Es iſt die Geſchichte vom Wolf und den ſauern Trauben. Es würde ſchon anders ſein, wenn er ſagte: und am Weibe auch nicht mehr. Aber er ſagt nichts, als: man delighst not me, non woman neither.

Auf dieſe Art erklärt ſich auch jene Stelle:

Ophelia.

Mein Prinz, ich hab' von euch noch Angedenken,
Die ich ſchon längſt begehrt zurückzugeben.
Ich bitt' euch, nehmt ſie jetzo.

Hamlet.

Nein, ich nicht;
Ich gab euch niemals was.

Ophelia.

Mein theurer Prinz, ihr wißt gar wohl, ihr thatet's:
Und Worte ſüßen Hauchs dabei, die reicher
Die Dinge machten. Da ihr Duft dahin,
Nehmt dies zurück: dem edleren Gemüthe
Verarmt die Gabe mit des Gebers Güte.
Hier, gnädiger Herr.

Hamlet.

Ha, ha! Seid ihr tugendhaft?

Ophelia.

Gnädiger Herr?

Dies: Ha, ha! Seid ihr tugendhaft? ist im Englischen: **Ha, ha! are you honest?** ausgedrückt. **Honest** aber ist noch etwas anderes, als tugendhaft; tugendhaft im strengen Sinne genommen, würde **virtuous** heißen; **honest** bedeutet vielmehr: ehrenhaft, züchtig; **honest** ist mehr auf das äußere Wesen der Tugend bezüglich, wie **virtuous** mehr auf das innere derselben.

Spielst du die Züchtige, will Hamlet hier sagen, die Ehrenhafte, du, deren äußeres Wesen der Tugend ich schon besiegt und vernichtet habe? Er ist hämisch; er will sie kränken, und er weiß sehr wohl, wie er das anfangen muß. Er hat nämlich nicht ganz umsonst geliebt, es ist ihm viel Gunst geworden. Er hat ihr das Gewand von den Schultern gestreift, er hat seine glühenden Lippen auf ihre entblößte, schöne, weichquellende Brust gedrückt, er hat den melancholischen Schlag ihres Herzens geküßt. Ophelia ist nicht zimperlich, sie ist nicht prüde gewesen, aber wenn er ungestümer geworden, wenn seine Küsse wilder, verlangender glühten, wenn er im Uebermaß seiner sinnlichen Seligkeit ausrief: Laß mich sterben an diesem Herzen, Ophelia, oder — — — da hat sie ihn von sich geschoben, hat ihn streng angesehen mit den großen, stolzen Augen und sich eingehüllt in ihr Gewand, während er dastand, wie ein gezüchtigter Knabe. Es hat ihn geärgert, er kann's nicht vergessen. **Ha, ha! are you honest?** ruft er, **are you honest?** Im Ton seiner Stimme, im Blick seines Auges muß sich dabei Alles malen, was er in diesen Worten ausgedrückt wissen will. Er will sich brüsten, er will das Spiel umkehren, er will nun Ophelia beschämen. Und es glückt ihm, Ophelia schämt sich, aber weniger ihrer Hingebung, als vielmehr seiner Gemeinheit. Sie wird roth, sie sagt nichts, als: **My lord!**

Dies ist die Stelle, wo sich ihr Elend anknüpft. An dieser Gemeinheit des Hamlet wird in ihren Augen auch ihre Liebe gemein. Der ätherische Duft verfliegt, der Sommer ihrer Liebe ist hin, der Herbstwind

der Reflexion fängt an über die Stoppeln ihres Herzens zu gehen. Sie hat nicht gewußt, was ſie gewährte, ſo lange das Gewährte rein empfangen worden iſt; jetzt, da es mit Schmutz beworfen, fühlt ſie erſt ſeine Größe; da es zur Waffe wird in der Hand ihres Gegners, fühlt ſie erſt ſeinen Werth, ſeinen Verluſt. Deswegen antwortet ſie auch, als Hamlet ſagt: „Ich liebte euch nicht" — „Um ſo mehr ward ich betrogen". —

Aber ſie ſagt das kalt und feſt, mit einer ſtolzen Würde, ſie will Hamlet nicht rühren. Hätte aber Ophelia dem Hamlet Alles gewährt, was Liebe gewähren kann, ſie könnte und dürfte dann nicht ſo ſprechen; ſie müßte weinen und die Hände ringen, ſie müßte vor ihm niederſinken und ſeine Knie umſchlingen; ſie müßte jammern: Hamlet, erbarme dich mein! Wenn ſie dies nicht thut, kann ſie entweder nur ſehr tugendhaft oder ſehr laſterhaft ſein. Ophelia aber iſt tugendhaft.

Hamlet indeß, durch die äußere, unbeugſame Ruhe, mit der ſie alle ſeine Beleidigungen aufnimmt, noch mehr gereizt, wird immer unzarter, immer unſchicklicher in ſeinen Reden, beſonders in der zweiten Scene des dritten Aufzuges, wo freilich alle ſeine Seelenkräfte auf's Höchſte geſpannt, nach keiner Richtung hin im Stande ſind Maß zu halten. Ophelia bleibt ſich auch hier in allem gleich; ſie ſieht nur manchmal Minuten lang auf einen und denſelben Punkt; um ihre Lippen ſpielt das weiche, melancholiſche Lächeln; dann und wann ſteigt ein Seufzer aus ihrer Bruſt. Dem rohen und brutalen Betragen Hamlets hat ſie nichts, als die wehmüthige Kürze ihrer Antworten entgegen zu ſetzen, nichts, als die Kälte, den froſtigen Ernſt ihres Ausdrucks: das iſt die ganze Abwehr, deren ſie fähig iſt. Stolz und lautlos geht ihre Seele durch die Spießruthengaſſe ſeines Witzes.

Nicht ihre Schuld macht Ophelia wahnſinnig, ſondern im Gegentheil, ihre Unſchuld. Hätte ſie ſich Hamlet hingegeben, ſie würde alles Unglück, das über ſie einbricht, als gerechte Strafe des Himmels haben anſehen können. Sie würde vielleicht hingehen, beichten und Buße thun, ſie würde vielleicht in's Kloſter flüchten, aber ſie würde nicht wahnſinnig werden. Wahnſinnig aber wird ſie, weil ſie gut, weil ſie unſchuldig, weil ſie keuſch iſt, wie ihr Gebet, und dennoch vom Unglück

verfolgt, vom Schickſal ſich überworfen ſehen muß. Hamlet hat auf ſie eingewirkt, ſein grübelnder, wühlender Geiſt hat ſie forſchen, fragen, raiſonniren und reflektiren gelehrt: ſie will wiſſen, warum ihr ſo harte Prüfung, ſo ſchwere Leiden zu tragen geworden. Auf dem Wege die Antwort zu finden, verirrt ſich ihr Geiſt, denn er hat die Liebe verloren, die ſonſt ſein Leiter geweſen. Ihre Liebe aber hat ſie ſelbſt verſtoßen, ſie ſteht vor der Thür ihres Herzens, aber ihr Herz ſagt: ich kenne dich nicht.

Hätte Ophelia ihre Unſchuld verloren, ihr Stolz würde gebrochen ſein; ſie würde ihre Liebe herzen und küſſen und ſagen: du biſt meine ganze Luſt, mein Alles auf Erden. Es iſt ein göttlicher Inſtinct gefallener Frauen, daß ſie ihre Liebe bewahren, denn in ihr liegt ja der ſtille Winkel ihres Paradieſes.

Ophelia's Wahnſinn iſt muſikaliſch, die Diſſonanzen ihrer Seele klingen melodiſch aus. Es iſt kein Raſen und Wüthen, in das ſie verfällt, es iſt eine ſtille, leiſe Wehmuth, ein verhallender Nachtigallenſchlag.

Wie herrlich hat doch der Dichter dieſen Charakter vollendet! Wie iſt Alles feſt und gefugt darin, nirgends etwas, das ſtörend wäre. Wie verſöhnend ſind auch die Worte, die letzten, die Ophelia ſpricht:

Gott helf' ihm in's Himmelreich!
Und allen Chriſtenſeelen! Darum bet' ich! Gott ſei mit euch!

Sie gehen auf wie Sterne des ewigen Friedens, man möchte mit ihnen gehen bis an's Ende der Welt.

IV.

Schleiermacher und die Entwickelung des religiösen Bewußtseins in Deutschland.

Von

Theodor Mundt.

Zweiter Artikel.

Das neue wissenschaftliche und literarische Leben des neunzehnten Jahrhunderts hatte sich zuerst auf der Universität Halle zu einer bedeutungsvollen Gruppe vereinigt. Die mächtige geistige Entwickelung der Zeit drängte sich hier, unter der besonderen Pflege der preußischen Regierung, zu einem Mittelpunkt zusammen, und erst die Kriegsbewegungen des Jahres 1806 vermochten hier unterbrechend dazwischen zu treten.

Hier lehrte F. A. Wolf, der die unruhig gährenden Elemente des Hellenismus in der Zeit zuerst als Wissenschaft verknüpft und gebunden, und der in der wahren Idee der Alterthumswissenschaft auch den höheren Begriff der Volksdichtung und Nationalpoesie enthüllt hatte, der außerdem lebenskräftig, heiter und freigesinnt im Geiste der Alten, den historischen Bewegungen seiner Zeit sich anschloß. Henrich Steffens, der als Professor der Mineralogie nach Halle berufen worden, hatte zugleich die Naturphilosophie hierher gebracht, und wirkte in seiner immer begeisternden und anregenden Weise mächtig für dieses Symbol

der neuern Zeit. Eine umfassende Wirksamkeit übte der große Arzt Reil aus, der seine Vorlesungen über Therapie und Augenkrankheiten mit Gedichten von Schiller und Goethe begann und untermischte *). Gleichzeitig mit Steffens war auch Schleiermacher als Professor nach Halle gekommen, nachdem er zuvor Prediger in Stolpe gewesen war, und seine Verbindung mit Friedrich Schlegel in Berlin sich auch innerlich zerlöst hatte. Sein Verhältniß zu einer von ihm geliebten aber verheiratheten Frau, die einer anfänglich nachgegebenen Verbindung mit Schleiermacher zuletzt widerstrebte, hatte ihn in Stolpe derjenigen Krisis seines Gemüthslebens anheimfallen lassen, die als eine dunkle Nachtseite des Schleiermacher'schen Lebens von uns nur angedeutet werden kann, die aber in einer kundigen Lebensgeschichte Schleiermacher's ihrer Ausführung nicht entzogen werden sollte. Denn diejenigen Freunde Schleiermacher's, die von seiner innern und menschlichen Entwickelung mehr wissen können als wir, und die ihm mit heimlicher Aengstlichkeit alle Schlacken ableugnen, welche sonst bei jeder großartigen Entwickelung nach dem ächten Gesetz des Menschengeistes ausgeworfen werden müssen, haben dadurch ein Problem zu lösen übernommen, dessen Behandlung sie uns noch schuldig geblieben sind, und das, da man noch immer Bedenken getragen hat, an eine offene und beweiskräftige Biographie Schleiermacher's zu gehen, nur durch eine verfälschte Lebensgeschichte unseres Helden erledigt werden zu können scheint, was man uns vor der Hand anzunehmen verstatten möge.

Von einer Krisis erlöst schien aber Schleiermacher in jeder Hinsicht seine neue sich nun immer wissenschaftlicher begrenzende Wirksamkeit in Halle anzutreten. Seine Trennung von der romantischen Schule hatte er durch das Abreißen seines Verhältnisses zu Friedrich Schlegel entschieden vollbracht. Schlegel war in diesem Freundschaftsbunde der herrschende und bestimmende Theil gewesen, und Schleiermacher hatte der neuen socialen Richtung, die durch die Lucinde eröffnet werden sollte, mit seinem Alles von innen her rein und keusch begründenden Geist gewissermaßen die höhere Weihe und Taufe des Gedankens ertheilen sollen,

*) Siehe Börne's Schriften, Thl. I. S. 15.

wie er denn auch in seinen „vertrauten Briefen über die Lucinde" ehrlich gethan, mit einer Begeisterung, die durch jenes widerliche Produkt selbst allerdings nicht gerechtfertigt erschien, die aber jugendberauscht da schon den ächten Hellenismus zu feiern glaubte, wo nur erst die falsche Anwendung davon auf eine schwankende und gestaltlose Wirklichkeit versucht worden. Steffens versichert in seinen Lebensbekenntnissen, daß die Lucinde damals im Kreise der Verbündeten selbst fast gar kein Aufsehn erregt habe; Schelling aber sei empört dagegen gewesen, denn auch er mußte die daraus hervorgehenden Scandale mit auf seine Rechnung nehmen. In der That sehen wir hier durch die zur Einheit aller Lebenselemente drängenden Richtungen der Naturphilosophie und des Hellenismus das erste Bewegen nach einer socialen Reform entstehen, welche später in zusammenhängenden Systemen und Bestrebungen, in Frankreich und Deutschland, sich auszubilden versucht.

Friedrich Schlegel aber war von Berlin nach Paris gegangen, und hatte auf diesem Wege zugleich seine reactionairen Buß- und Irrfahrten angetreten, auf denen sich ihm allmälig die katholische Kirche und der Pabst als diejenigen Formen des Bewußtseins aufdrängten, in denen die ganze Wirklichkeit ihre geistige Concentration und ihr wahres Aufgehen in dem Gedanken Gottes gefunden. Schleiermacher, der sich seit seinem Auftreten in Halle immer entschiedener einer protestantisch-rationalistischen Richtung hingegeben hatte, galt seitdem dem Romantiker für einen Abgefallenen, und Schlegel hat sich nie wieder mit dem Jugendfreund versöhnen können, dem er nun alle möglichen Härten und Fehler des Gemüths aufbürdete. Schleiermacher aber hatte sich eine Aneignung und ein Verdienst der romantischen Schule, die Uebersetzungskunst, für sich bewahrt, und am Plato durchzuführen begonnen. Die Uebersetzungskunst war durch A. W. Schlegel am Shakspeare und Calderon auf das Glänzendste ausgebildet worden, diesen eigentlich philologischen Kopf der romantischen Schule, der sich von der inneren Verwirrung der romantischen Principien am meisten fern gehalten, der aber als Philolog die neue Form der Romantik zur höchsten Kunstfertigkeit auszuarbeiten gesucht, obwohl sie unter seinen Händen immer nur ein todtes Ansehen gewonnen. Den Plato zu übersetzen, war aber ein

Gedanke Friedrich Schlegel's gewesen, und das mit Schleiermacher gemeinschaftlich verabredete Unternehmen war zuerst unter Fr. Schlegel's Namen allein angekündigt worden. Schleiermacher entschloß sich nun allein zu dessen Ausführung, und begründete bei dieser Arbeit seine eigene wissenschaftliche Natur und deren dialektische Formen nach dem Vorbilde Plato's immer fester und schöner.

Schleiermacher's theologische Wirksamkeit in Halle hielt sich noch vorherrschend auf dem ethischen und allgemein religiösen Standpunkt, und strebte von ihm aus das Leben in allen seinen sittlichen, wissenschaftlichen und bürgerlichen Beziehungen zu durchdringen. Man sah in Halle den Professor der Theologie oft in einer kurzen grünen Jacke, hellen Beinkleidern, und eine Blechbüchse über die Schulter tragend, botanisiren gehen*), und alle wissenschaftlichen Richtungen der Zeit reizten ihn noch so sehr, daß er sich durch Steffens auch in die neue Naturwissenschaft einführen ließ. Ein neues Lebenszeichen dieser Zeit aber war es, daß jetzt von Berlin aus auch die Einrichtung eines besondern Gottesdienstes für die Universität Halle bestimmt und Schleiermacher zum akademischen Prediger ernannt wurde. Auf dieser Stelle, mitten im treibenden Leben der Wissenschaft selbst, das christliche und kirchliche Element wieder zur Geltung zu bringen, war ein Versuch, der nur durch eine dazu so eigenthümlich geartete Persönlichkeit, wie Schleiermacher, gelingen konnte. Der Universitäts-Gottesdienst zu Halle hat deshalb eine allgemeine Bedeutung für die Zeit, bei der wir noch einen Augenblick verweilen müssen. Indem wir Schleiermachern auf diesem Punkt thatsächlich als den eigentlichen Mittler zwischen dem wissenschaftlichen Leben und der christlich kirchlichen Form hervortreten sehn, müssen wir bemerken, daß dies noch etwas Neues und Gewagtes für die damalige Zeitstimmung war, die sich zwar durch die neuere Philosophie wie durch die Romantik wieder mit einem höheren religiösen Element erfüllt hatte, der aber das confessionelle Leben der Kirche noch gänzlich verwischt und verblichen war. Der Universitäts-Gottesdienst in Halle, den Varnhagen von Ense im zweiten Band seiner Denkwürdigkeiten am

*) S. Steffens, Was ich erlebte. Bd. V. S. 145.

besten geschildert hat, wurde am 3. August 1806 eröffnet. Steffens hat sich in seinen mehrerwähnten Lebenserinnerungen darin geirrt, daß er ihn um zwei Jahre zu früh angesetzt hat. Eine leergestandene, bis dahin zu einem andern Zweck benutzte Kirche war der Universität dafür überwiesen worden. Schleiermacher begann dies sein christliches Predigtamt, das nur an eine wissenschaftliche Gemeinde sich zu wenden hatte, wohlbedacht mit einer Rede über die Worte des Apostel Paulus: „Ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben". Diese Predigt ist in dem vierten Band von Schleiermacher's sämmtlichen Werken, unter der zweiten Abtheilung der Predigten, aufgenommen. Die Uebereinstimmung der wahren christlichen Frömmigkeit mit aller Wissenschaft und Erkenntniß ist es, welche Schleiermacher hier von einer bewundernswürdigen Höhe der Gesinnung herab verkündigt, und wodurch er in meisterhafter Haltung den Wahn zu zerstören sucht, als ob das religiöse christliche Gefühl nur dem ungebildeten und unwissenschaftlichen Volksbewußtsein angehöre, der wissenschaftliche Mensch aber auf Religion und Frömmigkeit herabsehen müsse wie von einer größeren Höhe auf das nur den niederen Stufen Angemessene. Damals schien Schleiermacher diese Gegensätze des wissenschaftlichen und kirchlichen Lebens noch leichter bezwingen zu können, und er einigte und ordnete sie hier noch mit ruhiger Hand, wie ein aller Harmonieen des Lebens kundiger und gewisser Geist, der nur auszustreuen braucht den innersten Frieden, den er als seine eigenste Lebenskraft in sich trägt.

Die Zeit hatte aber diesen Frieden noch nicht aus sich herausgeboren, und Schleiermacher selbst sollte noch von diesen Widersprüchen, die er hier schon im reinen Schauen seines Geistes als versöhnt setzen wollte, schneidend genug betroffen werden. Aber die bestehenden Trennungen des christlichen Lebens zu überwinden und zur Versöhnung zu bringen, hatte sich Schleiermacher nach allen Seiten hin zur Aufgabe gesetzt. So war auch der Gedanke einer Union der beiden protestantischen Kirchen zuerst von Schleiermacher ausgegangen, der denselben in seiner anonym erschienenen Schrift: „Zwei unvorgreifliche Gutachten in Sachen des protestantischen Kirchenwesens zunächst in Beziehung auf den preuß. Staat",

die 1804 herauskam, schon vollkommen ausgesprochen und seinem Grundwesen nach entwickelt hatte, so wie es später im preußischen Staat zur Ausführung kam, ohne daß man nachher Schleiermacher's dabei gedacht hätte. Auch diese Wiederherstellung der protestantischen Kirchengemeinschaft suchte Schleiermacher auf die individuelle Freiheit zu begründen. Er entwickelte in dieser Schrift, wie es darauf ankomme, die Kirchengemeinschaft herzustellen, ohne daß die Unterschiede im Lehrbegriff und die Abweichungen im Rituale angetastet werden dürfen, und daß diese Wiederherstellung erfolgen müsse, ohne irgend Jemand in der Freiheit seines Glaubens und seines Thuns zu beschränken. Zugleich erklärte sich hier Schleiermacher entschieden dagegen, das Abendmahl überhaupt als ein dogmatisches Abzeichen zu betrachten, als sollten nur die es zugleich und auf einerlei Weise genießen, welche im Lehrbegriff genau oder im Ganzen übereinstimmten. Weder mit dem Begriffe des Abendmahls noch mit der historischen Einsetzung desselben hänge eine solche Forderung irgend zusammen. Und was die Austheilungsworte betrifft, so dürfe man sie ja nur, wie sie in beiden Confessionen gewöhnlich sind, grammatisch betrachten, um sich zu überzeugen, daß keine dadurch ihre unterscheidende Lehrmeinung vom Abendmahle bestimmt ausdrücken und abbilden wollte. Buchstäblich auf diese Ansicht Schleiermacher's, die zu einer historischen Thatsache in der preußischen Staatsentwickelung werden sollte, wurde im Jahre 1817 die preußische Union gegründet, die ein heilsames und wohlthätiges Gesetz der Einheit in das öffentliche religiöse Leben brachte, bekämpft als das Gesetz der religiösen Indifferenz nur von den stehengebliebenen Altlutherischen, als deren geistige Vorkämpfer sich Scheibel und Steffens bemerklich machten, letzterer, nachdem er sich, wie er in seiner lutherischen Confessionsschrift sagte, ermüdet vom Wissen abgewendet, um sich auf der Ruhebank des Glaubens niederzulassen. Durch die Union aber hat der preußische Staat offen und thatsächlich das Princip der individuellen Freiheit in den Dingen der Religion anerkannt, denn die Union ist nichts Anderes, als ein solches öffentlich abgelegtes Bekenntniß des Staats über diese Freiheit, den Inhalt der Religion so zu denken, wie jeder vermag nach seinem Innern und nach seinem Bedürfniß.

Wenn vor Kurzem in einer hiesigen Kirchenzeitung behauptet worden ist, das Wöllner'sche Religionsedict sei factisch niemals aufgehoben worden, und müsse deshalb noch heut im preußischen Staat als geltend und wirksam betrachtet werden, so muß dies dem buchstäblichen Thatbestand nach allerdings zugegeben werden. Indeß kann nach der bekannten Cabinetsordre Friedrich Wilhelms III., die dieser König selbst verfaßt hat, kein Zweifel mehr übrig bleiben über die geistige Beseitigung jenes Religionsedicts für den preußischen Staat, welcher auch zwei Monate darauf die Entlassung Wöllner's aus dem Staatsdienst folgte, der nun wieder ein guter Landwirth wurde, nachdem er ein verbrecherischer Staatsmann gewesen war. Die factische Aufhebung des Religionsedicts liegt aber unbestreitbar in der Union eingeschlossen, in welcher der Protestantismus sich in seinem ursprünglichen Lebensgesetz, in der Denkfreiheit, wieder zusammengefaßt und darin zum anerkannten Staatsprincip erhoben hatte. Diejenigen aber, welche ein Wöllner'sches Religionsedict noch heut in Geltung und Wirksamkeit erblicken wollen, glauben, daß der Volksgeist noch immer jener guten und gewissenhaften Gans gleiche, die durch Kreidestriche, die sie über sich hingezogen fühlt, sich wirklich für gefesselt erachtet. Wöllner'sche Religions- und Censurverordnungen, welche den freien individuellen Geist auf dem trügerischen Punkt festhalten wollen, welcher so höchst zweideutig und widergeschichtlich das Positive genannt wird, sie gleichen jenen Kreidestrichen, welche, durch Anwendung eines Gesetzes der Täuschung, eine so wunderliche Illusion bezwecken.

Es hat etwas Erhebendes, Schleiermachern schon in dieser Zeit, die noch so trübe und gebunden war, als den wissenschaftlichen Helden der protestantischen Freiheit auftreten zu sehen, sowie Luther als Glaubenshelb und Lessing als der kritische Held dieser Freiheit vorausgegangen waren. Schleiermacher, der wissenschaftliche Freiheitsheld, er wollte die eigenste Kraft der Wissenschaft nur in der Versöhnung und Vermittelung entfalten, aber bei seinem ruhig durchdringenden, auf den Bahnen des Geistes sich vorsichtig abgrenzenden Wirken ergriff ihn doch auch wieder dann und wann jene leidenschaftlichere Macht des protestantischen Geistes, die ihn scharf gewaffnet und mit allem blinkenden Rüstzeug der

modernen Oppoſition verſehen zeigte. So ſehen wir ihn denn auch auf ſeinem wiſſenſchaftlich religiöſen Gebiet, namentlich in der Zeit ſeines Lebens, die wir jetzt betrachten, dem Genius der politiſchen Freiheit ſeine Opfer darbringen, und zuweilen auch, wir dürfen es uns nicht ableugnen, ſein Theil an der Stimmung bekunden, die aus der revolutionairen Bewegung des Volkslebens ſich über alle Zeitgenoſſen verbreitet hatte. In ſeiner vorhin erwähnten Schrift über das proteſtantiſche Kirchenweſen beſteht das zweite Gutachten in einem Aufſatz: über die Mittel, dem Verfall der Religion vorzubeugen. Schleiermacher handelt darin auf eine ſehr merkwürdige Weiſe von den Elementen der öffentlichen Religionsübungen, unter Anderm auch von dem Kirchengebet, aus dem er die ſonntäglich wiederkehrende Formel, für die Perſon und die Familie des Regenten beſonders zu beten, hinwegwünſcht. S. 125 heißt es: daß kein chriſtlicher Regent es dulden, vielweniger fordern ſolle, daß ſein und der Seinigen perſönliches Wohlergehen auf eine ſo detaillirte und ceremoniöſe Art zu einem ſtehenden ſonntäglichen Gebetsartikel gemacht würde. Denn auch bei der aufrichtigſten Verehrung und Zuneigung des Volkes für ſeinen Beherrſcher dränge ſich allemal der Gedanke auf, daß eben ſo auch gebetet werden müſſe, wenn dieſer Beherrſcher ein Tyrann wäre, und ſeine nächſten Umgebungen der Gegenſtand eines allgemeinen und gerechten Abſcheues. Dies würde dazu beitragen, daß der beſſere Theil an dem Weſen und der Formel des Gebets Anſtoß nehme, wie ſehr er auch die Gegenſtände deſſelben liebe und ehre. Zugleich möchte man fragen, was wohl Regenten durch ſolche in manchen Fällen nur erzwungene und faſt immer nur leere und ſcheinbare Bekenntniſſe allgemeiner Anhänglichkeit und Theilnahme zu gewinnen meinten? Sagt man vielleicht, es wäre dieſes die einzige Gelegenheit, bei welcher ein großer Theil der Unterthanen an ihren Fürſten erinnert würde, ſo ſei dies nur das Geſtändniß eines politiſchen Mangels, dem man anders abhelfen ſollte, nicht aber auf Unkoſten der Religion, für die alles in dieſem Sinne Politiſche gar nicht gehöre. Die einzige ganz geſunde und ächt chriſtliche Idee ſei die Bitte um Segen für die öffentliche Verwaltung und für die Berufstreue eines Jeden, und in keinem andern Sinne ſollte für irgend einen Menſchen gebetet werden.

V.

Bücherschau.

Das Wort der Frau. Eine Festgabe von Friedrich v. Heyden. Leipzig, Wilhelm Einhorn. 1843.

Friedrich v. Heyden gehört zu den wenigen Dichtern der Gegenwart, in welchen der urſprüngliche Quell des poetiſchen Schaffens ſich rein und ungetrübt erhalten, und denen auf den Höhen des Lebens und der Zeit die Poeſie als ein hohes, ſeine Bedeutung und Wirkung in ſich ſelber tragendes Heiligthum ſtehen geblieben. In einer Zeit, wo alle Tonarten des Geiſtes und Lebens ſich ungeſtüm vermiſchen, um in einem Durcheinanderkneten aller Richtungen etwas Außerordentliches zu erreichen, das am Ende doch nur als ein Genußloſes ſich darſtellt, muß es wohlthun, noch dem reinen poetiſchen Element zu begegnen, wie es in ſich ſelbſt mächtig geblieben, und ſein Reich der freien idealen Production mit allen Zaubern erſchließt. Auf dieſem Standpunkt ſehen wir Friedrich v. Heyden mit demjenigen muthigen Bewußtſein ſich bewegen, wie er es in dem poetiſchen Vorwort der vorliegenden Dichtung eben ſo ſinnig wie entſchieden ausgeſprochen. Vortrefflich ſprechen dies unter Anderm folgende Verſe dieſes Vorworts aus:

„Man hat zu thun in dieſen reifen Tagen,
Macht ſich zu ſchaffen mit Gewerb und Staat,
Muß für das Recht der Völker Banner tragen.
Man iſt auch fromm, und giebt den guten Rath
Die Poeſie ganz aus dem Land zu jagen,
Weil ſündig ſtachelnd ſie den Sinnen naht,

Und eitel stört im In=der=Gnade=Bleiben.
Dem widersprechen wieder Andre laut.
Die Poesie soll sich nur einverleiben

Den Zeittendenzen, eine Zeitungsbraut,
Soll publizistisch und politisch reimen,
Zum Markte schreiend tragen ihre Haut;

Doch war das Soll stets Nachtfrost ihren Keimen.
Es kann die Poesie nur was sie will,
Läßt sich nicht gern an eine Ruthe leimen.

Heyden hat in seinen frühern Novellen und Schauspielen, die einen ausgezeichneten Platz in unserer Literatur einnehmen, glänzend genug bewiesen, wie er die geistigen Höhepunkte der Zeit zu übersehen und zu bemeistern versteht. Ueberhaupt hat er sich als einen Dichter gezeigt, dem die Macht des intellectuellen Lebens keineswegs gebricht, sondern der innerlichst davon erfüllt und gestärkt ist. Um so schöner entfaltet sich dagegen bei ihm der Drang, Dichter, ganz und allein Dichter zu sein, und frei mit seinen Schöpfungen in dem Nachtigallenhain der Poesie zu leben, in dem er seine wahre Heimath hat. — In vorliegender Dichtung hat er das echte Thema der Poesie angeschlagen, nämlich das Frauenleben. Die Berechtigung der Frauen, die sonst zum Gegenstand schiefer Tendenzversuche geworden, ist von ihm hier rein poetisch zu lösen gestrebt. — Irmengard, die Gemahlin Konrads, Pfalzgrafen vom Rheine, ist es, die den Stoff zu diesem Gedichte gegeben. Agnes von Hohenstaufen, die schöne Tochter dieses Paares, ist von dem Vater bestimmt die Gemahlin des wüsten und abgelebten Königs von Frankreich zu werden, der eben erst seine schöne unschuldige Gemahlin verstoßen hat. Dagegen empört sich Irmengards reiner edler Frauensinn, und sie erklärt dem Gemahl, daß sie nimmer in diese Verbindung willigen werde, um so mehr als Agnes den ihr einst verlobten Jugendgespielen Heinrich, den Sohn Heinrich's des Löwen, liebe. Vergebens stellt ihr Konrad vor, daß ja diese Verlobung sowohl durch des Kaisers Machtspruch, als durch Heinrich's des Löwen eigenen Willen längst gelöst sei. Frau Irmengard bleibt standhaft, und spricht: Es bleibt dabei!

„Der letzte Satz gesprochen mit sanftem Tone zwar,
Bringt plötzlich außer Fassung den Fürsten ganz und gar.
Er weiß, daß jede Veste der stolzen Lombardei
Viel eh'r erstürmt mag werden, als solch: Es bleibt dabei!"

Frau Irmengard besiegt mit Liebe und Festigkeit den ehrgeizigen Entschluß ihres Gemahles, eine Königskrone auf dem Haupte seiner Tochter zu sehen, und bleibt daheim auf der Burg, während Konrad gen Mainz zieht, wo der Kaiser weilt und Reichstag hält, und wo die Gesandten des Königs von Frankreich bei ihm um Agnes werben. Konrad weist den Antrag zurück, der Kaiser aber befiehlt nachzugeben, da tritt der

junge Heinrich, Heinrich's des Löwen Sohn, vor, und ſchwört, daß Agnes ſeine Braut ſei, und Niemand anders gehören dürfe, als ihm allein. Sein Vater aber, des Kaiſers Feind, das Oberhaupt der Welfen, wie der Kaiſer das Haupt der Waiblingen, erklärt, daß er nimmer ſeine Einwilligung gebe zu dieſer Verbindung mit einem Mädchen vom Stamm der Hohenſtaufen. Wie aber Frau Irmengard mit Klugheit, Anmuth und Liſt, und mit dem zauberiſchen Wort: es bleibt dabei, ihren Zweck erreicht, und Agnes ihres Heinrichs Gemahlin wird, das überlaſſen wir dem Leſer zu erfahren. Bewunderungswürdig iſt die Zierlichkeit und Heiterkeit der Ausführung, das Sinnige und Spieleriſche bei allem Ernſt, die reizenden, leicht hinfließenden Verſe, die Anmuth der Behandlung. — Die ſchöne Ausſtattung aber macht dies Buch zu einer rechten Feſtgabe, namentlich für die Frauen, welche in demſelben eine ſo ſinnige Verherrlichung finden.

Vier Brüder aus dem Volke. Ein Roman aus Oeſterreichs jüngſten Tagen. Von Joſef Rank. Zwei Theile. Leipzig, Wilhelm Einhorn. 1844.

Nicht ohne freudige Erwartungen nahmen wir dies Buch in die Hand, nach den „Bildern aus dem Böhmerwalde" heitere und naturfriſche Bilder aus dem Volke erwartend. Auch iſt der Anfang des Buches eine meiſterhafte Idylle, die man nicht ohne die lebhafteſte, freudigſte Theilnahme leſen kann. Die nächtliche Stille eines kleinen Dorfes, nur unterbrochen von dem fernen Singen jodelnder Burſche, das Ruhen alles Lebens, endlich das allmählige Erwachen mit dem erſten Hahnenruf, das Dehnen und Strecken der Schläfer, dies Alles iſt vortrefflich geſchildert, wenn auch etwas zu breit, zu lang ausgeführt. Ueberhaupt leidet dieſes Buch an Breite und Wiederholungen. Die Schilderungen der ländlichen Feſte finden ihre Gegenſtücke in dem oben erwähnten frühern Werke des jungen Verfaſſers, und ermüden zuletzt, beſonders da das ſtoffliche Intereſſe des Buches nur gering iſt, und die einfache Geſchichte dreier junger fröhlicher verliebter Bauerburſche enthält, deren vierter Bruder in Wien gelehrten Studien ſich hingiebt. Dieſer vierte Bruder heißt Joſeph, und der Vater der vier Brüder Rank; es iſt alſo des Verfaſſers eigene Familien- und Lebensgeſchichte, die wir hier erfahren, und da macht es freilich einen ſehr ergötzlichen Eindruck, wenn der Verfaſſer den in Wien ſtudirenden Sohn Joſeph mit überſchwänglichem Lobe bis zu den Sternen erhebt. — Ueberhaupt giebt es nichts Seltſameres, Wüſteres, Abgeſchmackteres als dies Buch, das bei allen Zeichen eines tiefen, ſchönen Talentes, dennoch nur ein wirres Durcheinander, eine verworrne Troſtloſigkeit iſt. Es enthält ſchöne Partieen und Schilderungen, aber ſo wie ſie etwa ein Wahnſinniger im Delirium ſeiner Pein wild verworren durch einander wirft. Daher macht dieſe Lectüre einen troſtloſen,

wüſten Eindruck, man glaubt ſelber zu träumen, krank zu ſein, man verſteht wohl, was man lieſt, aber es fehlt der Zuſammenhang, der verbindende Faden, es iſt nichts als eine große Fieberphantaſie voll grauſiger Bilder und Geſichte; dazu wird der Styl, der anfangs ſo glücklich einfach und idylliſch anſetzt, immer verworrener, immer wilder. Man höre z. B. Th. II. S. 136:

„Auf einmal muß der ſchalkhafte Maler ſo herzlich lachen, daß ihm die Augen übergehen: Er macht ſein Portefeuille auf, und fängt an, den hochwichtigen Mann zu zeichnen, indem er ſich bequem an einen Baum lehnt.

Blaß, gelb, blau, weiß wird das Geſicht ſeiner Ueberzähligkeit.

Wer ſind Sie? fragt er, indem er ſo ſchnell ſeine Regierungsfarbe ändert, als wär' es, wie damals.

„Wir kennen uns lange," der Maler, der nicht ſehr eilt, weil derlei Herren gern lange ſitzen.

Blau, gelb, weiß, blaß.

Die Contouren ſind fertig.

Blau, weiß, blaßgelb.

Mit welcher Gelegenheit ſind Sie von Wien angekommen? Stellwagen wahrſcheinlich?

Weißgelb, Blaublaß.

Wiſſen Sie, wer ich bin?

Das will ich Ihnen ſpäter ſagen.

Blutroth. Heftiges Zittern aller Glieder; das rüttelt beide Arme aus ihrer anſehnlichen Lage.

Blutigröther.

Wiſſen Sie, wer ich bin?

Sie werden ſich wundern, wie getroffen Sie werden. Nur werden meine Farben länger dauern.

Da capo alle Farben; blau und gelb auch vor den Augen des wichtigen Mannes."

Eine andere Stelle, S. 123, lautet:

„Weil der Oberbeamte zugegen, reißt den Hauſirer das drängende Anliegen ſeines Lebens hin, dieſen anzureden, und mit der Mäßigung edler Erſchütterung ungewöhnliche, gerechte Forderungen und Fragen an ihn zu ſtellen. Die zwei Ohrfeigen (welche nämlich eben ein Andrer erhalten) machen den gefragten großen Herrn eben noch humoriſtiſch genug den Fragenſteller anzuhören.

Er hört ihn nämlich nicht an, indem er ihn anhört, und darin ſteckt die außerordentliche Milde.

„Herr, ſeid nicht zornig — fängt der traurige Mann ſeine Worte an — laßt mich reden. Ihr werdet wohl wiſſen, wer ich bin, ich bin der junge Kreiga."

Der vornehme Herr und Beamte muß lachen über die zwei knallenden Ohrfeigen und trommelt behaglich am Fenster.

„O Herr, ihr lacht; — gut Lachen habt ihr! Darf ich fragen, Herr, ob es natürlich iſt, daß ich verhungere mit Weib und Kindern, Herr?"

Nein! ruft der Herr und lacht in Gedanken.

„Ja, ſodann mein' ich, es geſchäh nicht, daß ich warten müßt ſo lang' und verhungern."

Nein! Nein! Nein! ruft der Herr und lacht in Gedanken.

Aber der vornehme Herr ruft ſo, indem er ſich denkt —: Nein! Nein! Nein! wird das einen Spaß geben für die Kanzleiſtunden. — Hier darf man nicht losbrechen; es gilt das Anſehen der Schreiber.

„Herr, ſodann, wenn's nicht geſchehen ſoll — warum geſchieht es?"

Der vornehme Herr muß wieder ungeheuer lachen über ſeine Gedanken u. ſ. w.

Die Ausſtattung iſt eben ſo geſchmackvoll als koſtbar durch beigefügte Muſikbeilagen und Holzſchnitte.

Abfall und Buße oder die Seelenſpiegel. Ein Roman in drei Theilen von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin, Verlag von Theod. Chr. Fr. Enslin. 1844.

Fouqué war berühmt; es gab eine Zeit, in welcher ſein Name zu den erſten der deutſchen Literatur gehörte. Aber die Zeit, die ſeinen Ruhm auf den Schild gehoben, riß ihn auch in ihren Fall hinunter und begrub ihn unter ihren Trümmern. Man kann genau ſagen: Fouqué war bis 1816 berühmt.

Der vorliegende Roman, der ſich, wie auf dem Titel angegeben iſt, an der Grenzſcheide des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts bewegt, und dem, wie aus der Selbſtbiographie Fouqué's erſichtlich iſt, Begebenheiten aus ſeinem eigenen Leben zu Grunde liegen, ſchildert lebhaft und genau die letzte Epoche, mit der jene Zeit und ſein Ruhm ſich abgeſchloſſen haben. Es iſt das letzte helle Leuchten einer großen, ſich dem Untergange entgegenneigenden Sonne, mit der ſo viele andere und prächtige Geſtirne für immer erloſchen ſind. Man kann wohl ſagen: mit dem Glücke Napoleon's ſank das Glück der Romantik. Die Sonne von Auſterlitz hat beiden nicht noch einmal geſchienen.

Hier in dieſem Roman ſehen wir das Alles deutlich, denn Fouqué's junger, deutſcher Offizier, der ſich begeiſtert der Siegesbahn des großen Corſen anſchließt, iſt wirklich gar nichts anders, als die zum Körper gewordene, kriegesmuthige Romantik der Deutſchen, die einen modernen Heros zu ihrem Mittelpunkt ſuchend, denſelben im

Conſul Buonaparte, wie auch noch ſpäter im Kaiſer Napoleon gefunden zu haben glaubte.

Der Roman ſelbſt zerfällt, wie in drei Bücher, ſo in drei Abtheilungen, von denen die erſte in Deutſchland, die zweite in Frankreich, die dritte in Aegypten den Schauplatz ihrer Entwickelung finden. Jedesmal, und gewiß ganz abſichtslos, nur von einem glücklichen, dichteriſchen Inſtinkt, der bei Fouqué überhaupt und immer ſehr hervortretend geweſen iſt, geleitet, richtet ſich die Behandlung der Begebenheiten genau nach der geiſtigen Anſchauung der Länder, in denen ſie vor ſich gehen, und die uns von Jugend auf anerlernt worden. So iſt der Verlauf des Romans in Deutſchland ernſt, träumeriſch, weich, dann und wann ſogar ſentimental; in Frankreich dagegen leicht, converſationell, raſch, ergreifend; in Aegypten aber mythiſch, myſtiſch, räthſelhaft und wunderbar.

Das Ganze hat viele ſchöne Stellen und leidet nur dann und wann etwas an Weitſchweifigkeit. Das Ende iſt zu verſchwommen.

VI.

Vermischte Nachrichten.

*** Die neueſten berliner Berufungen.

Die Berufungen nach Berlin, die ſeit einigen Jahren einen eigenthümlichen Barometerſtand des herrſchenden und erlaubten Geiſtes abgaben, haben in der neueſten Zeit durch das Heranziehen der Profeſſoren Huber und Gelzer an die berliner Univerſität ihre Fortſetzung erhalten. Der eigene Beigeſchmack dieſer neueſten Berufungen iſt beſonders an der Perſon des Profeſſor V. A. Huber hervorſtechend. Es iſt dies das Parfüm desjenigen productiven Servilismus, der ſich lieblich und wohlgefällig bis in die höchſten Sphären hinein ausduftet, der aber doch nach einer andern Seite hin einen ſehr übeln Geruch zu verbreiten pflegt. V. A. Huber, der Sohn der bekannten Schriftſtellerin Thereſe Huber, hat Skizzen aus Spanien, eine Schrift über die engliſchen Univerſitäten, ein ſpaniſches Leſebuch u. dgl. mehr herausgegeben. Seine Wirkſamkeit als Docent an der marburger Univerſität iſt dagegen als eine gänzlich bedeutungsloſe bekannt. Dieſe Seite ſeiner Wirkſamkeit iſt es aber auch nicht, welche bei ſeiner Berufung nach Berlin als die weſentliche und eigentliche in Frage kommt, obwohl die dortige Univerſität die öffentliche Form für ſeine auf ganz andern Gebieten verweilende Thätigkeit hergeben muß. Dieſe Thätigkeit iſt vielmehr die im Dunkeln ſchleichende, geheime Thätigkeit ſeiner Feder, wie ſie ſich ſchon in den anonymen leitenden Artikeln der Literariſchen Zeitung ſeit längerer Zeit dienſtbar gezeigt hat. Dieſe Zeitung iſt bekanntlich das famöſe Organ der wiſſenſchaftlichen Corruption geworden, durch welche man die nationalen Geiſteszuſtände nach einer Richtung hin zu diſtilliren und zu verarbeiten ſucht, die unter dem Namen der poſitiven bereits zum Hohngelächter aller Vernünftigen geworden. V. A. Huber hat ſich jetzt als den geeignetſten Mann für dieſe wiſſenſchaftliche Corruption erwieſen, und er

soll die stumpfgewordenen Federn der Herren Leo und Consorten neu anschneiden, und wo möglich noch schärfer, wenn auch vorsichtiger zuspitzen. Von einer gewissen Seite her wird auch stark daran gearbeitet, ihm bei der Redaction der Preußischen Allgemeinen Zeitung einen wesentlichen Einfluß zu überweisen.

*** Die berliner Wiedertäufer.

Die berliner Wiedertäufer haben jetzt ihre Confession unter dem Titel: „Glaubens-Bekenntniß der Baptisten-Gemeine zu Berlin" durch den Druck veröffentlicht. Schon diese ihnen gestattete Oeffentlichkeit für eine Separat-Confession drückt das eigenthümliche Verhältniß aus, welches die Behörden in Berlin zu dieser Secte angenommen haben. In der That besteht höhern Orts die Weisung an die Behörden, diese Gemeinde sich ungestört entwickeln zu lassen, und in keiner Hinsicht gegen ihre innere Organisation einzuschreiten, welche sich denn auch in der letzten Zeit immer fester und bestimmter entfaltet hat. Der Vorsteher dieser Gemeinde, der ehemalige Kupferstecher Lehmann, wird bei ihnen als vollkommen ordinirt betrachtet, und vollzieht eigenmächtig alle religiösen Handlungen, welche sonst in das Gebiet der Staatskirche fallen. Das indifferente Zusehen des Staats zu dieser kirchlichen Ausnahmestellung einer Separat-Gemeinde muß als ein durchaus gegen seine sonst bestehenden Grundsätze laufendes Verhalten immer für eine politische Merkwürdigkeit angesehen werden, wenn man auch, nach näherer Einsicht in das jetzt vorliegende Glaubens-Bekenntniß, bemerken muß, daß diese sogenannten Wiedertäufer die alte Lehre des Anabaptismus bedeutend modificirt in sich aufgenommen haben, oder kaum noch mit derselben zusammenhängen. Besonders macht sich hier eine veränderte Stellung zur weltlichen Obrigkeit bemerklich, welche die alten Wiedertäufer nicht anerkannten, während die neuen berliner es als einen ausdrücklichen Glaubensartikel in ihr Bekenntniß aufgenommen haben: „daß die Obrigkeiten von Gott verordnet sind", und daß die Verpflichtung da sei, „allen ihren Gesetzen unbedingten Gehorsam zu leisten, wenn diese die freie Ausübung der Pflichten unseres christlichen Glaubens nicht beschränken, und durch ein stilles und ruhiges Leben in aller Gottseligkeit ihnen ihre schwere Aufgabe zu erleichtern."

In dem Glaubens-Bekenntniß der berliner Baptisten finden sich sogar einige, gewiß willkommen geheißene Zugeständnisse an mancherlei Intentionen der preußischen Regierung, von denen früher viel die Rede gewesen, und die namentlich die Ehe betreffen. So erklärt sich der 12. Artikel des angeführten Bekenntnisses von der Ehe durchaus gegen alle Ehescheidung, indem es darin unter Anderm heißt: „Wir halten die Ehe nur durch den Tod für auflöslich und glauben, daß Gläubige durch das Wort des Herrn Matth. 5, 31. 32. und Cap. 19, 4. 6. 9. verbunden sind, sich nicht zu

scheiden und Geschiedene nicht zu ehelichen." Eine andere Bestimmung in diesem Paragraphen, „wir halten, daß Christen sich nur in dem Herrn mit Gleichgesinnten verehelichen dürfen", erinnert an das fanatische Gesetz der alten Wiedertäufer, daß das Weib eines Baptisten, das sich nicht zur Wiedertaufe bekenne, zu verstoßen sei.

Bei der Bestimmung des Artikels über die Taufe scheint eine diplomatische Vorsicht gewaltet zu haben, indem die Verwerfung der Kindertaufe, welche der eigentliche Kern und Mittelpunkt des wiedertäuferischen Bekenntnisses ist, nicht geradezu ausgedrückt erscheint. Es heißt vielmehr bloß: „Wir glauben, daß, nach den bestimmten Aussprüchen des Neuen Testaments, die von Christo verordnete heilige Taufe, die bis zu seinem Wiedererscheinen in der Kirche fortbestehen soll, darin bestehe, daß der Täufling von einem Diener des göttlichen Wortes im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes unter Wasser getaucht und wieder aus demselben hervorgehoben werde. Nur also wird der göttliche Befehl vollzogen und behält die Anordnung Christi ihre tiefe ursprüngliche Bedeutung, daß der Mensch nämlich von der Sünde, die ihn ganz und gar behaftet nach Pf. 38, 4—8, durchaus gereinigt und abgewaschen werde" u. s. w. Daß aber die Taufe, nach der Ansicht der Wiedertäufer, nur an Erwachsenen vollzogen werden solle, scheint folgendermaßen umschrieben zu sein, indem es heißt: „Ebenso bestimmt werden die Personen in der heiligen Schrift bezeichnet, die sich dieser Anordnung unterwerfen und mit dankbarem Herzen dieses Gnadenmittel ergreifen sollen, nämlich nur solche Menschen, gleichviel zu welchem Volke sie gehören mögen, die zuvor durch das Evangelium und Gottes freie Gnade von ihren Sünden zu Christo bekehrt wurden und an ihn glauben von ganzem Herzen als an ihren Erlöser."

Bis jetzt scheinen diese modernen Sectenbewegungen, deren Heerd Berlin werden zu wollen scheint, noch in entschiedener Vereinzelung von dem ganzen Volksleben und in einer inneren geistigen Bedeutungslosigkeit und Ohnmacht dazustehen. Jedenfalls haben sie durch sich selbst noch nicht diese Wichtigkeit erlangt, um auch nur als Symptome einer innern religiösen Bewegung des Volksgeistes betrachtet werden zu können. Wir vermögen sie nur als schwache und mattherzige, zuletzt bloß dem orthodoxen Pietismus in die Hände arbeitende Nachgeburten jenes uralten Anabaptismus anzusehen, der zu seiner Zeit lebensmächtiger wirkte und sich tief in die Adern des innersten Volkslebens verbreitete. An dem heutigen, kaum diesen Namen verdienenden Anabaptismus ist vor der Hand nur das bemerkenswerth, daß ihm die Behörden innerhalb des kirchlichen Lebens selbst eine Ausnahmestellung gestatten zu wollen scheinen, die sonst gegen die Staatsgrundsätze selbst auf das Entschiedenste verstößt.

†† Der Sommernachtstraum auf der berliner Bühne.

Diese Aufführung war in der Theaterwelt ein bedeutendes Ereigniß. Man wußte, daß Ludwig Tieck eine längst gehegte Lieblingsidee hierin zu verwirklichen trachte, und daß er dem Publicum eine Darstellung bereiten wollte, wie solche zu Zeiten Shakspeare's stattgefunden, die fern von dem äußern Coulissenschmuck, in der Einfachheit ihre Größe, und in der Begrenzung der Phantasie die unbegrenzte Weite inneren Schauens gewähren wollte. Man wußte ferner, daß Tieck mit äußerstem Fleiße die Zurüstungen zu der Darstellung dieses Shakspeareschen Stückes selber überwache, für jede Rolle selber die geeignete Darstellerin erwähle, und jeder Probe thätig, belehrend und ermahnend beiwohne. Es war also ein doppeltes Interesse, welches das zahlreiche Publicum zu der Darstellung des Sommernachtstraums hinzog; man wollte einmal sehen, in wiefern Tieck's oft bespötteltes, und angegriffenes Ideal einer Bühne sich verwirklichen könne, andrerseits, wie es möglich, dies duftige, phantastische, herrliche Werk Shakspeare's, in welchem die Mondstrahlen zu reden, die Grashalme zu singen scheinen, in welchem alles Leblose durchgeistigt ist von dem Leben gebenden Strahl der Phantasie, man wollte sehen, wie dies zauberhafte Traumbild zur Wirklichkeit kommen, zur materiellen Erscheinung gebracht werden könnte. Es erfüllt uns mit wahrer Freude, sagen zu dürfen, daß dies über alle Erwartung gut gelungen, und daß die Darstellung des Sommernachtstraums einen wahrhaft poetischen und künstlerischen Genuß zu gewähren im Stande ist. Die Scenerie macht in ihrer geschmackvollen Einfachheit gleich von vornherein einen wohlthuenden und erfreulichen Eindruck. Statt der Coulissen schließen einfache Vorhänge die Seitenwände, in der Mitte der Bühne erheben sich zwei grün bekleidete Treppen, in ihrer Verbindung oberwärts eine Art Balcon bildend, der unterwarts zwischen den beiden Treppenabsätzen eine Vertiefung giebt. Von diesem ersten Balcon oder Absatz schwingen sich wieder schräg zwei Treppen aufwärts, oben durch eine Galerie verbunden, welche die ganze Breite der Bühne ausfüllt. Dies ist die ganze Scenerie, wie solche in alten Zeiten zu den Darstellungen der Mysterien angewandt worden. Diese Einrichtung gewährt aber die mannigfachsten Vortheile, und ist namentlich bei dem Suchen im Walde zu Ende des dritten Actes von vorzüglicher Wirkung; zugleich wird dadurch ein Doppelspiel möglich, und die verschiedensten Scenen stellen sich zu gleicher Zeit dar. So sehen wir einmal oben den lustigen Puck die Probe der Handwerker belauschen, die unten im Vorgrunde des Waldes ihre Probe halten, während zu gleicher Zeit das reizendste Elfenleben in der Vertiefung zwischen den Treppen waltet, wo Titania sanft umschleiert hinter Blumen schlummert. Sicher war diese Art der Scenerie die einzig mögliche Art den Sommernachtstraum auf eine würdige und verständliche Weise zur Darstellung zu bringen, und das Publicum ist der Intendantur zu großem Dank verpflichtet, dieser Idee

mit so viel Liebe und Geschmack sich zugewandt zu haben. Man fühlt sich während der ganzen Aufführung von dieser glücklichen Mährchenwelt umfangen, die zu einer Wirklichkeit geworden. Schade nur, daß die ersten Liebhaber und Liebhaberinnen alles Mögliche thun, uns aus solchen schönen Träumen zur faden Wirklichkeit herabzuziehen. Herr Devrient ist als Lysander eben so näselnd pathetisch, eben so larmoyant und philisterhaft wie immer; es muß ihm in seiner Jugend irgend eine Schulmeister- oder Küster-Rolle im Halse stecken geblieben sein; daran schluckt nun Hr. Devrient sein ganzes Leben, und in jeder seiner Rollen wird nun ein Stückchen davon flott und theilt sich seiner Darstellung mit, die dadurch ganz unausstehlich altklug und pedantisch wird. Herr Grua giebt den Demetrius, und wir würden kaum begreifen, wie die Helena ihn nur so mit ihrer Liebesklage verfolgen möchte, wenn nicht Helena (Mlle. Schulz) gerechten Grund hätte zu fürchten, daß kein anderer sich dazu hergeben möchte, ihr Liebhaber zu werden. Mlle. Clara Stich (Hermia) spielt diese Rolle mit der ihr eigenen anmuthigen Natürlichkeit, könnte aber in der berühmten Zankscene lebhafter und übermüthiger sein. Herrn Rott und Mad. Werner (Theseus und Hippolyta) übergehen wir gern mit Stillschweigen. Ausgezeichnet ist Charlotte v. Hagn als Puck, den sie mit dem frischesten Humor, mit dem glücklichsten Verständniß ihrer Rolle und mit jener Grazie und Anmuth giebt, welche dieser vorzüglichen Künstlerin eigen ist, und wodurch sie den Puck zu dem ersten Glanzpunkte des Sommernachtstraums erhebt. Nur etwas weniger kokett wünschten wir den guten Puck, der es sich zuweilen zu sehr bewußt ist, daß er schöne Füße hat; auch Auguste v. Hagn ist als Oberon vorzüglich. Mit sehr drastischem Humor und überaus ergötzlich werden die Handwerker dargestellt, die schon in ihrer äußern Erscheinung unwiderstehlich auf die Lachlust wirken. Der Zettel des Herrn Gern ist ein Meisterstück chargirter Komik, namentlich in der Scene mit dem Eselskopf, welcher letztere in seiner Mechanik unübertrefflich sich darstellt und seine langen Ohren meisterhaft bewegt; auch Thisbe, die Wand, der Mondschein werden vorzüglich dargestellt; Herr Schneider hat als Squenz zu viel vom Bertrand des berühmten Spitzbubenballets an sich, und ist, wie immer, nichts als eine Caricatur.

Diese komischen Scenen, so gut sie dargestellt werden, so vorzüglich sie sind, haben bei einem großen Theil des berliner Publicums Anstoß erregt, bei jener Classe der sogenannten Gebildeten oder Halbgebildeten, denen nur das bedeutend und groß erscheint, was ihnen zu hoch liegt, was sie nicht begreifen können, die sich mit prüdem Naserümpfen von dem abwenden, was ihrer Meinung nach unter ihrer Sphäre ist. — Es gehört aber eine feinere geistigere Bildung dazu, diesen drallen und prallen Humor, diesen sansculottischen Witz Shakspeare's in seiner rechten Weise zu würdigen, und jene guten, gebildeten, naserümpfenden Berliner erweisen sich doch nicht gebildet genug, jenen Standpunkt des höheren ironischen

Humors einzunehmen, von welchem aus diese Scenen im Sommernachtstraum betrachtet werden müssen.

Was die Musik von Mendelssohn betrifft, so ist die treffliche Ouvertüre zu sehr bekannt, um noch etwas darüber zu sagen, mit den Zwischenspielen und Introductionen hat er es sich bequem gemacht; er hat Wasser unter seine Ouvertüre gegossen, und sie dadurch dünn und flüssig genug gemacht, damit alle Zwischenacte, Tänze u. s. w. bewässern zu können. Diese Ouvertüre ist vielfach gepriesen, und sie hat auch in Hinsicht der musikalischen Malerei ihr Verdienstliches. Sie hat aber als selbstständiges Musikstück gar keinen Werth; sie gehört zum Sommernachtstraum, ohne diesen kann sie gar nicht gedacht werden, ohne diesen ist sie ein melodieleeres, ödes, zuweilen sogar ohrenzerreißendes Tonstück; man muß den Sommernachtstraum kennen, um diese Ouvertüre schön zu finden, man muß dies Stück genau inne haben, um dieser musikalischen Abschrift desselben mit Vergnügen zu folgen, und sie zu verstehen, um das Eselsgeschrei, das Elfengeflüster, das Handwerksgelächter, das Bäumegeflüster heraus zu hören. So ist es auch mit der kläglichen tragikomischen Komödie vom Pyramus und der Thisbe, wo die sie begleitende und einführende Musik mit ihren falschen Quinten und Octaven zwar der Komik der Dichtung sich getreu anschließt, für sich selbst betrachtet aber, unter musikalischem Gesichtspunkt, für ein durchaus kunstwidriges Machwerk anzusehen ist. Ob es überhaupt die Aufgabe der Musik sein kann und darf, durch solche künstliche, grelle Mittel zu wirken, ob sie, um komisch zu sein, sich verrenken und verzerren, sich bucklicht und mißgestaltet gebehrden darf, das ist eine Frage, die wir entschieden verneinend beantworten möchten. Diese Komik ist etwa die eines Gesichterschneiders, der ein edles Menschenantlitz zu einer Fratze herabwürdigt, und durch diese dem rohen Pöbel Lachen abgewinnt. Die Musik soll weder ein Gesichterschneider noch ein Abschreiber sein, sie soll nicht zu einem Hunde erniedrigt werden, der sich ganz ergeben und willenlos, immer nur folgend, immer nur begleitend und beschützend, immer nur schnüffelnd nach der richtigen Spur, seinem Herrn nachspringt, sie soll immer selbstständig, frei und anmuthig sein, sie soll, selbst wenn sie sich unterordnet, noch selbstständig sein, und andern Gedanken sich anschmiegend doch ihre eigenen Gedanken, ihre eigene Anschauungsweise haben. Hier aber hat sie sich in einen Mummenschanz verkleidet und springt mit wildem Gekreisch auf einem Bein herum. Ob das lustig und komisch ist im höhern Sinne, ob das nicht heißt die edle Kunst entwürdigen? Die Musik soll und darf malen, ja, in gewissem Sinne muß jedes Musikstück ein Gemälde sein, das eine Empfindung, einen Gedanken in bestimmten Charakterzügen ausdrückt, aber ein Gemälde, das einen komischen, humoristischen Gegenstand behandelt, darf doch in keinem Falle Fehler der Verzeichnung, der Incarnation enthalten. Es muß richtig und allen Anforderungen der Kunst entsprechend sein, um ein Kunst-

werk genannt zu werden. Was würden wir zu einem Maler sagen, der, um ein humoristisches Bild zu malen, etwa die Haare grün, die Lippen himmelblau malen wollte? So ist es auch mit diesen absichtlichen Fehlern, mit diesen falschen Quinten und Octaven, die ohrzerreißend wirken, und dadurch eine Komik der Verzweiflung, der Grimasse hervorrufen. — Aber indem wir dies rügen, dürfen wir wiederum auch nicht in Abrede stellen, wie viel Anerkennenswerthes Mendelssohn andrerseits in dieser Musik geleistet; die Elfenballette namentlich sind von der lieblichsten Grazie und Anmuth. — Ein weiteres Eingehen auf diese Musik würde uns hier zu weit führen; wir behalten uns dasselbe vor für eine weitläuftigere und ausführlichere Beurtheilung der Mendelssohn'schen Musik im Allgemeinen. —

Wie verlautet, ist Tieck jetzt damit beschäftigt, das köstliche Lustspiel Shakspeare's: „Was ihr wollt" einzustudiren; dann folgen: „Die lustigen Weiber von Windsor" und noch einige andere, später erst festzusetzende Shakspeare'sche Lustspiele. Zu bewundern ist Tieck's große Enthaltsamkeit, daß er nicht jetzt, wo sich ihm die günstige Gelegenheit darbietet, auch einige seiner eigenen Stücke zur Aufführung bringt. Wir meinen aber, daß es vom höchsten Interesse sein dürfte z. B. seinen gestiefelten Kater, mit dem schon Immermann in Düsseldorf einen theatralischen Versuch machte, auf der Scene zu sehen.

△ Nachrichten vom Rheine.

Theodor Taglichsbeck, durch die Herausgabe seiner Volksliederhalle allen Freunden der Liedertafel bekannt, hat jetzt den ersten Band (Jahrgang) eines zweiten periodischen Werkes, „Das Orpheon" (Stuttgart bei Göpel) vollendet, das in monatlichen Heften Lieder mit Pianoforte-Begleitung bringt. Das Werk bietet viel Ausgezeichnetes und zählt die besten Namen (unter Andern Spohr, Marschner, Reissiger) unter seinen Mitarbeitern. Da es auch im Aeußern so würdig und rühmlich ausgestattet, als es im Innern gehaltvoll ist, so kann es der musikalischen Welt mit gutem Gewissen empfohlen werden, und dürfte es jedes Pianoforte, jedes Boudoir als Prachtmusikstück zieren. Der erste Band ist überdies mit dem wohlgetroffenen Bilde Marschners geschmückt.

Von den rheinischen Kunstausstellungen dieses Jahres war die düsseldorfer bei Weitem die ausgezeichnetste und hat den alten guten Namen der Akademie aufrecht gehalten, obschon die bedeutendsten Künstler derselben mit anderweitigen

Arbeiten beschäftiget waren, und viele derselben nichts zur Ausstellung liefern konnten. Die kölner Ausstellung dagegen, welche durch die Vorliebe des kölner Publicums für die niederländische Schule, stets so reich aus den Niederlanden versehen wurde, hat den Nachtheil dadurch erlebt, daß sich die besten deutschen Meister von ihr zurückgezogen, daß unter dem vielen Mittelmäßigen und Schlechten nur wenig Gutes auftaucht, das obendrein wieder in Viehstücken besteht. Der spät aus Berlin eingetroffene Christus auf dem Oelberge, Jerusalems Fall weissagend, von Bagasa, ist der einzige Stern erster Größe, und zugleich, nach dem Ausspruche eines hiesigen Kunstkenners, ein Christus in der Kunstwüste.

Homeyer, der Orgelkünstler, welcher in Köln ein geistliches Concert zu frommem Zwecke zu geben beabsichtigte, ist von dem Generalvicariate zurückgewiesen worden. — Erwägt man, daß in den katholischen Kirchen des Rheins noch täglich die beliebtesten Gassenhauer während der Messe von hoher Orgel erklingen, so geräth man in Versuchung zu glauben, dem Künstler sei nur aus dem Grunde der Auftritt verweigert worden, damit durch ihn nicht das Volk in seiner chinesischen Versunkenheit gestört werde.

Das Kloster Steinfelden, welches auf einer der höchsten und rauhesten Kuppen der Eifel gelegen ist, soll jetzt zu einem Besserungsorte liederlicher Mädchen umgeschaffen und so der menschlichen Gesellschaft wieder dienstbar gemacht werden; eine Besserungsanstalt barmherziger Schwestern.

Die Einführung der barmherzigen Schwestern in die Irrenanstalt, ein Plan des bekannten rheinischen Ritters von Löe, will doch in den Köpfen vieler achtbarer Rheinländer seine Widersprüche finden, und viele Reisenden erinnern sich dabei, daß nicht Alles Gold sei was glänzt, daß die Verpflegung der barmherzigen Schwestern ebenfalls ihre bittern Mängel hat, noch bittere als die von rechtlichen Miethlingen, und daß Gelübde, im Rausch der Entzückung abgelegt, nicht stark genug sind durch nüchterne Jahre zu fesseln.

Mit dem Schlusse der guten Jahreszeit wird der Dom-Baumeister Zwirner die südlichen Schiffe des kölner Domes gewölbt haben, wird er die Grundlagen des ganzen Riesenbaues in so weit geklärt halten, daß mit dem künftigen Jahr, für welches jetzt schon die Baustoffe herbeigeführt werden, der Bau an allen Enden aufwachsen kann. Wie riesenartig auch in der ersten Zeit das Unternehmen schien, und wie bedeutend das Werk immer bleibt, so wird doch seine Vollendung nicht mehr ferne stehen, wenn des großherzigen Königs Großmuth im Volke Widerhall findet, wenn der Zufluß der Gaben nicht versiegt und dem Werke zuletzt sein Baumeister nicht entzogen wird.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

VII.

Fahrt nach Kävelar.

Viele ausgezeichnete Reiſebeſchreiber haben in jüngſter Zeit uns die Wüſten Afrika's, die gewürzreichen Gefilde Indiens, die üppigen Urwaldungen Südamerika's in getreuen Bildern ſo kunſtreich und vielſeitig abgeſchildert, daß dieſe verſchiedenen Weltgegenden dergeſtalt in unſerm Geiſte lebendig geworden ſind, bildſam vortreten, daß dadurch die meiſten Leſer Weltbürger geworden, ſo zu ſagen aus einem feſten Flecke außer ihnen den Erdboden ſich drehen ſehen. — Keinem kommt dieſer Umſtand mehr zu Nutze als mir, der ich jetzt verſuchen möchte, dem Leſer ein kleines Stückchen Vatererde unter das Auge zu rücken, ihn mit zu der unbedeutenden Fahrt nach Kävelar einzuladen, welche in unſeren Tagen am Rheine ſo viele Herzen angezogen, ſo große Aufregungen hervorgebracht hat. Der Berichterſtatter befand ſich in der heiligen Stadt Köln mit einem Freunde vereiniget, welchen er in langen Jahren nicht mehr geſehen hatte, in einer Zeit, wo am Rheine nach Jahren des Zwieſpaltes und der Spannung ſich Frieden überall einzuheimen verſprach, wo freundliches Entgegenkommen alle Glaubensverſchiedenen verbinden ſollte. Gerade in dieſer Zeit erſcholl der Ruf: nach Kävelar! nach Kävelar! ward auf der Straße, auf dem Markte, in Gaſthöfen und Kneipen, in Geſellſchaft und Haus für den Zug, für die zweihundertjährige Jubelfeier des Gnadenbildes geworben, geworben ſo lang, bis ich auch von Neugier ergriffen wurde, den Zug mitzumachen, welcher Tauſende hinriß, eine Sitte mitzumachen, die ſo nachhaltig

gewesen, daß sie aus der Urreligion, aus dem altdeutschen Glauben in das Christenthum hinübergegriffen, sich mit christlichen Formen schmückend, bis auf den heutigen Tag gehalten hat. Mein Freund sagte: „Obgleich ich Protestant bin, möchte ich die Wanderfahrt gerne mitmachen. Ich habe von so mancher Pilgerfahrt alter Zeiten gelesen, und mir nie geträumt, in der unsrigen eine mitmachen zu können. Das fremde Leben, der religiöse Sinn, die Meinungen, der Aberglauben, Alles muß uns in eine fremde Welt entführen, wenn wir mitgehen, was du als Katholik eigentlich thun müßtest." — „In Gottes Namen, sagte ich, bin ich doch in Bädern herumgezogen und habe das Leben der höheren Stände beschaut, weshalb sollen wir nicht ein Mal jene Wanderungen mitmachen, welche den unteren Volksclassen diese Ergötzlichkeiten ersetzen, ihre Wander- und Reiselust befriedigen, welche einmal so tief in deutscher Brust liegt, der Welt so gute Früchte getragen hat!" Wir waren also bald einig und besuchten eine fromme Versammlung, in welcher die bevorstehende Fahrt verabredet werden sollte, um von vorne herein den Zug mitzumachen, alles mit zu genießen, alle Einzelnheiten zu durchleben. Durch den verstorbenen Erzbischof Spiegel vom Desenberge waren alle Wallfahrten untersagt worden, sofern sie kirchliche waren, wenn die Pilger nicht am selben Tage die Hin- und Herfahrt vollführen konnten. Einzelnen Reisenden konnte der Kirchenfürst ihre Reisebefugniß nicht bestreiten, dafür hatte er aber allen Geistlichen untersagt, als Priester den Zug der Pilger zu geleiten, kirchliche Gewänder und Geräthe dazu herzugeben, irgend Gottesdienst für die ziehenden Pilger zu verrichten. Während der Jahre, wo der würdige Graf seinem Sprengel vorstand, waren daher alle Fahrten unterblieben, schien der Geist der christlichen Gemeinde einen andern Flug genommen zu haben.

Wie aber der genannte Fürst seinen Vätern versammelt war, fand sich die Kirche plötzlich erwacht, am Rande eines ungeheuern Abgrundes. Das Gift der hermesianischen Ketzerei hatte die Lehrer derselben hingerissen, die edelsten Glieder schon angesteckt und war trotz allem so fein, so räthselhaft geblieben, daß heute der gelehrteste Theolog noch nicht einmal sagen kann, worin es eigentlich bestehe. Wie die Aqua Tofana einst als ein leibliches Gift aus Welschland hervorging und mordete

und mit Siechthum ſchlug, ſo wirkt dieſes Gift, das ganz den Anſchein eines kräftigen Labetrunkes hat, auf den geiſtigen Chriſten, tödtet ihn geiſtig, indem er meint in den Vorhof des ewigen Lebens zu treten. So hatten wir oft wenigſtens die Sache erklären gehört. Der folgende Kirchenfürſt ſorgte um ſo angelegentlicher, daß Alles beim Alten bleibe, verewigte ſich durch eine gute Feuer- und Lichtwacht, damit keine Brunſt irgend entſtehen ſollte. Bis zur allgemeinen Wallfahrt waren unſere Tage indeß noch nicht zurückgedrungen; es gab noch gar zu viel hermeſianiſchen Volkes unter den Pfarrherren, unter deren Pfarrkindern, die ſich geſchämt hätten, ſolche Fahrt mitzumachen, welche dadurch ihre kirchliche Würde gefährdet glaubten, Leute, die nicht bedachten, daß einſt König David vor der Bundeslade öffentlich getanzt und den Spott ſeiner königlichen Gemahlin für nichts angeſchlagen hatte. Bevor der Herr Erzbiſchof Droſte-Viſchering einen entſcheidenden Schlag auf die hermeſianiſchen goldenen Kälber thun können, geſchah der ewig beklagenswerthe Schritt, miſchte ſich die Staatsgewalt in die Angelegenheiten der Kirche, und machte einen Erzbiſchof hinter Knaſter und Burgunder, bei einem Gehalte von 12,000 Thlrn., zum Blutzeugen.

Was ſonſt nur ſchwacher Verſuch geblieben, ward durch die Widerſtandkraft bei anſcheinendem Drucke möglich gemacht, ward in's Leben eingeführt. Alle alten Geſinnungen und Gewohnheiten kamen wie Knospen nach dem Regen hervor, und ſo bildeten ſich unter dem neuen vermittelnden Erzbiſchofe v. Geißel die Wallfahrten neuerdings aus, zwar immerhin noch durch das Geſetz des vorigen Kirchenfürſten verboten, aber auf alle Weiſe ermuntert, wenn nicht durch den Willen, dennoch unter dem Namen des neuerkorenen Erzbiſchofs. Wir fanden uns in dem geräumigen Hinterhauſe einer Bierbrauerei, wo ſich die Gönner des heiligen Zuges verſammelt hatten. Der Eigenthümer des Hauſes gehörte ſelbſt unter die Führer der bevorſtehenden Fahrt, welche gewöhnlich Brudermeiſter genannt werden, welche Theilnehmer werben, die Ordnung aufrecht halten, und allen Gebräuchen vorſtehen, welche auf dem Zuge zu vollführen ſind. Es wurde von vielen dieſer Herren geredet, und in der That ſprachen manche mit einem Eifer, mit einer Begeiſterung, die ihr ganzes Weſen ergriff, ſo daß wir gern alle Schlüſſe

ſchenkten, welche auf ihre Hörerſchaft nicht halb die Wirkung hervorgebracht haben würden, als die einfachen Behauptungen, die mit glänzenden Ausrufungen aneinander gereiht waren. Die Hörerſchaft beſtand aus Leuten geringen Schlages, hier und dort mit Mittelſchlag durchmengt, von vielen Einflußreichen bewegt, welche aus verſteckten und verdeckten Abſichten das Feuer der Erbauung zu ſchüren ſchienen, das bei den Brudermeiſtern theils aus wahrer Frömmigkeit und aus lebendigem Glauben brannte, theils aus einer Eitelkeit, ſich als Volkslenker kund zu geben, entſprang, die überall im Menſchengemüthe ſich Nahrung verſchafft, in dem bewegteſten Freiſtaate, wie unter der eiſernen Herrſchaft des römiſchen Katholicismus. Die guten Meiſter hatten ihre Reden kaum vollendet, welche alle, einige mehr, andere minder, von der Hörerſchaft bewundert und mit Beifallruf begleitet wurden, als noch ein Redner auftrat, deſſen jugendliches Anſehen und hoher kahler Scheitel in bedeutendem Widerſpruche ſtanden, deſſen bleiches Antlitz und ſtechender Blick uns auf einen Glaubenseiferer der heftigſten Art ſchließen ließen. Und dennoch ſprach dieſer Mann allein in Schlüſſen. Was er nach den redneriſchen Einleitungen ſagte, war etwa Dieſes: „Seine Erzbiſchöfliche Heiligkeit, ſo ging wenigſtens in dieſem Kreiſe das Gerede, ſehe die bevorſtehende Wallfahrt gern, billige ſie, und ſuche ſie auf alle Weiſe durch Aufmunterung zu fördern, er könne unter dieſen Umſtänden nicht anders als den Kirchenfürſten wie ſeinen Koadjutor für ſchlechte Katholiken zu erklären, denn entweder müßte ihr Rath oder ihre That die Unwahrheit zeigen. Der Herr käme eben erſt von Ems zurück, wo er, wie ſein Stellvertreter, die Bäder gebraucht habe, und ſende das gläubige Volk nach Kävelar. Er müſſe als Biſchof entweder mitziehen, dort von dem Gnadenbilde ſeine Heilung ſuchen, oder das Volk in ſeinen Nöthen und Gebrechen auch der ärztlichen natürlichen Hülfe zuweiſen!“

Die Rede brachte nicht die beſte Wirkung hervor und wurde bald durch Rufe des Unwillens geſtört; ich ſah ſogar dem Augenblicke entgegen, wo der Redner den heftigſten Mißhandlungen nicht entgehen würde, ſah hundert geballte Fäuſte gegen ihn ſich erheben, als einer der Meiſter ruhig vortrat, mit lauter Stimme den Lärm durchſchreiend:

„daß er den Mann kenne, der seinen Verstand verloren habe, dem kein Verständiger wegen seiner Narrheiten zürnen müsse!“ Auf diese Erklärung legte sich der allgemeine Zorn wie durch einen Zauberschlag, ließen die Pilger den Irrsinnigen entwischen und vertheilten sich dann lachend nach allen Richtungen, nachdem der morgende Tag zum Auszuge festgesetzt war.

Mit diesem Tage begannen wir unsere eigentliche Pilgerfahrt, und zwar ganz gegen den Geist des alten Gebrauches, am Bord eines Dampfbootes. Mehre benachbarte Gemeinden hatten sich den Frommen von Köln angeschlossen, und so sollte der beschwerliche Weg denn für Alle um ein paar Tagmärsche abgekürzt werden. Freilich mußte die Ordnung des Zuges darunter leiden, da das ganze Verdeck von Pilgern vollgedrängt war, die innern Räume von Pilgern und Reisenden wimmelten, das Schiff durch die Menge sich nicht ganz außer Gefahr befand. Da wir aber in frommem Zwecke fahren, sagte der Brudermeister zu mir, welcher mich von der gestrigen Versammlung wieder erkannte, so dürfen wir auf besondern Schutz des Himmels rechnen. Was mich am meisten in Verlegenheit bringt, fuhr der Mann fort, ist, daß wir auf diese Weise nicht nach dem Marianischen Pilgerstabe ziehen können. „Hat Marius denn schon einen Pilgerstab gehabt wie ihr, guter Freund?“ fragte Schwämmlein, mein Freund, den Meister, der durch die Frage nicht wenig betroffen wurde. Ich hatte in dem Gedränge doch Gelegenheit genug ihn auf die Zehen zu treten, dann dem Pilgermeister zu sagen, daß der Herr aus einer ganz ketzerischen Gegend käme, ohne jedoch selber solch einer zu sein, daß er im Gegentheil werth sei, die Erklärung zu hören. Darauf zog nun der Meister ein verlesenes Buch aus seiner Tasche und zeigte dessen Aufschrift: „Marianischer Pilgerstab.“ Es enthielt haarklein und genau verzeichnet alle Gebete, welche auf der weiten Fahrt gebetet, alle Lieder, welche gesungen werden sollten, und zwar mit genauester Angabe der Ortschaften, der Stellen, wo sie zu singen und zu beten waren. Unglücklicherweise war der Pilgerstab nur für eine Landwanderung angelegt, nicht für eine Dampfbootfahrt, und so mußte denn ein großer Theil des Stabes in unserm Zuge verloren gehen, da an Singen und Beten bei dem Gedränge und dem Gebrause der Räder

nicht zu denken war. Sollten Pilgerfahrten noch öfter vermittelst der Dampfboote stattfinden oder gar auf Eisenbahnen verlegt werden, wären hier Gebethäspel, wie sie die Tibetaner schon seit Jahrhunderten gebrauchen, bestens zu empfehlen, da auf sie weder Gedränge noch Geräusch den mindesten Einfluß üben kann, und ein Umschwung bewirkt wird, der an Raschheit jeder menschlichen Zunge weit überlegen ist. Ich hatte wenig Zeit mich den wenig Frommen zuzuwenden, welche diese Geläufigkeit menschlicher Zunge in Anspruch nahmen, um dennoch den Versuch zu machen, mit dem Dampfboote noch alle Stationen durchzubeten, sondern meine Aufmerksamkeit wurde bald von einer schönen Pilgerin gefesselt, welche sich meinem Freunde zugesellt hatte, nicht sowohl seine frommen Betrachtungen zu theilen, sondern in dem Drange eine Stütze an ihm zu haben, in der Gefahr vielleicht einen Beschützer sich zu erwerben. Ging der Zug auch durch keine Wüste, in welcher Löwen und Hyänen zu fürchten waren, so bot doch das vom Volke überladene Dampfboot keine ganz beruhigende Aussicht dar, indem manchmal Schwankungen eintraten, die selbst den Steuerleuten bedenklich zu sein schienen. Schwämmlein schien indessen nichts von dieser Angst auf seinem Gesichte zu tragen, welche sich rings im Kreise auf andern Pilgergesichtern spiegelte, sondern einzig an den Zügen seiner Nachbarin zu hangen, welche dadurch auch bald Muth gewann, auch mir, dem dritten Beobachter im Hintergrunde, die Zeit merklich vergessen machte und mit der Zeit die bedenkliche Lage. Die Schöne, oder besser die Dame, war über die Bucht der Zwanzig hinaus und segelte auf der hohen See des Lebens. Vollkommen schön konnte ich sie wenigstens nicht nennen, dafür schien sie mir aber um so anziehender und gefährlicher zu sein. Sie war etwas blaß; eine gewisse Schwermuth schien über ihre Stirn ausgegossen, so daß es den Mann, der die Schönheit aus der Ferne stumm bewundert, hinandrängt mit freundlicher Rede den Kummer zu lindern und sich eigenen mitunter zu schaffen. Bald waren beide in der abgeschlossensten Unterhaltung und durch das sonderbare Begegnen in einem Strudel mit fortgezogen. Nach den Federn zu urtheilen, war der Paradiesvogel aus den höheren Ständen, welche sonst selten solche Züge, wie den gegenwärtigen, mitmachen, mit einer gewissen Scheu vor

dem niedern Volke ſich gern eines höheren Glaubens brüſten wollen, wenn dieſer auch wirklich ihrem Herzen, ihrem Kopfe mangelt. Welch frommer Eifer mußte nun dieſe Dame beleben, daß ſie ſich ſo über die Vorurtheile ihres Standes zu erheben wußte? Eine Gluth konnte in ihr leben, ſtark genug, meinen ketzeriſchen Freund ſeinen Vorurtheilen zu entreißen, ihn vom grübelnden Verſtande ab, in die Arme der glühenden Begeiſterung, des beſeligenden Gefühles zu ziehen. Ich überdachte für mich alle dieſe Stufenpredigten der Bekehrung, welche der Freund nun hören würde, beneidete in der Stille den Ketzer, an den ſo viel Gnade von ſchönen Lippen vergeudet werden würde, und gelangte durch dieſe theils frommen, theils ziemlich weltlichen Betrachtungen glücklich mit dem Boote nach Düſſeldorf, wo der ganze Zug dann landen konnte.

In Düſſeldorf gönnte ſich unſere Schaar nur kurze Raſt, erquickte ſich durch die am Rhein liegende Schenken, verſtärkte ſich mit dem Zuwachſe frommer Pilger aus der Stadt, welche doch nicht zu dem Rahme, ſondern mehr zur Hefe der Geſellſchaft zu gehören ſchienen. Dann ordnete ſich der Zug auf der Rheinbrücke und wanderte von derſelben die Straße gen Krefeld zu. Nach der Beſtimmung des verewigten Erzbiſchofs Spiegel iſt es, wie geſagt, den Geiſtlichen verboten im Amtsgewande dem Zuge, der über Nacht ausbleibt, beizuwohnen. Der wohlmeinende Biſchof wollte durch das Verbot eines Theils den Zügen das Gepräge des Kirchlichen rauben, dadurch andrerſeits die Zahl der Theilnehmer vermindern, das Volk von ſolchen Reiſen abhalten, welche ihm nur Koſten verurſachen, welche daſſelbe zur Trägheit verführen, ihren Arbeiten entziehen, die gerade in dieſer Zeit dringend erforderlich ſind. Im Gewande des Weltmannes durfte alſo der Geiſtliche immer beiwohnen, und wohnte auch einer gerade unſerem Zuge bei, wie ich bei andern Zügen ſpäter Prieſter genug beobachtete, die ſich auf eigene Gefahr in ihre Amtstracht geworfen hatten. Vorauf im Zuge wurde ein Kreuz getragen, das auf einer lanzenhohen Stange ruhte und mit einem friſchen Kranze, aus Blumen und Eichenlaub gewoben, umgeben war; von dem Kranze zogen ſich mehre Blumengewinde als Schleifen, ſo lang, daß ſie durch den Staub der Straße geſchleppt haben würden, wenn ſie nicht von mehren hübſchen jungen Pilgerinnen, welche zu beiden Seiten

des Kreuzes gingen, getragen worden wären. Der ernste starke Träger, umgeben von den Mädchen, die sich auf diese Ehre nicht wenig zu Gute thaten, bildeten eine Gruppe, die in der Gefallsucht nicht weit hinter einer bühnlichen zurückgeblieben sein würde. Hinter dem Kreuze zogen in zwei Reihen die Frauen des Zuges, die nun zu mehren Hunderten angewachsen, bunt in Tracht und Kleidung wie an Alter und Stand, sichtlich aus mehren Dorfschaften zusammengelesen waren. Wie ein Heer in Fähnlein abgetheilt ist, so theilte sich der Zug der Frauen und der hinter ihm in derselben Weise geordnete der Männer, in verschiedene Bruderschaften. Einer jeden stand ein Brudermeister vor, ein der Sitte, des Weges und der Gebräuche kundiger Mann, welcher an einem bunten Stabe, dem Zeichen seiner Würde, zu erkennen war. Die Frauen hatten ihren Geschmack besonders darin bethätiget, daß sie sich junge, hübsche, kräftige Brudermeister ausgewählt, und deren Stäbe, welche oben ein Bildniß der Kävelarer Reifrock-Muttergottes führen, noch überdies mit bunten Bändern und Blumenkränzen geziert hatten. Diese Sorgfalt wußten die Meister aber auch nach Gebühr zu schätzen und hervorzuheben und mit den Stäben so zierlich zu winken, wie dieses ehedem nur die Flügelmänner mit ihren Flinten, jetzt noch die Trommelmeister mit ihren Knopfstöcken können. Der Brudermeister leitete, wie gesagt, das Gebet, betete die an verschiedene Orte zu knüpfende Gebete laut vor, und schlug der Gesellschaft das zu singende Lied vor, wenn die Reiseanleitung des marianischen Pilgerstabes solches gestatten ließ. Um in diesen Liedern den Ton zu halten, der Begleitung nicht zu entbehren, führten die Pilger dicht hinter dem Kreuze und seinen Trägern zwei Spielleute mit sich, altergebeugte Knaben schon, welche große Schalmeien (Oboen) führten, die an Stärke und Grellheit des Tones alles übertrafen, was ich bis dahin gehört hatte. Die Tonkünstler vermochten weder Noten zu lesen noch sonst etwas Geläufiges zu spielen, waren aber dafür desto fester in ihren alten Wallfahrtsliedern, die größtentheils aus Volksliedern bestanden, welchen man geistliche Worte untergelegt hatte. Die so schon verzierte Weise, die weit gegen die Laise (den Choral) abstach, wußten sie noch durch allerlei Schnörkel, Triller und Vorschläge so zu verbrämen, daß das Thema sich ganz in Variationen

auflöste, daneben alles ziemlich satzrichtig zweistimmig zu fügen, wie der mehrstimmige Gesang dem Deutschen ja andere Natur geworden ist. Wenn das Lied ausgesungen und bis zum nächsten Liede oder Gebete noch Raum gestattet war, so verordnete der Brudermeister seinem Zuge das Gebet, welches nach dem Rosenkranze hergesagt ist. Dieser Rosenkranz, eine von den Muhamedanern durch die Kreuzzüge auf uns Katholiken übertragene Gebetmaschine, besteht aus einer Schnur, in welcher eine Menge runder durchbohrter Körner angereiht ist; zehn Körner machen ein Gesätz aus, das eilfte ist ein sogenanntes Vaterunserkorn, weil, auf dasselbe gekommen, das Gebet des Herrn gebetet wird, während auf die zehnmale vorher blos der englische Gruß ertönt. Fünf Gesätz bilden den Kranz. Wo derselbe schließt, endet er nicht gleich in einen Knoten, sondern hat wieder ein eigenes Gesätz, das Einleitungsgesätz, über beide Schnüre gezogen, das wie ein Zopf am Kranze hängt. Dieses Einleitungsgesätz besteht aus dem Glauben, dem Vaterunserkorne nebst drei Mariakörnern, und hat zuletzt oben ein Kreuz angebunden, welches das edle Werkzeug gegen die Gewalt des Erbfeindes gebührlich schließt. Jeder Pilger hatte solch einen Kranz in Händen; einige trugen ganz rohe einfache, andere zierliche mit silbernen Vaterunserkörnern, so daß ich gewahren konnte, wie Eitelkeit und Putzsucht sogar bis in diese heiligen Rüstzeuge hinuntersteigt. Noch andere führten welche mit silbernen Todtengebeinen, um sich derselben bei Trauergebeten bedienen zu können. Die Gebete wurden nach diesen Gebetweisern alle laut hergesagt, von Vielen so laut, daß sie den kräftigsten Gesang überschrieen haben würden, daß mancher Beter zuletzt ganz heiser davon ward. Da nun ordnungshalber alle zusammen im Takt beteten, um viel beten zu können, rasch beteten und die Spellen möglichst zusammenzogen, wurden die Gebete ziemlich undeutlich, besonders der am öftersten wiederkehrende englische Gruß, den ich seinem Klange nach hier wiederzugeben versuchen will.

S'eis Maj's Vogna —
Dhäs miti sbäi Weibä —
Au'gbau's Frui's Lei's Jes's
Ham mamamama!

aufzulöſen in: Gegrüßet ſeiſt du Maria voller Gnaden, der Herr iſt mit dir, du biſt gebenedeiet unter den Weibern, und gebenedeiet iſt die Frucht deines Leibes Jeſus! — Heilige Maria, bitt für uns Sünder jetzt und in der Stunde unſeres Todes; Amen!

An den Inhalt können die Beter wenig denken, bemühen ſich aber auch gar nicht daran zu denken, was übrigens auch Unſinn wäre, da ſie ihn ſo oft wiederholen, ſondern laſſen ſich dafür angelegen ſein, den ſchwierigen, in Noten ſchwer wiederzugebenden Takt, ſo ſcharf als immer nur thunlich, hervorzuheben und ſich ſo wie in einer Art taktlichem Spiele zu wiegen.

Wird nicht nach dem marianiſchen Pilgerſtabe gebetet, ſo iſt es Sache des Brudermeiſters, jedesmal ſeiner Schaar den Zweck auszurufen, weshalb Lippe und Hand gerührt werden ſoll, woher denn jene, welche irgend ein Anliegen haben, ſich an den Brudermeiſter halten müſſen, um alle Kehlen für ſich in Bewegung und Ton zu ſetzen. Da einem Brudermeiſter auf dem Wege ſein Zettel ſammt ſeinen Anliegen verloren ging, war ich leichtſinnig genug, ihn aufzugreifen und ihm vorzuenthalten, wodurch der Mann in keine geringe Verlegenheit kam, wodurch ich aber in den Stand geſetzt wurde, den unſchuldigen Zettel hier wörtlich wiedergeben zu können.

Zweckgebete.

1) Für ein empfohlenes Anliegen.
2) Für ein unſerem Gebete empfohlenes Anliegen.
3) Für alle unſerem Gebete empfohlenen Anliegen.
4) Für eine kranke Mitſchweſter, welche unſerm Gebete beſonders anempfohlen iſt.
5) Für alle Kranken, welche unſerm Gebete anempfohlen.
6) Für die Lahmen und Preßhaften, welche unſerem Gebete anempfohlen.
7) Für alle Lahmen aus den Pfarreien, aus welchen ſich Pilger in dieſem Zuge befinden.
8) Für die Stifter und Wohlthäter dieſes Pilgerzuges.

9) Für alle diejenigen, welche gerne wollten, aber nicht können.
10) Für die Wohlthäter am neuen Kreuze.
11) Für die Wohlthäter (d. h. Geber) der Brudermeisterstäbe.
12) Für die gegenwärtigen Brudermeister.
13) Für die abgedankten Brudermeister.
14) Für die verstorbenen Brudermeister.
15) Für die gegenwärtigen Kreuzträger.
16) Für den Reigen der gegenwärtigen Spielleute.
17) Für die gegenwärtigen Fuhrleute.
18) Für eine verstorbene Mitschwester, welche unserm Gebete besonders anempfohlen ist.
19) Für alle verstorbenen Brüder und Schwestern dieser Bruderschaft.

Aehnlicherweise klangen alle Zweckbitten, welche ich während der ganzen Pilgerfahrt zu hören bekam. Mag sich der Leser mit diesen begnügen, und daraus sehn, wie die guten Beter viele Gebete sprechen, ohne zu erfahren, wofür sie bitten, wie sie aber die meisten ausstoßen für besonders anempfohlene, d. h. bezahlte Anliegen, indem viele Fromme, die gerne gingen, aber Abhaltungen gefunden haben, die Brudermeister oder den ganzen Zug beschenken, um dessen Andacht, die gewöhnlich nicht groß ist, für sich zu erkaufen. Das verdient aber ebenfalls bemerkt zu werden, daß die Pilger eben so sehr vergessen für sich selber zu beten, wie weiland die Jünger für sich Hütten zu bauen, überhaupt keine Anliegen kennen, als solche, welche gerade in ihrem Wege und um ihn liegen.

Wir lassen den Zug behaglich an uns vorüberziehen. Wie schon gesagt, vorauf die Frauen, dann die Männer, in ihre verschiedenen Brudermeistereien getheilt, welche alle auf das eifrigste durcheinander beteten und sangen, wie es gerade den verschiedenen Häuptlingen behagen mochte, und sehen uns nach meinem Freunde Schwämmlein um. Unter den verschiedenen Anliegen haben wir eines für die anwesenden Fuhrleute gefunden. Es sind dieses die Führer der Pilgerkarren, gewöhnlicher zweiräderiger Bauernkarren, welche an den Seiten mit Strohgeflechte, oben mit einem über Bügel gespannten Leintuche gegen

Regen und Sonnenſchein gedeckt ſind. Dieſe Karren fahren langſam dem Pilgerzuge nach, ſind ſeine Nachhut, und nehmen für eine billige Gabe die Müden auf, welche durch ihr heißes Gebet ſich abgearbeitet, oder vermöge ihrer Leibesbeſchaffenheit die mäßige Tagfahrt nicht mitmachen können, oder zuletzt jene, welche ſich einen guten Tag anzuthun gedenken. Um die Wagen ſchaart ſich dann allerlei junges Völkchen, das ſich von dem Ernſt, der um des Brudermeiſters Stab walten muß, etwas zu erholen denkt, das ſich eine oder die andere fromme Betrachtung, welche nicht gerade nach den Roſenkranzkörnern lautet, mitzutheilen gedenkt. Hinter dieſen Bruderkarren, dem Gepäckparke eines Heeres ähnlich, fand ich meinen Freund mit ſeiner anziehenden Weggenoſſin wieder und immer ſtatt im Gebete in den mannichfachſten Unterhaltungen verwickelt, ſo daß ich endlich befürchten mußte, Schwämmlein, ſtatt von der Heldin bekehrt zu werden, bekehre oder verkehre ſie, trage wenigſtens Schuld, daß ſie dem marianiſchen Pilgerſtabe ganz untreu würde. Da ich merkte, wie überläſtig ich den Beiden mit meiner frommen Nähe ward, holte ich mir wieder einen Bruderkarren ein, und machte die Bekanntſchaft eines bauerlichen Paares, das ſich behaglich des Weges hinziehen ließ. Der Mann bot mir einen Platz in dem Karren an, ſtieg aber, da ich ihn ablehnte, zu mir nieder, um ein Stündchen mit mir zu durchplaudern. Da wir einmal Pilger waren, durften wir unſere Gedanken nur heiligen Dingen zuwenden. Ich fand in meinem neuen Bekannten allerdings einen Mann, welcher jedem Pilgerzuge Ehre gemacht haben würde. Eine Schwäche entdeckte ich doch bald in ihm, die da bezeugt, daß im Punkte des Glaubens auch der Rieſe eine verwundbare Ferſe hat. Zufällig hatte ſich das Geſpräch auf die neue Wunderdenkmünze gewandt, welche von Frankreich aus ſo ſehr angeprieſen und in Deutſchland verbreitet wird. „Alles will ich gern glauben, ſagte der ehrliche Landmann, daß ein Bild, das auf wunderbarliche Weiſe irgend in einem hohlen Baume gefunden wird, heilig ſein kann, daß eine Bildſäule, welche aus der Erde gegraben wird, Wunder wirken, daß eine Kapſel, in welcher irgend ein Ueberbleibſel eines Gewandes, eines Beines irgend eines Gottesmannes verborgen iſt, Schutz und Schirm gewähren mag in Angſt und Nöthen, daß aber ſolche zinnerne

Münzen, die man zu Dutzenden kaufen kann, die in einer Fabrik geformt werden, wie unsere Silbergroschen, Wunder wirken sollen, darf mich kein Mensch und kein Priester weiß machen wollen!"

Ich hatte dem Manne gut vorstellen, daß unsere heiligen Bilder und Schildereien ja auch auf demselben Wege entständen, daß die Weihung an der Denkmünze gut und kräftig sein könne, wenn auch dem Zinn die Kraft nicht anklebe. Er blieb in seiner Verstocktheit und hielt sich darauf, daß er der neumodischen Heiligkeit nicht traue, er habe gedient gegen die Franzosen und bewahre selber noch eine Denkmünze aus feindlichem erobertem Geschütze, und müsse bekennen, daß ihm diese lieber sei, als alle Denkmünzen, welche von Zinn und Messing von irgend einem Meister gegossen werden könnten.

Ueber dem Wortwechsel waren wir allmählig auf eine Höhe des Weges gelangt, von welcher wir einen bedeutenden Theil der Fläche übersehen konnten; hier stellte sich uns ein Schauspiel eigener Art dar. Der Wallfahrerzug, der nämlich den Weg in langen Reihen gefüllt hatte, in langsamen bedächtigen Schritten sich dem Ziele näherte, war wie ein Schlachtkeil, welcher sich zum Plänkeln auflöset, nach allen Richtungen auseinander gefallen und wimmelte mit der Schnelligkeit schwärmender Reiterei querfeldein. Augenblicklich ließ sich die Ursache des seltsamen Treibens auffinden. In der Nähe der Straße hatte eine Heerde geweidet, und unter derselben gerade ein ketzerischer Stier, welcher Anstoß genommen an dem lauten, vielleicht nicht gar zu reinen Singen, welcher sich deshalb auch zum Stoße angeschickt und unter die seltenen Gäste gefahren war. Diese hielten seinen Anlauf nicht aus, sondern wichen verstummend nach allen Himmelsgegenden, worauf denn das Unthier wieder ruhig zu seiner Heerde kehrte. Freilich fanden wir, an der Stelle des Vorfalles anlangend, daß der Angriff nicht ganz erfolglos gewesen, indem die Leiche einer alten Frau, die dem Wüthenden nicht rasch genug hatte ausbiegen können, neben der Straße auf dem Stoppelfelde lag. Alle Versuche, das entflohene Leben zurückzurufen, blieben erfolglos, und so mußte die Unglückliche von den Nachzüglern auf eine der Karren geladen, und in den nächsten Ort, nach Krefeld, mitgeführt werden, vor welchem sich der Schwarm der Flüchtlinge wieder gesammelt hatte. Die ganze

Andacht war durch den Vorfall vernichtet, der Gang des Gebetes und Geſanges merklich geſtört. Viele erſchöpften ſich, nachdem wir einigermaßen geſammelt waren, in Vermuthungen, ob der Tod der Frau mitten im Geſang eine Gnade zu nennen, die ihr hier zu Theil geworden, worauf aber ein herber Pilger, anſcheinend ein Schmied, einfiel: „Wenn es mit der Gnade ſolche Bewandtniß habe, wolle er aus Furcht dafür auf dem Flecke ſchon umkehren!“ So wurden die verſchiedenartigſten Meinungen auf einem Platze laut, bis wir vom letzten Pilgerkarren eingeholt wurden, auf welchem meines Freundes ſchöne Unbekannte gebettet lag, bleich wie der Marmor, aber deſto ſchöner. Mein Freund war um ſie geſchäftig, wie es nur immer die Menſchenliebe erheiſcht. Sie war durch den ſchrecklichen Vorfall, durch den Anblick der Leiche von Sinnen gekommen, und ſo führten wir im Nachtrabe eine Todte und eine Ohnmächtige. Dicht vor Krefeld ſchaarte ſich der Zug, der über dem langen Wege und dem Abentheuer ſich in einzelne Truppe getheilt hatte, gerade auf demſelben Felde wieder, auf welchem die Preußen des Helden Friedrich weiland die Franzoſen zu Paaren trieben, und bildete wieder den früheren ſtattlichen Wallfahrtzug. Einer der angeſehenſten Brudermeiſter that uns alsdann kund, daß früher der Zug immer ſtille durch die ketzeriſche Stadt geſchritten, daß es aber jetzt an der Zeit ſei, ſich nicht vor den Proteſtanten zu ducken, ſondern daß man ihnen zum Aerger beten und ſingen müſſe; und ſomit ſetzte ſich denn der Schwarm in Bewegung, durch die Gaſſen ſchalmeiend, betend und ſingend, ſo laut es immer nur die Kehlen und Lungen geſtatten mochten. Das Lied, welches gerade gewählt worden, war ein uraltes Wallfahrtslied an die Heilandsmutter, das vielleicht ſchon in heidniſchen Zeiten an Freia geſungen, neuerdings aber von Hrn. v. Geißel wieder etwas ſprachlich erneuert worden; es begann mit den Worten: „Wunderſchönprächtige, herrliche, mächtige, liebreich holdſelige, himmliſche Frau!“ und ging nach einer Weiſe, die ſelbſt von Kennern nicht leicht von dem mozartſchen: „Sollt einſt das Gräslein ein Tänzlein wagen!“ zu unterſcheiden war. Der durcheinander ſingende und betende, ſchreiende und blökende Schwarm ſchien aber bei den Bewohnern der Stadt nicht den beabſichtigten Aerger hervorzubringen. Zuſchauer gewannen wir freilich die Menge, aber die

meisten derselben schienen unsere Andachtsübungen in eine nicht geringe Heiterkeit zu versetzen, und nur die Bedächtigsten unter ihnen sahen wir die Köpfe schütteln. Wer sich darüber zu ärgern hatte, waren die Brudermeister, welche sicherlich ihre marianischen Stäbe in rüstige Bewegung über die Ketzerrücken gesetzt haben würden, wenn wir nicht gar zu sehr im Nachtheil der Zahl gewesen, und eine Rauferei dem frommen Zuge nicht zu viel Aufenthalt geboten haben würde.

Vom Beten und Singen erschöpft kam unser Zug zuletzt wohlbehalten an der andern Seite der Stadt in's Freie, löste sich wieder in kleinere Trüppchen auf, um in dem nächsten Dorfe der Mittagsruhe zu pflegen. Ich ließ die Menge mir vorauf schreiten, erwartete den Nachzug in den Pilgerwagen mich schuldigermaßen nach meinem Freunde und seiner Geleiterin zu erkundigen. Es schien mir aber, als ob ihr Wagen in der Stadt gehalten, als ob die Leidende sich dort erfrischen wollen; in diesem Gedanken schritt ich wieder den frommen Pilgern nach, war aber noch nicht weit gegangen, als ich einen Jüngling, bleich und entstellt, im Graben liegen sah. Ich wollte eben den nächsten Züglern winken, um Hülfe schreien, weil ich vermuthete, daß wieder ein ähnliches Abentheuer, wie das vom Ochsen, statt gehabt; als ich aber den jungen Menschen noch einmal aufmerksam betrachtete, sah ich, wie er mit dem Oberleibe sich erhob, hielt ich inne und fragte ihn: wie er hierherkomme, was ihm wiederfahren sei? „Ich bin aus der kölnischen Gegend von Niel, antwortete er mir, und kann nicht weiter, muß hier meiner Pilgerfahrt ein Ziel setzen.“ Dabei seufzte er und geberdete sich wie ein Verzweifelnder. Nachdem ich ihm lange genug Muth eingesprochen, erfuhr ich Folgendes aus seinem Munde.

Er war ein armer Bursche aus dem Rheindörfchen Niel. Von Kindesbeinen an hatte er Bekanntschaft mit schön Trudchen, der Tochter eines benachbarten reichen Gutsbesitzers gehabt, ohne daß die Verwandten des Mädchens irgend etwas Arges geahnet hätten. Erst seit einiger Zeit sei man kälter gegen ihn auf dem Gute geworden, wo man ihn sonst als Gespielen der Brüder gern gesehen habe, und ganz vor Kurzem, als man verkündiget habe, daß Trudchen sich nächstens mit einem reichen Bewerber aus der Nachbarschaft verloben werde, habe man ihm zu ver-

ſtehen gegeben, daß man ſeine Beſuche vorab nicht mehr wünſche. Er ſei nun weggeblieben. Da er aber erfahren, wie ſeine Freundin ſich gräme, habe er ſie in Flur und Garten heimlich zu tröſten geſucht. Trudchen habe freilich nur einen Troſt gekannt, ſeine Liebe. Aber beide Liebenden hätten nicht das Herz gehabt, einen Schritt gegen die Aeltern zu unternehmen, hätten ſich keinen Rath gewußt. Somit hätten ſie ihr Vertrauen denn in die Muttergottes von Kävelar geſetzt, eine Pilgerfahrt zu ihr gelobt, und verſprochen, mit Erbſen in den Schuhen mitſammen dorthin zu wallfahren, damit ſie die Bitten der Liebenden erhöre. Trudchen habe die Erlaubniß zur Wallfahrt bald von den Aeltern ertrotzen können, da ihr Beichtvater ſich auf ihre Seite geſchlagen, und ſo ſeien ſie denn von Köln frohen Muthes in's Weite gepilgert. Von Düſſeldorf aus ſei ihm aber das Gehen auf den Erbſen immer beſchwerlicher geworden, ſeien ſeine Füße wund und angeſchwollen, ſo daß er keines Schrittes mehr mächtig, daß er hier auf ſeine Liebe verzichten müſſe. „Schön Trudchen, ſetzte er hinzu, müſſe von einem Wunder erhalten ſein, denn er habe ſie, trotz der Erbſen, die ſie gewißlich in den Schuhen trage, noch recht munter von jener Wegbiegung am Hügel bemerkt."

Ich machte den jungen Mann auf einen Bruderkarren aufmerkſam, der im Felde angefahren kam, rieth ihm, die Erbſen aus den Schuhen zu thun und ſich in den Karren heben zu laſſen. Gegen das Eine wie das Andere ſtrebte der büßende Liebhaber heftig an; da er aber hier nicht liegen bleiben konnte, und da er zugleich die Unmöglichkeit einſah, ſich auf ſeinen Füßen weiterzubringen, ließ er ſich von meiner Beredſamkeit hinreißen, welche ihm vorſtellte, daß er nur im Allgemeinen mit dem Gehen die Pilgerſchaft gelobt, daß unter dem Gehen aber auch die Fahrt einverſtanden ſei, und daß die heilige Jungfrau ihm das Fahren nicht übelnehmen würde, ſich ſchon zufrieden geben dürfte, wenn er mit den Erbſen in den Schuhen bis gen Kävelar führe. Die Noth bequemte ihn endlich zu meinen Trugſchlüſſen, ſo daß ich ihn, als der Karren hielt, mit Hülfe des Fuhrmannes dem Pilgerwagen überantworten konnte. Als wir aber den Ermatteten, Halbohnmächtigen einſetzten, leiſteten wir durch dieſes Werk der Barmherzigkeit einem andern

Paar einen eben ſo ſchlechten Dienſt. Mein Freund befand ſich nämlich mit ſeiner neuen Bekannten in dieſem Wagen, und ſchien in zärtlicher Unterhaltung vertieft, unſere Zwiſchenkunft ſchwer zu bemerken. Die Dame ſchien übrigens im Bekehrungsgeſchäfte friſche Fortſchritte gemacht und bei dem Ketzer keinen ſcharfen Widerſpruch gefunden zu haben, weil er gerade den Mund küßte, von dem die ſüße Lehre gequollen war. Da wir die Geſtörten um Verzeihung gebeten, und den verzweifelnden Liebhaber neben die Glücklichen gebettet, zogen dieſe vor aus dem Karren zu ſteigen und den Seufzenden ſeinen Gedanken zu überlaſſen. Fromme Geſpräche, die ſich zuletzt über die Erlebniſſe des Tages ergoſſen, ließen bald Blicke in die Lebensbegebniſſe der Weggenoſſen zu, und ſo hörte ich denn auch Manches von den Lebensverhältniſſen der ſchönen Pilgerin. Sie war in Ungarn geboren, eine Gräfin Talvi, aus altkatholiſcher Sippe, die einzige Tochter eines jungen Paares. Ihr Vater ſtarb bald nach ihrer Geburt als öſtreichiſcher Hauptmann, auf dem Zuge gen Frankreich, die Mutter trat darauf in eine zweite Ehe mit einem andern vornehmeren ungariſchen Edelmann, und leider in eine gemiſchte Ehe. Die Mutter hätte ihr die Befolgung ihres angebornen Glaubens zu ſichern gewußt, ihre jüngeren Geſchwiſter aber ſeien in des Vaters Glauben aufgewachſen. Während Lebzeiten der Mutter hätten ſie alle in erklecklichem Frieden hausgehalten, als der Tod aber ihr dieſe letzte Stütze entriſſen, ſei ſie von ihrem Stiefvater und von ihren Geſchwiſtern, ihres Glaubens halber, hart gedrückt und verfolgt worden, zuletzt habe man ſie zur Ehe mit einem Proteſtanten zwingen wollen, einem Manne, den ſie aus Grund des Herzens gehaßt habe. Da habe der Himmel ſie erleuchtet — ſie ſei entflohn, und zwar an den Rhein, wo ſie eine betagte Tante gehabt. Dieſe ſei vor wenig Monden geſtorben und habe ſie zur Erbin ihres Vermögens eingeſetzt; ſie ſei jetzt auf dem Pilgerzuge begriffen, damit die heilige Jungfrau ihr rathen möge, wie ſie weiter ſich gegen ihr Haus zu verhalten habe, ob ſie nicht als Klägerin gegen ihre tyranniſchen Geſchwiſter auftreten müſſe, denſelben ihr Vermögen zu entreißen, das in Händen einer Rechtgläubigen mehr Heil verbreiten könne! Entzückt vernahmen wir, in welch hohe Geſellſchaft uns der Zufall geführt hatte, und maßen die

ſchöne Magyarin mit würdigenden Blicken. Ich vor allen beneidete meinen Freund um einen ſo ſchönen Bußprediger, machte mir aber anderweitig Beſchäftigung, weil ich nicht in dem Geſchäfte der Bekehrung läſtig fallen wollte.

Bald hatte ich den vollen Wallfahrtzug erreicht und war wieder unter dem Stabe des Brudermeiſters eingereiht; weil ich aber einen Regenſchauer herankommen ſah, trachtete ich, das benachbarte Dorf zu gewinnen, bevor ich durchnäßt würde. Als ich aber noch nicht ganz mich an die Spitze des Zuges geſetzt hatte, begannen die Tropfen ſchon dicht und ſchwer niederzufallen, daß ſich jeder ſo gut ſchützte als es immer gehen mochte. Jene, die einen Regenſchirm mitführten, ſpannten denſelben aus, die Männer zogen ihre blauen brabantiſchen Kittel an, die Frauen ſchlugen ihre dicken wollenen Ueberröcke über den Kopf; ich trotzte, da es einmal nicht anders war, bald bis auf die Haut durchnäßt, der niederſtrömenden Fluth. — Bald war dieſelbe vorüber, in leichten Staubregen aufgelöſt, durch welchen ich ein Schauſpiel ſah, das viele fromme Pilger im Gebete hinderte, minder fromme ſogar in heimlichem Gekicher ſchüttelte. Eine der vorderen Frauen hatte nämlich das Unglück gehabt, mit dem Ueberrock Unterrock und Hemde zu faſſen und die ganze geſammte Gewandung ſich rücklings über den Kopf zu ziehen, woher ſie denn zwar von Oben ganz geſchützt einherſchritt, von ihrer Kehrſeite aber den Folgenden eine ungewöhnliche Blöße gab. Einer winkte dem Andern ſchelmiſch zu, viele Pärchen begannen unter ſich zu flüſtern und zu lachen, und das Gebet ſtockte allmählig immer mehr, ward zuſehens ſchwächer, obwohl der Brudermeiſter daſſelbe mit katoniſcher Ruhe fortſetzte, und ſo erſt auf die volle Scheibe ſchaute, wie der Weiſe etwa einen Spiegel beſchaut, an welchem er vorübergeht. Endlich drängte ſich der ganze Zug hinter der guten Frau her, und brach in ein ſo lautſchallendes Gelächter aus, daß auch die Vorderen aufmerkſam wurden, daß die gute Bäuerin ihres Mißgriffes inne ward. War ihre Schaam groß, ſich vor der ganzen Pilgerſchaft als Spott zu ſehen, ſo war ihr Zorn noch größer, der ſich gleich gegen den Brudermeiſter richtete, welcher doch durch ein Wort leicht und gleich den Mißgriff hätte ausgleichen können. Sie fuhr ihn vor allen Verſammelten keifend an, weshalb er

ſie ſo lange hätte in dieſem jämmerlichen Zuſtande gehen laſſen? Weil ich glaubte, daß ihr ſolches der Himmelsjungfrau gelobt hättet, entgegnete der Pilgerführer ganz kaltblütig. — Und wirklich konnte er ſich hiermit hinlänglich entſchuldigen, indem Gelöbniſſe aller Art in Gebrauch ſind, mit bloßen Füßen, mit bloßem Kopf u. ſ. w. hin und zurück zu gehen, obſchon die bloßen Steiße bis dahin noch nicht ſehr im Schwange geweſen ſind, die Frömmigkeit ſich noch nicht bis dahin aufgehoben hat.

Nachdem auf des Brudermeiſters kaltblütige Antwort der ganze Pilgerzug ſich wieder vor Lachen geſchüttert hatte, kam er allmählig wieder in Bewegung, begannen die Gebete und Geſänge zu erdröhnen, mit welchen wir bald in das Städtchen Geldern einrückten, wo wir für die Nacht Herberge ſuchten. Vorab ward jedoch der Geiſtliche des Ortes gezwungen, uns in der Kirche den Segen zu geben. Der Mann ſtellte ſich, oder war wirklich ſehr erſchrocken, als ihm die Brudermeiſter zuſetzten, ſagend: daß überall der Segen ertheilt werde, daß es zwar vom Erzbiſchofe ob weltlicher Klugheit verboten worden, daß Seine Biſchöfliche Gnaden aber doch gern ſähen, wenn unter der Hand geſegnet würde, daß ſie übrigens keinen Segen umſonſt verlangten, ſondern den baaren Dank dafür auf den Altar niederlegen wollten. Letzterer Grund überwog, und wir bekamen einen recht feierlichen Segen mit lateiniſchem Geſange, der von allen Pilgern vorzüglich deshalb viel höher geſchätzt wurde, weil Keiner etwas davon verſtehen konnte.

Mir machte es ſpäter Vergnügen, die Straßen zu durchſchlendern und die Bewegung zu beobachten, mit welcher ſich jeder hier Bequemlichkeit für die Nacht, Erquickung für den Tag zu beſorgen trachtete. Die Gaſthöfe waren im Nu überfüllt, in welchem ich für mich, wie für meinen Freund ſchon ein Zimmer gewonnen hatte, jedes Bürgerhaus machte ſich eine Ehre daraus, die frommen Wanderer unter Dach zu bringen und auf ihrer Reiſe für ihr gutes Geld zu pflegen. Nach der erſten Stunde des Suchens und Unterkommens belebten ſich die Straßen noch mehr, ging Jung und Alt Arm in Arm von Thür zu Thür, Bekannte zu grüßen, ſich nach Neuem zu erkundigen und das Städtchen von innen und außen in Augenſchein zu nehmen.

Ich fand meinen Landmann von heute Mittag im Gespräche mit einem greisen Brudermeister, einem wahren Sancho Pansa-Gesichte, und zog vor nicht auf meinen Freund zu warten, sondern auch noch einen Zug durch die Straßen zu thun, in welchen jetzt lustige Volkslieder statt der langsameren geistlichen erklangen. Unser Brudermeister war ganz in seinem Elemente, besonders als wir zu Ehren des Baiernkönigs einige Gläser baierischen Bieres genossen. „Die dreißigste Wallfahrt nach unserer Frauen von Kävelar ist dies, sagte er; ich bin ihr getreu geblieben, und habe mich weder durch die diebischen Jakobiner, noch durch den Schinder Napoleon, noch durch den ketzerischen Desenberg davon abschrecken lassen. Ich habe zudem auch solches Zutrauen zu der kävelarer Heiligen, daß sich die Muttergottes von Stahlberg, von Marienlinden und wie sie alle heißen mögen, nicht über die Schultern betrachten möchte. Ich bin zweimal mit dem frommen Pater Gerhard hierhingezogen; wir waren beide dazumal noch viel jünger, und der selige Pater, der jetzt gewiß einer der Ersten unter den himmlischen Heerschaaren ist, lebte damals noch in diesem Jammerthale."

„Wer war denn dieser Pater Gerhard?" frug ich, um den zutraulichen Alten mehr sprechen zu machen.

„Wie? Ihr habt nie von ihm gehört? Nun, da kann ich euch dienen; er war ein Minnebruder aus Köln, ich aber war befreundet mit ihm und ging ihm getreu an die Hand, wenn er vierteljährig unser Dorf besuchte. Es war ein heiliger Mann, dessen Segen besonders kräftig war, wo beim Vieh irgend Verzauberungen sich eingefunden hatten, und wenn keine zufällig sich boten, nun, die Kirche will auch leben, so hatte mich Gerhardus unterrichtet, wie ich Nachts durch das Dorf schlich, und den Kühen das Maul mit Seife einrieb, so daß keine einzige fressen wollte. Hererei! Hererei! rief eine gute alte Frau nach der andern, Gott sei Dank, daß der Pater kommt. Gerhardus überlas nun die Kühe, wusch ihnen das Maul mit Weihwasser ab, und sie fraßen nun so gierig, als sie früher hartnäckig gefastet hatten. Das war noch eine Zeit, in welcher Glauben zu finden war, und wir haben rüstig gearbeitet, den vorhandenen zu stärken und zu kräftigen. Mancher geizigen Here streuten wir Schwefel in den Schweinstrog, daß die Ferkel davon er-

krankten und starben, weil nichts aus ihr zu bekommen war. Was thuts, Schwefel war ein recht unschuldiges Mittel, und thut keinem Menschen etwas zu Leide. Den schönsten Spaß, den wir aber machten, war der, daß wir dem ketzerischen Amtmanne von Miselohe die Stiefel bezauberten, gerade an der Kirchenfeier, wo er nach Kloster Altenberg zur Abtstafel reiten wollte. Der Mann, ein Schwelger erster Größe, hätte dem Teufel die Seele für einen tüchtigen Fraß verschrieben, und fehlte an dem Tage nie im Kloster, obgleich er, wie gesagt, ein Ketzer und den Mönchen nicht grün war. Ich schlich mich mit einer Bittschrift in sein Vorgemach, weil er dem guten Pater Gerhard das Ueberlesen, sein Handwerk, legen wollte, und hatte zerstoßenes Geigenharz in einem Tüchlein, mit dem ich ihm rasch durch alle im Vorzimmer aufgestellten Stiefel fegte, so daß er keinen einzigen anbekommen konnte, als er aufsitzen wollte, obschon er die Ströpfe von allen durch sein heftiges Ziehen abriß, so daß er zuletzt in Pantoffeln nach dem Kloster reiten mußte. Er hatte die Stiefel früher hundertmal angehabt, und fand den Unfall daher unbegreiflich, ja soll einige Worte von Hexerei mitunter haben fallen lassen. Der Schuster mußte ihm alle noch einmal auf den Leisten schlagen, bevor er sie anziehen konnte, und selbst dieser Schuster konnte nicht in Erfahrung bringen, was das Anziehen gehemmt, sondern muthmaßte, des Herrn Amtmanns Beine wären wohl einmal etwas ungewöhnlich angeschwollen gewesen."

Ich konnte nicht umhin, ihm meine Verwunderung über den Scharfsinn des Mönchs zu bezeugen, worauf der Alte noch gesprächiger wurde.

„Ja, glaubt nur dem Zimmermeister Ankebrand, darin suchte Gerhardus seines Gleichen, und wußte in jeder Lage einem den besten Rath zu ertheilen. — Wir hatten einmal Vogelschießen, und ich wäre gern König geworden; ich hatte aber manchen guten Schützen neben mir, manche gute Büchse zu fürchten; durch Gerhard's Rath ward ich König, alle übrigen schossen schlecht, zusehends schlecht."

„Ihr habt doch wohl nicht gar die Büchsen bezaubert?" frug ich lächelnd.

„Was beinahe eben ſo wirkſam iſt. Ich ſchmierte in jeden Lauf vor dem Schießen unbemerkt etwas Ohrenſchmalz; die Schützen luden und ihre Kugeln fehlten, wo die meinigen wie Blitze einſchlugen.“

Da ich dieſe Erzählungen mit ſolcher Lebhaftigkeit vortragen hörte, konnte ich mich nicht enthalten zu fragen, ob er denn in ſeinem Vertrauen zu dem wunderthätigen Bilde nicht wanke, nachdem er ſo lange mit Gerhard bekannt geweſen.

„Wie könnt ihr ſo etwas denken! — Wanken! rief der Mann ziemlich entrüſtet, wenn hier von einem Heiligen die Rede wäre, der nur für Etwas gut, der wie wir unſer Handwerk treiben, in etwas um Beiſtand zu erſuchen!“

„Ich bitte euch, wen meint ihr damit unter den Heiligen?“

„Nun, Alle kann ich ſie nicht gerade herſagen, die mir aber beifallen, ſollt ihr wiſſen: der heilige Nikolas ſteht denen bei, die faſten, und iſt gut für die Fergen und Schiffsleute; die heilige Apollonia für die Zähne, der heilige Eulogius für die Pferdekrankheiten und Roßkämme, der heilige Hippolitus für die Schmiede, die heilige Sytha für die Schlüſſel der Weiber, der heilige Blaſius für die Hälſe und die welche zu trinken pflegen, der heilige Sebaſtianus gegen die Peſt, der heilige Rochus gegen Fieberkrankheiten, der heilige Auguſtinus für die Augen, der heilige Hermann für die Kinder, der heilige Geſelin für den Regen, der heilige Hubert für die Hundekrankheiten, der heilige Florian für die Feuersbrünſte, der heilige Nepomuk für die Brücken, der heilige Wilgefort für die Erlöſung geplagter Ehefrauen von ihren Männern. Kommt nur in unſerer Gegend etwas umher, ſo werdet ihr finden, daß in jedem Dorfe beinahe ein Heiliger gilt, der für irgend etwas gut iſt, aber die heilige Jungfrau von Kävelar geht über alle, ſelbſt über die zwei Muttergotteschen in Köln, über die ſchwarze und die weiße, die in der Schurrgaſſe wie die in der Kupfergaſſe, und hilft aus jedem Elende. Man hat mir erzählt, der ſelige König von Sachſen habe einmal gelobt nach Jeruſalem zu pilgern, wenn ihm unſer Herrgott von den Franzoſen hälfe, und da habe ſpäter ſein Beichtvater, ein Jeſuit aus Rom, als der Weg dem alten Herrn gar zu ſchwierig dünkte, zur Auskunft im Schloſſe im Kleinen den heiligen Ort in Korkholz nachbilden laſſen, ſo daß der

fromme König nun tagtäglich in seinem Schloßgange nach Jerusalem und wieder zurück wandern, ja sich, wie es das Bedürfniß erforderte, barfuß, selbst auf den Knien nach dem heiligen Grabe rutschen konnte. Meines Erachtens hätte der fromme König, wenn er kräftiger berathen gewesen, besser daran gethan, den Weg nach Kävelar zu wählen, sich Neuß, Krefeld und Geldern in Kork setzen lassen, um durch unsere heilige Mutter des Heiles theilhaftig zu werden."

Wir hätten uns noch lange der Lehre des Meisters Ankebrand zu erfreuen gehabt, wenn nicht plötzlich ein furchtbares Geschrei aus einem benachbarten Hause gedrungen. Die Frau Reinstein und ihre Gäste, hieß es, wollten verscheiden, wären in den letzten Zügen! Bei diesem Rufe durfte der treue Führer des Zuges nicht fern bleiben, er drang in das Haus, aus dem der Schreckensruf erklang; wir folgten ihm. Der Auftritt, dessen Zeugen wir nun waren, gehört zu den schrecklichsten, zugleich zu den lächerlichsten, die ich je gesehen habe. Zehn bis zwölf Frauen, die sich in einer Stube niedergelassen, und weil der Hausrath nicht hinreichen wollte, rings um eine Kiste gereiht, ihren Kaffee schlürften, waren mehr oder weniger im Begriff sich zu erbrechen, wimmerten und wandten sich unter furchtbaren Krämpfen. Sancho Pansa und sein Herr an der Flasche des Ritters Fierabeas könnte nur eine kleine Andeutung geben. Zerbrochene Kaffeeschalen, umgeworfene Kaffeetöpfe vollendeten das Bild der Bestürzung. Ich rief gleich nach warmen Wasser, Meister Ankebrand nach seinem Pilgerstabe, um mit dem Bilde der kävelarer Himmelskönigin das Erbrechen zu erleichtern; beides wurde gebracht, und endlich stillten sich die Schmerzen und Zuckungen der frommen Frauen. Der Arzt kam zu spät, als keiner seine Hülfe mehr in Anspruch nehmen wollte. Er fand nur den Sitz „des Brechteufels", würde Pater Gerhard gesagt haben. Die Kaffeeschwestern, welche sich und ihren marianischen Weg mit Kaffee wohl versorgt hatten, und sich ein Uebriges zum Guten thun wollten, hatten sich, wenigstens eine derselben, vergriffen, und eine Düte Schnupftabak dem ungeheuern Kaffeetopfe zugesetzt, der dann in der frommen Gesellschaft solches Aergerniß gegeben hatte, allen Umstehenden aber solchen Ekel verursachte, daß keiner, so viel ich weiß, sich zur Abendtafel setzte. Ich hatte wenigstens

keine Luſt, irgend etwas weiteres zu genießen, wollte mich, ermüdet von dem vielen Hin- und Herſchreiten, zur Ruhe begeben. Ich ging deshalb zu dem Gaſthofe von einem der Zimmer Beſitz zu nehmen, welche ich mit Beſchlag belegt hatte. Das untere fand ich verriegelt; wie ich erfuhr, war es von meinem Freunde und ſeiner Gemahlin in Beſitz genommen worden. Alſo ſchon vermählt, eine neue Art Ehe unter dem marianiſchen Pilgerſtabe, dachte ich. Zufrieden, daß mir doch noch das andere Zimmer und Bette geblieben, drang ich in das zweite Zimmer in dem obern Geſchoſſe, welches ich nicht verriegelt, nur einfach verſchloſſen fand. Aber auch hier fand ich mein Bett von zwei ſchlummernden Menſchen belegt, und zwar von einem alten Bekannten, dem auf Erbſen pilgernden Jünglinge und einem hübſchen jungen Mädchen. Im erſten Augenblicke war ich ungehalten genug, das reizende, vom Monde gerade beſchienene Pärchen aufzuwecken. Das halb entkleidete Mädchen ſchlüpfte raſch unter die Decke, der junge Mann ſtarrte mich an, ohne ein Wort vorbringen zu können. Ich fragte ihn zuletzt, wie er in mein Bette gekommen ſei? Er erwiederte, er ſei vom Wagen abgeladen worden und habe der Ruhe bedurft, und ſo habe Schöntrudchen, die ſein Mißgeſchick in Erfahrung gebracht, ſich ſeiner angenommen und dieſes Bette für ihn erbeten, weil man vermuthet habe, daß der Herr nicht wiederkehren werde, ſich ſonſt irgendwo ein Unterkommen geſucht habe. Sie habe ihn nun gewartet und gepflegt, und ſei ſelbſt ermüdet eingeſchlafen.

Ich hatte nichts einzuwenden, und war weit entfernt, hier Arges zu muthmaßen, als eben dem liebenden Paare das Lager abzuſtreiten. Nur eines bat ich mir als Abfindung aus, mir zu ſagen, wie ſie trotz der Erbſen denn ſo rüſtig habe ſchreiten können, jetzt noch ſo kräftig geweſen ſei, ihm aufwarten zu können. „Deshalb, lieber Herr, entgegnete er, weil ſie ſo geſcheid geweſen iſt, die Erbſen vorab zu kochen, bevor ſie ſelbe in die Schuhe that, und ſie ſo beinahe weicher ging, als in den bloßen Schuhen.“ Ich mußte den Scharfſinn der jungen Jeſuitin bewundern, die übrigens nicht mehr aus ihren Decken und Kiſſen auftauchte, wünſchte beiden eine gute Nacht und trollte mich treppunter, verſichert, daß Madonna ſchon ein liebendes Paar erhört und einen

bösen Ketzer bekehrt habe. An ein neues Zimmer war nun nicht mehr zu denken, die einzige Aushülfe blieb ein Winkelchen auf der Streu, die in dem geräumigen Haupt-Gastzimmer ausgebreitet war, wo jeder Pilger, jede Pilgerin nach Belieben für ein paar Pfennige Platz gewinnen konnte. Angekleidet, wie ich war, legte ich mich nieder und rastete ein wenig, obgleich ich nicht ruhen, das heißt, nur wenig schlafen konnte. Eines Theils war ich nämlich ungewohnt, so in einer Heerde von Schläfern zu liegen, die links und rechts in allen möglichen Tönen um mich schnarchten, zudem war ich um meine Taschen besorgt, die während eines zu festen Schlafes leicht hätten geleert werden können, zuletzt störte mich das Geflüster und Gekicher zärtlicher Pärchen, die sich hier gefunden hatten, aus- und eingingen und wohl eine kleine Sünde mit in das große gute Werk der Wallfahrt einfließen ließen. Nach allem, was ich die Nacht über vernehmen mußte, hatten sich die Erbsenpilger vor den andern keineswegs zu schämen, durfte mein Freund mit seiner Freundin dreister Stirne morgens früh unter den übrigen Frommen hervortreten. Ich von meinem schlechten Lager halb gerädert, erhob mich mit dem ersten Grauen des Tages, reinigte mich etwas von der anhangenden Streu und eilte hinaus in's Freie, aus der qualmichten, übelriechenden Stube, bevor eine Lerche den Tag begrüßt hatte, bevor die Glocken und Schalmeien erklangen, die Pilger zu frischem Zuge zu versammeln. Von einem Ausflug auf die Felder ging ich in das Städtchen zurück, am Frühstücke mich für die Entbehrungen des Abends und der Nacht zu entschädigen, und neue Kräfte für den kommenden Tag zu sammeln. Nach und nach versammelten sich die Pilger vor der Kirche, und zogen dann unter lautschallendem Gesange davon.

Ich traf meinen Freund, als er eben mit seiner Dulcinea den Bruderkarren besteigen wollte; natürlich mußte ich mich nach der Ruhe der Nacht erkundigen, und erhielt von Schwämmlein eine recht mutzige Antwort, von dem Fräulein aber die Versicherung, daß sie in der sonderbaren Lage nicht zu gut geruht habe, daß jedoch die Sache zu ernst und heilig sei, als daß Jemand Arges dabei ahnen könne. Damit fuhren sie beide ab. In dem folgenden Bruderkarren gewahrte ich den Erbsengänger, aber in minder anziehender Gesellschaft, wie vorige Nacht;

er war unter einige alte Mütterchen gekauert, und ſchien ganz im Gebete des Dankes verloren. Ich konnte nicht umhin, mir unſere Gräfin Talvi zu vergegenwärtigen, ihre heutigen Geberden zu reimen mit den geſtrigen Erzählungen, mit den Ergebniſſen dieſer Nacht, konnte zugleich mich des Mißtrauens nicht erwehren, beſchloß zuletzt bei mir ſelber, meinen Freund zu warnen, daß er nicht in die Netze irgend einer gefährlichen Abenteurerin falle. Doch hielt ich dafür, daß ein günſtiger Augenblick zu wählen ſei, daß ich die mir Verdächtige noch genauer beobachten müſſe. —

Wie ich in dieſen Gedanken hinter dem Pilgerzuge einherſchritt, ward ich von dem Landmanne eingeholt, der ſeine Ehehälfte im Geführe unter der Obhut ſeines Knechtes zurückgelaſſen hatte. Er fragte mich nach meiner Nachtruhe, und als ich ihm nicht befriedigend antworten konnte, entgegnete er mir ebenfalls mit lauten Klagen. Nach ſeinem Dafürhalten hatte ſich die Welt ſehr verſchlimmert. Wahrſcheinlich hatte aber der gute Mann früher keine Gelegenheit gehabt, traurige Erfahrungen zu machen. Er ſchwur mir zu, daß dieſes Mal das letzte ſei, daß er zu einer Bittfahrt ziehe, daß alle Beredſamkeit ſeiner Frau ihn nicht weiter zum Zuge verleiten ſollte. Ein Mitglied der Marianiſchen Bruderſchaft wolle er zwar bleiben, ſo treu wie irgend eines, daß aber ſeine Verehrung der Himmelskönigin ſich nie über Dormagen, ſeinen Wohnort, erſtrecken ſollte, und daß er fürder denken wolle wie ſein Nachbar. Als ich ihn bat, mir die Gedanken ſeines Nachbarn mitzutheilen, that er dieſes. Der Mann hatte ſich auch nach Kävelar gelobt und war frohen Muthes mit dem vollen Zuge geweſen. Da er aber eine ziemliche Beleibtheit beſeſſen, hatte er ſich für die Mühe des Weges und gegen die Sonne des Mittags einen zeltüberſpannten Karren mitgenommen. Trotz dem hatte er zu Fuße ausgehalten bis über Mittag. Nach Tiſche aber hatte die Verdauung ihr Recht doppelt gefordert; er hatte ſich dann in ſeinen Karren gelegt und war bald eingeſchlummert. Ob nun ſein Gaul eine ſo ketzeriſche Roßſeele gehabt, ob die heilige Jungfrau ihn ſeines Gelübdes entbunden, oder ob ein neckiſcher Bube ſich den Spaß gemacht, den Karren auf der Straße herumzudrehen, genug, er war umgelenkt worden, das Roß ging mit

rüſtigeren Schritten der Heimat, dem Stalle entgegen. Die Schatten verlängerten ſich ſchon merklich, bevor der gute Pilger erwachte. Als er ſich aber erhob, hatte er gut ſeine Augen wiſchen, er ſah weder Zug noch Bruderkarren, und vermuthete, während des Schlummers weit zurückgeblieben zu ſein. Er trieb daher ſein Roß recht ſcharf an, und trabte, ohne anzuhalten, an Menſchen und Wohnungen vorbei, um ſeine Gefährten deſto eher einholen zu können. Jetzt fiel die Nacht, es ward dunkel, ſo daß er ſich auf gut Glück ſeinem Roß überlaſſen konnte, das auch ſicher und raſch daher fuhr. Endlich ſchimmerten Lichter, wurden Stimmen aus der Ferne laut, die ihn nur noch mehr antrieben, bis er zuletzt in ein Dorf hineinraſſelte. Als er ſich erkundigte, wo er ſei, war er vor ſeiner eigenen Hausthüre, durch ein Wunder, welches er Anfangs nicht glauben wollte, das er aber ſpäter oft anführte, als ob er dadurch von allen Bittfahrten für immer freigeſprochen worden ſei.

Unter mancherlei Geſprächen und Geſängen der Pilger, in welche wir zu Zeiten mit einſtimmten, bekamen wir noch vor Mittag Kävelar zu Geſicht. Ein flacher Flecken in einer flachen Gegend, doch von ſchönen Getraideflueren umgeben. Jetzt trat Meiſter Ankebrand vor und ordnete nach Gebühr den Zug, trieb auseinander die Liebespärchen, welche ihre Gebete gekoppelt zum Himmel ſandten, ſchied die Reihen der Frauen von denen der Männer, und ermahnte alle, das Mögliche zu thun, ſowohl was die Ordnung des Zuges, als auch die Lautheit des Gebetes und des Geſanges betreffe. Freilich, ſchloß er, iſt in dieſen Tagen kein rechter Zug mehr; früher war es ein anderes Leben, wo wir unſere vier bis fünf Tage gewandert hatten, bevor wir dieſen heiligen Ort begrüßten, aber es iſt doch noch etwas an dem Zuge; bald hingegen wird die Zeit kommen, wo wir in ein paar Stunden von Köln aus gen Kävelar auf der Eiſenbahn rollen, wo alle die ſchönen, die lieblichen Andachten unterwegs von dem Schnaufen der Feuereſſe übertäubt werden, wo unſer gegen den Himmel klingendes Gebet nicht die Ohren der Heiligen erreichen wird.

Kaum war der Zug etwas beſſer geordnet, ſo wallte er unter lauterem Geſange und unter dem Schmettern der Hoboen dem Städtchen zu, als auch drinnen die Glocken zu läuten begannen, um die Pilger zu

begrüßen, welche dem Städtchen jährlich so viele irdische Gaben für die himmlischen zubringen. Eine Wallfahrerstadt hat einiges mit einem Badeörtchen gemein. Wie in einer Brunnenstadt jeder Bürger nur voll des Lobes von der heimischen Quelle ist, so erzählen hier alle Einwohner nur Wunder von ihrem Heiligenbilde oder ihren Heiligenbeinen, an die sie weiter persönlich keine Ansprüche machen. Ihnen bringen gläubige Wandersleute reiche Ernten, mit dem Unterschiede, daß hier eine immerwährende Badejahrszeit ist, daß die Gnadenzeit sich nicht blos auf wenige Sommerwochen beschränkt. Wie in einer Badestadt ist hier zuletzt alles auf die Bewirthung des Fremden angewiesen, doch so, daß hier die Vertrauenden blos den unteren, wenige den oberen Volksklassen angehören, deren Mitglieder, sogar wenn sie Bischöfe und Prälaten, ja auch Vischeringe sind, Ems und Baden jedem Gnadenorte vorziehen. Die Stadt ließ diese Bemerkungen auf den ersten Blick entstehen, sie hatte ein ziemlich bäuerliches, aber kein abstoßendes Aeußere, und zeigte eine Menge lachender Gesichter, welche der Prozession entgegenschauten, wie wohl Kellnerin und Wirthin altbekannten Stammgästen entgegen lachen, obgleich das Lachen auch nichts mehr von Erbauung an sich hatte. Wirklich hat die Stadt nichts an sich, welches religiöse Gedanken hätte nähren können, und als wir erst zur Kirche kamen, verflog jede schöne Vorstellung, die ich mir von dem Orte gemacht hatte. Der entschiedenste Zopfstyl hatte sich hier geltend gemacht, nichts von Ernst, nichts von Erhebung aufkommen lassen. Die eigentliche Gnadenkapelle, die uns Pilger am meisten anziehen mußte, da sie das Gnadenbild umschloß, lag am Ende, wenn nicht gar vor dem Städtchen, und sprach wo möglich noch deutlicher die obige Geschmackverirrung aus, würde sich eben so sehr zur Aufbewahrung von Brandspritzen als zur Hut des heiligen Pfandes eignen.

Nachdem der erste Gruß an das Heiligthum vorüber war, suchte Jeder sich für den Tag und die Nacht eine Stätte zu ermitteln, die Mittel zu gewinnen, sich von der Anstrengung zu erholen, wofür in reichlichem Maße gesorgt war, indem beinahe jedes Haus sein Gastschild zeigte. In der Straße selber war eine neue kleinere Stadt von Buden aufgeschlagen, welche neben Eßwaaren alles zeigten, was nur

ländliche Sinne reizen kann, was für einen Zug von Pilgern irgend nöthig ist. Unter den Buden waren solche nicht die seltensten, welche Wachskerzen zum Opfer, und getreue Abbildung der Kävelarer Heiligen in Wachs, auf Spiegelglas, in Stahlstich und Holzschnitt, in Rahmenform wie in Wimpelform zeigten, welche letztere dazu dient, jeden Pilgerstab, jeden Pilgerkarren mit einer passenden Flagge zu verzieren, in die Ferne ein Zeichen von dem gepriesenen Kävelar zu senden. Rosenkränze von allen Farben und Arten, an alle mögliche Heiligenbeine angestrichen, bildeten dann ganze Waarenlager, die mit Hubertsriemen wechselten, bunten, kleinen, in ein Knopfloch einzubindenden Riemchen, welche die Kraft haben sollen, nicht nur rasende Hunde, sondern auch alle übrigen beißenden Thiere vom Träger fern zu halten. Ich kaufte mir ein Dutzend zu Gedenkzeichen, band eins davon in's Knopfloch, und schritt als Ritter vom Hubertusriemenorden durch die Straßen Kävelars, darf aber auf mein Ritterwort versichern, daß das Band nichts gegen die Flöhe vermochte, welche ich auf der frommen Wanderung gewonnen hatte, und die mich leidig bissen und quälten.

Kirche und Wirthshaus, Beten, Essen und Trinken füllt den Tag oder die Tage, die man in der heiligen Stadt zubringt. Ich durfte keine Ausnahme von der Regel machen, und hatte Gelegenheit, die Kunst des Ueberganges zu bewundern, mit welcher die pilgernden Gefährten aus der Frömmigkeit in die Weltlichkeit, und umgekehrt, überzugehen pflegten, mit welcher sie an beiden Orten die bedeutendsten Opfer brachten. Die Kirchen sind dadurch reich geworden. Was nur irgend zu Schmuck dienen kann, ist auch reichlich dazu verwandt worden. Gemälde, Schnitzwerk, Bildwerk, Gold, Perlen, Stickerei und Schneiderarbeit, Gewandung, auf das Kostbarste verwandt, aber leider nirgends mit Geschmack. Alles ist mit Mönchs-, oder besser noch, mit Nonnenunsinn übereinander gehäuft, weit eher geeignet, Lachen, als Bewunderung und Andacht zu erwecken. Das wunderbare, wunderwirkende Bildniß, von welchem ich so viel erwartet hatte, ist nichts weiter als ein Kupferstich. Was mußte mein Freund von der Wunderdenkmünze dazu denken. War der eine Abdruck des Stiches heilig, wie heilig

mußte die Platte erſt ſein, wie wenig hebt ſich die Heiligkeit bei den vielen Abdrücken hervor.

O Kävelar, auf welchen ſchwachen Grundlagen beruht dein Ruhm, dein Gelderwerb! Der fromme Marianer, der hier das erſte Gebethäuschen aufbaute, pilgerte lange umher, um ſich ein würdiges Abbild der Heilandsmutter zu verſchaffen, er fand endlich einen Kupferſtich. Nach dem Kupferſtiche hat man freilich ſpäter Bildnerei geſchaffen. Prächtige Liebfrauen, welche üppig und dreiſt drein ſchauen wie wohlhabende Pächterstöchter mit friſchen Rothwangen und hochgezogenen Augenbraunen; Bildſäulen, welche über die vom Künſtler gemeiſelte Gewandung noch eine andere aus den reichſten Stoffen tragen. Sammet und Seide iſt hier in der ſchönſten Auswahl zur Schau gegeben, und gewiß iſt zu bezweifeln, ob je die Jungfrau aus dem Stamme Davids, ob je eine Königin von Juda ſich ſolch glänzender Kleider zu erfreuen gehabt hat. Hals und Bruſt ſind unter goldenen Ketten, unter Perlen verborgen, die Nacht der Locken (und die Himmelsjungfrau trägt eben auch falſche, welche nach der neueſten Mode gekräuſelt ſind) von Steinſchmuck wie von Sterngefunkel durchbrochen. Der Schnitt der Gewandung iſt jener wie ihn die Marquiſe Fontanges zu tragen pflegte, iſt der des üppigen Franzoſenhofes, des Reifrocks. Ob die guten Kävelarer Himmelskammerjungfern darin etwas Heiliges ſehen, ob ſie es des heiligen Dreiecks halber thun, in welches die Menſchengeſtalt ſolcherweiſe zuſammenhängt? Oder ob ſie die Gelegenheit benutzen, vielen Stoff auszuhängen? Alles das ſind Zweifel, über welche wir Gläubigen nicht klar werden können. Die ganze Oberfläche des Reifrocks wird nun noch von frommen Pilgern vergoldet und verſilbert. Jeder Pilger nämlich, welcher glaubt, daß ihm irgend von dem Gnadenbilde Gnade geſchehen, d. h. ſeine Bitte gewährt ſei, ſucht die Gewährung dadurch zu verſinnbildlichen, daß er den Gegenſtand der Bitte, in Silber oder Gold gefügt, dem Bilde anhängt. Goldene Arme, ſilberne Beinchen, Zähne und Köpfchen hängen wunderlich durch einander an ſchönen Seidenbändern, am meiſten aber Herzen und Händchen, weil hierin die meiſte Gewährung erlangt wird, wovon ich mich an Ort und Stelle überzeugt habe. Wenn ein Bild zu ſehr mit Schmuck überladen iſt, ſo

daß keiner mehr angebracht werden kann, fällt solcher zum Behufe von Kirchengefäßen, oder für sonstige Zier oder Schmucksachen, oder für kirchliche Zwecke weg. Daher ist Pracht und Reichthum überall in Kávelar sichtbar, nicht aber der gesunde gute Geschmack, den man an der Himmelskönigin zu Gute halten muß.

Den ganzen Tag hindurch ist die Kirche offen, und immer ist sie erfüllt von Gläubigen, welche ihre Gelübde lösen, und die entweder die Beichtstühle füllen oder vor den Bildern auf den Knieen liegen, dann plötzlich aufspringen, sich erheben und ihnen ein Weihegeschenk darbringen. Manche goldene Kette fliegt so von dem Halse einer reichen Pächterin auf den perlenreichen Hals des hölzernen Bildes, manches Goldkreuzchen, das auf der Brust einer schönen Bäuerin geschaukelt hat, kommt zur Ruhe auf dem steifen Mieder der wunderthätigen Reifrockträgerin.

Am meisten Aufmerksamkeit verdienen wohl jene Andächtige, welche sich ausdrücklich Gnade erflehen wollen, welche nicht blos aus Gewohnheit, Neugierde oder eines Gelübdes halber anlangen, und gemächlich die verschiedenen Stufen hier durchschlendern und durchbeten. Nachdem diese nach Gnade Ringenden ihr Fest gehalten, das heißt, gebeichtet und das Abendmahl empfangen haben, also im Stande der Gnade, nach katholischen Begriffen, sind, beten sie knieend mit ausgestreckten Armen vor dem Bilde so lange, bis sie ermüdet umfallen, oder bis sie begnadigt aufstehen können. Angehörige und Bekannte helfen den Flehenden beten, und leihen ihnen ihre Schultern, um die ermüdeten ausgestreckten Arme zu unterstützen, rufen ihnen Muth und Ausdauer, oft ganze Nächte hindurch zu. Durch das Beten und Schreien, durch das Knieen, durch alles Fremdartige zusammen, mag nun oft in dem Empfänglichen eine Begeisterung entstehen, eine Entzückung, welche glauben macht, daß wirklich Begnadigung, das heißt, Heilung von Gebrechen und Unglücksfällen, eingetreten sei, welche hier und dort das bewirken mag, was man Wunder nennt. Das, welches ich zu sehen Gelegenheit hatte, verdiente den Namen nicht, obschon es die ganze Stadt mit Gerede erfüllte. Unter den Gnadesuchenden war nämlich ein Blinder, dessen Arme von seinen Freunden unterstützt wurden, der eine Nacht hindurch bis wieder

in die Nacht hinein gefleht hatte. Einer seiner Stützmänner, dessen geistige Kraft erschlaffte, war langsam in Schlummer hingesunken, träumte knieend von der Herrlichkeit des Herrn, von Wundern und Gnade. Mit dem Ausruf „Gnade!" stürzt er plötzlich hin, erwacht und erhebt sich, die Augen reibend. Die in der Kirche versammelte Menge, wissend, daß ein Blinder nach Gnade ringe, verwechselt die beiden Beter, und glaubt in dem Erwachenden einen sehend gewordenen Blinden zu erschauen, packt ihn auf und trägt ihn mit Lobgesang und Freudengeschrei durch die Straßen und durch die Kirchen, bis endlich die kälteren Theilnehmer von dem verblüfften Erweckten erfahren, daß er gar nicht blind gewesen, bis der unselige Vetter herbeischleicht, der leider blind geblieben.

Andere Wundergerüchte entspringen auf minder ehrliche Veranlassungen, so wurde z. B. ein Sehendgewordener, welcher in Prozession umhergetragen allen Gläubigen als ein Blindgeborener vorgezeigt worden, von der Obrigkeit als solcher ermittelt, welcher vor Monden noch sehend im Zuchthause zu Warden an der Ruhr gesessen, und aus solchem entsprungen war. Ob die Genossenschaft der Wirthe, oder irgend ein Geistlicher des Ortes den Schelm gewonnen und eingeübt hatte, wird ein Räthsel bleiben; beiden konnte das unbezweifelte Wunder gleich reiche Zinsen eintragen. Von der Menge von Wundern, welche sich jährlich wie täglich im Volksgespräche wiederholen, läßt sich im Allgemeinen nur das sagen, was sich von den meisten Wundern sagen läßt: diejenigen, welche sich die Oberrheiner erzählen, sind an Holländern geschehen, diejenigen, welche den Holländern aufgebunden werden, sind Ober- und Mittelrheinern widerfahren. Diejenigen, welche hier glauben und nicht sehen, fahren am besten. Uebrigens wird öfter auf eine unkluge Weise ein Umständlicheres gelogen. Ein taubstummes, gelähmtes Kind, aus dem Hause Nr. 33 der Lindgasse in Köln, sei plötzlich vor dem Gnadenbilde zum Gebrauche der Glieder und Sinne gekommen. Hier waren so genaue Sachumstände angegeben, daß kein Irrthum stattfinden, kein Zweifel obwalten konnte, aber leider war Alles erlogen, wie ich später erfuhr. Das Kind war, wie es gewesen; wer aber in Kävelar daran gezweifelt, hätte sich mancher Unannehmlichkeit aussetzen können.

Aus der Kirche schritt ich wieder auf die Straßen, in welchen die Nacht zu sinken begann, jedoch ohne das Leben herabzustimmen, vielmehr schienen jetzt erst viele der Gläubigen recht aufzuathmen und sich dem vollen Strome hinzugeben. Alle Buden umstellten sich jetzt. Drehbreter, Carousselle, Schaukeln wurden umlagert, indessen Taschenspieler, Kartenschläger, Harfenmädchen, Citherspielerinnen die Menge durchdrängten, um sich einen Theil derselben zuzusichern, indessen Leierkasten mit Schauergemälden sich Bahn brachen und ihre Erklärungen der gaffenden Menge zu Theil werden ließen, ihre Lieder an den Mann brachten, neue Wallfahrerzüge mit Schalmeiengeschmetter eintrafen. Selbst der frömmste Pilger wurde jetzt von dem frohen Leben mit ergriffen, sank allmählich in der Schwelgerei zu Boden, die einmal nach dem angestrengten Gebete ihr Recht behauptete. Mir konnte jedoch der Taumel, den ich wohl entschuldigen mochte, nicht sehr behagen, mich drängte es nach dem Freunde mich zu erkundigen, und einigen nähern Aufschluß über dessen neue Freundin und Geliebte zu erhalten, der ich immer im innersten Herzen mißtrauen mußte. Sonderbarerweise wollte mich aber das Geschick diesen Abend nicht mit ihm zusammenführen; an allen Orten, wo ich eintraf, erhielt ich die Nachricht, daß sie beide soeben dort gewesen, und so war ich denn erfreut, die letzte Stunde vor Schlafenszeit mit meinem ehrlichen Pachter zuzubringen, mit dem ich in diesen Tagen schon so oft zusammengetroffen war. Er stritt sich gerade mit einem Landmann aufs Heftigste über die Pilgerfahrt auf der Eisenbahn, indem sein Gegner behauptete, die Eisenbahn, wenn sie nach Kävelar erst stattfände, müsse der Andacht ganz ein Ende machen; jetzt, da man nach der St. Wendelcapelle bei Müngersdorf fahre, da man im Fluge eine Strecke abmache, die sonst Tagzeiten eingenommen, wäre alle Andacht dort dahin. Ich leugne dieses ganz und gar, sprach mein Freund; Andacht läßt sich nicht mit der Elle ausmessen, kann sich lang und bedeutend in eine kurze Fahrt einflechten, und besonders auf der Eisenbahn, wo das Brausen des Wassers, das Wirbeln des Rauches, das Sprühen der Flammen, die Gefahr der Schnelligkeit uns stets an den Tod, an die Flüchtigkeit des Lebens erinnern, wo die Fahrt durch einen oder den andern Tunnel uns die Hölle oder das Fegefeuer mit ihren Anfechtun-

gen vorhält. Nach meiner Meinung thäten wir beſſer, auf der Eiſenbahn umherzupilgern, als hier in den Neſtern zu liegen, wo mancher umherſchwärmt und Gott weiß was ſich von den Engeln auf das große Schuldbuch tragen läßt, was alles auf der raſchen Bahn nicht ſtattfinden könnte. Der Streit währte ſo ziemlich lange fort, bis der Brudermeiſter Ankebrand den Ausſchlag geben mußte, und zwar, zum Aerger des Landmannes, gegen die Eiſenbahnen. Er wurde von dieſem dafür aufs Bitterſte wieder geneckt, ſo daß ich erſtaunen mußte, wie vielen Spaß ſich ſo fromme Männer erlauben können, wie ſehr die Heiligen bei ihnen andererweiſe wieder in tiefem Verdacht ſtehen.

„Ihr ſeid doch zum Beſten gehalten, wie euch Bruder Gerhardus zum Beſten hielt," ſagte der Freund, einmal ärgerlich geworden, zum Brudermeiſter.

„Gerhardus hat keinen zum Beſten gehalten, wenn ich das ſo ſagen wollte, als nur einmal, und das nur einen ketzeriſchen Pächter, den er auf der Kuh reiten hieß."

Wir baten, daß er uns die ganze löbliche Geſchichte mittheilen möchte.

„Wir beſuchten, erzählte er uns, der Pater und ich, ein evangeliſches Dorf, in welchem einige Katholiken zerſtreut lebten, und trafen dabei auf einen evangeliſchen Mann, der ob einer neu gekauften Kuh in Sorgen lebte, weil ihm die alte auf eine raſche, räthſelhafte Weiſe gefallen war. Durch das Unglück hatte der Mann ſich dem Glauben zugeneigt, daß er dachte: könne des Mönches Ueberleſen nicht am Vieh nutzen, ſo ſchade es doch hinwiederum nicht, und ſo begann er mit dem Pater zu dingen, welcher ihm auch zuletzt für einen Schinken die Kuh zu überleſen verſprach, bis nichts fehle. Beide waren handelseinig, doch als der fromme Minnebruder Gerhardus eben begann, unterbrach ihn der Ketzer mit der Frage: ob der Segen auch am Menſchen von Vortheil ſei, und ihm ebenfalls ertheilt werden könnte? Gleich hieß ihn der bejahende Gerhardus rücklings auf die Kuh ſteigen, ſetzte eine Wurſt dem Preiſe zu, und überlas mit der ernſteſten Miene von der Welt das übereinandergeſchichtete Paar, an dem ich meine Freude der Art hatte, daß ich mich kaum des Lachens erwehren konnte."

Nach diesem lustigen Auftritte kamen manche noch vor, an welchen die Enthaltsamkeit und Keuschheit der Heiligen keine feste Probe bestehen wollte. Unser Brudermeister vertheidigte dabei aber stets den Stand, und erwiederte, daß er die Sache nicht leugnen könne, daß aber der Priester dabei heilig bleibe, daß es dabei blos einigen verführerischen Weibsbildern, zweifelsohne vom Teufel gewonnen, gelinge, die Kirche auf einige Augenblicke zum Wanken zu bringen. „Selbst in unsern Tagen fehlen solche kleine Aergernisse nicht ganz, was ich noch kürzlich dadurch erfuhr, daß ich, indem ich mir in unseres Herrn Pfarrers Küche über den Brudermeister-Geschäften eine Pfeife anmachte, und dabei der Köchin die Ofenzange versteckte. Seit zehn Tagen quälte mich nun die Köchin um ihre Zange, wollte sie von mir wieder haben, und hatte sie, wie ich leicht ermitteln konnte, auch noch immer nicht gefunden. Am Tage unserer Abreise, wo sie grob wurde, und mich einen Dieb schalt, sagte ich ihr gut und kurz, daß die Zange in ihrem Bette läge, in welchem sie dieselbe längst gefunden haben müßte, wenn sie darin geschlafen hätte."

Nachdem ich von diesen und ähnlichen Erzählungen, die eine treffliche Nutzanwendung gestatteten, ermüdet war, sagte ich meinen Freunden gute Nacht und legte mich zur Ruhe, wo ich dann bald durch das verworrenste Geräusch, das aus Beten und Fluchen, aus heiserm Schreien und Gelächter, aus Drehorgeln und Saitengeklimper bestand, in den Schlaf gelullt wurde.

Ich erwachte spät, ziemlich unsanft geschüttelt. Freund Schwämmlein suchte mich auf die Beine zu bringen. Er sah, wie ich nach und nach bemerkte, sehr aufgeregt aus, und hatte seine Kleider mehr umgeworfen als angezogen. Jeder verschwendete an dem Andern eine Menge Ausrufzeichen, bevor er fragte, was dieser wolle, was das seltsame Spiel zu bedeuten habe. Ich war blos aus einem frommen Traume geweckt worden, und fand erwacht alles noch so vor, wie ich es gelassen, Schwämmlein aber konnte dasselbe nicht von sich sagen. Sein frommer Traum war an ein bitteres Erwachen geknüpft. Er war im Arme seiner frommen Bekehrerin eingeschlafen, schon halb katholisch gewesen, und hatte aufwachend sie nicht gefunden, seit zwei Stunden hatte er sie

bereits in Hof und Hall, Gasse und Kirche gesucht. Seine Uhr, seine Ringe, sein Geldbeutel, seine Brieftasche mit der Einlage von Papiergelde waren gleicherweise auf räthselhafte Art entschwunden. Keine Hülfe blieb ferner, als zur Ortsbehörde Zuflucht zu nehmen, und der Heiligen Steckbriefe nachzusenden, wenn sie den Wallfahrtsort schon verlassen haben sollte. — Ist wohl je ein so herber Fall vorgekommen, daß ein Verliebter einem Polizeibeamten die ganze holdselige Beschreibung seiner Geliebten in die Feder sprechen muß, um ihrer und seiner Habseligkeiten wieder theilhaftig zu werden? Hier hatte er Statt, ein Anblick zum Lachen und zum Weinen zugleich. Von der Polizeistube, wo uns gute Verheißungen die Hülle und Fülle wurden, kreuzten wir noch einige Mal durch das Städtchen, ob uns in Halle und Kirche keine Kunde werde, aber all unser Fragen blieb ohne Erfolg, jeder Kopf war mit Wundern und Abenteuern so vollgepfropft, daß er keine Zeit hatte an die unsrigen zu denken. Von meinen Bekannten schaute ich noch das auf Erbsen einhergeschrittene Pärchen, welches vereinigt vor dem Altar der Himmels-Jungfrau seinen Dank darbrachte, das wohl unter diesen Umständen keine Trennung, wenn auch einen gewaltigen Unmuthsturm der Eltern zu bestehen haben wird.

Auch von meinem Landmanne und dem Brudermeister, der von seiner morgendlichen Segensmesse, die er genießen wollte, wie von einem Schnapse sprach, konnte ich freundlichen Urlaub nehmen, und dann meinen Freund, als alle Erkundigungen fruchtlos blieben, aus dem Städtchen auf den Rückweg führen, nach welchem wir beide uns aus Herzensgrunde sehnten; ich, übersättiget von aller moderhaltigen Heiligkeit, er, beschämt über seine Bekehrungslust, über das Näschen, welches die züchtige Jungfrau aus Ungarn ihm gedreht hatte. Zu Fuße waren wir angewandert, als Fußgänger empfahlen wir uns wieder, hüteten uns aber, irgend einem frommen Heimzügler-Schwarme uns anzuschließen, obschon alle Straßen reichlich von denselben überfluthet waren. Pilger und Pilgerzüge mit Hubertsriemchen in den Knopflöchern, mit zinnernen Denkmünzen und Bildchen von Spiegelglashinterlagen behangen, zogen des Weges, auf dem Hute wie einen Strauß die kleine dreieckige Wimpelfahne befestiget. Pilgerkarren, an welchen solche Fähnchen

dutzendweise angebracht, schoben sich in unabsehbaren Zügen daher. Keineswegs bemerkten wir aber an den Rückziehenden die spärliche Ordnung, welche wir an den Hinziehenden bemerkt hatten, alle drängten entweder bunt durch einander, oder lösten sich in einzelne Truppe und Pärchen auf, die nichts weniger als beteten, sich auf das mannigfachste unterhielten, und den Rest ihrer Reise aufs Anmuthigste zuzubringen strebten. Erst vor einem Dorfe oder vor einem Städtchen sammelten sich die Züge wieder, hielten an, ordneten sich und schritten so wieder ehrbar singend und betend mit Kreuz und Fahnen durch die Gassen. Wo sie andächtig sein sollten, waren sie nichts weniger als andächtig, und dorten gerade, wo sie andere durch ihre Andacht stören, und nicht erbauen konnten, bemühten sie sich, andächtig zu scheinen; oder, wenn auch nicht eigentlich andächtig, sich des Betens und Singens wie eines anderweitigen Dienstes abzuthun. Physiognomische Studien konnten auf unserem Zuge ziemlich entschieden gemacht werden, indem eines Theiles die schlaue Frömmigkeit junger Bauerdirnen und ihrer Verehrer so unverkennbar hervorleuchtete, wie die verschlossene und abgeschlossene Dummheit älterer Zügler, wie der eitele Volksführereifer der verschiedenen Brudermeister und der Geistlichen, welche um spärlichen Gewinn hunderte von theils fleißigen Wirthen ihren Geschäften entzogen, Mütter ihren Säuglingen entfremdeten, um auf einer so wenig ersprießlichen, so wenig unterrichtenden Reise zu schmachten. Wirklich gingen jetzt bei steigender Sonnenhitze die Lasten des Tages in Schmachten über, selber bei uns, die wir einzeln bequemer und rascher unsere Pfade durchmessen konnten. Unterwegs hatten wir Gelegenheit zu erfahren, wie ein frommer Zuganführer, der das Verschmachten vermeiden wollte, hier im Entgegengesetzten, in der Fülle umkam. Es war dieses ein Pfarrherr aus der Nähe Kölns, der es gewagt hatte, der gesunden Vernunft Trotz zu bieten, und seine Schaafheerde in Person anzuführen. Da ihm, dem Wohlbeleibten, die Hitze, die Länge des Weges zu drückend wurde, hatte er sich auf einen der Bruderkarren gesetzt, und zwar auf denselben, auf welchem die Frommen ein Fäßlein bairischen Bieres mit des Weges führten. Dort bairischem Biere und bairischer Frömmigkeit obliegend, ward er vom Schlage gerührt, so daß er das Zeitliche kaum segnen

konnte, bevor er in die Ewigkeit überging. Wir langten gerade vor dem Zuge an, als derselbe das Hinüberschlummern ihres Führers bemerkte und vergebliche Versuche zu dessen Erwecken machte, und hörten die Klagen um den Mann, das Lob, das ihm reich mit in die himmlischen Hallen gegeben wurde. Er war ein Pilger wie er sein sollte, kein hermesianischer Ketzer, keiner von denen, die das Gift falscher Lehre so verborgen mit sich tragen, so daß die Heiligen noch nicht zu sagen vermögen, wo es eigentlich sitze, was es sei; kurz, er hatte nie gedacht. Wir zogen durch die Trauer unaufgehalten weiter, ohne daß wir vielen Abenteuern in dem flachen Lande begegneten, und wurden nach und nach erlöset von der Pilger bewimpelten Zügen und ihrem näselnden, rythmischen Gebete.

Eine Meile ferner jedoch, hatten wir ein fröhlicheres Pilgerschauspiel. An einer Waldecke hatte sich eine Wallfahrt versammelt, ihre künftigen Brudermeister zu wählen. Die Wahl findet immer auf dem Heimwege Statt, gilt für den kommenden Zug wieder, bis zum Heimwege, und geschieht durch feierliches Ausrufen, über welches die Mädchen und Frauen gewiß nicht ohne vorhergehende Berathungen und Wahlränke einig geworden sind. Die Ausrufe, der Jubel der Wählenden und Gewählten, die Reden der Abgedankten und Erhobenen, das Bekränzen der neuen Volks- und Zugtribunen, bildeten gewiß das schönste Zwischenspiel, was wir auf unserer Fahrt erlebt hatten, dazu eines, was, soviel wir erfahren, keinem eine Rippe bläute, noch das Gewissen später beängstigen konnte. Nach diesem lustigen Festaufzuge eilten wir, die kölner Straße einzuschlagen.

Die einzige denkwürdige Rast, welche wir auf der kurzen Fahrt machten, lag in einem anmuthigen Thale der Erft, im Dorfe Niederempt, wo ein lebendiger Heiliger seine Wunder wirkte, und solchen Zulauf hatte, daß er mit der heiligen Jungfrau in Kävelar wetteifern konnte, ja wirklich mehr Gläubige aufzählte, indem zu ihm nur Sieche und Schwache pilgerten, wo hingegen meist Gesunde und Starke nach der Gottesmutter zogen. Viele Pilger von den Gnadenorten hatten sich durch Neugierde oder Heilshoffnung verleiten lassen, denselben Ab-

ſtecher wie wir zu machen, ſo daß ich hier noch einmal meinem baieriſchen Freunde begegnete.

Neben den wenigen zierlich überſpannten bewimpelten Pilgerkarren gewahrten wir eine Menge von allerhand in der Eile zuſammengerafften Fuhrwerken, die, nach dem vielen an ihnen haftenden Schmutze zu urtheilen, auf beſchwerlichen Feldwegen angefahren waren. Alle dieſe Karren fanden wir mit Menſchen beladen, welche ſich durch ihr todtenähnliches Ausſehen vor den früheren fröhlichen Pilgern auszeichneten, welche theilweiſe durch Spuren ekelhafter Krankheiten dem Vorbeigehenden einen höchſt unangenehmen Anblick gewährten. Unreinliche Kinder, ungewaſchen und ungekämmt, mit Trieſaugen und abgemagerten Leibern, wechſelten mit Gichtbrüchigen, Blinden und Krüppeln, die alle auf den Ruf des neuen Wundermannes ſich in dem Dorfe ſammelten, vor dem Hauſe des Schäfers Heinrich Mehren zuſammendrängten. Die Polizei des Ortes hatte ihre Hände voll zu thun, die Leute in ihrem Gedränge zu beſchwichtigen, daß ſie nicht übereinander herſtürzten, ſich nicht in ihrem Eifer, zum Heiligen zu gelangen, thätig in die Haare geriethen. Das dichtumdrängte Haus, wie dicht es umlagert war, umfaßte, als wir anlangten, den Heiligen nicht mehr, weil derſelbe, über den Zudrang ermüdet, ſich durch eine Hinterthüre weggeſchlichen und an einem Glaſe Branntwein in einer entfernten Schenke zu neuen Wundern ſtärkte. Wir geriethen zufällig in dieſelbe Schenke und wurden des Glückes theilhaftig, den Mann zu ſehen, ohne daß wir uns deshalb zu bemühen brauchten. Er hatte ein Geſicht, in welchem die roheſte bäueriſche Dummheit mit hinterliſtiger Verſchlagenheit gepaart waren, das zeigte, wie der Mann gläubig bis zum Kern ſich herausnehmen konnte: ſeinen Gott, den er glaubte, hänſeln zu wollen. Der lange Bart, wie die einfache bäuerliche Tracht, der blaue Kittel, hätten ihm nicht übel gelaſſen, wenn er ſich etwas würdiger darin zu benehmen gewußt.

Der Schäfer war ſo klug, kein Geld von den Hülfsbedürftigen zu fordern, ſondern jeden nach Belieben und Gutdünken zahlen zu laſſen. Dafür fanden ſich aber kluge Unterhändler, welche ſich von den frommen Zudrängern überaus gut bezahlen ließen, um ihnen beim Wundermanne Gehör zu verſchaffen, und mit dieſen ſtellvertretenden Kämmer-

lingen ſtand der Hauptheld von Niederempt wohl in Verbindung. Die angeſehenſten Gäſte wurden bald im Gaſthofe vorgenommen, bekamen die ungewaſchenen Hände des Schäfers aufgelegt, der während der Auflegung ein Gebet hermurmelte, nach demſelben dem Gläubigen ein tägliches Gebet auflegte, bis die Heilung erfolgt ſein würde. Dank der abergläubiſchen Bewegung, erklärten die meiſten Anweſenden, daß ſie ſich ſchon wirklich beſſer fühlten, obſchon kein Dritter ſehen konnte, daß ſich ihr Zuſtand irgend gebeſſert hatte, obſchon die meiſten, die zurückgeführt und auf Karren geladen wurden, mörderiſch ihre Geſichter verzogen und oft Weh und Ach ſchrieen. Man erzählte uns, daß ſogar einige Proteſtanten, ja Juden in Niederempt, oder in dem zwei Meilen weit entfernten Dorfe Neurath, wo der Wundermann wöchentlich drei Tage zur Heilung ſäße, eingekehrt ſeien, ſich Katholiken gemiethet hätten, die gehörigen Gebete für ſie zu ſprechen, um ſo ſeine Wunderkraft in Anſpruch nehmen zu können. Wie in Kävelar, waren die Wirthe die eifrigſten Gönner des Heiligen, verbreiteten am eifrigſten die Gerüchte der Heilung, welche aber auch hier ſtets in abſtechender Weiſe gelogen wurden, ſo daß man die Wunder des linken Rheinufers den Pilgern des rechten Ufers aufband, den Kölnern vorlog, wie ein Elberfelder Ketzer geheilt worden ſei. Ueber zwei Stunden ſchauten wir das Treiben des Mannes und ſeiner Gehülfen, das Drängen der Kranken vor der Thüre, die endlich ſeinen Aufenthalt gewittert hatten. Sogar der Landmann ſchalt den Wunderarzt im Stillen einen Betrüger, obgleich ſich wohl hütend, öffentlich vor dem raſenden Schwarme ſeine Geſinnungen laut werden zu laſſen. Da aber der Schäfer zufällig einem Fenſter vorbeiging, einige Scheiben deſſelben einſtieß und der Wirth deshalb ein Geſchrei erhob, konnte der Landwirth ſeine Zunge nicht zügeln, ſondern bat den Wundermann in gleißneriſchen Ausdrücken: jetzt möge er durch ein Zeichen ſich auf das Unbezweifeltſte vor Allen bewähren und die zerbrochenen Scheiben an einander fügen. Der ſo in Verſuchung geführte Wunderwirker mußte hier natürlich ſtumm bleiben und ſich ſo gut aus der Sache ziehen, als es nur gehen wollte, konnte aber trotz ſeines würdigen Bartes nicht verhüten, daß ſelbſt die eifrigſten Gläubigen die Einwürfe des Landmannes nun belachten. Ein frommer Kölner gab uns

ein Wunder, das er bezeugen wolle, zum besten. Eine Dame mit einem kürzeren Fuße hatte die Hülfe des Schäfers in Anspruch genommen, von demselben aber befragt, das fehlende Maaß des kleinern Fußes doppelt zu groß angegeben, so daß dadurch, nach dem frommen Handauflegen, der kurze Fuß der zu lange, der lange umgekehrt der zu kurze war, daß die Gläubige sich eben schlecht bedient fühlte, aber einmal mit einem Wunder beglückt, sich von dannen trollen mußte.

Ein trunkener Polizeidiener, erzählte ein Anderer, welcher den Schwall des Volkes nicht aufhalten konnte, wird zuletzt zornig und schlägt mit dem Säbel in die Anstürmenden, deren einen er um einen Kopf kürzer macht. Auf diesen entsetzlichen Fall läuft gleich der Wunderhirt herbei, faßt das blutende Haupt und hält es betend an den Rumpf, daß der Niedergesunkene alsbald sich frisch und gesund wieder erhebt. Jeder entsetzt sich jedoch, als er sieht, daß das Haupt verkehrt angeheilt worden, daß der Mann das Gesicht nach hinten zu gekehrt hat. Der fromme Hirt, seinen Irrthum einsehend, ruft auch gleich nach einem Messer, um dem Manne noch einmal den Hals abzuschneiden. Dieser aber dankt für den guten Willen und erklärt, daß ihm als Seilspinner, der er sonst immer rückwärts gehen müsse, diese Leibesveränderung sehr zweckmäßig scheine. Noch viele solcher Begebnisse konnte ich vernehmen und daraus erfahren, daß selbst hier an Ort und Stelle gefährliche Humoristen ihr Wesen trieben, vor denen der Wunderschäfer wohl früher oder später die Flagge zu streichen hatte, wie sehr die höhere und höchste Geistlichkeit darauf bedacht war, sein verdummendes Spiel nicht zu unterbrechen.

Mit der Eisenbahn fuhren wir durch den Tunnel nach Köln zurück, und konnten hier den Menschengeist in seinem Glanze bewundern. Er kann Berge versetzen und untergraben, Städte bewegen und mit Eisenbanden verbinden, unterliegt aber dann einem Schäfer, einer Gauklerin, wie jener Riese etwa, der einen Weltweisen verdauen konnte, nicht aber seinen Pantoffel. Am Tage, wo unser frommer Zug sich trennte, wo Schwämmlein von Köln rheinauf schied, erhielt er folgenden Brief, den ich hier noch eben dem Leser mittheilen will.

Geehrteſter Herr!

Sie werden über mich wie über ihre kleineren Habſeligkeiten einige Zeit in Sorge geſchwebt haben. Faſſen Sie ſich, inſofern es noch nicht geſchehen, und ſeien Sie überzeugt, daß ich mir dieſe kleinen Liebespfänder nahm und mich von Ihnen in der Stille entfernte, weil das ſpätere Trennen um ſo ſchmerzlicher geweſen ſein würde. Sie werden gewiß ſobald meiner nicht vergeſſen und in Ihrer Bekehrung fortſchreiten, zu welcher ich den Grund lege. Wenn Sie zum Durchbruche gekommen, iſt alles in Ihrer Macht; bis dahin werden Sie ſich überzeugen, daß der Menſch durch vermißte Pfänder eher zur Erinnerung geführt wird, als durch die, welche er beſitzt. Mit dieſem Wahlſpruch danke ich Ihnen nochmals für Ihre geiſtreiche Begleitung, für alle Opfer und bleibe immerfort Ihre

Nirgends,
am 28. Auguſt 1842.

ergebenſte Dienerin
diesmal Ulrike Gräfin Talvi.

VIII.

Die unregelmässigen Zeitwörter

oder

die nationalen Annäherungen.

Von

Apollonius v. Maltitz.

Zweiter Artikel.

Fünftes Capitel.

Die unglückliche Neigung, die Fensterbrüstung der Seligen.

Die arme Seraphine, jawohl hatte sie eine Neigung, eine höchst unglückliche. Gern wollen wir für das liebe Kind erröthen, wenn sie sich dieser Gefühle zu schämen haben sollte. Diese Neigung gehörte — ihrem Vater.

Sie hatte sich mit ihm kaum jemals unter vier Augen gefunden. Selten war eins seiner Worte gerade an sie ergangen, immer hatten sich diese in einer Art allgemeinen Anrede an die ganze Familie verloren.

Was man nun in Seraphinen „ein Sehnen nach einem noch nicht gefundenen, oder wohl gar schon gefundenen Geliebten" nannte, war ein reines Verlangen nach Kindesliebe, nach Entfaltung des heiligsten Triebes, der in ihrem Herzen lag, dort blühen wollte, aber erstickt wurde.

Sie hatte als Kind oft unter einem Bilde gespielt. Es war von äußerster Schönheit und stellte einen Jüngling vor, dessen Züge die anziehendste Liebenswürdigkeit athmeten. Man hatte den Kindern gesagt, dies sei Papa gewesen. Die kleine Seraphine, die es am liebsten für einen Engel erklärt hätte, hatte sich nun Tag und Nacht nicht von dem

Bilde trennen wollen. Es war früher nicht geschmeichelt gewesen. Herr v. Brachenfeld war einer der schönsten Männer seiner Zeit. Als Seraphine ihn als Vater kennen lernte, war sie freilich noch nicht im Stande, zwischen einem reglosen Bilde aus dem achtzehnten Jahre, und einem ältlichen, sich philisterhaft vernachläßigenden lebendigen Manne irgend eine Aehnlichkeit zu finden; aber wie sie heranwuchs, wurde ihr die Identität des Engels mit ihrem Vater einleuchtend. Leider verkannte man wiederum das natürlichste der Gefühle, der unglückliche Name Seraphine sprach zu laut für Romanschwärmerei! Alltägliche Menschen halten mit einer Art von Erbitterung und Verzweiflung sich an die wenigen Bemerkungen, die ihr Scharfsinn zu machen fähig ist, oder die ihnen der Zufall zuschleuderte.

So beharrte dieses Elternpaar darin, „es sei für ein Kind nichts verderblicher, als einen Romanennamen zu tragen, die ganze Empfindungsweise des Kindes sei dadurch verfälscht, es bedürfe der weisesten Behandlung, um es richtig zu leiten."

Sobald Seraphine für Aehnlichkeit empfänglich geworden, das Kind erkennt nur Gleichheit — da sah sie wohl, wenn ihr Vater beim Anblick eines Jugendbekannten (gegen seine Familie wandte sich sein Lächeln selten) einen Sonnenschein der Freude im Auge trug, daß er einst gerade so wie sein Bild ausgeschaut habe. Die Bedeutung des grauen abnehmenden Haares ging ihr auf, sie sah wehmüthig die schönen Züge mit den Zeichen des Verfalls gepaart. Klagen über Abnahme des Auges, des Schlummers hörte sie mit einer scheuen Angst. Diese Angst war der schlimmste Krampf der Seele und des Gesichts: die falsche Scham. Hauptlehre ihrer Erziehung, und sorgsamer angepflanzt, als die schönsten Blumen im Gottesgarten, hatte sie alle die Flammenzungen zu Eis gemacht, die der Himmel jedem Gefühl, wie jedem Apostel schenkte.

Einst, als der Arzt den Vater nach einer bedeutenden Krankheit außer Gefahr erklärte und sie dem Genesenden um den Hals fiel und ihn mit Küssen bedeckte, hatte sie beim Aufblicken den Arzt gerührt, aber auf dem Antlitz aller Ihrigen, die sieben Knaben mit eingerechnet, jenes Lächeln gesehen, das der böse Geist ihrer Empfindungen bleiben sollte.

Sie floh, — der Arzt sah ihr erstaunt nach — freilich wurde Seraphine später für ihre „Kinderei" gescholten, nicht aber für ihre warme Kindesliebe ermuntert, nicht beruhigt. Schwester und Brüder wiederholten unermüdlich ihre pathetischen Worte, die Mutter hörte lächelnd zu und häufte eine Eisrinde nach der andern auf das arme Kinderherz.

Man sollte meinen, daß die weisen Eltern jede Nahrung der Phantasie aus ihrer Kinder Nähe verbannt und entfernt hätten; dem war aber nicht so. Jeder Roman der Zeit und Vorzeit war auf dem Tische der Frau v. Brachenfeld zu finden; aus diesen Büchern ersah Seraphine, „daß die Jugend die Rosenzeit des Lebens sei, und nur einmal blühe". Sie sollte erfahren was Jugend ist, und wie wenig ihr das Schicksal davon vergönne.

Eine neue Erbschaftsaussicht veranlaßte einen Aufenthalt Seraphinens in einer entfernten Hauptstadt, wo sie eine Polin, eine junge holde Frau, kennen lernte, die sie so schnell anzog, als die Fremde von Seraphinen angezogen wurde. Schon in wenigen Tagen fühlte sie sich aus allen peinlichen Banden befreit, sie sah in das holde unbefangne Gesicht ihrer Freundin, ohne sich zu fragen, was mag das Deine jetzt ausdrücken? Hier lauerte kein Blick, hier wurde kein Wort, wie eine Maus, die lebendig anatomirt werden soll, unbarmherzig festgenagelt; arglos wie ein Reh durfte es vorüberschlüpfen. Seraphine ermüdete nicht, ihre junge Freundin zu bewundern, sie sah den Bund, den sie, wegen ewiger Spöttereien, für des Weibes höchste Erniedrigung angesehen hatte — den Bund der Gatten — im schönsten, edelsten Lichte. Wie entzückt war sie, wenn die Mutter ihr den kleinen Liebling anvertraute, und dieser sich mit der rührenden Zuversicht des Kindes an sie schmiegte!

Im väterlichen Hause mochte sie den Kanarienvogel nicht pflegen, weil sie unter ironischem Lächeln hatte vernehmen müssen, „sie werde eine gute Mutter sein". Sie gewöhnte sich nun zu sprechen, wie sie dachte, ihr ganzes Wesen gewann Zuversicht, sie fürchtete nicht mehr den Scherz, denn er ging vorüber, wie denn selbst der geistreichste Scherz vorübergehen muß.

Kein inneres Bangen fiel ihr ins eigene Wort, sie war froh der Welt und fand diese so herrlich zum Wohnsitz der Freude geschaffen. Hätten ihre Briefe wohl anders lauten können? Wie schlau hätte sie sein müssen, um sie so zu schreiben, wie man in ihrem väterlichen Hause erwartete? Sie mußte ihre jetzige Umgebung mit einer Wärme rühmen, die ihr zum ersten Male frei athmendes Herz verrieth. Das väterliche Haus antwortete ihr mit Vorwürfen. „Sie solle ihre einzigen wahren Freunde nicht vergessen, die ihr niemals ihre Fehler verschwiegen. Sie solle ihrer Eitelkeit und fremden Schmeicheleien nicht zu sehr glauben." Seraphine erschrak vor diesem Briefe. Er war furchtbar, aber er konnte doch nicht lächeln, wie man in ihrer Familie zu lächeln pflegte. Sie sah zum ersten Male ein, welch' ein gutes Ding die Entfernung mitunter ist. Das Blatt, nachdem sie es einmal gelesen, hatte ihr nichts mehr zu sagen. Sie schrieb ihren nächsten Brief mit einer Ergebenheit und Gleichgültigkeit, die ihr das Lob verschaffte, „sie habe endlich einen ungezwungenen Brief geschrieben und solle so fortfahren."

Schreiben ändert immer etwas in einem Verhältnisse, und bringt, während der Abwesenheit, unvermeidliche Steigerung mit sich.

Frau v. Brachenfeld war ihren eigenen Kindern gegenüber selbst immer etwas gezwungen und verlegen. In ihren Briefen nannte sie nach und nach Seraphinen „gutes, liebes Kind" — was mündlich nicht vorkam. In Familien mehr, als anderswo, giebt es eine Schrift- und eine Umgangssprache. Grüße von Vater und Mutter und Brüdern schlossen die Briefe der Mutter, die mit Stolz und Freude der geliebten Freundin mitgetheilt und vorerzählt wurden.

Es war in Mitte eines Planes zu einer kleinen Sommerreise, als Seraphine einen dringenden Brief der Mutter empfing, sie möge heimkehren.

Seraphine schied von ihrer holden Freundin mit dem gewöhnlichsten Troste junger Seelen, eine ununterbrochene Correspondenz zu führen und sich einander nach dem Tode in himmlischer Gestalt zu erscheinen. Sie stieg mit reichlichen, aber nicht bittern Thränen in den Wagen und rollte der Heimath zu.

Ihr Briefwechsel mit ihrer Mutter war zuletzt fast unbefangen geworden. Mit wahrer Ungeduld eilte sie daher dem Wiedersehen entgegen, und meinte, die Welt, welche ihre holde Freundin ihr eröffnet, wiederzufinden. Auf der letzten Station stellte sich jedoch ein steigendes Bangen ein. Wie sollte sie bei ihren Eltern eintreten, wenn nun alle Blicke auf einmal sich auf sie wendeten? Dann konnte sie die ihrigen auf kein Papier mehr, kein Schreibzeug mehr richten, sie hatte keine Feder mehr in der Hand. Wenn sie nun unglücklicherweise nicht ungezwungen, nicht natürlich wäre! Sie beschloß in der Dämmerung, zu einer Stunde anzukommen, wo gewöhnlich nicht die ganze Familie versammelt war. Sie verspätete, unnatürlicherweise, um recht natürlich zu scheinen, das Wiedersehen um einige Stunden, und machte, mit einer ihr selbst unbegreiflichen Herzensangst, in einem kleinen Städtchen Halt. Hier überfiel sie eine grenzenlose Sehnsucht nach ihrer Freundin, sie fing an ihr zu schreiben, ihr Brief wurde lang und bewegt, wie ein recht ängstliches Gebet, sie hätte so gern umkehren mögen! Als sie vom Schreibtische aufblickte, war das Licht längst Abendlicht geworden; seit mehreren Stunden hätte sie bei den Ihren sein können, der Vorwurf ergriff sie schnell, und sie versiegelte unter Thränen ihren Brief.

„Mutter, liebe Mutter!" rief sie eine Stunde später, indem sie den athemlosen Mund auf die Hand und Wangen der Mutter drückte. Sie hatte sie allein gefunden, doch war der Ruf im Nebenzimmer gehört worden; der Vater stieß die Thür seines Studierzimmers auf, „das ist ja gar zu pathetisch, sagte er, ist denn die Stubendecke eingestürzt?" — Seraphine stand schamroth da, die Geschwister kicherten declamirend: „Mutter, o Mutter!" Die Angelangte brach in Weinen aus. Die Mutter verwies lächelnd den Geschwistern ihre Unart, der Vater verschwand mit den Worten: „zu abgeschmackt". Die Geschwister verliefen sich. Man hatte sich wiedergesehen. Der alte Herzenszwang, der halbe Kriegsfuß, auf dem die Mitglieder der Familie einander gegenüberstanden, war also gewissenhaft aufrecht erhalten worden. Die Mutter war, als ob sie Seraphinen nie geschrieben hätte, ja, als sie ihre Briefe in den Händen ihrer Tochter sah, erröthete sie merklich und wollte sie wieder an sich nehmen, aber Seraphine behauptete diese Blätter, wie einen

theuern Raub. Sie war nun in ihren Worten, wie man wollte, daß sie sei, und glich sich selbst nur den lieben Blättern gegenüber, worauf sie ihrer Freundin schrieb, und denen sie, ach, nicht folgen durfte. Vor diesen Blättern ließ der Zwang ihres ängstlichen Gesichts und ihres Herzens nach. Ach, seufzte sie, wäre mein Herz doch so frei, wie meine Hand! Aber auch ihre Handschrift zitterte bald beim Ausdruck ihrer wahrsten Gefühle und glich dann dem schönen Gesichte, das eine seiner unwürdige Furcht bewegt und entstellt.

Bei ihres Vaters feierlichem Einzuge hatte ein kindliches Gefühl in Seraphinens Hand jenen Strauß gegeben, der dem Vater zufliegen sollte, den aber ein schalkhafter Zufall an eines edlen Jünglings Busen warf.

Der Spott der Ihrigen folterte sie, sie stand zwischen Ernst und Scherz, bald sollte sie dem Jüngling ihren Strauß als einem längst ersehnten Ideale zugeworfen haben, wie einen Handschuh auffordernder Zärtlichkeit, bald tadelte man sie, sich wie ein Kind über einen bloßen Zufall zu entsetzen. Sie wußte an Leib und Seele keine Stellung mehr zu finden und anzunehmen.

Später wurde ihr der Fremde vorgestellt, sie verschwand, und ward, wie wir wissen, sogleich von einem bestimmten Befehle ihrer Mutter erreicht, „kein Kind zu sein, und auf der Stelle wieder im Saale zu erscheinen". Sie gebot ihren Thränen zu versiegen.

Sainclair hoffte schon nicht mehr, Seraphinen heute noch wiederkehren zu sehen. Das Oeffnen der Thüren hatte ihm zu viele Täuschungen erregt und geraubt. Er versank zuletzt in eine für jenen Abend unheilbare Zerstreutheit, als das leise Bewegen eines Vorhanges seinen Blick anzog. Er meinte, es sei der Luftzug eines offenen Fensters, und trat hinzu, um aus der hellen Mondnacht Odem zu schöpfen. Da stand Seraphine, die unsichtbar hereingeschwebt sein mußte, in der Vertiefung des Fensters. Nach tausend ängstlichen Berechnungen hatte es ihr am gerathensten geschienen, sich wieder in den Saal zu schleichen, in dem Gedränge selbst eine Freistatt zu suchen. Das Wiedersehen mit Sainclair war unter vielen Zeugen weniger mißlich. Wie qualvoll sind für eine junge Seele so ängstliche Berechnungen, es sind Runzeln, die man ihr

auf die Engelstirne gräbt! So war sie hinter den Vorhang getreten und erwartete, daß irgend eine Begebenheit im Saale ihr gestatte, sich unvermerkt in das Gedränge zu mischen. Sie hatte den günstigsten Augenblick dazu verfehlt; es hatte nämlich einer der sieben Knaben dem französischen Unterhändler zum zehnten Male, während eines sehr lebhaften Gespräches, einen Teller mit Butterbrod unter die Nase gehalten, der Franzose aber, in verzeihlicher Ungeduld, einen Schlag auf diese zudringlichen Lebensmittel vollführt, wodurch der Teller nebst der Ladung zu Boden gefallen war. Das Aufsehen, welches diese Scene veranlaßte, wäre Seraphinens Absichten günstig gewesen. Sie blieb aber hinter ihrem Vorhange. Es war ihr, als müsse sie, wenn sie diesen Hinterhalt aufgäbe, wie auf einen Altan hinaustreten, die Menge anreden, oder sich von ihr anreden lassen. Plötzlich bewegte sich der Vorhang ihr zu, Jemand trat in die seidene Fensterlaube ein; es war Sainclair.

Oft bilden sich mitten im Getümmel Einsamkeiten. Nicht zehn Schritte von dem Plätzchen, wo Seraphine und Sainclair standen, war das lebhafteste Treiben, welches die Stadt an diesem Abend enthielt. Ihm war, als sei er in ein Heiligthum eingetreten. Sie war in dieser Dämmerung, wo sie nicht beobachtet war, unbefangen; kein Lampenschein, kein Sonnenlicht starrte ihr in's Antlitz, sie glaubte auf jener Wolke zu schweben, in die sie oft gehüllt zu sein gewünscht hatte, um einen Augenblick offen zu Vater und Mutter sprechen zu können.

Sainclair, welcher mit der, seiner Nation eigenen, beneidenswerthen Sicherheit nie zwischen einer ersten Bewegung und einem nachträglichen Zweifel in Zagen gerieth, richtete sogleich an sie Worte, die der Augenblick eingab, und deren Beantwortung leicht war. Seraphine hätte in einem andern Falle die bedenklichste Anrede erwartet, tausend Worte wären in ihrer Seele übereinandergestürzt; jetzt blieb ihr Athem ungestört; sie fühlte sich dem Gespräche gewachsen, ja als Sainclair mit scherzender Entschuldigung und Anerkennung seines Glückes des verfehlten Fluges ihres Blumenstraußes erwähnte, verwirrte sie sich nicht, sondern erklärte ruhig die Bestimmung dieses Straußes. Wie groß war erst ihr Behagen, als ihre Erklärung so, wie sie sie gab, angenommen wurde und gelten durfte und das Gespräch sich weiter bewegte.

Von Zeit zu Zeit hob der Wind die bewegliche Wand des Fenstergemaches empor, wo die Beiden, die Liebende werden sollten, und wohl schon waren, standen. Immer in dem Augenblick, wo es Seraphinen bedenklich schien, so lange mit dem Fremden allein zu sein, bewegte sich der Vorhang, von einem Vorübergehenden gestreift, und erinnerte sie, wie nahe doch die Gesellschaft und die Menge war. Eben hatte ein Scherz ein Lächeln Seraphinens erregt, da trat der furchtbarste der sieben Knaben mit einem Teller, auf dem sich verschmähte Butterbrode thürmten, in die Bucht des Fensters. Seraphine schwieg, wie ein Vogel, der todt vom Baume fällt.

Sechstes Capitel.

Fortschritt im Lieben.

Die schönsten Augenblicke jeder Liebe liegen gleich am Eingange ihrer Bahn, wie die schönsten Säulen vor einem Tempel stehen. Die nützlichste Lehre, die der Egoismus seinen Engeln (denn der Satan selbst hat ja solche) geben könnte, wäre, sogleich nach Einschlürfen des feinsten Nektarschaums jedes Gefühls davon zu eilen, davon zu fliehen; der eigentlichste Egoismus ist keineswegs der plumpe thierische Geselle, den man zum Vater aller sichtbaren Laster gemacht hat. In den Vergehungen, die ihm vor der Welt Augen zu Schulden fallen, hat er sich meist hinreißen lassen, den gehörigen Augenblick zum Rückzuge versäumt und irgend einen Moment Selbstvergessens zu büßen. Sein wahres Bild ist der Kolibri, der ewig bewegliche, der nicht tief in den Blumenkelch schaut, sich nicht in ihn versenken mag. Diesen Egoismus wagen wir niemand anzurathen, wir wünschen ihn jedoch unwillkührlich und ganz leise allen, denen wir ein Märtyrerthum erspart sehen möchten.

Sainclair schloß sich ein, als er spät nach Hause kam. In seinem Ohre rauschte noch der seidene Vorhang, der seine Einsamkeit mit Seraphinen begränzt, gehütet hatte —, sie war, ungeachtet ihrer schon von ihm geschauten Schönheit, fast ganz zu einer holden Stimme für ihn

geworden. Er konnte diese Töne bei einer zitternden wankenden Beleuchtung nicht mit ihrer Gestalt vergleichen. So blieb ihre Stimme ihm bis zum nächsten Tage ein eigenes zauberhaftes Wesen. Gewiß war es, daß er die Laute ihrer Lippen zuerst geliebt hatte. Er wiederholte unermüdbar ihren Namen Seraphine, als er an einem schönen Morgen, der auf sein Lager blickte, erwacht war. Auf einmal erhob sich neben ihm eine Stimme, die mit noch mehr Ausdauer die Worte wiederholte: „Gott grüß dich, Amelie, Marianne, Dorothea." Dagegen konnte der Name Seraphine nicht aufkommen. Die Stimme gehörte einem Staar, den ein Vogelhändler zu einem Geschenke für eine edle Fürstin zu bilden unternommen hatte.

Seraphine war zwar beim Eintritt des Knaben verstummt, hatte aber durch ihre unbelauschte Unterhaltung mit Sainclair eine Sicherheit erworben, die sie bis zum Aufbruch der Gesellschaft nicht ganz verließ. Sie sah Sainclair von dem Augenblicke, wo sie die Fensterbucht verließ, nicht mehr. Seine Stimme begleitete sie bis zum Entschlummern. Wie recht wäre es ihr gewesen, wenn sie in jener Beleuchtung des Fensterbogens durch das ganze Leben hätte hinwandeln, mehr mit Stimmen als mit Gestalten, zumal mit Gesichtern hätte umgehen dürfen! Unsere Stimme fasset sich doch noch schneller, als unser einmal verwirrtes, über den Haufen geworfenes, in die Flucht geschlagenes Gesicht. Zwei Hälften, inniger einander bestimmt, als die des göttlichen Plato's. — Antlitz und Seele suchen sich, einmal gespalten, ewig umsonst. Nur Einsamkeit und die Nähe Gottes mögen sie wieder zusammenfügen. Vor irdischen Zeugen fallen sie immer wieder auseinander. Selbst im Bekennen des reinsten heiligsten Gefühls verbreitet sich über das Gesicht die Beschämung des entlarvten Heuchlers, des überraschten Verbrechers — eine Beschämung, die unser heiligstes Bekenntniß der Lüge zeiht. Mag uns dann der geprüfte Menschenkenner und der noch scharfsinnigere Menschenfreund errathen, erklären, vertheidigen und beklagen.

Seraphinen war es bestimmt, mit einer dem Schuldbewußtsein fast gleichen Bangigkeit durch diese Welt zu gehen. Um den fröhlichen Muth der Unschuld war sie gewiß für immer gebracht.

Sainclair ſuchte haſtig ſeinen Freund auf, aber ſagte ihm noch nichts von der Erkennungsſcene, von der magiſchen Unterhaltung im Fenſterbogen. Er war noch für einen Vertrauten zu berauſcht und ſelig; er feierte ſein Glück noch andächtig in ſich ſelbſt. Er paßte den ſchönſten Namen der holdeſten Geſtalt an, wie man einen Kranz abwechſelnd ſchönen Locken entnimmt und wieder aufſetzt. Dieſer Name und dieſe Geſtalt waren alſo eins! Aber die Viſitenkarte erinnerte ihn an eine Pflicht, die ſeine Liebe zu Seraphinen ihm zugebracht hatte.

Seines Chefs Viſitenkarte enthielt außer dem Prädicate Excellenz noch die ſämmtlichen Orden des Staatsmanns. Vor vier und zwanzig Stunden noch war ſie für Sainclair über die Gebühr lächerlich geweſen, nun gehörte ſie dem Vater der Geliebten, wie die ergreifenden Locken ſeines Hauptes. Sie durfte nicht bleiben, was ſie war, dieſe Karte. Er ſpürte überdieß einen gewiß löblichen Widerwillen, dem Franzoſen vor allen eigen, ſeine Sprache gemißhandelt zu ſehen. Mithin mußte er ſprechen, und ſo trat er in ſeines Chefs Arbeitszimmer. Sein Bedenken kam ungezwungen zur Sprache und wurde in etwas dumpfer Ruhe angehört. Der Freiherr ergriff abgewendet eine Feder und vollführte mit feſter Hand auf der Karte die nöthigen Schnitte in ſeine Eitelkeit. Auf die Wunde ſtreute ſein Gehülfe den Balſam, leerte er das Nektarfläſchchen, das der Menſch, nach einer wohlthätigen Verfügung der Natur, immer bei ſich führt, um ſeinen gedemüthigten Nächſten zu laben — wir meinen: Lobſprüche. Sie verdichteten aber das Stillſchweigen, während deſſen Sainclair nicht ganz wohl zu Muthe war — er fühlte, daß etwas unendlich Kleines in der Seele ſeines Chefs vorging. Er blickte bei einer Wendung in deſſen Antlitz und erſchrak. Die Säcke unter den Augen waren merklich geſunken; der Mund war verzogen; die eine Augenbraue höhniſch emporgerückt; die andere, die ihr anfänglich hatte folgen wollen, tückiſch heruntergedrückt. Die Naſe linker Hand und Seite eingefallen, Blut unterlief den Backenbart, die Augen waren ſtier, die Bewegungen ſehr gemeſſen, wie bei Allen, die in ihrem Unwillen Herr ihrer ſelbſt bleiben. Mit größter Pünktlichkeit legte der Herr v. Brachenfeld alle ſeine Papiere, alle ſeine Schreibwerkzeuge in die ängſtlichſte Ordnung, bis er das Tintenfaß umſtieß und Sainclair an

seiner Seite die schwarze Fluth mit seltener Geistesgegenwart und Treue bekämpfte. Doch war nach einer halben Stunde der zunächst an das Ohr grenzende Theil des Hinterkopfes beim Freiherrn noch scharlachroth.

Wie fürchterlich klein und grimmig ist der Ameisenlöwe *Eitelkeit*!

Bei Tische ruhte des Freiherrn Blick fürchterlich ernst auf seinem Untergebenen, der zuletzt sein Auge, welches den Blick des Oberen anfänglich forschend erwiedert, wegwendete. Ihm zuckte durch die Seele, ob der Staatsmann nicht *ihm* vielleicht den Sturz und die Verheerungen des Tintenfasses zuschriebe; nur war es zu spät noch eine Entschuldigung anzubringen.

Mit einem grimmigen Gelächter verwieß der Freiherr v. Brachenfeld seinem Untergebenen beim Dessert seine zu milde Aussprache des H, indem es sich für *einen gewiß empfindsamen* jungen Mann nicht passe, das Hauptwort *Herz* nicht ganz richtig auszusprechen. Sainclair war am Rande des Abgrundes, den man Verlegenheit nennt; die ganze Familie, mit Ausnahme Seraphinens, die mit brennenden Wangen sich sympathetischer Weise die ihm bestimmte Verwirrung zuzueignen schien, blickte ihn gespannt lauernd an. In dieser Bangherzigkeit, die ihn zu überwältigen drohte, kam ihm in die Seele: „du bist ein Franzose." — Da erhob er sanft und edel sein Haupt, und ließ über die lächelnden Gesichter einen fast getheilten Blick der Verachtung ergehen. Sein Auge richtete er dann ruhig scharf in das des Freiherrn, so lange, bis dieser betroffen das seine niederschlug.

Obschon mit gesenkten Augen hatte Seraphine gemerkt, daß sich die Krisis zu ihres Freundes Vortheil entschieden hatte. Sie fand beim Aufblicken alle Gesichter verändert; ihr entging nicht der Blick, mit dem Sainclair ihren Vater maß — es war etwas Heldenmäßiges für sie in dieser Zurückweisung. Bis dahin hatte sie nicht die Kraft des Selbstbewußtseins geahnt, wodurch die höhere Gesinnung über die niedere siegt.

Als nun der Franzose mit aufrichtiger Bescheidenheit, in der kein Groll lauschte, seinen Wunsch äußerte, sich unter nachsichtiger Anweisung in der deutschen Aussprache zu vervollkommnen, erkannte Sera-

phine auch die Großmuth des Siegers, die als eine neue Empfehlung zu ihrem Herzen drang. Der Schlüssel, der es ihm geöffnet, war — seine Unbefangenheit im Sprechen und Hören. Noch eine Eigenschaft, — von vielen wie ein Unglück beseufzt — vollendete den Sieg. Wer wird es errathen? — sein kurzes Gesicht. Beim Einzuge des Vaters hätte er sie mit bloßem Auge von der Straße bemerkt? das hatte sie der Brille zu danken. Aber wie wohl wurde ihr, wenn er ohne diese Brille kam, ohne dieses Werkzeug, das allen schüchternen Personen wie ein Folterinstrument ihres Gesichtes, wie ein Bohrer in ihr Herz vorkömmt! Meist vergaß er sie, wenn er kam. Jedesmal aber, wo er dies glänzende Nasenjoch mitbrachte, behandelte ihn Seraphine mit merklicher Zurückgezogenheit. Welcher Seelenkenner hätte den Grund davon errathen? War er ohne Brille, so genügte ihm, wie Seraphine meinte, was sie sagte; mit Brille war es, als umgehe er jedes ihrer Worte, um es noch von andern Seiten zu betrachten. Es war ihr so widrig, als wenn ein Freund ein Goldstück, das er von ihr empfangen, prüfend umgewendet und gedreht hätte. Die ehrliche verkannte Brille! es wohnte hinter ihr ein liebendes Auge, in das Seraphinens Blick durch das klare Glas ungehindert hätte hinein schauen können.

Liebende sind gern Lehrer und Schüler. Man kann der Liebe nicht vorwerfen, nicht wißbegierig zu sein. Sie läßt nur ihre reifen Studien liegen, aber die Anfangsgründe von Allem weiß sie herrlich, zumal der Sprachen. Seraphine wurde Sainclairs emsige Schülerin. Gern ließ er die unangenehme Schwester und die sieben unbegabten Knaben sich als Zugabe gefallen und rühmte sogar mit frommem Betruge ihre Fortschritte. Gern gab er sich für einen Schüler in einer Sprache, die er hätte lehren können. Mit Hülfe eines Seufzers für Seraphinen sprach er das bedenkliche Wort Herz bald vollkommen richtig aus tiefstem Busen aus, dieses Wort, was in der Brachenfeldschen Familie nie mit genug Gleichgültigkeit ertönen konnte, so, daß kein Kind eingestand, Herzkirschen gern zu essen. „Wenn sie nur besser französisch aussprechen lernen, sagte der Vater, und ließ bald Atala, bald Paul und Virginie, bald Corinne in sein, den romantischen Träumen vernageltes Haus eingehen.

Die Strafe deſſen, der belauſcht, iſt: da nichts zu ſehen und zu hören, wo die Wahrheit ungeſtört leuchtet und ſpricht. Frau von Brachenfeld ſah und hörte nicht — ſie ſah nicht, daß Sainclair und Seraphine ſich liebten, ſie hörte nicht, wie ihre Stimmen in jedem Ton ein Bekenntniß der Liebe wurden. Seraphine glaubte nicht ihren Augen mehr. Sie, die keinen Gedanken ihrer Seele ſicher gemeint hatte, ſie, der jeder einzelne Blutstropfen gewiß ſtündlich einmal in die Wangen trat, wenn ſie unter Eltern und Geſchwiſtern ſtand — ſie fühlte nun ihre Hand von Sainclairs Hand gedrückt und das in Gegenwart ihrer Eltern. Sie ſpürte ein keimendes Vertrauen, ihre Empfindungen verhehlen zu können, ein Hoffen, das ſich ſo ausſprach: „ſie werden das nicht merken.“ War dieſes ihr höchſtes Hoffen? Schmerzlich es zu ſagen: Ja! Denn einerſeits hätte es ihr für Jahre genügt, alle Morgen ihre franzöſiſche Stunde zu haben und dann faſt unbefangen zu ſein, anderſeits hatte ſie an Erklärungen mit ihren Eltern nie zu denken gewagt.

Sie überließ, wie Liebende ſo gern thun, den Kahn der Fluth der Tage, die ſo träumeriſch zu ſchlummern ſcheint, uns aber unerwartet an irgend ein überraſchendes, meiſt rauhes Ufer trägt. Sainclair, um bildlich fortzuſprechen, vernahm wohl das Toſen dieſer Wellen an mancher Klippe, der ſie zutrieben, aber er fürchtete, zu weiſe, zu vorſehend zu ſein; er war träge, weil er glücklich war, und begnügte ſich damit, jeden Tag einen neuen Fortſchritt in Seraphinens Herz zu machen. Mit ſeiner Liebe zu ihr wuchs ſein Widerwille gegen die Ihrigen. Er ſuchte im Vater vergebens die gerühmte deutſche Gründlichkeit; eine peinliche Pedanterie verhüllte ein ſehr geringes Wiſſen und eine höchſt unzierliche Leichtfertigkeit, in welcher er ſich den Zögling Voltaire's, Diderot's und Greſſet's wähnte. Seine Aufforderungen zu ſittenloſen Scherzen wurden in Gegenwart ſeiner Kinder an den Franzoſen gerichtet; die Kinder ſelbſt oft wegen Zweideutigkeiten geſcholten, die nur ein fremder, immer übertriebener ängſtlicher Puriſmus in den Worten ſucht und die dem unbefangenen Eingebornen einer Sprache nicht in den Sinn kommen. Er verwieß ſeinen Kindern oft Ausdrücke, deren Doppelſinn Sainclair nicht einleuchtete.

Die Erklärungen, die er sich erbat, wurden ihm von dem Freiherrn mit einem Lächeln der Ueberlegenheit ertheilt und verriethen neben einem grenzenlosen Dünkel ein unreines Innere.

Es schmerzte Sainclair, seine Sprache so verkannt und das aus verworfenen Quellen Geschöpfte in ihren reinsten Becher geschüttet zu sehen.

Als er nun vollends Verse an Themire, die allen Regeln der französischen Verskunst Hohn sprachen, zur Durchsicht, eigentlich nur zur Abschrift übernehmen mußte, enthüllte sich ihm vollends eine Unsittlichkeit, die ihm Ekel einflößte. Gerne hätte er diese Verse für Jugendsünden gehalten. War es glaublich, daß ein ernster gründlicher Deutscher, ein Familienvater, einem bloßen Spiele der Phantasie in einer ihm so wenig unterwürfigen Sprache nachhänge? Aber Handschrift und Tinte zeugten für eine vollkommene Gleichzeitigkeit dieser Gedichte mit den letzten amtlichen Arbeiten des ungeweihten Dichters.

Sainclair erwähnte scherzend dieser stillen poetischen Sünden seines Obern in einem Gespräche mit seinem Freunde Treubold. Glühende Purpurröthe überzog dessen bleiches Canzleigesicht. Sainclair, der seinen edlen Blick von jeder Beschämung abwendete, schlug die Augen nieder, wie ein wahrer Held dem Entwaffneten gegenüber seinen Degen senkt; nur befremdete ihn seines Freundes Bestürzung. Woher überhaupt diese Schamröthe, die sich fast bei jedem Worte aus des Freiherrn von Brachenfelds Munde auf Treubolds Wangen erneute, und ihn in eine Verwirrung stürzte, wo die Worte rettungslos untergingen. Der Freiherr schrieb sie der deutschen Empfindlichkeit, dem Nationalfehler, den er allen Fremden gern einräumte, zu. Es wurde bald ein Sprüchwort in der Familie: „so leicht roth werden wie Treubold.“ Für Seraphine ein neues Brandgeschrei! sie bat den Himmel um erzene Wangen zu dem steinernen Herzen, das er ihr noch immer nicht gewähren wollte. Nun war zum Unglück ihre Haut so durchsichtig, daß jede Seelenregung zum Vorschein kam und jede fremde Verwirrung sich darin spiegelte. Als ihr Vater einen ihrer vermeint sentimentalen Ausdrücke spottend nachtönte — gerieth Treubold in eine Verlegenheit, die den

andern Zeugen ergötzlich war, in Seraphine und Sainclair faſt Beſtürzung erregte.

Letzterer drückte beim Nachhauſegehen ſeines ſeit einer Stunde ſchweigenden Freundes Arm. Treubold brach in ein lautes Schluchzen aus. — „Was haben Sie, um Gotteswillen?“ rief Sainclair. — „Ach, ich ſchäme mich ſeiner gar zu ſehr,“ ſtammelte Treubold. Sainclair meinte, er ſchäme ſich ſeines Erröthens, und ſuchte ſeinen Freund, ſo gut es ging, mit dem Beiſpiel großer Männer und Fürſten zu beruhigen, die ein Nichts in Verlegenheit ſetzen konnte; aber Treubold ſchämte ſich ſeines Landsmannes, des Freiherrn, und ſchämte ſich, es zu bekennen.

Siebentes Capitel.

Stürme im Schloſſe der Unterhandlungen und der Herzen.

Alles war ſo auf ein langes Gleichbleiben der Dinge gefaßt, als ein plötzlicher Aufbruch den Verhältniſſen drohte.

In allen Angelegenheiten ſcheint ſich von Zeit zu Zeit ein Rieſe zu regen, der ſeine vom Liegen ermüdete linke oder rechte Seite mit der noch unermüdeten rechten oder linken vertauſcht, und ſich dann wieder niederlegt.

Auch hier regte ſich der Rieſe plötzlich, als man ſich auf eine lange Reihe ſturmloſer Tage eingerichtet hatte.

Grauſamer Rieſe! — Welch' ein tiefes Beben im Innerſten zweier Herzen erregteſt du!

„Wir müſſen ſprechen,“ rief Sainclair, der aus Herrn von Brachenfelds Zimmern kam — „Ihr Vater will dieſen Abend noch fort. Verläßt er dieſe Stadt — ſo bedarf er meiner nicht mehr; wir ſind geſchieden!“

Seraphine wiederholte: „Sprechen.“ „Das wäre entſetzlich,“ ſetzte ihr Gedanke hinzu, ihre Stimme hätte man entfärbt, wie ihre Wangen, nennen können.

„Sprechen Sie mit Ihren Eltern,“ ſagte Sainclair, der ihren Bund für geſchloſſen hielt, wie er es auch war.

Seraphine ſchauderte zuſammen — ſie entfloh, — ach, er hatte ſeine durchbohrende Brille auf!

Ihr Vater ſtürzte herein. „Unerhörte Forderung," rief er, „das Zeitwort Wollen ſoll regelmäßig gemacht werden? Denkt der leichtſinnige, windbeutlige Franzoſe an das, was er verlangt? Man ſoll ſagen: „ich wolle das Gute," nicht mehr: ich will das Gute? — Nein, Herr Marquis, meine Regierung wolle nicht das Gute, ſie will das Gute — ich wolle nicht nachgeben. Das Zeitwort Rauchen ſoll man ihnen mundgerecht machen! — Das iſt eine Beleidigung, eine hämiſche Stichelei auf unſern anerkannten Fehler! Man muß auch etwas Eigenes ſich vorbehalten. Sie ſollen ihr Lügen uns regelgerecht machen!"

Sainclair bemerkte hier, „daß franzöſiſches Lügen mit dem deutſchen, gleichfalls unregelmäßigen Lügen ſich aufheben ließe, daß in den meiſten Sprachen Lügen ſogut gegen die allgemeinen grammatikaliſchen Regeln handle, als moraliſch gegen die Pflicht, daß man auf beiden Ufern des Rheins löge, daß Rauchen längſt regelmäßig, und ein Streit hierüber unnütz ſei."

Der Freiherr ſtutzte und lieh ſeinem Untergebenen Gehör. Dieſer erklärte ihm, wie er nunmehr das Wort Rauchen, ganz ſeiner anerkannten Geſchicklichkeit gemäß, als ein wichtiges Zugeſtändniß gelten laſſen und ſo den Franzoſen von dem mißlichen Wollen der Germanen abwenden und abziehen könne. Der Freiherr hörte mit allen phyſiognomiſchen Zeichen des Neides und einem Achſelzucken zu. Doch nach einer Stunde des reifſten Nachdenkens ergriff er, wie nach einer plötzlich vom Himmel gekommenen Eingebung Hut und Stock, eilte hinaus, und kam nach zwei Stunden mit einem verſchmitzten, triumphirenden Blick heim. Wir verbürgen uns für die Redlichkeit der Ueberzeugung, mit welcher er nach vielen Jahren in ſeinen Memoiren die von ihm befolgte Taktik, als ſeine eigene ſchönſte Eingebung, allen jungen Diplomaten zum Studium empfahl.

Hier ſollte Treubold ſeinen Chef vor einer Falle bewahren, indem er ihm zur rechten Zeit die Augen über die uralte Regelmäßigkeit des Wortes Rauchen öffnete.

Der Marquis ſtand vom deutſchen Wollen ab, und verlangte das Zeitwort Freſſen — wo denn die tief eingewurzelten, deutſchen Herzen ſo werthen Worte: „Friß Vogel, oder ſtirb" — einer mißlichen Veränderung entgegenſahen.

Indeß vertrug man ſich. Der Rieſe legte ſich wieder aufs Ohr, bald hörte man ihn wieder durch das leiſe Athmen der Unterhaltung ſchnarchen.

Seraphinens Freude war leuchtend. Es blieb ja, wie es geſtern geweſen war. Sie brauchte mit ihren Eltern nicht zu ſprechen. Sainclair ſah die ſchwarze Donnerwolke der Gefahr vom Himmel verſchwinden und umfaßte wieder nur die Gegenwart.

Sorgloſe Liebende — glückliche Lotoseſſer, ſchon liegt das Schiff des ſtrengen Ulyſſes am Ufer — er läßt euch hinwegreißen und an ſeine rauhen Ruderbänke ſchmieden.

Wir wollen euch nicht früher ſtören, als wir müſſen.

Der Marquis hatte ſich der erſten Abendgeſellſchaft im Hauſe ſeines Collegen gefreut. „Man ſähe dort Menſchen." Aber die Tage gleichen ſich nicht — ſollten es die Abende? — Die Geſellſchaft zerſchmolz unter den Händen der Frau von Brachenfeld, wie Schnee in der Hand eines Fieberkranken. Die ſieben Knaben gingen mit ihren Lebensmitteln in einem immer lichtern Gedränge umher, der Wald wurde immer ärmer an Stämmen. Die Stühle kamen dem Sopha immer näher, eine Fenſtervertiefung verödete nach der anderen; die Fluth war zu ſeicht, um ihre Wellen bis zu dieſen äußerſten Enden zu treiben.

Der Marquis maß mit dem Gefühl, das die immer abnehmende Fluth dem Fiſche erregen muß, die Verödung des Saales. Sein eignes Haus, wo er im Whiſt Erſatz für die Leiden dieſes Lebens hatte ſuchen und finden wollen, war einige Tage durch eine Parthie verſchönt, die außer ihm zwei franzöſiſche Aerzte und ein wegen Sittenloſigkeit aus London verwieſener engliſcher Wundarzt bildeten. Er beleidigte den Engländer durch eine Herabſetzung der brittiſchen Seemacht. Das Whiſt ſank zu einem Hombre hinab. Einer der franzöſiſchen Aerzte verſchwand nach einem Verweiſe, den ihm der Marquis wegen eines leichten Kartenver-

sehens gegeben. Aus dem Hombre entstand ein Piket; der übriggebliebene Arzt erklärte hartnäckigem Verluste nicht gewachsen zu sein. Der Marquis blieb allein, verfiel in eine Patience und aus der Patience in Apathie und Schwermuth, woraus er sich jedoch männlich aufraffte. „Laßt uns, rief er aus, meines Kollegen patriarchalische Häuslichkeit theilen." — Der Marquis war gereizt. Ein Strom von Verwünschungen ergoß sich aus seinem Munde über Deutschland und die Deutschen. Frau v. Brachenfeld widersprach ihm nicht, sie steigerte vielmehr durch ihr beifälliges Gelächter seine Vorwürfe. Sie hatte von sich selbst das Gewitter zu entfernen gehofft; auf einmal donnerte es über ihrem Haupte, allen ihren Blitzableitern zum Trotze. Der erwartete schmeichelhafte Nachsatz, sie sei eine Ausnahme von der Regel, blieb aus. Im Gegentheil hörte sie: — „Sie sind wie die andern, gerade so — und es kleidet Sie nicht, sich über Personen lustig zu machen, die wenigstens keine Ansprüche erheben, wie Sie." — Frau von Brachenfelds Antlitz spiegelte den ganzen Regenbogen des Aergers; sie hatte aber gelacht; wer einmal gelacht, muß fortlachen. Sie lachte daher so sehr und mit so großer Anstrengung, daß Seraphine und Sainclair, die eine vor Unwillen fast weinend, für ihr Leben fürchteten und sie ängstlich beobachteten. Sie zogen sich aber die grimmigen Blicke zu, die eigentlich dem Marquis hätten gelten sollen. Sainclair setzte sich mit bescheidener Festigkeit den fast in Mißhandlung ausartenden Härten des Marquis entgegen. Wie wunderte er sich aber, als seine Einwürfe von der durch ihn vertheidigten Dame mit einem gegen ihn gerichteten Gelächter begleitet wurden, so daß er an der Sache, die er verfocht, irre ward. — Seraphine staunte, als der Marquis die Empfindelei, zu der man die jungen Personen ermuntere, angriff — sie wußte es besser — alle Worte Sainclairs thaten ihr so wohl, als wäre sie von seinem Schilde bedeckt. Da schwirrten plötzlich die scharfen Worte in Sainclairs Seele: „So spricht kein Franzose, mein Herr!" —

Du, der du schwer verwundet wirst, bleibt dir die Kraft noch, das verwundende Geschoß aus dem Herzen zu reißen und es anzublicken; du wirst meist das Zeichen eines Freundes oder des Vaterlandes darauf gewahren. —

Frau v. Brachenfeld fiel mit dem unermüdlichen Ausrufe ein: „Sie habe sich in ihrem Leben noch nicht so gut unterhalten, als diesen Abend.“ — Seraphine weinte, weil sie ihrer Mutter Ersticken fürchtete. „Die nimmt Alles für baaren Ernst,“ schrie Frau von Brachenfeld, einer Löwin an innerm Grimme gleich.

Sie hatte ihrer Würde unwiederbringlich vergeben. Der Marquis war heute nicht einer der Wenigen, die den Frauen den aus ihrer Hand gefallenen Scepter mit einer ritterlichen Verbeugung wieder überreichen. Sein Ton blieb ihr gegenüber ein rauher, geringschätziger, und reimte wenig mit dem achtungsvollen gemessenen, den er vor Seraphinen bewahrte.

Der Marquis hatte nun für die Zukunft einen Zeitvertreib: die Frau v. Brachenfeld zu ihrem eignen Ergötzen zu tyranniſiren, der Abend verstrich ihm auf diese Weise erträglich. Sainclair war verstummt.

Der französische Patriotismus, laßt es uns eingestehen, hat das zarteste Gewissen, — nicht allein Verrath, nein, auch nur äußere Verläugnung der Heimath rechnet er dem Herzen schwer an. Sainclair trug nicht die Farben des Vaterlandes. Selten legte er die fremden ohne einen Seufzer an.

Er spürte das Bedürfniß, einen ihm feindlichen Tag zu beschließen, und vergaß, daß die Nacht immer zu Ergänzung eines solchen Tages bereit ist, daß sie uns nach solchen Scenen wie eine zänkische Hausfrau unter unsern vier Pfählen erwartet und bewillkommt. Er ging mit seinem gekränkten Herzen in die Nacht hinaus, die ein Gewitter erquickt hatte.

Unter den schönen breiten Blättern einer der Hauptgänge des Schlosses holte ihn der Marquis ein, während Seraphinens Herz ängstlich für ihren Freund schlug. Sie hatte in der Atmosphäre etwas Streitähnliches gespürt; hatte Sainclair erblassen sehen, als der Marquis ausrief: „so spricht kein Franzose.“

Bei ihrer großen Unerfahrenheit ahnte sie nur, welche Wichtigkeit dieser Handel haben könne. Aus ihren Romanen wußte sie nur Widersprechendes. Sie hatte vor nicht langer Zeit ihre Freundin gebeten, als eine verheirathete Frau ihr zu sagen, *worüber* und *warum* die Männer sich denn eigentlich schlagen müßten?

„Sieh da, Herr Sainclair, sagte der Marquis sehr heiter, als bei dem ganz nahen Rauschen seines Landsmanns der Jüngling sich hastig umwandte. Sainclair suchte seiner Stimme den unbefangensten Klang zu geben, unternahm aber zu viel. Er hätte jetzt jede fremde Stimme glücklicher nachgeahmt, als die eigene vor der erfahrnen Kränkung.

Der Marquis war unerschöpflich im Lobe der Bäume, unter denen sie wandelten; er versicherte, daß er in Frankreich kaum ähnliche gesehen habe. Er müsse jedoch bekennen, daß außer diesen Bäumen in Deutschland ihm durchaus nichts aufgefallen sei. Sainclair konnte die Qual einer unbedeutenden, mit großer Lebhaftigkeit geführten Unterhaltung nicht ertragen und zerhieb sie, indem er seine Klage laut werden ließ.

Der Marquis hörte ihm mit großer Theilnahme zu; umarmte ihn in warmer Herzlichkeit; schwur, daß er ihn nicht habe kränken wollen; daß es ihm ein wahrer Stein auf dem Herzen sei, einen redlichen Mann gekränkt zu haben; er könne nur dann diese Stunde vergessen, wenn Sainclair ihm das Vergnügen machen wolle, ihn recht oft des Morgens zu besuchen, um mit ihm zu plaudern. Hier floß Sainclair in jene Wehmuth über, die seine Kränkung nicht recht zum Unwillen hatte werden lassen. Er schilderte dem Marquis jene schmerzliche Spaltung des Mannes, der einem andern Lande, als dem seiner Väter dient, der oft, wenn er dessen Vertheidigung übernehmen möchte, übernehmen sollte, die Farbe seines Rockes anschaut und aus seiner erhobenen Hand die Waffen muß fallen lassen; Gefühle, die sich durch Geschlechter fortpflanzen und oft auf Schlachtfeldern erwachen, wo der Urenkel mit Gewissensvorwürfen den Fahnen entgegen tritt, unter denen sein Ahnherr kämpfte, siegte, oder als Held verschied. Der Marquis hörte theilnehmend zu. „Schmerzliche Regungen, sagte er — doppelt schmerzlich, weil, Sie verzeihen, sie dennoch eine verdiente Buße sind. Ein Verkennen der hohen ausschließlichen Verdienste Frankreichs liegt immer zu Grunde. Die Eigenschaft, Franzose zu sein, bleibt die höchste Wohlthat, die Gott uns bei der Geburt gewähren kann. Gott bedient sich auf ewig unserer Nation, wenn er das Menschengeschlecht erleuchten will. Jesus Christus erschien freilich unter den Juden — doch schnell lenkte die Geschichte ein, und die Kreuzzüge machten sein Grab zu einem Besitzthum Frankreichs —

aber zu Ihrer Wunde zurück. Der Grund meiner Bemerkung gegen Sie, die ich auf eine französischere Weise hätte einkleiden können, bleibt wahr, ich muß darauf beharren, daß Sie kein Franzose sind und nicht französische Gesinnungen äußerten. Es giebt eine Partheilosigkeit, die ein Frevel an heiligen Gefühlen ist, ich würde vor dem ruhigen Erzähler des Vatermordes schaudern, wie vor dem Vatermörder selbst. Meine Bemerkung besteht daher*) in ihrer ganzen Stärke, und nur ihre zu deutsche Form kann ich Ihnen abbitten."

„Herr Marquis, rief Sainclair, wie sehr ich Franzose geblieben bin, beweise Ihnen der namenlose Schmerz, womit ich einen Vorwurf höre, dessen Klang bloß mein Herz zerreißt, der aber nicht bis zu meinem Gewissen dringt."

„Ihr Herz," lächelte der Marquis, aus dessen Mienen und Tönen jede Feierlichkeit verschwand — mit Leichtfertigkeit, aber ohne Spott — „das Herz kann wohl ein wenig des Vaterlandes vergessen, ja, das Herz ist Ihre beste Entschuldigung — da ist es mit aller Weisheit vorbei, aber begabte Menschen haben einen gewissen Takt, der ihnen sagt, wie viel Zeit ungefähr man zuzusetzen hat. Liebe ist immer ein Abentheuer und soll nicht unser ganzes Leben verschlingen. Ihre deutsche Schönheit ist dazu nach Weise ihrer derben Landsmänninnen keine Kokette, auch kein Schatten, den Wolken tragen können, eine wahre grosse allemande."

Hier trat wieder einer der Fälle ein, wo gesunde Augen blind scheinen. Sainclair traute seinen Ohren nicht. Seraphine war eine höchst zarte Gestalt, treuer Wiederschein ihres Namens und dem Bilde, das französische Kennerschaft so galant von deutscher Schönheit entwirft, so unähnlich, als die Wahrheit einer Lästerung ist. Sainclair hatte männliche Formen und Bewegungen weit häufiger unter seinen eigenen Landsmänninnen gefunden, als unter Seraphinens Schwestern.

Seinen Unwillen ließ die frühere Kränkung nicht zum Ausbruch kommen. Der Marquis näherte, so still die Nacht war, seinen Mund

*) Worte der Gazette de France.

dem Ohre des jungen Mannes. „Vergessen Sie nicht, daß verlorne Zeit sich nicht, wie Geld, durch Erbschaft und Börsengeschäfte vergütet.“ Er führte ihn in die Vertiefung zweier Mauern. „Vergessen Sie nicht, daß die Welt Alles verzeiht, nur nicht eine Lächerlichkeit. Ich rede mit Ihnen, wie ich mit meinem Bruder sprechen würde,“ setzte er gerührt hinzu und verschwand in sein Haus hinein.

Bei Sainclair stellte sich in zunehmender Bettwärme ein immer mehr erglühender Aerger ein. Seraphine eine grosse allemande! — Im Traume erschien sie ihm auf einer Wolke und warf Rosen auf sein Lager herab.

IX.

Die Sache der Juden.

Ein kriegeriſcher Brief aus weiblicher Hand.

„Ueber das Buch: Die Juden in Oeſterreich, ſoll Ihr Brief lauten, meine Freundin?" So rufen Sie mir verwundert entgegen, — für eine Frau ein ſolcher Gegenſtand? — Und warum nicht, mein Freund? ruf' ich zurück; ſind wir Frauen doch die geborenen Kämpfer und Rebellen gegen jedes Unrecht und jede Unterdrückung, nicht nur weil wir unſere eigene Einengung in ſo vielen Dingen mitfühlen, ſondern hauptſächlich weil trotz dieſer Einſchränkungen die Frauen die einzigen Freien im Reich des Gedankens ſind. Dies klingt ſehr anmaßend, und iſt doch ſo, denn wir erkennen in der Regel alle die kleinlichen Feſſeln nicht an, ſchmiegen uns nicht unter die miſerablen Tyranneien, denen die Männerwelt huldigt. Ein Mann iſt in der Regel noch außerdem, daß er ein Menſch iſt, oder ſein ſollte, ein Regierungsrath, ein Geiſtlicher, ein Militair. Nun weiß ich nicht, aber es ſcheint, daß die Geſetze und die ſocialen Einrichtungen im directen Widerſpruch mit den rein menſchlichen Anſichten und Empfindungen ſtehen. Denn wie käme es ſonſt, daß der Geiſtliche bei einem freiſinnigen Gedanken doch ſagen kann, es paſſe ſich nicht in ſeinem Amte, ihn auszuſprechen, während doch ſein Beruf iſt, die Seelennacht, die man Welt nennt, zu erleuchten. Wie wäre es ſonſt

möglich, daß der Richter ein Todesurtheil spricht, blos weil sein Gouvernement die Todesstrafe noch nicht aufgehoben, und es für unpassend in seiner Stellung erachtet, die geheime Ueberzeugung auszusprechen, daß Todesstrafe ein Todtschlag sei, so lange der Staat immer nur Rache übt! Wie käme es sonst, daß der Soldat, der für alle Züge des Heroismus im Alterthum schwärmt, doch nicht wagen wird, die heldenmüthigste Aufopferung in einem Volk mit einem Wort lobend zu erwähnen, wenn dies Volk sich gegen die Erbärmlichkeit eines tyrannischen Fürsten erhebt! Denn auch er wird sagen, in seinen Verhältnissen fordere die Pflicht zu schweigen. Und so sind die Verpflichungen, die das moderne Leben zusammenhalten, eine lange Sklavenkette geworden, deren Ringe der Geist der Lüge bindet. Was sich an menschlicher Empfindung in Beamtenseelen bei ihren amtlichen Functionen regen könnte, das sparen sich diese Herren für die nächste Ferienreise auf. Denn kaum sind sie über die Grenzen ihres Landes, so ziehen sie mit der Reisemütze über die Augen einen Vorhang über ihre Amtsstellung im eigenen Lande, sind wieder Menschen im Allgemeinen, erscheinen an der table d'hôte als freisinnige Reisende, als liberale Fremde, und wie es Leute giebt, die immer aus anderer Leute Beutel heraus in Gedanken großmüthig sind, aber aus der eigenen Casse keinen Kreuzer beisteuern, so giebt es Beamte, die im fremden Lande alle Bedrückungen schmerzlich fühlen und scharf tadeln, während sie im eigenen jedem Freimüthigen den Mund stopfen, oder, tönt das Wort der Klage laut, lächelnd und stirnrunzelnd die Achseln zucken.

Die Beamtenwelt kömmt mir immer vor, als trüge sie eine Art von militärischer Geistesgamaschen, in die sie alle Ideen des Fortschritts eingeknöpft hat. Keine Individualität der Auffassung ist vor ihnen erlaubt, sie haben eine Art von Gedankenmarschroute; wer davon abweicht, ist ihnen gleich ein Demagog, ein Rebell. Sie erscheinen mir wie Feldmesser; wo man sich auch hinwendet, überall steht das Fähnchen mit den Landesfarben aufgesteckt in allen Richtungen, als Demarkationslinie, wie weit man denken darf.

Auch ein gewisses Verknöchern, eine gewisse Einseitigkeit ist beinahe unabwendbar von der Beamtenseele, und so sehr die preußische Einrich-

tung, nach der sich der Beamte von einem Punkte der Monarchie plötzlich und wiederholt zum andern versetzt sieht, für die Vermögensverhältnisse und das häusliche Leben drückend sein mag, so gewinnt der Beamte doch dadurch eine Frische, einen neuen Umblick in seinem Wirkungskreis, und durch neue Berührungen mit andern Kreisen neue aufgeklärte Ansichten.

Es ist nichts in der Welt so sehr zu fürchten, als Geistesträgheit und der Schlendrian der im Geschäft und im Privatleben die Urtheile beherrscht, die Meinungen bestimmt, die freie Stimme der Wahrheit verfälscht. Es giebt gewisse Aemter, die durchaus nach einer bestimmten Reihe von Jahren niedergelegt werden müßten, weil ihrem abstumpfenden Einfluß selbst der festeste Charakter erliegt.

Wie entsetzlich ist die gänzliche Theilnahmlosigkeit bei dem größten menschlichen Unglück, bei dem Verbrechen, — und doch wie hart, lieblos, das Schlechte voraussetzend, nur nach dem Buchstaben des Gesetzes urtheilend, werden Criminalrichter nach einer Reihe von Jahren, nachdem sie vielleicht in der ersten Zeit nur den gefallenen Bruder im Missethäter gesehen, mit menschenfreundlichem Sinn jedes mildernde Motiv beachtet, und mehr daran gedacht, wie man bessern als wie man strafen sollte! Es geschieht zu oft, daß eben dieselben zuletzt einen Jeden gleich bei Anfang der Untersuchung wie einen Feind behandeln, an dem sie eine Unthat zu rächen haben. Wie unbarmherzig, roh und mißtrauisch werden die meisten, die die Leiden der Armuth lindern sollten; wer fühlt zuletzt weniger vom Elend sich gerührt, als gerade sie, die Hülfe bringen sollten! Der Hauptgrund von der nachtheiligen Wirkung, die diese Aemter auf das Menschengemüth ausüben, liegt in den vielfachen Täuschungen, denen sie sich ausgesetzt sehen. Nichts erkältet und verhärtet in allen Verhältnissen des Lebens das Herz so sehr, als sich oft betrogen zu sehen, und es gehört ein fast übermenschlicher Reichthum von innerer Liebe für die Menschen, oder eine sehr große moralische Kraft dazu, sich vollkommen bewußt zu sein, daß immer neues Vertrauen immer neue Schmerzen bringt, und gleichwohl immer wieder die Brust für das Messer hinzubieten. Sie wissen, mein Freund, ich kenne

nur einen Troſt dafür: „beſſer betrogen ſein, als betrogen haben!“ — Die Männer fühlen aber gewöhnlich noch einen geheimen Stachel des Schmerzes, wenn ſie getäuſcht ſind. Sie wiſſen für die Wunde, die ich meine, keine Heilung, ſie haben keine Kraft, ſie zu verſchmerzen. Der Mann in ſeiner Eitelkeit erträgt es nicht, daß man ihn, wie er es nennt, düpirt. Wo er ſich überliſtet, ſeinen Verſtand verdunkelt ſieht, kennt er kein Verzeihen, kein Erbarmen, keine Schonung. Das ſcheint mir mit ein Grund zu ſein, weshalb Richter mit der Dauer ihrer amtlichen Thätigkeit grauſam werden.

Aber eben ſo wenig, wie ich dem Criminalrath und dem Armenpfleger ein dauerndes Amt geben würde, müßte es dem Advokaten erlaubt ſein, über eine beſtimmte Reihe von Jahren hinaus als Anwalt thätig zu ſein. Im Anfang wird jeder junge Mann fühlen, daß er nur das Rechte vertheidigen muß, aber wie anlockend mag es für die Eitelkeit ſein, einer wenn auch nicht geradezu ungerechten, doch zweifelhaften Sache, blos durch die Macht ſeines Talentes den Sieg zu verſchaffen!

Aber halten Sie ſich denn, wollen Sie mir entgegnen, für fähig, über Gegenſtände, die den ganzen Geiſt eines Mannes erforderten, abzuſprechen? Es iſt keine Frage, daß gewiſſe Thätigkeiten der Intelligenz und der Denkkraft ausſchließlich den Männern zuzuweiſen ſind. Alle Folgerichtigkeit der zuſammenhangenden Calcüls, alles ſyſtematiſche Auferbauen iſt Sache der Männer. Laſſen Sie mich in Bildern ſprechen, um mich deutlich zu machen. Eine große Pyramide ſteht das Problem vor uns. Der Mann ermißt ihre Baſis, berechnet ihre Ausdehnung, ihre Höhe, beſchließt und unternimmt nur ſtufenweiſes Erklimmen des hohen Baues. Wir Frauen treffen entweder mit Einem Wurf die Spitze der Gedankenpyramide oder wir bleiben von ihrem ganzen Weſen, ihrer Form und ihrem Inhalt ausgeſchloſſen. Wir ſchießen den Vogel im Fluge, aber wir können keinen Dachsbau graben. In der Regel iſt es nicht der Gedanke allein, den wir für das Erreichen eines Begriffs, einer Idee gebrauchen, gewöhnlich iſt es das Herz, was der Schleuder die Kraft giebt zum Gedankenwurf. Ueberhaupt iſt das Herz bei uns immer das Ergänzungsmittel des Verſtandes, der alte Ueberall

und Er mengt sich in Alles; das Herz ist der Souffleur der kühnsten Ideen, und weil die Männer diese Abstammung unserer Ideenkraft nicht kennen, da die Herzensgegend bei ihnen gewöhnlich ein steinigtes Arabien ist, so begreifen sie nicht unsere Ideenverbindung, wissen nicht, wie wir zu unsern Ergebnissen gelangten. Dabei fällt mir ein, daß mir der kleine David immer als das Herz erschien. Das kleine Ding, so idyllenhaft bescheiden und doch so muthig! Und Goliath steht ihm gegenüber als plumper, schwerfälliger, anmaßender, nüchterner Verstand. Ich meine hier den blanken dürren Verstand, nicht Vernunft, die sich durch Phantasie und Gefühl zum Geist beflügelt. So sehr sich nun auch der tölpelhafte Riese spreizt und reckt, so wirst ihm doch oft genug der kleine Schäferjunge einen Stein an den Kopf, der ihn endlich zu Boden streckt.

Ach, ich für mein Theil will ja weiter nichts sein, als der kleine Trommelschläger der Alarm macht. Mag doch dann das tapfere siegreiche Heer der männlichen Kritik mit gefälltem Bajonnet anrücken! Wenn ich nur nicht mehr die Worte: Menschenwürde, Menschenrechte und Christenthum müßte nennen hören! — und zwar von denen gewöhnlich, die sie am meisten mißbrauchen. Sagen Sie mir um Gotteswillen: ist auch nur eine Ahnung vom Gefühl der Menschenwürde und Menschenrechte, und eine Spur von Christenthum in der Judenverfolgung? Denn anders sind die Gesetze, die Israeliten betreffend, doch nicht zu nennen. Kreuzigen denn die Christen Christus geistig nicht täglich viel mehr, verhöhnen sie seine Lehre nicht weit ärger, indem sie die Juden verfolgen, als diese je gethan? Ist das nicht die wahre Sünde gegen den heiligen Geist? Ich weiß, dies ist ein Gemeinplatz, aber leider sind gemeine Wahrheiten in manchen Fällen nicht zu vermeiden. Oft gedachte ich an Goethe's Wort: „O wie lallt das Kind so faul, hat den Brei noch nicht verschluckt, den ihm die Mutter strich in's Maul!"

So ist es wahrhaftig; wir schlucken und kauen jahrelang noch immer an denselben Brocken herum, und doch dürften wir nur ganz einfach der Mutter Natur folgen, um zu wissen, daß es gleiche Rechte für jeden Menschgeborenen geben muß und soll. Halten Sie es nicht für Blasphemie, wenn ich sage, daß ich mich nie eines Gefühls von Erbarmen und Mitleiden mit Gott und mit Christus erwehren kann, wenn

ich dieſe reinſte und höchſte Menſchenblüthe, dieſen göttlichen Strahl ſo getrübt und gebrochen ſehe. Wie wird beider Namen immerwährend befleckt und mißbraucht, nicht nur zu Grauſamkeiten aller Art, ſondern um uns in die alte chaotiſche Nacht hinabzuſtürzen! Zwei Sonnen, — um Finſterniß zu ſchaffen: iſt es möglich, daß es etwas Verkehrteres, Gottloſeres geben kann?

Ein jeder Geſchmähte wirft ſeinem Gegner einen Injurienproceß an den Hals, aber Gott und Chriſtus ſind vogelfrei; jeder heftet an ihren Namen ſeinen Religionsunſinn, und wie ſelten erſteht den beiden großen Beleidigten einmal ein wahrer Kämpfer!

Iſt der Mißbrauch einer Sache, oder um mich beſtimmter auszudrücken, wenn etwas gerade das Gegentheil zeigt von dem, was in ſeiner urſprünglichen Natur liegt, nicht das aller Betrübendſte und Empörendſte. Um wie viel ſchmerzlicher iſt ein ſterbendes Kind als ein ſterbender Greis, denn die Wiege, der Anfang des Lebens, erſcheint uns als etwas Widernatürliches, als etwas Empörendes, wenn ſie neben den Sarg, den Abſchluß des Lebens, gereiht wird.

Die Religion, die ein Stab werden ſoll für die Seele, iſt abſcheulich, wenn ſie der Fanatiker zur Keule macht, die todtſchlägt. So iſt nichts empörender als die Unterdrückung durch das Geſetz. Die Geſetze glaubt man beſtimmt, die Menſchen vor gegenſeitigem leidenſchaftlichem Eingriff zu ſchützen, die gleichen Menſchenrechte aufrecht zu erhalten und eine Barriere zu bilden gegen die Tyrannei und Zerſtörungsſucht der Einzelnen. Was ſoll man nun aber denken, wenn die Geſetze es gerade ſind, die eine ganze Nation wie Miſſethäter beſtrafen, verfolgen, ja, man erlaube mir den Ausdruck, hetzen! Und es liegt kein anderer Vorwand, kein anderes Verbrechen des Verfolgten vor, als daß er im Judenviertel einer Stadt geboren wurde. Und wie iſt es möglich, daß man für das Geſetz überhaupt noch Achtung behalten kann, wenn man es von ſeiner eigentlichen Beſtimmung, Sicherung und Schutz individueller Freiheit zu geben, ſo plump abweichen ſieht! Ich würde in einem ſolchen Lande eben ſo den Geſetzen, die für die Chriſten beſtehen, mißtrauen, denn warum ſollte ein Geſetzgeber, der ſeinen Standpunkt ſo wenig richtig

erfaßt hat, nicht auch in andern Beziehungen sich durch Leidenschaftlichkeit und Parteisucht haben leiten lassen? An seinen Früchten sollt ihr sie erkennen! Nun wahrhaftig, wer an dem Gesetzesbaume die Judenkirschen kostet, muß ein überschwengliches Vertrauen haben, wenn er noch an edlere Fruchtsorten glauben will!

Die Israeliten erinnern mich mit ihrer prachtvollen Vergangenheit, die jetzt der schmuzige Schachermantel umhüllt, wie das Lied vom Phantasus von Ludwig Tieck. Nur Nachts werden dem alten Manne die Hände losgebunden; er wirft dann den Bettlermantel ab und kommt in Diademen und Sternen und singt begeisternde Lieder. Kömmt der Morgen, wo die kalte Vernunft regiert, so ist er wieder der alte verhöhnte, sitzt gebunden in der Hütte und der dunkle Mantel umhüllt aufs Neue die alte Herrlichkeit.

So denke ich mir die Sabbathfeier im Hause des Israeliten. Mit den Sabbathskerzen zündet er die glänzende Vergangenheit erzählend an, da fühlt er sich königlichem und Prophetenstamme entsprossen, da klingen die gottgeweihten Psalmen, der Sklave träumt sich frei, denn er sieht seine Peiniger nicht, — aber der nächste Morgen schon bringt ihn wieder in Verkehr mit ihnen, und der dunkle Mantel muß sogar den angeborenen Menschenstolz in ihm verhüllen, denn er ist der Unterdrückte, der Schwächere.

Wie sehr man mich belächeln wird, daß ich dies Wort geschrieben. Ich aber sage Euch: Wehe dem Freund, wehe dem Menschen, der das Ridikül scheut; er ist moralisch verloren! Es giebt gar keine edle Empfindung, keinen großartigen Gedanken mehr, den die Gesellschaftswelt ihm nicht fortlächeln möchte. Es giebt für gewisse Menschen ein fortwährendes Märtyrerthum in der Welt. Sie sind zu wahr, um keinen Gedanken zu verleugnen, von dem sie durchdrungen sind, und leider doch nicht gestählt genug, um vom Spott sich nicht verwundet zu fühlen.

Dieses Lächeln sollte immer zeigen, wie erhaben man von einem höhern Standpunkte aus, die Schwärmerei bemitleidete und die Thorheit, sich dafür opfern zu wollen, tadelte. Und ich sehe doch nichts in

dieſem ſpöttiſchen Lächeln, als die ſtarre, geiſt- und gefühlloſe innere Wüſte, in der kein friſcher Quell ſprudelt, keine Palme ſich zum Himmel erhebt, keine Nachtigall Poeſie ſingt. Ach, mein Freund, das Lächeln iſt überhaupt trüglich. Wie oft habe ich Lippen lächeln ſehen, während ich doch wußte, daß das Herz im innern Todeskampf zuckte! Iſt doch nicht einmal das Lächeln der Kinder im Traume wahr. Ich glaubte, ſie ſpielten mit den Engeln und lächelten aus Seligkeit; nun höre ich ſie lächeln aus Schmerz, und dieſer Schmerz iſt nichts als die Empfindung einer Magenſäure. — Ach, vielleicht iſt nur die Thräne im Leben wahr! —

X.

Drei Capitel aus einem Roman.

Von

L. Mühlbach.

---

1. Weiberliſt.

Judith, es iſt alles geſchehen, wie Sie geboten haben! Der morgende Tag wird uns rächen an Giſela, oh und der morgende Tag wird mich zu Ihrem Gemahl erheben!

Und mich zu einer Sklavin erniedrigen! ſagte ſie mit ſtrengem Ton.

Wie grauſam Sie ſind und wie kalt! ſeufzte Baron Walther. Sie willigen ein mein Weib zu werden, und doch weiß ich nicht, ob Sie mich lieben. Sie ſagen, Sie bringen der Rache dies Opfer, und ahnen nicht, wie ein ſolches Wort mein Herz zerfleiſcht!

Sie ſind ein Thor, ein Schwärmer, ſagte ſie kalt. Mein Gott, ſind Sie in Ihrem blumenbekränzten Leben noch nicht dieſer nichtigen Entzückungen der Liebe überdrüßig geworden? Haben Sie noch nicht genug vernommen von Seufzern und Liebesklagen, von Jubel und Eiferſucht?

Dies Alles fand ich oft, ohne daß ich es begehrte, aber nun ich es vermiſſe, begehre ich es. Judith, ſagen Sie ein einziges Mal, daß Sie mir gut ſind, daß nicht blos die Rache, daß auch die Liebe Sie in meine Arme führt! Judith, einmal dies Wort geſprochen, und ich will es, wie einen köſtlichen Schatz in meinem Herzen begraben, und nimmer von Ihrem

Stolz verlangen, es zu wiederholen. Nur einmal, Judith, laſſen Sie mich es hören! Sehen Sie mich zu Ihren Füßen! Ich kniee vor Ihnen, wie man vor Gott knieet, und bete zu Ihnen um ein Wort der Gnade!

Mein Gott, Sie wiſſen alſo nicht, daß Sie ſelber meine Zunge gebunden und mir dies Wort unmöglich gemacht haben? Wird der Tyrann an die Liebesſchwüre ſeiner Sklavin glauben, da ein Wort von ihm ſie dem Tode übergeben kann, dem Hungertode, oder der Schande vielleicht? Und wird dieſe arme, gefeſſelte, abhängige Sklavin nicht eher ſterben, als bekennen, daß ſie liebt, da ihre Liebe mißdeutet, da ſie mit dem Eigennutz verwechſelt werden kann. Oh, Sie wollen mich glauben machen, daß Sie mich lieben, und verſtehen doch nicht einmal dieſe tiefe Wunde meines gekränkten Herzens, Sie wiſſen nicht einmal, daß die Liebe nur dann beglücken kann, wenn ſie aus freier, reiner Wahl ſich ſelber giebt!

Sprechen Sie weiter, weiter, ſagte Walther, als Judith jetzt ſchwieg, ſprechen Sie weiter, daß ich Sie verſtehe, Sie begreife!

Judith blickte lange mit ſchwimmenden, träumeriſchen Augen gen Himmel, dann ſagte ſie mit weicher, zitternder Simme: „ich hörte einſt erzählen von einem Sultan, der eine ſeiner Sklavinnen liebte, ein Mädchen aus Circaſſien, ſchön und jung und heißen Herzens. Er hatte ſie dem Vaterlande, den Freunden, er hatte ſie der Heimath entzogen, er hatte das willenloſe Weib ſeiner Freiheit beraubt, und ſie zu ſeiner Sklavin gemacht. Sie klagte nicht, man ſah ſie niemals weinen, aber ihr Antlitz erbleichte, das Feuer ihrer Augen erloſch, und wenn ein Lächeln um ihre Lippen ſpielte, war's nur ein ſchmerzliches, verſagendes. Vielleicht war's dieſer ſtumme leiſe Schmerz, der den Sultan rührte, vielleicht war's ihre Kälte, die ihn zur Liebe zwang, — er liebte ſie, und der ſtolze Sultan flehte um Neigung, um Erhörung, um Erbarmen, um Gnade zu der armen, gefeſſelten Sklavin. Sie aber zitterte und ſchwieg; eine Thräne ſogar füllte ihre Augen, die erſte Thräne, ſeit ſie gefangen war. Es war die Thräne des gekränkten, weiblichen Stolzes; ſie glaubte, der reiche, freie, allmächtige Sultan ſpotte der armen, gefangenen, ſchwachen Sklavin. Sprich nur ein Wort der Liebe! flehte er. Konnte ſie es ſprechen, konnten ihre keuſchen Lippen die Liebe ſo entheiligen, daß ſie

ein Wort sprechen, welches man dem Eigennutz entrissen glauben konnte? Und wieder flehte der Sultan: sprich ein Wort der Liebe, und ich schenke Dir Deine Freiheit, ich erhebe Dich zur ersten Sultanin des Harems und theilen sollst Du mit mir meinen goldenen Thron, meine Macht und meinen Reichthum.

Und was erwiderte die Sklavin? fragte Walther, glühend vor Leidenschaft auf das schöne Weib blickend.

Sie neigte ihr Haupt und schwieg, das erflehete Wort trat nicht auf ihre Lippen. Da ergrimmte der Sultan in wildem Zorn, und wüthend rief er: sprich dies Wort der Liebe, oder heute noch fällt Dein Haupt von Henkers Hand!

Und die Sklavin? fragte Walther athemlos.

Sie neigte ihr Haupt und schwieg; da winkte der erzürnte Sultan seinen Dienern, sie packten das schöne, stolze Weib, und sie bot lächelnd und mit kalter Ruhe ihre Arme dar, die Ketten anzulegen. Doch dieser Anblick erweichte des Sultans Herz, er schämte sich seines Zornes, und wieder flehte er: sprich nur Ein Wort der Liebe! — Sie aber sah ihn stolz und ruhig an, und neigte ihr Haupt und schwieg. Zu heilig und zu hoch war ihr die Liebe, als daß die Furcht ihr ein Geständniß hätte entreißen sollen.

Ha, jetzt verstehe ich! rief Walther, plötzlich aufspringend und Judith mit leuchtenden, triumphirenden Blicken betrachtend. O welch ein blöder Thor ich war, Sie nicht früher begriffen zu haben, herrliches, stolzes Weib, gefesselte, stolze Sklavin. Zürnen Sie mir nicht, daß ich Sie unterbrochen, Judith, ich muß fort, sogleich, auf der Stelle! Wenn ich wieder kehre, sollen Sie mir den Schluß dieser Geschichte erzählen!

Er küßte mit stürmischer Gluth ihre Hand und eilte fort. Judith aber ging mit großen, stolzen Schritten im Gemache auf und ab. Dann und wann verzog ein höhnisches, schadenfrohes Lächeln ihr Gesicht, und leise flüsterte sie: es wird gelingen! Ich werde siegen!

Dann trat sie zum Spiegel, und prüfte ihr Gesicht, ihren Anzug und nahm den verhüllenden Shawl von ihren Schultern, daß sie unbedeckt ihre köstliche Frische und Weiße und ihren verführerischen Reiz

ſehen ließen. „Meine Augen könnten noch dunkler glühen, noch üppiger leuchten, flüſterte ſie leiſe, je mehr ſie brennen, verſengen ſie ihm den Verſtand. Ich muß ihn raſend machen vor Leidenſchaft und Gluth.“

Sie ging zu ihrem Toilettentiſche, und nahm aus einem verborgenen Schubfache einen feinen Pinſel und ſchöne, chineſiſche Tuſche. Nun zog ſie mit ſicherer Hand leicht und fein einen Strich neben den untern Augenwimpern und ſofort ſchien es, als brannten und glühten ihre Augen im wollüſtigen üppigen Schmelz der Liebe. „Das iſt gut, flüſterte ſie leiſe, er wird mir nicht widerſtehen; und wenn auch die Luft draußen ihn abgekühlt, und ihm ein wenig Nachdenken zurück gegeben hat, ich werde ihn dennoch beſiegen.“

Eine Stunde war vergangen, als das raſche Heranrollen und Halten eines Wagens Walthers Rückkehr verkündete.

Mein Gott, wo waren Sie nur? rief Judith dem Eintretenden entgegen, ihm zum erſten Male freiwillig die Hand hinreichend.

Bei meinem Geſchäftsführer, ſagte Walther lächelnd, und ihre Hand an ſein Herz drückend. Dann blickte er zu ihr auf, ihre Augen begegneten ſich, und was er in Judiths Blicken geleſen, mußte erfreulicher Art ſein, denn ein leiſes Ach! tönte von Walthers Lippen, und zitternd vor Gluth und Verlangen ſank er vor ihr nieder, und drückte ſein Haupt an ihre Kniee.

Mein Gott, was machen Sie? fragte ſie, wie beklommen, und neigte ſich, gleichſam einer innern Bewegung nachgebend, zu ihm nieder. Unwillkührlich, ſchien es, legten ſich ihre Arme um ſeinen Hals, unwillkührlich zog ſie ihn empor, ſeine Lippen näherten ſich den ihren, — da ſchien ſie zuſammen zu ſchrecken, ſie floh zurück, und rief: Niemals! Niemals!

Walther führte ſie zum Divan, und zu ihren Füßen ſich niederſetzend ſagte er: erzählen Sie mir nun Ihre Geſchichte zu Ende.

Ach, die Geſchichte! ſagte ſie, wie aus einem Traum erwachend. Wo waren wir ſtehen geblieben, Baron?

Die Furcht vor dem Tode konnte der ſchönen Sklavin nicht ein Wort der Liebe entreißen! — Nein! ſie war bereit zum Tode! Aber des Sultans Augen füllten ſich mit Thränen, er winkte ſeinen Dienern, die

grauſame Sklavin frei zu geben; er löſte ſelbſt die Feſſeln von ihren Armen ab, und zitternd vor Wehmuth und vor Schmerz winkte er ihr fortzugehen, und flüſterte: geh, Du biſt frei! Kehre heim zu Deinen Brüdern, Deinen Freunden, heim in Dein Vaterland und erzähle von einem Sultan, der Dich liebt, und deſſen Herz Du gebrochen!

Und die Sklavin?

Sie ging nicht! Eine himmliſche Wonne ſtrahlte von ihrem Angeſicht, und mit vor Glück zitternder Stimme fragte ſie: Du ſchenkſt mir die Freiheit? Ich bin alſo nicht mehr eine Sklavin, eine Gefangene? — Der Sultan ſagte leiſe: nein! Du biſt frei! Kann nichts Dich beglücken, als die Freiheit, ſo nimm ſie hin! Du liebeſt mich nicht, wohlan ſo gehe! Er verhüllte ſein Haupt, um nicht zu ſehen, daß ſie ihn verließ. Da fühlte er ſeine Kniee leiſe umfangen, ſeine herabhängende Hand von heißen Thränen bethaut, da flüſterte eine ſüße Stimme: ich liebe Dich! Hörſt Du, ich liebe Dich! Was die gefangene Sklavin zu ſagen ſcheute, das freie Weib darf es Dir ſagen: ich liebe Dich! — Iſt's wahr, iſt's möglich? rief der Sultan, den Mantel von ſeinem Antlitz ziehend. Da lag ſie vor ihm, mit ſtrahlenden, glühenden Augen, mit dem holdeſten Lächeln zu ihm aufblickend, und leiſe wiederholend: ich liebe Dich! Was konnte Dir die Neigung einer Sklavin geben? O hätteſt Du ſolcher Neigung einer Gefeſſelten, vor Furcht Zitternden glauben mögen, hätteſt Du ihr jemals vertrauen, ihr jemals glauben können? Die Liebe duldet keinen Zwang. Frei will ſie ſich geben, frei empfangen ſein. Du gabſt mir meine Freiheit, Du löſteſt meine Feſſeln, da, nimm ſie zurück, die Freiheit, ich mag ſie nicht, denn ich liebe Dich! Freiwillig nenne ich mich Deine Sklavin, Dich meinen Herrn, denn die Liebe iſt es, die mich unterjochte. Dir will ich dienen, Dir gehorchen, mein Herr, mein Gebieter ſollſt Du ſein, vor Dir will ich knieen, ſetze den Fuß auf meinen Nacken, thue Alles, Alles, was Du willſt, ich wehre Dir nicht, denn ich liebe Dich, und ich darf es ſagen, denn ich bin frei! — Das iſt meine Geſchichte, Baron, ſagte Judith nach einer Pauſe, tief aufathmend.

Ich habe Sie verſtanden, rief Walther, und zog ein zuſammengefaltetes Papier aus ſeiner Bruſt hervor. Ich auch nannte Sie grau-

ſam, und hartherzig, und ich bedachte nicht, daß ein grauſamer, tyranniſcher Wille Sie in Banden hielt, daß Sie die Sklavin eines barbariſchen Teſtamentes waren, zu deſſen Vollſtrecker man mich gemacht, daß man mich auserkoren zu dem Spion Ihrer Thaten, daß man Alles gethan mich von Ihnen gehaßt und gefürchtet zu machen. Hier iſt das Teſtament, Judith, und ſo zerreiße ich es!

Der Schall des zerreißenden Papiers ertönte vor Judiths Ohren, wie das jubelnde Siegeslied ihrer wiedergewonnenen Freiheit, und faſt fühlte ſie Dankbarkeit gegen Walther, der ihr die Freiheit wieder gab in dieſer Stunde. Und war er nicht ſchön, wie er zu ihren Füßen lag, und mit glühendem Antlitz zu ihr aufſchaute. Lag das zerriſſene Teſtament nicht wie eine Siegestrophäe vor ihr, und machte ſie ſtolz und ſelig. Muß es nicht ſüß ſein, dieſen beſiegten Feind zu beglücken, und ihm alles Entzücken der Erde zu gewähren!

Morgen, morgen ſoll er büßen für alle die Mühe und Sorge, die es mir gemacht ihn zu beſiegen, dachte Judith, doppelt wird er morgen büßen, wenn er heute glücklich war! Morgen! Aber mein Gott, wie ſchön er iſt!

Judith, geliebteſte, theuerſte Judith, Du biſt frei! Da liegen die Bande, die Dich feſſelten, zerriſſen zu Deinen Füßen. Sprich nun zu mir ein Wort, ein einzig Wort!

Sie zog ihn an ihr Herz, und flüſterte: Walther, ich bin Dein!

---

2. Warnung.

Der Tag war angebrochen, der Tag, von welchem Giſela das Glück ihrer ganzen Zukunft erwartete. Früh hatte ſie ſich vom Lager erhoben, und war hinab gegangen in den Garten, um in der Stille um ſie her, in dem heiligen Gottesfrieden der Natur Gott zu danken für ihr Glück. Giſela war fromm in ihrer Weiſe; ſie liebte es nicht in die ſogenannten Gotteshäuſer zu gehen, um dort dem ſchrillenden kreiſchenden Geſang einer zuſammen gewürfelten Gemeinde, dem ſcheinheiligen Sermon eines ſogenannten Dieners des Herrn beizuwohnen; deſto mehr

aber zog es sie oft hinaus in das große Gotteshaus der Schöpfung. Dort war ihr das Rauschen der Bäume wie der feierliche Gesang einer heiligen Gemeinde und Alles predigte und rief ihr Gottes urelementliche Nähe. Die Blume, die am Wege stand, der Thautropfen in ihrem Kelche, der glänzende Käfer zu ihren Füßen, der Schmetterling, der sich auf den Gesträuchen wiegte, der Vogel, der in den Zweigen sang, Alles verkündete ihr Gottes erhabene Nähe, und inmitten dieses großen Bethauses der Natur stiegen ihre heißesten, inbrünstigsten Gebete zu Gott empor. Sich der Natur erfreuen, die knospende Blüthe, den singenden Vogel zu grüßen, heiter zu sein und glücklich, Friede und Ruhe zu fühlen in eigener Brust, das nannte Gisela ein Gott wohlgefälliges Gebet, und sie sagte: dessen freut er sich mehr, als des zerknirschten Händehaltens, des Weines und Bereuens, mehr als des thatenlosen traurigen Anflehens. Aber heute konnte sie gar nicht zu dieser innern, seligen Ruhe gelangen, und der Friede wollte nicht einziehen in ihre Brust. Doch fühlte sie sich glücklich, und dies unwillkührliche Bangen war ihr selber räthselhaft und unerklärlich. Vielleicht war es die Einsamkeit, die sie bedrückte, vielleicht empfand sie schmerzlich ihr gänzliches Alleinstehen. Es war heute ihr Ehrentag, ach, und Niemand war da, sie freundlich zu begrüßen, keine zarte mütterliche Hand wird den bräutlichen Kranz auf ihre Stirne drücken, kein liebendes Auge wird sie segnen zu diesem feierlichen Kirchgang. Als Gisela dies dachte, füllten sich ihre Augen mit Thränen, die schnell ihr schönes Antlitz überflutheten. Niemand, Niemand ist da, der mich liebt, flüsterte sie leise, und wenn ich heute in der menschengefüllten Kirche stehe, wird unter der Menge kein Auge mich mit Theilnahme begrüßen, nur neugierigen, forschenden Blicken werde ich begegnen; o mein Gott, was that ich denn, daß Niemand mich liebt. Schlug nicht mein Herz der ganzen Welt, der ganzen Menschheit entgegen, fühlte ich nicht jedes Unglück, jede Freude wiederhallen in meiner Brust? Was that ich denn, daß man mein Herz zurückstößt, und mich flieht und verachtet? — Oh, sagte sie dann nach einer Pause, wie undankbar ich bin! Und wenn die ganze Welt mich haßt und flieht, Er liebt mich ja, Er wendet sich nicht von mir. So will ich denn in ihm die ganze Menschheit lieben, und wenn Er an meiner Seite ist, wird es

mir sein, als liebe mich die ganze Menschheit. — Sie richtete sich auf, sie stärkte und tröstete sich an diesen Gedanken, und wenn nun noch Thränen in ihren Augen standen, so waren es Thränen der Freude, des Glückes. Sie war nicht mehr allein, nicht mehr einsam, die Blumen schienen sie lächelnd zu begrüßen, die Vögel ihr jubelnde Brautlieder zu singen, und der leise säuselnde Wind brachte ihr mit flüsternden Seufzern den Segen ihrer dahingegangenen Mutter. Das rasche Heranrollen eines Wagens weckte sie aus ihren Phantasieen. Gisela eilte dem Hause zu. Wer konnte es sein, der zu ihr kam? Oh, hatte vielleicht eine ihrer frühern Bekanntinnen heute ihrer gedacht, und kam sie zu begrüßen? War es, o war es vielleicht ihre Schwester, die sich mit ihr zu versöhnen kam? Gisela beschleunigte ihre Schritte bei diesem Gedanken, heute hatte sie in ihrem Herzen nur Raum für Liebe, für Vergebung, sie fühlte die wärmste, schwesterliche Neigung in ihrer Brust wieder aufthauen, und sie sagte: sicher ist es Judith! Sie hat meinen gestrigen Brief, in dem ich ihr meine heutige Vermählung anzeigte, erhalten, und verstanden, sie kommt, um mich zum Altar zu geleiten! — Da trat ihr plötzlich vor der Schwelle ihrer Villa Fürst Lothar entgegen, und sie erschrak vor dem traurigen, ernsten Ausdruck seines Gesichtes.

Sie, mein Fürst, und zu dieser Stunde? fragte sie bebend.

Er bot ihr schweigend den Arm, und geleitete sie in ihre Gemächer.

Hier angelangt sagte er: Gisela, ich komme Sie zu warnen! Kehren Sie um, armes, betrogenes Kind, kehren Sie um, noch ist es Zeit! Vertrauen Sie nicht seinen gleißnerischen Worten, seinen heuchlerischen Liebesschwüren. Sie sind verrathen, sind betrogen!

Sie wissen also nicht, mein Fürst, daß heute mein Vermählungstag ist, sagte Gisela mit frohlockender Stimme. Sie wissen nicht, daß schon die nächste Stunde mich zur Gemahlin dessen macht, den ich liebe, dem ich vertraue?

Oh ich weiß, unglückliches Mädchen, ich weiß, daß man Ihnen dies gesagt; aber man täuscht Sie! Dunkle, geheimnißvolle Gerüchte drangen an mein Ohr, und erzählten mir von doppeltem Treubruch.

Man sagt, Judith, Ihre Schwester, nicht Sie, werde heute Walthers Gemahlin!

Eine leicht verzeihliche Verwechselung, sagte Gisela mit ruhigem Lächeln. Gerüchte lügen immer. Walther wünschte unsere nahe Verbindung geheim zu halten, und so giebt das Errathen dieses Geheimnisses allen Muthmaßungen Raum.

Gisela lassen Sie diese Zuversicht fahren, rief der Fürst fast flehend, hören Sie die Worte eines treuen Freundes! Werden Sie mißtrauisch, armes, junges Mädchen! Ich sage Ihnen, es ist Judith, die heute Baron Walthers Gemahlin wird, ich, der Fürst, gebe Ihnen mein Wort darauf!

Und wären Sie der heilige Geist selber, rief Gisela glühend, ich würde Ihnen dennoch nicht glauben, ich würde dennoch ihm vertrauen und ihn lieben. Und was überhaupt giebt Ihnen das Recht ihm zu mißtrauen, was that er, daß man es wagt, ihn solchen Verrathes zu beschuldigen. Ja, mein Fürst, daß man es wagt! Walther ist ein Edelmann wie Sie, und Sie beschimpfen seine Ehre, indem Sie ihn solcher Treulosigkeit zeihen! Sie beschimpfen auch mich, indem Sie es versuchen ihn mir zu verdächtigen! Ich frage Sie, was giebt Ihnen ein Recht dazu? Wie wollen Sie mir die Wahrheit dieser Verleumdung beweisen? Ich würde Ihnen nicht glauben, und hätten Sie es aus seinem eigenen Munde vernommen, ich würde Ihnen nicht glauben, und hätten Sie selbst den Ehecontract mit einer Andern gelesen! Ich würde sagen, daß es eine Täuschung, ein Irrthum sei!

Armes, thörichtes Weib! Sie wollen es nicht anders! Wohlan, ich muß Ihnen die volle Wahrheit sagen! Vernehmen Sie denn, ich habe diesen Ehecontract gelesen; vor einer Stunde hat man ihn mir zur Unterschrift gebracht! —

Gisela taumelte zurück, Marmorblässe bedeckte ihre Wangen, und ihr Herz schien still zu stehen im Krampf des Schreckens. Dann richtete sie sich empor, und ein holdes Lächeln verklärte ihre Züge. Es muß ein Irrthum sein, sagte sie ruhig, ein Schreibfehler vielleicht des Schreibers, der den Contract aufgesetzt. Vielleicht auch that er es, um mich zu prüfen! Oh, gewiß, er wußte es, daß man kommen würde, mich zu

warnen, ja, er wollte sehen, ob mein Vertrauen unerschütterlich sei, und fest, ob ich Keinem glaubte, als ihm allein! Ja, ja, darum ließ er mich versuchen. Das ist es, oh, wie will ich ihn verspotten mit dieser schlecht erdachten Prüfung, sagte sie immer heftiger, sich selbst überwindend zu künstlicher Fröhlichkeit, oh, wie will ich ihn verlachen mit dieser schlecht angelegten List. Zu denken, ich würde einem solchen Mährchen glauben, eine Stunde vor der Vermählung noch ihm mißtrauen! Das ist komisch, lachen Sie, mein Fürst, lachen Sie mit mir! Sehen Sie, ich bin ganz ruhig, ganz, ich lache!

Und sie lachte, aber es war ein herzzerreißendes, trauriges Lachen, das des Fürsten Herz beben machte in tiefem Mitgefühl.

Und dann, fuhr sie plötzlich wieder nachdenklich werdend, fort, dann sollte auch unsere Vermählung ein Geheimniß bleiben. Ja, das wird es sein! Judith wird gestattet haben, ihren Namen statt des meinen hinzuschreiben, damit Alles ein Geheimniß bleibe. Ja, so ist es, ich weiß es jetzt, so ist es! Sie sehen also, mein Fürst, daß Sie sich irrten, Sie sehen auch, daß ich Ihren Irrthum nicht theile! Sie haben meinen Gemahl verleumdet, ich verzeihe es Ihnen, um der Theilnahme, die Sie für mich hegen. Jetzt aber ist es Zeit zur Trauung, Zeit, daß ich mein Hochzeitsgewand anlege, und den Brautkranz auf mein Haupt setze! Leben Sie also wohl, mein Fürst!

Gisela, mein Gott, es ist also Ihr Ernst! Sie wollen sich nicht warnen lassen? Sie wollen nicht hören, unglückliches Mädchen? Sie wollen nicht auf die Stimme Ihres Freundes hören, und unbeschützt wollen Sie Ihre Brust dem Feinde darbieten? Mein Gott, was thue ich nur, dies arglose Kind zu überzeugen? Gisela, glauben Sie mir, gehen Sie nicht! Oeffnen Sie lieber selbst die Adern Ihres Herzens, ehe denn Sie es von Andern zerfleischen lassen! Warum der Welt ein Schauspiel geben, da Sie still und ungesehen verbluten können? Glauben Sie mir, die Welt kennt kein Mitleid, und selbst indem sie mit uns weint, hohnlacht sie noch unserer Schmerzen. Folgen Sie mir, Gisela, gehen Sie nicht, treten Sie zurück, da es noch Zeit ist!

Der tiefe, eindringliche Ton des Fürsten, die Seelenangst, die sich auf seinen Zügen malte, machte Gisela's Herz erstarren in ahnungsvol-

lem Wehe. Aber es war nur ein Augenblick, daß sie schwankte, dann sagte sie gefaßt und ruhig: Sei es Irrthum, oder Wahrheit, ich muß dennoch gehen! Ich gab mein Wort, ihm zu vertrauen, ich muß es lösen! Es soll nicht von mir gesagt werden, daß ich Dem mißtraute, der mir durch kein Wort, keine Handlung Anlaß dazu gegeben hat, daß ich den Glauben verlor an die Welt, an die Menschen! Die Liebe ist eine ewige Wahrheit; wer will es wagen, sie eine Lüge zu schelten? Meine Mission muß erfüllt werden, hingehen sollte ich in die Welt, ihr zu predigen von der rechten Liebe, dem rechten Vertrauen, hingehen sollte ich, sonder Scheu das Rechte zu thun! Ich gab mein Wort, diesen Mann zu lieben, und ihm zu vertrauen, so muß ich es halten! Er rief mich zum Altar, ich muß ihm folgen! Und wäre es wirklich, wie Sie sagen, so muß ich dennoch gehen, diesen Kelch zu leeren, da die Hand dessen, welchem ich ewige Liebe geschworen, ihn mir reicht! Leben Sie also wohl, mein Fürst!

Nein, nicht also, sagte dieser fest, als er Gisela so unerschütterlich und entschlossen sah. Nicht also, Gisela; wollen Sie denn durchaus diesen Gang wagen, wohlan, so geleite ich Sie! Mindestens werden Sie dann nicht allein sein in der Stunde der Gefahr, und mein Arm wird bereit sein Sie zu halten, und zu vertheidigen!

Gisela dankte ihm mit einem matten Lächeln, und ging sich anzukleiden. Bald erschien sie wieder, die schönen schlanken Glieder umhüllt vom weißen Atlasgewande, den lang herabwallenden Schleier im dunklen Haar befestigt, bleich und schön, einen erhabenen Ausdruck in ihren Zügen, so stand sie vor dem Fürsten, der mit Blicken innigster Theilnahme sie betrachtete.

Sie sind in dieser Stunde vielleicht mein einziger Freund auf der ganzen Welt, sagte sie feierlich, darum müssen Sie mir auch jetzt den Dienst der Liebe thun, da, hier ist mein Brautkranz, setzen Sie ihn auf mein Haupt.

Sie reichte ihm mit zitternden Händen den Kranz dar, und ihre Blicke begegneten sich. Der Fürst las in ihren Augen den festen, unerschütterlichen Entschluß ihrer Seele, deshalb suchte er nicht mehr sie zu

überreden. Schweigend nahm er den Kranz, und drückte ihn in Gisela's Haar, aber seine Thränen benetzten ihn.

So weihe ich Dich denn ein, Du Braut der Schmerzen, sagte er feierlich, seine Hand wie segnend auf ihr Haupt legend. Mit dieser Stunde scheidest Du von Deiner Jugend, Deinem Glücke, von Deiner Liebe. Ich weihe Dich zur Qual des Lebens; die Dornenkrone ruht schon in Deinen Locken, und die nächste Stunde wird Deine Seele kreuzigen! Sei standhaft, und wenn Du die Welt nicht mehr lieben kannst, so lerne sie bemitleiden! Hasse sie nicht, aber verachte sie!

Gisela schauderte. Das also ist mein Segen zu dieser Stunde! flüsterte sie leise, und einen Augenblick schien sie zusammen zu sinken unter der Last innerer Angst. Ein lauter, ängstlicher Schrei rang sich aus ihrer Brust hervor, dann raffte sie sich zusammen, ihre irrenden Augen schweiften wie suchend umher, jetzt hafteten sie auf dem Bilde ihrer Mutter dort an der Wand. Es schien ihr zu lächeln, ihr zuzuwinken. Sie stürzte nieder vor diesem Bilde, und die Arme zu ihm emporstreckend rief sie: Mutter! meine Mutter!

Still war es nun, denn Gisela betete. Sie betete das erste Gebet eines angstbewegten Herzens. Der Fürst begriff die Feierlichkeit dieses Moments; in welchem eine Seele geweihet ward zum Schmerzenspfade des Lebens, und wie er auf die knieende, vom wallenden Schleier umhüllte Gestalt des Mädchens blickte, schien sie ihm die verkörperte Gestalt seiner eigenen Jugend und Hoffnung.

---

3. Die Trauung.

Die Pferde stampfen den Boden, der Bediente harrt am Schlag, die Treppe des Hauses ist mit Blumen bestreuet, mit Teppichen belegt. Auf dem Hausflur harrt die Dienerschaft, weinend vor Rührung. Seht, da kommt Gisela an der Hand des Fürsten die breite Treppe hernieder.

Seht, wie bleich sie ist und wie schön!

Es lebe unsere schöne Herrin! rufen die Diener. Es lebe die glückliche Braut.

Wie Giſela ſich freundlich dankend neigt, fällt der Brautkranz von ihrem Haupt, und über das Geländer der Treppe hinunter auf den Boden. Die heitern Geſichter der Diener werden ernſt, die gute alte Hedwig weint.

Das iſt ein böſes Omen, flüſterten die Diener, der Kranz iſt vom Haupt der Braut gefallen!

Hedwig hebt ihn auf, da fallen auch ihre Thränen auf den Kranz.

Hedwig, Hedwig, weint nicht. Es iſt ein böſes Zeichen, wenn Thränen auf den Brautkranz fallen!

Giſela nimmt den Kranz aus Hedwigs Händen, und reicht ihn wieder dem Fürſten dar.

Kehren Sie um, Giſela, noch iſt es Zeit.

Nein, mein Fürſt, es muß ſein!

Der Kranz iſt befeſtigt, Giſela nickt ihren Dienern den lächelnden Abſchiedsgruß. Nun ſteigt ſie in den Wagen. Da heftet ihr Schleier an irgend einen Haken des Wagens und zerreißt.

Und wieder flüſtert die Dienerſchaft: das iſt ein böſes Zeichen. Der Brautſchleier iſt zerriſſen!

Der Fürſt macht den Schleier los.

Kehren Sie um, Giſela, noch iſt es Zeit!

Nein, mein Fürſt, es muß ſein.

Dahin brauſt der Wagen, die Diener ſchauen ihm ernſt und ſchweigend nach; ſie weinen nicht mehr, ſie jubeln nicht mehr; ſie ſind voll Angſt und Schrecken. Weiter, weiter rollt der Wagen im raſchen Lauf. Ha, was iſt das? Warum ſtockt die Fahrt! Eins der Pferde iſt geſtürzt. Kutſcher und Bediente haben lange zu thun, es wieder aufzurichten, die zerriſſenen Zügel wieder in Ordnung zu bringen.

Kehren Sie um, Giſela, noch iſt es Zeit! fleht der Fürſt diesmal dringender, ängſtlicher, denn ſchon fahren ſie in die Stadt ein.

Nein, mein Fürſt, es muß ſein! flüſterte Giſela, aber ihre Wange iſt bleich, wie der Tod, und ſie zittert.

Da! jetzt hält der Wagen an der offenen Kirchthür. Sie ſteigen aus, der Fürſt führt ſie in die Kirche. Sie iſt gedrängt voll Menſchen.

Oh, mit welchen Blicken sie Alle auf Gisela schauen, wie sie flüstern und lächeln!

Da, da ist der Altar. Die Kerzen flammen, Weihrauch durchzieht die Luft. Ach, der Priester hat noch nicht die Stufen des Altars betreten. Man scheint noch zu warten. Auf wen wartet man, da doch dort in jenem Sessel die festlich geschmückte Braut sitzt, festlich geschmückt, wie Gisela, die zweite Braut! Mein Gott, zwei Bräute? Wo sind denn die beiden Verlobten dieser Bräute?

Jetzt nähert sich Walther der am Arm des Fürsten zitternden Gisela. Sein Auge blitzt in wilder Schadenfreude; daß der Fürst an ihrer Seite, ist ihm eine neue Bestätigung ihrer Schuld. Oh, Gisela lächelt ihm entgegen, nun sie ihn sieht, fürchtet sie nichts mehr! Arme Gisela!

Ich danke Ihnen, daß Sie kommen, sagte Walther mit lauter, harter Stimme, ich danke Ihnen, Gisela, daß Sie Zeugin sein wollen meiner Vermählung mit der Baronin Judith, Ihrer Schwester!

Ein einziger Schrei tönte von Gisela's Lippen, und mit wilden Blicken starrte sie in die kalten, höhnischen Züge Walthers. Dann riß sie den Kranz und den Schleier aus ihrem Haar, und warf Beides zu seinen Füßen nieder. Kein Wort, kein einzig Wort tönte von ihren Lippen, aber ihre Augen blitzten in Zorn und Verachtung, und ein stolzes, geringschätzendes Lächeln spielte um ihren todesbleichen Mund.

Der Fürst sagte, sich mit unterdrücktem Zorn an Walther wendend: Es ist hier nicht der Ort zu weiteren Erörterungen. Ich werde Sie aber zur Rechenschaft fordern, Sie sind ein Nichtswürdiger, ein elender Betrüger, der mit dem Herzen eines unschuldigen Mädchens ein schändliches Spiel getrieben!

Durchlaucht wollen verzeihen, wenn ich Ihre Worte nicht begreife, erwiderte Walther kalt. Durchlaucht mögen besser als ich davon unterrichtet sein, ob Fräulein Gisela unschuldig ist, oder nicht; ich weiß nur, daß ich nichts mit ihr zu schaffen habe, und daß Euer Durchlaucht selber meinen Heirathscontract mit der Baronin Judith unterzeichnet haben! — Aber der Priester hat schon die Stufen des Altars bestiegen, ist Ihnen gefällig, schöne Schwägerin, diesen Sessel einzunehmen, und Zeuge meiner Vermählung zu sein?

Giſela blickte ihn an ruhig und kalt, keine Thräne trat in ihr Auge, ſie hätte ſich ermordet, wenn jetzt in dieſer Stunde ihr Muth, ihre Kraft ſie verlaſſen. Es gelang ihr ſogar zu lächeln, doch vor dieſem Lächeln erbebte ſelbſt Walther, und wandte ſich ab. Giſela aber nahm ruhig ihren Sitz ein.

Die Orgel begann, und unter dem Schall dieſer rufenden Töne traten Judith und der Baron Walther zum Altar hin. Jetzt tiefe Stille, und nun die Anrede des Prieſters an das Brautpaar. Schon hat Walther die Frage des Prieſters, ob er die Baronin Judith als ſeine Gemahlin empfangen, ſie als ſolche lieben und ehren wolle, mit einem lauten Ja beantwortet. Als jetzt dieſelbe Frage an Judith gerichtet ward, ſchien ſie zu zögern und dann ſagte ſie laut und feſt: Nein! Eine allgemeine Beſtürzung, ein Gemurmel des Staunens, der Verwunderung, machte ſich hörbar. Der Prieſter verließ den Altar, ſich bekreuzigend und leiſe Gebete murmelnd, die Damen umringten Judith, ſelbſt Fürſtin Clotilde näherte ſich ihr, und fragte ſie nach dem Grunde dieſer unerwarteten Weigerung.

Walther war wie zerbrochen auf einen Seſſel niedergeſunken, und hatte, laut ächzend, ſein Geſicht mit ſeinen Händen bedeckt. Giſela allein ſaß ruhig da, mit einem ſtolzen, kalten Ausdruck, auf die verwirrte Scene vor ſich hinblickend und durch kein Zeichen Freude oder Verwunderung errathend.

Nein, ſagte Judith jetzt laut, daß ihre Stimme durch die ganze Kirche wiederhallte, nein, ich kann nicht meine Hand einem Manne geben, der ein Verräther iſt, der meiner eigenen Schweſter dieſelben Schwüre gab, die er mir geleiſtet! Oh, dies wußte ich nicht! Man hatte mich gewarnt, man hatte mir geſagt, daß er Giſela liebe, aber er ſchwur, daß es eine Verleumdung ſei. Fürſtin, ein Weib, wenn es liebt, iſt ſo ſchwach im Mißtrauen, und darum glaubte ich ihm! Aber als ich Giſela, meine Schweſter, mit dem bräutlichen Kranze geſchmückt in die Kirche treten ſah, als ſie dieſen Kranz zu Walthers Füßen niederwarf, da erkannte ich die entſetzensvolle Wahrheit. Wie könnte ich nun meine Hand in die Hand dieſes Meineidigen legen, der meine Schweſter mit mir betrog. Oh, meine Schweſter, meine arme, unglückliche

Schweſter, fuhr ſie fort, ſich Giſela nähernd, und ihre Hände ergreifend, o Giſela, Du Kind meiner Mutter, um Deinetwillen entſage ich gerne jedem Glück. Dir, wie mir, hat er Liebe geſchworen.

Nimm ihn hin, er ſei Dein! Du liebſt ihn, alſo wirſt Du ihm verzeihen. Die Liebe iſt ſo groß im Verzeihen. Nimm ihn hin! Du ſollſt weder meine Klagen, noch meine Thränen ſehen. In dieſer Stunde noch verlaſſe ich für immer dieſe Stadt! Lebe wohl!

Sie legte ihre Arme um Giſela's Nacken, und dann flüſterte ſie leiſe in ihr Ohr: ſagte ich Dir nicht, daß Du an mir eine unverſöhnliche Feindin habeſt? eine Feindin auf Leben und Tod? Ich beredete Walther, Dir dieſen Schimpf zu bereiten! Geh jetzt, ich bin gerächt!

Als die Fürſtin dieſe lange innige Umarmung der beiden, lange getrennten Schweſtern ſah, weinte ſie heiße Thränen inniger Rührung, und leiſe flüſterte ſie: Welch eine edle Seele iſt die Baronin Judith! Seht, wie ſie ihrer verirrten, verführten Schweſter ſich erbarmt!

Oh, eine große, erhabene Seele! flüſterten die Hofdamen und Cavaliere.

Giſela aber ſtieß ihre Schweſter unſanft zurück, und ſah ſie mit Blicken unausſprechlicher Verachtung an.

Alſo noch immer haſſeſt Du mich? fragte Judith, wie im tiefſten Schmerzgefühl. Giſela, das habe ich nicht um Dich verdient!

Die Fürſtin aber zog Judith an ihr Herz und küßte ſie. — Baron Walther hatte dieſe allgemeine Aufregung und Verwirrung benutzt, ſich leiſe zu entfernen. Raſch ſtieg er in ſeinen bereit ſtehenden Reiſewagen, in dem er, an Judith's Seite, im Triumph hatte von dannen fahren wollen, und auf einen ſtummen Wink ſeiner Hand ſchlug der Kutſcher in die Pferde, daß der Wagen brauſend dahinflog.

Auch Judith verließ jetzt, begleitet von den Segenswünſchen der Fürſtin und ihrer Damen, die Kirche, an deren anderer Ausgangsthür ſie auch ihren Reiſewagen beordert hatte.

Allmählig ward die Kirche leer, nur Giſela ſaß noch immer, wie in todesähnlicher Erſtarrung, ſtolz und ernſt da.

Der Fürſt, der ſeine Gemahlin zu ihrem Wagen geleitet, kehrte jetzt zu Giſela zurück. Leiſe berührte er ihren Arm, und ſagte mitleidsvoll: Wär's nun nicht beſſer geweſen, Giſela, wenn Sie meiner Warnung folgten?

Nein, ſagte ſie ruhig, dieſe Stunde hat für immer den Schmerz in mir ertödtet, die Liebe ausgeriſſen! Müßte ich mich nicht ſelbſt verachten, wenn ich um ihn nur Eine Thräne vergießen könnte? Oh, ich bin gefaßt und ruhig! Ganz ruhig!

Sie ſtand auf, und reichte dem Fürſten ihre Hand. Dann plötzlich ertönte ein wildes Lachen von ihren Lippen, und bewußtlos ſank ſie zuſammen! —

XI.

Bücherschau.

Reliquien von Ludwig Winter, Großherzogl. Badischem Staatsminister und Abgeordnetem zur II. Kammer der badischen Stände. Herausgegeben von Dr. Wilderich Weick. Freiburg im Breisgau. Emmerling, 1843.

Das vorliegende Buch beginnt mit einer langen Reihe von Landtagsreden, Berichten und Motionen, die aus verschiedenen Zeiten und theils vom Abgeordneten, theils vom Regierungscommissär und Minister Winter herrühren. Es folgen dann einige Gelegenheitsreden, und zuletzt eine staatsrechtliche Abhandlung über die Ansprüche der Krone Bayern's an Landestheile des Großherzogthums Baden. Das ganze Buch schließt mit einer sehr ausführlichen Biographie Winters, einer Arbeit des Herausgebers. Was wohl zweckmäßiger sein mag, literarische Reliquien und Denkmäler durch Biographien einzuleiten oder zu schließen! Es mag dies von verschiedenen Bedingungen abhängen und darüber keine absolute Weisung zu geben sein. So viel aber ist gewiß, daß die hier befolgte Anordnung sehr natürlich und wirkungsreich erscheint. Zuerst der Mann selbst wie er leibt und lebt, in eignen Gedanken denkt, in eignen Worten redet und im eignen Wollen seinen Charakter ausdrückt. Das ist der Text. Der Mann selbst, die Biographie, das ist der Commentar. Erst Text, dann Commentar, das ist die Ordnung.

Es ist unmöglich das Wohlbehagen zu unterdrücken, das die Lectüre des vorliegenden Buches erzeugt. Diese Empfindung des Wohlgefallens, so unbewußt sie sich auch zu der dauerndsten Nachhaltigkeit steigert, läßt sich indessen auf sehr bewußte und bestimmte Ursachen zurückführen, die sich von selbst ergeben werden, wie wir in das Bereich der Winterschen Persönlichkeit näher eintreten.

Theoretisch läßt sich jeder Mensch in verschiedene Momente auflösen, und wenn wir dies bei dem umfangreichen Menschen Winter thun wollten, so müßten wir die wohlthätigen Berührungen von seinen Reliquien nach verschiedenen Seiten hin sondern: vom Staatsmann und vom Menschen, vom Talent und vom Charakter. Doch praktisch ist jeder Mensch ein Ganzes, und in der wirklichen Menschenerscheinung laufen die verschiedenen Lebensmomente ineinander und nicht nebeneinander. Winter war ein Mann der Zeit, ein Mann des Volkes, also ein Mann der Praxis,

und er soll auch hier mit seiner ganzen und ungetheilten Erscheinung seinen Eindruck ausüben. — Als einheitliches Attribut Winters, das er in keiner Situation seiner ausgedehnten Wirksamkeit von sich weist, ist seine sittliche Größe zu bezeichnen. Und diese sittliche Größe ist in Winter so rein und so wohlthuend, daß man sich den Wunsch nicht versagen kann, sie möchte all denjenigen zum Muster dienen, die durch Geburt sowohl, als durch die Macht der Umstände, zu Lenkern und Vertretern des öffentlichen Wohles berufen sind. Heutzutage wo die politische Vocation an so viele Leute ergangen sein will, können so reine Muster nur höchst willkommen sein. Winter kann aber auch den wahrhaft Berufenen und Bewährten in praktischer Beziehung als Vorbild dienen. Wer, wie er, vom armen Schulmeisterenkel und Pfarrerkinde sich zum ersten Minister seines Landes und zur ersten Autorität der volksvertretenden Kammer hinaufgearbeitet, der mußte wohl einen Schatz von inneren Ressourcen in sich haben, aber diese Ressourcen waren auch der edelsten und bewährtesten Art. Eine unbestechliche Reinheit der Gesinnung, eine innige und gleiche Liebe zu Fürst und Volk, die Freude am Fortschritt auf dem Wege der Gesetzlichkeit, dazu ein Schatz von Kenntnissen, eine unermüdliche Thätigkeit und letztlich ein angebornes staatsmännisches Talent. Diese Eigenschaften können die sichern Contourpunkte zu Winters Person und Wirksamkeit abgeben. Und Winter hatte wohl diese Eigenschaften nöthig, wenn er seinem Vaterlande, dem er innig zugethan war, auch nur einen Theil des Heils bereiten wollte, das er ihm gönnte.

Winters amtliche Stellung seit der Eröffnung der badischen Kammern im Jahre 1819, hat nie aufgehört eine schwierige zu sein. Schon im ersten Verfassungsjahre, bei der Patrimonialfrage, hatte er sich mit dem Adel brouillirt, indem er auf eine einfache aber höchst klare Weise die Unvereinbarlichkeit der Patrimonialvorrechte mit einer ständischen Verfassung nachwies. Die Opposition des Adels mußte er während seiner ganzen diplomatischen Laufbahn aushalten, und doch war dies nur wenig. Im Jahre 1830 stand Winter bereits an der Spitze des Ministeriums, und es ist jene Zeit als die für seine Stellung schwierigste zu bezeichnen. Aus Frankreich her war ein neuer wirksamer Freiheitshauch über die Menschheit gekommen. Auch das badische Volk trat mit allen Wünschen des Liberalismus auf, und diesem Volksaufschwunge, der in der zweiten Kammer seine mannigfachen Organe hatte, stand ein schroffer, reactionärer Adel, der für Winter noch persönliche Animosität hegte, entgegen. Die damaligen Stimmungen in jenem Theile Deutschlands sind bekannt; die Einflüsse aus Belgien und Polen haben die bereits warmen Gemüther nur noch gereizt. Das Hambacher Fest hat Enthusiasten und Reactionäre hervorgerufen. Winter stand mitten in diesem Zwiespalt der Verhältnisse ruhig daheim auf der ständischen Tribune, und suchte in alle politischen Discussionen so viel Ordnung und Klarheit als möglich zu bringen.

Er liebte selbst den Fortschritt, und, soweit dies in seiner Gewalt stand, trug er dazu bei, bei der Regierung und in der Kammer, dem Liberalismus Concessionen zu machen; doch so, daß ihm bei diesen Bestrebungen des Fortschritts die Verfassung, nicht sowohl im Buchstaben als vielmehr im Geiste zur strengen Grundlage diente.

Die vorliegenden Reden und Berichte Winters zeichnen sich fast durchweg durch außerordentliche Klarheit und das praktische Fixiren der Sache selbst, aus. Seine Opposition drückt sich immer in größter Ruhe und Würdigkeit aus. Er sagt das, was er zu sagen hat, immer ganz und rückhaltslos. S. 145 bei der Discussion über das Conscriptionsgesetz, fängt er seine Rede an:

„Meine Herren! Erlauben Sie, daß ich meinem Vortrage die Bemerkung vorausschicke, daß ich Alles, was ich hier sage, als Regierungscommissär und nicht als Abgeordneter spreche. Ich mache diese Bemerkung, damit ich nicht wieder, wie es mir unlängst geschehen ist, zur Ordnung gewiesen werde. Es liegt nicht in Ihrer Macht, einen Regierungscommissär zur Ordnung zu rufen, Sie können sich blos bei der Regierung beschweren, wenn Sie glauben, daß ein solcher etwas gesagt habe, was für Sie beleidigend sein könnte, und Sie können von der Regierung verlangen, daß sie ihn zur Ordnung weise."

Nach dieser Vorausschickung ging er ruhig zur Sache selbst über. Als ein Muster klarer und geistvoller Auseinandersetzung ist die Rede S. 151 über den Gerichtsstand der Militärpersonen anzusehen. Es sind bei dieser Gelegenheit Discussionen hervorgerufen worden über die militärische Standesehre und allgemeine Ehre. Winter hält sich wie immer auch hier an begrenzte Fälle, und bringt so die Sache zur Klarheit. Seine ächte Humanität spricht sich hier in starken Zügen aus.

Neben der Ruhe und Besonnenheit in seinen Reden und Gegenreden läßt sich aber auch Winter bisweilen, wo die Nothwendigkeit es ihm zu erheischen scheint, von einer jugendfrischen Wärme fortreißen. S. 55 in der Rede, die sich auf die Debatten über die Verlängerung der Landtagsperiode bezieht, sagt er, mit Hindeutung auf den Abgeordneten Duttlinger, der gegen die Erweiterung der Landtagsperiode gesprochen: „Der Redner beruft sich ferner auf die Stabilität, und was ihm vielleicht nicht ganz leicht geworden ist, auf den heiligen Bund. Kein vernünftiger Mensch hat aber noch verlangt, daß die Menschen immer auf der nämlichen Stelle bleiben sollen, wie die Austern in ihrer Schaale, kein Vernünftiger hat verlangt, daß wenn die Menschheit fortschreitet, die Formen der Regierung, in denen sie sich bewegt, unveränderlich sein sollen; aber alle Vernünftigen haben verlangt und verlangen, daß alle Aenderungen, die ihr Interesse berühren, im gesetzlichen und nicht im Wege der Gewalt, der Revolution geschehen. Mag es immer Thoren geben, und diese hat es von jeher gegeben, die eine Revolution

wünschen, wenn sie sie auch gleich nicht machen können, mag es andre Thoren geben, die wünschen, das neunzehnte Jahrhundert auf das dreizehnte zurückzuführen, oder, weil dies nicht möglich ist, das dreizehnte in das neunzehnte hervorzuschieben; mag es immer Menschen geben, die Besoldungen, die auf einer höhern Stufe größer sein müssen, deswegen wünschen, um solche auf dem Polster der Trägheit verzehren zu können, und mag ihnen jede Veränderung verwerflich sein, weil sie ihre behagliche Ruhe stört, — es ist nicht davon die Rede, was einige Thoren und Parasiten wünschen, sondern es ist davon die Rede, was die verständigen Menschen aller Zeiten gewollt haben. Der Abgeordnete Duttlinger hat gesagt, unser Volk sei zahm und des Tragens gewöhnt. Es giebt ein Land, wo man sagen kann: es würde keine Sultane geben, wenn es keine Veziere gäbe; es würde keine Veziere geben, wenn es keine Pascha's gäbe; es würde keine Pascha's geben, wenn es keine Sklavenseelen gäbe!" —

Winter hatte ein tiefes Rechtsbewußtsein, und aus diesem Bewußtsein heraus liebte er keine abrupte verletzende Umgestaltungen, sondern ein rechtmäßiges, vermittelndes Ausgleichen zwischen den Anforderungen der Gegenwart und den Ansprüchen vergangener Jahrhunderte. Es zeigte sich ganz besonders bei den Berathungen über die Abschaffung der Herrenfrohnden.

Winter war mit der Aufhebung der Frohnden an sich vollkommen einverstanden, nur erklärte er sich gegen den Grundsatz, daß dem Frohndenberechtigten irgend ein Beweis über die Rechtlichkeit des Bezugs zugemuthet werden solle, weil man ein- für allemal annehmen müsse, daß derjenige, der besitzt, in solange rechtlich besitze, bis das Gegentheil erwiesen sei. Er citirt damals mitten in seiner Rede die Verse aus Goethe's Faust:

„Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort,
Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage,
Weh' dir, daß du ein Enkel bist."

Er wollte daraus nämlich entwickeln, daß in einer gewissen Periode Verhältnisse in rechtlichen Formen entstehen können, die im Laufe der Zeit die Gestalt des Unrechts gewinnen.

In der Weise, wie sich Winter in dem vorliegenden Buche in Wort und Charakter zeigt, ist es kaum möglich, den Menschen vom Staatsmanne zu trennen; wo ginge das auch gut, wenn Gesinnung und Humanität das Grundwesen einer Persönlichkeit, namentlich einer politischen, ausmachen. Die vom Herausgeber Dr. Weick beigegebene Biographie ist mit anerkennenswerther Liebe gearbeitet, und wir dürfen hoffen, daß das Winter'sche Denkmal, das er mit diesen

Reliquien beabsichtigt, über die Grenzen des badischen Vaterlandes hinausragen werde. — Die Ausstattung des Buches ist zu loben; das Portrait Winters sehr sauber.

Des Königs Gustaf III. nachgelassene und funfzig Jahre nach seinem Tode geöffneten Papiere, von E. G. Geijer. Aus dem Schwedischen. Hamburg 1843. Perthes.

Frankreichs Hegemonie in der neuen Völkerentwickelung hat in so überwiegendem Maße die Beobachter für sich gewonnen, daß mehr als ein Land sammt seiner Geschichte dadurch völlig in den Hintergrund geschoben worden. Dies trifft besonders den europäischen Norden. Was will das bedeuten: Dänische oder Schwedische Revolution, neben dem hochtönenden französischen Concurrenten! — Und doch läßt die Geschichtsbeobachtung diese Vorliebe oder Parteilichkeit des Beschauers nicht zu, da — soll eine möglichst wahre Causalität der allgemeinen Ereignisse dargethan werden — man sich nach allen Seiten umsehen muß. Das vorliegende Werk, dessen erster Theil bis jetzt nur erschienen, bietet in diesem Sinne dem Geschichtschreiber Schwedens eine reiche und schätzbare Quelle von Daten. Diese Data sondern sich, ohne daß im Buche selbst dieser Unterschied bezeichnet sei, nach drei Seiten hin: sie liefern erstens für die persönliche Erscheinung Gustaf III. die bezeichnendsten Umrisse, die um so interessanter sein müssen, als das Bild dieses lebendigen hellköpfigen Monarchen durchaus noch keine feste Form in den Büchern der Geschichte gewonnen. Ferner finden sich hier für die Geschichte der schwedischen Revolution von 1772 die authentischsten Aufschlüsse, und letztlich viele lehrreiche Hinweisungen auf das damalige Verhältniß Schwedens zu andern europäischen Staaten, namentlich zu Dänemark, Rußland und Frankreich. Von besonderer Bedeutsamkeit erscheint hier der Einfluß des französischen Cabinets auf die Vorgänge am schwedischen Hofe.

Das Buch, soweit es hier vorliegt, umfaßt zum großen Theile die Erscheinung Gustaf III. als Kronprinz, und es berührt den Leser eigenthümlich, einen fürstlichen Jüngling, hochgebildet, edelherzig und unversiegbar an Erfindungen, ganz allein gegen die bestehende Regierungsform conspiriren zu sehen, offen gegen sich selber und endlich gegen das Vaterland.

Gustaf III. tritt in den vorliegenden Memoiren zuerst als neunzehnjähriger Prinz auf. Er führt ein Tagebuch, in dem er seinem beweglichen Geiste und seinem schwellenden Herzen freies Spiel läßt. Und in der That mußte dem lebendigen Jüngling eine solche Expectoration noth thun. An dem schwedischen Hof haftete damals nur noch der Schatten der königlichen Souverainität. Des Prinzen Vater, König Adolf Friedrich, war nicht einmal stark genug, die dem Throne

noch verbliebenen geringen Mittel selbstständig zu gebrauchen, er theilte sie zu seinem Nachtheil mit seiner Gemahlin, Louise Ulrica, der hochgesinnten Schwester Friedrich's II. Der Adel und die Parteikämpfe, die Hüte und die Mützen brachten vollends die Königsgewalt auf ein Minimum herab. Der junge Prinz mußte sich aus Parteiränken selbst von seinen Freunden und Lehrern trennen, und was ihm am meisten zu Herzen ging, in eine erzwungene Heirath mit der dänischen Prinzessin Sophia willigen. Dazu kommen noch Mißhelligkeiten zwischen der Königin und der jungen Gemahlin des Prinzen. In diesem Doppelgedränge der Parteien und der eignen Familie wird der junge Fürst zwar aufgerüttelt, doch nicht zerrüttet. Er sagt im Gegentheil in ernster, doch ruhiger Beschaulichkeit bei dieser Gelegenheit: „Meine Lage ist in jeder Rücksicht schwierig, die Vorsicht welche Andre öffentlich beobachten müssen, ist für mich, auch bei den unschuldigsten Schritten meines Privatlebens, gegen meine Eltern, gegen meine Frau, nothwendig... Die Lage der Dinge geht über mein Alter, geht über meine Kräfte. Glücklicherweise ist mein Charakter von der Art, daß er Schwierigkeiten nicht nachgiebt. Die erste dieser Schwierigkeiten in meinem Plane für Schwedens Befreiung ist meine Eigenschaft als Kronprinz."

Weitab zwar von dieser Stelle in seinen Memoiren, doch in demselben Sinne, sagt der Prinz einmal: „Wenn der Staat durch einen großen und kräftigen Schritt errettet werden soll, so soll man mich nicht bedenklich finden: aber mein Herz kann sich nicht entschließen meine Mutter noch mehr von mir zu entfremden, und die Politik befiehlt hier vor Allem die Erhaltung der Einigkeit im königlichen Hause. Es ist nur die Ehre des Staates, welche einen größern Werth für mich haben könnte." Er fährt fort: „Meine Pflicht ist die zweite Rolle zu spielen, so lange ich mich nur am zweiten Platze befinde, und vielleicht ist eine größere Seelenstärke nöthig, um mich innerhalb der Grenzen zu halten, welche meine Pflicht gebietet, als sie zu überschreiten. Meine erste Schuldigkeit aber, meine größte Ehre, meine wirkliche Politik ist, mich nicht von der Pflicht eines Unterthans zu entfernen, und auf des Königs Kosten nicht glänzen zu wollen. Nur erst wenn seine Person, seine Krone oder mein Vaterland in Gefahr sind, erst wenn Schwedens Selbstständigkeit bedroht wird, glaube ich der Kraft freien Spielraum lassen zu dürfen, welche ein besonnenes Studium der Geschichte und der Enthusiasmus für die Ehre mir zu ertheilen vermögen. Ich habe dies in Stockholm im Dezembermonat 1768 und in Norköping im April 1769 gezeigt. (Adolf Friedrich hatte damals, den kühnen Rathschlägen seines Sohnes nachgebend, durch die momentane Niederlegung der Regierung die Zusammenberufung der Reichsstände erzwungen.) Man hat gesehen, fährt der Prinz fort, daß ich weder Mühen noch Gefahren scheute, als es galt, meinem König und meinem Vaterlande zu dienen. In diesem Augenblicke aber befiehlt mir der gute Fortgang meiner Be-

mühungen selbst, mich still zu verhalten und auf mich nicht die eifersüchtigen Blicke derer zu leiten, die ich lieben und ehren muß. Der König ist jetzt von einem patriotischen Rathe umgeben. Meine Bemühungen sollen sich kräftig darauf beschränken, Eintracht zwischen ihnen zu erhalten. Käme das Unglück aber von Neuem, so würde man erfahren, daß ich weder an Muth, noch an Festigkeit, noch an Enthusiasmus für mein Vaterland und dessen wahre Freiheit arm bin, daß ich eben so sehr Karl XI. und seinen Despotismus hasse, als ich den großen Gustaf Adolf und seine edle, erhab'ne Seele liebe, und daß ich mich mit den Schriften eines David Hume, eines Cardinals de Retz und eines Montesquieu genährt habe." — Eckholmsund, 10. April 1770. (Also ein Jahr vor seinem Regierungsantritt.)

Dieses Citat mußte hier Platz finden, da die darin enthaltenen Aeußerungen ein sehr entschiedenes Licht auf die Person Gustaf's III. werfen. Neben der bewußten, selbstbestimmenden Art seiner besonnenen Führung zeigt sich auch der überschwengliche Hinblick auf extreme Maßregeln, wenn die Noth es erfordern sollte. Bis jetzt aber hatte der Prinz neben seinem heimlichen und innerlichen Revolutionscalcül, nach außen hin nur Eins in aller Strenge festgehalten, inmitten so vieler Zerrüttungen durch Maß und Klugheit das einheitliche Moment zu bleiben. — Adolf Friedrich starb 1771 während der Kronprinz in Paris war. Dieser eilte auf die Todesnachricht seines Vaters schnell herbei, und bestieg mit offnen Blicken und einem hochgeschwellten Herzen einen Thron, dessen Wiederbelebung sein erstes Werk sein sollte. — Gustaf III. hohe und schöne Reden schienen indessen kein zureichendes Regenerationsmittel, und es nahte der 19. August 1772, an welchem Tage der kühne Königsjüngling die von Kanonen und Grenadieren umgebenen Reichsräthe eine von ihm entworfene Verfassung annehmen ließ.

So weit geht der Inhalt des vorliegenden Bandes. Er ist ungemein reich an interessanten zeitgenössischen Beziehungen. Der schwedische Compilator, der gelehrte Geijer, hat ein sehr anerkennenswerthes Verdienst um diese Memoiren. Es ist keine bloße Herausgabe, sondern, wie auf dem Titel steht: Uebersicht, Auszug und Vergleichung. Geijer hat bei diesem Unternehmen sowohl sein archivarisches Talent als seinen historischen Takt bekundet. Zu den in des Königs Aphorismen vorkommenden Personen sind von Geijer aufklärende Notizen gegeben. Die Freunde der Geschichtskunde werden diesem Bande sowohl als den noch zu erscheinenden ihr freundliches Willkommen nicht versagen. Der deutsche Bearbeiter verdient das gerechteste Lob.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

XII.

Die unregelmässigen Zeitwörter,

oder

die nationalen Annäherungen.

Von

Apollonius v. Maltitz.

Dritter und letzter Artikel.

Achtes Capitel.

Es ist nicht alles gründlich, was deutsch ist.

Seraphine sollte für den Marquis nicht lange eine grosse allemande bleiben. Er hörte sie den nächsten Abend am Flügel. Sie sang ein Lied, das Schwermuth athmete. Die Sehnsucht, die in der letzten Strophe enthalten war und auf ein Bedürfniß nach Liebe konnte schließen lassen, hatte sie wohlweislich in Schwermuth umgeändert. Der Marquis zerschmolz in ihrem Anblick und in ihrem Anhören. Sein gutes Herz verstand die Trauer ihres Blickes. „Ja, sagte er jetzt, das sind die idealischen Gestalten nordischer Mythologie, die am Rhein die ossianischen Harfen schlagen und ihr langes Haar in die Wellen des Stromes tauchen. Auf leichten Wolken wandeln diese Luftgebilde hin, und überlassen die Wirklichkeit dem Franzosen.“ „Wohl auch das linke Rheinufer“, seufzte Treubold. Frau von Brachenfeld rückte ihren Sessel mit einer Schonungslosigkeit, die dem Fußboden einen lauten Schrei entriß, welcher durch alle Saiten fuhr und des Marquis musikalisches Ohr zerriß. „Stille doch, rief er der Mutter zu, Sie sind gar nicht würdig, eine solche Tochter zu haben.“

Seraphine unterbrach sich plötzlich; sie warf einen Blick des Unwillens auf den Marquis, erhob sich vom Clavier und stellte sich zwischen ihre Mutter und ihn, als wolle sie diese schützen. Die Mutter war bleich geworden, aber die Anstrengung ihres gewöhnlichen erzwungenen Lachens brachte wieder Blut in ihre Wangen. Sie erstickte fast unter den Worten: „köstlich, unvergleichlich, ganz im Geschmacke des La Bruyère."

„Was wissen Sie von La Bruyère? rief der Marquis verächtlich. Fahren Sie fort, himmlisches Fräulein." — Seraphine, die bescheidene, immer gedemüthigte Seraphine, warf ihren schönen Kopf mit der edelsten Bewegung des Stolzes zurück, und schwieg, und schloß den Flügel. Es war ein Augenblick, wo Mutter und Tochter einander in die Arme hätten fliegen, wo sie Vertraute hätten werden können. O von allen Augenblicken, die wir verscherzen, die wir zurückweisen, sind solche die unwiederbringlichsten. Die Mutter versäumte diesen Moment. „Wie heroisch Seraphine dasteht!" sagte sie zum Marquis lächelnd, und tief senkte sich Seraphinens Stirn in einer Beschämung, für die sie nicht geschaffen war. Sainclairs Unwille brach in die Worte aus — „Ein Franzose mißhandelt keine Dame so, Herr Marquis." — Hoch schaute der Marquis auf. „Wer wagt das zu sagen?" rief er. „Sind Sie beleidigt?" fragte er die Frau von Brachenfeld. „Bin ich nicht in Ihrer Gegenwart schon viel lebhafter gewesen, — wollen Sie jetzt auf einmal anfangen, sich zu entrüsten? Das wäre etwas spät. Eine seltsame Ungleichheit der Laune!" —

Es war freilich nicht mehr Zeit dazu. Er hatte sie früher mit ihrem Lebenswandel aufgezogen, der zwar immer untadelhaft gewesen, aber vom Marquis als lasterhaft angenommen worden war. Der Glaube, daß ein Franzose nur fein scherzen könne, hatte die arme Frau verhindert, die ersten Anspielungen zurückzuweisen. Der Marquis hatte sie mit einer Menge ihr unbekannter Idiotismen umgarnt und zu ungeschickten Antworten hingedrängt, aus denen er ein Bekenntniß ihrer Verworfenheit entnahm. Nun meinte er, sie nicht streng genug behandeln zu können. Bei Sainclairs Worten mußte der Marquis sein eigenes früheres Geschoß erkennen, das noch seines Gegners Herzblut trug. Nichts

überraſcht uns mehr, als eine ſchnelle Wiedervergeltung. Wir wiſſen nicht, wie ſchnell unſere eigenen Waffen uns untreu werden. Er ergriff den Hut, grüßte beim Weggehen nur Seraphine und ſagte zu Sainclair: „Kommen Sie, wir müſſen einen Ort und eine Stunde beſtimmen.“

Frau von Brachenfeld hatte nie eine ſo ernſte Scene erlebt. Sie wußte kein Wort herauszubringen, als „es iſt im Grunde recht unangenehm! Die Beiden haben auch immer etwas mit einander, am Ende iſt es das dumme Clavierſpiel. Wenn du wenigſtens fortgeſpielt hätteſt, aber da mußte eine Scene aufgeführt werden, du biſt eine geborene Comödiantin mit allen deinen pathetiſchen Stellungen. Ein einfaches junges Mädchen hat gar keine Stellung und giebt nie Anlaß zu Scenen.“

Seraphinens angſtwogende Bruſt ward von dieſem Vorwurf nicht getroffen. Ihr Herz bebte ja für Sainclair. Die Mutter ſchalt noch am andern Morgen, als längſt zwei Schüſſe gefallen waren. Zwei Kugeln hatte man gewechſelt, die in die Rinde alter Bäume gefahren, wo ſie leicht erſt dann gefunden werden dürften, wenn das Mittel zu Abſchaffung des Duells längſt ausgemacht ſein und der künftige Geſchichtſchreiber noch über dieſen ſo lange geduldeten Mißbrauch im Namen des neunzehnten Jahrhunderts erröthen wird. Schon hatten die Gegner den Wald verlaſſen und durchſchnitten das Kartoffelfeld, welches der Bildſäule des Landgrafen gegenüber lang. Immer noch konnte Sainclair den Vorwürfen, womit ſein leicht verwundeter Nebenbuhler ſich ſelbſt und den Lobſprüchen, mit denen dieſer ſeinen verſöhnten Gegner überſchüttet, nicht Einhalt thun.

„Das, rief der Marquis, iſt die Schattenſeite des Franzoſen, der niemals ſein ſchönes Vaterland verließ; er kann Langeweile nicht ertragen. Wie hoch, wie ſchwindelnd ſtehen Sie in dieſer Hinſicht über mir! Freilich ſind Sie nicht ein ganz reiner Märtyrer. Seraphine iſt ein ſchönes Geſchöpf; ich habe vorgeſtern lauter Dummheiten über ſie geſagt. Gegen die freilich höchſt gemeine Mutter habe ich mich vergangen, ſie iſt und bleibt eine Dame. Ich weiß gar nicht, wie mir in den Kopf kam, ſie für eine lockre Tochter des achtzehnten Jahrhunderts zu halten; damals war man nicht ſo langweilig. Das Ganze iſt nunmehr nichts, als eine Lection des beſten Geſchmacks, die ein Franzoſe

dem andern gegeben, und in die kein Fremder ſich hinein miſchen durfte. Sie haben lang genug aus unſern innern Kriegen Vortheil gezogen, dieſe Fremden!"

Man kam in des Marquis Garten, wo gefrühſtückt werden ſollte. „Denken Sie, ſagte der franzöſiſche Unterhändler, was ich hier gefunden? Eine Thonerde, die der von Smorns in nichts nachgiebt. Man wundert ſich hier über die ſchweren Ladungen, die meine Couriere nach Paris mitnehmen. Reine deutſche Erde, mein Freund! ſie wird zu immer glücklicher ausfallenden Verſuchen verwendet." Er führte Sainclair in ſeine Werkſtatt, band ein Schürzchen um und knetete den Thon raſch wie ein Töpfer und froh wie ein König. „Meine Leute ſind Franzoſen; ich bin ihrer gewiß, ſagte er; mit einem Ehrenmanne, der bald wiederum ganz Franzoſe ſein wird, habe ich mich eben geſchlagen und verſöhnt. Mein Treubold iſt zu ſehr Philoſoph und Deutſcher, um die Wichtigkeit des Thons und der Erde einzuſehen." Sainclair drückte die bethonte Hand, die er ihm in dieſem Augenblicke reichte. „Bereits, fügte der Marquis hinzu, ſtehe ich mit dem Beſitzer dieſes Hauſes in Unterhandlung; die franzöſiſche Regierung wird es zu einem niedrigen Preiſe kaufen und mir ewigen Dank wiſſen."

Sainclair verließ den Unterhändler mitten unter der Porzellanerde. Er eilte zu ſeinem Chef, ſah aber, als er ſchnell eine Seitengaſſe, des kürzern Weges willen, einſchlug, einige Schritte von ſich den Freiherrn und Seraphine in ein Haus eintreten, deſſen Beſitzerin zahlenden Liebenden aus minder edlen Gründen noch größere Gefälligkeiten erwies, als Romeo und Julie vom Pater Lorenzo erfuhren. Sainclair betrachtete den noch zitternden Griff der Klingel; er zitterte nicht minder. Wie ein Abgrund hatte dieſes Haus Seraphine verſchlungen. Es mußte ein Irrthum geweſen ſein. Seraphinens Vater konnte ſich getäuſcht, die Armuth ſtatt des Laſters geſucht haben. Es vergingen Minuten; die Klingel hörte auf zu zittern, aber Sainclairs Herz bebte immer heftiger. Er hätte Feuer an das entſetzliche Haus legen mögen. Jetzt öffnete ſich ein Fenſter über ihm, er ſchaute auf, und ein altes Weib ſah ihn mit einer Neugier an, die ihn zu verſchlingen drohte. Andere Fenſter klangen, wahrſcheinlich weil das erſte ſogar lange offen blieb, Köpfe ver-

schiedener Jahre, doch gleich unangenehmen Ausdrucks schoben sich heraus. Aus einem Dachfenster neigte sich ein alter Mann auf fast halsbrecherische Weise, um den Herrn anzustarren, der so mit einem Male stehen geblieben war. Sainclair fühlte am ganzen Körper ein Brennen, er mußte fort. Wenn Vater und Tochter erschienen, fanden sie ihn in der Stellung eines Lauschers. So tief er konnte, blickte er vorübergehend in das Erdgeschoß des verfluchten Hauses und sah eine Greisin, die den vollen Ausdruck ehrlosen Alters und mehr als ein halbes Jahrhundert Liqueur im Gesichte trug. Er wandte sich in ein Seitengäßchen, wo er den Blicken der Gaffer entzogen, aber immer der Schicksalsthüre ansichtig war. Eine Stunde verging, ehe Vater und Tochter aus dem Hause traten und den zum ersten Male in seinem Leben lauschenden Jüngling von seiner Unbeweglichkeit erlösten. Mit raschen Schritten in anderer Richtung als sie dahin eilend, erwog er nun, was er früher angeschmiedet, zuckend und stampfend überdacht hatte. Die Bewegung trieb den Unwillen rasch in seine Wangen. Der Verdacht, der Abscheu entfärbte sie wieder. Ein glücklicher Irrthum lenkte seine Schritte weit hinaus ins Feld, wo er keinem Bekannten begegnete. Er ging, bis er ermüdete. Sein Antlitz mochte wie seine Seele gezerrt sein, seine Stimme sonderbar klingen. Es war als ob ein widriger Teufel Gift und Geifer auf sein Herz gespieen, dieses Herzens zarteste Ehre mit Füßen getreten habe. Ein platter Schlangenkopf lag auf Seraphinens Schulter, während der entsetzliche Reif sich langsam um ihre reinen Glieder zusammenzog. Er merkte endlich an einer finstern, großen Baumgruppe, daß er weit von der Stadt sei. Seine Uhr schlug eine Stunde, die er noch fern glaubte. Warum nicht lieber in die Welt hineinfliehen, als zu Vervollkommnung einer solchen Entdeckung heimkehren? Stunden waren bereits verloren, wo man handeln konnte. Er kehrte um — anfangs mit verzagtem, dann mit gejagtem Schritte. Lange mußte er ausruhen, um einen ruhigen Odem zu gewinnen. Die freundlichen Zweifel, die leider weit hinter die finstern herschritten, gossen einiges Oel in die bewegten Fluthen seiner Seele. Jenes Haus konnte seit kurzem andere Bewohner empfangen haben, es konnte die Unschuld, die Armuth da wohnen, wo jüngst der verbrecherische Gewinn, das Laster. Aber hier erwachte in seinem

Gedächtniſſe einer der Aufſchlüſſe, die gerade denjenigen, die ſie nicht ſuchen, im Hergang eines Alltagsgeſprächs am häufigſten aufgedrungen werden, — nämlich ein Bericht über die ſittenloſe Aufführung ſeines Chefs. Was er wie ein nichtiges Gewäſch angehört hatte, erwachte. Der Name des Schwätzers, Tag und Stunde, ſtellten ſich in ſeinem Gedächtniß ein. Er unterwarf ſich am nächſten Tage einer weit ausholenden Unterhaltung, um den einſt von ihm verachteten Scherz noch einmal hervorzulocken und von ihm ſich zur Wahrheit leiten zu laſſen.

Der Schwätzer iſt leicht zu berechnen, der Scherz blieb nicht aus; erſchien auf den erſten Ruf und brachte alle gewünſchten Aufſchlüſſe mit, ohne daß Sainclair ſich einer andern Feinheit hätte rühmen können, als der, andächtig, obſchon mit innerer Wuth zuzuhören und hin und wieder des Erzählers Scharfſinn, Witz und Gewandtheit im Ausdruck zu bewundern; einfache Mittel, die ſo Viele verſchmähen, um zu ſtrafbaren, mühſamen zu greifen.

Das Haus hatte ſeine Beſitzerin nicht geändert, aber eine neue Einwohnerin war hinzugekommen.

In der Hauptſtadt hatte ſich ein zwanzigjähriges Verhältniß zwiſchen einem geadelten Banquier und einer ehemaligen franzöſiſchen Tänzerin gelöſt; ein Verhältniß, das für manche Leute faſt ehrwürdig geworden, aber der Mademoiſelle Zephyr doch eine Menge Häuſer und Familien verſchloſſen gehalten hatte.

Das Verhältniß — o elaſtiſchſtes der deutſchen Worte — Verhältniß! das Verhältniß, worin Mademoiſelle Zephyr ſtand, war zuerſt getrübt worden, als der älteſte Sohn des Banquiers ein zartes junges Mädchen heimführte, die beim Anblick der Tänzerin erblaßte. Sie vermeinte, der Buhlerin ihres Schwiegervaters keine Rückſichten ſchuldig zu ſein. Alle Ermahnungen ihrer edlen Mutter ſtanden vor ihr wie zürnende Cherubim. Auf alles Zureden der gemäßigten Verwandten erwiederte ſie: das Verhältniß der Mademoiſelle Zephyr mit ihrem Schwiegervater ſei durchaus kein anderes, als das der Pompadour mit Ludwig dem Fünfzehnten, und ſie habe ihrer Mutter verſprochen, nie ſich mit den Sitten des achtzehnten Jahrhunderts zu vertragen. Der Banquier benahm ſich nach vieler Leute Urtheil ſchwach. Seine Schwie-

gertochter gefiel ihm ausnehmend, seine Geliebte erinnerte ihn nur noch durch Unkosten an seine und ihre Jugendjahre, mithin mußte sie weichen. Sie blickte, wie sie sagte, schaudernd in ein Männerherz.

Ein ansehnliches Reisegeld in ihre Heimath und ein nicht unbedeutender Jahrgehalt waren die Trümmer eines Verhältnisses, das zwanzig Jahre gedauert hatte. So schied sie aus einem Hause, worin, wie sie später mit immer zunehmender Zuversicht betheuerte, ihre Würde ihr nicht erlaubte, länger zu wohnen, obschon ihre Verbindung mit einem Manne, dem sie den spätern Theil ihrer Jugend opferte, nur einiger Formalitäten entbehrte, über die sich in außerordentlichen Zeitumständen, wie die der Revolution, Tausende hinweggesetzt hätten.

An dem Orte der Unterhandlung fand sie eine Jugendgefährtin, die einst an ihrer Seite getanzt hatte, und daselbst nach Hingang des Schöpfers jenes Lustschlosses nicht ohne einen gewissen Anstand ein Amt der Gefälligkeit übte und verwaltete, welches Don Quixote (siehe seine Befreiung der Gefangenen) unter Aufsicht und Schutz des Staates gestellt wissen will.

Die beiden Freundinnen verhehlten sich nicht, daß sie dem Tanze vollkommen entwachsen waren, doch hielten sie sich für das Fach der edlen Mütter reif und hofften so Zierden der ersten französischen Bühne zu werden. Wie aber mit dem Vaterlande wieder anknüpfen? Wenn jemand das Recht hat, vergeßlich zu sein, ist es wohl Paris, vollends für Künstlerinnen. Der Marquis de la Tatonnière hatte die beiden Freundinnen als alte Betrügerinnen, die in Paris kein Mensch mehr ansehen würde, abgewiesen und seine gesandtschaftliche Jugend, die sich sobald zerstreut hatte, vor ihnen gewarnt. Er hatte sich nie zu ihnen locken lassen. Ein Anderer jedoch sollte in ihre Netze fallen: dieses war der deutsche Großunterhändler, Freiherr von Brachenfeld.

Wie rein war der Thon, in welchem sein College arbeitete, gegen den Schmutz, in den er versinken sollte!

Pedanterie und Sittenlosigkeit wachsen öfterer als man meint, an einem Stengel, wie denn Oberflächlichkeit sehr wohl einen Felsgrund von Ehre und Rechtlichkeit haben kann. Der Freiherr glaubte für sein häusliches Unglück, nämlich den Mangel an Herzlichkeit und Offenheit,

den er selbst unter den Seinen gepflanzt, jede Entschädigung zu verdienen, und was er Blumen an seinen Pfaden nannte, ungescheut pflücken zu dürfen. Pfade, die mancher Mann seines Alters verbotene nennt, geleiteten ihn zu den beiden Freundinnen. Siehe da, die für den Banquier erloschenen Zauber erregten jugendlich unsern Großunterhändler! Er wurde im Hause einheimisch, bald vertrat ein zutrauliches Lächeln das Staunen, das bei seinem ersten Besuche aus allen Fenstern des verrufenen Gäßchens gestarrt hatte.

Das Französisch des deutschen Großunterhändlers wurde auf eine für seinen Gegenunterhändler befremdende Weise geläufiger, wenn auch nicht edler, der Marquis erkannte Redensarten wieder, die ihn in jugendlichern Jahren in Regionen umklungen hatten, für die er sich nunmehr alt fühlte. Er wunderte sich, bei einem Fremden vorgerückter Jahre noch einen solchen Fortschritt zu gewahren. Nicht ahnte er, daß Liebe, die noch achtzigjährige Schüler annimmt, hier im Werke war, und wie sie immer thut, die Grammatik verkehrt in die Hand des Lehrlings gelegt hatte, der demohngeachtet nun mehr lernte, als in jenen Zeiten, als das Buch der Gedächtnißfolter methodisch streng vor ihm entfaltet lag. Der deutsche Großhändler konnte nicht umhin, eines Rathes zu gedenken, den ihm in seiner Jugend ein großer brittischer Staatsmann gegeben hatte: „zu Erlernung der englischen Sprache sich sobald als nur möglich mit einer Geliebten zu versehen.“ Die Erfahrung einer noch vorhandenen Bildungsfähigkeit gab einem Verhältnisse, das wir nicht einen Augenblick anstehen, als unerlaubt zu verdammen, den Reiz einer Förderung, eines Fortschrittes.

Der Großunterhändler fand bei der für ihn so anziehenden Fremden nicht immer Heiterkeit, trat nicht immer einem Lächeln Victorinens (so hieß sie) entgegen. Sie empfand schmerzlich, nie Mutter gewesen zu sein — sie fühlte, daß eine Seite ihres Herzens sich nicht hatte entwickeln können, daß sie das Muster der Mütter geworden, daß sie die Welt mit edlen Frauen und Müttern beschenkt haben würde. Sie konnte beim Anblick eines Kindes in bittre Thränen ausbrechen und war nie seliger, als unter unschuldigen jungen Mädchen, die sie den Eltern für Minuten, für Stunden abbettelte. Diese Gesellschaft war ihr nach und nach ganz entzogen worden,

und, wie Victorinens scharfem Blick nicht entging, in Folge von nähern über sie eingezogenen Erkundigungen. Mehr als einmal hatte sie kaum angefangen, durch ihren Unterricht und durch ihr Beispiel die Verneigungen und den Gang des jungen Wesens zu veredeln, da blieben Mutter und Tochter plötzlich weg, und eine dumpfe Oede gab der Wehmuth vollen Raum. Anderseits ergossen sich vor Victorinen die rührenden Klagen des Barons über verfehltes häusliches Glück, über eine ganz uninteressante Gattin, sieben talentlose Söhne und zwei aller Natürlichkeit entbehrende Töchter. Man seufzte von beiden Seiten, bis Victorinens glückliches Naturell die eigenen Thränen abtrocknete und die Falten von der Stirne des Geliebten verscheuchte. Oft stand die Zauberin, welche er vor wenig Augenblicken in einem Winkel schluchzen hörte, plötzlich, in Lachen fast vergehend, auf einem Beine in der Mitte des Zimmers, ihm eine Orange überreichend und lispelnd: „Sind wir denn nicht glücklich?" — Victorine kam eines Tages nach Hause, wo sie der Geliebte erwartete. „Thadäus, rief sie aus, was für ein holdes Geschöpf habe ich gesehen! nein, die ist keine Deutsche, ich hörte sie zwar nicht sprechen; aber sie athmet nicht deutsch." — Sie ergoß sich in ein begeistertes Lob Seraphinens, welche sie eben gesehen hatte, und sagte über Unschuld eine Menge von Dingen, die ihr wirklich Ehre machten. Der Freiherr erkannte seine Tochter, aber keineswegs an diesem Lobe, sondern an einer genauen Beschreibung ihres Anzuges und des Hauses, von dessen Balkon herab sie Victorinens Herz erobert hatte. Er bekannte sich ziemlich schläfrig zum Vater des geschilderten Engels und empfing mit vieler Gelassenheit den Namen der Glücklichsten der Väter. „An mein Herz muß ich sie drücken, rief Victorine unermüdlich, du mußt sie mir zuführen, Thadäus — wenn du mich liebst, wird sie mich lieben." Dem Freiherrn ging, seinen Grundsätzen gemäß, das Bedenkliche dieses Vorschlags sogleich, das Unmoralische nachträglich und beiläufig auf. Das Bedenkliche äußerte sich auch bei ihm, der Natur ganz gemäß, durch Husten, Tabackschnupfen und Verstummen; das Unmoralische brachte keine Entrüstung, nur eine gewisse Verlegenheit hervor; Victorine schmiegte sich wie ein Kind, das die Eltern um eine Schwester bittet, um seine Schultern. „Nur einmal jede Woche, Lieber, Bester, rief sie, schmollte sie,

flehte sie, — ach, ich kann mich auch bei meinem eigenen Geschlechte recht einschmeicheln! Sie soll dir nicht abspenstig gemacht werden." — Der Freiherr verzog spöttisch sein Gesicht. Er hätte gern Victorine mit seinen neun Kindern und selbst mit seiner Frau beschenkt. Doch eine Tochter zu einer Geliebten solchen Schlages führen!

Victorine richtete mehrere Tage nichts aus, nahm ihre Zuflucht zu Thränen, die in ihren Jahren nicht verschönen und die sie wiederaufgab, und erhielt endlich aus der Hand der Langenweile, die auch den Fels erweicht, einen vollständigen Sieg über den Baron, der seinen Ohren um jeden Preis einen Frieden verschaffen wollte, den eine so niederträchtige Nachgiebigkeit jedem andern Gewissen für immer geraubt hätte. Es ward ausgemacht, der Baron solle mit seiner Tochter von einer Anverwandten sprechen, die durch unbesonnene Heirath sich auf lange Jahre mit der Mißbilligung und Freundschaft ihrer Familie beladen und die zumal Seraphinens Mutter nie wiederzusehen geschworen habe. Nun habe sie durch lange Leiden gebüßt, und man hoffe, daß die bevorstehende Verzeihung der Familie auch den Groll der Freiherrin v. Brachenfeld tilgen werde. Nur sei Stillschweigen für eine gewisse Zeit noch nothwendig. Indessen habe die Verirrte und Reuige (Victorine sollte sogar bei den ersten Zusammenkünften die Kranke spielen) Seraphine gesehen und so lieb gewonnen, wie ihr eigenes Kind, sie verschmachte in der Einsamkeit. Seraphine könne ihr das Labsal einiger mit ihr verlebten Stunden um so mehr gönnen, als einst ihre Mutter selbst ihr Dank dafür wissen werde. Victorine hüpfte vor Freuden, als sie dies kleine Meisterstück erfunden hatte. Der Freiherr schlug seine Bedenklichkeiten in den Wind und eröffnete Seraphinen mit einer Herzlichkeit, die Victorine ihm anzuwenden empfohlen, die Nothwendigkeit eines Geheimnisses zwischen ihrer Mutter und ihr. War auch ihr ganzes Wesen und Fühlen immer ein Geheimniß für die Mutter geblieben, welche das empfindende Herz in ihrer Brust mit Felsen verriegelt, die sie davor gewälzt hatte; so erschrak Seraphine doch vor dem Worte: „Geheimniß" — sie ahnte, daß Läugnen und Lügen jedes Geheimniß begleiten, sie zögerte, sie stammelte, und der Vater entriß ihr das Gelübde, das sie seiner Schuld beigesellte, mit dem Gebot: „sie solle sich nicht wie eine Romanheldin geberden."

Neuntes Capitel.

Deutsche Bedenklichkeiten. Ausländische Rücksichtslosigkeit.

Victorinens darstellendes Talent, das sie für die vergänglichere hüpfende Gliedergeschmeidigkeit, die nach dem fünfundvierzigsten Jahre mindestens abnimmt, entschädigen konnte, veranstaltete für ihre erste Zusammenkunft mit Seraphinen eine Scene, die trotz ihrer innern Schändlichkeit mehr Zuschauer verdient hätte. Sie lag in einem Bette, aus dem sie mit sanfter Stimme fragte, wer da sei, und dessen Vorhang sie mit unendlicher Sanftmuth und Liebenswürdigkeit zurückzog, sobald sie die Antwort ihres für diesen Abend zum Freunde umgewandelten Geliebten vernommen hatte. Sie streckte dem zagenden Mädchen, das ihr in der Nähe noch lieblicher, als aus der Ferne schien, eine schmachtende Hand entgegen. „Hat sie nie etwas von mir vernommen," sagte sie schmerzlich zum Freiherrn?

„Nicht ein Wort," versetzte der Befragte, mit sehr gutem Gewissen.

„Also nichts gegen mich?" fuhr Victorine fort, die keiner Unterstützung bei ihrem Spiel bedurfte, und selbst mit dem Ungeschicktesten eine Darstellung zu Wege zu bringen verstand. Wußte doch Talma aus dem leblosen Sophakissen ein geliebtes Kind zu machen, das er zum Fenster hinausfallen ließ und dann bejammerte.

„Haben Sie mir nie fluchen hören, liebes Kind?" fragte die Kranke weiter.

Seraphine verneinte; die Leidende lächelte matt und lispelte: „Nun dafür bin ich Ihnen schon dankbar." Sie fragte hierauf mit ängstlichem Antheil nach Seraphinens Mutter, nach ihren Geschwistern, und ob sie, Seraphine, auch ihren Eltern Freude mache? — ein Seufzer des gewissenlosesten der Väter erdrückte hier gänzlich eine Antwort, die das arme Mädchen hervorstammeln wollte. Die Kranke sah Vater und Tochter an — sie mochte ahnen, wie sehr hier ein heiliges Verhältniß entstellt worden sei, aber ihre seichte Seele ging nicht einer Spur nach, die zu verfolgen sie hinlänglichen Scharfsinn besaß.

„Man darf Sie wohl nicht loben, kleiner Engel? sagte sie mit einem scherzenden Blick auf den Vater — das merke ich schon, drum will

ich es ganz leise thun." Sie neigte sich auf Seraphinens Wange, und der Kuß des Lasters mußte von eines Engels unsichtbarer Hand ausgelöscht werden, denn kein Gift kann in die reine Seele.

Dem Freiherrn waren diese Ermunterungen, die er seiner ihm so gleichgültigen Tochter angedeihen sah, nicht genehm, er wurde jedoch, als er demüthigend in Seraphinens schüchterne kurze Rede fallen wollte, durch einen strengen Blick Victorinens angehalten und zurückgewiesen. Der Spott, den er Seraphinen spenden wollte, zog ihm selbst die befremdete unwillige Frage zu, „was er denn an seiner Tochter Aeußerungen und Ausdrücken zu tadeln oder zu belachen finde?" kurzum, er war ganz außer den Regionen, wo er seine Kinder aufwachsen ließ. Sein Betragen seiner Tochter gegenüber, war Victorinen willkommen, die ein Kindesherz abspenstig machen wollte. Es war das erste Mal, daß sie so die Syrene gegen ihr eigenes Geschlecht spielte. Die Entdeckung eines neuen Talents hat etwas Berauschendes, zumal wenn es edlerer Art ist, als diejenigen, welche wir früher spürten und übten. Sie setzte ihre Darstellung mit so viel Liebe und Feuer fort, daß sie die Gewißheit eines hohen Berufs für Mütterrollen gewann, und den Baron durch eine ganze Galerie von Begebenheiten und Empfindungen hinriß, die er sich nicht träumen hatte lassen.

Sein eigener Charakter war ihm durch Dank und Lob aus dem Munde Victorinens so vorgezeichnet, daß er sich selbst seine eigene Achtung nicht versagen konnte und seiner Tochter gegenüber stolzer da saß; auch diese ward von der Französin so liebevoll hervorgehoben und geliebkost, daß er den dämpfenden Zuruf: „verdiene so viel Güte," nicht unterdrücken konnte — aber Victorine beseitigte seinen Einspruch. Sie war die allmächtige Gebieterin dieser Stunde; die von ihrem Vater verrathene Seraphine ward von seiner Tyrannei losgesprochen, leider nicht so gänzlich, wie sie es hätte sein sollen.

Endlich fühlte die Kranke sich vom Reden, ach, selbst von der Freude ergriffen — sie schloß die Augen, öffnete sie dann wieder mit entsagendem Lächeln und flüsterte Seraphinen zu: „Gute Nacht — denn ich muß schlafen, Engelskind — Morgen wieder, nicht wahr? — und

wie heiße ich denn nun? — doch dazu ist es noch zu früh; wird sich finden. — Leben Sie wohl, mein edler Freund;" — und sie winkte mit der Hand hinaus.

Der Baron ging in sehr verworrener Stimmung hinweg — ergötzt, geschmeichelt, beschämt, verdutzt. Er hatte schon als Jüngling gewünscht, eine Französin zur Geliebten zu haben; dieser Wunsch war, wenn auch spät, nahe der Schwelle des Alters, eingetroffen — aber ein solches Uebergewicht war doch etwas Unbequemes. Konnte Victorine nicht Seraphine ganz behalten wollen? Die Lobsprüche, womit sie ihn für die Erziehung seiner Tochter überhäuft hatte, wichen vor den strengen Urtheilen der Welt, die seine gewissenlose Nachgiebigkeit veranlassen mußte. Er erneute seiner Tochter das Verbot, ihrer Mutter etwas von dem Gange zu Victorinen zu sagen, die sie „mit so viel unverdienter Nachsicht" überhäuft habe. Es sei viel von ihr zu lernen. Seraphine bewunderte an ihrer neuen Bekanntschaft nichts so sehr, als die Zwanglosigkeit, womit sie sich in Gegenwart ihres Vaters ausgesprochen, und die Ehrerbietung, mit der dieser die Ausbrüche ihres Gefühls vernommen hatte. Wie leicht, meinte sie, muß der Umgang mit dieser Dame sein!

Der gute Genius Seraphinens wachte über sie, als sie bebend mit der Gewissensangst, die sich aus dem Herzen ihres unwürdigen Vaters in ihre reine Brust verirrt zu haben schien, in das Zimmer ihrer Mutter trat. Ein Verweis, welchen sich einer der sieben Knaben zugezogen, deckte ihren Eingang, und sie war schon in ihre gewöhnlichen Beschäftigungen versenkt, als die Mutter ihre Rückkehr bemerkte; es klopfte keine Frage an ihre pochende Brust. Schweigen war Schuld genug — eine Lüge sollte das süße Wesen nicht begehen.

Bangigkeit war in ihrer Brust, Kampf in der Sainclairs. Er erzählte mit Schaudern seinem Freunde Treubold, was er in Erfahrung gebracht hatte, dieser suchte stammelnd die deutsche Nation zu vertheidigen, zu entschuldigen; er wolle, schwur er, lieber sterben, als diesen Zug, der eigentlich wohl nur dem ganzen neunzehnten Jahrhundert Schande mache, ruchbar werden zu lassen. „Von allen Thürmen, rief Sainclair dagegen, will ich ihn herunter rufen, wie man Brand verkündet. Feuer

will ich in das verworfene Haus und auf das Haupt des verworfensten Vaters werfen — Seraphine ist noch zu retten, die Unschuld hat nicht einen Engel, sondern tausend, und alle will ich wecken!"

„Was wollen Sie thun? rief Treubold. Meine erste Regung war freilich wie die Ihre —"

„Also wußten Sie den Gräuel früher als ich, brauste Sainclair auf, und Sie säumten? —"

„Was sollte ich thun?" fragte Treubold.

„Der Mutter die Schandthat des Vaters enthüllen," donnerte Sainclair ihn an.

„Sollte ich vor der ganzen Welt auftreten, versetzte Treubold — ich mit meiner untergeordneten Stellung gegen einen Mann, der seiner Regierung vollstes Vertrauen besitzt? — Man hätte mich einen Schwindelkopf genannt, man hätte spöttisch auf eine zärtliche Leidenschaft von meiner Seite zu dem Mädchen geschlossen — man hätte geäußert, der arme Narr habe nicht den rechten Weg zum Besitze seiner Schönen, der Tochter eines einflußreichen Diplomaten, eingeschlagen!"

„O Treubold, rief Sainclair in jenem edlen Unwillen, in dem jeder von uns schön wie ein Held wird; noch lange sind Sie nicht fertig, noch haben Sie nicht vor jeder Hausthüre um ein Urtheil, um eine Meinung gebettelt; ich muß Sie unterbrechen. — Ich liebe das Mädchen, ich will der arme Narr sein, der nicht den rechten Weg zum Besitze seiner Schönen wählt, — ich will der Mutter enthüllen, welch' einen Vater ihr reines Kind besitzt. Werde was da will, doch das Edelste sei vollbracht!"

Treubold sah seinen Freund mit Bewunderung an, erzitterte aber sogleich wieder für ihn. Konnte der Freiherr v. Brachenfeld jemals seiner Tochter Hand einem Manne gewähren, der sie aus seinen väterlichen Klauen befreit hatte? — Offenbar war dieses nicht in der Natur verderbter Herzen. Aber Sainclair war zum Märtyrer gerüstet, er riß sich los und konnte Treubold die Thräne nicht mehr zur Sühne seines Kleinmuths anrechnen, die dieser (als er allein war) dem Schicksal

eines holden Geschöpfes und der zu Grabe gehenden Liebeshoffnung seines besten Freundes widmete.

Sainclair machte der sorglosen Mutter die Enthüllung des Verbrechens ihres Gemahls; ihm war, als er geendet, als habe der Himmel, nicht er gesprochen. Sie hörte ihn immer ängstlicher an, erhob sich und fiel halb ohnmächtig auf einen Stuhl, sie rang die zitternden Hände, er fürchtete sie getödtet zu haben. Da ergriff sie krampfhaft eine der seinen, küßte sie und stammelte: „Retter, Wohlthäter!" Sie wollte sich zu seinen Füßen werfen, fiel aber auf den Boden — „die Schlange, die Schlange, — mein Kind, mein Kind" lallte sie, und war ohne Bewußtsein. Wie wenig empfand neben dem, was sie litt, jene Mutter, die auf einem Spaziergange ihr einziges Kind auf dem Arm einer Bettlerin erblickt, der es die verruchte Wärterin geborgt hatte! Sie fühlte, als sie erwachte, ihre Zunge wie gelähmt, — der Arzt stand an ihrem Lager und gestand, noch keine Meinung aussprechen zu können, er erkannte keine Spur der ihm vertrauten Leiden. „Sollte ihre Zunge gelähmt bleiben, soll die meine allein anklagen," dachte Sainclair und beschwor Seraphine, ihre Mutter nicht einen Augenblick zu verlassen; so konnte sie ja ihren Vater nicht zur Verderberin begleiten. Ein starrer Blick der Kranken traf den herbeigerufenen Gemahl und durchbohrte seine Seele. Sie hielt mit starrer Hand Seraphinen und wiederholte vernehmlich: „die Schlange, die Schlange."

In der allgemeinen Zerrüttung fühlte sich Seraphine doch der Qual des ewigen Selbstbeobachtens überhoben, das den Fluch ihrer Familie ausmachte; die bösartigsten ihrer Geschwister bemerkten und sammelten zu künftigen Neckereien die Ausbrüche des Gefühls, die jede außerordentliche Lage hervorruft. Der Freiherr eilte seinen Erholungen nach, und vergaß seiner Gattin Blick.

Als er sich bei Victorinen einfand, überschüttete sie ihn mit Glückwünschen. Man hätte nicht meinen sollen, daß ein glücklicher Vater so erzverdrießlich aussehen könne, wie der Freiherr bei dem Lobe seiner Tochter aus dem Munde einer Geliebten. Er verschanzte sich hinter die Bewunderung der Mimengaben Victorinens. Enthusiasmus gegen Enthusiasmus leitete bald zu einem Schweigen, das ganz der trunkenen

Liebe gehört. — Das Gefühl ihrer Allmacht steigerte Victorinens Herrscherwünsche. Sie begehrte das Höchste, was die Geliebte eines Staatsmannes fordern kann, die Mittheilung seiner Instructionen.

Wenn der unbarmherzige Perceval, nachdem er die arme Griseldis verstoßen, noch die Auslieferung ihres einzigen Kindes verlangt, ist er kaum vermessener, als Victorine dem Großunterhändler gegenüber. Er verlor die Kraft, einer Antwort nachzusinnen, langsam stieg in der Tiefe seiner Brust der Aerger auf und sollte noch lange nicht die Lippe erreichen. Victorine hatte daher alle Zeit, ihm die zarten Ursachen vorzutragen, die ihre Bitte rechtfertigten. „Es dürfe zwischen Liebenden kein Geheimniß sein — sie fühle sich durch eine Verheimlichung erniedrigt — das Weib schweige so gut, wie der Mann — sie sei kein deutsches Weib und habe am öffentlichen Leben immer Theil genommen, der Politik fremd zu sein, sei eine Schmach, die nur eine Preußin und eine Oesterreicherin überlebe, wenn er sie nicht genug achte, um ihr Geschäfte anzuvertrauen, habe er Unrecht gehabt, ihr seine Tochter zuzuführen; denn nur wenn er sie für die Erste ihres Geschlechts halte, sei dieser ungeheure Schritt verzeihlich, ja dann sei er groß. Wenn sie nicht eine Tänzerin wäre, würde sie sich, wie Parzie, den Schenkel durchbohren, aber ihr Blut solle er dennoch rinnen sehen."

Der Freiherr hörte in stummer Entrüstung zu. Nicht die Unwürdigkeit des Weibes, die Addition der ihr bereits geopferten Summen erregte diese Röthe seines Unwillens, den die Tugend nicht einen Augenblick dem Geize streitig machte, er ergoß sich in eine plumpe ungerechte Schmähung der Nation, welcher Victorine angehörte. Sie entgegnete mit eben so allgemeinen Lästerworten; aus dem Kampfe zweier unwürdigen Wesen wurde eine wahre Völkerschlacht, in die auch die Götter und eine gerechte Vorsehung durch Anrufe gemischt wurden, sobald beide Grammatiken und Wörterbücher dem Grimme keine Waffen mehr liehen und lieferten.

Sobald Victorine in ihren Klagen und Drohungen bis an das Weltgericht, und der unbeholfene, zwischen zwei Sprachen wankende Freiherr an sein Sterbebette gelangt war, wurden beide etwas ruhiger. Nach

einer Weile sprach Victorine lächelnd und in Thränen, aber noch mit einem Furiengesichte: „sind wir nicht Kinder?" dieses machte die Hauswirthin stutzen, die ein paar Teufel vor sich zu sehen meinte.

Zehntes Capitel.

Die Nationalfehler und Schluß.

Dieses Staunen der Hauswirthin hielt den Freiherrn nicht ab, mit dem Rufe: „ja, wir sind rechte Kinder!" in die Arme seiner Geliebten zu stürzen. Sie konnte nun nicht genug über die vorhergegangene Scene lachen, die ihr zum schönsten Beweise diene, daß er sie wirklich liebe, sie habe ja den Augenblick gesehen, wo er sie prügeln würde, er habe ihr noch nie so gefallen — er hätte den Orest in jenem Moment spielen können. Von nun an sei er nur ihr „Feuerkopf", ihr lieber „Vulkan", was ihm um so wohler that, als sie ihm sonst den herkömmlichen Vorwurf des deutschen Phlegma's in jedem Wassertropfen zu schmecken gegeben hatte.

Sie verfolgte ihn mit liebenden Blicken und murmelte vernehmlich ihrer Freundin zu: Quelle tête antique! — Ihr Betragen nahm etwas von der freudigen Unterwürfigkeit an, welche Goethe an seiner Bajadere so wunderherrlich schildert. Man sah, „daß Gehorsam im Gemüthe war." Allmälig brachte sie ihn zur Einsicht, daß er aus einer Mücke einen Elephanten gemacht. Sie habe nur das Format seiner Instructionen, so nenne man es ja, sehen wollen, weil sie gemeint, diese heiligen Schriften wären immer in prächtige Shawls und gestickte Schnupftücher eingehüllt, wie sie einmal bei einem Einzuge des persischen oder türkischen Gesandten (so feine Unterschiede könne sie nicht machen) bemerkt habe. Sie traf, ohne es zu wissen, eine verwundbare Seite ihres Geliebten. Wie alle unwissende Pedanten konnte er sich keiner Belehrung und Zurechtweisung enthalten, wenn er einem noch beschränkteren Wissen, als dem seinen gegenüberstand.

Die Leutseligkeit gegen Geringere, die man ihm nachrühmte, floß aus dieser Quelle, wie auch seine Freude an fremden Kindern, wenn sie,

wie er meinte, natürlich und ungezwungen waren. Er kramte nun mit rühmlicher Deutlichkeit Alles aus, was sich über Instructionen sagen läßt. Die beiden Freundinnen hörten mit einer Langeweile zu, die von Victorinens Seite die Maske eines gespannten Interesses trug — ihre Freundin begriff leicht — nur sie war heute wie vernagelt — der Freiherr wiederholte, erläuterte — umsonst — sie schüttelte, anfangs naiv ärgerlich, zuletzt beschämt und furchtsam das Köpfchen und schwieg. Er sah mit Schmerz, wie sehr er sie verschüchtert und beschwur sie, seine Geduld für unerschöpflich zu halten — aber sie gestand ihm, daß die Nachwirkungen einer Heftigkeit in einem liebenden Gemüthe auch ohne Groll längere Zeit fortdauern, als man in dem Momente wähnt, wo man Verzeihung gewährt und empfängt. Er ging und erbot sich, seine Tochter der Gekränkten wiederum zuzuführen, die ihr Mütterstudium zu glücklich begonnen hatte, um es nicht fortzusetzen.

Als der Freiherr nach Hause kam, benachrichtigte ihn ein Kammermädchen, seine Frau wolle ihn sprechen. Er trat zerstreut in das Zimmer. Bei seinem Anblicke ergriff die Leidende ein fürchterliches Zittern, wobei sie ihren Blick mit Abscheu auf die Decke des Zimmers richtete. Ihre durch stetes Vermeiden jeder Gefühlsäußerung ausdruckslos gewordene Physiognomie arbeitete mit einer krankhaften Geschwindigkeit — der Freiherr erkannte sie kaum, sie war aus einer Mumie zu einer Löwin geworden. Er ließ sich verlegen mißmuthig am Bette nieder und sagte: „Nun, nun — nur nicht gar so pathetisch.“

Ihr Blick, der sich gesammelt hatte, um ihn zu zerschmettern, traf ihn nun mit der Frage: „ob er verdiene, daß ihn die Erde trage?“ Eine halbe Stunde lang ward seine Stimme oder sein Stottern von dem wie billig lauschenden Kammermädchen nicht vernommen. — Was ein empörtes Muttergefühl eingeben kann, mußte er hören; die Freiherrin verlangte eine förmliche Scheidung; sie wollte ihre Töchter behalten, und ihrem Gemahl die sieben Knaben überlassen, wofür er sich ironisch verneigte. Nach Sainclairs ausdrücklichem Verlangen nannte sie diesen als den Enthüller des schrecklichen Geheimnisses, das er bereit sei, noch einmal in Gegenwart seines Chefs zu verkünden. Sie wurde zuletzt ohnmächtig; der Freiherr stürmte mit den Worten hinaus: „Man macht

mir mein Haus zur Hölle;" begegnete der verweinten Seraphine und warf zwiſchen ſich und ihr eine Thüre zu, um die „Spionin" nicht zu ſehen, die ſein Vertrauen ſo unwürdig gemißbraucht habe, er müſſe beſſere Menſchen ſuchen, und ſo kehrte er zu ſeiner Geliebten, wir dürfen wohl ſagen, heim.

Seine Gemahlin hatte durch einen edlen Unwillen das Beſte, was in ihr war, wieder gewonnen, ſie bewunderte Sainclair, der mit ſo kühner, uneigennütziger Liebe das Mädchen ſeines Herzens gerettet und zu gleicher Zeit freiwillig verloren hatte; denn konnte er von dem unwürdigen Vater, den er entlarvt hatte, jemals eine Einwilligung, einen Segen erwarten, ohne den die Mutter ihm Seraphine ſchwerlich gewähren durfte; es fiel ihr glücklicher Weiſe noch nicht ein, daß ſo Etwas in einem Roman Platz finden, für einen Roman berechnet ſein könne. Ihre Neigung für Seraphine brach unverhehlt hervor — ſie konnte ſie nicht oft genug an ihr Herz drücken — ſie verwies den Geſchwiſtern die in dieſer Familie üblichen ſpottenden Wiederholungen ſogenannter romanhafter Ausdrücke; es war als ſollte Alles wiederum die einzige rechte und richtige Straße, die des Gefühls, einſchlagen. Seraphine befand ſich unendlich wohl, ſie begriff nicht, wie ein Streit zwiſchen Vater und Mutter ſo viel Segen habe verbreiten können. Wäre Sainclair hier minder zart geweſen, wäre er nicht gerade jetzt fern geblieben, hätte ſich jener Augenblick erneut, wo ſie, ſo nah der Menge und doch ſo abgeſchieden von ihr, dem Geliebten gegenüber ihr Herz ſeiner ſchweren Rüſtung entledigte; ſie hätte ihm Gegenliebe bekannt. Er verſäumte ſein Glück, aber ſo, wie es nur edle Menſchen verſäumen.

Victorine erkannte ihres Geliebten Schritt. Der Freiherr trat ein und warf einige Blätter in ihren Schooß. Sie ſah auf und jubelte über einen Sieg; er war vollkommen. Sie fiel um den Hals des Unterhändlers. „Sieh, rief ſie der Freundin zu, wie er mich liebt, er iſt beſſer, wie ich und auch wie Du — niemals haſt Du glauben wollen, er werde das gewähren, o Thadäus, wenn Du häusliches Glück hätteſt genießen dürfen!"

Hieher gehörte allerdings eine Schmeichelei, wie uns der gewöhnlichſte Menſchenkenner zugeſtehen wird. Victorine verſprach des Freiherrn

Tochter zu einem Kinde zu bilden, woran er Wohlgefallen haben solle. Er antwortete mit einem schmerzlichen Kopfschütteln. Sie selbst, kindisch froh, blätterte die Instructionen durch. „Das muß ich aber allein, ganz allein lesen," rief sie, sprang in ihr Schlafzimmer und schloß sich kichernd ein. Der Freiherr sah ihr mit Besorgniß nach. Der Freundin Redseligkeit erregte indeß bald die seine. Victorine mußte ja von dem in seinem Hause losgebrochenen Sturm Kenntniß erhalten. Sainclairs Treulosigkeit, seiner Tochter Falschheit kamen zu Tage, und weil der scheltende Mensch seinem Gegner immer eine vollständige Satanstracht anlegt, war die Beschuldigung des Undanks nicht die letzte.

„Sie ist richtig eingeschlafen, sagte nach einer Weile die Freundin Victorinens, vom Schlüsselloche zurückkommend, durch das sie geblickt — so macht sie's immer. Sie verlangt mit Heftigkeit ein Buch, und hat sie es, so findet man sie darauf eingeschlafen." Gleich darauf öffnete sich die Thüre und Victorine trat gähnend ein. Bei des Geliebten und der Freundin Anblick fing sie an zu kichern und sich zu schämen. „Nun, sagte sie mit großer Gutmüthigkeit, ich wollte zuerst begreifen und schlief hernach ein."

Wer war froher, als der Freiherr, der nach löblicher menschlicher Gewohnheit die Folgen seiner That erst gemessen hatte, als sie begangen war! Hätte er einen ahnungsvollen Tintenklecks erblickt, der auf den reinen Rand der heiligen Blätter gefallen, er hätte muthmaßen können, daß sie mit der Feder in der Hand gelesen worden waren, daß Liebe wiederum ein Geheimniß entwendet, welches die Pflicht hätte bewahren, bewachen sollen. O französischer, weltberühmter Leichtsinn, hättest du weiter gehen können? o deutsche Besonnenheit, bist du mitunter ein leerer Name, wie Cato's Tugend?

Bald wußte der Marquis de la Tatonnière, daß sein Gegner ermächtigt sei, gegen die Regelung der Zeitwörter **aller** und **mentir** jedes Zugeständniß zu machen. Sein Jubel war groß, um so mehr, als seine Experimente, kein Geheimniß mehr für Treubold, einen höchst günstigen Fortgang gehabt, und er brannte, die gewonnenen Ergebnisse den Kammern und Kennern seines schönen Vaterlandes vorzulegen. Er schrieb sogleich seinem verrathenen Collegen, den höchstens einige schiff-

brüchige Diplomaten bedauern werden, ein geflügeltes Ultimatum, worin er alle seine Zugeständnisse auf die beiden Zeitwörter aller und mentir beschränkte; seiner Seits aber die Regulirung der deutschen Zeitwörter: „Scheiden, Dreschen, Pfeifen, Bergen, Trinken, Laufen, Beißen, Sterben, Kneipen, Saufen, Stehlen, Stechen, Bersten, Melken, Schweigen, Hauen, Fressen, Waschen" fast gebieterisch verlangte. So schmähliche Forderungen konnte die deutsche Hand nur zitternd abschreiben. Treubold, wie jeder, der nicht seinem Vaterlande dient, in der Klemme zweier Pflichten, weinte still in die Tinte hinein — ach, und machte sie dadurch nur flüssiger, nicht bleicher! — Er hatte vollendet — sein Chef ergriff mit einem mildern Blicke als jemals sein Ohr (der Marquis pflegte nur Ausländer am Ohre zu zerren, nie Franzosen) zerrte mit einem hohen Ausdruck der Güte, und sagte: „diese Regung macht Ihnen Ehre und setzt Sie hundert Procent höher in meine Achtung — nun will ich nicht vergessen, großmüthig gegen den Zermalmten zu sein." Er nahm die Feder und setzte zu den beiden Zeitwörtern die Zugabe: braire.

Wie wohl war Treubold, daß er dieses Wort nicht hatte schreiben dürfen — welch einen entsetzlichen Spott konnte man daraus herleiten! Aber ein Spott dieser Art war nicht im Charakter des Marquis, auch nicht in dem seiner Nation, die es gar nicht leicht merkt, wenn sie andere Nationen gekränkt hat.

O gebeugte deutsche Seele Treubolds — nur die amerikanische Trauerweide bietet uns dein Bild. Von jedem deiner Zweige hangen Gewissensscrupel herab, wie konntest du dulden, daß die wichtige Thonerde in andere als deutsche Hände komme? etwa weil der Marquis, der Fremde, dich mit mehr Güte behandelte, als alle deine Landsleute? weil er dir vertraut? aber oben erst in deiner Krone, arme Trauerweide, wenn du eine Krone hast, da preßt das Gewicht der gedemüthigsten Nationalehre, die wir Germanen nur als ein Veilchen am Busen tragen dürfen. Braire (Eselsgeschrei) Ersatz für eine halbe Spalte der bedeutendsten zum Leben und zum Verkehr der Menschen hauptsächlichsten Zeitwörter! Sein Winterhaar fiel ihm wieder ein, die physischen Schmerzen seines linken freundlich gezerrten Ohres linderten herbe moralische Qualen.

Der Freiherr entsiegelte den geschriebenen Donnerschlag seines glücklichen Nebenbuhlers; er versuchte stammelnd, nur buchstabirend, ihn bei kaltem Blute zu lesen, brachte aber seinem eigenen Ohre kläglich lautende Töne hervor. Sainclair, mit dem er nur die nothwendigsten Worte gesprochen, seit dieser als Kläger der beleidigten Vaterpflichten gegen ihn aufgetreten, erbarmte der zerschmetterte Unterhändler, er machte eine Bewegung der Theilnahme, indem er die entsunkene Feder der halbgelähmten Hand wieder zustellen wollte. Aber die Hand war geballt, wie zum Gelübde: nie wieder zu schreiben. Das oft heilsame Bedürfniß, in Verwünschungen auszubrechen, erleichterte endlich die gespannte Brust des Freiherrn. „Das ist französische Treue, rief er aus — so wird deutsche Biederkeit belohnt, o deutscher Fleiß, deutsche Gemüthlichkeit, wie schwache Waffen seid ihr gegen jene überrheinische List — und die Frauen — höllische Syrenen!" er erschrak mit einem scheuen Blick auf Sainclair, der selbst den verächtlichsten Menschen nicht ganz niedergebeugt sehen mochte.

Der Freiherr gewahrte zum Theil, was in einer edlern Seele, als die seine, vorging und reichte ihm abgewandt nicht die Hand, sondern das Ultimatum des Schreckens und des Entsetzens.

Sainclair errieth was vorgegangen. Der Zufall, der, wie wir schon sahen, dem nicht Spähenden, nicht Horchenden am liebsten die Geheimnisse der im Dunkel schleichenden Niedrigkeit verräth, hatte ihm vor einigen Tagen Victorinens Kopf am Fenster des Arbeitszimmers des Marquis gezeigt und er einen Verrath geahnt. Der Marquis hatte ihm hernach lächelnd erzählt, er habe dem théâtre français zwei alte Tänzerinnen für edle Mütterrollen aufzubürden versprochen, er wisse wohl wofür. Der Baron hatte noch in seinen letzten Berichten pomphaft das Zugeständniß von zehn französischen unregelmäßigen Zeitwörtern verkündet, die nun so unerklärlich schnell auf zwei und auf ein spöttisches Almosen (das Verbum braire) heruntergesunken waren. Indessen mußte man in Z. der deutschen Hauptstadt der Zögerungen, der endlosen Berichte und besonders der für Anwesende und Abwesende zu zahlenden höchst bedeutenden Diäten herzlich satt sein.

Sainclair fußte hierauf. Er äußerte beſcheidener Weiſe Ueberzeugungen, die er ſeiner Excellenz nicht früher vorzulegen gewagt habe, daß man von franzöſiſcher Seite ausgedehntere Bewilligungen nie erhalten werde, daß die Geſchicklichkeit des Herrn Unterhändlers aber den franzöſiſchen Diplomaten ſo ſehr in die Enge gejagt, daß er durch einen Gewaltſchritt ſich wiederum in die Stellung geſetzt, die er nie hätte verlaſſen ſollen. Es klang ſo ſüß und dem geängſtigten Freiherrn darum ſo wahr.

„Das gewiß nicht ironiſch gemeinte Anerbieten des Wortes braire, fuhr Sainclair fort, läßt ſich entweder ablehnen, oder wir erſetzen dieſes Verbum durch ein anderes. Boire, wenn auch auf die vermeinte deutſche Trunkenliebe ſtichelnd, wäre immer annehmbarer.“ — „Gehen Sie, rief der Freiherr, gehen Sie zu ihm, er verdient jetzt nicht, mich ſelbſt zu ſehen, er hat es verſcherzt. Wenn er eine andere Zugabe zu aller und mentir gewährt und wäre es crever (der Freiherr vergaß, daß dieſes Wort muſterhaft regelmäßig iſt), ſo ſchließen wir noch heute ab.“

Sainclair flog, der Freiherr ging zu ſeiner Frau, beſann ſich aber und ſtürzte zu Victorinen, ach, nicht mehr, um ſich zu zerſtreuen. Er wurde von der Freundin ſeiner Holden mit offnen Armen und vollen Händen, die ſchreiende Rechnungen enthielten, mehr in Empfang genommen, als empfangen. Victorine ſelbſt ſprang, als er ins Wohnzimmer trat, mit lautem Gelächter die Treppe hinunter und ſang: „nach Paris, nach Paris!“ „Das iſt die letzte Franzöſin, die ich zur Geliebten habe,“ ſchwur der Freiherr mit einem Blick zum Himmel.

Siegreich fand er Sainclair in ſeinem Arbeitszimmer. Der Marquis hatte einer Aufforderung zur Großmuth nicht widerſtehen können — er hatte das Wort boire für das bedenkliche braire gelten laſſen und die deutſche Empfindlichkeit herzlich belacht. Durch Regulirung des Wortes, deſſen bloßer Laut Dürſtende erquickt, glaubte er „der von ihm geachteten deutſchen Nation auf franzöſiſchem Gebiete einen hauptſächlichen Dienſt zu erweiſen.“ So ſehr er aber an Treubolds Ohr zog, ſo konnte er dieſen Patrioten nicht erheitern. Dieſer ließ ſein Haupt in die Hand fallen und ſeufzte „Tilſit“, ein Wort, welches der in einen Vogel verwandelte Deutſche ſeufzen würde, wie Procne den Namen

Ithys, wenn ovidiſche Metamorphoſen noch vorhalten dürften. Der Marquis war ſo guter Laune, daß er erklärte, aus Galanterie für Frau v. Brachenfeld das Zeitwort falloir perſönlich zu machen, weil einer ihrer gewöhnlichen Solöcismen war zu ſagen: je faux avouer (ich muß geſtehen) eine Bewilligung, die er, halb ausgeſprochen, eiligſt in einen Scherz verwandelte.

Wahrhaft großmüthig ſtellte er Sainclair die weiblich gekritzelte Abſchrift von des deutſchen Unterhändlers Inſtructionen zu, die Sainclair ihn zu verſiegeln bat, um den Gebeugten nicht abermals zu kränken. Der Marquis drückte des jungen Mannes Hand — „der ſchönſte Triumph wäre es für mich, wenn ich Sie Ihrem Vaterlande wieder gewonnen hätte, wenn Sie mir nach Paris folgten.“

„Es muß ſich Etwas in meinem Schickſal entſcheiden,“ ſagte Sainclair, und ging. Der Marquis wandte ſich, um Treubolds Ohr nochmals zu zerren, aber Ohr und Mann waren verſchwunden.

Noch hatte Sainclair aus Seraphinens Munde ein Geſtändniß nicht vernommen, welches, wie er ſagte, ſeine Eitelkeit nicht ihrem Zittern ſollte abgelauſcht haben. Nur aus der Ferne hatte er ſie geſehen, ſeit er ihr Retter geworden. Was wollte ihre Mutter thun? Konnte der edle Zorn, der in ihr entlodert war, nicht die Bande brechen, die ſie an einen Unwürdigen knüpften? — Hatte von nun an ſie nicht allein das Recht, Seraphinens Schickſal zu entſcheiden?

Die Tage waren ſeit Abſchluß der Unterhandlung gezählt; er mußte mit Mutter und Tochter ſprechen. Nie iſt eine giftige Schlange grimmiger zertreten worden, als das Papier mit Victorinens Fliegen- und Skorpionenfüßen beſchrieben, von dem Freiherrn zernichtet worden war. Welch' einen Zügel hatte Sainclair aus ſeiner Hand gegeben? werden die blos Klugen ſeufzen. — Der Freiherr ordnete von nun an mit großem Wohlbehagen ſeine Papiere. Sainclair ſpürte eine eiſige Kälte, eine Gegenwart gehäſſiger Gedanken. „Sorgen Sie nun für die Ausfertigungen,“ ſagte der Freiherr mit einem Tone, der zwanzig Jahre ſpäter als ſeine Reden der letzten bangen Tage aus ſeinem Munde zu kommen ſchien. „Man muß das zerſtreute Geſandtſchafts-Perſonal zuſammenbeſcheiden, damit bei Schluß der Unterhandlung ſich das Ceremo-

nial der Eröffnung gewissenhaft erneue. In vier Tagen können die goldenen Dosen hier sein."

Sainclair setzte sich zu seinen Tabellen. Die weit zerstreuten Herren Mitarbeiter waren in wenig Tagen von französischer, von deutscher Seite versammelt; eine ungeheure Pracht sollte entfaltet werden.

Die Zeitungen, die längst über die Sprachunterhandlung geschwiegen, füllten nun ganze Spalten mit deren wichtigen Endergebnissen. Die Sprachlehrer, deren viele in den nahen Dörfern fortwährend gelegen hatten, strömten mit bangen Erwartungen nach dem ehemaligen Fürstensitze.

Nicht vier Tage vergingen, so war der Vertrag ratifizirt. Die Großunterhändler wurden mit den ersten Orden ihres Vaterlandes geschmückt. — Orden, Ringe und Dosen fielen in einem goldnen Regen aus den Rosenwolken des höchsten Wohlwollens. Sainclair erhielt ein Band sechster, Treubold eines fünfter Classe. Aber er war ein Ritter von der freudlosen, hoffnungsleeren Gestalt.

Seraphinens Mutter war noch immer unwohl und im thätigen Briefwechsel mit ihrem Gemahl, dem der erfolgte Orden sein ganzes Selbstvertrauen, und die gespendete Dose seine ganze Heiterkeit wiedergegeben hatte. Seraphine selbst sah ihre Mutter ruhiger werden, wurde einige Mal zum Natürlichsein ermuntert, als sie die Hand der Genesenen an ihr Herz drückte und wiederum dem Gelächter der Geschwister preisgegeben. Bald wurden kleine Aufmerksamkeiten zwischen den Gatten erzeigt und erwiedert — die Briefe, durch die sieben Knaben und Seraphinens Schwester besorgt, nie aber durch *diese*, was der Freiherr sehr hoch aufnahm und dem richtigen Takte seiner Ehehälfte zurechnete, die ihm einen unangenehmen Anblick ersparen wolle. Noch näher kamen sie sich durch die bestimmte Erklärung der Freifrau, daß Sainclair nie wieder vor ihr erscheinen solle.

Freilich heißt es, daß Alles in diesem Leben unwiederbringlich sei; vom verlornen Einklang zartfühlender Seelen mag es gelten, aber von gemeinen und ihrem Zusammenwohnen? — Genug, Herr und Frau v. Brachenfeld fanden sich eines Morgens beim Frühstück. Die Mutter gebot Seraphinen einen Haufen Briefe in Gegenwart der ganzen Fa-

milie zu verbrennen, damit, wie der Freiherr mit einem Lächeln, in welches die ganze Familie, Seraphine ausgenommen, einstimmte, die Schreiberei nicht einmal als ein sentimentaler pathetischer Roman gedruckt würde. So ließ die Mutter die einzigen Zeilen verbrennen, die ihr Ehre machten. Seraphine sah mit einem Staunen, welches ihre Freude überstieg, ihre Eltern versöhnt; versöhnt trotz einiger Worte, die sie hatte vernehmen müssen. „Gewissenloser — Niederträchtiger" hatte die Mutter dem Vater zugerufen, ehe sie in den Armen Seraphinens am Ende einer fürchterlichen Scene ohnmächtig geworden war. Und dennoch sollte Alles nicht nur so wie zuvor bleiben, nein, ungeschehen und ungesagt sein! Der Vater war damals ohne einen Blick des Mitleids fluchend zum Zimmer der Kranken hinausgeeilt, nun empfahl er den Kindern mit rhetorischem Aufwand, die Mutter, die „herrliche Mutter" zu ehren!

Seraphine sah mit gebrochenem Blicke die Reiseanstalten treffen. Der nächste Morgen war dem feierlichen Austausch der Ratificationen bestimmt. Da schob jemand in ihre Hand ein Blatt, worauf sie las: „Seraphine — ich harrte des Ausspruchs Ihrer Mutter — er erfolgt nicht — ich muß sprechen — nein, ich habe ja gesprochen — Sie, Sie müssen reden."

Das Mädchen erschrak. — „Ihre Mutter weiß meine Liebe für Sie, fuhr Sainclair's Brief fort — sie muß mich achten, sie muß anerkennen, daß Sie nur Ihrem Retter noch gehören können, daß sie selbst nicht mehr einen Pfad mit dem wandeln kann, dessen Name für sie nicht mehr Gatte lauten darf. Sprechen Sie mit Ihrer Mutter, Sie werden beredt sein — dulden Sie nicht, daß meines Lebens beste That meines Lebens Fluch werde, werfen Sie sich zu Ihrer Mutter Füßen. Gehört denn so viel Muth dazu!"

Was Sainclair verlangte, loderte wie ein Scheiterhaufen vor Seraphinen auf. Sie machte eine Bewegung, ihr Haupt zu verhüllen, um sich blind in die Flammen hineinzustürzen. Man erwartete Antwort von ihr. Sie versuchte eine Zeile zu schreiben, aber ihre Hand war gelähmt, wie ihre Zunge, ein Schauer jagte den andern; bleich und unbeweglich versank sie zuletzt in sich selbst, in ihr Schicksal, in ihr

Elend. Sie, die nie mit Ausdruck ein Goethesches Lied vorzulesen gewagt hatte, die vor einem Trauerspiel ihr feuchtes Auge nicht zu erheben wagte, sollte nun ihre Liebe für einen Mann, einen Mann, gestehen, das Gefühl bekennen, was sie stets eine „Lafontainesche Narrheit" hatte schelten hören? Sie sah den Augenblick gekommen, wo ihr Herz brechen oder Stein werden mußte.

Von dem Altane des Schlosses sollten die gegenseitig bewilligten Zeitwörter durch Trompetenstoß in alle vier Weltgegenden verkündet werden.

Hier war der Marquis auf die Hauptklippe seiner Unterhaltung angelangt. Es hatte sich nämlich kein Franzose finden wollen, der unter Trompetenbegleitung der Welt hätte zurufen wollen: **J'alle, — j'allerai, — que j'alle.** Man hatte Kourriere bis nach Paris gesandt — aber umsonst — endlich hatte sich ein wegen eines Verbrechens Landesverwiesener gefunden und, gegen zugesagte Heimkehr in sein Vaterland, den schweren Dienst übernommen, „der einem Henkeramte ähnlich sähe." Die ganze Begleitung des Botschafters hielt sich von dem Manne fern und war in tiefes Gespräch versunken, wobei angenommen wurde, daß sie die Trompetenstöße überhörte und so dem Frevel gegen Frankreichs Sprache fremd blieb.

Von deutscher Seite hatte man keinen Anstoß ähnlicher Art genommen.

Die herzliche Rede eines Regierungsbeamten machte die horchende Menge auf die erreichten Wohlthaten und die rühmliche Ausdauer der Contrahenten aufmerksam — er verfiel am Schlusse in das fromme Lied: „Nun danket alle Gott," worin alle deutsche Kehlen einstimmten.

Nach geendigtem Gesange wurden die deutschen ehemals unregelmäßigen, nun regelmäßigen Zeitwörter abgelesen, deren Bekanntmachung freilich eine geraume Weile einnahm. Murren der Sprachlehrer und Gelächter einiger Leichtsinnigen begleitete verschiedene Neuerungen. Man bemerkte, daß die deutschen Zugeständnisse kein Ende nähmen. Unwillen vernahm man bei den imperfectis: ich saufte, ich freßte für: ich soff, ich fraß; aber die Truppen hatten scharfe Patronen. Das neue imperfectum „ich schindete," ging unter Schweigen in die Welt hin-

aus, gefiel aber gewiß nicht. Bei den Wörtern: Lügen, Stehlen, Trinken, wurde der Ruf laut: „was wird man uns denn übrig laſſen?“ Die imperfecta: „ich denkete für dachte, ich ſtarbte für ich ſtarb,“ erregten ein tauſendfältiges Achſelzucken. Berſtete für barſt ließ die Entrüſtung von hundert Sprachlehrern hervorberſten, „lieber berſten, als ſo lehren,“ ſchrieen ſie, wurden aber durch einige in die Luft geſchoſſene Kugeln zerſtreut.

Jetzt kamen die franzöſiſchen Zugeſtändniſſe an die Reihe. Bei den Worten j'alle — j'allerai — verfiel die ganze franzöſiſche Botſchaft in ein konvulſiſches Gelächter, unter dem Entrüſtung keimte. Bei dem Ausrufe des nunmehrigen Präſens: je mentis — entblößten zwei Geſandtſchaftsjünglinge (attachés) ihre Degen, um den Herold nieder zu machen, den der Marquis und Sainclair mit ihrer Bruſt bedeckten. Man ſah ein, wie ſehr der deutſche Unterhändler ſich in ſeinen Forderungen hatte beſchränken müſſen. Das Wort Boire mit ſeinen neuen Temporibus je boirais, boirant ſtatt buvais, buvant ging unter mitleidigem Lächeln vorüber. „Man mußte dieſes den Deutſchen zugeſtehen,“ ſagte der Marquis, und fünf betrunkene Engländer und zehn taumelnde Polen waren ſeiner Meinung.

Hierauf umarmten ſich die Großbotſchafter, mit merklichem Grolle von deutſcher Seite, und nannten ſich „Bruder.“

So endete eine Unterhandlung, deren heilſame Folgen die Zeit noch entwickeln muß. Kürzlich ſoll indeſſen ein Deutſcher in einer franzöſiſchen Geſellſchaft durch regelmäßige Bildung des Futurums von aller ſehr große Heiterkeit erregt und ſich fruchtlos auf „beſtehende Tractate“ berufen haben.

Die Zahl der deutſch ſtudirenden Franzoſen hat ſich unbedeutend vermehrt — nur in den dem ehemaligen Sitze der Unterhandlung zunächſt gelegenen Gegenden wird manches Verbum regelmäßig gebraucht, was anderwärts ſeinen eignen Gang geht und die Einwohner haben ſich manchen Spottnamen zugezogen. Eine blühende Porcellanfabrik erhebt ſich in Paris, wozu das Material aus deutſchem Boden kommt.

Erwarten wir, wie immer, Alles von der Zeit und ſchenken wir noch einige Augenblicke den Unterhändlern und den Liebenden.

Der Marquis und Sainclair saßen vor einem Kaminfeuer — der letztere blickte düster in die Flamme hinein, die genügsam die ihr bestimmten Steinkohlen verzehrte, und hörte den selbstgefälligen Reden seines Landsmannes zu, der ihn zuletzt fragte, „ob er ihn ins Vaterland zurückbegleiten werde?“ „Noch, sagte Sainclair, ist mein Schicksal nicht entschieden.“ Morgen reise ich, versetzte der Marquis — zerhauen Sie den Knoten — junger Freund — sonst wird er eine nachschleppende Fessel, an der Sie lahm durchs Leben gehen. Ich bedauere Ihre holde Geliebte. Meine Meinung über die Nation, der sie angehört, ist tief gesunken. Diese weltberühmte Gründlichkeit verdeckt einen Leichtsinn, der weit strafbarer ist, als der unsere; eine Unsittlichkeit, voll einer Heuchelei die der unsern fehlt, weil diese sich selten mit Feigheit vereint.

„Sie haben hier fürchterlich Recht, sagte Sainclair; dem wahren Nationalfehler der Deutschen sind Sie aber nicht auf der Spur; die wahren Fehler einer Nation muß man leider in ihren edelsten Charakteren suchen, beweinen und am eignen Schicksale erfahren.“

„Dieser Fehler der Deutschen? fragte der Marquis, ich möchte ihn in meinem letzten Berichte berühren.“

„Bis morgen,“ erwiederte Sainclair, und ließ den Marquis mit dem trauernden Treubold allein.

Es war zwei Uhr Nachmittags, um drei waren die Postpferde der Familie Brachenfeld bestellt. Sainclair sah ein, daß er keine Antwort erwarten, selbst eine holen müsse. Er betrat das Haus, mit jedem Schritte schien seine Sache ihm besser; ruhig stand er in dem versammelten Familienkreis.

Seraphine warf aus thränen-verarmten Augen einen Blick der Liebe und Bewunderung auf ihn. Die Mutter versank in bodenlose Verlegenheit. Die sieben Knaben öffneten den Mund, wie um der Neugier zum Gewinne ein drittes Ohr zu ersetzen. Der Freiherr warf sich aus einer Stellung in die andere, die erforderliche Würde zu finden. „Ich komme unaufgefordert, sprach Sainclair, nicht um ein Lebewohl oder einen Dank zu empfangen — nein, um irgend eine Entscheidung zu vernehmen.“

„Sie haben lange gezögert, sie mir zu geben; gnädige Frau, fuhr er fort, zur Freifrau gewendet, Sie nannten mich der Hand Ihrer Tochter würdig, Sie empfingen mein Geständniß mit Güte. Sie wissen, daß Sie allein, Sie, dieses Kind zu vergeben haben — entscheiden Sie."

Ein schrecklicher Moment für die Mutter — die schrankenlose Verachtung, die ihr Gemahl für immer ihr eingeflößt. Die unfreiwillige Bewunderung für Sainclair's offenes, festes Benehmen, der gewohnte Kleinsinn, der sie zu jedem Hervortreten, zu jedem Erheben lähmte — wo sollte sie Worte finden?

Indessen hatte der Freiherr nicht die Würde, aber wohl den Zorn gefunden, und man weiß, wie dieser Unhold tobt, wenn er Würde ersetzen soll. „Entfernt euch, Ungerathene, Schande meines Alters," donnerte er den sieben Knaben zu, aber sie blieben, weil er sogleich sich schnaubend von ihnen weg zu Sainclair wandte. „Ich weiß, daß unsere Zeit nichts Heiliges hat. Was soll dieser Roman? was sollen diese Scenen? Diese „lebenden Gemälde", die der Mann von richtiger Denkungsart nur verachten kann?"

Hier wären die sieben Knaben gern mit Gelächter eingefallen, wenn nicht Sainclair dem Freiherrn einen Blick zugeworfen, der ihm sagte, „mir wird die Welt glauben, nicht Dir." Der Freiherr wich zurück — blickte aber seine Gattin drohend an — sie schöpfte aus seinen Blicken die Worte — „Ich begreife an dieser Scene nichts — ich habe mich mit meinem Gemahle längst verständigt — alle Wolken sind zerstreut, ich begreife Sie nicht — ich bin Mutter — die Postpferde. —"

„Also Ihnen, Seraphine, versetzte Sainclair, gehört das Wort. — Sie haben keine Mutter, die Sie vertheidigt, Ihre Eltern geben Sie auf."

Hier brach die Mutter in Thränen aus, die sie vor Gatten und Kindern verbarg, und die ach! nur Seraphine bemerken mußte.

„Seraphine, rief Sainclair, Sie müssen ein muthiges Wort sprechen. Wir alle müssen einmal Helden sein, wenn der Tod unvermeidlich vor uns steht; wir müssen einmal Märtyrer unserer besten Empfin-

dungen zu sein wagen oder wir dürfen uns selbst nicht achten, dürfen uns nicht einmal beweinen. Erhaben über jedes Hohnlächeln sage ich frei und kühn meine Ueberzeugung, daß Sie mich lieben, noch ehe Sie es in Worten bekannt haben, Sie müssen es aber auch verkünden, nur ein Ja, und wir sind getraut!" Er führte sie in die Mitte des Zimmers, nicht weit von dem Fenster, wo sie einmal in ihrem Leben ohne Zagen sprach.

„Nein pathetisch," rief der Freiherr. Sie überhörte ihren Vater; aber die sieben Knaben drängten sich unwiderstehlich zwischen sie, den Geliebten und ihren Schutzgeist und starrten ihr ins Gesicht. Sie verstummte, ihre Lippen schlossen sich fest, wie die Muschel, die auf immer ihre Perle verschweigen will. Alles schwankte und schwand vor ihrem Auge, in bewußtloser Verlegenheit schüttelte sie ihr Haupt und floh — die Knaben wollten sie halten und stürzten ihr nach, wie einst, als sie den Blumenstrauß in des Geliebten Busen fallen ließ. Der Freiherr wehrte der Rotte, der Meute nicht.

Sie sehen, wie Eigenliebe täuscht, sagte er hämisch zu Sainclair und verließ mit der halbweinenden Mutter das Zimmer.

„Gut, rief ihm Sainclair nach, führen Sie Ihr Opfer hinweg, — das Weib, das zu feige ist, um seine Liebe zu bekennen, ist mir nicht bestimmt, ich kann sie nur ewig beweinen."

Er ging, aus jenem Fenster folgte ihm Seraphinens letzter Blick. — —

Der Marquis stieg in den Wagen. Treubold, der Selbstzerfallene, hatte ihn an den Wagenschlag begleitet. Der Marquis zerrte wehmuthsvoll des deutschen Mannes linkes Ohr, was dieser in dumpfer Gleichgültigkeit duldete. Als der Marquis Platz genommen, reichte er Treubold noch einmal die Rechte. „Vergessen Sie, nicht mich, nur meinen Fehler, den Fehler, den wir alle haben; der Franzose kann nicht Langeweile ertragen, sie veredelt ihn nicht, sie macht ihn fast zum Tiger — so haben Sie mich mitunter hassenswerth gesehen. Vergessen Sie es."

Treubold konnte nicht antworten, er weinte ja, und eben umarmte ihn Sainclair, in Thränen ſchweigend. Der Wagen rollte unter Treubold's Nachblicken und dem Seufzer: „alſo nach Algier!“ hinweg. Als die Reiſenden durch die Stadt in das Freie gelangt waren, wo kein Steinpflaſter ſich mehr in die Unterhaltung miſchte, fragte der Marquis:

„Und der Nationalfehler der Deutſchen?“ „Falſche Scham“ erwiederte Sainclair, und drückte ſich in ſeinen Winkel. —

XIII.

Die Couſinen.

Novelle.

Sis but fortune! all is fortune!
She did commend my yellow stockling
of late, she did praire my leg, being
cross gartered; and in this, che mani-
fests herself to my love.
Malvolir.

Der große Tag war endlich angebrochen, an welchem ich aus der Penſion abgeholt werden ſollte. Mein Stammbuch war bei Lehrern und Lehrerinnen, Freundinnen und Feindinnen herumgewandert, und von ihnen mit den ſinnreichſten Sprüchen, Ermahnungen und Verſicherungen unvergänglicher Zuneigung angefüllt worden; meinen Buſenfreundinnen hatte ich einige Brochen und Armbänder zum Andenken hinterlaſſen, die fünf bis ſechs meiner ſeidnen Haare enthielten, und eben ſo echt waren als unſere Freundſchaft. Der Vorſteherin hatte ich ein Kiſſen mit einer Katzenfamilie geſtickt, meine Sachen waren gepackt, und ich ſelbſt ſtand um ſechs Uhr des Morgens völlig angekleidet in meinem Zimmer — ich muß es nur geſtehn — vor dem Spiegel, und muſterte, während ich mit Sehnſucht meinen Onkel und Befreier von allen Penſionsleiden erwartete, mein Aeußeres, um genau zu wiſſen, welche Figur ich in der Geſellſchaft machen würde, zu der ich von dieſem geſegneten Tage an gehörte. Ich war zwar die Schönſte in der ganzen Anſtalt — das wußte ich recht gut! Der franzöſiſche Lehrer hatte einmal einen Vers

auf mich gemacht, der es mir ganz deutlich ſagte, und der Muſiklehrer ſeufzte immer, wenn in den Liedern, die ich ihm nachſingen mußte, das Wort Liebe vorkam, und warf mir durch ſeine Brillen einen ſchmachtenden Blick zu. Wenn wir paarweiſe ſpazieren geführt wurden, ſahen die Herren auf der Straße nur auf mich, und nannten mich hübſch — ein Fähnrich von der Garde gab mir ſogar einmal in einem öffentlichen Garten eine Tüte Bonbons, ohne daß die Vorſteherin es bemerkte: es kam aber doch heraus durch eine Freundin, der ich nicht genug Bonbons gegeben hatte, und ich bekam einen entſetzlichen Lärm anzuhören, und mußte einige Wochen lang zu Hauſe bleiben. Aber noch mehr: die meiſten Mädchen konnten mich nicht leiden, und die Vorſteherin richtete immer das Wort an mich, wenn in den Predigten, die ſie uns jeden Abend vorlas, die Rede von der Vergänglichkeit der Schönheit und überhaupt irdiſcher Reize war. Daraus ſieht Jeder, daß ich wohl Grund hatte mir etwas einzubilden. Ei nun, ich war nun wirklich auch nicht ſo übel, das zeigte mir der Spiegel unverhohlen. Das blonde Haar, die feine, grade Naſe, die ſchelmiſchen Augen, die rothen, ſchwellenden Lippen, und meine leichte, graziöſe, jugendliche Geſtalt! ich konnte zufrieden ſein, und eine ganze Zukunft voll Triumph, Huldigung, Anbetung und Leidenſchaft breitete ſich vor meinen Blicken aus, wenn ich in den Spiegel ſah. Der erſte Beſte ſollte mich nicht haben, gewiß nicht! Ich war entſchloſſen, nur einen Schönen, Reichen und Vornehmen mit meiner Hand zu beglücken, wo möglich einen Grafen oder Fürſten, und dann wollte ich mit ihm in die Penſion zu Beſuch kommen und mich den kleinen Mädchen, mit denen ich einmal geſpielt, in meinem vollen Glanze zeigen. Darauf freuete ich mich ſehr, beinahe noch mehr, als auf heimliche Genugthuung, die ich mir noch verſchaffen wollte, ehe ich die Penſion verließ.

Zum letzten Male wurde ich nun zum Frühſtück gerufen, zum letzten Male aß ich nun die abſcheuliche Suppe, die mir oft Thränen gekoſtet hatte, und ſah, wie der allgemeine Feind aller halben und ganzen Penſionärinnen, Ami, der Mops der Vorſteherin, auf dem langen Tiſche umherlief und ſeine Schnauze in jeden Teller ſteckte. Alles ging glücklich vorüber. Nach dem Frühſtück kam mein Onkel; Lehrerinnen und

Schülerinnen bildeten einen Kreis, die Vorsteherin nahm mich an die Hand und richtete folgende Rede an mich:

„Meine liebe Emilie! Du bist im Begriffe ein Haus zu verlassen, das Dir drei Jahre lang eine friedliche Heimath war (im Winter in einer ungeheizten Stube schlafen und sich ankleiden, zum Abendbrot Butterschnitte mit Pastinak und eine Predigt bekommen, das nennt die Heimath!), eine Frau, die Dir eine liebevolle Mutter war (ja, wenn meine Verwandten zu Besuch kamen!), Lehrer, die Deinen Geist und Deine Talente ausbildeten und entwickelten (die Verse des Franzosen waren das Beste dabei), Freundinnen, mit denen Du einen innigen, unauflöslichen Herzensbund geschlossen hast (wenn sie nur nicht so neidisch gewesen wären, und mich so oft verklatscht hätten!). Es ist ein ergreifender, ein schmerzlicher Augenblick, für Dich, für uns Alle, vor Allem aber für mich (das glaube ich! das große Kostgeld und die reichen Geschenke fielen ja nun hinweg). Ich habe Dich bis jetzt gehütet und gehegt wie den Apfel meines Auges (dann wäre sie längst blind), ich habe Dir Grundsätze der Tugend und der Moralität beigebracht, ich habe Deinen Sinn vor allen verderblichen Einflüssen, der weltlichen Verderbtheit bewahrt (lesen durften wir freilich nur Gebetbücher, aber einige meiner Freundinnen wußten genug zu erzählen von dem, was wirklich in der Welt geschieht.), ich habe keine Mühe und Anstrengung gescheut (den Vormittag lag sie auf dem Sopha und las Romane, den Nachmittag machte sie Kaffeevisiten), um Dich durch Lehre und Beispiel den Weg des Heils zu führen, und ich habe oft Nächte verwacht (ja, am Spieltische,) in andachtsvoller Ueberlegung des Wohles Deiner mir anvertrauten Seele."

So weit paßte ich auf, aber bei dieser Stelle fiel mein Blick auf den Mops, der wie gewöhnlich der Vorsteherin zu Füßen saß, und unter ihrem Kleide hervorkuckte, und mir die Zähne wies, und mein Gemüth wendete sich ausschließlich einem langgehegten Plane zu und war nicht länger fähig, die salbungsvolle Rede der Vorsteherin in sich aufzunehmen. Ich hörte nur ihre eintönige, singende Stimme, und daß sie zuletzt vor Thränen nicht mehr sprechen konnte, und daß mein Onkel sagte: „würdige Frau!" Endlich umarmte sie mich: auf diesen Augenblick hatte ich mich gefreut. Ich trat dem Mops, so schwer ich konnte, auf die Pfoten, und

gab ihm einen derben Stoß mit dem Fuße. Das Thier heulte und machte einen ſchrecklichen Lärm; die Vorſteherin ließ mich mit einer ſehr unzweideutigen Geberde los, und ohne meines Onkels Gegenwart, wer weiß, wie es mir noch zum Abſchiede ergangen wäre! So mußte ſie aber noch lächeln und einen verbindlichen Knix machen, und uns bis an die Thür begleiten. Die ganze Penſion freuete ſich über die Rache, die ich an dem Mops genommen; es gab kein Mädchen, das er nicht einmal gebiſſen, oder das nicht ſeinetwegen einmal beſtraft worden wäre. Er aß uns auf, was er wollte, trank aus unſern Gläſern und hieß dafür noch: „das niedliche Thierchen!“

Mit befriedigtem Herzen ſetzte ich mich in den Wagen neben meinen Onkel und rollte ſeinem Wohnorte zu. Eine gute Gelegenheit, mich in die Welt einzuführen, war nah; die Hochzeit meiner zweiten Couſine ſollte in einigen Monaten gefeiert werden. Dabei gab es Bälle, Diners, Maskeraden, und das ſind eben ſo viel Himmelreiche für ein ſechszehnjähriges nicht grade häßliches Mädchen. Ich lehnte ganz ſelig in meiner Wagenecke und dachte an meinen Anzug als Brautjungfer.

Mein Onkel unterbrach meine Träumereien, indem er ſagte: „Ich hoffe, Emilie, daß Du Deine Zeit ſo gut angewendet haſt, als die Vorſteherin es behauptet. Du biſt zwar ein hübſches Mädchen (alſo der beſtätigt es auch, obgleich er mein Onkel iſt!), aber das gnügt noch nicht, um Dich der gebildeten Familie gleichzuſtellen, in welche Du eintrittſt. Bildung iſt die Hauptſache, wie die Gräfin Berg, die Tante meines Schwiegerſohnes, neulich gegen mich bemerkte, indem ſie meine Töchter, Deine Couſinen anſah, und ich kann wohl ſagen, daß meine Kinder gut erzogen und angenehm ſind. Nimm Dich zuſammen, daß Du ihnen nicht nachſtehſt.“

„Bah, dachte ich — ich erinnere mich ihrer noch ganz gut: Weltwunder ſind es eben auch nicht!“

„Wie ſteht es mit Deinen Talenten? fuhr der Onkel fort, in meinem Hauſe wird es nicht an Anlaß fehlen, zu zeigen, ob das Geld für Deinen Unterricht aus dem Fenſter geworfen iſt, oder nicht, denn, Emilie, Du haſt mir ein ſchweres Geld in der Penſion gekoſtet.“

„Nun, mein Vater hat es ja für mich hinterlaſſen, dachte ich: wozu klagt der Onkel darüber?“

„Doch wenn es nur Früchte getragen hat, ſo ſoll es mir nicht leid thun. Wie ſteht es mit der Muſik? man ſingt jetzt in guter Geſellſchaft ſehr oft kleine Lieder und Romanzen, oder ſpielt irgend etwas von Thalberg, Chopin und Liſzt. Ich hoffe, daß Du im Stande ſein wirſt, dieſen Anforderungen zu gnügen.“

„O, ich ſpiele die Hugenotten — und die Moſes-Phantaſie!“ erwiederte ich ſtolz, denn ich war wirklich ſehr geſchickt darin, meine Finger ſo ſchnell wie ein Wirbelwind auf den Taſten herumlaufen zu laſſen. Von meinem Geſange ſchwieg ich wohlweislich.

„Gut, ſehr gut, antwortete der Onkel; ſei nur immer hübſch dreiſt und halte Dich grade, darauf kommt viel an, wie die Präſidentin, die Schwiegermutter meiner älteſten Tochter zu ſagen pflegt. Aber ſprichſt Du auch geläufig franzöſiſch? meine Töchter ſind ſehr fertig darin.“

„O, ich überſetze ſehr fließend, und drücke mich ſehr gern in dieſer Sprache aus; (das war richtig, denn ich nannte die Vorſteherin nicht anders als **mauvaise sept**,) beſonders liebe ich aber die franzöſiſche Poeſie.“

„Andre Sprachen wurden wohl nicht gelehrt? Deine Couſinen haben hübſche Sprachkenntniſſe, und Du kannſt das Verſäumte bei ihnen nachholen. Die Präſidentin, die Schwiegermutter meiner älteſten Tochter, meint, es ſei eine große Empfehlung für eine junge Dame, mehrere Sprachen zu verſtehn.“

„Die Präſidentin Schwiegermutter und dieſe unvermeidlichen Couſinen, ſind gewiß gelehrte Ungeheuer! dachte ich: wären ſie doch, wo der Pfeffer wächſt!“

„Die Couſinen ſind wohl ſehr hübſch?“ fragte ich.

„Hübſch genug — wie der General Lindenſchwert, der Onkel meines Schwiegerſohns ſagte — hübſch genug, um intereſſant zu ſein. Aber fürchte nichts von ihnen, Emilchen; ſie ſind, bis auf die Jüngſte, die noch ein Kind iſt, ſchon verſagt, und können Dir nicht mehr im Wege ſtehn.“

„Ich bin nicht ſo furchtſam, Onkel! verſetzte ich lachend, denn in den Spiegelſcheiben mir gegenüber, hieß mich ein reizendes, blondes Köpfchen guten Muthes ſein; Eliſe iſt ja ſchon lange verheirathet, und Ottilie iſt verlobt. Wie ſieht denn ihr Bräutigam aus?“

„Ah ein ſcharmanter Mann, von guter Familie! ſein Vater ſollte einmal Miniſter werden, aber es kam nicht dazu, ich weiß nicht mehr warum. Immer bleibt es eine erhebende Erinnerung für die Familie. Mein künftiger Schwiegerſohn iſt ein angenehmer und gebildeter Mann, und was mehr iſt, ein ſehr junger (er iſt kaum 40 Jahr alt) und vorzüglicher Ober-Landes-Gerichtsrath.“

„Ottilie möge ihn für ſich behalten! dachte ich: ich gönne ihn ihr. Wenn die Hochzeit nur recht glänzend iſt.“

Gegend Abend kamen wir an; die Familie war beim Thee verſammelt, und ich hatte alſo gleich Gelegenheit, mir alle anzuſehn. Die Couſinen hübſch! ich mußte lachen, wie ſie auf mich zukamen. Eliſe oder Frau von Aſſeberg, wie der Onkel ſie am liebſten nennt — eine kleine, fette Frau, mit einem phlegmatiſchen, unregelmäßigen Geſichte, trüben, lebloſen Augen, die ſich gewaltig viel auf ihre ſchwarzen Augenbrauen, blonden Haare und ihre Gelehrſamkeit einbildet; — Ottilie, die Braut, unbedeutend, mit großen hellblauen Augen, ſchüchtern, und von affektirter Natürlichkeit — und nun gar die Jüngſte, Helene, ein naſeweiſes, gelbes, magres Ding von 14 Jahren, ein wahrer Erdgeiſt an Häßlichkeit und Lebhaftigkeit. Die Tante und die Präſidentin Schwiegermutter lohnt es nicht zu beſchreiben; ſolche alte Damen intereſſiren mich gar nicht. Herren waren nicht da; Aſſeberg und der Bräutigam ſind verreiſt: ich finde es begreiflich, daß ſie ſich nicht ſehr feurig zurückſehnen! —

Alle waren ſehr freundlich gegen mich, das iſt wahr; aber Niemand machte eine Bemerkung über mein Aeußeres, daß ich gewachſen ſei, mich verändert habe, oder ſo etwas. Das fiel mir auf. Die Tante ſagte einige Worte von Familienkreis, Mutterſein u. ſ. w., und fragte mich, ob ich müde ſei; ich verneinte es und ſetzte mich zwiſchen die beiden

Mädchen, und paßte auf, wie es in einer gebildeten Familie zugeht. Ein Strickzeug wurde mir verabfolgt, denn alle Andern nähten und strickten ewig wie für Geld. Die Präsidentin und der Onkel führten das große Wort — nun, sie schienen gehörig zu klatschen! — aber ich hörte die Präsidentin halblaut sagen: „Ihre Nichte ist allerliebst — sie wird hier Aufsehn machen.“ Die Tante sprach mit Ottilien über Wirthschaft oder Ausstattung; Elise saß mit einem höchst gelangweilten Gesichte da, und warf mir von Zeit zu Zeit einige gnädige Worte zu, wahrscheinlich um mich aufzumuntern! — Doch Helene, dieser kleine Waldteufel, quälte mich bis aufs Blut, mit ihren Fragen, Bemerkungen und Erzählungen. Es mag ihr wohl sonst Niemand mehr zuhören wollen. So verging der Abend, und die Tante führte mich in ein Zimmer, das ich zusammen mit Helenen bewohnen muß.

In den nächsten Tagen hatte ich manche Plage auszustehn; meine Garderobe wurde untersucht, ich wurde gefragt, ob ich eine Arbeit habe, und da dies nicht der Fall war, mußte ich zur Uebung, wie die Tante sagte, Wäsche für Ottilien nähen, doch glücklicher Weise nicht lange, denn ich nähte den ganzen Morgen an einer Naht, die ich den Nachmittag wieder auftrennen mußte, und so nahm mir die Tante das Nähzeug ab, und gab mir eine Tapisserie. Zur Nähterin bin ich nun einmal nicht geboren! Vorspielen mußte ich auch, und kam sehr stolz mit meiner Hugenotten-Phantasie hervor: ich bin überzeugt, keine der Cousinen kann mir das nachmachen; dennoch sagte die eingebildete Elise, während ich spielte: „Ziemlich fertig, aber unrein — aber, Ottilie, so etwas gilt heut zu Tage für Musik!“

Dann bot sie mir an, täglich eine Stunde mit mir zu üben. Ich war neugierig und ging zu ihr hin. Sie legte mir eine Fuge von Bach auf das Pult, und die sollte ich spielen. Das Notenlesen ist nun eben nicht meine Sache; wenn ich eine Passage Stundenlang wiederholt habe, kann ich mich mit Jeder messen, auch spielen ja alle Künstler auswendig, daher finde ich es sehr überflüssig vom Blatt spielen zu wollen.

„Ich kenne die Composition gar nicht!“ rief ich erschrocken.

„Das thut nichts; ich will eben hören, was Du daraus machen kannst,“ erwiederte sie.

Das Notenblatt ſah nicht ſehr ſchwarz aus; ich faßte alſo Muth, fing an und that mein Beſtes, aber nach einigen Minuten kam Eliſe mit einem ſehr ſauern Geſichte auf mich zu und rief: „Ich bitte Dich, hör auf — ich glaubte wirklich die Höllenſtrafe ginge für mich Roſſini-Läugnerin ſchon an.“

Dann fragte ſie mich über meinen Muſikunterricht aus, und ich konnte mich nicht enthalten, ihr einige Andeutungen über die ſchon erwähnten Blicke und Seufzer meines Lehrers zu geben. Sie endete damit, mir ihre Ballanzüge zu zeigen, ich erzählte ihr von meinen Toilettenplänen und verließ ſie ſehr befriedigt, und ſpäter war nie mehr von Muſik zwiſchen uns die Rede.

Ich wurde bei allen Honorationen der Stadt herumgeführt, man ſah mir auf der Straße nach, und die Vorherſagung der Präſidentin traf ein. Ich befand mich ganz wohl dabei, obgleich manche kleine Züge von Neid und Scheelſucht mir zuweilen bittre Augenblicke machten. Es hat auch ſeine Unannehmlichkeiten ſchön zu ſein!

„Zeige doch einmal, was Du eigentlich für einen Mund haſt?“ ſagte Helene einmal zu mir, und ſah mir mit ihren großen, ſcharfen Augen ins Geſicht.

„Wenn er nicht ſo iſt, wie der andrer Leute, ſo iſt das nicht meine Schuld,“ verſetzte ich mit einem Blicke auf ihr breites Mäulchen.

„Es iſt wahr!“ rief ſie und ſprang im Zimmer herum.

„Was iſt wahr?“

„Dein Mund entſtellt Dich ſehr! Du haſt einen häßlichen Zug um die Mundwinkel; ſie ziehn ſich immer herunter, wenn Du ſprichſt, und das ſieht dumm, ſpöttiſch aus. Du mußt Dir die Miene abgewöhnen, Emilie.“

„Wer hat Dir das eingebildet? kleines Ding, das iſt nicht blos Deine eigne Impertinenz.“

„Oh, Mama ſelbſt wird Dir nächſtens ſagen, daß Du den Mund nicht ſo verziehen ſollſt! es ſieht ungezogen und einfältig aus.“

Sie lief wieder fort. Neid iſt doch ein recht häßliches Laſter! freilich, nicht Alle können es ertragen, eine hübſche Couſine zu haben! —

Eines Abends fand sich auch ein junger Offizier, von ziemlich unbedeutendem Aeußern bei uns ein. Er schien sehr blöde zu sein; den ganzen Abend saß er neben mir und starrte mich an, wenn er sich unbemerkt glaubte, ohne viel mehr zu sprechen, als die hergebrachten Redensarten. Er ist schon seit einem Jahre im Hause bekannt, und erst eben von einer großen Krankheit genesen, und Alle thaten sehr besorgt um seine Gesundheit. Die Präsidentin ist seine große Gönnerin, (denn sie war eine Freundin seiner verstorbenen Mutter, der Oberhofmeisterin — ich weiß nicht, welcher Prinzessin — Frau von der Lohen, wie der Onkel mir vertraute) und er ist überall mit uns, und weicht nicht von meiner Seite. Der arme Mensch! Die Präsidentin hat mich schon einmal seinetwegen ins Gebet genommen. Ich war eines Morgens zu ihr hingegangen — ich bin, beiläufig gesagt, sehr gern bei ihr, sie hat eine prächtige Wohnung, ist sehr freundlich gegen mich, und weiß eine Menge Liebesgeschichten zu erzählen, die sie alle selbst erlebt hat, denn sie soll auch einmal sehr schön gewesen sein: — also sie nahm mich vor und sagte:

„Emilchen, setzen Sie meinem kleinen Lohen nichts in den Kopf, das bitte ich mir aus!"

„Ach gnädige Frau, erwiederte ich, Herr v. Lohen denkt nicht an mich."

„Kind, Kind, lehren Sie mich nicht kennen, wie eine stille Leidenschaft sich äußert! ich habe einen nicht zu täuschenden Blick darin. Ist er nicht wie Ihr Schatten? wechselt er nicht beständig die Farben in Ihrer Gegenwart? sieht er Sie nicht beständig mit seinen schönen Augen an? verstellen Sie sich nicht, Emilie; Sie wissen das Alles ebenso gut wie ich."

„Ja, aber was kann ich dafür, gnädige Frau?"

„Das ist wahr. Oh, ich kenne das! hat die Leidenschaft erst einen gewissen Grad erreicht, so kann man nichts mehr thun, sie zu dämpfen! — aber eben darum müssen Sie es nicht so weit kommen lassen. Sie müssen nicht kokett gegen ihn sein — er ist jung und exaltirt und mit ihm ist nicht zu scherzen."

„Ich ſcherze auch nie mit ihm; er gefällt mir wirklich nicht beſonders — ich antworte ihm oft kaum.“

„O ja, ich habe es ſchon bemerkt, daß meine Schwiegertochter ſtatt Ihrer antwortet, um Ihre Unhöflichkeit zu bemänteln. Aber das iſt auch nicht gut, das iſt zu viel. Sie müſſen höflicher und kälter, artiger und gleichgültiger gegen ihn ſein; ein ungleichmäßiges, bald freundliches, bald abſtoßendes Betragen, reizt eher, als daß es abſchreckt, denn es iſt meiſt das Anzeichen einer geheimen Neigung.“

„Bei mir gewiß nicht; ich habe einmal ſolch Temperament, und ich werde mich doch nicht ſeinetwegen verſtellen? Die ſchlechte Mode herrſcht bei uns, daß Jeder ſeinen beſtimmten Platz am Theetiſche hat, und ich glaube, die Tante würde ein Unglück daraus prophezeien, wenn ich mich einmal wo anders, als zwiſchen Eliſe und Lohen hinſetzte, und das macht mich ungeduldig.“

„Das mag ſein, aber es giebt eine gewiſſe Art zu blicken, zuzuhören, ſich zu bewegen, die ſehr deutlich ausſpricht, ob man ſich für einen jungen Mann intereſſirt oder nicht, und die leuchtet in jeder Stimmung hervor. Davor warne ich Sie nur, liebe Emilie; glauben Sie mir, Lohen iſt ein paſſionirter Charakter und die Liebe könnte ihn bis zum Wahnſinn treiben! Oh, ich habe das ſchon einmal erlebt!“

Sie erzählte mir nun die Geſchichte eines Mannes, der aus Liebe zu ihr wahnſinnig geworden war; wir wurden geſtört und ich empfahl mich.

Ja, ich beſchloß mich in Acht zu nehmen. Der arme Junge! ich konnte ihn doch nun einmal nicht lieben; er that mir zwar ſehr leid, aber lieber Himmel, es wäre eine ſchöne Plage, wenn ein hübſches Mädchen Alle wieder lieben ſollte, die ſie lieben! nein, Herr von Lohen, ich konnte Ihnen nun einmal nicht helfen. Er machte zwar die ſchönſten Gedichte auf mich, und las ſie mir mit einer ganz guten Stimme vor, wenn ich des Nachmittags mit Eliſen in dem Garten der Präſidentin ſaß; ich wurde auch oft gerührt davon, aber mein Gott, ein Lieutenant! wo ſollte das hinaus? und Liebe erzwingt ſich einmal nicht.

Wir waren ſehr oft im Garten der Präſidentin, ich und Eliſe. Es war dort ein ſchattiges Flieder-bosket, das uns in den heißen Nachmit-

tagsstunden sehr willkommen war; die Präsidentin schlief gewöhnlich und kam nur selten vor Abend herunter, die Tante und Ottilie waren durch die Ausstattung an das Haus gebannt, und mein Plagegeist, die unausstehliche Helene, war im Religionsunterrichte, so daß Elise und ich ungestört blieben, denn Lohen, der neben an wohnte, und sich einfand, sobald er uns aus seinem Fenster erspäht hatte, störte uns weiter nicht. Ich dachte an die Warnungen der Präsidentin, bemühte mich zurückhaltender gegen meinen unglücklichen Anbeter zu sein, und überließ die Leitung des Gesprächs Elisen. Sie kamen dann auch oft auf so gelehrte Themas, daß ich kein Wort davon verstand und ärgerlich schwieg, bis Lohen mich dann erschrocken um Erlaubniß bat, mir ein neues Gedicht vorlesen zu dürfen, und das klang zu gut, um mich nicht wieder zu versöhnen. Diese angenehmen Unterhaltungen mußten leider bald aufhören. Eines Nachmittags trug ich ein weißes Kleid, das mir sehr gut gestanden haben muß, denn wenn ich Lohen ansah, fürchtete ich wirklich für seinen Verstand, so aufgeregt sah er aus. Er sprach viel und hastig und brachte die Rede absichtlich auf die verschiedenen Sprachen und ihren Klang, und da er eine Art Gelehrter ist, erbot er sich, dieselbe Phrase in sechs verschiedenen Sprachen zu wiederholen. Er sagte dann etwas auf spanisch, englisch oder lateinisch — was weiß ich! aber ich habe Grund zu vermuthen, daß es eine Liebeserklärung war, nach der Miene, die er dabei machte. Elise schien das übel zu nehmen, denn sie antwortete ihm rasch in eben den unverständlichen Tönen, stand auf und ging fort.

Was mochte sie ihm nur gesagt haben? gewiß, daß er sich keine Hoffnung auf mich machen solle, denn er sank wie vernichtet auf seinen Stuhl zurück, und sah so wüthend aus, daß mir eine Scene aus der Geschichte der Präsidentin einfiel und ich in meinem Herzen Elisens Unvorsichtigkeit schalt, mich mit ihm allein zu lassen. Ich sprang auch auf um davon zu laufen; er faßte mich aber bei der Hand und rief: „Oh, bleiben Sie, bleiben Sie —“ und wurde dann todtenblaß und fiel ohnmächtig hin.

Ich lief nun erst recht davon und rief Elisen. Sie war auch sehr erschrocken und schickte mich nach Wasser. „Aber sag nichts von diesem

Zufalle, fügte ſie ganz zitternd hinzu; die Leute möchten darüber reden."

Nun freilich — wozu ſollte ich des armen Menſchen Leidenſchaft auch ausſchreien! ſie ſollte ein Geheimniß zwiſchen Eliſen und mir bleiben, das war deſto intereſſanter. Ich lief ſo raſch ich konnte durch den langen Garten, an deſſen Ende das Bosket lag, aber da ich Niemand um Waſſer bitten wollte, ſo dauerte es eine Weile, ehe ich eine Caraffe voll erlangte, und als ich damit zurückkehrte, ſaß Lohen ſchon aufrecht auf der Erde, und Eliſe kniete neben ihm, und hielt ſeine Hand und ſagte halb weinend: „Sie müſſen es mir verſprechen!" — „Wenn ich kann!" erwiederte er. Der Arme! ſie hat ihm gewiß das Verſprechen abnehmen wollen, mich nicht mehr zu ſehen. Die Schönheit iſt doch wirklich eine gefährliche Gabe! das hatte ich früher der Vorſteherin nie glauben wollen.

Seitdem wollte Eliſe nicht mehr mit mir in den Garten gehn, ſo oft ich ſie auch dazu abholte, und Lohen ſah mich nur des Abends bei der Tante oder bei der Präſidentin in voller Familienverſammlung. Er war jetzt noch ſtiller wie gewöhnlich und ſah ſehr angegriffen aus. Die Präſidentin drohte mir oft heimlich mit dem Finger; Eliſe ſchwieg zwar immer darüber, aber man ſah es ihr an, wie leid er ihr that, denn wenn ſie zu ihm ſprach, ſo war ihr Ton weicher, ihr Blick milder wie ſonſt. Ich glaube wirklich, ſie hätte mir ihn gern abſpenſtig gemacht! nun, meinetwegen, das ſtand ihr frei — aber, ohne eitel zu ſein, kann ich wohl ſagen, daß es ein lächerlicher Verſuch für eine Frau von vier und zwanzig Jahren geweſen wäre, neben einem ſechszehnjährigen Mädchen wie ich, aufkommen zu wollen. Armer Lohen! er war ſonſt ein guter Menſch; aber er ſollte noch mehr gequält werden. —

Eines Tages war ich mit Ottilien in eine Buchhandlung gegangen; ſie zeichnet ziemlich hübſch und wollte ſich das Portrait, ich weiß nicht, welcher berühmten Frau kaufen, um es für Eliſen, die eine Verehrerin dieſer Frau iſt, zu kopiren. Der Laden war ſehr voll, und wie gewöhnlich wurde ich ſehr angegafft. Vor Allen fiel mir aber ein Herr auf, der über das Buch, in welchem er zu leſen ſchien, immerfort zu mir herüber ſah, denn er war hübſch, hübſcher als ich je einen Mann geſe-

hen habe, und hatte eine so sichere, ruhige Haltung, daß er nur etwas Vornehmes sein konnte. Ich machte Ottilien auf ihn aufmerksam und fragte, ob sie ihn kenne. Sie sah auf, und erröthete richtig wieder, wie ich wohl vermuthen konnte, denn sie ist so schüchtern und unbeholfen, daß sie an einem Tage 77 Mal erröthet, ohne daß man begreift warum! — „Sie wisse nicht seinen Namen," antwortete sie, bezahlte hastig und zog mich aus dem Laden heraus. Wir hatten noch einige Einkäufe zu machen, besuchten noch Elisen, die unwohl war, und als wir ziemlich spät zu Hause kamen, fällt unser erster Blick auf den Herrn aus dem Laden, der ganz feierlich als Visite bei Tante und Onkel sitzt. Der Onkel stellte uns vor, die Tante ihn: „Herr von Blankenau." Ottilie lief, ziemlich unhöflich, gleich wieder heraus, und ich setzte mich neben die Tante und hörte zu. Er sprach von einer Gebirgsreise, die er vor einigen Jahren mit Elisen und Ottilien gemacht, daß der Zufall sie an irgend einem Wasserfalle zusammen geführt habe, und daß sie eine Woche lang mit einander in den Bergen umhergestreift seien, ohne einander ihre Namen zu nennen, — daß es ihm später nicht gelungen sei, etwas Näheres über seine liebenswürdige Reisegesellschaft zu erfahren, bis er heute im Laden Ottilien erkannt und endlich vom Buchhändler die längst erwünschte Auskunft erhalten habe, und sich sehr freue, die Bekanntschaft zu erneuern und zu erweitern, (oh, ich verstand wohl!) und was man noch bei solchen Gelegenheiten sagt. Dabei sah er mich sehr oft an.

Als er fort war, sagte der Onkel heiter: „Nun Emilie, das wäre eine Partie für Dich! er ist der einzige Sohn eines Mannes, der nicht nur Minister werden konnte, sondern es wirklich war, und hat Vermögen: ein sehr einträgliches Gut in Schlesien, außer dem, was er noch einmal von seinem Vater erben wird —"

„Hat er Ihnen das gleich anvertraut?" unterbrach ich ihn.

„Das eben nicht, aber ich kenne seine Verhältnisse sehr genau aus den Akten. Es war ein höchst verwickelter Prozeß, höchst interessant! wegen des Nachlasses eines im Jahre 1750 verstorbenen Fräuleins Barbara Dorothea v. Blankenau; Windisch machte eine kostbare Relation darüber — doch das verstehst Du nicht, Emilie. Genug, daß Blanken-

au's Vater, der Miniſter, ihn vor zwei Jahren gewann. Mache nur daß Du ihm gefällſt, Emilie. —"

„Oh!" rief ich, er kann ſich Mühe geben, mir zu gefallen!"

„Lieber Wenzel, ſagte die Tante verdrießlich, Du weißt, wie ſolche Scherze mir zuwider ſind; das Ehrwürdige und Geweihte ſollte jungen Mädchen nie auf dieſe leichtfertige Weiſe dargeſtellt werden, auch iſt es der ſchlechteſte Ton, dieſe zarten Beziehungen ſo krämerartig aufzufaſſen."

Der Onkel verſtummte, wie immer, wenn die Tante ihren Schutzpatron, den guten Ton, anruft. Er hat eine große Devotion vor ihren Ausſprüchen in dieſer Hinſicht, denn ſein Adel iſt noch ganz neugebacken, und die Tante iſt aus einem vornehmen Hauſe. Nichts deſto weniger wurde Herr v. Blankenau einige Tage darauf zum Mittagseſſen eingeladen, und der Onkel bat ihn, ſein Haus für das eines Bekannten anzuſehen, und rechnete aus, daß die Blankenau's — ich weiß nicht, in welchem Jahrhunderte — mit der Familie der Tante ſehr nah verwandt geweſen ſeien. Er gefiel mir wirklich ſehr gut; er ſaß neben mir, und natürlich machte er mir ſo ſehr den Hof, als es die geſelligen Rückſichten gegen die Andern nur erlaubten.

Nach Tiſche gingen wir in den Garten, und er lief mit Eliſen auf und nieder, während ich und Ottilie in der Laube den Kaffee beſorgten. Ich merkte wohl, daß er von mir ſprach, denn Eliſe und er ſahen oft nach der Laube hin.

„Sieh mal, Ottilie, ſagte ich, wovon mögen die Beiden ſo eifrig ſprechen? nach ihren Blicken zu urtheilen, ſcheinen ſie ſich über uns zu unterhalten."

Ottilie erröthete, richtig gezählt, zum 76. Male an dieſem Tage, und antwortete: „Vielleicht nur über Dich, Emilie."

Nun, darin hatte ſie wohl Recht, aber für mich ſchickte es ſich doch nicht, mich allein zu nennen: man muß ſich ja einmal in der Welt beſcheiden ſtellen!

Herr v. Blankenau fand ſich bald täglich bei uns ein, und er und Lohen wechſelten im Geheimen oft grimmige Blicke; natürlich that ich, als ob ich es nicht bemerkte. Mein Platz wurde nun doch durch irgend

eine weiſe Fügung des guten Tons geändert, und ich ſaß gewöhnlich zwiſchen den beiden Nebenbuhlern, und je ſchweigſamer und trauriger Lohen wurde, deſto lebhafter und glänzender wurde Blankenau. Ich nahm ſeine Huldigungen freundlich, doch nicht zu aufmunternd an; ich wußte recht gut, daß eine gewiſſe Zurückhaltung eher feſſelt als abſtoßt, — wenigſtens war dies die Meinung der Präſidentin, und ich traue ihr ſehr viel Erfahrung und Einſicht in ſolchen Dingen zu — und dann wollte ich den armen Lohen auch nicht noch unglücklicher machen, als er ſo ſchon war. Bei alle dem hatte Blankenau doch etwas Seltſames in ſeinem Weſen; er ſprach oft Stunden lang mit mir halblaut und ſo angelegentlich, als habe er mir etwas ſehr Wichtiges anzuvertrauen, das Niemand außer uns Beiden hören dürfe, aber eigentlich hätte die ganze Stadt zuhören können, denn wir unterhielten uns über das Theater, Ottilien's bevorſtehende Hochzeit, und andere ganz gleichgültige Gegenſtände. Nie ſprach er von mir und meinen Vorzügen, oder von ſich ſelbſt und ſeinen Empfindungen, und hätte ſein ganzes Betragen nicht zu deutlich gezeigt, wie es mit ſeinem Herzen ſtand, ſo würde ich es aus ſeinen Worten nie errathen haben.

Die Präſidentin nahm mich eines Tages wieder vor, um mit mir über alle dieſe Verhältniſſe zu ſprechen; ſie intereſſirt ſich ſehr dafür, gerade wie ein alter, invalider General am liebſten von Feldzügen ſpricht, die er doch nicht mehr mitmachen kann.

„Ich möchte wohl wiſſen, was Herr v. Blankenau Ihnen geſtern zwei Stunden lang vordemonſtrirt hat, ſagte ſie mit einem angenehmen Lächeln, (denn ſie hat in ihren Manieren etwas Unbeſchreibliches, für mich ſehr Anziehendes, das augenblicklich verräth, wie ſehr ſie an Huldigungen gewöhnt war) — Emilie, Emilie! Ihre ſchönen Augen ſtiften viel Unheil an! ich wette darauf, daß er Ihnen geſtern Herz und Hand zu Füßen gelegt hat.“

Ich lächelte nur dazu und vermied zu antworten. Sie hatte nicht ganz Recht — er hatte mir nur von einem Hofballe erzählt.

„Ich will mich nicht in Ihr Vertrauen drängen, liebe Emilie, fuhr ſie fort: Verhältniſſe, deren ruhige Entwickelung nichts ſtört, reifen langſamer, als ſolche, denen Hinderniſſe im Wege ſtehen. Er hat nichts

gegen ſich, er iſt ſchön, jung, vermögend, in jeder Hinſicht eine brillante Partie."

Ich wiegte den Kopf hin und her. „Die Liebe iſt ein eigenſinniges Ding!" bemerkte ich.

„Alſo lieben Sie ihn nicht? dann ſind Sie ſehr kokett, Emilie. Gefällt Ihnen mein kleiner Lohen vielleicht beſſer?"

„Ach der arme Lohen! Sie ſcherzen, gnädige Frau, das iſt ja nicht möglich."

„Freilich iſt er keine Partie! dennoch finde ich ihn ſehr liebenswürdig, und wenn ich an Ihrer Stelle wäre! — doch das iſt Geſchmackſache. Jedenfalls muß dem Dinge ein Ende gemacht werden, das ſind Sie ihm ſchuldig, Emilie. So lang er noch einen Funken von Hoffnung hat, bleibt er, wie gebannt, in Ihrer Nähe — ich kenne das! — und doch iſt ſeine Entfernung dringend nöthig. Er verzehrt ſich, er geht unter; ich habe ſchon mit ihm darüber geſprochen, ihm Rath ertheilt. Er will in ruſſiſche Dienſte treten, gegen die Bergvölker, Tſcherkeſſen oder Kalmücken, oder wie ſie ſonſt heißen mögen, kämpfen und hat bereits ſein Geſuch deshalb eingereicht. Aber Sie müſſen ihm den Abſchied nicht noch mehr erſchweren, das bitte ich mir aus. Emilie! Er iſt mein Liebling, und es iſt ſchlimm genug, daß der junge Mann ſich Ihres hübſchen Geſichtchens wegen von dem ſchiefäugigen Volke todtſchießen laſſen will."

„Gott! dachte ich: wenn die Vorſteherin und die kleinen Mädchen in der Penſion wüßten, daß Einer meinetwegen unter die Kalmücken geht! aber ich will es ihnen doch in meinem nächſten Briefe merken laſſen."

„Sie ſollten ſich wirklich definitiv für Blankenau entſcheiden, ſprach die Präſidentin weiter, Sie ſind zwar noch jung, es iſt wahr, aber —"

„O gnädige Frau, fiel ich ein, ich weiß Blankenau wohl zu ſchätzen. Der Onkel erzählt mir ja, ſo oft die Tante herausgeht, die Fabel vom Fiſchreiher, der ſo lange unter den ſchönſten Hechten herumwählte, bis er zuletzt nur einen Froſch fing, und die Moral davon geht mir wirklich zu Herzen. Ich will ernſtlich daran denken, und wenn ich erſt ganz klar weiß, ob ich ihn nehme oder nicht, ſo werde ich zu Ihnen kommen und mir Ihren gütigen Rath erbitten, der mir in jedem Falle nöthig iſt."

„Ich fing alſo ernſtlich an daran zu denken, und wurde immer kälter gegen Lohen und ein klein wenig ermuthigender gegen Blankenau, aber dieſer mußte, ſo ſicher er auch ausſah, im Grunde ſehr zaghaft und beſcheiden ſein, denn er wagte noch immer nicht ſich zu erklären. — Eines Abends war ich allein im Zimmer. Die Tante und Ottilie waren noch bei Eliſen, die ſeit einiger Zeit ſehr kränklich iſt, und es war ſchon um die gewohnte Theeſtunde. Blankenau kam mit dem Onkel herein; letzterer entfernte ſich bald zu ſeinen Akten, und ließ mich allein mit meinem Anbeter. Ich war doch etwas verlegen; ich hatte mich zwar ſchon längſt auf eine Erklärung vorbereitet, genau wußte ich aber doch nicht, wie man ſich dabei zu benehmen hat, und ſo erwartete ich mit Herzklopfen den feierlichen Augenblick. Helene ſchrieb im Nebenzimmer etwas Erbauliches, aber die Thür war zugemacht und Blankenau ſprach nie ſehr laut; vor dem Onkel waren wir gar ſicher, und ſo war von keiner Seite eine Störung zu befürchten. Dennoch ſchien Blankenau ängſtlich zu ſein, denn er ſah jeden Augenblick nach der Thür, und betrachtete meine Stickerei als wolle er mir das Sticken ablernen. Ein Knäuel Wolle fiel mir herunter; Blankenau bückte ſich um ihn aufzuheben, und ſank dabei, ziemlich abſichtlich, auf ein Knie. Ich zitterte ſchon, und war nebenbei auch etwas neugierig, was er eigentlich ſagen würde, als die Thür ſich öffnete und Ottilie auf der Schwelle erſchien. Sie fuhr zurück als ſie unſere Stellung (denn auch ich hatte mich unwillkürlich etwas vorgebeugt) gewahr wurde, und machte die Thür wieder zu. Blankenau ſprang verdrießlich auf. „Verdammt!“ rief er und ging im Zimmer auf und ab. Ich war indeſſen ziemlich froh diesmal noch entſchlüpft zu ſein. Wir Beide ſprachen kein Wort, bis die Tante mit Lohen und allen Uebrigen hereinkam. Ottilie hatte geſchwiegen, das ſah ich ihr und den Andern an; überhaupt benahm ſie ſich ganz zart dabei, denn ſie vermied es ſichtlich, Blankenau und mich zu ſehn, um uns nicht in Verlegenheit zu ſetzen. Blankenau war natürlich verſtimmt und zerſtreut, und ziemlich wüthend auf Ottilien, wie es mir ſchien, er ſprach nicht viel mit mir, ſondern theilte ſich mehr allen mit. Nun, ich konnte ihm ſeine üble Laune nicht verdenken!

Es waren Briefe angekommen. Aſſeberg und Windiſch, der Bräutigam, ſollten in den nächſten Tagen zurückkehren, und bald darauf ſollte die Hochzeit gefeiert werden. Sie waren beide in Italien geweſen. Den kränklichen Windiſch hatten die Aerzte in irgend ein italieniſches Seebad geſchickt, und Aſſeberg, der ſehr heiter und lebensluſtig iſt, hatte ihn ſehr gern begleitet. Das wurde hin und her beſprochen.

„Ich wäre gern mitgefahren! rief Helene, Aſſeberg hätte mich ſchon mitgenommen, aber der lange Windiſch wollte nicht, ich habe ihm dafür auch unverſöhnlichen Haß geſchworen.“

„Wirklich? fragte Blankenau, Herr v. Windiſch darf alſo nicht auf Ihre ſchweſterliche Liebe rechnen?“

„Niemals, erwiederte das ſchnippiſche Mädchen, ich habe ihn von jeher nicht leiden können, und habe Ottilien oft genug abgerathen, aber ſie ſagte immer, es käme doch alles auf eins heraus, man müſſe doch einmal ſterben — der Vater wünſche es u. ſ. w. Ich will es ihm aber gradezu ſagen, daß es ſchlecht von ihm iſt, vor der Hochzeit ohne Ottilien herumzureiſen, beſonders da ſie die ſchönen Gegenden ſo liebt.“

„Helene!“ rief die Tante, aber Helene iſt entſetzlich verzogen, denn ſie war ein ſchwächliches Kind, und man ſah ihr von jeher alles nach, und ſo fuhr ſie mit ihrer unerſchütterlichen Impertinenz fort:

„Aber, Mama, es iſt ja wahr, Ottilie iſt ganz vernarrt in die Naturſchönheiten; ihr ganzes Album iſt voll Landſchaften, und den Waſſerfall aus dem ..... Gebirge, den ſie ſich gezeichnet und über ihr Bett gehängt hat, betrachtet ſie alle Morgen und alle Abend mit einer Andacht, als wäre es ein Heiligenbild, und kann ihn Stundenlang anſehn, wenn ſie ſich unbemerkt glaubt. Was würde ſie erſt in Italien thun, vor wirklichen Waſſerfällen und Felſen!“

Ottilie verfehlte natürlich nicht ſehr roth zu werden, aber diesmal ſo ſehr, daß ſie aufſtand und ſich an dem Flügel etwas zu ſchaffen machte, um ihre Verwirrung zu verbergen. Die Uebrigen ſprachen weiter, Blankenau bat mich ſo dringend, ein längſt gegebenes Verſprechen zu erfüllen und ihm etwas vorzuſpielen, daß ich ſeinen Bitten nachgeben mußte, und meine Hugenotten-Phantaſie hervorholte. Ottilie drehte mir die Blätter um, und Blankenau ſtellte ſich neben ſie, um mich auch

spielen zu sehn. Es war auch etwas daran zu sehn! ich hatte meinem Lehrer jede Bewegung genau abgelernt, und wiegte mich hin und her, legte den Kopf zurück, schlug die Augen auf und nieder — bei einem Solo der linken Hand durfte die rechte sogar, wie im Selbstvergessen, mit anmuthiger Nachlässigkeit einige Locken zerstören — ganz wie es im Geiste der Composition lag, wie mein Lehrer zu sagen pflegte.

Blankenau wollte nun gewiß die Gelegenheit benutzen, Ottilie vollends in's Vertrauen zu ziehn — das war am Ende das Beste, nach dem was sie gesehn — denn während eines langen Trillers hörte ich ihn leise zu ihr sagen: „Was haben Sie gethan!"

Ein donnernder Octavenläufer übertönte ihre Antwort und noch einige Redensarten, die sie wechselten, und nur durch die Schlußakkorde hindurch hörte ich einige Worte, wie: Muth, Vertrauen, Liebe, und daß sie, wie gewöhnlich etwas unbeholfen, erwiederte, es sei schon sehr spät — aber ich habe mich auch vielleicht verhört.

Blankenau applaudirte laut und drückte auf eine etwas übertriebene Weise (doch die hielt ich dem Liebenden zu Gute!) seine Bewunderung meiner Fertigkeit aus. Mein Spiel hatte ihn wirklich ganz heiter gemacht, wir tanzten etwas nach Helenens Gepauke, und ich bemerkte, daß er während des Tanzes noch mit Ottilien über mich sprach, und so schloß der Abend weniger trübselig, als ich gefürchtet hatte. Der arme Lohen war freilich trauriger als je, aber ich dachte an die Kalmücken und hoffte das Beste.

Asseberg und Windisch trafen endlich ein; Ersterer, ein ganz angenehmer Mann, machte mir sogleich tüchtig den Hof, um sich, wie er sagte, an Elisen für ihr unaufhörliches Kränkeln zu rächen, aber Windisch! — wirklich ein schönes Paar, der lange gelbbleiche Windisch und die kleine erröthende Ottilie. Sie ist auch nichts weniger als zärtlich gegen ihn; als er ankam, lief sie aus dem Zimmer, vor Freude oder vor Schreck, das weiß der Himmel. Er ist, was die gemeinen Leute einen feinen Mann nennen, sehr höflich, sehr steif, sehr förmlich und niemals lebhaft. Die Tante scheint ihm nicht sehr gewogen zu sein, der Onkel aber desto mehr, denn sie vertiefen sich täglich in endlos langweilige Gespräche, und der Onkel nennt ihn einen ausgezeichneten Juristen und

einen höchſt achtungswerthen Mann. Das ſagt man gewöhnlich, wenn man einen Menſchen loben will, und nichts an ihm zu loben findet, habe ich bemerkt. Ottilie muß auch nicht gerade die Wahl gehabt haben! ich ſehe oft den anmuthigen Bräutigam an, und denke: Gott ſei Dank! —

Einige Tage nach der Ankunft dieſer beiden Herren, ſaß ich in meinem Zimmer und überlegte, ob ich nicht noch zum Heirathen zu jung ſei. Was ſtand mir bei meinem Aeußern noch bis zum zwanzigſten Jahre bevor! denn das iſt der letzte Termin, den ein Mädchen mit Anſtand unverheirathet abwarten kann. Blankenau hatte zwar Vorzüge, viele Vorzüge! er gefiel mir, und das iſt doch auch etwas bei einer Heirath, und dann — des Onkels Fiſchreiher! Ich war recht gnädig gegen ihn geſtimmt, und wäre er in dieſem Augenblicke hereingetreten, und hätte mich um meine Hand gebeten — ich hätte ihn vielleicht erhört. Statt ſeiner kam aber Helene hereingeſtürzt und rief ganz athemlos: „Weißt Du auch, wer hier nebenan in Ottiliens Zimmer iſt?“

„Nein, aber ich höre eine männliche Stimme — wer kann es ſein?“

„Herr v. Blankenau!“ jubelte Helene, und ſprang wie ein Salamander, der ſie iſt, im Zimmer herum.

„Nicht möglich! ſagte ich neugierig und ſtand auf: „haſt Du ihn hereingehn ſehn?“

„Freilich, jetzt eben; ich begegnete ihm auf der Treppe, und er bat mich, ihn zu Ottilien zu führen, und ich that es auch. Oh, ich lache mich halb todt, wenn meine Vermuthung eintrifft, und wenn zwei, denen es ganz recht iſt, angeführt werden!“

„Was willſt Du damit ſagen?“ fragte ich unruhig, denn wenn Helene ſich freut, ſo iſt irgend eine Malice in der Luft.

„Du wirſt ſchon ſehn, erwiederte ſie, und ſetzte ihre Sprünge fort, weißt Du auch, was er bei Ottilien will?“

„Kleine Närrin, wie ſollte ich das wiſſen?“

„Wirklich? ſo ſag es mir doch! aber ich wette, Du weißt es nicht!“

„Kleines Mädchen, habe Dich nicht ſo! er will Ottilien gewiß bitten, eine gewiſſe Perſon, die ich nicht nennen mag, auszuforſchen, wie ſie gegen ihn geſinnt iſt. Mehr brauche ich Dir nicht zu ſagen.“

„Und warum fragt er denn nicht ſelbſt dieſe Gewiſſe?“

„Was kann er denn ſonſt bei Ottilien zu thun haben? ſagte ich mitleidig, etwa ihr eine Liebeserklärung machen? gute Helene, ich beneide Deinen Scharfſinn!“

„Wir werden ja ſehn! rief ſie und lachte ausgelaſſen, freilich, neben einer Schönheit, wie Du biſt, kommt keine Andre auf!“

Ihr Lachen verdroß mich, die Stimmen im Nebenzimmer wurden immer lauter — ich ſchwieg und nahete mich der Thür um beſſer zu verſtehn. Helene lief ſogleich dicht heran und legte das Ohr an die Spalte: es war am Ende ein Geſpräch, das mich allein betraf, ich mußte es doch früher oder ſpäter erfahren, und darum ſtellte ich mich neben ſie.

„Recht ſo, Emilie, ſagte das naſeweiſe Ding, wir wollen hier Sprichwörter aufführen.“

Was das heißen ſollte, war mir nicht klar, doch was im Nebenzimmer geſprochen wurde, verſtand ich vollkommen.

Blankenau ſagte: „Und darum, geliebte Ottilie, nur Muth, nur Vertrauen, und vor allem Liebe. Ueberlaſſen Sie mir alles, ich werde alle Hinderniſſe leichter überwinden, als Sie glauben. Ihr Bräutigam iſt ein Mann von Ehre, er wird Sie nicht ſein nennen wollen, wenn ich ihm ſage, daß ich ältere und heiligere Rechte auf Sie habe, daß nur ein ungünſtiger Zufall uns trennte, daß ich nie aufhörte Sie zu lieben, daß Sie mich ihm vorziehn —“

Ich hatte genug gehört und trat zurück. Helene rief laut: „Das iſt zu gut! komm, wir wollen ihnen eine Mühe ſparen — ich ſage alles der Mama und die wird helfen.“

Sie nahm mich bei der Hand und zog mich durch einige Zimmer mit ſich fort, bis in ein Cabinet, in welchem die Tante arbeitete und der Onkel und Windiſch ſich über merkwürdige Rechtsfälle unterhielten.

Ich muß wohl etwas außer Faſſung geweſen ſein, denn als ich den unglücklichen Bräutigam ſo friedlich und ahnungslos daſitzen ſah, lachte ich laut auf, und es war mir eine rechte Erleichterung ihm ſagen zu können: „Ich gratulire, Herr v. Windiſch! — Onkel, können Sie mir wohl aus Ihren Geſetzbüchern ſagen, ob eine Braut ihrem erſten oder ihrem zweiten Bräutigam zukommt? Die vorſichtige Ottilie hat ſich doppelt verſehn, aber das heißt des Guten zu viel haben, und Sie werden wahrſcheinlich die Rolle des Zuviel ſpielen, Herr v. Windiſch!“

„Emilie, biſt Du toll? fragte der Onkel, was redeſt Du für Unſinn!“

Die Tante ſah uns forſchend an.

„Es iſt alles wahr, Mama, betheuerte Helene, Ottilie mag ihn nun einmal nicht, ſie liebt Blankenau und er ſie, und es bleibt nichts übrig, als ſich darein zu finden.“

Zu meinem Aerger blieb Windiſch ziemlich ruhig, denn mir wäre es am liebſten geweſen, wenn er das Haus angeſteckt, oder ſonſt eine Extravaganz begangen hätte; er wurde nur noch bläſſer wie gewöhnlich und biß ſich auf die Lippen, ſagte aber gelaſſen: „Wenn es ſo iſt, wie die jungen Damen behaupten, ſo werde ich für meine Perſon Fräulein Ottiliens Neigung nicht im Wege ſtehen,“ und wollte dann von ſeinem Mordbrenner weitererzählen, als Blankenau mit der diesmal ſehr blaſſen Ottilie an der Hand hereintrat.

Der Onkel ſtand ängſtlich auf; er kämpfte ſichtlich mit ſich ſelbſt, und ſchwankte zwiſchen der Ehrfurcht vor dem Sohne eines wirklichen Miniſters, und den Rückſichten die er dem Sohne eines möglichen Miniſters ſchuldig zu ſein glaubte — aber der wirkliche ſiegte, denn er verhielt ſich leidend während des ganzen Auftrittes. Auch Windiſch hatte ſich erhoben, ging dem Paare entgegen, und ſprach mit ſeiner gewöhnlichen ſauerſüßen Höflichkeit: „Erlauben Sie mir, verehrtes Fräulein und Herr von Blankenau, den Mittheilungen, die Sie mir wahrſcheinlich zu machen haben, zuvor zu kommen und Ihnen die Verſicherung zu geben, daß ich mit allen Beſtimmungen, die Sie vielleicht für die Zukunft treffen wollen, im voraus einverſtanden bin. Es iſt mir ein Vergnügen, zur Beförderung einer Verbindung beitragen zu können, die für

Sie Beide gewiß sehr glückbringend sein wird, und indem ich dadurch Ihre Wünsche zu erfüllen glaube, trete ich Ihnen, Herr v. Blankenau, hiermit alle meine Ansprüche auf die Hand des Fräuleins ab — vorausgesetzt, daß der Herr Geheimerath und seine Gemahlin mir mein Wort zurückgeben wollen."

Der Onkel machte in stummer Angst mehrere Verbeugungen; die Tante antwortete aber fest: „Das thun wir von ganzem Herzen, Herr v. Windisch, da die Neigung unsrer Tochter schon für uns entschieden hat."

Ottilie umarmte ihre Mutter, die Herren gaben einander die Hände und machten schöne Worte, Helene jubelte, und während dieses Wirrwarrs von Complimenten und Familienrührung, hatte ich Zeit, mich zu besinnen. Ich war am Ende erst sechszehn Jahr alt — es ging schon jetzt Einer meinetwegen in den Krieg — was konnte binnen vier Jahren nicht alles geschehn! eigentlich war mir Blankenau ziemlich gleichgültig, und es gab noch weit bessere Partien; also entschloß ich mich dem neuen Brautpaare Glück zu wünschen. Blankenau küßte mir die Hand und sagte ernst: „Wie viel verdanke ich Ihnen, schöne Cousine! wie großmüthig haben Sie mir beigestanden meine Gefühle zu verbergen, bis ich sicher war sie von Ottilien erwiedert zu sehn! ich bin Ihnen ewig verpflichtet für Ihre hülfreiche Freundschaft."

Diese Worte verblüfften mich zwar anfangs etwas, aber im Grunde sprach er ja nur die Wahrheit; gewiß, ich hatte seine Liebe beschützt, und erwiederte nun ganz freundlich: „Nun, habe ich es nicht gut gemacht? es hat Niemand gemerkt wie wir zusammen standen, selbst Ottilie nicht. Das hat mir großen Spaß gemacht."

„Also Du wußtest alles?" fragte Helene ungläubig.

„Versteht sich, kleines Ding — vom ersten Augenblicke an."

„Nun, das gestehe ich, Du kannst dich gut verstellen! ich hätte darauf geschworen, daß Du Dir wirklich etwas auf Blankenau's Eroberung einbildetest!" rief das ungezogene Mädchen.

Theils um Helenens inquisitorischen Blicken und Fragen zu entgehn, theils um den ganzen Vorfall von der richtigen Seite darzustellen, ging

ich Eliſen zu beſuchen. Sie war ſeit langer Zeit zum erſten Male aufgeſtanden, und ſaß mit ihrem Manne und Lohen im Wohnzimmer. Lohen war doch eigentlich recht angenehm und talentvoll! er machte ſo ſchöne Gedichte, und liebte mich ſo raſend! kurz, an dieſem Abend gefiel er mir mehr als je.

Ich erzählte Ottiliens guten Tauſch ſo witzig ich vermochte, und Aſſeberg war außer ſich vor Fröhlichkeit über die gute Laune, mit der ich die Geſchichte vortrug; die matte Eliſe konnte ſich auch des Lachens nicht enthalten, und ſogar mein ſchwermüthiger Anbeter lachte wie ein Kind. Er hatte auch Urſache ſich zu freuen! er erfuhr, daß ich Blankenau nicht liebte, nie geliebt hatte. Viel konnte es ihm zwar auch nicht helfen, aber Verliebte ſollen ſich ja auf einem Strohhalme ein Paradies erbauen. —

Aſſeberg fragte mich erſt ſo genau aus, als ich ihm antworten wollte, und nahm dann den Hut und lief zu ſeinen Schwiegereltern, um nähere Nachrichten einzuziehn.

Wir ſaßen eine Weile ſchweigend da; endlich rief Lohen mit einer Heftigkeit, die mich erſchreckte: „Aber, gnädige Frau, ich reiſe morgen früh ab!“

Eliſe erbebte, ſtand auf und winkte mir ihr in das Nebenzimmer zu folgen. Ich that es ſehr gern, denn ich wäre um keinen Preis mit Lohen allein geblieben, ſolche Menſchen ſollen im Stande ſein, in der Aufregung ſich ſelbſt und die Geliebte zu ermorden, und dafür danke ich denn doch.

„Emilie, ſagte die Couſine zu mir, Du kennſt Lohens leidenſchaftliches, gereiztes Weſen — morgen verläßt er, wahrſcheinlich für das Leben, eine Perſon, der er ſehr warm zugethan iſt, und er befindet ſich jetzt in einem Zuſtande, der für ſeine ſchwankende Geſundheit das Schlimmſte befürchten läßt. Ich muß ihn beruhigen, zu überreden ſuchen —“

„Ach ja, thue es nur, unterbrach ich ſie; es thut mir ganz entſetzlich leid, und wenn ich mich nicht etwas fürchtete, ſo würde ich wohl verſuchen, ihm einige tröſtliche Worte auf den Weg zu geben.“

Elise sah mich einige Augenblicke prüfend an, dann antwortete sie: „Du bist ein gutes Kind, Emilie, aber Du siehst wohl ein, daß es unpassend wäre —"

„Freilich, fiel ich ein, es würde ihn noch mehr aufregen, und ihm nur den Abschied von mir noch mehr erschweren."

Elise zuckte mit den Lippen und fuhr fort: „Ich werde also zu ihm hineingehn und ihm Muth einsprechen, und Du, Emilie, kannst indessen hier bleiben und verhindern, daß nicht etwa ein lästiger Besuch zu uns hereinkommt, denn Du siehst ein, daß er sich nicht gern in seiner heutigen Stimmung vor Fremden sehen lassen möchte; der Ruf jener Person könnte vielleicht durch unvorsichtige Ausbrüche seines Gefühls zu leiden haben — und er will ja nichts als ungestört von ihr Abschied nehmen."

„Du wirst doch dabei sein? fragte ich ängstlich, ich bin so sehr furchtsam."

„Wenn Du es wünschest, gewiß — aber ich eile, ihn vorzubereiten. Sage allen, die etwa herkommen sollten, daß ich eingeschlummert bin, und Dich gebeten habe, bei mir zu bleiben, bis Asseberg nach Hause kommt, schließ die Thüre zu, und frage Jeden, der klopft, nach seinem Namen, ehe Du öffnest — kommt Asseberg, so poche an die Thür des Wohnzimmers, damit Lohen Fassung gewinnt, vor ihm zu erscheinen. Wenn er ruhig genug ist, so werde ich Dich rufen. Du begreifst, wie zart und peinlich unsere Situation ist — ich vertraue auf Dich, Emilie, Du wirst Unglückliche nicht noch unglücklicher machen wollen."

Sie hatte ordentlich Thränen in den Augen, und ich rief gerührt: „Verlaß Dich auf mich, Elise, ich lasse Niemand herein. Beruhige ihn nur, ich werde mir indessen einige freundliche Worte für ihn ausdenken."

Sie ging in das Wohnzimmer und machte die Thür hinter sich zu. Ich setzte mich hin, und überlegte den interessanten Augenblick, den ich jetzt durchlebte. Wenn die Vorsteherin und meine Pensionsfreundinnen wüßten, daß im Nebenzimmer Einer aus Liebe zu mir halbtodt ist! Elise war doch recht gutmüthig, sich seiner so anzunehmen! freilich eine echte Liebe erweckt immer Theilnahme, wie die Präsidentin sagt. — Ich hörte Elise und Lohen lebhaft aber unverständlich reden; er mußte sehr schwer zu beruhigen sein, denn ihre Unterredung dauerte schon länger als eine

halbe Stunde, und Eliſe rief mich noch nicht. Sie hatte auch eine ſchwere Aufgabe; ich beneidete ſie nicht darum.

Es klingelte und ich lief an die Thür, ganz froh, endlich meinen Scharfſinn und meine Liſt auf die Probe geſtellt zu ſehn; ich hatte mir feſt vorgenommen, Niemand zu Lohen hereinzulaſſen; das war ich ihm ſchuldig. Mit Schrecken erkannte ich die Stimme der Präſidentin. Die konnte ich weder fortſchicken noch warten laſſen. Mit großer Geiſtesgegenwart eilte ich an die Thür des Wohnzimmers, ſchloß ſie zu, ſteckte den Schlüſſel zu mir, und öffnete dann mit dem Finger auf dem Munde der Präſidentin. Sie trat raſch ein und fragte: „Was giebt es denn, Emilie?"

„Eliſe ſchläft, erwiederte ich leiſe — ſie war ſehr angegriffen und hat mich gebeten, ſie zu bewachen, bis Aſeberg zurückkommt."

„Wo iſt denn mein Sohn?"

„Er iſt gegangen Ottilien zu gratuliren."

„Hat ſie das große Loos gewonnen, oder was ſonſt?"

„Alſo Sie wiſſen noch nicht, daß die Partie mit Windiſch auseinander gegangen iſt, und daß Ottilie ſich mit Blankenau verlobt hat? es iſt eine ſehr amüſante Geſchichte; ich war im Geheimniß, und that als ob ich mir von Blankenau den Hof machen ließe, und habe Alle überraſcht."

„Er liebte Ottilien und nicht Sie, und Sie wußten es?" rief ſie erſtaunt.

„Ich war ſeine Vertraute."

Die Präſidentin ſah etwas verblüfft aus, und wußte nicht recht, welche Miene ſie annehmen ſollte. „Oh, ſagte ſie dann ſchnell gefaßt, das habe ich längſt gemerkt! ich ſehe darin ſehr ſcharf! er hatte nur Augen für Ottilien — aber ich glaubte nicht, daß Sie es wüßten, Emilie."

„Ich wußte jeden ſeiner Gedanken.

„Nun, es iſt hübſch von Ihnen, daß Sie dieſe undankbare Rolle ſo gutwillig übernahmen und ſo täuſchend durchführten. Aber der junge Mann gefällt mir! es war ein feines, gut erſonnenes Spiel. Da Eliſe ſchläft, will ich noch hingehn, und ihm zu ſeinem Erfolge Glück wünſchen; ich liebe junge Leute, die widrige Verhältniſſe zu überwinden wiſſen."

Die hatte ich alſo glücklich fortgebracht, aber gleich darauf kam Aſſeberg die Treppe herauf — und Lohen hatte doch noch nicht von mir Abſchied genommen! ich ſagte alſo dem Herrn Couſin, ſeine Mutter habe ihn nothwendig zu ſprechen, und erwarte ihn bei dem Onkel. Nach einigem Wortwechſel ging er richtig wieder fort, und ich triumphirte. Aber Eliſe rief mich noch immer nicht; vielleicht kam noch Jemand, und die Zeit wurde mir in dieſer Erwartung nicht lang, denn es machte mir viel Vergnügen, die Leute fortzuſchicken. Nach einer guten Weile fiel es mir plötzlich ein, daß Eliſe mich gar nicht rufen könne; ich hatte ja die Thür verſchloſſen, und klopfen wollte ſie gewiß nicht, da ſie nicht genau wiſſen konnte, ob Jemand bei mir ſei oder nicht. Ich ſchloß auf, und bald darauf kam Eliſe mit Lohen heraus. Er war trotz ihrer langen Ueberredung noch ganz außer ſich, ergriff meine Hand und rief: „Leben Sie wohl, Emilie; der Himmel ſegne Sie für —"

„Kommen Sie, kommen Sie," unterbrach ihn Eliſe und zog ihn mit ſich zur Thür. In ſeiner Verzweiflung fiel er ihr um den Hals, und lief dann wie ſinnlos die Treppe herunter. Solche Liebe hatte ich mir nie vorgeſtellt!

„O mein Gott!" rief Eliſe und fiel halb ohnmächtig auf das Sofa.

„Alſo konnteſt Du ihn gar nicht beruhigen?" fragte ich mitleidig.

Sie antwortete nicht, ſondern ſagte nach einigen Minuten: „Er iſt zu ſchrecklich, es iſt Tod!"

„Ach ja, verſetzte ich, es war recht gut, daß Du ihn ſo raſch fortzogſt, denn wer weiß, was er noch gethan hätte. Aber habe ich nicht tapfer abgewehrt?" Sie war aber ſo angegriffen, daß ſie mich mit dem Bedienten nach Hauſe ſchickte; es war ihr unmöglich, mit mir über das Vorgefallene zu ſprechen.

Mit den beſten Vorſätzen betrat ich mein einſames Zimmer. Ich wollte gewiß nie wieder kokett ſein, denn gegen den armen Lohen hatte ich mir doch wohl Einiges vorzuwerfen; ich wollte nicht mehr freundlich ſein, nicht hin und herblicken, nicht lächeln — verliebten ſich die Leute dennoch in mich, ſo war es wenigſtens nicht meine Schuld, und ich konnte ihrer Leidenſchaft mit ruhigem Gewiſſen zuſehn. Ich dachte ſo lange darüber nach, bis ich auf dem Stuhle einſchlief. Helene weckte

mich mit ihren gewöhnlichen Witzen; ich wollte eben die Thür zuſchließen, um mich auszukleiden, als eine bewegte leiſe Stimme meinen Namen auf dem Hausflur rief. Ich ließ die Thür etwas offen, fürchtete mich aber doch hinauszugehn; ein großer Brief wurde mir, ich wußte nicht wie, in die Hand gedrückt — „Für Sie!“ wiederholt Lohen, denn er war es, und ich höre ihn die Treppe hinabeilen. — Ich blieb ganz erſchrocken mit dem Briefe ſtehn. Helene kam neugierig heran und riß mir den Brief ohne Umſtände aus der Hand. Ich wollte ihn ihr wieder nehmen, ſie wehrte ſich, und in dieſem Hin- und Herzerren ging das Couvert auf und zwei Papiere fielen heraus. Ich ergriff das eine, Helene das andere. Sie hatte kaum einen Blick darauf geworfen, als ſie ganz zornig auf mich zukam und mein Blatt von mir verlangte. Ich verweigerte es natürlich, denn ich hatte eben die erſten Zeilen des ſchönſten Abſchiedsgedichtes darauf geleſen, aber ſie nahm es mir mit Gewalt.

„Wie kannſt Du Dich unterſtehen, mir mein Gedicht fortzunehmen, Du kleiner Erdgeiſt!“ rief ich, im höchſten Grade gereizt.

„Ich weiß nicht, wie Du zu dieſen Papieren kommſt,“ erwiederte ſie ſehr ernſt, und ſah mich mit ihren klugen, hellen Augen feſt an; es muß ein Mißverſtändniß ſein — ſie ſind nicht für Dich beſtimmt.“

„Sie ſind für mich, Du hölliſcher Kobold! was weißt Du davon? eben jetzt erhielt ich ſie, und obgleich ich nicht irren konnte, ſagte er doch noch ausdrücklich: für Sie!“

„So hat er Dich verkannt; ſieh einmal nach, welche Adreſſe auf dem Couverte ſteht.“

Ich hob es auf — es ſtand nichts darauf. „Das bleibt ſich gleich, ſagte ich ungeduldig; die Papiere gehören mir, und Du giebſt ſie mir auf der Stelle ab, oder —“

„Oder? wiederholte ſie kaltblütig; oder Du wirſt einſehen, daß Du eine eitle Thörin biſt. Da lies einmal die Anrede dieſes Briefes, das Ende dieſes Gedichtes.“

Sie hielt mir die Papiere dicht vor die Augen, und ich las: „Eliſe“ und wieder „Eliſe!“ — ich ſtand wie angewurzelt.

„Du ſiehſt, fuhr Helene nach einer Pauſe fort, daß dieſer Brief und dieſes Gedicht an meine Schweſter Eliſe gerichtet ſind, Du brauchſt

mir nicht zu ſagen von wem, und ich werde ſie behalten und ihr abgeben. Aber, Emilie, ich denke es wird Dein Vortheil ſein, darüber zu ſchweigen, denn ſollteſt Du vielleicht Luſt haben, der Präſidentin oder ſonſt Jemand, davon zu erzählen, ſo werde ich auch eine ſehr luſtige Geſchichte, von einem eiteln, eingebildeten —"

„Schon gut, unterbrach ich ſie; man ſpricht ja nie von ſo etwas — ich habe längſt Alles vergeſſen."

Wir gingen zu Bette. Dieſer eine Tag war zwei Jahre in der Penſion werth, ſo viel hatte ich an ihm gelernt. Eins war mir aber vor allem ſonnenklar geworden: wenn der Himmel ein junges Mädchen für ſeine Sünden beſtrafen will, ſo ſchickt er ihm einige Couſinen auf den Hals! Darum habe ich dieſe Geſchichte aufgeſchrieben, zur Belehrung aller jungen Mädchen, denen das tückiſche Schickſal gleich mir, viele liebe Anverwandte beſcheert hat.

XIV.

Die Kunst, das Vergnügen und das öffentliche Leben.

Eine Betrachtung

von

Theodor Mundt.

Die künstlerische That, die That des schaffenden Genius, wir können sie unter keinem höheren Gesichtspunkt betrachten, als daß wir in ihr die Gewährleistung sehen für die That der Geschichte, für die That des politischen Gesetzgebers, für die That des in seiner Einheit und Freiheit sich erhebenden Staatslebens, eine Gewährleistung, indem sie den Bildungs- und Formtrieb des menschlichen Geistes an einem Object der Freiheit siegreich aufzeigt. Wird dieser freie Bildungstrieb der Völker, der durch die Kunst gewissermaßen seine Erziehung erhalten kann, die politischen Verhältnisse, den Staat, ergreifen, so wird das politische Schöpfungswerk von dem Kunstwerk die Idee der freien Organisation zu entlehnen haben. Denn die Idee der Organisation, die im Naturproduct noch als eine unmittelbare Thatsache der Nothwendigkeit vorhanden ist, sie hat im Kunstproduct den Durchgang durch die geistige Welt des Individuums gewonnen, und ist dadurch erst in das warme

Herzblut der Menschheit getaucht worden und hinübergetreten in den Gestaltungsproceß des Völkerlebens. Im Kunstwerk empfangen wir das erste geistige Bild der Organisation, das auf den freien Menschen selbst zurückweist, und das darum zugleich den ersten Ausweg darbietet, um von ihm aus zur wahren freien Gestaltung aller menschlichen Zustände überzugehen. Schiller sagt deshalb in seinen Briefen „über die ästhetische Erziehung des Menschen" sehr treffend: „es giebt keinen andern Weg, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als daß man denselben zuvor ästhetisch macht!"

Es scheint daher, daß die künstlerische Bildung den unmittelbaren Weg zur Bildung des freien Staatslebens zu zeigen im Stande sei, und schon in sich trage! Zwar ist bekannt, daß die Kunst gerade oft zu solchen Zeiten der Geschichte blühend gefunden wird, wo die politische Freiheit entartet war, oder die absolute Königsgewalt unnatürlich alle schaffende Volkskraft überragte. So rechnet auch Haller in seiner Restauration der Staats-Wissenschaften, die Künste wie die Wissenschaften gewissermaßen zum Regierungslurus, und betrachtet sie als Regal, das am besten von den Königen ausgeübt werde. Aber wenn es nicht zu leugnen ist, daß sich die Blüthe der Kunst oft am glänzendsten und üppigsten um den Thron der absoluten Gewaltherrscher gerankt hat, so liegt darin nur scheinbar zwischen der Kunst und der Freiheit ein Widerspruch ausgedrückt. Die Kunst ist es dann eben, in deren Region sich zu solchen Zeiten der göttliche Bildungstrieb der Menschheit, der den Organismus der Freiheit schaffen will, hineingerettet und verschlossen hat. Die Kunst hat ihrem Wesen nach die inwendig arbeitende Volkskraft in sich aufgenommen, und wenn sie sich damit zu den Füßen des Thrones niedergelassen, wenn sie damit vor einem Ludwig XIV. gekniet hat, so hat sie zugleich die Rechte des Nationalgeistes und die schöpferische Kraft der Individualität, der Gewalt gegenüber, geltend gemacht. Despoten haben daher die Künstler eben so sehr gefürchtet, als beschützt. Eduard I. ließ nach der Eroberung von Wallis alle Barden des Landes umbringen, was oft besser sein kann, als sie verpflegen oder mit Titeln schmücken zu wollen. Aber in dieser Grausamkeit des Eroberers beruht die höchste Anerkennung der in der Kunst treibenden und wirkenden

Volkskraft, die in ihr zerstört werden soll. Der Palast, in welchem der Tyrann wohnt, kann von der Baukunst in den herrlichsten Verhältnissen aufgeführt sein, und mit den Formen der Schönheit ein lastervolles und schändliches Leben verhüllen. Die Kunst verliert durch den Gebrauch, der von ihr gemacht werden kann, nichts an ihrer Bedeutung. Aber der Tyrann hat in seinem eigenen Hause, das die nach idealen Gesetzen schaffende Architektur ihm hingestellt hat, in den Verhältnissen der Harmonie und des Gleichgewichts, die ihn umgeben, gerade diejenigen Gesetze anzuerkennen, die er seinen Völkern gegenüber zerstört und unterworfen hat. Ueberall, wo die Kunst in ihrer Vollendung erscheint, hat sie, und in schlimmen Zeiten gerade am meisten, die höchsten Gesetze der Menschheit in sich bewahrt, und die innerste Thatkraft des Volksgeistes in ihre Gebilde übertragen, wodurch sie oft den Anschein gewonnen hat, in den Zeiten der Entartung der öffentlichen Verhältnisse am höchsten zu gedeihen, während sie darin nur die Brücke gebaut hat zu den besseren und glücklicheren Zeiten hinüber.

Zwar kann die Kunst auch von schlechten Zeiten Verschlechterungen ihres Wesens annehmen, ihre Formen wie ihren Gehalt verderben und beflecken. Die meisten Gefahren drohen ihr dann von jener ästhetischen Zerstreuungssucht, wie sie zu gewissen Epochen sich der Völker bemächtigt, und wie sie namentlich solche Zustände der Restauration, wo künstliche Hemmungen für die Entwickelung des Volksgeistes eingetreten sind, zu charakterisiren pflegt. Es sind aber alsdann Kunstrichtungen eigener Art, welche auf den Schauplatz des Tages zu treten pflegen, es ist ein Zeitalter der Virtuosität angebrochen, statt eines Zeitalters der Kunst. Die Künstler erscheinen als Virtuosen, und benutzen die kranken und reizbaren Nerven ihrer Zeit zum Resonanzboden ihrer Absichten. Die Virtuosität entfaltet ihren prachtvollen Schweif, und schlägt damit ihre Räder, um durch diese dämonische Beweglichkeit einen Ersatz, zum Theil eine Travestie der stockenden Thatkraft des historischen Lebens darzubieten. Wir haben in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts eine solche faule nichtsnutzige ästhetische Zeit gehabt, und laufen Gefahr, wenn unser öffentliches Leben nicht durch einen neuen großen Wellenschlag wieder gehoben wird, in diese Aesthetik der Restaurations-

zeiten wieder zurück zu versinken. Die Virtuosität ist uns dabei mit ihren drückenden Zaubern beständig nahe geblieben, und hat unsere Tageszustände umschwebt, mit dem gaukelnden Flug des Vogels, der eigentlich Unheil bedeutet, und schlimme Witterung anzeigt. Wo die Virtuosität solche öffentliche Bedeutung hat erlangen können, wie in der Restaurationsperiode die großen Sängerinnen und Tänzerinnen, später die brillanten Persönlichkeiten der Musik, welche bei uns an die Stelle der dem Teufel sich verschreibenden, umherziehenden Ritter getreten, wie sie sonst in der romantischen Poesie umherspukten; — wo solche Gestaltungen und Richtungen auf der Höhe des gesellschaftlichen Lebens stehen, da muß auf dem Grunde des ganzen Dasein Etwas verrenkt und gebrochen sein. In Zeiten, wo man auf dem ehrlichen historischen Wege mit den Ideen nicht fertig werden kann, erscheint die Virtuosität als die erschreckende Fertigkeit, mit Allem fertig zu werden, und einem Jahrhundert, das den Gedanken, den es gedacht hat, nicht durchbringen kann, durch das Undenkbare ein schwindelndes Entzücken einzujagen. Wer an nichts mehr glaubt, soll doch nun an das Unglaubliche glauben. Eine Zeit, die sonst nichts wagt, muß sich durch die Wagnisse einer einzigen Virtuosenhand übertroffen oder verspottet sehen. In der Virtuosität zeigt sich die Kunst, wie sie den Verderbnissen des Zeitgeistes verfallen, und in einem bacchantischen Taumel alle Mißklänge ihrer Zeit in sich zusammengerafft hat, um gewaltsam und durch verzweifelte Anstrengungen eine Schönheit daraus zu machen!

Die Regierungen hat man zu manchen Zeiten auch von dieser schlechten Aesthetik Gebrauch machen und gewissermaßen Partei dafür ergreifen sehn. Die ästhetische Erziehung der Völker hat ihnen dann in ihrem Sinne keine Erziehung zur Freiheit oder zur Vernunft geschienen, sondern sie haben in dem ästhetischen Vergnügen eine Beschwichtigung für mancherlei unzeitige Aufwallungen, ein krampfstillendes Mittel, auch eine süße Belohnung für blinden Gehorsam, sich in Bereitschaft zu halten gesucht. Diese Ansicht, die hier und da eine polizeilich-ästhetische Bedeutung der Kunst zu entwickeln gesucht hat, sie trifft im Grunde mit einer andern, vielfach zur Geringschätzung der Kunst vorgebrachten Ansicht zusammen, wonach die Kunst, als blos dem Vergnügen dienend,

ein ſpieleriſches Kind, und eine Tochter des Müßiggangs, keinen Anſpruch auf irgend eine geiſtige und ideale Geltung zu machen habe.

Dieſer, das Weſen der Kunſt, wie es ſcheint, am härteſten treffende Vorwurf, daß ſie nur ein Intereſſe des Vergnügens ſei, führt uns zur Betrachtung des Vergnügens ſelbſt.

Eine Geringachtung der Kunſt kann nur auf demjenigen Standpunkt daraus abgeleitet werden, auf dem überhaupt eine falſche und thörichte Anſicht von dem herrſcht, was das Vergnügen iſt. Das Vergnügen muß zunächſt als etwas durchaus Nothwendiges für die ganze Menſchheit erkannt werden, und vieles ſchwere und wichtig gehaltene Gepäck, womit ſich das Menſchengeſchlecht ſeit Jahrtauſenden ſauer genug herumgeſchleppt hat, wäre immer bei weitem eher zu entbehren geweſen, als das Vergnügen, deſſen höhere Nothwendigkeit alle Zeiten durchdringt. Es hat noch kein Volk gegeben, das ohne Vergnügen zu beſtehen vermocht hat, und ſelbſt das verwahrloſeſte bethätigt eben in dieſem Drang die höhere Würde und Freiheit der menſchlichen Natur, die, eben ſo gut wie im ernſten ſich ſelbſt denkenden Gedanken, ſo auch im feſſelloſen Spiel der Freude ſich bewußt werden kann, daß ſie um ihrer ſelbſt willen da iſt, ſich ſelbſt genießend und ſich ſelbſt beſtimmend nach göttlichem Ebenbild. Man hat in unſern Tagen viel von den Kanzeln herab gegen das Vergnügen gepredigt, und zwar nicht blos gegen die Luſt von Redouten und Maskenbällen, und gegen deren Verlegung auf den Sonnabend, damit — wie es in einer in Berlin gehaltenen Paſſionspredigt des Prediger Arndt heißt — „ja die ganze Nacht durchſchwärmt und der Tag des Herrn recht gefliſſentlich entweiht werde, und um alle ſeine Bedeutung und Heiligkeit komme im Volksleben!“

Dieſer Eifer gegen die Berliner Sonnabends-Redouten kleidet ſchön, obwohl die darin liegende Vorausſetzung, daß auf denſelben wirklich das Vergnügen geherrſcht habe, von Kennern noch in Zweifel gezogen werden ſoll. Dieſer Prediger gegen das Vergnügen eifert aber damit zugleich gegen das Streben unſerer Zeit nach einer freien Verfaſſung, nach einer freien Preſſe, gegen die ſogenannten Anmaßungen der Wiſſen-

ſchaft und gegen die Luſt am Kunſtwerk, in welchen Dingen allen in der That das größte Vergnügen beſteht. Es iſt überhaupt merkwürdig zu ſehen, wie diejenigen, welche die höhere Nothwendigkeit des Vergnügens verkannt haben, damit immer zugleich die höhere Nothwendigkeit der Kunſt, der Freiheit, der Vernunft abgeleugnet und in den Bann gethan haben. Sie haben dadurch das verbannte Vergnügen in gute Geſellſchaft gebracht, wo es ſeinen Platz neben der Kunſt, der Wiſſenſchaft und der Freiheit erhalten, der ihm denn auch von Gott und Rechtswegen für alle Zeiten gebührt. Dies Vergnügen iſt die wahre Muſe des Menſchengeſchlechts, ein Allerheiligſtes der Geſchichte darſtellend, zu dem die abſtracte Frömmigkeit der Zeit nur dann erſt Zutritt erhalten kann, wenn ſie concret geworden, und in der lebendigen Wirklichkeit ſelbſt den Gott gefunden hat.

Der allerdings immer ſtärker werdende Drang nach Vergnügen in unſerer Zeit muß sub specie aeterni zugleich als der Drang nach Glück angeſehen werden, der die heutige Weltſtimmung vorzugsweiſe charakteriſirt. Der Drang nach Glück, der ſich von allen unſern öffentlichen Verhältniſſen nicht mehr will abweiſen laſſen, er iſt der echte und ſtarke Bürge für freie und ſchöne Geſtaltungen, denen unſere Zeit entgegengeht. Von dieſem neu erwachenden Glück der Menſchheit mit fortgeriſſen, wird der Staat ſich der Schönheit öffnen, denn unter einem glücklichen Volke iſt und wird Alles ſchön. Man hat von politiſch verderbten Zeiten häufig bemerkt, daß dann die ſchöne Bildung unter den Menſchenkindern abgenommen habe. Die freien Griechen hatten die ſchönſten Formen auch des Leibes an ſich. Winkelmann (in ſeiner Geſchichte der Kunſt I. 56) bemerkt, daß man unter den Griechen gar keine gepletſchten Naſen gefunden hätte, welche, auf die Sclaverei deutende Form vorherrſchend bei den geknechteten und uncultivirten Völkern auftritt. Es wäre daher keine Uebertreibung zu ſagen, daß man den Völkern ihre Staatsverfaſſungen ſchon an den Naſen anſehen kann. So hat man im abſoluten Beamtenſtaat die beſonders langen Naſen als den herrſchenden Typus erkennen wollen. In der Zeit des freien Staatslebens dringt die Schönheit bis in den innerſten Haushalt eines Volkes ein, ſie ergreift die Trachten, die Kleidung, die Haus-

geräthe, die Wohnhäuser, und verkündigt durch die Harmonie ihrer Formen die Einheit des ganzen Volkslebens, in der alle Widersprüche der Gewalten gelöst und ausgeglichen sind. Aus dem verschütteten Herkulanum und Pompeji trat die wunderbare Totalität eines solchen Daseins wieder an das Licht hervor, und wir blickten hier in die kunstvoll eingerichteten und geschmückten Gemächer des alten Volkes hinein, um zu erkennen, wie ein großes öffentliches Leben sich in den täglichen und häuslichen Gewohnheiten eines Volkes als Schönheit ausdrückt.

XV.

Das Lager der indiſchen Armee.

Von

Leopold v. Orlich.

(Aus den Tagebüchern ſeiner Reiſe durch Indien.)

Ferospur iſt ein kleines freundliches Städtchen aus Backſteinen erbaut und mit einer Mauer umgeben, liegt zwei Meilen von Sedlatz auf einer Anhöhe in einer unabſehbaren Ebene. Am nordweſtlichen Ende befindet ſich eine viereckige alte Citadelle, welche den Ort und die Umgegend beherrſcht; ſie wird durch vier Geſchütze vertheidigt und iſt von einem Offizier und ſechzig Mann beſetzt. Nördlich am Ausgange der Stadt iſt ein ſchöner ummauerter mit Freitreppen verſehener Teich, dem zur Seite eine kleine von Pipulbäumen und Akazien beſchattete Pajade ſteht. Ferospur ſo wie die Umgegend waren, ehe die Britten ſich hier feſtſetzten, in Verfall und wüſt; heute vergrößert ſich die Stadt täglich, überall entſtehen Anbauten in der Ebene, und wo noch vor Kurzem Oede herrſchte und Janglos den Boden bedeckten, ſieht man heute die üppigſten Getreidefelder. Ein ausgetrockneter Arm des Sedlatz zieht ſich ſüdlich in mehreren Krümmungen zwiſchen der Stadt und den Cantonnements hindurch, und Gräben durchſchneiden das Land, welches, wie viele verſchüttete Brunnen andeuten, vor Zeiten angebaut geweſen ſein muß. Es be-

darf hier nur der Brunnen, welche bei 30' Tiefe reichlich Waſſer zur Ueberrieſelung geben, und von dem fruchtbaren Erdreich iſt ohne Düngung die ergiebigſte Ernte zu erwarten. Eine mit Bäumen bepflanzte Kunſtſtraße führt von der Stadt nach den drei Meilen ſüdlich davon entfernten Cantonnements. Sie ſind in winkelrechte Straßen abgetheilt, und hier befinden ſich die aus Steinen erbauten Magazine und die Kaſernen der Europäer, die Baraken der Eingebornen-Regimenter und die Bangelows der Offiziere, umgeben von Gärten, in denen Tamarinden, Orangen, Bananen, Blumen aller Art, Roſen, Nelken, Reſeda und alle europäiſche Gemüſe gedeihen.

Ich habe mit Lord Altamont ein Bangelow für monatlich 100 Rupien miethen müſſen, weil mein Zelt nicht geeignet iſt, in dem großartigen Lager einer indiſchen Armee aufgeſchlagen zu werden. Wir haben hier unſere eigene Wirthſchaft, die uns theuer genug zu ſtehen kommt, wenn ich Dir ſage, daß ein Huhn 1 Rupie, die Flaſche Wein 5 Rupien und ein kleiner Schinken von kaum 8 Pfund 36 Rupien koſtet; alle übrigen Bedürfniſſe in demſelben Verhältniß. Wenn Morgens das Geſchützfeuer die erſte Morgenröthe verkündet, begeben wir uns zu Pferde, um den Uebungen der Truppen oder dem Einrücken der neu eintreffenden Regimenter ins Lager beizuwohnen. Nachher nehmen Beſuche die Zeit in Anſpruch, wobei mir Capitain E. mit That und Rath an die Hand geht. In Geſellſchaft dieſes unterrichteten Offiziers und ſeiner muſikaliſchen Gattin verlebte ich viele frohe unvergeßliche Stunden. Aber dieſe intereſſante Lebensweiſe wurde durch den Verluſt zwei meiner Reiſegefährten getrübt. Capitain N. ſtarb in Folge der Anſtrengungen drei Tage nach unſerem Eintreffen; es war ein trefflicher Offizier, von Jedermann geliebt, und für ſeine Mutter der dritte Sohn, den ihr Indiens verheerendes Clima geraubt hat. Nicht minder nahe ging mir der Verluſt des Capitain W., welcher ein Opfer der Cholera geworden iſt, und ſchon in Sakkar ſein Schickſal ahnend zu mir ſagte, daß er ſein Vaterland nicht wieder ſehen würde.

Den 20. November rückte der commandirende General, Sir Jaspar Nicolls ins Lager mit 80 Elephanten, 300 Kameelen, 136 Zugochſen

und über 1000 Dienern, hierin einbegriffen sind aber nicht diejenigen Diener und Thiere, welche für seine Person und die seiner Umgebung gehörte. Sir Jaspar Nicolls hat zwei Zelte von bedeutender Länge und Breite, und vier kleinere von einem Leinwandwall eingeschlossen, in denen er und seine Familie wohnt; diesen gegenüber befindet sich das Lever-Zelt aus mehreren Gemächern bestehend. Der Fußboden ist mit Decken und Teppichen ausgelegt, und an Canapees, Tischen, Stühlen und Möbeln aller Art, selbst Kronleuchtern, fehlt es nicht, so, daß man sich unter diesen aus doppelten Wänden bestehenden Leinwandhäusern, wie in seiner Häuslichkeit befindet. Alle Abend spielt eins der Musikchöre in der großen Gasse seines Lagers.

Sir Jaspar Nicolls und seine Gemahlin machten mir durch ihre Gastfreundschaft den Aufenthalt in Ferospur zu einem sehr angenehmen, und Lady Nicolls hatte die Güte, mir mehrere Male ihren Elephanten zu leihen. Es war für mich ein sonderbares Gefühl von Neugierde und Spannung, als ich zum Erstenmale auf einem solchen Thiere ritt. Auf den Rücken desselben wird erst ein mit Haaren dick gepolstertes Kissen gelegt; denn der Rücken ist der empfindlichste Theil des Elephanten, und ihn gegen Verwundungen der Art zu schützen, muß die höchste Sorgfalt seines Wärters sein, weil er von diesem Uebel sehr schwer zu heilen ist. Ueber diesem Kissen ist eine lang herabfallende rothe Tuchdecke mit Gold gestickt ausgebreitet, auf welcher der Haudah ruht, und vermöge Stricke und Gurte um den Leib befestigt wird. Dieser Haudah ist unseren Schlitten sehr ähnlich und hat für zwei Personen und deren Diener Sitze. Der Mahoud, welcher den Elephanten mit einer eisernen Gabel leitet, deren eine Spitze nach Außen gebogen ist, sitzt hinter den Ohren auf dem Halse des Thieres, und der Treiber läuft mit einem großen Knüttel neben dem Elephanten, ihn durch Zuruf oder Schläge antreibend. Eine Leiter hängt dem Elephanten zur Seite. Sobald man dies gewaltige Thier besteigen will, ruft der Mahoud: beit, beit! worauf sich der Elephant niederlegt, die Leiter wird angesetzt und man nimmt den Sitz ein. Die Bewegung auf diesem klugen Thiere richtet sich nach seiner Gangart, bei Einigen ist sie angenehm, bei Anderen sehr ermüdend. Sein Schritt ist, wenn er angetrieben wird, so groß und lebhaft, daß ein Rei-

ter ihm nur trabend zur Seite bleiben kann; jedoch läßt er bald in ſeiner Thätigkeit nach, und dürfte ſchwerlich mehr als 24 Meilen den Tag machen. Um ſich zu kühlen und vom Staube zu reinigen, beſprützt er ſich von Zeit zu Zeit mit dem im Rüſſel aufgenommenen Waſſer. Ein gewöhnlicher Elephant koſtet 1000 Rupien; ſein Unterhalt monatlich gegen 40 Rupien; indeß richtet ſich die Quantität der Nahrung nach ſeiner Größe, er erhält das Doppelte in Siers (2 Pfund) an gebackenem Mehle, was er Fuße mißt, Laub, Korn und Heu ungerechnet. Dies merkwürdige Thier vertritt die Stelle der Wagen, und hier, wo der Boden mit ſo viel Gräben und Löchern (es giebt unter den Eingebornen hier eine Secte, welche einer großen Art von Eidechſen nachſtellen, und ihres Fettes wegen, als eine Lieblingsſpeiſe verzehren; in Folge der Nachgrabungen findet man daher den Boden ſo voll Löcher) bedeckt iſt, iſt es mir des Abends, wenn ich aus dem Lager heimkehre, von großem Nutzen, denn daß ein Elephant fallen ſollte, gehört zu den Unmöglichkeiten.

Mit dem Eintreffen des commandirenden Generals begann ſich die Reſerve-Armee zu vereinigen, die Kavallerie-Regimenter waren die Letzten, weil es an Gras für die Pferde mangelte. In den Morgenſtunden umgab mich das laute Treiben des Lagers, oder ich wohnte den Truppen-Uebungen bei, und da mich die mehrſten Offizier-Corps zu ihren Meſſen eingeladen hatten, ſo brachte ich die Abende gewöhnlich im Lager zu. Bei einem dieſer Diners des 16 Lancier-Regiments fand ich Hindu Rau, den Bruder der Baeza Bay, der Lieblingsfrau des Maharaſcha Dowlut Rau Scindia, welcher ſich vor funfzehn Jahren an der Spitze des Heeres ſeines Schwagers befand, und bei deſſen Tode nicht abgeneigt war, ſich des Thrones von Scindia zu bemächtigen. Er lebt heute in Delhi von einer Penſion, die ihm die Britiſche Regierung vom Gwaliar-Staate garantirt hat, iſt leidenſchaftlich der Tigerjagd ergeben, und ein großer Verehrer der Briten. Sein Genuß beſtand darin, ſchweigſam bei Tiſche zu ſitzen, ſich über unſeren Appetit zu freuen, ohne ſelbſt etwas anzurühren. Noch vor nicht langer Zeit hatte er ſich dem Trunke ergeben, als er aber eines Tages einem europäiſchen Soldaten im trunkenem Zuſtande begegnete, und von ſeinen Vertrauten hörte, daß

er sich ebenso geberdete, wenn er des Guten zu viel gethan, gelobte er keine geistigen Getränke mehr anzurühren, und hat Wort gehalten.

Bei den Festen des commandirenden Generals fand man gewöhnlich die aus Afghanistan eintreffenden Offiziere und Einige der Gefangenen. Unter jenen war mir die Bekanntschaft eines unserer Landsleute, des Baron M. eine besonders wohlthuende; dieser brave junge Offizier ist in einem Gefechte in den Khyberpässen verwundet worden, und kann sich noch immer nicht von seiner Wunde erholen. Wir haben manche Stunde in Erinnerungen an das liebe Vaterland verplaudert. Das Lager gewann täglich an bunten Bildern durch das Zusammenströmen aus den verschiedensten Theilen Indiens; aber auch an betrübten Erscheinungen, wenn man die vielen, mehr von der Kälte als vom Feinde verstümmelten Sepays sah, welche nicht allein ihre Glieder eingebüßt, sondern auch ihre Kaste verloren hatten; das Schrecklichste, was einem Hindu begegnen kann.

Sonntags den 4. December (wir hatten vor Sonnen-Aufgang 44° und Mittags 77½°) ritt ich nach dem Sedlatz die dort geschlagenen Schiffbrücken in Augenschein zu nehmen. Dieselben sind 290 Schritt lang und aus Booten gebaut, wie sie hier auf dem Flusse gebraucht werden, mit flachem Boden und breiten Enden, ähnlich unseren Prahmen; die Eine der Brücken bestand aus 59, die andere aus 47 solcher Boote. Sie sind so stark, daß die schwersten Lasten ungefährdet hinüber gehen können. Auf dem Wege dahin erschien mir zum Erstenmale die Gebirgskette des Himalaya! So gewaltige schneebedeckte Massen, umgeben von tropischer Natur, gleichsam den Himmel berührend zu sehen, ist von unbeschreiblichem Eindrucke. Der Mensch sucht vergeblich nach Worten, die Empfindungen wiederzugeben, welche bei solchem Anblicke seine Seele bewegen, es sind Gedanken des tiefsten Innern, für die er keinen Ausdruck findet.

Am 9. December hielt der General-Gouverneur Lord Ellenborough mit 120 Elephanten, 700 Kameelen und vielen Heckeries in Ferospur seinen Einzug. Zu seinem Empfange war die ganze Armee ausgerückt, und in Linie auf dem Wege von Ludiana aufgestellt. Ich war Sr. Lordship mit meinem Freunde Lord Altamont entgegengeritten. Wir

trafen erſt auf unabſehbare Züge von Elephanten, Kameelen, Wagen, Palenkinen, Heckeries, Reitern und Bedienten aller Art, dann begegnete uns die Eskorte des General-Gouverneurs, das 3. Bengal-Cavallerie-Regiment, welches Tages vorher mit den Ghibny-Medaillen geſchmückt, demſelben voranritt. Der König des Landes ritt in Civilkleidern auf einem ſchönen Araber, umgeben von ſeinem Stabe. George Clarcke hatte die Güte, uns ihm vorzuſtellen, wir wurden aufs wohlwollendſte bewillkommnet, und von ihm eingeladen, uns als ſeine Gäſte in ſeinem Lager niederzulaſſen, ein Anerbieten, welches natürlich aufs dankbarſte angenommen wurde.

Vor dem Zelt des General-Gouverneurs gehen in 150 Schritt breiter Gaſſe die Zelte der zum Verwaltungs-Perſonal gehörigen höheren Beamten, Offiziere und Adjutanten; zu der des Secretary of the Government gehören allein über vierzig Schreiber. Am Ende dieſer Gaſſe befindet ſich das für mich geſchlagene Zelt, beſtehend aus drei Abtheilungen, mit doppelten Wänden und Dächern verſehen, und 12 Schritt lang und 8 Schritt breit. Eine Leibwache von 2 Offizieren und 120 Pferden iſt um die Perſon des General-Gouverneurs; hunderte von Bedienten ungerechnet. Ein Regiment Cavallerie, ein Regiment Infanterie und eine Batterie verſehen den Dienſt im Lager. Lord Ellenborougs Derbar-Zelt beſteht aus drei großen Zelten und iſt ſehr lang und breit. Die koſtbarſten Teppiche ſchmücken den Boden, Kronenleuchter erhellen Abends die Räume, eiſerne Oefen erwärmen in der Kühle, und ein Baldachin, vor welchem auf hohem Maſte Englands Flagge weht, bezeichnet den Eingang. Aus dieſem Derbarzelt führt eine Glasthüre durch einen verdeckten Gang in das Wohn- und Schlafzelt. Abends, wenn wir uns an der mit ſilbernen Aufſätzen gezierten Tafel niederſetzen, eröffnet des General-Gouverneurs Muſikchor mit God save the Queen das Mahl, hinter jedem Gaſt ſteht ein roth gekleideter Diener, und zwei beſonders ſtattlich ausſehende Hindus wehen dem hohen Gebieter, ernſt und pathetiſch, mit Kuhſchwänzen Kühlung zu.

Eines Tages zeigte die irreguläre Cavallerie vor Lord Ellenborough Proben ihrer Geſchicklichkeit. Der General-Gouverneur, wie alle höheren Offiziere und die Damen befanden ſich in langer Reihe auf Elephan-

ten, eine Menge Zuschauer zu Pferde. Zuerst schossen die in gelb und roth gekleideten Reiter mit ihren Luntenflinten in voller Carriere nach Glasflaschen, von denen neun getroffen wurden; dann wurde im stärksten Jagen mit der Lanze nach Zeltpflöcken gestoßen, was ebenso große Körperkraft als Gewandtheit erfordert, endlich schlossen Reiterkünste aller Art das interessante Schauspiel. Nach demselben vertheilte Lord Ellenborough an die Sieger schöne Waffen: Säbel, Flinten und Bogen.

Mit großer Spannung sah ich dem Eintreffen der aus dem Kriege heimkehrenden Truppen entgegen; zuerst sollten die tapferen Vertheidiger von Jellalabad die Sedlatz passiren und mit besondern Ehren empfangen werden. Den 16. hatte sich General Sale mit seiner Brigade am rechten Ufer des Flusses unweit der Brücken gelagert. In früher Morgenstunde ritt ich mit Lord Altamont nach seinem Lager. Wir begegneten vielen Afghanen mit Frauen und Kindern, welche ihr Vaterland verlassen und sich den Engländern angeschlossen hatten; und mehrern britischen Offizieren, darunter einige der Gefangenen mit ihren Angehörigen; die Mehrsten waren in Afghanenkleidern, eine Tracht, die zu den malerischsten und zweckmäßigsten gehört, die ich je gesehen habe. Im Lager befand sich unter einem runden bunt gestreiften Zelte, einer der ersten Afghanen-Häuptlinge, Jan Fishan Chan, ein Verwandter der Königs-Familie und ein Nachkomme des Propheten. Er selbst, ein schöner Mann von 45 Jahren, saß mit seinen beiden kleinen Söhnen in einer rothen mit Gold gestickten Tschaga*), umgeben von seinen Dienern, außerhalb des Zeltes; und während diese mit der Ausbesserung von Kleidern beschäftigt waren, spielte er mit den munteren Knaben. Seine Frauen, deren Eine, in weißem den ganzen Körper und das Gesicht verhüllenden Ueberwurf, neben ihm stand, befanden sich in einem Nebenzelte. Er sprach mit hoher Verehrung von den Briten, bei denen er ein zweites Vaterland zu finden hoffe, und beklagte nur seine Gattin, welcher man vor zwei Tagen ihren Schmuck gestohlen hatte; ihm selbst schien dieser Verlust weniger empfindlich.

*) Ein weites bis auf die Knöchel herabfallendes Gewand, mit weiten Aermeln, ausgeschnittenem Kragen, und in den mannigfaltigsten Mustern gestickt.

Am folgenden Tage überſchritt General Sale den Sedlatz und rückte ins Lager der Reſerve-Armee. Lord Ellenborough hatte mich eingeladen, mit ihm auf ſeinem Elephanten dahin zu reiten. Es war noch völlige Dunkelheit, als unſere Elephanten-Cavalcade das Lager verließ, voran leuchteten die Teufel — wie hier die Fackelträger genannt werden — und die Leibgarde folgte. Die Reſerve-Armee bildete zu beiden Seiten des Weges ein Spalier, und zunächſt der Brücken ſtanden 200 Elephanten feſtlich geputzt und bemalt, welche von ihren Mahouts ſo abgerichtet waren, daß ſie ihre Devotion mit Niederknieen und Aufhebung der Rüſſel an den Tag legten. Die Brücken waren mit Flaggen verziert, und zur Seite der einen eine Tribüne errichtet, unter welcher wir Platz nahmen. Mehrere indiſche Fürſten und viele Damen auf Elephanten und zu Pferde verliehen der Umgebung etwas Poetiſches und Maleriſches.

Um 8 Uhr defilirte Sale's Brigade, mit „God save the Queen" und unter dem Donner des Geſchützes und den lauten Cheers der Armee. Es gewährte einen freudig rührenden Anblick, als Offiziere und Soldaten und voran die Heldin des Tages, Lady Sale, auf dem ſchönſten und reich geſchmückten Elephanten, die Freunde begrüßten. Man konnte den braven Kriegern weder die Entbehrungen einer langen Belagerung, noch die Mühen eines weiten Marſches anſehen. Auf die Truppen folgte der Troß, das wunderſamſte aber treueſte Bild eines Zuges der Kreuzfahrer. Leichte Kranke auf Elephanten und Kameelen, ſchwere in Palenkine oder Dulies; dann Kameele, Eſel und Ochſen ſchwer bepackt; hier eine Afghanin tief verſchleiert, mit gitterartiger Stickerei vor den Augen, in weißem Ueberwurf, der nur an den kleinen Füßen die mit Gold geſtickten Schuhe erkennen ließ, dort eine Mutter mit einem Kinde auf einem Kameele; dann wieder Kinder auf Ponys, eine Katze oder einen Hund tätſchelnd, oder Tauben und Hühner in Körben überwachend; gefeſſelte Kampfhähne und Kampfwidder, Männer, Frauen und Kinder in den ſonderbarſten Trachten; Afghanenhäuptlinge mit ihren Familien, Kaufleute und Diener der verſchiedenſten Länder und Gewerbe, Schaf- und Ziegenheerden und langſam fortgezogene Heckeries. Der Zug dieſes bunten Getreibes einer Brigade über

beide Brücken dauerte volle vier Stunden! Wir konnten uns an dieſer kleinen Völkerwanderung nicht ſatt genug ſehen, und blieben beinahe eine Stunde im Anſchauen und in Betrachtungen verſunken. Nachher fanden wir uns in einem unweit der Brücken aufgeſchlagenen Zelte zum Frühſtück zuſammen, wo noch vielfach dieſer Bilder gedacht wurde. Abends bewirthetete der General-Gouverneur in ſeinem Zelte, in the most splendid style, die tapferen Vertheidiger von Jellalabad; natürlich fehlte es nach engliſcher Sitte nicht an ſchönen Reden und Toaſten.

General Polluk defilirte mit ſeinem Corps folgenden Tages; ſein Troß war natürlich noch größer, und es wurde Abend bis derſelbe das Lager erreicht hatte. Von den Geſchützen, die von dieſen Truppen bei Erſtürmung des Bala-Hiſſar von Cabul erobert wurden, hat mir das indiſche Gouvernement einen unter Doſt Mohamed gegoſſenen Neunpfünder für Se. Majeſtät den König übergeben.

(Camp Ferozepore December 19. 1842.

„The Gouvernor General of India requests B. von Orlich will have the goodness to take measures for the conveyance to Berlin of one of the Affghan Guns brought by the British Army from Balar Hissar of Cabool, and to express to His Majesty the King of Prussia the earnest hope of the Governement of India that His Majesty will be pleased to accept the Gun as an acknowledgment of His Majesty's Friendship for the British Nation, and of the gratifying mark of that Friendship which His Majesty has given in sending Captain von Orlich to serve with the British Army in Affghanistan.

Captain B. von Orlich of His Majesty's Guards.)

Dies Geſchütz geht auf dem Indus nach Bombay, und wird von dort aus mit der nächſten Gelegenheit nach Europa geſendet werden. General Nott rückte mit ſeinem Corps, am Jahrestage der Eroberung M'Cnaughtens, den 23. December über den Sedlatz. Er führte die berühmten Sandelholz-Thore von Sommath mit ſich, welche mit rothen in Gold geſtickten Decken behangen waren, und von 24 Ochſen gezogen wurden. Der Maharaſcha Shir Singh hatte denſelben nicht allein eine Leibgarde zu ihrem Empfange auf britiſchem Gebiete mitgegeben, ſon-

dern auch Geldgaben an diese Thore gespendet. Als ich selbige andern Tages näher in Augenschein nahm, fand ich mehrere Braminen daselbst, welche Blumen darauf streuten, und mir versicherten, daß an der Aechtheit derselben nicht zu zweifeln sei. Mit großer Kunst sind Sterne und Arabesken darauf eingeschnitten, und am Rande ist eine Keilschrift angebracht; doch haben diese Thüren so bedeutend gelitten, daß kaum die Hälfte der schönen Arbeit erhalten ist. — In der Nacht hatte der angeschwollene Strom oder die in Sregen schwebenden Sidlhs beide Brücken zerstört. Von diesem Tage an befanden sich gegen 35,000 Mann waffenfähiger Mannschaft und über 100,000 Diener aller Art im Lager; Tausende jedoch lagen an Cholera, Pocken und Fieber krank darnieder. Auch bot die Gegend um Ferospur für die vielen Elephanten, Kameele, Pferde, Ochsen und Maulesel so wenig Unterhaltsmittel, daß deren täglich beinahe 200 Thiere fielen, und man sahe, namentlich an der Straße nach Ludiana, todte Kameele zu 20 auf einer Stelle liegen, welche die Luft in weiter Ferne verpesteten.

Eine großartige Welt, wie die, welche mich nun umgab, brachte mich auch in Berührung mit vielen ausgezeichneten Männern, unter denen die Generale Polluck, Nott und Sale mir besonders interessant waren. General Nott erinnert in seiner äußeren Erscheinung an einen französischen Marschall aus der Schule Napoleons; ihm verdanke ich manche belehrende Mittheilungen über die Kriegführung in Afghanistan. Nicht minder lehrreich war mir das Zusammensein mit einigen hochgebildeten Staatsmännern, wie z. B. der Staatsrath Maddock und Herrn George Clarcke. Beide haben in so großartigen Wirkungskreisen gelebt, ihrem Vaterlande so bedeutende Dienste geleistet, daß man nicht weiß, ob man ihr anspruchsloses Wesen oder ihre hohe Einsicht und richtige Auffassung aller Dinge mehr bewundern soll. Zu meinem täglichen Umgange gehören Oberst A., die Capitains D. und H. Mit ersterem werden täglich Spaziergänge unternommen, selbst auf die Gefahr, daß wir bei dieser gewöhnlichen Art von Vergnügen, von unsern Hindu's zu einer niedrigen Kaste gezählt werden. Gewöhnlich wanderten wir nach dem Dörfchen ***, wo ein Fakir in alten verfallenen Grabmälern, unter Akazien und Tamarinden seine Wohnung aufgeschlagen

hat. Mehr einem Skelett als einem lebenden Wesen ähnlich, lebt er von den Almosen der Frommen; seine einzige Gesellschaft besteht aus drei Affen und einem Hunde. — Auch an Pferderennen fehlt es nicht, ein Vergnügen, was der Engländer so wenig wie das Rocketspiel entbehren kann. Wir haben hier, wie zu Askott, eine Rennbahn und eine große Tribune; aber was das dortige Pferderennen so anziehend macht, die große Volksmenge fehlt, und da ich es von jeher sehr langweilig fand, so kann ich Dir auch von den Erfolgen des hiesigen nichts mittheilen. Dagegen muß ich Dir erzählen, daß unsere Diener am ersten Weihnachtsfeiertage die Zelte mit Blumen geschmückt hatten, und uns Morgens zum Frühstück mit Kuchen und Nüssen beschenkten; natürlich war es bei dieser zarten Aufmerksamkeit auf unsere Freigebigkeit abgesehen.

Während dieses militairischen und festlichen Lebens fanden fortwährend Unterhandlungen mit dem Hofe zu Lahore statt. Der Maharascha Shir Singh und noch mehr sein herrschsüchtiger Minister Dhyan Singh, zweifelten so wenig daran, daß die Bestimmung dieser Armee die Besitznahme des Pendschab gelte, daß sie deshalb ein Heer von 80,000 Mann und 200 Geschützen zwischen Lahore und Amritsur zusammengezogen hatten. Noch mehr schien man darin bestärkt zu sein, als der General-Gouverneur einen Abgesandten Shir Singhs in Ludiana zurückwies, weil derselbe ihn und die zu seinem Empfange bestimmten Truppen, zwei Stunden über die zur Audienz festgesetzte Zeit warten ließ, was, wie sich später ergab, aus Irrthum entstanden war. Ich blickte in banger Erwartung auf das Ende dieser von George Clarcke, dem Gesandten zu Lahore, geleiteten Verhandlungen; denn davon hing es ab, ob ich dieses merkwürdige Land und Volk kennen lernen, und Caschmir besuchen würde.

Der Hof zu Lahore bot die Hand zur Versöhnung. Demzufolge traf am 28. December der schöne Hyrha Singh in Ferospur als außerordentlicher Gesandter ein, und wurde Mittags 2 Uhr zur Audienz im Zelte Lord Ellenboroughs eingeladen, welches hierzu mit den in China eroberten Fahnen und mit solchen, welche die Siege in Afghanistan

verewigen ſollten, geſchmückt war, unter dieſen Fahnen ſtand der ſilberne Thronſeſſel des General-Gouverneurs. Die Geſandtſchaft kam auf reich geſchmückten Elephanten in goldenen und ſilbernen Haudah's, und von einer Eskorte begleitet, die ein Gemiſch des Wunderbarſten in Kleidung und Bewaffnung darbot. Alles Männer mit langen Bärten, tief liegenden dunkelen Augen, etwas gebogener Naſe und länglichen Geſichtern. Ein Sikh hat etwas ſo hervorſtechendes und beſtimmtes im Ausdruck, daß er, wie der Jude, ſeine Abkunft nicht verleugnen kann. Hyrha Singh beſitzt eine beinahe vollkommene edle Geſichtsbildung, doch ſpricht aus ſeinen Zügen mehr Milde und Weichheit, als Ernſt und Würde; die reich mit Gold geſtickte Tſchoga, und der von Perlſchnüren umwundene rothe Turban, mit blauem Vorſtoß an der Stirn, kleidete ihn ungemein, und eine kleine Feder darauf, welche von einer Diamant-Agraffe feſtgehalten wurde, gab ihm ein keckes Anſehen. In ähnlicher Art waren ſeine Begleiter: die Raja's Suchel Singh und Kusry Singh und der Jemadar Koſchel Singh gekleidet; letzterer einſt ein Hindu und der Koch eines gemeinen Soldaten, war ſchon unter Rundjit Singh ein Sikh und vornehmer Befehlshaber. Der alte verſchmitzte Fakir Aziseddin war dem Geſandten als Rathgeber mitgegeben, und erſchien ſeinem Stande getreu einfach und ſchmutzig. Er nennt ſich ſtets der arme Fakir, aber Jedermann weiß, daß er große Schätze aufgeſammelt hat. Außerdem befanden ſich noch einige dreißig Offiziere in Hirha Singhs Umgebung, Jeder ſein Schild auf dem Rücken und den Säbel in der Hand; ſie ſtanden theils, theils ſaßen ſie mit unterſchlagenen Beinen zu den Füßen ihrer Gebieter und bildeten ſo die maleriſchſten Gruppen. Kaum hatte die Unterhaltung begonnen, ſo wurden der Sitte gemäß erſt einige Säcke mit Geld zu des General-Gouverneurs Füßen gelegt; jeder der Häuptlinge reichte in offener Hand einige Goldſtücke, welche Lord Ellenborough anrührte und ſein Dolmetſcher der Staatsrath Maddock in Empfang nahm. Dann wurden die von Shyr Singh an den General-Gouverneur überſandten Geſchenke gebracht: ein prächtiger mit Perlen und Diamanten beſetzter Säbel, Bogen und Pfeile, Edelſteine, Perlen, Caſchmir-Shawls, Seidenzeuge und Teppiche. Alle dieſe Koſtbarkeiten gehören aber einem Geſetze gemäß der Oſtindiſchen

Compagnie, der Babu nimmt sie in Empfang für die Totschakana, aus welcher sie nachher versteigert werden.

(Die Totschakana ist die Sammlung aller empfangenen Geschenke und aller Kostbarkeiten, welche die indische Regierung zu Gegengeschenken aufkaufen läßt. Sie steht unter dem Secretary of the Government, und wird beaufsichtigt von einem Babu, worunter man einen Eingebornen versteht, welcher der englischen Sprache mächtig ist, und sich durch seine amtliche Stellung über den großen Haufen erhoben hat).

Nach einer kleinen Stunde gab der General-Gouverneur das Zeichen des Aufbruchs, durch Darreichung der in vergoldeten Blättern gewickelten Betelnuß und des Rosenöls, der Otter, wie es der Indier nennt. Hirha Singh hatte zugleich angekündigt, daß der Maharascha durch Unwohlsein abgehalten wäre, persönlich Gruß und Freundschaft zu bringen; dagegen seinen Sohn von Dihan Singh begleitet herüber senden würde.

Am 30. December hatte derselbe nebst 5000 Mann den Sedlatz passirt, und unweit dessen Ufer, vier Meilen von unserem Lager, seine Zelte aufgeschlagen. Er war vom General-Gouverneur zu der, folgenden Tages stattfindenden großen Revue eingeladen. Einige Herren aus Lord Ellenboroughs Umgebung ritten den neuen Gästen zur Bewillkommnung auf Elephanten entgegen, welche, von einigen hundert Offizieren, einer Leibgarde von 200 Cürassieren und 500 Mann Infanterie begleitet, auf 25 Elephanten um 10 Uhr in unserem Lager erschienen. Prinz Partheb Singh ist ein niedlicher Knabe, aber klein und schwächlich für sein Alter und etwas verunstaltet durch schief gewachsene Zähne. Er trug das Schild auf dem Rücken und den Säbel in der Hand, und war in gelbseidene Stoffe gekleidet, hatte jedoch Ohren, Hals und Turban überreich mit Perlen und Brillanten umhangen. Dihan Singh, welcher ihn an der Hand ins Zelt führte, trug unter einem blauseidenen Wamse ein Panzerhemde, über dasselbe einen silbernen Cüraß, hellbraune unten eng zulaufende lederne Beinkleider und rothe Schuhe mit Gold gestickt, welche er der Sitte gemäß beim Eintreten abgelegt hatte. Die silberne Sturmhaube, von gelb und blauseidenen Shawls umwun-

den, die über dem Nacken flatternd herabfielen, und an welcher eine Agraffe von Rubinen eine Feder feſthielt, gab ihm etwas ſehr verwegenes. Wenn man ihn, den ſchönſten Mann ſeines Volkes, auf ſeinem Falben mit goldenem Zaumzeug und einer Pantherdecke geſchmückt, mit einem Stabe in der rechten Hand dahin ſprengen ſah, glaubte man einen Helden der Alten zu erblicken. In ähnlicher Art, nicht minder reich, geſchmackvoll und maleriſch, war die Umgebung gekleidet, und der Derbar zeigte eine Scene, die uns Alle in ferne Zeiten verſetzte; man hätte glauben mögen, es wären jene Krieger wieder erſtanden, die unter Peru's Fahnen fochten.

Während der Audienz ſpielte die Muſikbande: „God save the Queen," ſechs Goldſtücke wurden zu des General-Gouverneurs Füßen gelegt, die Vornehmſten überreichten Goldmünzen, und der ſchlaue Fakir mit ſchmutzigem Turban, machte wie immer den Sprecher (in Perſiſch) in poetiſchen Floskeln. Nach einer halben Stunde gab Lord Ellenborough das Zeichen zum Aufbruch, ein jeder drängte ſich einen Tropfen Roſenöl zu bekommen, die Mehrſten ſtiegen zu Pferde, Einige, unter denen der verweichlichte Hirha Singh, wählten Elephanten. Da der vornehme Indier nie ohne ſeine Büchſenſpanner, ohne ſeine Falkenträger und Pferdeführer öffentlich erſcheint, ſo umgab uns der gemiſchteſte, regelloſe Volkshaufen, den des General-Gouverneurs Leibgarde nur mit Hetzpeitſchen in Ordnung halten konnte. Der kleine Prinz, mehr mit der Vorſorge für ſeinen Schmuck beſchäftigt und von Ermüdung befallen, ſchickte zweimal zu Dihan Singh die Bitte, das Pferd mit einem Elephanten zu vertauſchen; aber ſeine Boten wurden ſehr beſtimmt abgewieſen. Der Vorbeimarſch (es defilirten 22,500 Mann und 102 Geſchütze, die übrigen Truppen waren zur Bewachung des Lagers zurückgeblieben oder krank) gewährte das ſeltene Schauſpiel, daß hinter uns an 100 Elephanten hielten, von denen aus die bunteſte Welt, europäiſche Damen und vornehme Indier, ſich ergötzte, und was von den Indiern nicht auf dieſen Platz genommen hatte, befand ſich zu Pferde. Unter denſelben nahm Hindu Rau beſonderes Intereſſe in Anſpruch. Er ſoll die merkwürdige Aeußerung gegen einen Offizier gemacht haben. „Es iſt noch nicht lange, wo ich auch in Anſehn ſtand, und diejenigen,

welche heute in Glanz und Hoheit dahin ziehen, werden sich in wenigen Jahren in derselben Lage befinden; aber es muß so sein, der Gang der Civilisation verlangt es."

Abends gab Lord Ellenborough in seinem Zelte einen Ball, zu welchem 800 Offiziere eingeladen waren, sich aber nur einige dreißig Damen gegenwärtig befanden. Auch mehrere der indischen Fürsten nahmen Theil an diesem Feste; jedoch keiner der Sikhs, weil ihre Begriffe von europäischer Sitte noch so unklar sind, daß die Damenwelt leicht hätte Unannehmlichkeiten erleben können. Es wurde auf Teppichen getanzt, zwei Musikchöre ließen sich abwechselnd hören, und ein so heiterer Ton belebte den glänzenden Kreis, daß man bis zum frühen Morgen in Freude und Frohsinn beisammen blieb. Wer hätte nach der unglücklichen Katastrophe in Afghanistan wohl geglaubt, daß schon ein Jahr darauf, ein Festtag wie dieser folgen würde. So nahe berühren sich im Leben der Völker und Menschen Trauer und Freude!

Am 2. Januar hatte Lord Ellenborough dem Prinzen Partheb Singh einen Besuch versprochen. Wir begaben uns, von der Leibgarde und einer Schwadron Uhlanen begleitet, auf schön geputzten Elephanten, Nachmittags 2 Uhr dahin, Hirha Singh hatte uns mit einigen Vornehmen dazu abgeholt, und sein Vater kam uns mit mehreren der Vornehmsten auf halbem Wege zu Elephanten entgegen. Das Lager des Prinzen bestand aus zwei großen und mehreren kleinen Zelten, von einer 6' hohen Zeltwand umschlossen. Vor dem Empfangszelt waren die kostbarsten Caschmirteppiche ausgebreitet, über welche ein schöner, in Blumen und Vögeln sauber gestickter Baldachin, von silbernen Säulen getragen, schwebte. Geschützfeuer verkündete unsere Annäherung, der Prinz harrte am Eingange des Zeltes auf den General-Gouverneur, und führte ihn zum Sitze. Die Gortschura, die Leibwache des Maharascha, Alles alte ausgezeichnete Soldaten in Panzerhemden und Sturmhauben, bildete ein Spalier zu den Zelten, der Prinz und Lord Ellenborough saßen unter dem Baldachin auf goldenen Armsesseln, wir auf silbernen, und uns gegenüber im Halbkreise einige hundert der vornehmsten Häuptlinge und Offiziere, welche durch ihre geschmackvolle Tracht,

ihre mannigfaltige Bewaffnung, durch ihre langen Bärte und ihre Gruppirungen ein reizendes theatraliſches Gemälde abgaben.

Nach den Begrüßungen wurde der Prinz mit den Umgebungen des General-Gouverneurs bekannt gemacht; meine von den Engländern ſo verſchiedene Uniform fiel beſonders auf, namentlich erkundigte ſich Dihan Singh und ſein Sohn ſehr angelegentlich nach meinem Könige und dem Lande, welchem ich angehöre. Dazwiſchen wurde von den Vornehmſten dem General-Gouverneur in offener Hand Goldmünzen dargebracht. Aber bei ſolchen Gelegenheiten iſt die Darreichung von Geſchenken das Wichtigſte, es iſt ein förmlicher Staatsakt, um den ſich Alles handelt. Auch hiermit war der alte Fakir beſchäftigt, welcher bereits eine lange Liſte in der Hand hielt, und mit zarteſter Rückſicht die Namen der Glücklichen ablas, denen das Ueberbrachte gehöre. Die Geſchenke indiſcher Fürſten ſind ſtets dieſelben: Pferde, Schwerter, Schmuck, Shawls und Seidenſtoffe. Zuerſt wurde Lord Ellenborough mit einer ſehr ſchönen Perlenſchnur, mit Ringen, Armbändern in Juwelen, einem mit Perlen und Diamanten beſetztem Säbel und mit ſechszehn großen Präſentirtellern voll Caſchmirſhawls und Seidenſtoffen aller Art bedacht; wobei der Prinz es ſich nicht nehmen ließ, dem Beſchenkten die Perlenſchnur umzumachen und einen Ring anzuſtecken. Dann wurden die Herren aus der nächſten Umgebung des General-Gouverneurs und General Sale mit einem koſtbaren Säbel beſchenkt, auch mich ſchien der aufmerkſame Fakir nicht vergeſſen zu haben, indeß es blieb beim guten Willen. Doch die Sache iſt an und für ſich gleichgültig, weil Niemand ſich der herrlichen Gaben erfreuen kann; denn der Babu nimmt mit ſeinen Gehülfen im Namen der indiſchen Regierung davon Beſchlag, welche es nachher verſteigert, um daraus die Koſten der Gegengeſchenke zu decken. So nöthig eine ſolche Einrichtung auch iſt, ſo hat ſie doch etwas widerwärtiges, es artet in einen Tauſchhandel, in ein Comödienſpiel mit Sitten und Gebräuchen aus.

Hierauf führte man uns in das große Zelt, worin auf einer langen Tafel Madeira, Champagner und Früchte aus Cabul und Caſchmir (Aepfel, Birnen und Weintrauben) in ſilbernen Schaalen zur Erfriſchung aufgeſtellt waren. Der Prinz und Dihan Singh machten hier

die liebenswürdigsten Wirthe, schenkten Wein ein, und baten, von den silbernen Schaalen und Gefäßen, einige als Andenken mitzunehmen. Alsdann zeigte man uns die für die Königin von England bestimmten Geschenke: ein reizendes grünes Zelt aus Caschmirstoffen mit Stickereien in Seide, in welchem ein silbernes Bettstell mit Morgen-Anzügen für Damen, mit Perlen und anderen Schmucksachen stand, und der Fußboden war mit den schönsten Caschmirshawls ausgelegt; aber ein besonderes Gewicht legte der Prinz auf ein schlechtes Portrait Rundjit Singhs, welches mit Deckfarben auf Papier gemalt war. Zum Schluß erschienen einige zwanzig Bajaderen, unter denen sich mehrere Caschmirerin befanden; Alle waren überreich mit Juwelen geschmückt, einige hatten sich nicht allein die Augenlider geschwärzt, sondern auch die Wangen mit Antimonium punktirt. Nur wenige unter ihnen zeichneten sich durch Schönheit aus, Einige konnte man häßlich nennen, und wir waren ganz verwundert, daß der Hof zu Lahore hierin so große Rückschritte gemacht hatte. Sie sollten uns mit Tanz und Gesang erfreuen, aber da uns noch die Revue einer Sikhs-Brigade zugedacht war, so verweilte Lord Ellenborough nur kurze Zeit, und schenkte den Schönen, die etwas betroffen schienen, so schnell abgefertigt zu werden, für ihren guten Willen 1000 Rupien. Wir bestiegen nun unsere Elephanten, Lord Ellenborough nahm den Prinzen auf den seinigen. Dihan Singh folgte mit seinem Sohne zur Seite, um über Alles Auskunft zu geben. Es war so kühl geworden, (denn wir hatten nur 57°), daß Dihan Singh vorsorglich seine Tschoga abnahm und sie dem Prinzen umhing.

Die Brigade der Sikhs, 2 Infanterie-Regimenter, 1 Cavallerie-Regiment und 2 Batterien, manövrirte unter der oberen Leitung des Generals Court mit viel Ordnung; unverkennbar lag den Bewegungen eine Idee zum Grunde, und die der Cavallerie und Artillerie waren so schnell, wie man es nur wünschen konnte. Die Infanterie ging erst in Linie mit abwechselnden Treffen und vorgeschobenen Tirailleurs vor, formirte dann Angriffs-Colonnen, unterstützt von der Cavallerie, welche um die Flügel vorbrach und attakirte. Abgeschlagen sammelten sie sich hinter ihrer Infanterie und Artillerie, welche Quarrés formirt hatte und ein lebhaftes Feuer eröffnete. Es war bereits völlige Dunkelheit

eingetreten, als wir Abschied nahmen, im hohen Grade befriedigt von der Aufmerksamkeit unseres hohen Wirthes. An die Truppen, welche sechs Stunden unter dem Gewehr auf uns gewartet hatten, schenkte der General-Gouverneur 11,000 Rupien; denn so gebietet es die Sitte.

Die heutigen Erlebnisse machten es mir noch wünschenswerther, den Hof zu Lahore und die Armee der Sikhs kennen zu lernen; ich war daher sehr erfreut, als Lord Ellenborough mir das Anerbieten machte, mich der außerordentlichen Gesandtschaft unter Herrn Maddock anzuschließen. Doch bevor ich dahin abging, sollte ich noch dem Abschieds-Derbar des Prinzen und einiger Fürsten und Gesandten beiwohnen. Mit dem Glanze eines indischen Königs erschien Prinz Partheb Singh von allen Großen und Offizieren umgeben, auf einigen dreißig Elephanten folgenden Tages in unserem Lager. Heute sollte er und seine Begleitung Geschenke empfangen, welche in der That sehr reich ausfielen. Ein Stern aus Brillanten, ein Perlhalsband und eine Menge Shawls und Seidenstoffe auf 26 Präsentirtellern, dies waren die Gaben des Gouvernements, zu denen auch Lord Ellenborough drei goldene Becher aus der Zeit der Reformation hinzufügte. In ähnlicher Art wurden Dihan Singh, sein Sohn und 16 Offiziere beschenkt, unter denen sich General Conuth befand; aber des ersteren ernste und unzufriedene Gesichtszüge verklärten sich erst in Freundlichkeit und Anmuth, als ihm der General-Gouverneur ein schönes silbernes Schwerdt einhändigte. Bei solchen Gelegenheiten senden die indischen Großen ihre Hofmaler, um die Portraits der Anwesenden zu nehmen. Shir Singhs Maler war daher unablässig thätig das in Bleistift zu entwerfen, was nachher, den Palast zu schmücken, in Deckfarben ausgeführt werden soll, und man mußte gestehen, daß ihm einzelne Portraits vortrefflich gelungen waren. Auch mir wurde die Ehre zu Theil, wobei der Künstler es sich besonders angelegen sein ließ, meine Uniform und meinen Federhut treu wieder zu geben. Nach den Sikhs wurde der Abgesandte Bawalchans vorgelassen. Ein gutmüthig aussehender, corpulenter Muselmann, den ein ältlicher Mann mit einer Brille als Rathgeber begleitete, welcher demüthig mit gefaltenen Händen vor dem Könige des Landes stand, um

in Rede und Antwort seinen Herrn zu unterstützen. Der Gesandte übergab ein Schreiben und Geschenke des Chans, mehrentheils in Bhawalpur gearbeitete Seidenzeuge, und empfing dagegen reiche Gaben in Juwelen und Shawls. Zuletzt erschienen die vier Afghanenfürsten: Jan Fishan Chan, Naib Shurif Kazzilbash, Saleh Mahomed Kazzilbash, Ayahudyn und Saleh Mahomed Kazzilbash; letzterer der Hüter der Gefangenen, mit einer gemeinen, verschmitzten Physiognomie, desertirte erst den Britten und hinterging nachher gegen ein ihm zugesagtes Jahrgehalt Akbar Chan, indem er die ihm anvertrauten Gefangenen an Sir Richmond Shakespeare auslieferte.

XVI.

Bücherſchau.

John Hampden. Nebſt einem Anhange: „Flüchtlingsjahre und Amneſtie.“ Von J. Venedey. Belle-Vue bei Conſtanz 1843.

Die erſten vierzig Seiten des vorliegenden Buches feſſeln uns in den Vorkämpfen der engliſchen Revolution des Jahres 1640. Es iſt eine factiſche, ſehr klare Darlegung der Revolutions-Präliminarien, wie ſie, nach des Verfaſſers eigner Angabe, Guizot's „Histoire de la revolution d'Angleterre“ zum großen Theile entnommen ſind. Dieſer ganze Abſchnitt des Buches, der den Haupttitel: „John Hampden“ zu ſeiner Specialbezeichnung führt, will erſichtlich das Anſehen eines rein objectiven Geſchichtsſtückes haben, doch dawider ſprechen zwei Dinge: erſtens das tendenziöſe Hervortreten John Hampden's aus jenen verworrenen Revolutionsgruppen, und dann verräth ein gewiſſes Tongeflüſter, das durch das Ganze geht, den ſubjectiven und modernen Reſonanzboden. Ueberdies, wie man das Blatt wendet beginnt ein neuer Abſchnitt: „Die Macht des Geſetzes“ und das Geſchichtscapitel aus der engliſchen Revolution iſt vollends zu Ende. Alſo keine geſchichtliche Abhandlung wie es zuvörderſt das Anſehen hatte. Und was bedeutet ſonſt denn dieſe myſtifizirende, lange Geſchichtseinleitung? Das ſoll bald klar werden. Das ganze Revolutionscapitel iſt in ſeiner detaillirten Ausführlichkeit da, damit John Hampden Boden gewinne, und John Hampden ſelber iſt nichts als die Anticipation derjenigen Geſtalt, in der die in den folgenden Abſchnitten zu entwickelnden politiſchen Ideen als Perſon auftreten ſollen. Und wer iſt dieſer John Hampden, und was hat er gethan? — Während damals Vornehme und Geringe dem Uebermuth und der Geſetzloſigkeit der königlichen Machthaber erlagen, während Edelmann und Bürger ſich die Ohren abſchneiden, in die Gefängniſſe werfen und zu ungeſetzlichen und unerhörten Geldſtrafen verurtheilen ließen, oder — wenn ſie anders den Muth der Widerſetzlichkeit hatten — zu Gewalt und Rebellion ihre Zuflucht nahmen, ſtand Hampden, als er zu einer ungeſetzlichen Schiffstaxe verurtheilt worden, dreizehn Tage lang ernſt und ruhig den Gerichtshöfen gegenüber und berief ſich auf das Geſetz. Das war ein offener

und zäher Widerstand, aber — mit dem Gesetze in der Hand. Hampden's Oppositionsart war in der That ein Signal geworden für alle englischen Freiheitsmänner. Es galt nun nicht mehr gegen die Tyrannei rebellisch aufzustehen, sondern kalt und mannhaft den starken Arm des Gesetzes der Willkür entgegen zu halten; und nur dann erst, wenn die Gesetzlosigkeit zur Gewalt getrieben sei, Gegengewalt zu gebrauchen.

Es stellt der Verfasser somit Hampden als die persönliche Verbindlichkeit seiner politischen Grundsätze hin, und es wird nur noch nöthig sein, auf diese selbst näher einzugehen. In dem Abschnitt „Die Macht des Gesetzes" weist der Verf. neben der Gesetzlichkeit, die den Charakter der englischen Revolution zeichnet, auf die Willkür hin, die seit 1793 schon vielfach und seit 1830 fast allgemein das Signal der Opposition geworden. Er beklagt, mit gutem Recht und mit guten Gründen das Kokettiren der Deutschen mit der französischen Oppositionsmanie. „Der Deutsche ist zum offnen Handeln geboren, der gerade Weg ist ihm natürlich. Die Erinnerungen aus der Epoche der Fremdherrschaft wirken stark genug, um selbst die Männer freierer Denkart, edlern Muths an die krummen Wege, an die dunkeln Schliche zu gemahnen. Der Gedanke, daß der Anstoß von Außen kommen müsse, daß das Ausland uns unendlich vorgeeilt sei, kam dann noch hinzu, und ließ uns auch sonst den Lehren, die aus der Fremde kamen, ein geneigtes Ohr leihen" S. 47. Auf derselben Seite: „Der geheime Bund erschien in einem Ruhme, den er den Verhältnissen abgeborgt hatte; das Nachtlicht glänzte, weil die Sonne des offnen, unbesiegbaren, Alles durchdringenden freien Volkswillens nicht am Himmel deutschen Lebens leuchten konnte und durfte. So schlich sich der Gedanke an die politische Macht des Mittels geheimer Verbindungen in das Herz des deutschen Volks, seiner Jugend und seiner rüstigen Männer ein." — Es ist bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß der Verf. weiland der Hambach-Frankfurter Legion angehörend, hiermit nur die damaligen Mittel und Aeußerungsarten der Opposition desavouirt, nicht aber diese an sich. Somit dürfte er von seinen eignen damaligen Kampfgenossen nicht der Apostasie geziehen werden. Er will nur mit dem Gesetz den Kampf für das Recht. Eine Kampfesart, für deren Typus ihm Hampden gilt. Dagegen ist ihm die französische Oppositionsart Unheil-bedeutend.

Im dritten Abschnitt: „Revolutionairer Widerstand" geht er auf die Art der französischen Oppositionserscheinungen näher ein. Er sieht die Emeuten als den verderblichen Ausfluß des ungesetzlichen Widerstandes an. Er hat keine Uebersetzung für Emeute. Es ist ihm eine Erscheinung, die einen eignen Namen haben muß, den Deutschland noch nicht gesucht und gefunden. Er bringt das Wort zusammen mit meute, einer Koppel Hunde, da in der That in der Emeute das Thier im Menschen vorherrsche. Schließlich nimmt er Emeuten-Epochen als eine Erscheinung der Decadenz an. Er beweist das an geschichtlichen Beispielen. England

kenne die Emeuten nicht. Die Deutschen haben dazu gleichfalls keine Neigung, denn wenn — nach Heine — von zwölf Deutschen einer angegriffen würde, liefen elf davon und riefen die Polizei. „Der Emeutenmuth ist der des Weibes, des Gamins, des Eunuchen, des entnervten Türken hinter festen Mauern, des feigen Mörders hinter schützenden Sträuchen." —

Der vierte Abschnitt des Buches: „Gesetzlicher Widerstand" ist, wie leicht zu sehen, eine eigentlich künstliche Rubrik, denn sie hängt mit der zweiten auf's genaueste zusammen. Es sind hier nur, wiederum von Hampden ausgehend, mehrere geschichtliche Beispeile aneinander gereiht, in denen der gesetzliche Widerstand das Recht, kirchliches oder politisches, begründet. Die römische Plebs auf dem heiligen Berge, Luther auf dem Reichstage, die Nationalversammlung von 1789, die gesetzliche Opposition der Franzosen im Jahre 1830, O'connell. — Er kommt im Verlaufe des Capitels auf die Preßbeschränkungen, und meint, wenn nicht anders, so sei totales Schweigen doch mindestens gesetzlich. Wer nicht tadeln darf, der braucht auch nicht zu loben. Absolutes Schweigen! „Das Schweigen der Völker ist die Lehre der Fürsten." Er citirt dies alte französische Axiom aus der noch gesetzlichen Revolution. Aber viel lieber ist ihm das offne Wort, und er fordert auf S. 121:

> Wer eine Zunge hat der sage: Das ist Recht und das ist Unrecht! Gott hat ihm dafür das scharfe Schwerdt gegeben.
>
> Wer eine Feder führen kann, der schreibe seinen Freunden, so oft er ihnen Freundesgruß zusendet: das ist Recht und das ist Unrecht!
>
> Wer eine Presse hat, der weihe sie der Wahrheit, und wiederhole alle Tage: das Recht und das ist Unrecht!
>
> Wer deswegen angeklagt wird, der trete seinem Richter gegenüber und zeuge: in meinem Herzen steht: das ist Recht und das ist Unrecht!
>
> Im Gefängnisse, auf dem Richtplatze hebet die Hand zu Gott und schwöret: In Wahrheit, das ist Recht, und das ist Unrecht!
>
> Wer das Urtheil hört, der lege die Hand auf's Herz und spreche: Amen — das ist Recht und das ist Unrecht!
>
> Wer im Stadtrathe, der klage: das ist Recht, und das ist Unrecht!
>
> Wer das Volk vertritt, der rede zu den Herrschern, zu den Volksvertretern und zu dem Volke selbst: das ist Recht, und das ist Unrecht.
>
> „Hier steh ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen."

Der fünfte Abschnitt: „Mit dem Gesetze für das Recht, — Mit der Gewalt für das Recht, — Mit der Gewalt für das Unrecht," ist von geringem Umfange, da auch er, in der That, keine nothwendige Rubrik ist. Es werden die bereits hervorgebrachten Ideen hier nur etwas weiter gesponnen und allenfalls gezeigt, wie der gesetzliche Widerstand meistens zur Revolution wird.

Der Anhang: „Flüchtlingsjahre und Amnestie," bezieht sich auf des Verfassers persönliche Verhältnisse. Er hat als politischer Flüchtling bis jetzt in Frankreich gelebt, hat die Frist der Amnestie, die Friedrich Wilhelm IV. bei seinem Regierungsantritte erlassen, verabsäumt, und will jetzt auf ehrenwerthe Weise in's deutsche Vaterland zurück, was vor der Hand an den Umständen zu scheitern scheint. Der Anhang besteht meistens aus Briefen, die sein politisches Glaubensbekenntniß nur noch deutlicher aussprechen.

Resumé des Referenten: Ein Buch wie das vorliegende ist nicht nach seiner künstlerischen Anlage zu richten, da es kein Talentstück sein soll, sondern nach den Intentionen. Und in dieser Beziehung wird es gewiß nicht ermangeln, seine Leser anzuregen und für die beregte Sache zu interessiren. Mehr will der Verfasser selber nicht. Die Sprache ist edel, klar und oft reich an Aufschwung; auch fehlt es an Kerngedanken nicht, obgleich manches genugsam Bekannte und Anerkannte sich oft zu weit ausspinnt. Doch — **ardua res est vetustis rebus novitatem dare novis auctoritatem.**

Die Ausstattung ist wahrhaft elegant zu nennen.

Deutschlands Seegeltung. In der Handelsmarine ein Kriegsmarine zu erziehen. Von Andresen-Siemens, Schiffbauer. Robert Kittler. Hamburg 1843.

Was will man mehr, das Bau-Comité für die deutsche Flotte fängt an sich zu vermehren. Die Kiele werden schon zugerichtet, d. h. Federkiele zu Marinenbroschüren. Doch diesmal ist nicht zu klagen; die Dichtung scheint Wahrheit werden zu wollen. Herwegh und Saß haben Marinenverse gezimmert, der ehrenwerthe Herr Andresen tritt mit Beil und Winkeleisen auf, er will Schiffe bauen, er ist ein Mann von Fach. Dagegen läßt sich zuvörderst nichts sagen. Es ist nur die Frage wie der Verfasser den Anfang zu machen meint.

Die leitende Idee der vorliegenden Broschüre ist, wie schon der Titel anzeigt: Deutschland solle sich in der Handelsmarine eine Kriegsmarine erziehen, und S. 10 meint er, es gebe die Kunst des Schiffbaues die Mittel dazu an die Hand. Der Verfasser erzählt, wie er, nach beendigten Lehrjahren, während einer längern Reise auf dem mittelländischen Meere, Gelegenheit gehabt, die mannigfachsten Schiffarten zu beobachten. Es seien ihm aber alle griechischen Schiffe, größere und kleinere darin aufgefallen, daß sie nach einer und derselben Vorschrift sehr kriegsschiffartig, mit fester Verschanzung und Kanonenpforten gebaut erschienen. Es seien diese Schiffe übrigens auch im mittelländischen Meere als Schnellsegler, und das griechische Seevolk als ein vorzugsweises anerkannt. Als lange danach der griechische Freiheitskampf entstanden, hätten die andauernden Berichte von

der Seeüberlegenheit der Griechen über die Türken ihm sein Urtheil über jene Schiffe wiederholt in den Sinn gerufen. Er habe über jenen Bauplan reiflich nachgedacht und gemeint, es sei in dieser Absicht auch wohl ein Gleiches beim deutschen Schiffbau einzurichten möglich. Er habe übrigens im Jahre 1838 dem jetzigen König von Preußen, dem damaligen Kronprinzen, diese in sein Fach schlagenden Ideen zugestellt und darauf eine billigende Antwort erhalten. Durch diese Broschüre aber wolle er seine Ideen einem größern Publicum zugänglich machen.

Der Verfasser bleibt aber keineswegs bei seinen blos fachlichen und professionellen Ideen, über deren Competenz, wenn es so weit sein sollte, Männer von Fach zu entscheiden haben würden, stehen, sondern er hat noch viele Hinblicke auf politische Zwecke. Er sagt S. 42 in seiner originellen Sprache: „Woher kommt bei den Griechen jetzt noch solche Idee, daß ihre Kauffahrer dienen sollen im Kriege? — sind's doch bloße Kauffahrer, und weiter nichts! Ist das noch ihre Türkenkriegs-Idee? — Das sicherlich eben nicht; vielmehr erwächset bei ihren Schiffen, ihnen unwillkürlich der Gedanke; immer neu wird er ihnen! Und so! sähen wir unsre Häfen, statt zu sehr gefüllt mit Lastenschleppern, mehr voll von solchen Schiffen, als der Griechen Art, sehr natürlich erwüchse auch bei uns zu Lande, die Idee der Griechen!" —

Der sinnige Herr Schiffbauer hat also noch andere Constructionen oder wohl Destructionon im Kopfe.

Deutlicher sprechen sich seine politischen Intentionen aus, wenn er im Hinblick auf England spricht. Doch je intentiöser er wird, desto mehr macht uns seine wunderliche Stylform zu schaffen. S. 43 „doch, heißt es wieder, nach Ueberzeugung wieder — wir sind's gewohnt: „Welche Speculationsmethode, welches Umwegsziel?" — Nun, von nichts, kommt nichts, gar nichts; habe mein Bestes vorgebracht: nach Südseefahrt aber käme sicher was — auch wohl Inseln! — Was, England gegenüber? — Immer, immer: „England!" Wenn's aber stürzeu oder bersten würde, über kurz oder lang? Die andern sehen nicht so viel in Rechnung. Und stürzte England! — es gäbe rasend Beute: wer dann nicht selbst was holen kann, der kriegt auch nichts; und wer das Mehrste kriegt, ist einstweils wieder: „England!" — „Gute, gute Weile! Und hervorrufen den Geist, den maritimen Geist, aus — Schiffsfähigkeiten? —

Er kommt bald darauf hinaus, daß sich kein deutsches Einzelvolk für das getheilte Deutschland ereifern würde, und was liegt nun näher als die Universalloosung der deutschen Neuzeit: einiges Deutschland!

Unsererseits aber erlassen wir dem Herrn Andresen das politische Examen, glauben aber gewiß, daß seine praktisch vorgetragenen Fach-Ideen der Prüfung der Sachverständigen wohl werth sind.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

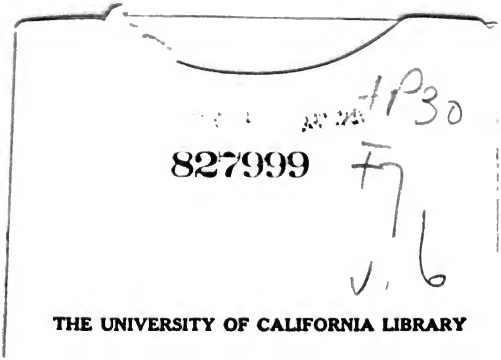
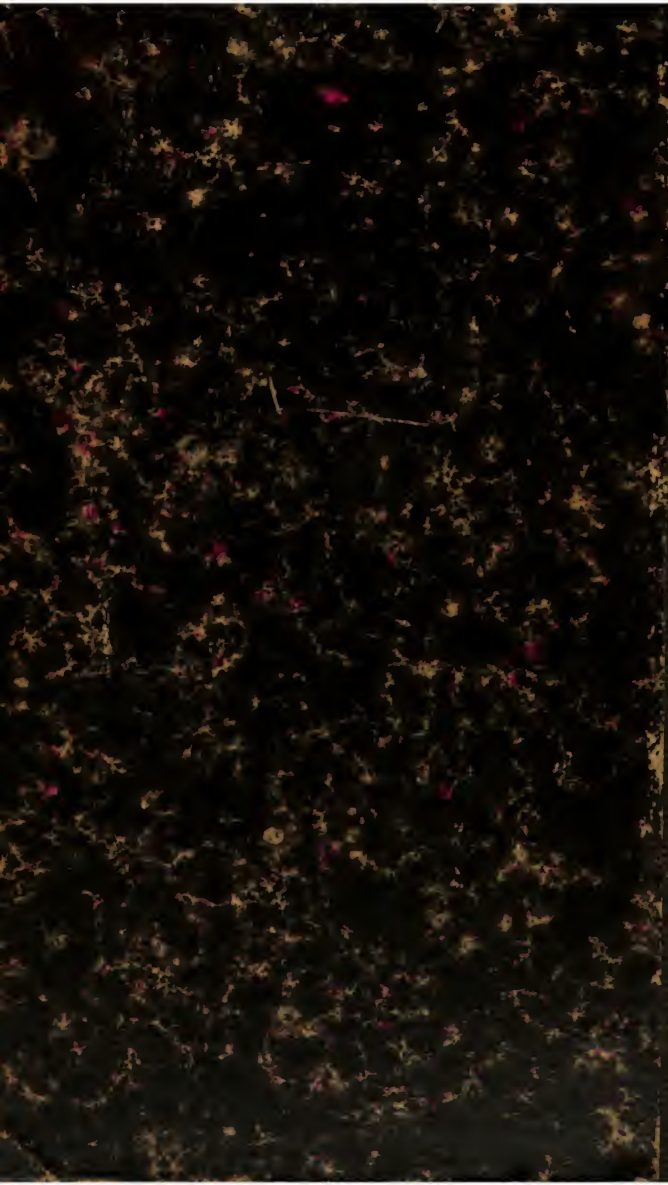
THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

MAR 14 1933

REC. CIR. JAN 18 '77

LD 21-50m-1,'38


827999
THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY